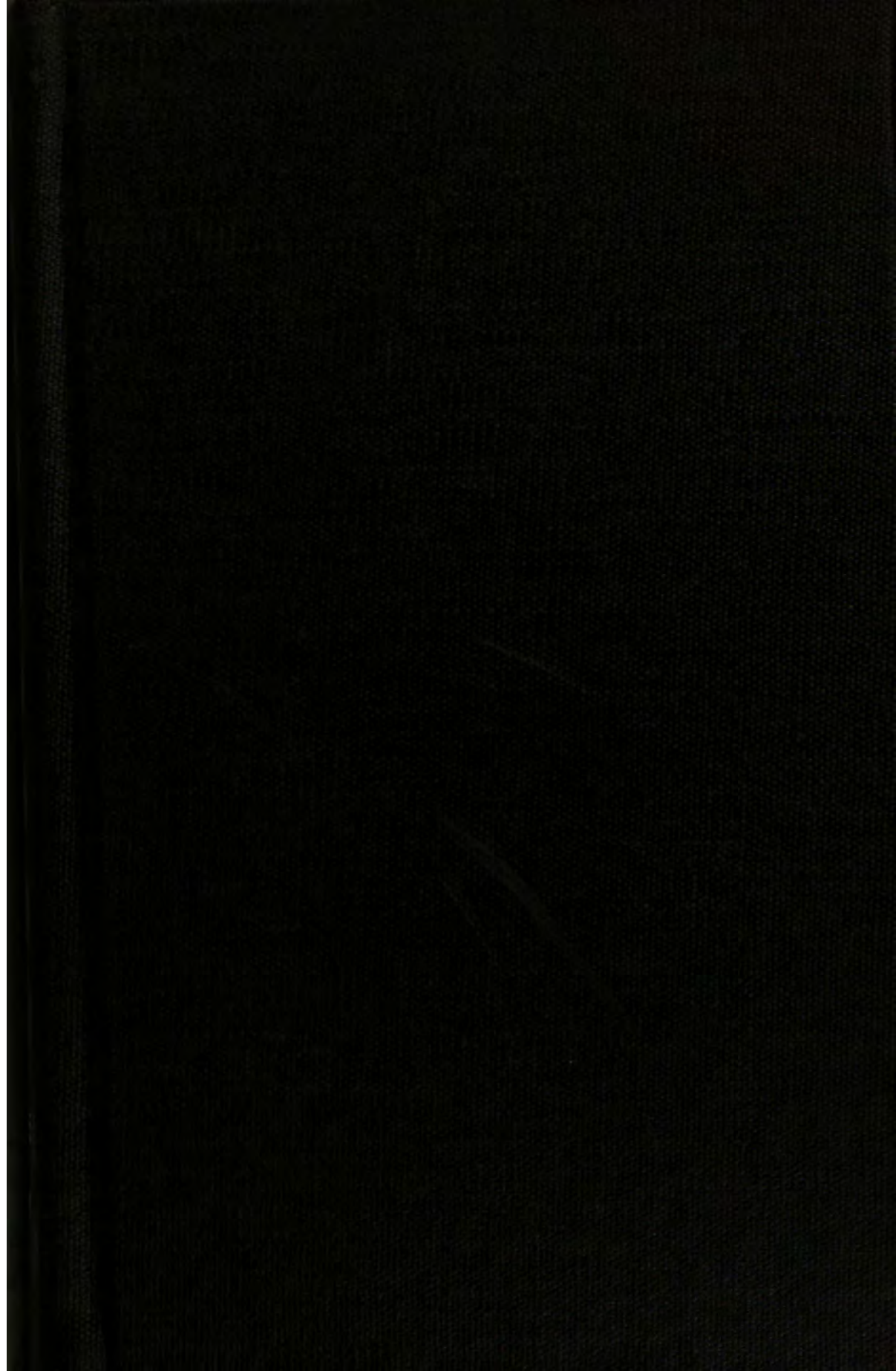






LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

335.05

NZ

v. 39¹

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Heinrich Cunow

*

Neununddreißigster Jahrgang
Erster Band



Stuttgart 1921
Verlag und Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Inhalts-Verzeichnis

(A bedeutet Artikel, N Notiz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an)

I. Revolution und Zeitgeschichte

A. Politische Zeit- und Streitfragen

1. Allgemeines

- Barth, Erwin, Frage und Weltwirtschaft. A 421
 Cassau, Th. O., Die Verwaltungsreform im Reiche. A 518
 Cunow, Heinrich, Die Pariser Konferenzbeschlüsse. A 489
 — Die preussische Landtagswahl und die Parteien. A 537
 — Die Berliner Januarunruhen im Jahre 1919. A 550
 — Zwangsmaßnahmen u. Friedensbruch. A 585
 F. S. K. Köppler, Auswärtige Politik. R 247
 Fehlinger, H., Völkerbund und Friedensvertrag. A 147
 — H. Freimark, Die Revolution als psychische Massenerscheinung. R. 605
 Guske, Wilh., Einheitsstaat u. Selbstverwaltung. A 110 136
 Heichen, A., Die Ökonomie der Reaktion. A 99
 — Die Arbeiterklasse und die Pariser Konferenzbeschlüsse. A 513
 Köppler, A., Wilhelms II. auswärtige Politik. A 441
 Lauschkötter, Fr., R. Kindermann, Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands u. d. Völkert Lebens. R 104
 — G. Schmoller, Zwanzig Jahre deutscher Politik. R 438
 Mayer, Gust., Die Ostmark und die Klassiker der deutschen Sozialdemokratie. A 29
 Stauning, Th., Deutschlands Nachbar — das kleine Dänemark. A 393

2. Amerika

- Cunow, H., Die Bedeutung d. republikanischen Wahlsiegs in Amerika. A 177
 Fehlinger, H., S. Compers, Labor and the Common Welfare. R... 152
 Red., Die Verein. Staaten v. Amerika als Konkurrenten Englands. N.. 24

3. Deutschland

- Fehlinger, H., B. Schnitmann, Preußen-Deutschland oder deutsches Deutschland? R 78
 Heichen, Artur, Ausfuhrabgabe und Handelsbilanz. A 614
 Heinig, R., Warum hungert Deutschland? A 64 89
 Hirsch, P., Die Verfassung des Freistaats Preußen. A 184

- Müller, Th., Zur Abstimmung in Oberschlesien. A 321
 — Die Autonomie Oberschlesiens. A 355
 Perner, R., Hamburgs neue Verfassung. A 120
 Rausch, B., Regierungsbildung in Preußen u. Sozialdemokratie. A 589
 Red., Deutschlands Getreide- und Kartoffelernte. N 560

4. Deutschösterreich

- Brod, J., Die Sterblichkeit in Wien. A 101
 — Der Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich. A 264
 Fehlinger, H., Wirtschaftliche Verhältnisse in Österreich. A 369
 Hift, J., Arbeiterbildungswesen in Wien und Deutschösterreich. N.. 367

5. England

- Cunow, H., Wie sieht's in Irland aus? A 297 332
 Fehlinger, H., Sir G. Arthur, Life of Lord Kitchener. R 80
 — C. F. G. Masterman, The New Liberalism. R 511
 — Thomas, When Labour Rules. R 559
 Lauschkötter, Fr., Max Schippel, Arbeitsgemeinschaften, Betriebsräte und Gewerkschaften in England. R 343
 Red., Die Steigerung der Nahrungsmittelpreise in England. N 560
 Schippel, M., M. Beer, Der britische Sozialismus der Gegenwart. R.. 175

6. Frankreich

- C., H., A. Hamon, Der Sozialismus in Frankreich von 1914 bis 1920. R 55
 Cunow, Heinrich, Dr. John Schikowski, Sitten- und Charakterbilder aus der Französischen Revolution. R 630
 Heichen, A., Französische Finanzen und Finanzpolitik. A 541

7. Japan

- Pagel, Erich, Japans wirtschaftlicher Aufstieg. A 281 312

8. Rußland

- Cunow, Heinrich, Die Zersetzung des Bolschewismus. A 609
 Hurwicz, E., Entdeckungsfahrten eines deutschen Kommunisten. A 399
 Red., Bolschewismus und amerikanischer Kapitalismus. N 607

9. Tschechoslowakei

- Fehlinger, H., Sprachenrecht in der böhmisch-slowakischen Republik. A 37

- Fehlinger, H., Die sozialistischen Par-**
ten in der böhmisch-slowakischen
Publik. A. 562
al Diels, Die Slamen. R. 606

.. Wirtschaftspolitik und -lage

1. Zur Wirtschaftsentwicklung

- Eunow, H., Weltwirtschaftskrise. A 465**
Fehlinger, H., Entwicklung der Erd-
ölindustrie. A. 522
Heichen, A., Die Konzentration in
der Montanindustrie. A. 326 375
— K. Schreyer, Das Handwerk in
der neuen Wirtschaft. R. 366
Kleineibist, R., Umstellung. A. 190
L., F., Walter Bagehot, Das Herz
der Weltwirtschaft. R. 464
Laufkötter, Fr., D. Stillsch, Die wahren
Ursachen unserer Wirtschafts-
und Finanznot. R. 223
— Emil v. d. Boom, Zusammenbruch
und Wiederaufbau. R. 246
Oellerich, O., Zur Lage der See-
schifffahrt. A. 362
Olk, Fr., Die Freigeld-Utopie. A. 316
Red., Deutschlands Außenhandel in
den Jahren 1919 und 1920. N. 56
— Die Entwicklung des Hamburger
Seeschiffsverkehrs. N. 583
— Das Anwachsen des amerikani-
schen Schiffsahrtskapitals. N. 632

2. Verstaatlichung und Sozialisierung

- Heichen, A., Die Sozialisierungspläne**
der Schwerindustrie. A. 225
Landauer, R., Planwirtschaft. A. 249
— Rochmals: Planwirtschaft. A. 472
Laufkötter, F., Emil Lederer, Deutsch-
lands Wiederaufbau und weltwirt-
schaftliche Neueingliederung durch
Sozialisierung. R. 53
Lipshitz, A., K. Marchionini, Ein
Plan zur Sozialisierung der Land-
wirtschaft. R. 365
Sachs, M., Max Schippel, Die Sozia-
lisierungsbewegung in Sachsen. R 199
— Das Sozialisierungsproblem in der
Schwerindustrie. A. 256
— Planwirtschaft u. Sozialisierung. A 448
— G. Werner, Der Weg zur Soziali-
sierung des Kohlenbergbaus. R. 535
— Dr. H. Behnken, Valuta-Elend und
Friedensvertrag. R. 604
Schippel, M., A. Amonn, Die Haupt-
probleme der Sozialisierung. R. 414
Thimm, A., Sozialisierung des Woh-
nungswesens. A. 140
Werner, G., Zur Sozialisierung des
Kohlenbergbaus. A. 129
— Die Sinnisierung der Kohlenwirt-
schaft. A. 218
Wissell, R., Kohlensozialisierung. A. 93

3. Agrarfrage

- Andrée, Ernst, Sozialdemokratie und**
Agrarfrage. A. 347
Lipshitz, A., H. Wittig, Die Land-
wirtschaft der Zukunft. R. 364
— A. Hink, Die Landgemeinde als
Einkaufsgenossenschaft. R. 365
— K. Marchionini, Ein Plan zur So-
zialisierung der Landwirtschaft. R 365
— C. Kugler, Leistungen der bayer-
ischen Landwirtschaft. R. 366
Paegel, W., Die preussische Agrar-
gesetzgebung seit der Revolution. A 382

C. Sozialpolitik und Arbeiterschutz

1. Allgemeines

- Biensfeldt, Dr., Die Beitragsleistung**
zur Arbeitslosenversicherung. A. 338
Brod, Jakob, Der Anschluß Deutsch-
österreichs an das Deutsche Reich
und die Sozialversicherung. A. 264
Fehlinger, H., Eckardt und Kufig,
Das internationale Arbeitsrecht
im Friedensvertrag. R. 151
— H. M. Vernon, The Speed of Ad-
aptation of Output to Altered Hours
of Work. R. 439
Flatow, G., Koalition und Koalitions-
freiheit. A. 567 595
Guske, W., Die Reform der Sozial-
versicherung. A. 236
Heichen, A., Dr. C. Bruner, Die Ar-
beitergewinnbeteiligung. R. 390
Laufkötter, Fr., K. Kumpmann, Die
Arbeitslosigkeit und ihre Bekämp-
fung. R. 509
Lehmann, Henni, Private und öffent-
liche Wohlfahrtspflege. A. 144
— Zum Entwurf eines Reichs- und
Jugendwohlfahrtsgesetzes. A. 484
Moeglich, A., Forderungen an das
neue Betriebsbilanzgesetz. A. 17

2. Wohnungspolitik

- Sachs, M., Parteitag u. Wohnungs-**
frage. A. 40
— Dr. L. Pohle, Wohnungsfrage. R 628
Thimm, A., Sozialisierung des Woh-
nungswesens. A. 140

3. Steuerfragen

- Keil, Wilh., Das Fiasko der Besitz-**
steuern. A. 495
Maier, R. H., Der Charakter der
neuen Kapitalertragsteuer. A. 13

4. Rechtsreform

- Flatow, G., W. Kaskel, Das neue**
Arbeitsrecht. R. 507
— S. Rosenfeld, Das neue Land-
arbeitsrecht. R. 508

- Guske, W., Zur Reform des Rechts. A 32
 Radlof, L., G. Radbruch, Einführung
 in die Rechtswissenschaft. R 246

II. Geschichte und Theorie des Sozialismus

Arbeiterbewegung

1. Geschichte des Sozialismus

- Berg, W., Saint-Simon und seine
 Schule. A 211 230 259
 Cunow, Heinrich, Zum Parteitag in
 Kassel. A 25
 — Das Lebenswerk von Friedrich
 Engels. A 201
 — Neuere Schriften über Engels. A 602
 Engels, Friedrich, Joel Jacoby. A .. 208
 Lauskötter, Fr., Heinrich Diegel, Bei-
 träge zur Geschichte des Sozialis-
 mus und Kommunismus. R 582
 Molkenbuhr, Herm., Aus früheren
 Kampftagen. A 7
 Nørgaard, Peder, Neue Engels-
 Briefe. A 545

2. Theorie des Sozialismus

- Cunow, H., Zur Programmrevision. A 1
 — Produktionsweise u. Produktions-
 verhältnisse nach Marxscher Auf-
 fassung. A 403 426
 Engels, Fr., Hegel u. die Marxsche
 Kritik der politischen Ökonomie. A 417
 Kramold, U., Marxismus und Kriti-
 zismus. A 478 499
 Lauskötter, Fr., Das proletarische
 Selbstbewußtsein. A 81
 — F. v. Degenfeld-Schonburg, Die
 Motive des volkswirtschaftlichen
 Handelns u. der deutsche Marxis-
 mus. R 461
 — Das soziale Experiment. A 529

3. Arbeiterbewegung

- Cunow, Heinr., Der Auflösungspro-
 zess der U. S. P. A 105
 G., W., W. Kufemann, Der Gewerk-
 schaftsgedanke in der Beamten-
 bewegung. R 389
 Lauskötter, Fr., August Pieper, Von
 der Arbeiterbewegung zum Ar-
 beiterstand. R 22
 Müller, Herm., S. Nestriepke, Die
 Gewerkschaftsbewegung. R 509
 Red., Karl Legien † 345
 — Franz Diederich † 561

4. Rätesystem

- Flatow, G., Fr. Kleeis, Der Betriebs-
 rat. Wegweiser durch das Be-
 tribsrätegesetz. R 507
 — Paul Umbreit, Das Betriebsräte-
 gesetz. R 507

- Lauskötter, Fr., M. Schippel, Ar-
 beitsgemeinschaften, Betriebsräte
 und Gewerkschaften in England. R 343
 Moeglich, U., Forderungen an das
 neue Betriebsbilanzgesetz. A 17

III. Bildungswesen, Philosophie, Literatur und Kunst

Frauenfragen, Jugendbewegung

1. Bildungswesen

- Heichen, U., Die Reform der staats-
 wissenschaftlichen Studien. R ... 246
 Hift, J., Arbeiterbildungswesen. N. ... 367
 — Fr. J. Scheidl, Der neue Geschichts-
 unterricht. R 558
 Kramold, U., Mißerfolg der Volks-
 hochschule? A 122
 Lohmann, R., Kritisches zum Schul-
 programm der U. S. P. A 57
 Schmidt, F. J., Amos Comenius. A 153

2. Philosophie

- Kramold, U., Der Untergang des
 Abendlandes. A 158
 — Marx und Engels als Philosophen.
 A 273 303 476
 Staudinger, F., Marx als ökonomi-
 scher Transzendentalphilosoph. A 453
 Tönnies, Ferd., Spinoza u. Marx. A 573
 Vorländer, K., Neuauflagen der
 Philosophischen Bibliothek. A ... 197
 — Marx, Engels und Kant. A 430
 — Philosophie und Philosophiege-
 schichte. A 619

3. Religion

- Sommer, B., Religiöse Täuschungen. A 69
 — Dr. Müller-Freienfels, Psycholo-
 gie der Religion. R 341
 — P. Feldkeller, Die Idee der rich-
 tigen Religion. R 341

4. Literatur

- Grösch, Rob., E. Hahnwald, Peter
 Schlemihls Erlösung. R 390
 H., J., Romain Rolland, Liliu. R. 272
 — Otto Braun, Aus nachgelassenen
 Schriften eines Frühvollendeten. R 462
 — Bernard Shaw, Die Geliebte
 Shakespeares u. andere Essays. R 630
 Hift, J., R. Silberer, An einen Pagen. R 200
 — Ed. Kaufmann, Mütter. R 248
 — Karl Hauptmann, Der Mörder. R 320
 — Steph. Zweig, Romain Rolland. R 342
 Kl., U. S. Zeiz, Die roten Tage. R 440
 — Alice Berend, Junger Winde. R 483
 — Lebenserinnerungen. R 557
 Kliche, J., Ein Dichterschicksal (Alfons
 Pechold). A 74
 — M. Drever, Die Insel. R 128
 — J. Walushek, Enthüllte Seelen. R 128

Kliche, J., Ernst Zahn, Lotte Ehlinger. R	128
— F. Braun, Träume in Vinea. R	128
— Neue Literaturgeschichtswerke. R	172
— W. Mann, Aufruf. R	224
— W. v. Molo, Langensche Auswahlbände. R	224
— Liebesnovellen aus der italienischen Renaissance. R	224
— Zeitgeschichtliche Profile. A	459
— Ein niederdeutscher Dramatiker. A	599
— Martin Wenck, Friedrich Naumann. R	606
L., Leo Heller, Neue Gedichte. R	23
— E. v. Bonin, Die Versuchungen des Herzens. R	79
— Die neue Landhausbücherei. R	79
— Ernst Preczang, Das Vortragsbuch. R	176
— H. Neuenhagen, Front u. Fron. R	223
— Francis Jammes, Dichter Ländlich. R	60
L., Joh. Fersch, Der Umsturz der Ehe. R	79
— Am Kreuzweg der Liebe. R	344
L., Karl Bröger, Die vierzehn Nothelfer. R	176
— Emil Roniger, Drei bebutfame Geschichten. Die lautere Quelle. R	298
— Jakob Rasquin, Herzschläge. R	463
— Paul Jech, Der Wald. R	512
— Heinrich Schulz, Der kleine Jan. R	536
— Theodor Thomas, Die verjüngte Frau. R	632
Lessen, L., Robert Seidel. A	193
ln., P. Jech, Golgatha. R	55
— Th. Zell, Der Hund. R	464
— Auguste Supper, Der Weg nach Dingsda. R	631
n., W. Meyer-Förster, Die Liebe der Jugend. R	344
Norländer, K., K. Nögel, Tolstoi und wir. R	54

5. Kunst, Musik

Guttmann, A., Was ist ein Volkslied? A	115
Kl., Karl Quenzel, Der Maler Feuerbach. R	79
Schikowski, J., Die Ästhetik der Postmarke. A	290

6. Frauenfragen

Blos, A., Die Rahel als Vorkämpferin der modernen Frauenbewegung. A	267
— Der erste deutsche Frauenroman. A	626
Lehmann, Henni, M. E. Lüders, Die Entwicklung der gewerblichen Frauenarbeit im Kriege. R	295
— Die Frauen und die Partei. A	335
Panitz, K., Wie wählen die Frauen? A	242

7. Jugendbewegung

Enel, K., Jugendbewegung u. Partei. A	166
L., L., Das Weimar der arbeitenden Jugend. R	391
Sch., M., Karl Voigt, Der Arbeiterjugendverein. R	416

IV. Geschichte, Länder- und Völkerkunde

Eunow, H., C. Selzer-Sachs, Frauenleben im Reiche der Azteken. R	126
Fehlinger, H., W. Volz, Zwei Jahrtausende Oberschlesien. R	175
Laufkötter, Friedr., M. Stimming, Deutsche Verfassungsgeschichte. R	581
— R. Schwemer, Vom Bund zum Reich. R	581
Sommer, L. M. Hartmann, Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. 5. Band: Das späte Mittelalter. Von Kurfürst Kasar. R	534

V. Naturwissenschaften, Gesundheitswesen, Technik

Berger, B. Barink, Einführung in die anorganische Chemie. R	248
— G. Sommer, Geistige Veranlagung und Vererbung. R	271
— H. Niehe, Allgemeine Biologie. R	392
Brod, J., Die Sterblichkeit in Wien. A	101
Gräf, Ed., Krüppelfürsorge. A	387
L., Annie Harrar, Kaffe. R	392
Schoen, Max, Röntgenstrahlen. A	285
— Die Relativitätstheorie. A	410
Schulz, O., Apothekenreform. A	576
V., K., A. Meffer, Natur und Geist. R	127

Autoren-Verzeichnis

(Die Zahlen geben die Seiten an)

1. Artikel

Andrée, Ernst, Sozialdemokratie und Agrarfrage	347
Barth, Erwin, Bfrage und Welt Herrschaft	421
Berg, W., Saint-Simon und seine Schule	211 230
Biensfeldt, Dr., Die Beitragsleistung zur Arbeitslosenversicherung	338

Blos, A., Die Rahel als Vorkämpferin der modernen Frauenbewegung	267
— Der erste deutsche Frauenroman	626
Brod, J., Die Sterblichkeit in Wien	101
— Der Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich und die Sozialversicherung	264
Cassau, Th. O., Die Verwaltungsreform im Reich	518

Cunow, H., Zur Programmrevision	1	Kranold, Alb., Mißerfolg der Volkshochschule?	122
— Zum Parteitag in Kassel	25	— Der Untergang des Abendlandes	158
— Der Auflösungsprozeß der U.S.P.	105	— Marx und Engels als Philosophen	273 303 476
— Die Bedeutung d. republikanischen Wahlsiegs in Amerika	177	— Marxismus und Kritizismus	478 499
— Das Lebenswerk von Fr. Engels	201	Landauer, K., Planwirtschaft	249
— Wie sieht's in Irland aus?	297 332	— Nochmals zur Frage d. Planwirtschaft	472
— Produktionsweise und Produktionsverhältnisse nach Marx'scher Auffassung	403 426	Laufkötter, Fr., Das proletarische Selbstbewußtsein	81
— Die Weltwirtschaftskrise	465	— Das soziale Experiment	529
— Die Pariser Konferenzbeschlüsse	489	Lehmann, Henni, Private und öffentliche Wohlfahrtspflege	144
— Die preußischen Landtagswahlen und die Partei	537	— Die Frauen und die Partei	335
— Die Berliner Januarunruhen im Jahre 1919	550	— Zum Entwurf eines Reichs- und Jugendwohlfahrtsgesetzes	484
— Zwangsmaßnahmen u. Friedensbruch	585	Lessen, L., Robert Seidel	193
— Die Zersetzung des Bolschewismus	609	Lohmann, K., Kritisches zum Schulprogrammmentwurf der U.S.P.	57
Enel, K., Jugendbewegung und Partei	166	Maier, K. H., Der Charakter der neuen Kapitalertragsteuer	13
Engels, Friedrich, Joel Jacoby	208	Mayer, G., Die Ostmark und die Klassiker d. deutschen Sozialdemokratie	29
— Hegel und die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie	417	Moeglich, A., Forderungen an das neue Betriebsbilanzgesetz	17
Fehlinger, H., Sprachenunrecht in der böhmisch-slowakischen Republik	37	Molkenbuhr, Herm., Aus früheren Kampfstagen	7
— Völkerbund und Friedensvertrag	147	Müller, Th., Zur Abstimmung in Oberschlesien	321
— Wirtschaftliche Verhältnisse in Österreich	369	— Die Autonomie Oberschlesiens	355
— Entwicklung der Erdölindustrie	522	Nörsgaard, Ped., Neue Engels-Briefe	545
— Die sozialistischen Parteien in der böhmisch-slowakischen Republik	562	Oellerich, D., Zur Lage der Seefischerei	362
Flatow, Georg, Koalition und Koalitionsfreiheit	567 595	Olk, Fr., Die Freigeld-Utopie	316
Gräf, Ed., Krüppelfürsorge	387	Paeßel, W., Die preußische Agrargesetzgebung seit der Revolution	382
Guske, W., Zur Reform des Rechts	32	Pagel, Erich, Japans wirtschaftlicher Aufstieg	281 312
— Einheitsstaat und Selbstverwaltung	110 136	Panik, K., Wie wählen die Frauen?	242
— Die Reform der Sozialversicherung	326	Perner, Hamburgs neue Verfassung	120
Guttman, A., Was ist ein Volkslied?	115	Rausch, W., Regierungsbildung in Preußen und Sozialdemokratie	589
Heichen, A., Die Ökonomie d. Reaktion	99	Sachs, M., Parteitag und Wohnungsfrage	40
— Sozialisierungspläne der Schwerindustrie	225	— Das Sozialisierungsproblem in der Schwerindustrie	256
— Die Konzentration in der Montanindustrie	326 375	— Planwirtschaft und Sozialisierung	448
— Die Arbeiterklasse und die Pariser Konferenzbeschlüsse	513	Schikowski, J., Die Ästhetik der Postmarke	290
— Französische Finanzen u. Finanzpolitik	541	Schmidt, Ferd. Jak., Amos Comenius	153
— Ausfuhrabgabe u. Handelsbilanz	614	Schoen, M., Röntgenstrahlen	285
Heinig, K., Warum hungert Deutschland?	64 89	— Die Relativitätstheorie	410 435
Hirsch, P., Die Verfassung des Freistaats Preußen	184	Schulz, D., Apothekenreform	576
Hurwicz, E., Entdeckungsfahrten eines deutschen Kommunisten	399	Sommer, Br., Religiöse Täuschungen	69
Keil, Wilh., Das Fiasko der Besitzsteuern	495	Staudinger, F., Marx als ökonomischer Transzendentalphilosoph	453
Kleineibst, R., Umstellung	190	Stauning, Th., Deutschlands Nachbar — das kleine Dänemark	395
Kliche, J., Ein Dichterschiedsal	74	Thimm, A., Sozialisierung des Wohnungswesens	140
— Neue Literaturgeschichtswerke	172	Tönnies, Ferd., Spinoza und Marx	573
— Ein niederdeutscher Dramatiker	599	Vorländer, K., Neuausgaben d. Philosophischen Bibliothek	197
Köster, A., Wilhelms II. auswärtige Politik	441		

Vorländer, K., Marx, Engels u. Kant	430
— Philosophie und Philosophiegeschichte	619
Werner, O., Zur Sozialisierung des Kohlenbergbaus	129
— Sinnisierung d. Kohlenwirtschaft	218
Wissell, K., Kohlensozialisierung	93
*** Karl Legien †	345
*** Franz Wiederich †	561

2. Rezensionen

Amonn, A., Die Hauptprobleme der Sozialisierung (Schippel)	414
Aristoteles, Von den Kategorien. Die Lehre vom Satz. Herausgegeben von Dr. Rolles (Vorländer)	197
Arthur, Sir O., Life of Lord Kitchener (Fehlinger)	80
Bagehot, W., Das Herz der Weltwirtschaft, die Lombardenstraße (F. L.)	464
Baluschek, H., Enthüllte Seelen (Kliche)	128
Barink, B., Einführung in die anorganische Chemie (Berger)	248
Beer, M., Der britische Sozialismus der Gegenwart (Schippel)	175
Behnen, H., Valuta-Elend (M. E.)	604
Berend, Alice, Jungfer Vindchen (Kl.)	488
Bernhard, L., Was wird aus dem Völkerbund? (Fehlinger)	149
Bonin, E. v., Die Versuchungen des Herzens (L.)	79
Boom, E. v. d., Zusammenbruch und Wiederaufbau (Laußkötter)	246
Braun, F., Träume in Vineta (Kliche)	128
Braun, O., Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten (J. H.)	462
Bröger, K., Vierzehn Nothelfer (L. L.)	176
Brombacher, K., Der deutsche Bürger im Literaturspiegel (Kliche)	174
Degenfeld-Schonburg, F. v., Die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns und der deutsche Marxismus (Laußkötter)	461
Descartes, René, Regeln zur Leitung des Geistes. Herausgegeben von Dr. A. Buchenau (Vorländer)	197
Diels, Paul, Die Slawen (Fehlinger)	606
Diegel, Heinr., Beiträge z. Geschichte des Sozialismus u. Kommunismus (Laußkötter)	582
Drahn, Ernst, Friedrich Engels. Ein Lebensbild (Cunow)	602
— Friedrich-Engels-Brevier (Cunow)	602
Dreyer, M., Die Insel (Kliche)	128
Eckardt, P. und E. Kutig, Das internationale Arbeitsrecht im Friedensvertrag (Fehlinger)	151
Erzberger, M., Erlebnisse im Weltkrieg	48
Eucken, R., Lebenserinnerungen (Kl.)	559
Feldkeller, P., Die Idee der richtigen Religion (Sommer)	341

Fersch, Joh., Der Umsturz der Ehe (L.)	79
— Am Kreuzweg der Liebe (L.)	344
Fichte, Rechtslehre. Herausgegeben von Hans Schulz (Vorländer)	199
Fischer, Joh., Köpfe der Gegenwart, das alte u. das neue System (Kliche)	459
Freimark, H., Die Revolution als psychische Massenerscheinung	605
Goedeckemeyer, A., Die Idee vom ewigen Frieden (Vorländer)	199
Goldschmidt, A., Moskau 1920. Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands (Hurwicz)	399
Gompers, S., Labor and the Common Welfare (Fehlinger)	152
Gruner, E., Die Arbeitergewinnbeteiligung (Reichen)	390
Hahnwald, E., Peter Schlemihls Erlösung (Grösch)	390
Hamon, A., Der Sozialismus i. Frankreich von 1914 bis 1920 (H. E.)	55
Harrar, A., Rasse (L.)	392
Hartmann, L. M., Weltgeschichte in gemeinverständl. Darstellg. 5. Bd.: Das späte Mittelalter (Sommer)	534
Hauptmann, Karl, Der Mörder (Hift)	320
Hegel, Die germanische Welt. Herausgegeben von O. Lasson (Vorländer)	198
Heilberg, Ad., Die privatrechtlichen Bestimmungen des Friedensvertrages (Fehlinger)	151
Heller, Leo, Neue Gedichte (L.)	23
Hink, A., Die Landgemeinde als Einkaufsgenossenschaft (Lipschitz)	365
Jammes, Francis, Dichter Ländlich (L.)	607
Kaskel, W., Das neue Arbeitsrecht (Flatow)	507
Kaufmann, Ed., Mütter (Hift)	248
Ken, Ellen, Rabel (Wlos)	267
Kindermann, K., Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands und des Völkerlebens (Laußkötter)	104
Klees, Fr., Der Betriebsrat (Flatow)	507
Kober, A. H., Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland (Kliche)	173
Krause, K. F. Chr., Entwürfe eines europäischen Staatenbundes. Herausgegeben v. H. Reichel (Vorländer)	199
Kugler, E., Leistungen der bayerischen Landwirtschaft (Lipschitz)	366
Kumpmann, K., Die Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung (Laußkötter)	509
Kusmann, W., Der Gewerkschaftsgedanke in der Beamtenbewegung (W. O.)	389
Lasson, O., Hegel als Geschichtsphilosoph (Vorländer)	198
Lederer, E., Deutschlands Wiederaufbau und weltwirtschaftliche Neueingliederung durch Sozialisierung (Laußkötter)	53
Linden, Ilse, Literarische Visionen (Kliche)	174

Löffler, K., Auswärtige Politik (H. F.)	247	Schwemer, K., Vom Bund zum Reich (Laufkötter)	581
Lüders, M. E., Die Entwicklung der gewerblichen Frauenarbeit im Kriege (Lehmann)	295	Seler-Sachs, Cécile, Frauenleben im Reich der Azteken (Cunow)	126
Maderno, A., Deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart (Kliche)	172	Shaw, Bernard, Die Geliebte Shakespeares und andere Essays (J. H.)	630
Mann, Viktor, Aufruhr (Kliche)	224	Silberer, Rose, An einen Pagen (Hift)	200
Marchionini, K., Ein Plan zur Sozialisierung der Landwirtschaft (Lipschitz)	365	Sommer, O., Geistige Veranlagung und Vererbung (Berger)	271
Masterman, C. F. W., The New Liberalism (Fehlinger)	511	Spengler, Oswald, Der Untergang des Abendlandes (Kranold)	158
Messer, A., Natur und Geist (K. V.)	127	Stammeler, Wolfgang, Geschichte der niederdeutschen Literatur (Kliche)	174
Meurer, Chr., Die Grundlagen des Versailler Friedens und der Völkerbund (Fehlinger)	148	Stillich, D., Die wahren Ursachen unserer Wirtschafts- und Finanznot (Laufkötter)	223
Meper-Förster, W., Die Liebe der Jugend (-n.)	344	Stimming, M., Deutsche Verfassungsgeschichte (Laufkötter)	581
Miehe, S., Allgem. Biologie (Berger)	392	Supper, Auguste, Der Weg nach Dingsda (In)	631
Molo, W. v., Langensche Auswahlbände (Kliche)	224	Temperlen, J. W. B., A History of Peace Conference of Paris. 1. Bd. (Fehlinger)	151
Müller-Freienfels, Psychologie der Religion (Sommer)	341	Thomas, J. H., When Labour Rules (Fehlinger)	559
Nestriepke, S., Die Gewerkschaftsbewegung (Müller)	509	Thomas, Theodor, Die verjüngte Frau (L. L.)	632
Neuenhagen, S., Front und Fron (L.)	223	Turba, Fr., Das Nationalitätenproblem u. d. Völkerbund (Fehlinger)	151
Nögel, K., Tolsstol und wir (Vorländer)	54	Umbreit, Paul, Das Betriebsrätegesetz (Fiatow)	507
Negold, A., Das rauhe Leben (Kliche)	67	Unger, E., Politische Köpfe des sozialistischen Deutschlands (Kliche)	460
Nieper, Aug., Von der Arbeiterbewegung 3. Arbeiterstand (Laufkötter)	22	Vernon, J. M., The Speed of Adaptation of Output to Altered Hours of Work (Fehlinger)	439
Pohle, Dr. L., Die Wohnungsfrage (M. Sachs)	628	Voigt, K., Der Arbeiterjugendverein (M. Sch.)	416
Preczang, E., Das Vortragsbuch (L.)	116	Volz, Wilh., Zweihunderttausend Ober-schlesien (Fehlinger)	175
Quenzel, K., Der Maler Feuerbach (Kl.)	79	Walbener, W. von, Lebenserinnerungen (Kl.)	557
Rabbruch, O., Einführung i. d. Rechtswissenschaft (Radlof)	246	Wend, Mart., Fr. Naumann (Kliche)	606
Rasquin, J., Herzschläge (L. L.)	463	Werner, O., Der Weg 3. Sozialisierung des Kohlenbergbaus (Sachs)	535
Rolland, Romain, Liluli (J. H.)	272	Wittig, J., Die Landwirtschaft der Zukunft (Lipschitz)	364
Roniger, E., Drei behutame Geschichten. Die lautere Quelle (L. L.)	296	Wundt, W., Erlebtes u. Erkanntes (Kl.)	557
Rosenfeld, S., Das neue Landarbeitsrecht (Fiatow)	508	Zahn, E., Letzte Ehrlinger (Kliche)	128
Scheidt, Fr. J., Der neue Geschichtsunterricht (Hift)	558	Zech, P., Golgatha (In.)	55
Schikowski, Dr. John, Sitten und Charakterbilder aus der Französischen Revolution (Cunow)	630	— Der Wald (L. L.)	512
Schippel, M., Die Sozialisierungs-bewegung in Sachsen (Sachs)	199	Zeiz, A. H., Die roten Tage (Kl.)	440
— Arbeitsgemeinschaft, Betriebsräte und Gewerkschaften in England (Laufkötter)	343	Zell, Th., Der Hund (In.)	464
Schleich, K. L., Besonnte Vergangenheit (Kl.)	557	Zweig, St., Romain Rolland (Hift)	342
Schmoller, O., Zwanzig Jahre deutscher Politik (Laufkötter)	438	*** Die Reform d. staatswissenschaftlichen Studien (Heichen)	246
Schnittmann, W., Preußen-Deutschland oder deutsches Deutschland? (Fehlinger)	78	*** Vorwärts-Almanach (M. Sch.)	270
Schrepfer, K., Das Handwerk in der neuen Wirtschaft (Heichen)	336	*** Das Weimar der arbeitenden Jugend (L. L.)	391
Schulz, Heint., Der kleine Jan (L. L.)	536	*** Sozialdemokr. Handbuch (M. Sch.)	416
		*** Friedrich Engels' politisches Vermächtnis (Cunow)	602

173
v. 39

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 1

Ausgegeben am 1. Oktober 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Programmrevision

Von Heinrich Cunow

»Jeder Schritt wirklicher Bewegung ist wichtiger als ein Duzend Programme.« (Marx in einem an Bracke gerichteten Briefe vom 5. Mai 1875.)

»Nach meiner Ansicht hat das Programm so kurz und präzise als möglich zu sein. Selbst wenn auch einmal ein Fremdwort oder ein nicht auf den ersten Blick in seiner ganzen Tragweite zu erfassender Satz vorkommt, schadet das nichts. Der mündliche Vortrag in den Versammlungen, die schriftliche Erklärung in der Presse tut da alles Nötige, und der kurze, prägnante Satz befestigt sich dann, einmal verstanden, im Gedächtnis, wird Schlagwort.« (Engels in seiner Kritik des Programmentwurfs 1891, Neue Zeit, 20. Jahrgang, 1. Band, S. 5.)

Um der Beratung der Programmfragen auf dem bevorstehenden Parteitag zu Kassel eine gewisse Grundlage und Zielrichtung zu geben, hat der Parteivorstand von einer Reihe bekannter Parteigenossen Gutachten und Vorschläge zum neuen Programm eingefordert und diese, zu einer Schrift vereinigt, im Verlag der Berliner Vorwärtsbuchhandlung erscheinen lassen,¹ ein praktisches Verfahren, das nicht nur geeignet ist, die Debatten in Kassel inhaltlich zu konzentrieren und abzukürzen, sondern das auch der großen Masse der Parteigenossen ermöglicht, sich schon vor der Tagung mit den verschiedenen Vorschlägen bekanntzumachen und daher der Programmdebatte in Kassel mit größerem Verständnis zu folgen.

Im ganzen sind fünfundzwanzig gutachtliche Äußerungen eingegangen, die die verschiedenartigsten programmatischen Fragen betreffen: die politische Verfassung und Staatsverwaltung der neuen deutschen Republik und ihrer Gliedstaaten, Wirtschaftspolitik und Sozialisierung, Frauenfrage, Staat und Kirche, öffentliche Rechts- und Gesundheitspflege, Arbeiterschutzgesetzgebung, Wohnungsfrage und Bodenspekulation, Steuerfrage, Kommunalpolitik usw. Nur über die Agrarfrage hat sich keiner der Gutachter geäußert, und ebensowenig hat einer der Beitragslieferer den Versuch gemacht, als Einleitung in die praktischen Forderungen eine ähnliche Formulierung unserer theoretischen Grundauffassungen auszuarbeiten, wie sie das Gothaer und das Erfurter Parteiprogramm enthält. Genosse Karl Vorländer beschäftigt sich zwar in der Abhandlung, die er zum Programmbuch beigegeben hat, mit den »philosophischen Grundlagen unseres Parteiprogramms«; aber er stellt weder bestimmte theoretisch-programmatische Grundsätze noch daraus abgeleitete Forderungen auf, sondern beschränkt sich darauf, den Zu-

¹ Das Programm der Sozialdemokratie. Vorschläge zu seiner Erneuerung. Berlin 1920, Buchhandlung Vorwärts. 176 Seiten.

sammenhang verschiedener sozialistischer, richtiger marxistischer Anschauungen mit der deutschen klassischen Philosophie, besonders mit Kant und Hegel, nachzuweisen.

Da der Versuch sehr verlockend war, nach dem Schema des Erfurter Programms auch dem neuen Programm eine unsere Ansichten über Richtung und Ziel der gesellschaftlichen Gesamtentwicklung kurz skizzierende theoretische Einleitung voraufgehen zu lassen, so vermag ich nur anzunehmen, daß die Gründe, die mich bestimmt haben, mich im Heft 16 (vom 16. Juli 1920) gegen die Abfassung eines sogenannten neuen theoretischen Programms auszusprechen, in weiteren Parteikreisen Zustimmung gefunden haben, oder daß, soweit einzelne Entschäfter sich daran gemacht haben, entsprechende Vorschläge auszuarbeiten, sie bei der Arbeit bald von ihrem Vorhaben zurückgekommen sind.

In einigen Parteiblättern haben freilich meine Ausführungen über den theoretischen Teil des Erfurter Programms Einwände und Bedenken ausgelöst. Daß manche Sätze dieses Programms veraltet und wissenschaftlich nicht mehr haltbar sind, wird allgemein zugegeben; aber, so heißt es, für die Aufstellung eines Aktionsprogramms sei doch in erster Linie das Ziel, das wir erreichen wollen, maßgebend; denn die Gemeinschaftlichkeit des Strebens und Wollens für die nächste Zeit setze ein Einverständnis über das sogenannte Endziel, das erreicht werden soll, voraus. Nur aus einer allgemeinen gleichen Grundanschauung heraus ließen sich daher allgemein verbindende Regeln für die politischen Aktionen der Partei in den nächsten Jahren festlegen; wäre aber das der Fall, dann müßten diese gemeinsamen Grundanschauungen auch ihren entsprechenden Ausdruck im Programm finden usw.

Diese Argumentation übersieht, worum es sich unter den heute gegebenen Umständen handelt. Ich bin mir nicht bewußt, ein Feind der Theorie, auch nicht eines ferne Ziele weisenden, feste Grundanschauungen vertretenden theoretischen Programms zu sein, und ich hoffe, daß auch unsere Partei in nicht zu ferner Zeit wieder zur Formulierung ihrer theoretischen Grundauffassungen in einem Lehrprogramm kommen wird; aber Voraussetzung dafür ist eine gewisse allgemeine Einheitlichkeit und Übereinstimmung der Grundauffassungen, und diese Voraussetzung ist meines Erachtens heute nicht vorhanden. Widersprechende theoretische Grundauffassungen aber nur, um ein nach allen Richtungen ausgebautes, möglichst vollständiges Parteiprogramm zu haben, zu einem Kompromiß zusammenzufassen, hat keinen Zweck, denn die Sicherheit und Einheitlichkeit der Parteibewegung wird dadurch nicht gefördert; im Gegenteil tauchen, sobald die verschiedenen Auffassungen irgendwo bei einer Frage in Konflikt miteinander geraten, sofort die bekannten Programmfreitigkeiten auf. Ein theoretisches Programm hat meines Erachtens, wie ich schon in dem vorerwähnten Artikel »Zur Kritik des Erfurter Parteiprogramms« ausgeführt habe, nur dann einen Zweck, wenn es »von dem Verständnis der großen Mehrheit der Parteianhängerschaft getragen wird, das heißt gewissermaßen nur der theoretische Ausdruck ihres Erkenntnisstandes ist«.

Wohl ist es nötig, daß eine Partei bei der Festsetzung eines Aktionsprogramms ihr Ziel fest im Auge behält; denn die einzelnen Forderungen eines solchen Programms müssen in der Richtung des Zieles liegen, stellen

sie doch gewissermaßen nur Etappenforderungen auf dem Wege zum Ziele dar. Dieses Ziel ist für uns die Durchführung einer auf einer sozialistischen Wirtschaftsordnung beruhenden Gesellschaft, also die Überführung der heutigen in Privathänden befindlichen Produktionsmittel (Grund und Boden, Fabriken, Maschinen, Werkzeuge, Transportmittel usw.) in gemeinschaftlichen Besitz. Darüber dürften sich wohl so ziemlich alle Parteigenossen einig sein. Aber ein theoretisches Programm, das sich einfach auf die Formulierung dieses gemeinsamen Zieles beschränkt, wäre in seiner Gemeinpläßlichkeit nur ein primitives ideelles Rudiment. Für unsere Theorie und Taktik kommt es nicht nur auf das ferne Ziel an, sondern auch auf den Weg zum Ziel, auf die Frage, wie wir das Ziel erreichen, welche Entwicklungsrichtung also die heutige Gesellschaft nimmt. Und diese Frage wieder hängt mit der anderen zusammen: Welche Bedingungen hat die bisherige Entwicklung für den Fortschritt zu unserem Ziel hervorgebracht und welche Richtung muß demnach gemäß diesen Bedingungen eingehalten werden? Sind wir uns aber über diese Fragen ebenso einig wie über das Ziel, das wir zu erstreben haben?

Wer behauptet wohl, der theoretische Teil des Erfurter Programms sei deshalb veraltet, weil er ein unrichtiges Ziel als erstrebensnötig hinstellt? Niemand! Die Veraltung liegt darin, daß einerseits das Erfurter Programm von Annahmen ausgeht, die den neueren wissenschaftlichen Forschungen und Erkenntnissen nicht mehr entsprechen, und daß es andererseits heute noch Entwicklungstendenzen als wirksam bezeichnet, die wohl früher eine gewisse Rolle im gesellschaftlichen Entwicklungsgang gespielt haben, heute aber erloschen sind oder durch andere Tendenzen in ihrer Wirkung ganz oder teilweise aufgehoben werden.

Über das Ziel besteht auch zwischen uns und den verschiedenen Richtungen der Unabhängigen und Kommunisten (mit Einschluß der Bolschewiki) kaum ein Unterschied. Was alle diese Parteien in theoretischer Hinsicht trennt, ist die Verschiedenartigkeit ihrer Ansichten darüber, welcher Weg zur Erreichung des Zieles einzuschlagen ist und welche Vorbedingungen zum möglichst schnellen Vordringen auf diesem Wege entwicklungsgehistorisch gegeben sind.

Daß theoretische Programme nur einen Zweck haben, wenn sie ein Ausdruck des Erkenntnisstandes der großen Masse der Parteigenossen sind, gibt denn auch, obgleich er gegen meine Forderung der vorläufigen Beschränkung auf ein Aktionsprogramm polemisiert, der Verfasser des Artikels »Zur Programmfrage« in Nr. 362 des »Vorwärts« (vom 21. Juli) zu. Er sagt wörtlich:

So sinnlos ein rein theoretisches Programm wäre, aus dem nicht zu ersehen ist, was die Partei eigentlich will, so unvollkommen wäre ein »Aktionsprogramm«, das die gemeinsamen Forderungen der Partei wiedergibt, ohne zugleich einen Ausdruck zu finden für die allgemeinen Grundanschauungen, aus denen diese Forderungen erwachsen. Mit Vorbedacht legen wir den Ton auf das Wort »allgemein«, denn es kann nicht die Aufgabe eines Programms sein, die Millionen der Parteianhänger auf wissenschaftliche Urteile zu verpflichten, die der wissenschaftlichen Kritik unterliegen. Insofern enthält das Erfurter Programm, das sicher eine große historische Leistung ist, einen aus den Zeitumständen verständlichen Konstruktionsfehler: man kann sämtliche Forderungen des zweiten Teils akzeptieren, ohne mit dem ersten Teil übereinzustimmen. Man kann auch die Parteizugehörig-

keit auf keinen Fall davon abhängig machen, daß sich jemand mit einer bestimmten Auffassung über die Eigentumsform bei den Urvölkern einverstanden erklärt.

Das theoretische Programm und das Aktionsprogramm gehören also zusammen; das zweite kann nur das logische Ergebnis des ersten sein. Das theoretische Programm muß aber so gehalten sein, daß sich in ihm die Gesinnungsgemeinschaft der in der Partei organisierten Massen tatsächlich widerspiegelt; es darf nichts enthalten, was für viele der Parteigenossen nur ein Glaubensbekenntnis wäre, zu dessen Nachprüfung ihr wissenschaftliches Rüstzeug nicht ausreicht.

Damit kann ich mich einverstanden erklären. Nur ist diese Gemeinschaft der Grundanschauungen, die der Verfasser verlangt, infolge der inneren Umwandlung, die unsere Partei in den letzten Jahren erfahren hat, zurzeit nach meiner Ansicht nicht vorhanden.

Vereinzelt ist in unserer Parteipresse sogar gefragt worden, ob es in Anbetracht der heutigen politischen Verhältnisse nicht besser sei, mit der Ausarbeitung eines Aktionsprogramms noch etwas zu warten. Auch der Herausgeber des Programmbuchs, Genosse Adolf Braun, wirft die Frage auf: »Ist heute der Zeitpunkt für Formulierung der Forderungen einer Partei des klassenbewußten Proletariats gekommen?« Und er antwortet: »Wer diesen Band in die Hand nimmt, könnte leicht annehmen, daß diese Frage unbedingt bejaht werden muß; aber selbst in diesem Bande regen sich Zweifel, ob sich die Formulierung der programmatischen Forderungen der Partei jetzt empfiehlt.

Zu verstehen ist durchaus, daß an mancher Stelle solche Zweifel auftauchen, doch trifft das Verlangen nach einem neuen Programm in unseren Parteiorganisationen so dringend hervor, daß ihm Rechnung getragen werden muß; und da sich über die heutigen praktischen Forderungen unzweifelhaft viel leichter eine Übereinstimmung erzielen lassen wird als über die theoretischen Anschauungen, dürfte bald dem Gothaer Programm aus dem Jahre 1875 und dem Erfurter Programm aus dem Jahre 1891 ein neues Parteiprogramm folgen. Freilich, der Kasseler Parteitag wird und kann nicht schon ein neues Programm beschließen. Aller Voraussicht nach wird er zunächst eine Kommission einsetzen und von dieser schnellste Arbeitsleistung fordern.

Das vom Parteivorstand veröffentlichte Programmbuch bietet für die Beratungen dieser Kommission gute, brauchbare Vorarbeiten. Es ist selbstverständlich, daß in ihm verschiedenartige Ansichten hervortreten und die einzelnen Fragen von den Mitarbeitern je nach ihrer Stellung im politischen Leben von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt werden; doch im ganzen zeigt sich eine bemerkenswerte sachliche Übereinstimmung in den Gedankengängen. Man gewinnt den Eindruck, daß die geistigen Führer unserer Partei immer mehr dahin gelangen, die Einzelfragen unseres politischen Lebens im Rahmen des sozialen Gesamtentwicklungsverlaufs zu betrachten. Zeigt sich auch noch hin und wieder eine gewisse Neigung zu Illusionen und zur Utopisterei, so spricht doch aus den meisten Artikeln der Geist ernster realpolitischer und kritischer Erwägungen. Der Umlernungsprozeß in unserer Partei, das Herausstreben aus der altüberlieferten Phraseologie und Dogmatik macht doch Fortschritte — ohne daß sich deshalb eine Umbildung unserer Partei in der Richtung zu einer bürgerlichen Reformpartei vollzöge.

Nur in den Aufsätzen, die die Genossen Robert Schmidt und Rudolf Wissell über die Wirtschaftspolitik beigezeichnet haben, zeigt sich vielfach eine

stark voneinander abweichende Auffassung des nächsten wirtschaftlichen Entwicklungsganges und der im Interesse der Arbeiterschaft zu befolgenden Wirtschaftspolitik. Robert Schmidt hält an der Auffassung einer baldigen Umwandlung des kapitalistischen Privateigentums in gesellschaftliches Eigentum vermittelt fort schreitender Sozialisierungen beziehungsweise Verstaatlichungen fest. Die Wissellsche Planwirtschaft erscheint ihm als »ein sehr kompliziertes Gebilde organisatorischer Spintifizierung«, als eine »schwerfällige, utopistische Organisationsidee, die gegen das sozialistische Programm verstößt« und der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung kaum Abbruch tut. Wissell hält dagegen die Planwirtschaft für eine notwendige Übergangsform zur sozialistischen Wirtschaftsweise, da die Arbeiterschaft infolge der ihr mangelnden theoretischen Vorbildung sowie des »Mangels an Kenntnissen und Leistungsvermögen betriebstechnischer, organisatorischer und kaufmännischer Art« außerstande sei, die Führung der Produktion in die Hand zu nehmen. Man müsse daher, wie er meint, zunächst zu wirtschaftlichen Organisationen greifen, die das Heranreifen einer sozialistischen Wirtschaftsweise im Schoße der kapitalistischen Wirtschaftsform begünstigen und zugleich dem Arbeiter die Gelegenheit zu einer sachlichen Ausbildung bieten, welche die Arbeiterklasse zur eigenen Wirtschaftsführung und damit zur Sozialisierung der Wirtschaftsbetriebe reif macht.

Als Endziel will Genosse Wissell ebenfalls die Überführung des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln in Gemeinbesitz. Auch hier ist das Ziel das gleiche, wohl aber weichen die Ansichten darüber, welcher Weg zum Ziele führt, beträchtlich voneinander ab.

Von verschiedenen Seiten wird gefordert, daß die Partei nicht die Aufstellung eines neuen Gesamtkaktionsprogramms betreibt, sondern für die einzelnen Gebiete politischer Tätigkeit besondere Programme ausarbeite. Programme, nicht Programm! sei die Losung. Besonders haben die Genossen Lohmann und Heller im »Vorwärts« (Nr. 453 und 456) diese Ansicht vertreten. Lohmann meint:

Die Not der Zeit fordert von uns nicht programmatische Erklärungen, sondern praktische Arbeit. Die an sich unerläßliche Neugestaltung unseres Parteiprogramms drängt nicht, um so dringlicher brauchen wir Richtlinien für die Bewältigung unserer nächsten Aufgaben. Darin sind sich die in dem Programmband zusammengestellten Gutachten — bei aller Verschiedenheit in der Stellungnahme zu den hier vorliegenden Problemen — im großen und ganzen einig...

Offen bleibt nur die Frage, ob uns und unserer Partei für die praktische Lösung der nächsten Aufgaben mit einem allgemeinen Aktionsprogramm gedient ist, das die vorläufigen Ziele sozialdemokratischer Gegenwartsarbeit in großen Linien umreißt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Tausende von Parteigenossen, die auch nach unserem Ausscheiden aus der Reichsregierung heute noch an verantwortungsvoller Stelle in der Verwaltung der Länder und Gemeinden stehen, vor allem Kleinarbeit zu leisten haben; es gilt für sie, ganz spezielle Einzelfragen mit den zurzeit verfügbaren beschränkten Mitteln so zu lösen, daß wir unsere letzten Ziele dabei trotz allem im Auge behalten und die Wege zu diesen Zielen nach Möglichkeit ebnen. Hier fehlt es an Richtlinien, um diese Arbeit überall nach gemeinsamen Grundsätzen und im gleichen Sinne zu leisten.

Deshalb schlägt Lohmann vor, daß der Parteitag nicht eine einzige Kommission mit der Ausarbeitung eines allgemeinen Aktionsprogramms beauftragt, sondern eine ganze Reihe von Sonderkommissionen einsetzt, die über

die verschiedenen heute im Vordergrund des politischen und wirtschaftlichen Interesses stehenden Einzelfragen gesondert beraten und eine Anzahl ausführender Spezialaktionsprogramme ausarbeiten, zum Beispiel kommunalpolitische, schulpolitische, wirtschaftspolitische, steuerpolitische, siedlungspolitische Programme usw. Die Aufstellung eines allgemeinen Aktionsprogramms, eines »Reichsaktionsprogramms«, wenn man so sagen darf, hat nach seiner Ansicht noch Zeit.

Lohmann geht meines Erachtens von der ganz richtigen Ansicht aus, daß die Partei für die ihrer auf den verschiedenen Gebieten politischer Tätigkeit harrenden Aufgaben Richtlinien und programmatischer Wegweiser bedarf, kommt aber, indem er seine Forderung zu der Frage »Programm oder Programme?« zuspitzt, zu einer falschen Folgerung. Nötig ist zunächst ein allgemeines Aktionsprogramm für die Gesamtpartei und erst im Anschluß daran, gewissermaßen in weiterer Ausführung der von diesem Hauptprogramm aufgestellten allgemeinen Richtlinien, Spezialprogramme für die einzelnen Sondergebiete und, wie ich gleich hinzufügen möchte, auch für die einzelnen Gliedstaaten und Landesteile; denn die Aufstellung von Spezialprogrammen für das Gesamtgebiet des Deutschen Reiches ist in vielen Fällen völlig zwecklos, da die gesellschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Landesteilen vielfach ganz verschiedenartig gelagert sind und sich deshalb dort auch für unsere Partei verschiedenartige Aufgaben ergeben. Was soll zum Beispiel ein ausführliches Spezial-Agrarprogramm für das ganze Deutsche Reich, wenn die agrarischen Verhältnisse so völlig verschiedener Art sind, wie zum Beispiel in Württemberg und Mecklenburg, in Oberbayern und Ostpreußen? Was soll ferner die Aufstellung eines Wohnungsprogramms für das ganze Reich, wenn nicht nur in dessen einzelnen Gegenden, sondern auch in den industriellen Großstädten, den Kleinstädten und Landgemeinden sowie in den Bergwerksrevieren und kleinbäuerlichen Waldgebieten die Wohnungsverhältnisse grundverschieden sind?

Ist das aber richtig, so kann auch nicht von einer Zentrale aus für alle diese verschiedenen Landesteile ein einheitliches Spezialprogramm aufgestellt werden. Die Ausarbeitung der gewünschten Sonderprogramme muß daher den einzelnen Landes- und Provinzialparteien vorbehalten bleiben, wobei diese selbstverständlich nicht ganz nach Belieben oder lokalen Agitationsbedürfnissen die gegensätzlichsten Forderungen aufstellen dürfen, sondern sich im Rahmen der von dem allgemeinen Aktionsprogramm gezogenen Richtlinien zu halten haben.

Die Gefahr, daß der Parteitag von der Aufstellung eines allgemeinen Aktionsprogramms absteht und eine Reihe von Sonderkommissionen zur Ausarbeitung von allerlei Spezialprogrammen einsetzt, ist denn auch kaum zu befürchten; viel größer ist die Gefahr, daß in das allgemeine Programm allerlei Einzelregelungen und Einzelforderungen hineinbugsiert werden und dieses dadurch dermaßen ausgedehnt und mit Einzelnormen belastet wird, daß sich die meisten Parteimitglieder in dem Gemengsel nicht mehr zurechtfinden vermögen. Parteiprogramme sind wertlos, wenn sie derart beschaffen sind, daß sie der Masse der Parteigenossen als geheimnisvolle Machwerke sachverständiger Ausarbeiter erscheinen, und jene, die sich zu unserer Partei zählen und bei den Wahlen für uns stimmen, erst an der Hand von

weitläufigen Kommentaren in die Programmsätze einzudringen vermögen. Parteiprogramme sind nicht nur für die Parteiparlamentarier da, um ihnen als Leitfaden und Wegweiser bei ihren parlamentarischen Arbeiten zu dienen, sondern sie sollen der großen Masse, auch jener Masse, die noch nicht zu uns gehört, die wir aber gewinnen möchten, zeigen, was wir erstreben. Deshalb muß meines Erachtens jedes Programm sich auf die Hauptforderungen beschränken, und diese in einer möglichst knappen, klaren, eindringlichen Fassung aussprechen. Die Programmsätze sollen, wie Engels in dem an die Spitze dieses Artikels gestellten Zitat aus seiner Kritik des Erfurter Programms mit Recht fordert, zu fest im Gedächtnis der Parteigenossen haftenden Schlagworten werden. Mehr oder weniger nebensächliche Sonder- und Einzelforderungen gehören in die Sonderprogramme.

Agrarprogrammatische Vorschläge sind leider auf die Aufforderung des Parteivorstandes nicht eingegangen und deshalb auch nicht im Programm-buch enthalten. Um trotzdem dem Parteitag in Kassel Richtlinien für ein Agrarprogramm vorlegen zu können, hatte vor kurzem der Parteivorstand zehn Sachverständige aus den Reihen unserer Partei zu gemeinsamer Beratung eingeladen. Diese Konferenz hat sich in richtiger Erkenntnis ihrer Aufgabe darauf beschränkt, nicht sofort den Entwurf eines Aktionsprogramms auszuarbeiten, sondern zunächst allgemeine Richtlinien für ein solches Programm zu ziehen; im ganzen zwanzig Sätze, denen man im allgemeinen zustimmen kann, wenn auch meines Erachtens die Sozialisierungsforderungen in einigen Punkten zu weit gehen — vielleicht nicht an sich, aber in Unbetracht unserer jetzigen Wirtschafts- und Finanzlage. Verschiedene dieser Forderungen könnten ohne weiteres in das allgemeine Aktionsprogramm übernommen werden, andere eignen sich wegen ihres speziellen Charakters mehr als Unterlage für ein landwirtschaftliches Spezialprogramm.

Im wesentlichen sind also die Vorarbeiten für eine nützliche Arbeit des Parteitags und der von ihm einzusetzenden Programmkommission getroffen. Ihr wird die Hauptarbeit zufallen, damit möglichst bald der Entwurf des gewünschten allgemeinen Aktionsprogramms der Kritik der Gesamtpartei unterbreitet werden kann.

Aus früheren Kampftagen

Von H. Molkenbuhr

Ein Siegesfest feierte die deutsche Sozialdemokratie am 1. Oktober 1890, weil am Tage vorher das Sozialistengesetz erloschen war. Das Verschwinden dieses Schandstücks der Gesehmacherei weckte große Hoffnungen in den Reihen der Arbeiter, daß nun die Bahn frei sei für den Siegeslauf des Proletariats. Mit dem Erlöschen des Sozialistengesetzes war eine Periode abgeschlossen, in der alle Machtmittel des Staates eingesetzt wurden zur Vernichtung der Sozialdemokratie. Der Vernichtungskrieg begann, als die Sozialdemokratie noch keine politische Macht war. Freilich mochte man in dem Anwachsen der Partei eine Gefahr für den kapitalistischen Junker- und Polizeistaat erblicken. War doch die Stimmenzahl für sozialdemokratische Kandidaten von 123 975 im Jahre 1871 auf 351 952 im Jahre 1874 gestiegen.

Immerhin brauchten die Gegner vor dieser Zahl nicht zu erschrecken, denn es fielen nur 6,78 von je 100 abgegebenen gültigen Stimmen auf die sozialdemokratischen Kandidaten. Furcht vor der Sozialdemokratie war aber damals bei den Herrschenden aller Länder eine Modekrankheit. Die Sozialdemokratie war keineswegs so stark, als sie nach den Wählerziffern schien, denn sie war keine geschlossene Partei. In der Internationale tobte der Kampf der Anhänger von Marx mit den Bakunisten und in Deutschland außerdem der Kampf der Eisenacher mit den Lassalleanern. Gewiß war jede dieser Gruppen stärker, als 1848 die Kommunisten gewesen waren. Das mochte mit ein Grund sein für die Furcht. So setzte der Kampf mit denselben Mitteln ein, mit denen der Bundestag Anfang der fünfziger Jahre gekämpft hatte, indem er alle Arbeitervereine, die kommunistische, sozialistische oder politische Zwecke verfolgten, verbot. Neuer Gesetze bedurfte es dazu nicht, denn die Musterkarte reaktionärer Vereinsgesetze reichte aus, jeden sozialdemokratischen Verein aufzulösen. Der Magdeburger Staatsanwalt Tessendorff erklärte, daß die Macht der Sozialdemokratie in der Organisation begründet sei; wenn man diese vernichte, dann würde die Sozialdemokratie verschwinden. Tessendorff wurde nach Berlin versetzt, und bald standen alle sozialistischen Organisationen und die Gewerkschaften unter Anklage. Sie wurden aufgelöst.

Dieser erste Streich führte jedoch nicht zum Ziel. Ein wesentlicher Teil des Streites zwischen Eisenachern und Lassalleanern war die Organisationsfrage. Die Lassalleaner sahen in jedem von Lassalle geschriebenen Wort ein Heiligtum. So sahen sie auch in dem Statut des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins ein geheiligtes Vermächtnis des großen Vorkämpfers. Eine Vereinigung mit den Eisenachern konnte es für sie nur geben, wenn die Eisenacher in den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein eintraten. Dieses Hindernis war nun beseitigt. So kam es, daß C. W. Tölke, der sonst einer der wütendsten Kämpfer gegen die Eisenacher war, nach Hamburg fuhr und dort dem Leiter des Ausschusses der Eisenacher, August Geib, den Vorschlag machte, die Auflösungen der Organisationen mit der Vereinigung aller Sozialdemokraten zu beantworten. Die Vereinigung wurde im Mai 1875 beschlossen. Die Verfolgungen wurden verschärft. Eine große Rolle spielte die Anwendung des § 130 des Strafgesetzbuchs. Bald wurde in jeder sozialdemokratischen Rede eine Anreizung zu Gewalttätigkeiten erblickt. Redner und Redakteure wurden in zahlreichen Fällen zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. Alle Gewaltanwendung nützte nichts: bei den Reichstagswahlen 1877 stieg die Stimmenzahl auf 493 288, also auf 9,13 Prozent.

Das Jahr 1878 brachte das Attentat Hödel's, das den Anlaß zu einer beispiellosen Sozialistenhag gab. Bismarck brachte sofort den Entwurf eines Sozialistengesetzes. Es wurde vom Reichstag abgelehnt. Doch dann kam das Attentat Nobilings. Es erfolgte die Auflösung des Reichstags und eine Wahlbewegung mit der schärfsten Sozialistenbege. Das erste, was der neue Reichstag zu tun hatte, war die Schaffung eines Sozialistengesetzes. Dieses Gesetz sollte jede noch mögliche sozialistische Agitation unterbinden. Sozialistische Vereine oder Versammlungen aller Art sowie die sozialistische Literatur, einerlei, ob es Zeitungen, Broschüren oder Bücher waren, sollten verboten werden. Die Verbreitung verbotener Schriften wurde mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bedroht. Für Bezirke oder Ortschaften mit starker so-

zialistischer Bewegung konnten Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung zu befürchten war, ausgewiesen werden. Die Regierung ließ sich also alle die Machtmittel geben, die sie nach ihrer Ansicht gebrauchte, um die Sozialdemokratie zu vernichten.

Als die einzelnen Paragraphen im Reichstag angenommen wurden, traf eine sehr gedrückte Stimmung in Genossenkreisen ein. Ewig im Gedächtnis bleibt mir die Mitgliederversammlung vom 19. Oktober in Ottenfen, als während der Versammlung die Nachricht kam, daß das Sozialistengesetz mit 221 gegen 149 Stimmen in dritter Lesung im Reichstag angenommen sei. Zunächst wurde beschlossen, den Verein freiwillig aufzulösen, damit das Vereinsvermögen der Konfiskation entzogen werde. Alle Anwesenden gelobten, Sozialdemokraten zu bleiben, aber es war schwer, einen Plan zu entwerfen, wie nun agitiert werden sollte. Ich hatte den Vorsitz und schloß die Versammlung mit den Worten Stauffachers aus Schillers »Tell«:

Jetzt gehe jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genossame.
Wer Hirt ist, wintere ruhig seine Herde
Und werb' im stillen Freunde für den Bund.
Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine
Und die besond're Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme jeder die gerechte Wut
Und spare für das Ganze seine Rache,
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.

Man war sich klar darüber, daß an Stelle der öffentlichen Agitation die Hausagitation und die Agitation im kleinen Kreise zu treten habe. Mit der Hausagitation hatten wir in Hamburg und Umgebung schon bei den Wahlen günstige Erfahrungen gemacht. Dort hatte man schon bei den Wahlen 1877 für jeden Wahlbezirk eine Agitationskolonne gebildet. 1878 bei Auflösung des Reichstags trafen die Bezirksmannschaften wieder zusammen, und nun wurde es klar, daß diese Zusammenkünfte beibehalten werden sollten.

Schon wenige Tage nach dem 21. Oktober, dem Tage des Inkrafttretens des Gesetzes, sah man, wie gewütet werden sollte. Es wurde bekannt gemacht, daß die ganze Broschürenliteratur der Partei verboten sei. Ferner wurde das Erscheinen der meisten Parteizeitungen untersagt, obwohl diese in jenen Tagen keinen Satz gebracht hatten, aus dem man schließen konnte, daß es sozialdemokratische Zeitungen seien. Jedes Band der Zusammengehörigkeit sollte zerschnitten werden. Einige Tage später kam ein weiterer Hieb. Über Berlin wurde der kleine Belagerungszustand verhängt und eine große Zahl von Parteigenossen ausgewiesen. Nun stand eines fest. Jeder Genosse sagte sich: man darf die Familien der Ausgewiesenen nicht verhungern lassen, also muß Geld beschafft werden. Die Organisation des Geldsammelns war der erste Keim zur Bildung einer neuen Organisation.

Der größte Teil der Berliner Ausgewiesenen kam nach Hamburg. Es war selbstverständlich, daß die meisten an Rachepläne dachten. Dazu kam, daß auch in Rußland die Politik der Affentate einsetzte. Im April 1878 hatte Wjersa Sassulitsch ihre Schüsse gegen Trepow abgefeuert. Ihr Beispiel fand bald Nachahmung. So glaubten auch viele Genossen, daß man gegen die

Gewaltspolitik der Regierung nur mit Gewalt antworten könne. Man sagte: russische Zustände können nur mit russischen Mitteln bekämpft werden. Es fehlte nicht an Versuchen, kleine Verschwörergruppen zu bilden. Wir fanden aber an dieser Politik keinen Geschmack, weil wir in fast jeder derartigen Zusammenkunft Polizeispitzel trafen. In Offensen hatten wir gleich zwei solcher »Ehrenmänner«, den Blaufärber Wichmann und den »einäugigen« Wolff. Das schönste war, daß die Herren sich gegenseitig denunzierten. Der »einäugige« Wolff stand in Diensten der Berliner Polizei und Wichmann in Diensten Engels, des Polizeipaschas von Altona. Offenser Genossen konnte Wichmann nicht ins Garn locken. Wir wußten, daß er früher, als er noch selbständiger Färbereibesitzer war, zu den wütendsten Sozialistenfressern gehörte. Durch leichtsinniges Leben hatte er sein Geschäft verbummelt und Bankrott gemacht. Kurze Zeit darauf stand er an der Grenze, Lumpenproletarier zu werden, und nun hatte er mit einem Male Geld, für Ausgewiesene die Zeche zu bezahlen. Wolff war einer der ersten, der sagte, daß Wichmanns Geld aus Polizeimitteln stamme. Als man dies Wichmann sagte, behauptete dieser, daß Wolff Agent der Berliner Polizei sei. Wolff, der vorher Mitarbeiter an unserem Kieler Parteiorgan gewesen war, hatte früher schon öfter erzählt, daß seine Frau einmal eine große Erbschaft machen werde, und nun behauptete er, daß dieses Ereignis eingetreten sei. Es war nur das Merkwürdige, daß Wolff trotz seiner »großen Erbschaft« mit seiner Frau ein recht ärmlich möbliertes Zimmer bewohnte, freilich lag dieses Zimmer in der Wirtschaft, wo fast täglich die Berliner Ausgewiesenen zusammenkamen. Die gegenseitige Beschuldigung, wonach beide in Diensten der Polizei standen, war also glaubhaft. Trotzdem waren die Berliner Genossen nicht zu bewegen, mit dem Lumpen zu brechen, denn seine schönen radikalen Reden waren gar zu verlockend. Viele Genossen konnten sich nicht vorstellen, daß ein in Diensten der Regierung stehender Mensch so schön reden könne. Nebenbei hatte die Verschwörertaktik den Reiz der Romantik. So wurden wir eines Tages eingeladen, in eine Wirtschaft zu kommen, die viel von Genossen besucht wurde. Die Eingeladenen wurden bei ihrer Ankunft in einen dunklen Kellerraum geführt. Es wurde erklärt, dieses geschähe, damit keiner in der Lage sei, den anderen zu verraten. Ein Doktor, ich glaube er nannte sich Kirchner, hielt einen Vortrag über die Organisation revolutionärer Verschwörungen. Er wollte alle Träger reaktionärer Anschauungen beseitigen. So führte er eine lange Liste von Handlungen aus, die alle mit dem Tode bestraft werden sollten. Wenn ein Mensch reif sei für die Todesstrafe, so sollten die Mitglieder des Bundes zusammenkommen und losen. Derjenige, den das Los freffe, sollte dann innerhalb einer gegebenen Frist die Tat ausführen. Wenn er es nicht tat, sollte er selbst dem Tod verfallen sein. Da kein Genosse den Herrn Doktor kannte, wurden Nachforschungen nach seiner Herkunft angestellt. Es wurde festgestellt, daß er erst vor wenigen Tagen von Berlin gekommen war. Bevor die große Verschwörung organisiert war, verschwand er wieder. Dieses Mal glaubten auch viele Genossen, die Wichmann und Wolff für ehrliche Genossen hielten, daß der Doktor ein Agent provocateur sei.

Bald darauf erschien die von Most in London herausgegebene »Freiheit«, die das Bedürfnis nach radikalem Lesestoff voll befriedigte. Most, der ein Liebling der Berliner war, fand bald unter den Berliner Ausgewiesenen

eifrige Verbreiter seines Blattes. Da in Deutschland keine sozialistische Zeitung erscheinen konnte und alle Genossen das Bedürfnis nach sozialistischer Zeitungslektüre hatten, fand das Blatt ziemlich starke Verbreitung. Das Hereinschmuggeln war leichter. Hamburg-Altona gehörte damals noch nicht zum Zollgebiet des Deutschen Reiches. Einige Genossen, die auf Dampfern angestellt waren, welche regelmäßig zwischen Hamburg und London verkehrten, besorgten die Expedition der Pakete.

Hätte Most sich damit begnügt, eine radikale Politik zu vertreten und mit aller Wucht die reaktionären Regierungen und Parteien zu bekämpfen, dann hätte er den ungeheuren Beifall aller Genossen gefunden. Sehr bald verfiel er darauf, die Fraktion des Reichstags und die Parteileitung auf das schärfste anzugreifen. Er beschuldigte die Genossen des Prinzipienverrats, der Feigheit und ähnliches mehr. Während seine Freunde dieses Vorgehen verteidigten und oft bei Zusammenkünften seine Redewendungen wiederholten, wurde von anderer Seite gesagt: Wenn man die empfohlene Taktik der Gewalt will, dann hat man nicht in London zu sitzen und die Theorie der Gewalt zu predigen, sondern man muß durch die Tat beweisen, was man will. Mosts Angriffe auf die Parteileitung fanden in Wichmann und Wolff eifrige Vertreter, und es dauerte auch nicht lange, so war Wichmann durch ausgewanderte Genossen derart bei Most empfohlen, daß er regelmäßiger Mitarbeiter der »Freiheit« wurde. Kurz vor dem Fall des Sozialistengesetzes kam Wichmann mit Engel in Streit und plauderte nun aus, daß die blutrünstigen Korrespondenzen aus Altona, die oft zur Begründung der Notwendigkeit des Belagerungszustandes von Puttkamer im Reichstag verlesen wurden, auf dem Polizeiamt verfaßt und von Wichmann nur abgeschrieben und an Most eingesandt seien.

Mosts Agitation hatte zur Folge, daß in den kleinen Zusammenkünften mehr über Taktik als über Grundsätze gesprochen wurde. Bald kam aber noch ein anderer Gegenstoß zum Vorschein. An einem Sonntagnachmittag hatten wir uns in der Wirtschaft von Lindemann zusammengefunden, als plötzlich der Genosse Finn mitteilte, daß er ein sicheres Mittel wisse, eine Aufhebung des Belagerungszustandes herbeizuführen. Als solches Mittel empfahl er, die Stöckersche Agitation zu unterstützen. Dieser Vorschlag wurde von Körner unterstützt. Hieran schloß sich eine längere Debatte, bei der sich ergab, daß Finn und Körner nicht nur einen gelegentlichen Vorschlag machten, sondern daß sie bereits mit Stöcker verhandelt hatten. Dieser Vorschlag wurde aber von allen Anwesenden schroff abgelehnt und von nun an der Verkehr mit Finn und Körner abgebrochen.

Eine öffentliche Kundgebung, durch welche die Stärke der Partei den Herrschenden vor Augen geführt wurde, fand Anfang August 1879 statt. Am 1. August verstarb plötzlich der beliebte Führer August Weib. Es war an einem Freitag mittag. Abends wurde die Beerdigung für Sonntag festgesetzt. In dem Leichenzug sollte die Partei in voller Stärke aufmarschieren. Noch am Sonnabend wurden die Bezirksführer, die bei den Reichstagswahlen tätig gewesen waren, benachrichtigt, und am Sonntagmorgen waren alle Hausagitatoren unterwegs und forderten die Genossen auf, mittags 1 Uhr zum Leichenzug anzutreten. Nun bildete sich ein Leichenzug, wie ihn Hamburg in ähnlicher Stärke noch nicht gesehen hatte. Deutlich wurde bewiesen, daß die ersten zehn Monate des Sozialistengesetzes eher eine Stär-

kung als eine Schwächung der Partei gebracht hatten. Am Abend waren wir noch mit den auswärtigen Genossen versammelt, wobei uns mitgeteilt wurde, daß in Zürich ein Blatt erscheinen sollte, das als Zentralorgan der Partei gelten könne. Die Gegner von Mosts Quertreibereien erklärten sich sofort bereit, für die Verbreitung des neuen Blattes eintreten zu wollen. Die letzten Monate des Jahres 1879 verliefen ohne besondere Zwischenfälle. Wir sammelten Geld für die Familien der Ausgewiesenen und hatten dabei die Genugtuung, daß wir schon vorübergehend größere Einnahmen hatten als Ausgaben. Selbstverständlich wurden auch die Opfer unterstützt, die beim Verbreiten verbotener Druckschriften den Häschern in die Hände gefallen waren.

Ein für die tätigen Genossen freudiges Ereignis trat im Februar des Jahres 1880 ein. Der Abgeordnete für den zweiten Hamburger Wahlkreis, der Zünftler Bauer, legte sein Mandat nieder. Jetzt galt es, zu versuchen, unter dem Sozialistengesetz Wahlagitation zu treiben. Wir rechneten damit, daß jede Versammlung verboten werden würde, ebenso, daß jedes Flugblatt dem Verbot verfallen würde. Es wurde die ganze Agitation auf Hausagitation eingestellt. An tätigen Genossen fehlte es nicht, so daß man für je drei bis vier Häuser einen Hausagitator hatte. Für Flugblattverbreitung wurde vorgesehen, daß kein Verbreiter die Flugblätter sichtbar trug. Er hatte ein Verzeichnis der Wähler und fing bei der Verbreitung in den oberen Stockwerken an. Gleich bei der ersten Flugblattverbreitung konnte festgestellt werden, daß in weniger als einer Stunde der ganze Kreis mit Flugblättern belegt war. So schnell konnte die Verbotbehörde nicht arbeiten, denn selbst wenn eines der ersten verbreiteten Flugblätter der Polizei in die Hände fiel, bevor das Exemplar zur Polizeibehörde kam und hier das schriftliche Verbot ausgearbeitet war, war die ganze Verbreitung besorgt. Man konnte auch feststellen, daß trotz der großen Anzahl der tätigen Genossen kein Spitzel darunter war, denn sonst hätte die Polizei wohl in dem einen oder anderen Bezirkslokal zugegriffen, wo die Flugblätter an die Verbreiter verteilt wurden. Die tätigen Genossen waren solche, die auch bei früheren Wahlen tätig gewesen waren, und von diesen hatte sich keiner verkauft. Die mündliche Agitation wurde beim Stimmzettelverteilen getrieben. Stimmzettel waren nach dem Sozialistengesetz keine Druckschriften und konnte daher deren Verbreitung nicht verboten werden.

Der Wahltag kam. Schon früh setzte der Schlepperdienst ein. In den Straßen und vor den Wahllokalen war es ruhig. Hier standen nur die Agitatoren der Freisinnigen und Nationalliberalen. Abends versammelten sich die Freisinnigen im Saale des Hamburger Konventgartens, um das Wahleresultat festzustellen. Die Freisinnigen hatten große Hoffnung, das Mandat zu erobern. Als die ersten Resultate einliefen, zögerte man mit der Bekanntgabe. Schließlich mußte man doch beginnen, und als die letzten Resultate dort waren, mußte man verkünden, daß der Sozialdemokrat Hartmann 13 155 Stimmen und die bürgerlichen Kandidaten nur 10 076 Stimmen erhalten hatten. Hartmann war gewählt. Er hatte 708 Stimmen mehr als bei der Wahl von 1878, wo man mit allen denkbaren Agitationsmitteln hatte arbeiten können.

Der Jubel der Genossen war unbeschreiblich. Überall auf Straßen und Plätzen rief man sich das Resultat zu und machte dann in lauten Hurra-

rufen seinen Gefühlen Luft. Dieses Resultat beseitigte die letzten Besorgnisse, daß die Partei vernichtet werden könne. Freilich waren alle Denkenden sich darüber klar, daß dieser Hieb mit der Verhängung des Belagerungszustandes beantwortet werden würde. Aber auch dem Gewaltstreich sah man mit Ruhe entgegen.

Der Sommer 1880 verlief ziemlich ruhig. Im August fand der Kongreß in Wyden statt, wo Hasselmann und Most aus der Partei ausgeschlossen wurden. Ihre Anhänger bedauerten zwar den Ausschluß, sie lasen und verbreiteten die »Freiheit«, aber sie blieben in der Partei und agitierten für die Partei.

Am 28. Oktober 1880 kam dann, was wir schon längst als wahrscheinlich erwartet hatten: der kleine Belagerungszustand wurde über Hamburg und Umgebung verhängt. Groß war die Zahl der Ausgewiesenen, denn in erster Linie wurden die in Hamburg weilenden Berliner Ausgewiesenen nun mit der zweiten Ausweisungssorder bedacht. Die Ausgewiesenen gingen in der Hauptsache nach zwei Zielen. Diejenigen, die in Deutschland bleiben wollten, gingen vorläufig nach Harburg; ein anderer Teil zog über den Ozean. Selten sind Auswanderer von so großer Zahl von Freunden begleitet worden wie die Genossen, die nach Amerika gingen. Beim Abschied mochten von Frauen und Kindern, die vorläufig zurückblieben, Tränen fallen; doch die Ausgewiesenen und die Genossen, die sie begleitet hatten, blickten voll Siegeszuversicht in die Zukunft. Laut erschollen vom abfahrenden Dampfer wie vom Strande die Worte: *Auf Wiedersehen!* Man wußte, man würde sich wiedersehen, wenn das Schandgesetz gefallen sein werde. Daß es an dem Widerstand des Proletariats scheitern werde, das fühlte jeder.

Der Charakter der neuen Kapitalertragsteuer

Von Dr. A. H. Maier (Hamburg)

Es ist ein alter Grundsatz der deutschen Steuerlehre und Steuerpraxis, daß das Einkommen aus Besitz steuerlich stärker zu belasten ist als das Einkommen aus Arbeit. Diese Forderung wurde in der Weise verwirklicht, daß Besitz- und Arbeitseinkommen von gleicher Höhe zwar dieselbe Einkommensteuer zu entrichten hatten, aber das Besitzeinkommen daneben noch mit einer *Ergänzungssteuer* belegt wurde, die teils nach dem Vermögen (Vermögenssteuer), teils nach dem Ertrag des Vermögens (Ertragsteuern, nämlich Grund- und Gebäudesteuer, Gewerbesteuer, Kapitalrentensteuer) bemessen wurde. Der innere Grund einer Vorausbelastung des Besitzeinkommens liegt darin, daß es leistungsfähiger ist als das Arbeitseinkommen, da der Besitzer von Vermögen nicht in gleichem Maße wie der auf reines Arbeitseinkommen Angewiesene auf Ersparnisse und Rücklagen für sich und seine Angehörigen Bedacht zu nehmen hat. Ein Fabrikbesitzer mit einem Jahreseinkommen von 100 000 Mark ist leistungsfähiger als ein vermögensloser Arzt mit gleichem Einkommen nur aus seiner ärztlichen Praxis. Eine weitere Rechtfertigung der Vorausbelastung des Besitzeinkommens liegt in dem besonderen Interesse, das der Inhaber des Besitzes am Staate und seinen Einrichtungen hat. Denn während das reine Arbeits-

einkommen keines Vermögensschutzes des Staates bedarf, sind Grundbesitz, Gewerbebetrieb und Geldkapital in hervorragendem Maße auf diesen Schutz angewiesen. Diesen Erwägungen hat auch die neue Reichssteuergesetzgebung Rechnung getragen. Sie belegt jedes Einkommen, ohne Rücksicht auf die Quelle, aus der es entspringt, mit der Einkommensteuer (bei den juristischen Personen Körperschaftssteuer genannt). Das Besitzeinkommen wird außerdem noch durch Ertragsteuern belastet, nämlich durch die Grund- und Gebäudesteuer, die Gewerbesteuer und die Kapitalertragsteuer. Die beiden ersten dieser Steuern sollen dabei nach dem Landessteuergesetz den Ländern und Gemeinden überlassen bleiben, während das Reich sich damit begnügt hat, die Kapitalertragsteuer für sich in Anspruch zu nehmen. Maßgebend für diese Zuweisung der Ertragsteuern an verschiedene Steuergläubiger war der Gedanke, daß der Grund- und Gebäudebesitz sowie der Gewerbebetrieb mit dem Lande und der Gemeinde, in denen sie liegen oder betrieben werden, enger verbunden sind als mit dem Reiche, während der Kapitalbesitz in überwiegendem Umfang mit dem Wohl und Wehe des Reiches verknüpft ist. Von den Ertragsteuern wird daher nur die in folgendem zu behandelnde Kapitalertragsteuer als Reichsteuer erhoben.

Diese Kapitalertragsteuer hat einen grundsätzlich anderen Charakter als die bisher in Deutschland vom Kapitalertrag erhobenen Steuern. Die fiskalische Absicht, möglichst hohe Erträge aus der Steuer herauszuziehen, hat das Wesen der Steuer derart verändert, daß sie mit den früheren Steuern vom Kapitalertrag in der Hauptsache nur noch den Namen gemein hat.

Die wichtigste Neuerung, die das Kapitalertragsteuergesetz eingeführt hat, ist die Erfassung der Steuer an der Quelle. Dieses Prinzip des *Schöpfens an der Quelle* ist das Merkmal, das der neuen Kapitalertragsteuer das charakteristische Gepräge verleiht. Aus ihm ergeben sich die übrigen Merkmale, welche die neue Steuer grundsätzlich von den früheren landesrechtlichen Kapitalertragsteuern unterscheiden. Sie sind gewissermaßen nur die Ausstrahlungen des Quellenprinzips. In bewußter Anlehnung an die englische Gesetzgebung schreibt das Gesetz vor, daß der Schuldner der Kapitalerträge die Steuer für Rechnung des Gläubigers zu entrichten hat. Der Hypothekenschuldner, der Schuldner eines Darlehens, die Bank, die Sparkasse, die Dividende ausschüttende Aktiengesellschaft sind also Organe der Steuerverwaltung geworden und als solche verpflichtet, die Steuer an das Reich zu entrichten, und berechtigt, sie bei Bezahlung der Zinsen usw. an den Gläubiger abzuführen. Das Quellenprinzip ist zweifelsohne geeignet, höhere Steuererträge zu bringen als die bisher in Deutschland üblich gewesene Steuerpraxis der Veranlagung des steuerpflichtigen Kapitalbesitzes. Denn derjenige, der die Steuer nach gesetzlicher Vorschrift für einen anderen zahlt, hat kein Interesse, die Steuer zu hinterziehen, während bei der gesunkenen Steuermoral in Deutschland allerdings in erheblichem Umfang damit zu rechnen ist, daß bei direkter Veranlagung der Fiskus einen beträchtlichen Teil der Steuer nicht erhalten würde. Der Grundsatz des Schöpfens an der Quelle hat daher zunächst etwas Bestehendes an sich. So sehr er aber auch die Interessen des Fiskus wahrt und schützt, so sehr ist das Prinzip geeignet, berechnete Interessen der Steuerzahler zu beeinträchtigen. Diese Beeinträchtigung erfolgt in der Tat in bedeutsamer Weise nach zwei Richtungen. Daß die Erhebung der Steuer betreffende Quellenprinzip, also ein

Grundsatz von zunächst nur *formaler* Bedeutung, hat nämlich die materielle Ausgestaltung der Steuer in tiefgreifender Weise beeinflusst. Wir können also hier die interessante Beobachtung machen, daß ein Formalprinzip bedeutungsvolle materielle Wirkungen zur Folge hat.

Die Einwirkung des Quellenprinzips zeigt sich zunächst in folgendem. Nach dem bisherigen Landessteuerrecht war der Steuerpflichtige durchgängig berechtigt, von dem ihm zufließenden Kapitalertrag (Aktivzinsen, Aktivdividenden) die von ihm zu entrichtenden Zinsen und Renten (Passivzinsen, Passivrenten) abziehen, so daß nur der nach Abzug der passiven Kapitalerträge verbleibende Rest der aktiven Erträge der Besteuerung unterworfen war.¹ Diese Besteuerungsart setzte voraus, daß nicht die einzelnen Kapitalanlagen, sondern die Gesamtheit der einer Person zufließenden Zinsen und Dividenden der Besteuerung unterworfen war. Dieser Abzug der Passivzinsen und Passivrenten entsprach dem obersten steuerlichen Grundsatz der Gerechtigkeit, da ein innerer Grund für die Besteuerung nicht vorhanden ist, wenn und soweit die in einem Aktivkapitalvermögen offenbarende Leistungsfähigkeit durch ein gegenüberstehendes Passivvermögen wieder aufgehoben wird. Man wird nicht behaupten dürfen, daß es den Anforderungen der Gerechtigkeit entspricht, wenn der Besitzer eines Geldkapitals von 200 000 Mark für die Zinsen aus diesem Kapital Ertragsteuer zu bezahlen hat, obwohl er 300 000 Mark Schulden hat und für diesen Betrag einen höheren Zinsbetrag zu entrichten hat, als er selbst bezieht. Es leuchtet ein, daß in diesem Fall der Kapitalbesitzer, der aus den 200 000 Mark einen Zinsertrag von zum Beispiel 8000 Mark bezieht, nicht leistungsfähiger ist als ein gleich hohes schuldenfreies Arbeitseinkommen, so daß es nicht gerechtfertigt erscheint, bei ihm eine die allgemeine Einkommensteuer ergänzende Vorausbelastung mit einer besonderen Steuer (Kapitalertragsteuer) eintreten zu lassen. Das frühere Landessteuerrecht hat daher die Abzugsfähigkeit der Passivzinsen als selbstverständlichen Grundsatz angesehen. Es ist nun ein wichtiges materielles Merkmal des neuen Reichskapitalertragsteuergesetzes, daß es den Abzug der Schuldzinsen nicht gestattet.² In dem angeführten Beispiel muß daher der Kapitalbesitzer die Kapitalertragsteuer bezahlen.

Dies ist die unmittelbare Folge des Prinzips des Schöpfens an der Quelle. Den Gegenstand der Besteuerung bildet nach dem neuen Recht nicht die Gesamtheit der Erträge, sondern die einzelne Kapitalanlage, deren Ertrag gleich an der Quelle erfaßt wird. Wenn der Schuldner die Steuer vorstufweise entrichten muß, ist ein Abzug der Passivzinsen schon technisch unmöglich, da der Schuldner die steuerliche Leistungsfähigkeit seines Gläubigers nicht kennen und beurteilen kann. Eine so gestaltete Steuer wird natürlich weit höhere Erträge bringen, als die alten Steuersysteme es vermochten. Aber die mangelnde Berechtigung zum Abzug der Passivzinsen hat zur Folge, daß die Steuer in weiten Bevölkerungsschichten als eine ungerechte Steuer empfunden wird. Außerdem ist sehr zweifelhaft, ob das Ergebnis eines geringeren Steuerertrags, welches die Gestattung des Schuldzinsenabzugs mit sich bringt, nicht doch automatisch dadurch

¹ Vergleiche zum Beispiel § 7 des bayerischen Kapitalrentensteuergesetzes vom 14. August 1910.

² Kapitalertragsteuergesetz § 5.

eintreten wird, daß die Steuerpflichtigen bestrebt sein werden, die Schulden mit den zur Verfügung stehenden Kapitalanlagen heimzuzahlen. Es ist doch sehr naheliegend, daß, um auf das obige Beispiel zurückzukommen, der Kapitalbesitzer die Schuld mindestens teilweise, zum Beispiel in Höhe von 100 000 Mark, zurückzuzahlen bestrebt sein wird, um dafür die Steuer zu sparen. Es ist also damit zu rechnen, daß sich die Tendenz bemerkbar machen wird, für die Kapitalertragsteuer nur die Überschüsse des aktiven über das passive Kapitalvermögen übrigzulassen.

Die zweite bedeutsame Folge des Quellenprinzips ist das Fehlen einer Progression. Die früheren Landessteuergesetze, nach denen die Gesamtheit der in der Hand des Steuerpflichtigen zusammenfließenden Kapitalerträge den Gegenstand der Steuer bildete, waren in der Lage, einen der geringeren oder größeren Leistungsfähigkeit angepaßten verschiedenen, also progressiven Steuerfuß anzuwenden. So beginnt der Steuerfuß des bayerischen Kapitalrentensteuergesetzes vom 14. August 1910 mit 1 Prozent bei 70 Mark Kapitalertrag und steigt in beschränkter Progression auf 2 Prozent bei mehr als 1000 Mark. Da nach dem neuen Kapitalertragsteuergesetz die einzelne Kapitalanlage besteuert wird, ist eine Berücksichtigung des verschiedenen Grades der Leistungsfähigkeit im Steuerfuß nicht mehr möglich. Daraus erklärt es sich, daß die Höhe der Steuer gleichmäßig 10 Prozent beträgt, so daß der Millionenertrag mit dem gleichen Maße gemessen wird wie die Bezüge des kleinen Rentners. Auch diese Tatsache wird zweifellos als Ungerechtigkeit empfunden werden. Die steuerliche Leistungsfähigkeit steigt mit der Höhe des Kapitalertrags nicht nur absolut, sondern auch relativ. Die Gerechtigkeit, das oberste steuerliche Prinzip, verlangt daher, daß der Steuerfuß mit der Höhe des Ertrags fortschreitet (Progression des Steuerfußes). Nach dem Kapitalertragsteuergesetz ist er jedoch eine konstante Größe. Kleine, mittlere und hohe Erträge werden daher gleichmäßig prozentual besteuert. Angenommen daß A für einen Kapitalertrag von 1000 Mark 100 Mark Steuer entrichtet, B für einen solchen von 5000 Mark 500 Mark und C für einen solchen von 10000 Mark 1000 Mark, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die gebrachten Opfer von A, B und C nicht als gleichmäßig empfunden werden. A wird die Steuerbelastung weit drückender empfinden als B oder gar als C. Da als direkte Steuern diejenigen zu betrachten sind, die nach der Leistungsfähigkeit des Zensiten erhoben werden,^{*} die Leistungsfähigkeit aber nur dann entsprechend berücksichtigt wird, wenn die Steuer progressiv ist, kann nicht anders geurteilt werden, als daß die heutige Kapitalertragsteuer als direkte Steuer nicht angesprochen werden darf. Allerdings ist sie auch keine indirekte Steuer, da die Leistungsfähigkeit wenigstens nicht grundsätzlich unbeachtet bleibt; denn durch Anwendung des gleichmäßig prozentualen Steuerfußes findet eine solche Berücksichtigung statt. Aber sie ist eben nicht genügend. Die Kapitalertragsteuer ist daher in der Gestalt, die ihr das neue Gesetz gegeben hat, eine Steuer, die sich auf der Grenzlinie zwischen direkten und indirekten Steuern befindet.

Die beiden geschilderten Mängel von grundsätzlicher Bedeutung (kein Schuldzinsenabzug, keine Progression) werden sicher in der Praxis große

^{*} Vergl. Jüfiting, Allgemeine Steuerlehre, S. 22.

Härten nach sich ziehen. Um wenigstens einigermaßen ein Gegengewicht dagegen zu schaffen, wurde in das Einkommensteuergesetz (§ 44 des Gesetzes) die Bestimmung aufgenommen, daß die mindestens 5 Mark betragende Kapitalertragsteuer auf die für das folgende Rechnungsjahr geschuldete Einkommensteuer in bestimmten Grenzen angerechnet wird, wenn der Steuerpflichtige sechzig Jahre alt oder erwerbsunfähig oder nicht bloß vorübergehend behindert ist, seinen Lebensunterhalt durch eigenen Erwerb zu bestreiten und wenn das Einkommen sich hauptsächlich aus Kapitaleinkommen zusammensetzt. Ob diese Vorschrift des Einkommensteuergesetzes geeignet ist, die grundsätzlichen Mängel der Kapitalertragsteuer in erheblicherem Umfang auszugleichen, muß die Praxis erweisen.

Forderungen an das neue Betriebsbilanzgesetz

Von Alfred Moeglich (Steglitz)

I

Seitdem in der deutschen Arbeiterschaft die Erkenntnis, daß der Arbeiter nicht nur im Produktionsgang, sondern im gesamten Wirtschaftsprozeß ein Mitbestimmungsrecht haben muß, Allgemeingut geworden ist, hat das alte Problem der Durchsichtigmachung der Betriebe eine neue Bedeutung bekommen. Das konservative Unternehmertum und seine Vertretung in den Parlamenten sucht sich mit allen Mitteln diesem Prinzip zu widersetzen. Es erwachte sofort in seiner ganzen Kampffreudigkeit, als im Betriebsrätegesetz Bestimmungen getroffen werden sollten, die den Arbeitnehmer über die Stufe des bloßen Arbeitsleiters gegen Stundenlöhnung hinausheben. Der Herr-im-Hause-Standpunkt fühlte sich tief getroffen, als zum Beispiel im § 66 dem Betriebsrat die Aufgabe gestellt wurde, mitzuwirken »für einen möglichst hohen Stand und für möglichste Wirtschaftlichkeit der Betriebsleistungen«, »den Betrieb vor Erschütterungen zu bewahren« und an der »Verwaltung« der sozialen Betriebseinrichtungen teilzunehmen, und als in logischer Zwangsfolge dieser Aufgabensetzung § 70 dem Betriebsrat eine persönliche Vertretung im Aufsichtsrat und § 72 die Vorlegung nicht nur einer Betriebsbilanz, sondern auch einer Betriebsgewinn- und -verlustberechnung zusicherte.

Der Begriff Betriebsbilanz und auch Betriebsgewinn- und -verlustrechnung ist eine völlige Neuprägung. Er soll verstanden werden in einem ganz bestimmten Gegensatz zu dem altüblichen Begriff der Handels- oder Geschäftsbilanz, welche die Handelsgesetzgebung als bloße Ertrags- und Erfolgsberechnung auffaßt. Der sichtbare Geburtshelfer der »Betriebsbilanz« war die Tendenz des Unternehmertums, das Privatvermögen des Unternehmers der Kenntnis und Kontrolle des Betriebsrats zu entziehen, indem in den Bilanzaktiven nur das Betriebsvermögen des Unternehmers erscheinen soll. Davon würden aber nur diejenigen Betriebe getroffen werden, die unter den Begriff des Einzelkaufmanns oder der offenen Handelsgesellschaft, stillen Gesellschaft oder Kommanditgesellschaft fallen. Ihre Zahl ist aber verschwindend klein, weil nach § 72 nur Betriebe mit mindestens 300 Arbeitnehmern oder 50 Angestellten der Bilanzpflicht unterliegen sollen. Es kann aber nicht im Sinne des Gesetzgebers gelegen haben, einen so tiefgreifenden Neubegriff, wie es die »Betriebsbilanz« ist, in das Wirtschaftsleben einzuführen, bloß um einem ganz kleinen Personenkreis einen vermeintlichen Sondervorteil zu verschaffen. Daher liegt nicht die geringste Veranlassung vor, nachdem der neue Begriff nun einmal Gesetzeskraft erhalten hat und wohl nicht so leicht wieder verschwinden wird, sich gegen diesen Begriff aufzulehnen oder ihn nebensächlich zu behandeln, sondern im Gegenteil hat die Arbeitnehmerschaft, nach-

dem sie durch die reaktionäre Fassung des ursprünglichen Gesetzentwurfs um ein gut Teil des eigentlichen Sinnes des Betriebsratsgedankens betrogen worden ist, die Pflicht und Schulbigkeit, dem Begriff »Betriebsbilanz« das Leben einzuhauchen, das ihm nach dem ganzen Gesetzesinhalt zukommt, das heißt also, ihm eine sinngemäße Auslegung zu sichern. Es wird sich dann herausstellen, daß diejenigen, die mit der »Betriebsbilanz« die Arbeitnehmerschaft und ihre Betriebsräte hinters Licht zu führen meinten, sich ins eigene Fleisch geschnitten haben.

Der Weg ist uns durch den Wortlaut des Gesetzes ganz klar vorgezeichnet, und wo das Gesetz nicht ausreicht, da ist es die Unternehmerschaft selbst gewesen, die die Arbeiterschaft mit der Nase darauf stößt, zum Beispiel mit dem bekannten »vertraulichen« Rundschreiben des Deutschen Industrie- und Handelstags vom 15. Juni 1920, das die Neue Zeit (in Nr. 19 vom 6. August 1920) zu veröffentlichen in der Lage war. Während die handelsübliche Geschäftsbilanz mit ihrer Ertragsberechnung neben dem steuerfiskalischen Zweck und der Sicherung des öffentlichen Kreditschutzes der Aufgabe zu dienen hat, dem Besitzer einen Anhalt über die finanzielle Lage des Unternehmens und seinen wirtschaftlichen Erfolg zu geben (die § 38, 40 und 261 des Handelsgesetzbuchs deuten das ganz klar an), soll die Betriebsbilanz der durch den Betriebsrat vertretenen Arbeitnehmerschaft einen sachgemäß fundierten Einblick in die inneren Organisationszusammenhänge des Betriebs, also in die lebendige Betriebswirtschaft geben. Während also die Geschäftsbilanz, trotz des schwerwiegenden Moments des öffentlichen Kreditschutzes, aus den sattsam bekannten »kaufmännischen« Gründen, unter denen die »Geschäftsgeheimnisse« eine Hauptrolle spielen, ein Interesse daran hat, die Betriebswirtschaft möglichst und nach allen Regeln einer gerissenen Bilanzkunst zu verschleiern, darf die Betriebsbilanz nur ein Ziel verfolgen: die Betriebswirtschaft bis in die Einzelheit durchsichtig zu machen. Und hier trifft der uralte Gegenstreit von »Kapital und Arbeit« sofort in Aktion.

Der in der obengenannten Nr. 19 der Neuen Zeit veröffentlichte »Gesetzentwurf« des »Reichsverbandes der deutschen Industrie« (seine fünf Paragraphen stammen nicht, wie man aus jener Veröffentlichung entnehmen könnte, aus dem Justizministerium! Dieses steht ihm vollständig fern) verlangt, daß »für die Aufstellung der Betriebsbilanz — nach Ausscheidung des Privatvermögens des Unternehmers — die handelsrechtlichen Bestimmungen maßgebend« sein sollen. Diese Bestimmungen kann man in ihrer ganzen Dürftigkeit und Magerkeit in den bereits oben genannten § 38, 40 und 261 des Handelsgesetzbuchs nachlesen und weiter in den entsprechenden Paragraphen der Gesetze über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung, die gewerblichen Genossenschaften usw. Daß diese Bestimmungen nicht einmal den Ansprüchen an eine moderne Geschäftsbilanz genügen, ist allseitig in der Handelswelt anerkannt, denn sie sind in ihrer kargen Allgemeinfassung die eigentlichen Geburtsstätten des berühmten »Bilanzelends«, der Bilanzverschleierung, der Bilanzfrisierung, der Bilanzhiebung. Unter ihrem Schutze war es jahrelang der Daimler-Motoren-Gesellschaft Untertürkheim möglich, die Öffentlichkeit mit einer Bilanz abzuspeisen, die sich im »Reichsanzeiger« bequem mit dem Handteller zudecken läßt, bei einem Betriebskapital von zuerst 8 Millionen, dann 32, zuletzt 100 Millionen Mark, während viel kleinere Gesellschaften in oft seitenlangen Bilanzauflistungen einen klaren Rechenschaftsausweis zu geben sich verpflichtet fühlen. Unter dem Schutze des § 261 des Handelsgesetzbuchs war es der Daimler-Gesellschaft nach dem bekannten Revisionsbericht der Kommission des Kriegsministeriums weiter möglich, nahe an 100 Millionen Übergewinne in den Büchern wie in deren Extrakt, den Bilanzen, einfach zu verstecken. Das glauben wir den Verfertignern des genannten Entwurfs zu einem Betriebsbilanzgesetz gern, daß sie auch die Betriebsbilanz am liebsten unter die verschleiernenden Fittiche der »handelsgesetzlichen Bestimmungen« bringen möchten. Aber das erscheint nach dem Wortlaut des Betriebsrätegesetzes und dem Fall Daimler nun doch unmöglich.

Nicht nach »handelsgesetzlichen« Bestimmungen, sondern nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten muß eine Betriebsbilanz aufgestellt werden. Es ist kein Zufall, daß § 72 des Betriebsrätegesetzes nicht nur die Vorlegung der Bilanz fordert, sondern auch der Gewinn- und Verlustrechnung, die ein Abbild des Verlaufs der einzelnen Betriebszweige ist und die sich bilanztechnisch zusammensetzt aus dem Gewinnsaldo, beziehungsweise dem Verlustsaldo der Einzelkonten des Hauptbuchs. Es liegt also ein sehr gesunder Sinn in der Forderung des Gesetzgebers, auch die Gewinn- und Verlustrechnung vorzulegen, denn erst dadurch bekommt der bilanzprüfende Betriebsrat einen ungefähren Überblick über den inneren Verlauf des Geschäftsjahres. Ja der Gesetzgeber geht, um auch den letzten Zweifel zu beseitigen, noch einen Schritt weiter. Weil der Draußenstehende (und das ist jeder Nichtbuchhalter des Betriebs) aus den bloßen summarischen Endergebnissen, wie sie die Gewinn- und Verlustrechnung wiedergibt, nicht viel ersehen kann, bestimmt § 72 ausdrücklich, daß Bilanz und Gewinn- und Verlustrechnung nicht nur vorgelegt, sondern auch »erläutert« werden. Daß bei dieser »Erläuterung« auf die Bücher und Belege zurückgegriffen werden muß, ist selbstverständlich, denn »Erläuterungen« ohne sachliche Unterlagen sind keine Erläuterungen, sondern unkontrollierbare Redensarten, mit denen sich kein Betriebsrat abspelsen lassen wird.

II

Sofort nachdem das Betriebsrätegesetz in Kraft getreten war, ging die Unternehmerschaft, beziehungsweise ihre korporative Vertretung daran, »festzustellen«, was nicht in die Betriebsbilanz gehört. Diese Bemühungen verfolgten offensichtlich das Ziel, möglichst viele Bilanzzeile dem Einblick der Betriebsräte zu entziehen. So forderte in Nr. 159 der »Deutschen Bergwerkszeitung« vom 9. Juli 1920 Dr. Rasch (Bochum), daß nicht nur das Privatvermögen des Unternehmers eliminiert werde, sondern unter den Aktiven auch 1. die Wertpapiere, 2. die dauernden Beteiligungen an anderen Unternehmungen, 3. sogar die Bankguthaben, wenn sie eine bestimmte Höhe erreichen. Begründung: Diese Posten seien »Nichtbetriebsvermögen«! Doch in dem Bestreben, die Bilanzsicht der Betriebsräte zu einer kompletten Farce zu machen, geht der Autor noch ganz andere Wege. Er will auch unter den Passiven die merkwürdigsten Ausscheidungen machen. Es sollen nämlich ferner nicht in die Betriebsbilanz eingelegt werden: 4. die hypothekarischen Belastungen von Arbeiterwohnungen und Grundbesitz, der »noch nicht Betriebszwecken dient«, 5. Bankschulden, die zum Erwerb von Wertpapieren oder Beteiligungen eingegangen sind, 6. die geheimen Rücklagen (wohl zu unterscheiden von den offenen Reservefonds und den stillen Rücklagen, wie sie in den auf 1 Mark abgeschriebenen Sachkonten der Aktiven enthalten sind; gemeint sind die Geheimposten, die auf der Passivenseite gewöhnlich unter dem Posten »Kreditoren und sonstige Verbindlichkeiten« erscheinen). Aber hier hat der Autor doch praktische Bedenken, weil bei Ausscheidung solcher Geheimposten der Betriebsrat auf die Idee kommen könnte, durch einfache Subtraktion der Betriebsbilanzsumme von der Geschäftsbilanzsumme solchen Geheimposten auf die Spur zu kommen. Das »Geschäftsgeheimnis« wäre dann ja erst recht preisgegeben. Darum will er schließlich solche Geheimreserven in der Betriebsbilanz belassen, wohlgerne aber »vermanscht« in dem großen Topf »Kreditoren und sonstige Verbindlichkeiten«! Es erübrigt sich jede Stellungnahme zu solchen Sophistereien, über die jeder Bilanzpraktiker nur mit einem Kopfschütteln quittiert.

Wir kommen vielmehr kurz zu folgenden k o n k r e t e n Forderungen:

Die Betriebsbilanz hat sämtliche Aktiv- und Passiwerte ganz im Sinne der handelsrechtlichen Bestimmungen aufzunehmen; die Ausscheidung des Privatvermögens des Unternehmers wird dabei in Kauf genommen, um so leichter, als dieses ja doch niemals einwandfrei wiedergegeben werden dürfte, denn selbst der — Steuerbehörde ist es nur in frasierter Form bekannt. Aber: sämtliche Bilanzposten

sind im einzelnen aufzuführen, nicht, wie bei Daimler, wo die Geschäftsleistung es zum Beispiel wagen durfte, als ersten Aktivposten der 1917er Bilanz folgendes Monstrum einzusetzen:

Grundstücke, Gebäude, Maschinen, Einrichtungen und	
Patente	2 128 889,02 Mark

Wenn der Betriebsrat bei der Beurteilung der »möglichsten Wirtschaftlichkeit der Betriebsleistung« (§ 86 I) mitwirken soll, muß er sich ein Bild davon machen können, 1. nach welchen Grundsätzen Sachobjekte wie Maschinen, Einrichtungen, Gebäude usw. bewertet und 2. abgeschrieben werden. Es können diese sechserlei, zehnerlei Sachposten also nicht in einen Topf zusammengeworfen werden. Ebenso: Daimler setzt wörtlich ein:

Waren (Material und Teile)	39 822 162,93 Mark
Fabrikate und Halbfabrikate	35 072 309,36 -

Der Betriebsrat muß wissen, nach welchen Prinzipien Waren- und Fabrikat-lager bewertet sind; dazu gehört eine Einsicht in die Inventuraufnahme, ohne welche eine Beurteilung des Wirklichkeitswerts der Lager vollständig unmöglich ist. Ebenso wie Grundstücke, Maschinen usw., oft bis auf 1 Mark abgeschrieben, ungeheure stille Reserven enthalten und damit die Bilanz total verschleiern können, ebenso können auch in einer unrecellen Inventur Gewinnverschleierungen stecken, die in die Millionen gehen. Hier hat das Betriebsbilanzgesetz unzweideutige Richtlinien vorzuschreiben.

Daselbe gilt für die Abschreibungen, bekanntlich das wundeste Kapitel der Bilanz-lehre, um so mehr, als seit dem deutschen Valutasturz unsere Bilanzen nicht mehr einheitliche Wertelemente enthalten, sondern die alten Werte in Goldmark, Neuanschaffungen in Papiermark erscheinen, eine Lausache, die ja von vornherein jeder deutschen Bilanz ihre absolute Glaubwürdigkeit nehmen muß. Es ist gleichgültig, nach welcher Methode die Geschäftsleistung ihre Bewertung vornimmt; der Betriebsrat muß die Methode aber kennen. Jedenfalls ist hier der alte Fundamentalfatz der Bilanzwahrheit aufs peinlichste durchzuführen. Diesem Grundsatz müssen folgerichtig die sogenannten Eine-Mark-Posten geopfert werden. Die Herunterschreibung ungeheurer Sachwerte auf 1 Mark ist zu einem unhaltbaren Unfug ausgewachsen. Es ist ein Skandal und ruiniert von vornherein jede Bilanzglaubwürdigkeit, wenn zum Beispiel ein Unternehmen wie Drenstein & Koppel A.-G., Berlin (45 Millionen Mark Aktienkapital), per 31. Dezember 1918 nicht nur die ganze Maschineneinrichtung mit einer ganzen Mark zu Buch stehen hatte, sondern sogar den Neuzugang des Jahres (367 676,06 Mark) mit einem Federstrich abschreibt; ebenso das 1-Mark-Konto »Eisenbahnanschluß« durch Totalabschreibung des ganzen Zugangs von 102 658,75 Mark weiter auf 1 Mark hält; ebenso beim 1-Mark-Konto »Werkzeuge« den ganzen Zugang von 372 244,51 Mark total abschreibt usw. Das sind Auswüchse so ungeheuerlicher Art, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn die Handelsliteratur vor Beschwerden darüber überläuft. In einer Betriebsbilanz haben offensichtliche Bilanzunwahrheiten dieser Art keinen Platz; sie schlagen ohnehin dem Handelsgesetzbuch ins Gesicht und verhöhnen obendrein die konstante Rechtsprechung (vergleiche Entscheidung des Reichsgerichts in Zivilsachen 19, S. 118 und 119, 43, S. 126, 91, S. 410, und Reichsgericht in Strafsachen 41, S. 296), daß das Diskredere-Konto, welches die dubiosen Augenstände (faule Schuldner) mit umfaßt, keine Phantastieziffern enthalten darf, sondern denselben Grundsätzen wie die »Abschreibungen« der Sachkonten zu unterliegen hat, ist selbstverständlich.

Wenn überhaupt auf einer festen Basis, muß gerade die Betriebsbilanz auf unbedingter Bilanzwahrheit beruhen; diesem Prinzip muß das Betriebsbilanzgesetz deutlich Rechnung tragen, und damit würde auch der Streik um die »versteckten

Reserven« sein Ende finden. Eine Betriebsbilanz kann nur »Reserven« kennen, die betriebswirtschaftliche Berechtigung haben. Reservenkonstruktionen, die nur dem Zweck der Gewinnverschleierung dienen, widersprechen der Bilanzwahrheit, von den Geheimreserven ganz zu schweigen, die man in einer Betriebsbilanz wohl nicht zu bieten wagen wird.

Damit wäre die Aufgabe des Gesetzgebers betreffend die »Betriebsbilanz« klar umrissen. Es verbleibt die Behandlung der Gewinn- und Verlustrechnung. Man wird es nicht zu fassen vermögen, aber es ist Tatsache, daß in dem oben angezogenen Rasch'schen Aufsatz der »Deutschen Bergwerkszeitung« mit dem Versuch gespielt wird, die gesetzgeberische Behandlung der Gewinn- und Verlustrechnung zu vereinfachen, und der oben genannte Gesetzentwurf des Reichsverbandes der deutschen Industrie ignoriert in seinem § 1 diese Gewinn- und Verlustrechnung ganz und will sie nur da gelten lassen, wo ein Gesamtbetriebsrat besteht, und zwar als »Gesamt-Gewinn- und Verlustrechnung«. Man weiß sehr wohl, daß die Gewinn- und Verlustrechnung das heiße Eisen des Betriebsbilanzgesetzes ist. Dieses wird aber nicht umhin können, für die Aufstellung der Gewinn- und Verlustrechnung ganz besonders klare Grundsätze aufzustellen, wie schon eingangs angedeutet wurde. Das geht nicht an, daß selbst größte Unternehmungen die Gewinn- und Verlustrechnung mit drei Strichen abtun, wie es für die Veröffentlichung in den Handelszeitungen üblich ist, zum Beispiel Orenstein & Koppel A.-G. in folgender Kreditaufstellung:

Vortrag aus 1918	2475550,— Mark
Zinsenkonto	1734475,46 .
Warenkonto:	
Brutto-Warengewinn	44375833,58 .
Kontoerträge der Tochtergesellschaften . . .	3144796,15 .
	51730655,19 Mark

Der Betriebsrat hat an den summarischen Riesenziffern kein Interesse. Sein Betriebsinteresse erstreckt sich auf das Detailwerk. Er will wissen, aus welchen Kanälen, aus welchen Betriebszweigen der »Warengewinn« geflossen ist. Diese detailkontomäßige Nachweisung hat das Betriebsbilanzgesetz zu sichern, ebenso im einzelnen die Nachweisung der Erträge der verschiedenen Tochterunternehmungen.

Noch wichtiger ist dem Betriebsrat das Unkostenkonto. Das Debet der Gewinn- und Verlustrechnung Orenstein & Koppel A.-G. veröffentlicht zum Beispiel: »Unkostenkonto 39 970 179,80 Mark.« Das ist alles. Es muß sichergestellt werden, daß das Gesamtunkostenkonto detailliert wird auf Lohnkonto, Gehaltskonto usw., und daß eine Kontrolle der Wahrheit der Unkostenkonten Stichprobenweise ermöglicht wird (Vorlegen von Belegen). Denn gerade im Unkostenkonto ist die unumschränkte Möglichkeit gegeben, Posten einzubuchen, die mit dem »Betrieb« nichts zu tun haben; hier ist der Gewinnverschleierung in weitestem Maße Tür und Tor geöffnet. Jeder Bücherrevisor kann davon erzählen: hier geht manchmal »alles auf Geschäftsunkosten«, selbst Sektgelage, Rennpferde und Italienfahrten.

Die Forderung des Industrieverbandes, bei »Gesamtbetrieben« (die Zweigunternehmungen usw. haben) eine Gesamtbetriebsbilanz und eine Gesamt-Gewinn- und Verlustrechnung zu geben, ist berechtigt, weil zum Beispiel das Gesamtbetriebskapital nicht für die Einzelbetriebe gegliedert werden kann. Nichtsdestoweniger hat jeder Einzelbetrieb seine gesonderte Betriebsbilanz für den Einzelbetriebsrat aufzustellen, die einen entsprechenden Aufbau haben wird, ohne mit einer Gewinn- oder Verlustziffer abzuschließen; sonst hätte das Betriebsrätegesetz mit seinem § 72 für den Einzelbetriebsrat keinen Sinn.

Zusammenfassend: Während die handelsübliche Geschäftsbilanz, ihren speziellen Zwecken entsprechend, und ebenso die Geschäfts-Gewinn- und Verlustrechnung eine knapp zusammengedrängte Tabelle sein darf, wird die Betriebsbilanz ein wesentlich umfangreicheres Tabellenwerk sein müssen, ausgestattet mit einer größeren Zahl von

Detailziffern. Dies sicherzustellen, kann der einzige Zweck des zu erwartenden Betriebsbilanzgesetzes sein.

Ob das Betriebsbilanzgesetz nach dem Vorschlag der »Deutschen Werkmeisterzeitung« dem notorischen Mangel an wirklich bilanzkundigen Betriebsräten dadurch entgegenzukommen suchen wird, daß es die Möglichkeit offenläßt, durch die Betriebsräte sogenannte Treuhänder zu bestellen, welche die Bilanzsicht vorzunehmen haben, steht dahin. Der Gedanke hat etwas für sich; es lassen sich aber auch von beiden Parteien, sowohl Arbeitnehmern als Unternehmern, triftige Gründe anführen. Die Arbeiterschaft steht nicht ohne Grund dem Begriff des »Treuhänders« mit größtem Mißtrauen gegenüber, genau wie dem Institut der »vereidigten Wucherrevisoren«, und muß Mittel und Wege finden, aus eigener Kraft zu einer handgerechten Bilanzkritik zu kommen. Wenn sie sich nur auf »Treuhänder« verläßt, dürfte sie selbst bald verlassen sein.

Literarische Rundschau

August Pieper, *Von der Arbeiterbewegung zum Arbeiterstand*. München-Bladbach 1920, Volksvereinsverlag. Preis M. 4.50.

Während vor Jahrzehnten die soziale Frage wesentlich als eine Magenfrage aufgefaßt wurde und sich die sozialen Kämpfe fast ausschließlich um wirtschaftliche Interessen drehten, sind im Laufe der Zeit immer mehr sozialgeistige Probleme aufgetaucht, die nach einer Lösung drängen. Die Forderungen des modernen Proletariats sind nicht mehr lediglich materieller Natur, sie erstrecken sich auch auf das rechtliche, gesellschaftliche und kulturelle Gebiet. Der Arbeiter will nicht nur eine auskömmliche, gesicherte Existenz haben, er will auch ein gleichberechtigter, sozial gleichwertiger Kulturmensch werden. Vollbürger und Vollmensch zu sein, ist eine sehr wichtige Forderung des modernen Arbeiters, weshalb die materiellen und ideellen Bestrebungen in der Arbeiterbewegung parallel nebeneinander herlaufen und sich gegenseitig ergänzen. Die vorliegende Schrift liefert einen dankenswerten Beitrag zu diesem ideellen Kampf um Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit, sie behandelt das seelische Problem der Eingliederung der Arbeiter in die Volksgemeinschaft, des innerlichen Verwachsens der deutschen Arbeiterklasse (der Verfasser spricht konsequent von dem Arbeiterstand!) mit der Volksgemeinschaft. Diese Eingliederung, die nur das ureigenste Werk der Arbeiter selbst sein kann, ist die dringendste Aufgabe unserer nachrevolutionären Zeit. Rein äußerlich hat die Revolution die deutsche Arbeiterschaft aus den Fesseln der bisherigen Herrschaftsverhältnisse befreit, sie hat sie in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung mündig gemacht, es bedarf nunmehr aber noch der inneren Befreiung, der organischen, lebendigen Eingliederung in das Volksganze. Das kann nicht durch eine Revolution, eine Verfassung oder irgendein Gesetz bewirkt werden, das kann nur das Werk der Selbstbetätigung der Arbeiter in Entfaltung der in ihnen ruhenden geistigen und seelischen Kräfte sein.

Von diesem Standpunkt aus behandelt der Verfasser sein Thema. Für ihn gibt es scheinbar keine Klassengegensätze und keinen Klassenkampf mehr, er malt sich und seinen Lesern eine Interessen- und Lebensgemeinschaft zwischen Kapitalisten und Arbeitern aus. Wenn man diese Auffassung von dem Verhältnis des Kapitals zur Arbeit in der heutigen Gesellschaft, die wir Sozialdemokraten grundsätzlich für irrig halten, als zutreffend unterstellt, so muß man den Gedankengang des Verfassers als durchaus folgerichtig bezeichnen. Er hat vollständig recht, wenn er sagt, daß der Arbeiter früher nur ein bescheidenes Ehrgefühl, ein geringes Selbstgefühl und ein kümmerliches Gemeinschaftsgefühl hatte, daß aber durch die Umwandlungen in unserem Wirtschaftsleben der Arbeiter von heute seelisch ein ganz anderer Mensch geworden ist, der Anspruch erhebt auf

Achtung, Ehre und Menschenwürde, der nicht mehr die Rolle des Aschenbröbels spielen will, sondern auf sein Recht als Kulturmenschen pocht. Er hat auch recht, wenn er ausführt, daß diese seelische Umgestaltung, die das Ergebnis einer langen Entwicklung ist, innerhalb unseres politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens realisiert werden, das heißt praktisch Gestalt gewinnen muß. Soll das deutsche Volk zu einer inneren Einheit werden, was wir ja alle erstreben, so muß eine Lebensgemeinschaft geschaffen werden, die alle Volksgenossen als gleichberechtigte und sozial gleichwertige Glieder zusammenfaßt, es muß eine wirkliche Gesinnungs- und Seelengemeinschaft entstehen, die die innere und äußere Geschlossenheit gewährleistet. Um dieses hohe Ziel zu erreichen, müssen die Arbeiter, wie der Verfasser ausführt, Kulturarbeit leisten, indem sie an sich selbst und an ihren Kameraden erzieherisch wirken im Sinne des Solidarismus, des erhöhten Standesbewußtseins, der Berufsfreude und der sozialen Ethik. Auf diese Weise soll der Klassenkampf überflüssig gemacht und durch eine gegenseitige Verständigung ersetzt werden. Um eine solche Verständigung herbeizuführen, um den inneren Frieden dem deutschen Volke zu bringen, erscheint dem Verfasser das Zusammenarbeiten der Arbeiter mit den übrigen Bürgern in den staatlichen und gemeindlichen Einrichtungen sowie in allen anderen öffentlichen Angelegenheiten als das geeignetste Mittel.

Es ist eine hohe, erhabene Aufgabe, die der Verfasser der deutschen Arbeiterschaft stellt: die Arbeiter sollen dem neuen Volksstaat aus ihrer eigenen Seele heraus den neuen Gemeinschaftsgeist geben, durch den allein sie mit dem Unternehmertum zu einer Volksgemeinschaft verwachsen können. Leider scheint es nicht so, als ob das deutsche Unternehmer- und Bürgertum den nötigen Willen und die erforderliche Geneigtheit zeigte, auch seinerseits zum Bau dieser Volksgemeinschaft beizutragen. Wir befürchten, daß die gutgemeinten Ratschläge des Verfassers an der rauen Wirklichkeit scheitern werden und daß seine Volksgemeinschaft bis auf weiteres ein schöner Traum bleiben wird. Hier paßt das Goethewort: »Die Volschaft hört' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!«. Jener Teil des deutschen Proletariats, der sich der schroffen Klassengegensätze bewußt geworden ist, die die kapitalistische Gesellschaft auch noch nach der Revolution zerklüften, hat den Glauben verloren an den guten Willen der besitzenden und bevorrechteten Klassen, weshalb er sich mit der Tatsache abgefunden hat, daß auch heute noch der Klassenkampf, der ja nicht ein Gewaltkampf zu sein braucht, eine bittere Notwendigkeit geblieben ist. Immerhin verdient die Schrift Piepers auch die Aufmerksamkeit der sozialistischen Arbeiter, weil sie einen lehrreichen Einblick gewährt in den Gedankenkreis der christlichen Arbeiterführer.

Franz Laufköter

Leo Heller, *Neue Gedichte*. Trier, F. Linz. 82 Seiten.

Wer Gefallen an Liedern findet, die in einem leichten, volksliedmäßigen Ton gehalten sind, den können wir auf diesen neuen Gedichtband des in Unterhaltungszeitschriften oft mit seinen Beiträgen vertretenen Dichters verweisen. Nach einer eigenen literarischen Note braucht man nicht zu suchen; dazu sind die kleinen Gedichte zu harmlos. Aber der starke Natursinn, der sie durchweht, und die sonnige Heiterkeit, die sie umgibt, wird gerade den anspruchloseren Naturen gefallen. Alle Form ist gut gemeistert; das Einschmeichelnd-Klingende in der Wortprägung ist betont; die Strophen haften leicht im Gedächtnis und lassen eine beschaulich-freudige Erinnerung zurück. Jegliche Künstelei und modische Geschraubtheit ist streng vermieden. Irgendwelche Beziehungen zur Zeit sind nicht geknüpft. Der Inhalt schöpft nur aus dem Naturschaun. Diese enge Umgrenzung scheint mit Vorbedacht gezogen zu sein. Der Dichter weiß, wo seine Art am festesten verankert ist. Und wie sich gerade in der Beschränkung immer der Meister zeigt, so auch hier: das neue Buch gibt erneuten Beweis für Hellers lyrisches Talent, es zeigt keine Erweiterung seines Kunstkönnens, aber auch keinen Rückschritt.

L

Notizen

Die Vereinigten Staaten von Amerika als Konkurrenten Englands auf dem Schiffsahrtmarkt. Bei der Betrachtung der traurigen Wirtschaftslage Mitteleuropas und der Möglichkeit eines baldigen Wiederaufbaus vorkriegszeitlicher Wirtschaftsformen wird meist noch immer nicht die enorme Verschiebung genügend gewürdigt, die das Weltwirtschaftsgetriebe durch den letzten Völkerring erfahren hat. Die Vereinigten Staaten von Amerika und auch einige südamerikanische Staaten, vor allem Argentinien, stehen heute als Handels- und Finanzmächte dem blutenden Europa ganz anders gegenüber als vor dem Kriege, und zwar wird, wenn nicht alles täuscht, sich der Schwerpunkt der Weltwirtschaft in den nächsten Jahren noch weit mehr zugunsten Amerikas verschieben. Hat England auch durch den Krieg seinen Kolonialbesitz weiter ausgedehnt, seine Herrschaftstellung im Orient befestigt und den deutschen Handels- und Schiffsahrtskonkurrenten völlig niedergezwungen, so ist ihm doch dafür in der nordamerikanischen Union auf dem internationalen Geldmarkt wie auf dem Handels- und Schiffsahrtmarkt eine Konkurrenz entstanden, die ihm in der kommenden wirtschaftlichen Entwicklungsperiode noch viel zu schaffen machen wird. Vorerst ist freilich die englische Handelsflotte noch immer die größte, aber die der Union rückt ungestüm nach und hat bereits auf verschiedenen für die künftige Handelsgestaltung wichtigen Routen die Konkurrenz mit einem gewissen Erfolg aufgenommen.

Sieht man von dem Schiffsahrtverkehr auf den amerikanischen Binnenseen und den Flüssen sowie den zu kleinen Küstenfahrten benutzten Schiffen ab und zieht nur die eigentlichen Seeschiffe mit einem Gehalt von mehr als 1000 Bruttoregistertonnen in Betracht, so stellt sich nach der Statistik des amerikanischen Bureaus of Navigation am 1. Juli des laufenden Jahres der Schiffsbestand der amerikanischen Handelsflotte auf 2839 Schiffe mit einem Gehalt von 10 846 102 Bruttoregistertonnen. Von diesen 2839 Schiffen befanden sich 1630 mit 6 903 128 Tonnen im Besitz des Schiffsahrtamtes, 1209 mit 3 942 974 Tonnen im Besitz von Privatreedereien. Dabei kommt in Betracht, daß die meisten Fahrzeuge dieser Flotte erst in den letzten Jahren nach den neuesten technischen Erfahrungen erbaut und ausgestattet sind. Es zählt die amerikanische Handelsflotte denn auch nur 377 hölzerne Dampfer mit einem Raumgehalt von 933 424 Bruttoregistertonnen und 298 hölzerne Segler mit 455 930 Registertonnen; die große Masse der Schiffe besteht aus neuen stählernen Dampfern. Zu diesen 2839 größeren Schiffen kommen noch 565 Schiffe von je 500 bis 1000 Bruttoregistertonnen, die ebenfalls in der Seeschiffsahrt benutzt werden, so daß sich der Gesamtbestand der Seefahrzeuge auf 3404 Schiffe mit einem Raumgehalt von 11 278 741 Bruttoregistertonnen stellt, von denen 2541 Schiffe mit 9 531 190 Tonnen in der großen Überseefahrt, die übrigen in der Fahrt zwischen Unionshäfen beschäftigt sind.

Lehrreich ist es, die rasche Entwicklung dieser Handelsflotte in den letzten Jahren zu verfolgen. Der Bestand an Seeschiffen über 1000 Bruttoregistertonnen belief sich:

Am	Eigentum des Schiffsahrtamtes		Eigentum der Privatreedereien	
	Zahl	Raumgehalt in Bruttoregistertonnen	Zahl	Raumgehalt in Bruttoregistertonnen
1. Januar 1918 . . .	105	413 631	1036	3 268 069
1. Januar 1919 . . .	608	2 305 015	1055	3 351 841
1. Januar 1920 . . .	1465	5 940 742	1119	3 648 018
1. Juli 1920	1630	6 903 128	1209	3 942 974

In 2½ Jahren hat sich demnach die Handelsflotte der Vereinigten Staaten von Amerika ihrem Raumgehalt nach verdreifacht.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 2

Ausgegeben am 8. Oktober 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zum Parteitag in Kassel

Von Heinrich Cunow

Schwere graue Wolken hängen über Mitteleuropa. Die Hoffnung, die am Schlusse des im Juni vorigen Jahres in Weimar abgehaltenen Parteitags so manche Herzen erfüllte, der nächste Parteikongreß werde unter weit günstigeren politischen und wirtschaftlichen Umständen seine Sitzungen abhalten können, hat sich nicht verwirklicht. Die über den Ländern Europas liegende drohende Gewitterspannung hat sich im Gegenteil noch vergrößert. Mancher Spuk, der den vorigen Parteitag beschäftigte, wie die Frage »Räte-System oder demokratische Reichsverfassung«, kann heute zwar als erledigt gelten. Einzelne der damals in Weimar gehaltenen oppositionellen Reden mufen uns, wenn wir sie heute nachlesen, fast an, als wären seit der Weimarer Tagung Jahrzehnte verflossen — so fern liegen uns die ihnen zugrunde liegenden Gedankengänge. Die Erfahrungen eines einzigen wechselreichen Jahres haben sie überholt. Ist auch unsere Partei, wie die Neue Zeit in ihrem Artikel zum Weimarer Parteitag mahnte, noch nicht aus dem Turm ganz herausgetreten, spielen auch alte überlebte Traditionen, Agitations- und Oppositionsmethoden noch immer eine große Rolle in unserer Partei, so hat sie doch einzelne Torflügel aufgestoßen, die aus der Enge der alten Behausung in einen freieren Wirkungskreis führen. Die Partei findet sich — davon zeugt mehr noch als das vom Parteivorstand herausgegebene Programmbuch die in unseren Parteiblättern und Parteiversammlungen über taktische Fragen gepflogene Diskussion — mehr und mehr in die durch die Revolution aufgeworfenen Probleme und Forderungen hinein. Der einstige revolutionäre Drang in neue, noch unentdeckte politische Fernen konzentriert sich auf Gegenwart und nächste Zukunft. Man fordert anstatt Zukunftsspekulationen Gegenwartsaktionen im Anschluß an die wirtschaftliche Gesamtlage und die sich aus dieser ergebenden dringenden Fragen.

Das zeugt von einem gesunden Gegenwartsstreben, das voraussichtlich im weiteren Verlauf auch zu einer stärkeren Beachtung der realpolitischen Momente in unserer Parteitaktik und zu einer festeren inneren geistigen Konsolidation der Partei führen wird. Aber verkehrt wäre es, daraus zu folgern, daß der Einfluß der Arbeiterklasse auf des neuen Deutschen Reiches Geschick sich in nächster Zeit steigern müßte, selbst wenn die Entwicklung der Verhältnisse einige Führer der Sozialdemokratischen Partei dazu nötigen sollten, wieder in das Reichskabinett einzutreten. Der Vorteil einer festeren inneren Gliederung unserer Partei wird wahrscheinlich mehr als ausgeglichen werden durch die zunehmende Zersetzung der Unabhängigen Sozialdemokratischen und der Kommunistischen Partei. Zweifellos ist der sich im Lager der Unabhängigen vollziehende Zersetzungsprozeß eine Notwendigkeit. Eine

Partei, die nicht auf bestimmten politischen Erkenntnissen, nicht auf klaren Einblicken in das Wirtschaftsgetriebe, sondern auf vagen Zukunftsspekulationen, wechselnden Stimmungen und Verstimmungen beruht, muß nicht nur, wenn an sie die gebieterische Forderung des Verzichts auf die bloße Negation und der praktischen Beteiligung an den Regierungsgeschäften herantritt, notwendig versagen, sie muß auch mehr und mehr in sich zerfallen. Durch die rauen Winde der politischen Entwicklung vernichtet, zerflattern die schönen Zukunftshoffnungen, die Masse fühlt sich in ihren Erwartungen getäuscht — und nun entstehen allerlei Meinungsverschiedenheiten über den weiser einzuschlagenden Weg. Schon kurz nach dem Würzburger Parteitag hat denn auch die Neue Zeit (Nr. 13 vom 28. Dezember 1917, 36. Jahrgang, 1. Band) in einer Polemik gegen Otto Bauer, der die Auflösung unserer Partei nach dem Kriege und den Antritt ihres Erbes durch die Unabhängigen prophezeit hatte, die völlig unsichere Basis der Unabhängigen nachgewiesen und daraus die Folgerung gezogen, daß die U. S. P. schon bald nach dem Kriege innerlich zerfallen würde. Und seitdem haben wir immer wieder, besonders in dem Artikel »Partei- und Klassendifferenzierung« der Nummer vom 14. März 1919 auf die Verschiedenartigkeit der Grundauffassungen innerhalb der Reihen der U. S. P. hingewiesen und daraus das unvermeidliche Eintreten einer Spaltung gefolgert — freilich glaubten wir damals, nur drei Richtungen in der sogenannten »unabhängigen« Partei konstatieren zu können, heute sind es vier.

Die Zerfegung der U. S. P. ist also sicherlich nichts Überraschendes, sondern ein sich mit innerer Notwendigkeit vollziehender Prozeß; aber darüber darf nicht übersehen werden, daß er nur die Einleitung zu einer noch weiteren Zerklüftung der Arbeiterbewegung und damit zu vermehrter gegenseitiger Anfeindung, Hemmung und Hinderung bildet, die die politischen Kräfte der Arbeiterschaft und ihren nachhaltigen Druck auf die Regierungsmaschinerie noch mehr schwächen muß, als das schon bisher der Fall war. Erfolgt auf dem Parteitag der Unabhängigen in Halle eine Scheidung zwischen »Moskowitern« und »Crispienianern«, so wird es kaum bei dieser Scheidung bleiben, denn die U. S. P. stellt eine derartige Vereinigung von unvereinbaren gegensätzlichen Auffassungen dar, daß wahrscheinlich bald eine weitere Spaltung folgen wird. Und auch die innere Geschlossenheit der Kommunistischen Partei, in deren Gliedern ebenfalls der Spaltungsbazillus bohrt, wird durch den Anschluß der Gefolgschaft von Däumig, Adolf Hoffmann usw. nicht gefördert. Die weitere Zersplitterung der sozialistischen Arbeiterschaft in verschiedene einander bekämpfende politische Parteien und Sekten ist aber um so schädlicher, als in den nächsten Monaten nicht nur Preußen vor Neuwahlen zum Landtag steht, sondern wahrscheinlich auch im nächsten Frühjahr wiederum Reichstagswahlen stattfinden und diesen Wahlen alsbald eine Neubildung des Reichsministeriums und des preußischen Staatsministeriums folgen dürfte.

Immerhin so verderblich sich in ihren Folgen die Abzweigung der Unabhängigen von der alten Sozialdemokratie erweist, schlimmer noch steht es auf dem Gebiet der Außenpolitik aus. Trotz des einst so vielgepriesenen Völkerbundes, der Konferenzen von San Remo und Spaa und des Geredes von der wirtschaftlichen Interessenverbundenheit der Völker Europas besteht, durch die französischen Bajonetten gestützt, der Zwangsfriedensvertrag von

Versailles in vollem Maße zu Recht, und die Hoffnung, daß Frankreich in irgendeine Annullierung wesentlicher Bestimmungen dieses Vertrags willigen wird, ist heute nach der Erwählung Millerands zum Präsidenten der französischen Republik noch weniger begründet als während des ganzen zur Neige gehenden Jahres, zumal die französische sozialistische Partei fast jeden Einfluß auf die offizielle Politik Frankreichs verloren hat. Daß aber das britische Kabinett unter Lloyd Georges Führung, mag die englische Bourgeoisie immerhin manche anderen kontinentalen Interessen als die französische haben und über einzelne Passagen der Millerandschen Außenpolitik verstimmt sein, leicht hin mit Frankreich brechen wird, ist kaum anzunehmen, selbst wenn bei Nichteinhaltung der Versailler Zwangsbestimmungen durch das gequälte deutsche Volk die französische Regierung zur Besetzung weiterer deutscher Gebiete greifen sollte. Lloyd George wird sich immer auf ein gewisses Hemmen, Abdingen und Mildern französischer Ansprüche beschränken. Zu einem wirklich energischen Auftreten gegen Frankreich, auch auf die Gefahr eines offenen Konfliktes hin, wird sich die englische Regierung erst dann verstehen, wenn die englische Arbeiterpartei bei den nächsten Parlamentswahlen einen entschiedenen Wahlsieg erringen sollte und damit einen entscheidenden Einfluß auf Englands Wirtschaftspolitik erlangt.

Unzufriedener mit der brüskten französischen Machtpolitik in Mitteleuropa ist aus begreiflichen Gründen Italiens Regierung; aber diese ist an die Entente gebunden, sowohl durch Rücksichten auf ihre eigene prekäre Lage und ihre wirtschaftliche Abhängigkeit von England und Frankreich wie durch ihr Angewiesensein auf die Unterstützung des französischen Kabinetts bei der Verfolgung ihrer antijugoslawischen Pläne auf dem Ostufer der Adria.

Hinzu kommt, daß die von der Entente unter Berufung auf das Nationalitätsprinzip, das Selbstbestimmungsrecht der Völker und andere ähnliche Grundsätze in Europa vorgenommene Gründung neuer Staaten sich immer mehr als völlig unhaltbar erweist und bereits zu einem heftigen Nationalitätenstreit geführt hat: zu blutigen Kämpfen zwischen Rußland und Polen, Grenzstreitigkeiten zwischen Polen und Litauen, polnischen Meßereien in Oberschlesien und versteckten Rüstungen Ungarns gegen Deutschland und Rußland.

Eine wesentliche Änderung des Versailler Friedensvertrags ist erst zu erhoffen, wenn Rußland Polen niederwirft, in England die Arbeiterpartei als entscheidende Gruppe ins Unterhaus zieht, in den Vereinigten Staaten von Amerika bei der bevorstehenden Präsidentenwahl der republikanische Präsidentschaftskandidat über den demokratischen siegt, die Spannung zwischen dem amerikanischen und britischen Imperialismus sich erweitert und zugleich die Sinnfeinerbewegung in Irland sich noch schärfer gegen die englische Regierung zuspitzt. Aber wann, wie und unter welchen Umständen werden diese am politischen Horizont als drohende Gewitterwolken auftauchenden Möglichkeiten eintreten?

In dieser kritischen, unter starkem außenpolitischem Druck stehenden Lage ist es unzweifelhaft am besten, wenn der Kasseler Parteitag darauf verzichtet, große weitreichende Zukunftsprobleme aufzurollen, und wenn er sich auf die Kritik der in jüngster Zeit befolgten Taktik, auf die Selbstverständigung über die zunächst in Angriff zu nehmenden drängendsten Forde-

rungen und, soweit dies möglich ist, auf die Befestigung der Kampfstellung unserer Partei beschränkt. Ohnehin ist die Zeit vorüber, wo man von den Parteitagern einen mächtigen Anstoß zur Vorwärtsbewegung, neue Lebensantriebe und neue Aktionsimpulse erwartete. Derartige Impulse liefert die heutige revolutionäre Zeitströmung mit ihrer Aufwerfung immer neuer Fragen zur Genüge. Je mehr sich die Arbeiterbewegung ausbreitet und sich lokale Zentralkpunkte schafft, in denen sich ein eigenes selbständiges Parteilieben entwickelt, desto mehr wird die Selbstkritik und Selbstverständigung über die verschiedenen Parteierscheinungen, das gegenseitige Sichausprechen und das Sicheinigwerden über das zunächst zu Unternehmende zur wichtigsten Aufgabe der Parteitage.

Diesem Zwecke dient auch die festgesetzte Tagesordnung des Kasseler Kongresses. Der Bericht des Parteivorstandes und der Reichstagsfraktion wird voraussichtlich den größten Teil der Sitzungen in Anspruch nehmen; denn gar manches ist geschehen, was zur Kritik herausfordert. Zudem aber bieten diese Punkte der Tagesordnung Gelegenheit, sich darüber zu verständigen, welche Stellung die Partei zu der heutigen Regierungskoalition einnehmen und unter welchen Bedingungen sie gegebenenfalls in die Koalition wieder eintreten soll, sowie ferner, wie sie sich zu den Streitigkeiten innerhalb der U. S. P. zu verhalten hat.

Auch der Bericht über die Entwicklung der Parteiorganisation und den Bestand der Parteikasse, ihre Einnahmen und Ausgaben, darf auf besonderes Interesse rechnen. Er zeugt von einem stattlichen Aufschwung der Partei. Zwar ist nach dem stürmischen Anwachsen der Zahl der Parteimitglieder in den ersten Monaten der Revolution eine gewisse Abflauung eingetreten; immerhin wächst die Organisation noch beständig. Sie zählte zur Zeit der statistischen Aufnahme insgesamt 1 180 208 eingeschriebene Mitglieder. Infolge dieses Mitgliederzuwachses haben auch die Beitragseinnahmen der Parteihauptkasse beträchtlich zugenommen. Sie stellen sich für das abgelaufene Rechnungsjahr auf nicht weniger als 1 434 000 Mark. Erfreulich ist ferner die Zunahme der Parteiblätter. Ihre Zahl stieg im Berichtsjahr von 95 auf 147.

Möglich, daß auch der vom Genossen Meerfeld zu erstattende Bericht über den Genfer Internationalen Sozialistenkongreß eine Debatte hervorrufen wird, denn mag auch für manche Parteimitglieder in Respektierung einer alten Parteiüberlieferung jeder internationale sozialistische Kongreß noch immer ein »Wendepunkt« oder »Markstein« auf dem Wege zur Verwirklichung des Sozialismus sein, so haben doch gewisse Vorgänge auf der Genfer Tagung Bedenken erregt. Die Frage liegt nahe, ob denn in der heutigen prekären politischen und wirtschaftlichen Lage Europas angesichts des neuentfachen Kriegsbrandes im Osten die Konferenz in Genf wirklich nicht dringendere Aufgaben hatte, als erneut über alte Schuldfragen zu debattieren und lange Resolutionen auszubrüten, von denen schon heute manche der an ihrer Stillisierung Beteiligten kaum mehr wissen dürften, was eigentlich darinsteht. Daß durch eine derartige »Aktualität« die sogenannte Zweite Internationale der Moskauer Dritten Internationale einen Teil des an diese verlorengegangenen Terrains wieder abringt, glaubt wohl niemand.

Neben dieser Berichterstattung über die parlamentarische und innerorganisatorische Parteitätigkeit wird sich der Kasseler Kongreß vornehmlich mit

der Frage der Aufstellung eines neuen Parteiprogramms und den Vorschlägen zur Linderung der Wohnungsnot beschäftigen. Über die Vorarbeiten zur Beratung des Programms und die dafür von einer Reihe Parteigenossen ausgearbeiteten Vorschläge hat die Neue Zeit bereits in ihrer vorigen Nummer ausführlich berichtet, und die gegenwärtig in Deutschland herrschende Wohnungsnot schildert anschaulich in vorliegender Nummer Genosse Sachs, so daß sich ein nochmaliges Eingehen auf beide Themata an dieser Stelle erübrigt.

Die sozialdemokratischen Parteitage waren bisher Tage der Arbeit, und an Arbeit wird es auch in Kassel nicht fehlen. Voraussichtlich wird es weit mehr Arbeit geben, als die Tagesordnung verheißt. Wir wünschen, daß diese Arbeit nicht unnütz geleistet werde, daß sie vielmehr beitragen möge zur Einheitlichkeit, Geschlossenheit und Kampfbereitschaft unserer Partei; denn wenn nicht alles frügt, stehen uns in nächster Zeit harte, aufreibende Kämpfe bevor.

Die Ostmark und die Klassiker der deutschen Sozialdemokratie

Von Dr. Gustav Mayer

Als N. Kjasanoff 1916 in dem von Professor Karl Grünberg geleiteten Archiv für Geschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus alles zusammenstellte, was nach seiner umfassenden Kenntnis auch der entlegensten Quellen Marx und Engels während ihres ganzen Lebens über die Polenfrage geäußert haben, da lag noch kein Grund vor, der Frage, die uns hier beschäftigen soll, eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Selbst die größten Schwarzseher in Zentraleuropa konnten damals nicht ahnen, was heute Wirklichkeit geworden ist. Niemand sah voraus, daß 1920 Ostpreußen eine vom deutschen Körper abgetrennte Insel im slawischen Meer, Danzig und Bromberg von Deutschland losgerissen, die Zugehörigkeit Oberschlesiens zu unserem Wirtschaftskörper, der ohne es nicht leben kann, in Frage gestellt sein würde.

Und nun vergegenwärtigen wir uns die noch viel weiter zurückliegende Zeit, in der Marx und Engels zur polnischen Frage Stellung nahmen. Ihnen wie der ganzen deutschen Demokratie im neunzehnten Jahrhundert galt Polen als das Opfer des Zarismus, als der damals einzige Träger des revolutionären Gedankens innerhalb der slawischen Welt. Polen in der Gewalt der russischen Selbstherrscher, das bedeutete für sie eine ständige Bedrohung der europäischen Kultur, die Hegemonie des russischen Militärdespotismus, die Preußen und Österreich im reaktionären Lager festhielt, die »mongolische Herrschaft über die moderne Gesellschaft«.¹ Aus solchem Geiste heraus schrieb Marx während des polnischen Aufstandes von 1863 in einem Brief an Engels² Deutschland ein »militärpolitisches Interesse an der Wiederherstellung Polens« zu. Die beiden großen Freunde würden es als das Spiel einer kläglichen Phantastie verlacht haben, hätte ihnen jemand

¹ Kjasanoff in Grünbergs »Archiv für die Geschichte des Sozialismus«, VI, S. 203.

² Briefwechsel zwischen Engels und Marx, III, S. 117.

vorausgesetzt, daß einige Jahrzehnte nach ihrem Tode ein kapitalistisches und reaktionäres Polen mit ungezügelter annerionistischer Tendenz unter dem Schutze eines imperialistischen »Völkerbundes« sich zwischen einem kommunistischen Rußland und einem demokratischen Deutschland aufpflanzen und den beiden größeren Nationen den Weg zueinander versperren würde.

Was also Marx und Engels einer Wiederherstellung Polens geneigt machte, war allein der Gedanke, daß Polen, durch sein Schicksal ein Herz der europäischen Revolution, trotz seiner ökonomischen Rückständigkeit eines ihrer Hauptbollwerke werden müßte in dem Augenblick, wo der zentrale Gedanke der auswärtigen Politik sich erfüllen und, wie sie bis zum Staatsstreich des Louis Napoleon noch hofften, deutsche und französische Volksheere gemeinsam ostwärts ziehen würden, um die moskowitische Zwingburg niederzurennen, die die Demokratisierung Europas aufhielt. Man hat viel Aufhebens davon gemacht, daß die »Neue Rheinische Zeitung« 1848 für ein wieder erstehendes Polen »die Mündungen seiner großen Ströme« und einen »großen Küstenstrich an der Ostsee« forderte, aber man hat dabei meist versäumt, mit dem gleichen Nachdruck zu betonen, daß nur eine ganz bestimmte Konstellation sie zu diesem Zugeständnis bewog. Sie ging dabei von der festen Voraussetzung aus, die beiden verbündeten revolutionären Völker — Deutschland und Polen — würden sich »angesichts des Durcheinander von Deutsch und Polnisch an der Grenze und namentlich an der Küste gegenseitig etwas nachgeben«; sie machte an der gleichen Stelle gegen die »gedankenlosen Nationalitätslügen« Front und wollte »solchen Sentimentalitäten«, gemessen an den »Lebensfragen großer Nationen«, die für sie ausschlaggebend blieben, keine Berechtigung einräumen.

Dafür, daß dieses Zugeständnis an polnische Aspirationen damals nur einer ganz bestimmten Konstellation entsprang und allein für sie Geltung haben sollte, besitzen wir das ausdrückliche Zeugnis des Verfassers dieser Artikel. Schon am 23. Mai 1851 nannte Engels es in einem Brief an Marx ein Glück, daß sie in der »Neuen Rheinischen Zeitung« »keine positiven Verpflichtungen gegen die Polen übernommen, als die unvermeidliche der Wiederherstellung mit fuitabler Grenze — und auch die noch unter der Bedingung der agrarischen Revolution«. In den wenigen Jahren, die ihn damals von der Revolution trennten, war Engels von seiner Polenbegeisterung gründlich zurückgekommen. Jetzt war er zu der Erkenntnis gelangt, daß die Polen, »eine nation fondue«, nur so lange als Mittel zu brauchen seien, »bis Rußland selbst in die Revolution hineingerissen ist«: »Von dem Moment an«, erklärt er, »hat Polen absolut keine raison d'être mehr... Polen hat nie fremde Elemente nationalisieren können. Die Deutschen der Städte sind und bleiben Deutsche... Ein Viertel von Polen spricht Litauisch, ein Viertel Ruthenisch, ein kleiner Teil Halbrussisch, und der eigentliche polnische Teil ist zu voll einem Drittel germanisiert.« Derselbe Mann, der, den Blick allein auf die Förderung der Weltrevolution geheftet, 1848 den Polen Danzig hatte überlassen wollen, möchte ihnen jetzt im Westen »abnehmen, was man kann«, und ihre Festungen »unter dem Vorwand des Schutzes mit Deutschen okkupieren, besonders Posen«. »Jeder Zoll, den wir an der Grenze von

Memel bis Krakau den Polen nachgeben,« so meint er jetzt, nachdem er inzwischen in Manchester Kriegstheorie »gebüffelt« hatte, »ruiniert diese ohnehin schon miserabel schwache Grenze militärisch vollständig und legt die ganze Ostküste bis nach Steffin bloß.«

Und diese Äußerungen, die Engels vorerst nur in einem Privatbrief an den Freund tat, scheinen, soweit der Punkt, der hier allein uns beschäftigen soll, in Betracht kommt, bei Marx auf keinen Widerspruch gestoßen zu sein; denn in den Artikeln, die dieser kurz darauf in die »New York Tribune« schickte und die ihm größtenteils Engels schrieb, wird bei Betrachtung jener Konstellation von 1848 bereits das Bedenken wach, ob man »ganze Landstriche, die hauptsächlich von Deutschen bewohnt, große Städte, die ganz deutsch wären, an ein Volk abtreten sollte, das bisher noch keine Beweise davon abgelegt hatte, daß es fähig sei, über einen Zustand des Feudalismus hinauszugehen, der auf der Unfreiheit der Landbevölkerung beruhte«. Der Wunsch wird hier sogar rege, die Polen für Danzig und Elbing mit Riga und Mitau abzuspeisen.

Nun hat freilich in den folgenden Jahrzehnten bei Marx und Engels die Beurteilung der polnischen Frage öfters geschwankt; diese hat ja für sie keine selbständige Bedeutung, sondern blieb den Aussichten der Weltrevolution untergeordnet. Als 1863 die Polen sich zum letzten Male gegen das russische Joch erhoben, nahmen Marx und Engels und die bald ins Leben tretende Internationale Arbeiterassoziation³ auf neue Partei für die polnische Revolution, und sie bekämpften Proudhon und seinen französisch-belgischen Anhang, die von einer Unterstützung der Polen durch die europäische Demokratie nichts mehr wissen wollten.⁴ Aber ihre Auffassung der Ostmarkenfrage haben sie, soweit ich sehe, niemals wieder rückwärts revidiert. Auch jetzt nahmen Marx und Engels gegen das Nationalitätsprinzip in napoleonischer Ausprägung Partei und setzten ihm den alten »demokratischen und Arbeiterstandpunkt« entgegen, »daß alle großen europäischen Nationen ein Recht auf eine unabhängige und separate Existenz haben«. ⁵ Schon diese Äußerungen könnten beweisen, daß beide großen Freunde, mochten sie immerhin dem polnischen Aufstand gegen Rußland auch den besten Erfolg wünschen, nun nicht mehr daran dachten, die germanischen Teile des ehemaligen Polens aus der deutschen Kulturgemeinschaft herauszuschneiden zu lassen. Nicht umsonst hatten sie sich seither eine tiefere und umfassendere Kenntnis der internationalen und der mit ihnen so eng verknüpften militärischen Probleme erworben. »Vom preußischen Polen dürfen wir keinen Zoll aufgeben«, hatte Engels ausdrücklich 1859 in einem bisher ungedruckten Brief an Lassalle geschrieben, dem er hier unter anderem auseinandersetzte, daß sich eine bessere Grundlage zu einer gründlichen deutschen Revolution kaum denken ließe, »als durch eine französisch-

³ Vergl. auch Johann Philipp Becker, »Polen, die Diplomatie und die Revolution«, Genf 1863. Beachtung verdient, daß Becker wie viele andere die Frage der deutsch-polnischen Provinzen damals gar nicht berührte.

⁴ Proudhon hatte schon 1861 in »La guerre et la paix« sich gegen die Wiederaufrichtung Polens ausgesprochen. Vergl. Rjasanoff, S. 194.

⁵ Engels in »The Commonwealth«, 31. März 1866. Abgedruckt bei Rjasanoff, S. 215.

russische Allianz gegeben wird.«³ Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß Marx und Engels bei ihrer energischen Frontstellung gegen den reaktionären Kurs Bismarcks ihrer Parteinahme für Polen eine scharf antipreußische Tendenz gaben und an ihrer alten Forderung festhielten, daß Preußen in Deutschland aufgehen mußte. Das haben mit und nach ihnen auch so manche verlangt, die, so wenig als sie gewillt waren, deutsches Gebiet an die Slawen preiszugeben, die aber dem Standpunkt des alten Goethe, der nur dem Gegensatz von Kultur und Barbarei Wichtigkeit zugestehen wollte, ferner standen als Marx und Engels. Was die Ursachen betrifft, so unterschied sich damals ihre Ansicht von der Lassalles keineswegs so, wie oftmals angenommen wird. Lassalle, der auf eine faktische Verständigung mit Bismarck hinarbeitete, wollte sie auch preußisch, sie wollten sie nur deutsch erhalten wissen. Das war in diesem Punkt ihr ganzer Gegensatz. Ich glaube nicht, daß sie einen sachlichen Widerspruch erhoben hätten gegen den Punkt von Lassalles bekannter Resolution über Polen, der besagte: »Rußland hat nur mit Waffengewalt zu Boden zu halten gewußt, Deutschland hat vielfach ursprünglich gewaltsam eroberte Provinzen zu germanisieren und in Eroberung deutscher Kultur zu verwandeln gewußt. Für welche Territorialgrenzen dies gilt oder nicht, ist eine von speziellen Untersuchungen abhängige praktische Frage.«

Wir dürfen ruhig aussprechen, ohne der Wahrheit die geringste Gewalt anzutun: die deutsche Sozialdemokratie wandelt in den Spuren Marx', Engels' und Lassalles, wenn sie das Diktat von Versailles nicht als die endgültige Lösung der Ostmarkenfrage gelten läßt.

Zur Reform des Rechts

Von Wilhelm Guske

Karl Marx sagt in der Einleitung zu seiner Kritik der politischen Ökonomie: »Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure juristische Überbau langsamer oder rascher um.« Unter dem juristischen Überbau versteht hier Marx die geltenden Rechtsnormen, unter denen die Beziehungen zwischen Personen und Sachen ihre Regelung finden. Gestalt und Inhalt dieser Rechtsnormen sind abhängig von der politischen Grundlage des Staatswesens und diese wieder von der Wirtschaftsweise. Vergleicht man daraufhin unser gegenwärtiges deutsches Recht mit den Ergebnissen der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte, so wird man feststellen müssen, daß es dem tatsächlichen Bedürfnis der Gegenwart nicht mehr entspricht. Besonders läßt sich eine solche Rückständigkeit des deutschen Rechts konstatieren, wenn man die unmittelbaren Kriegsfolgen mit in Vergleich stellt. Das deutsche Volksleben hat in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht eine so grundlegende Umgestaltung erfahren, daß die Umwandlung des juristischen Überbaus zur unaufschiebbaren Notwendigkeit geworden ist, wenn störende Einflüsse dem Gesundungsprozeß des deutschen Volkes ferngehalten werden sollen.

³ Die Briefe von Marx und Engels an Lassalle werden im Rahmen des literarischen Nachlasses Lassalles erscheinen, von dem noch in diesem Jahr der erste Band herauskommen wird.

Unter Recht im gegenständlichen Sinne versteht man die Regelung der menschlichen Lebensverhältnisse; Recht im persönlichen Sinne bedeutet die durch das gegenständliche Recht gewährleistete Berechtigung der Inanspruchnahme von Lebensgütern. Das Ziel des Rechts ist also die Aufrechterhaltung einer Ordnung des menschlichen Zusammenlebens. Das gegenwärtig geltende Recht ist fast nur eingestellt auf die Berücksichtigung der einzelpersönlichen Interessen. Es wird beherrscht von einem durch rein privatrechtliche Begriffe eingeschnürten juristischen Denken. Diese individualistische Rechtsauffassung führt daher zu einem starken Gegensatz zu den sich aus dem sachlichen Bedürfnis der gesellschaftlichen Entwicklung ergebenden tatsächlichen Verhältnissen. Infolge dieses individuellen Charakters des geltenden Rechts ergibt sich seine besondere Rückständigkeit gegenüber dem Wirtschaftsleben. Man darf aus den wirtschaftspolitischen Vorgängen der Kriegs- und Nachkriegszeit entnehmen, daß das Wirtschaftsleben in immer stärkerem Grade zur öffentlich-rechtlichen (zur Staats-) Angelegenheit wird. Diesem Entwicklungsgang wird auch in dem fünften Abschnitt der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919, Artikel 151 bis 165, besonders Ausdruck gegeben. Die Umwandlung von Vorschriften des Privatrechts in Vorschriften des öffentlichen Rechts nehmen ihren Anfang bereits bei der Einführung sozialpolitischer Maßnahmen zum Schutze der staatlichen Interessen. Hervorgehoben muß dabei aber werden, daß diese Entwicklung nur unter den schärfsten Kämpfen zwischen der individuellen und der sozialen Rechtsauffassung sich durchgesetzt hat.

Der Unterschied zwischen der individuellen und sozialen Rechtsanschauung ist aber nur ein Niederschlag der Auffassung über die zweckdienlichste Grundform des menschlichen Gemeinschaftslebens. Es handelt sich hier um die unterschiedliche Beurteilung des Grades des Rechtswangs im Gesellschaftsleben. Der Anarchismus verwirft grundsätzlich jeden Rechtswang. Die Anhänger der individualistischen Rechtsauffassung wollen dagegen nur bestimmte Gebiete des Gesellschaftslebens dem Rechtswang entziehen; besonders solche, welche die Regelung der Eigentumsordnung betreffen. Sie unterscheiden sich also nur von den grundsätzlichen Anhängern eines rechtswanglosen Gesellschaftszustandes auf Grund der durch Zweckmäßigkeitserwägungen gewonnenen Anschauung, daß wenigstens eine teilweise Rechtswanglosigkeit für bestimmte Gebiete des Gemeinschaftslebens nötig ist. Bei den Gesellschaftsformen mit Rechtswang unterscheidet man nun wieder nach der Art der Eigentumsordnung kollektivistische und individualistische Gesellschaftssysteme. In kollektivistischen Gesellschaftsformen bildet das Gemeineigentum und in individualistischen Wirtschaftsformen das Privateigentum die Grundlage der wirtschaftlichen Rechtsordnung.

Durch die Kriegsfolgen in Verbindung mit der Staatsumwälzung ist nun in Deutschland eine sehr wesentliche Umwandlung der Eigentumsordnung bewirkt worden. Neben der Verschiebung der Eigentumsverteilung sind auch starke Beschränkungen der freien Verfügung über das Eigentum eingetreten, die fast eine völlige Aufhebung des Privateigentums bedeuten. Wenn auch das notwendige Maß der Beseitigung des Privateigentums bei weitem noch nicht erreicht ist, wird man bei Betrachtung der Steuergesetzgebung, der Bestimmungen über das Tarifwesen, des Wohnungswesens usw. doch anerkennen müssen, daß hier ganz erhebliche Eingriffe in die Verfügungsgehalt

des Privateigentums vorliegen. Man kann wohl sagen, daß kein Gebiet der gesellschaftlichen Organisation von diesen Veränderungen unberührt geblieben ist. Aber trotz aller wesentlichen Wandlungen der gesellschaftlichen Grundlage ist ihre äußerliche Wirkung bisher noch sehr wenig in Erscheinung getreten. Die Ursache ist hauptsächlich in dem Umstand zu suchen, daß die Wirksamkeit der neuen Rechtsordnung, die eine Folge der Veränderung der sachlichen Daseinsverhältnisse der Gesellschaft ist, noch zu wenig angewandtes Recht geworden ist. Der juristische Überbau hat sich den Umwälzungen der gesellschaftlichen Lebensgrundlage noch zu wenig angepaßt. Die Verzögerung dieses Ausgleichs wird weniger durch sachliche als durch persönliche Widerstandskräfte verursacht. Dabei muß aber betont werden, daß die Hindernisse persönlicher Natur erst infolge der Ungunst der sachlichen Voraussetzungen des gesellschaftlichen Umbildungsprozesses ihre gegenwärtige Bedeutung gewinnen konnten.

Eine Rechtsordnung ist nicht Selbstzweck. Sie soll das Zusammenleben der Menschen, insbesondere ihren wirtschaftlichen Verkehr regeln. Da die wirtschaftlichen Bedürfnisse der menschlichen Gemeinschaften einer fortgesetzten Entwicklung, also dem steten Wechsel unterworfen sind, ist es notwendig, daß die Rechtsordnung dieser Wandlung der Bedürfnisse Rechnung trägt. In der gegenwärtigen Rechtsordnung bilden nun das Privateigentum und das Erbrecht grundlegende Einrichtungen. An ihrem uneingeschränkten Fortbestehen haben die Vertreter der individualistischen Gesellschaftsordnung ihr größtes Interesse. Man kann sich auch sehr schwer des Eindrucks erwehren, daß die Konservierungsbestrebungen von den Organen der Rechtspflege nur zu willige Unterstützung finden. Weiße Volksschichten haben das Vertrauen zur Unparteilichkeit der Rechtspflege verloren. Die Klagen über Weltfremdheit der Rechtspflege oder über die Klassenjustiz der entscheidenden Gerichte nehmen kein Ende. Wenn hier auch oft unberechtigte Verallgemeinerung geübt wird, so wird man doch zugeben müssen, daß ein Widerspruch zwischen Volksempfindung und Rechtssprechung vorliegt. Es stehen sich hier zwei Anschauungen scharf gegenüber, und die daraus sich ergebenden Auseinandersetzungen nehmen naturgemäß eine bedauerliche Schärfe an, sobald persönliche Interessen berührt werden. Der Mangel an gutem Willen und vielleicht auch Mangel an Einblick in die Vorgänge des Wirtschaftslebens haben bis heute jede Besserung auf diesem Gebiet verhindert. Sehr viel Schuld an diesem Zustand ist dem Gebrauch der Rechtspflege beizumessen, der dem Gesetz vorwiegend eine Auslegung nach seinem formalen Wortlaut gibt. Unsere Rechtssprechung wird zu sehr von der Tendenz beherrscht, bei der rechtlichen Beurteilung eines Tatbestandes den ein für allemal festgestellten Sinn eines juristischen Begriffs konsequent mit logischer Unbarmherzigkeit zu Ende zu denken, gleichviel, ob dabei ein von der Volksmoral schimpflich empfundenes Verhalten straflos bleibt oder eine von dieser als sittlich indifferent oder sogar als Ausfluß höchster Pflichterfüllung angesehene Handlung zu einem gemeinen Verbrechen gestempelt wird (Hugo Heine mann, Die soziale Kraft der Koalition in Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland, Stuttgart 1916, Verlag Enke).

Es wäre deshalb zu prüfen, welche Maßnahmen getroffen werden müssen, um den besonders nach dem Novemberumsturz einsetzenden Umbildungsprozeß in eine staats- und wirtschaftspolitisch wirksame Gesetzgebung zu

kleiden, und zwar müßten die Ergebnisse dieser Gesetzgebung auch eine dem tatsächlichen Bedürfnis Rechnung tragende Anwendung finden. Besonders gilt es, zu verhüten, daß die auf der Grundlage des Gemeineigentums sich entwickelnde Volkswirtschaft nicht von der Entfaltung behindert wird durch eine noch völlig im Banne einer privatrechtlichen Wirtschaftsauffassung stehenden Rechtspflege. Welche Kräfte in dieser Beziehung unsere Rechtspflege beeinflussen, kann man ersehen, wenn man den Inhalt des kurz vor Kriegsausbruch veröffentlichten Entwurfs eines deutschen Strafgesetzbuchs prüft. Dieser Entwurf ist nämlich noch immer beherrscht von einer starken Überhöhung des individuellen Rechts. Das erscheint um so befremdlicher, als die in der Gesetzgebung festgelegte individuelle Vertragsfreiheit im Wirtschaftsleben bereits zu einem leeren Begriff geworden war. Trotzdem sucht der Entwurf mit größtem Scharfsinn die Selbstbestimmung des einzelnen gegenüber dem in den Organisationen zusammengefaßten Gemeinwillen zur Geltung zu bringen.

Wäre dieser Entwurf Gesetz geworden, so würden alle nach opferreichen Kämpfen erzielten Erfolge bezüglich einer dem Gemeinwohl besser dienenden Form der Regelung des Arbeitsverhältnisses einfach wieder vernichtet werden. Wenn hier nicht eine aus bestimmten politischen Rücksichten geborene Absicht vorlag, so kann man nur annehmen, daß den zur Ausarbeitung des Entwurfs berufenen Rechtswissenschaftlern die Vorgänge des wirtschaftlichen Lebens fremd geblieben sein müssen.

Jetzt wird es vor allem notwendig sein, die Rechtsordnung und das Wirtschaftsleben in Einklang zu bringen. Es gibt keine wirtschaftliche Einrichtung, die nicht gleichzeitig eine Rechtseinrichtung wäre, und keine wirtschaftliche Betätigung, die nicht zugleich eine Rechts Handlung darstellte. Hugo Heinemann sagt in seiner eben angeführten Arbeit: »Der Zeiger der gesellschaftlichen Uhr weist auf Gemeinschaftsorganisation und Bindung. Man verlangt, daß die Staatsgewalt regulierend und zügelnd in den Verkehr eingreift, daß sie durch Aufstellung unabdingbarer, zwingender Vorschriften der Vertragsfreiheit da, wo dies das Allgemeinwohl erheischt, Schranken ziehe, daß das staatliche Leben auf Gemein Sinn, Disziplin und Sozialmoral aufgebaut, kurz, daß das ganze Recht von der Idee der Gemeinnützigkeit durchzogen werde.«

Durch die gegenwärtige Umbildung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse wird auch die Bedeutung des Unterschieds zwischen dem privaten und dem öffentlichen Recht erheblich vermindert. Beide Rechtsbegriffe entwickeln sich zu einer Gleichheit; die Aufgabe des öffentlichen Rechts, die Interessen des Staates zu schützen, fällt zusammen mit der Aufgabe des privaten Rechts, den Interessen des einzelnen Staatsbürgers den nötigen Schutz zu gewähren. Während das Rechtsverhältnis des einzelnen Staatsbürgers zum Staat immer die Unterordnung des einzelnen Bürgers unter die ihm im Interesse der Gesamtheit übergeordnete Staatsgewalt erfordert, wird zukünftig die Freiheit zum Abschluß von Rechtsgeschäften unter den Staatsbürgern in den meisten Fällen eingengt werden durch die Normen des öffentlichen Rechts. Schon heute wird in vielen Fällen nicht zweifelhaft festgestellt werden können, ob eine Rechtsnorm dem öffentlichen oder dem bürgerlichen Recht angehört. In der neueren Gesetzgebung, selbst in dem Staat der Vorrevolutionszeit, haben viele gesetzliche Vor-

schriften, die in erster Linie Rechtsverhältnisse von privaten Personen zueinander regeln, die Eigenschaft öffentlich-rechtlicher Normen erlangt. Aus Rücksichten der Staatserhaltung war auch der Klassenstaat gezwungen, Rechtsverhältnisse rein bürgerlicher Art mit Rücksicht auf ihre wirtschaftliche und soziale Bedeutung für die Allgemeinheit und das gesamte Staatsleben aus dem bürgerlichen Rechtsgebiet herauszunehmen und ihre Regelung mit dem gleichzeitigen Schutz der besonderen staatlichen Interessen zu verbinden (Bürgerliches Gesetzbuch vom 18. August 1898, Titel 6, Abschnitt 7 Dienstvertrag, Artikel 7 Werkvertrag, Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897, Gewerbeordnung vom 26. Juli 1900 usw.).

Die Reform des öffentlichen Rechts zur Regelung der Staatsverwaltung (Staats- und Verwaltungsrecht) wird sich besonders erstrecken müssen auf die Durchsetzung der Grundsätze der Demokratie und der Entfaltung der Selbstverwaltung auf rein genossenschaftlicher Grundlage. Aus dem Polizeirecht müssen vor allem die aus dem Zeitalter des rückständigen Polizeistaats übernommenen Bestimmungen entfernt werden. Der Artikel 9 der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 muß recht bald in großem Umfang zur Anwendung kommen. Ein besonders schwieriges Gebiet wird die Reform des Strafrechts bilden. Bei dieser Reform müssen vor allem soziale Gesichtspunkte in den Vordergrund treten. Auch der Strafvollzug muß nach sozialen Forderungen gestaltet werden. Eine nach sozialen Gesichtspunkten eingeleitete allgemeine Reform des Rechts wird dazu führen, daß einer großen Anzahl von Rechtsvorschriften zwingende Eigenschaft beigelegt wird. Gerade die Erfahrungen des Wirtschaftslebens bei der Regelung des Dienstvertrags haben unzweideutig bewiesen, daß der freien Selbstbestimmung der einzelnen Staatsangehörigen im Interesse des Gemeinrechts in vielen Fällen kein Raum gelassen werden kann.

Der Übergang von der individuellen zur sozialen Rechtsgestaltung wird freilich auf den Widerstand aller derjenigen Kreise stoßen, die die Erhaltung des Privateigentums als zweckdienlichste Grundlage einer Gesellschaftsordnung halten. Leider ist auch zu befürchten, daß die Gesetze sozialen Inhalts eine vom Gesetzgeber nicht gewünschte Auslegung finden, wenn nicht gleichzeitig eine grundlegende Reform der Rechtspflege stattfindet. Hier kommt neben einer Reorganisation der Rechtsbehörden zugleich eine Reform des Rechtsstudiums in Frage. Bei dem Aufbau der entscheidenden Gerichte wird dem sozialen Gedanken dadurch Rechnung getragen werden können, daß die Mehrzahl der Beisitzerposten mit Volksrichtern besetzt werden. Bei der Rechtsfindung ist der Volksrichter in der Lage, ungebunden durch die juristischen Begriffe unmittelbar für den einzelnen Fall Recht zu schaffen. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß die Auffassung des Volksrichters immer richtig wäre. Er unterliegt denselben persönlichen Neigungen und Stimmungen wie jeder andere Mensch. Der Berufsrichter ist vielleicht sogar in der Lage, infolge des Gleichmaßes der handwerksmäßigen Tätigkeit, mit der vielfach das Amt ausgeübt wird, eher ein sachliches Urteil zu finden als der Volksrichter; aber der Berufsrichter ist zu sehr verstrickt in der Betrachtung seines Amtes als Organ einer polizeibureaucratischen Staatsallmacht. Dadurch wird er dem pulsierenden Volksleben entfremdet. Hinzu kommt, daß unsere gegenwärtigen juristischen Begriffe völlig unter dem Einfluß der Gedankengänge des römischen Rechts stehen. Hierdurch

wird das Betrachten und Verstehen der aus der neueren wirtschaftlichen Entwicklung herausgewachsenen neuen Rechtsformen fast unmöglich gemacht. Der Volksrichter bringt dagegen die Eindrücke des täglichen Lebens mit und bildet so eine Brücke zwischen Schulwissen und Lebenserfassung.

Hinsichtlich der Ausbildung der Berufsrichter muß gefordert werden, daß ihr Studium weniger mit Pandekten und deutscher Rechtsgeschichte, dagegen mehr mit den Vorgängen des Wirtschaftslebens ausgefüllt wird. Heute kann es als unbestreitbare Tatsache gelten, daß die Auffassung der formalen Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz unter gleichzeitiger Geltung des Grundsatzes der Nichteinmischung des Gesetzgebers in das Wirtschaftsleben zur rechtswidrigen Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen führt. Daher ist erforderlich, daß beim Studium der Rechtswissenschaft auch die wirtschaftliche Tragweite der Rechtsnormen zu eingehender Betrachtung kommt.

Sprachenunrecht in der böhmisch-slowakischen Republik

Von H. Fehlinger

Das alte Habsburgerreich ist zugrunde gegangen am Sprachenstreit der Völker und Volkssteile, die es umschloß. In der ungarischen Reichshälfte hatte die magyarische Sprache allein Geltung, und in Österreich wurde die Sprachenanwendung im öffentlichen Leben nicht auf der Grundlage von Recht und Zweckmäßigkeit geregelt, sondern durch die jeweilige Verteilung der politischen Macht diktiert. Aus der Machsidee heraus wurde die Vorherrschaft der deutschen Sprache abgeleitet. Dieser Standpunkt wurde immer stärker betont, zugleich aber wuchs eben deshalb die Zahl der Feinde des Staates lawinenartig an. Man sollte annehmen, daß Schicksal des Habsburgerreichs würde ganz allgemein vor Nachahmung seiner Sprachenpolitik abhalten, ganz besonders aber werde es den Nachfolgestaaten der Doppelmonarchie eine Warnung sein. In Wirklichkeit ist es nicht so. Alle diese Staaten sträuben sich mehr oder weniger gegen die sprachliche Gleichberechtigung der ihnen zugefallenen Minderheitsvölker.

Besonders schlimm liegen die Dinge in der böhmisch-slowakischen Republik, weil hier neben dem Mehrheitsvolk der Tschechen (denen die Slowaken zugerechnet seien) noch Teile von fünf anderen Völkern ansässig sind, nämlich Deutsche, Magyaren, Polen, Kleinrussen und (im Thayatal) eine kleine Anzahl Kroaten. Das stärkste dieser Minderheitsvölker sind die Deutschen, deren es in dem neugebildeten Staate nahezu vier Millionen gibt. Sie sind an Zahl etwa halb so stark vertreten als die Tschechen und Slowaken (8,3 Millionen), und doch ist in Gemäßheit mit Artikel 7 des Vertrags zwischen der Entente und der böhmisch-slowakischen Republik, der am 10. September 1919 in Saint-Germain-en-Laye abgeschlossen wurde, die tschechische Sprache allein die Staatssprache! Dieser Vertragsartikel steht im Widerspruch mit dem klaren Wortlaut des Artikels 128 der böhmisch-slowakischen Verfassung, worin bestimmt ist, daß alle Staatsbürger vor dem Gesetz vollständig gleich sind und ohne Rücksicht auf die Sprache usw. gleiche politische Rechte genießen. Kürzlich hat denn auch der böhmisch-slowakische Außenminister Dr. Benesch öffentlich erklärt, daß die provisorische Regierung bereit gewesen wäre, den Sprachminderheiten

weitergehende Rechte einzuräumen als die, welche im Gesetz vom 29. Februar 1920 über das Sprachenrecht niedergelegt wurden; aber die Abmachungen mit der Entente ließen es nicht zu. Also diktiert Paris in Prag! Es gibt ja mancherlei andere Anzeichen, welche ebenfalls auf ein solches Verhältnis, auf die rücksichtslose Gewalt Herrschaft der Pariser Völkerbefreier auch in den verbündeten Staaten schließen lassen.

Was das eben erwähnte Sprachenrecht den nationalen Minderheiten zugesteht, ist herzlich wenig. In Gerichtsbezirken, wo nach der letzten Volkszählung eine sprachliche Minderheit mindestens 20 Prozent der Bevölkerung bildet (wobei die Staatsfremden nicht mitzählen), sind die Gerichte verpflichtet, Eingaben in der betreffenden Sprache anzunehmen und Erledigungen in derselben auszufertigen. Unter den gleichen Bedingungen ist der öffentliche Ankläger verpflichtet, die Anklage gegen den Beschuldigten einer anderen Sprache auch in dieser Sprache, gegebenenfalls nur in dieser Sprache, zu erheben. In Bezirken mit einer nationalen Minderheit von 20 Prozent ist bei den Kundmachungen der staatlichen Gerichte, Behörden und Organe und bei ihren äußeren Bezeichnungen auch die Sprache der nationalen Minderheiten zu verwenden. Der Gebrauch einer Minderheitssprache bei Sitzungen öffentlicher Körperschaften usw. hängt ebenfalls davon ab, daß in dem Bereich dieser Körperschaften 20 Prozent der Bewohner jener Sprachminderheit angehören. Die Behörden amtieren nun aber in der Regel tschechisch überall in den Gebieten, die ehemals österreichisch oder preußisch waren, und slowakisch in der Slowakei, das heißt sie gebrauchen auch beispielsweise in rein deutschen Gebieten nicht die Sprache der ansässigen Bevölkerung!

Der Unterricht in allen für die Angehörigen der nationalen Minderheiten errichteten Schulen erfolgt in ihrer Sprache. Ebenso werden die für sie errichteten kulturellen Institutionen in dieser Sprache verwaltet (Artikel 9 des Vertrags von Saint-Germain). Bereits am 3. April 1919 wurde ein Schulerrichtungs-gesetz erlassen, das aber praktisch alle Volks- und Bürgerschulen der Willkür der Landes Schulräte ausliefert. Bis Ende April 1920 wurden in Böhmen allein 216 Klassen an deutschen Volks- und Bürgerschulen aufgelöst, in Mähren und Westschlesien 58 deutsche Volks- und 5 Bürgerschulen gänzlich geschlossen und weitere 50 Schulen »reduziert«, während bis Ende 1919 in 46 deutschen Bezirken 434 tschechische Klassen zugewachsen sind und überhaupt 300 neue tschechische Schulen errichtet wurden. Die Deutschen Prags besitzen seit Beginn des Schuljahres 1920/21 für die schulpflichtige Volksschuljugend männlichen Geschlechts keine vollständige fünfklassige Volksschule mehr, und für die Mädchen verbleibt nur eine einzige dieser Art. Der Reichenberger Landschulbezirk hatte vor Einsetzen der Drosselung am Anfang des Schuljahres 1919/20 66 deutsche Schulen mit 255 Klassen, darunter 12 Bürgerschulen mit 41 Bürgerschul-klassen; bis zum Ende des Schuljahres 1919/20 sind 21 Klassen, darunter drei einklassige Volksschulen und eine Mädchenbürgerschule, aufgelassen worden, so daß nur noch 62 Schulen mit 234 Klassen bestehen. Damit erscheint rund ein Zwölftel sämtlicher Klassen beseitigt. Ähnlich ist es in anderen vorwiegend oder ganz deutschen Bezirken. So meldet »České Slovo«, daß die deutsche Lehrerbildungsanstalt in Troppau in eine tschechische Anstalt umgewandelt und an einen anderen Ort verlegt wird.

Bei den höheren Gerichten ergeben sich ganz unhaltbare Zustände, weil dort die früheren österreichischen Gepflogenheiten nachgeahmt werden, nur daß jetzt die Tschechen nicht zu den Vergewaltigten gehören, sondern selbst die Vergewaltigten sind. So darf zum Beispiel beim Obersten Gerichtshof in Brünn ein völlig in deutscher Sprache durchgeführter Zivil- oder Strafprozeß nur in tschechischer Sprache vorgetragen und erledigt werden, trotzdem alle Senatsmitglieder die deutsche Sprache beherrschen. Das tschechische Referat wird sodann vom Sekretariat ins Deutsche übersetzt, ebenso wie einst beim Wiener Obersten Gerichtshof das Deutsche ins Tschechische übertragen werden mußte. Zu welchem Wahnsinn das Sprachengesetz führt, schrieb kürzlich Dr. Gustav Fuchs im »Prager Tageblatt«, zeigen Gerichtsverhandlungen bei den Prager Gerichten. In einem Prozeß zwischen deutschen Parteien dürfen die Anwälte ihre Parteien und die Zeugen nicht in deutscher Sprache befragen, sondern sie müssen die Fragen in tschechischer Sprache zunächst an den Vorsitzenden richten, welcher sodann in deutscher Sprache die Parteien und Zeugen befragt. Hätten die Ignoranten, welche das Sprachengesetz verfaßten, überhaupt Rechtskenntnisse, so wäre ihnen vielleicht zum Bewußtsein gekommen, daß durch sie für die nichttschechische Bevölkerung wesentliche Grundrechte der Zivil- und Strafprozeßordnung aufgehoben wurden. Das Prinzip der Unmittelbarkeit des Verfahrens ist durch das Sprachengesetz völlig durchbrochen; ferner ist eine Reihe von Bestimmungen der Zivilprozeßordnung unanwendbar, und die strafgesetlichen Vorschriften über Meineid sind dadurch, daß die deutschen Parteien in jenen Gebieten, in welchen nicht eine 20prozentige Minderheit besteht, in einer ihnen unverständlichen Sprache an die Heiligkeit des Eides und die Folgen des Meineids belehrt werden, unbrauchbar geworden.

Die Verhältnisse machen übrigens die Anwendung des Sprachengesetzes, namentlich des Tschechischen als Staatssprache, unmöglich. Deutsche Richter lassen das Gesetz unbeachtet teils infolge ihrer Unkenntnis der tschechischen Sprache, teils auch aus dem Gefühl heraus, daß dieses Gesetz nichts ist als eine in die Form des Rechtes gekleidete Gewalt. Tschechische Richter wenden es nicht an, weil in ihnen die Ethik des Berufs und das Rechtsempfinden aus früheren Zeiten nachwirkt oder die ihnen auferlegte irrsinnige Übersetzungsarbeit ihre eigentliche Berufsausübung vereiteln würde. Von tschechischen Bezirkshauptleuten, welche verurteilt sind, im deutschen Sprachgebiet die nationale Hatzpolitik zu vertreten, erfahren wir, daß ihre wesentlichste Verwaltungstätigkeit heute darin besteht, die an sie ergangenen tschechischen Erlasse zu übersetzen, um sie den deutschen Gemeindevorstehern und der deutschen Bevölkerung beibringen zu können. Die tschechische Beamtschaft lebt, völlig isoliert und gesellschaftlich ignoriert, ein bedauernswertes Dasein.

Womöglich noch mehr bedrückt als die deutschen Minderheiten werden die *Magnaren* in der Slowakei, gegen welche die Tschechen mit aller Brutalität auftreten, ja die Slowaken selbst empfinden die Prager Herrschaft bereits recht unangenehm. Tschechischerseits schreibt man die Unbefriedigtheit der slowakischen Brüder der magnarisch-monarchistischen Heße zu, doch ist diese gewiß nur zum Teil schuld daran. Die Tschechen versuchen eine Ausgleichung ihrer und der slowakischen Sprache, aber so, daß die Eigenarten der letzteren verschwinden. Es mag ja sein, daß das Tschechische

die höher entwickelte, reichere und besser klingende Sprache ist, aber den Slowaken paßt die Vereinheitlichung nicht, die ihre Sprache zum Range eines lokalen Dialekts des Tschechischen machen will. Auch sind die Prager Bürokraten in der Slowakei schroff aufgetreten und haben das Volk kommandiert. Die Art und Weise, wie mit der religiösen Überzeugung des slowakischen Volkes umgegangen wurde, die Überschwemmung des zu gewinnenden Landes mit einer Beamtschaft, die unter dem Mantel des Patriotismus vielfach das Land als Beutestück behandelt hat, die wirtschaftliche Expropriierung der Slowakei durch rücksichtslose Protektionskinder, die Vergewaltigung der deutschen und magyarischen Minoritäten, all das sind Sünden, die sich schon heute furchtbar rächen.

Unzufriedenheit herrscht auch im äußersten östlichen Winkel der Republik, in dem autonomen Karpathenrußland, das von armen russischen Bauern bewohnt ist, die sich 1919 jenen angeschlossen haben, die Abhilfe ihrer wirtschaftlichen Not versprochen. Unter der Furcht vor den Volkskommissaren Bela Kun's erklärten die Bewohner der russisch sprechenden Teile des früheren Nordungarn ihre Vereinigung mit der böhmisch-slowakischen Republik; doch haben sie davon noch keinen Vorteil gehabt, denn eine unüberschreitbare Schranke trennt sie nun von Ungarn, während der Verkehr mit der Slowakei aus Mangel an Bahnen und Straßen kaum möglich ist. Die Gewaltigen in Prag aber haben an anderes zu denken als an Verkehrsmittel! Auch Karpathenrußland hat seinen Sprachenkampf, und in erbittertem Streit bekämpft sich die Partei der Großrussen mit jener der Kleinerussen. Beide Parteien haben ihre eigene »Rada«, ihre eigene Zeitschrift und ihre eigene Druckerei. Beide Parteien sind aus allen Kräften bestrebt, ihre Sprache in Kirche, Schulen und Ämtern als einzig berechtigt einzuführen. Die Kleinerussen berufen sich darauf, daß sie ihre eigene Sprache und ihre eigene Literatur haben. Die Großrussen bestreiten das; sie bezeichnen die Rußensprache als eine Mundart der großrussischen Sprache.

So hat es den Anschein, als ob die von der Entente gegründete Republik nicht zur Ordnung und Festigung ihrer inneren Verhältnisse gelangen könnte. Nur ein Mittel gibt es hiergegen: vollkommene, reiflose Gleichberechtigung der Völker des Staates!

Parteitag und Wohnungsfrage

Von Max Sachs

Auf der Tagesordnung des Parteitags in Kassel steht auch die Wohnungsfrage. Voraussichtlich werden die Kasseler Verhandlungen für die zukünftige Gestaltung des Wohnungswesens in Deutschland von großer Bedeutung sein. Die deutsche Sozialdemokratie hat vor der Revolution und leider auch nach der Revolution dem Wohnungswesen zu wenig Beachtung geschenkt, sonst wäre es kaum möglich gewesen, daß das Jahr 1920 vorübergeht, ohne daß Wohnungen in nennenswerter Zahl errichtet werden. Es ist wahrlich ein geradezu widersinniger Zustand, daß wir jetzt viele Tausende Bauarbeiter arbeitslos umherlaufen lassen, aber trotz drückender Wohnungsnot keine Wohnungen bauen.

Wie groß heute allenthalben die Wohnungsnot ist, ist nur zu gut bekannt. Während des Krieges ist so gut wie gar nicht gebaut worden, und da

jährlich in Deutschland etwa 200 000 Wohnungen mehr gebraucht werden, so dürfte der Fehlbetrag an Wohnungen auf drei Viertel bis eine Million zu schätzen sein, selbst wenn man annimmt, daß infolge unserer Kriegsverluste der Wohnungsbedarf nicht in dem Maße gewachsen ist wie in der Vorkriegszeit. Dieser Fehlbetrag läßt sich auch durch eine sehr weitgehende Erfassung der vorhandenen Wohnungen, Zwangseinquartierung usw., nicht ausgleichen. Hilfe kann nur der Bau neuer Wohnungen bringen. Warum ist aber in den vergangenen Monaten nicht gebaut worden? Gewisse Grenzen sind dem Wohnungsbau durch die Materialknappheit gesetzt, die die natürliche Folge des Kohlenmangels ist. Aber die Hauptschwierigkeit für die Beschaffung neuer Wohnungen liegt in der Geldentwertung. Der Bau einer Arbeiterwohnung, die früher 5000 Mark kostete, erfordert heute 70 000 bis 80 000 Mark. Es wäre eine Miete von 4000 bis 5000 Mark notwendig, um ein so großes Baukapital rentabel zu machen.

Nun haben wir uns gezwungenermaßen gewöhnt, unsere Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände entsprechend dem gesunkenen Geldwert teurer zu bezahlen, und man könnte die Frage aufwerfen: Warum soll die Geldentwertung nicht auch in den Mieten zum Ausdruck kommen? Es ist jedoch ohne weiteres einzusehen, daß es geradezu eine Katastrophe für unsere Volkswirtschaft bedeutete, wenn die Miete für eine Arbeiterwohnung auf 4000 bis 5000 Mark stiege. Derartige Mieten könnten ohne ganz gewaltige Lohnsteigerung nicht gezahlt werden, diese Lohnerhöhungen würden die Geldentwertung verschärfen und damit wieder die Baukosten erhöhen. Den Besitzern der von früher her vorhandenen Wohnungen aber würde auf Kosten der Allgemeinheit ein ungeheures Geschenk gemacht. Da den Hausbesitzern meist nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des im Hause angelegten Kapitals wirklich gehört und die Höhe der Hypothekenzinsen durch das Steigen der Mieten nicht berührt wird, so würde eine Steigerung der Mieten um das Zehnfache bedeuten, daß den Hausbesitzern nicht selten das Achtzig- bis Neunzigfache ihrer bisherigen Bezüge züßlöse. Aus diesen Gründen kann nicht daran gedacht werden, daß man die Mieten so lange steigen läßt, bis sich der Bau neuer Häuser wieder rentiert. Durch Mieter-schutzgesetze und Mieteinigungsämter wird versucht, die Mieten künstlich niedrig zu halten, und dieser Mieterschutz darf nicht fallengelassen werden.

Soll trotzdem gebaut werden, so bleibt kein anderes Mittel als die Zahlung von Baukostenzuschüssen¹ für den Bau neuer Häuser, damit so der Unterschied zwischen dem wirklich aufgewandten und dem durch die Mieten verzinnten Baukapital ausgeglichen wird. Die Lösung der Baukostenzuschußfrage ist deshalb heute für das Wohnungsweisen am wichtigsten. Alle sonstigen Maßnahmen zur Förderung des Wohnungsbaus, wie die Bekämpfung des Boden- und Baustoffwuchers, mögen sie auch noch so notwendig und gut sein, nutzen nichts, wenn keine ausreichenden Baukostenzuschüsse gewährt werden. Wenn die Verhandlungen des Parteitags über die Wohnungsfrage irgendwelche praktische Bedeutung haben sollen, so muß sich die Partei in Kassel darüber klar werden, wie die Baukostenzuschußfrage

¹ Siehe auch A. Ellinger, Die Wohnungsfrage in „Das Programm der Sozialdemokratie“. — Vorschläge für seine Erneuerung, Verlag Buchhandlung Vorwärts.

im nächsten Jahre geregelt werden soll. Im Jahre 1919 wurden von Reich, Staat und Gemeinde etwa $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark für Baukostenzuschüsse aufgebracht, ein Betrag, der an sich durchaus unzureichend war. Es wurde aber in diesem Jahre der sogenannte verlorene Bauaufwand, der Teil des Baukapitals, der durch die Mieten nicht verzinst wird, gedeckt, und so wurde erreicht, daß wenigstens in beschränktem Umfang gebaut wurde, so viel, wie das mit Hilfe des zur Verfügung stehenden Geldes möglich war. Man glaubte aber die Beobachtung gemacht zu haben, daß die Baukostenzuschüsse zu einer sprunghaften Steigerung der Baustoffpreise führen, weil Produzenten, Händler und Bauunternehmer damit rechnen, daß alles von der Allgemeinheit bezahlt würde, auch wenn die Kosten sich noch so hoch stellten. Deshalb hat man im Jahre 1920 die Baukostenzuschüsse von vornherein auf einen bestimmten Satz pro Quadratmeter Wohnfläche beschränkt. Aber nun reichten die Baukostenzuschüsse nicht mehr aus, um den verlorenen Mehraufwand zu decken; und jetzt trat ein, was eintreten mußte und was den zuständigen Stellen auch von den Vertretern der gemeinnützigen Bauvereinigungen vorausgesagt war: es wurde, abgesehen von den Bergbaubezirken, wo die Zuschußfrage auch in diesem Jahre ähnlich geregelt war wie im Jahre 1919, so gut wie überhaupt nicht gebaut.

Dabei werden die Zustände im Wohnungswesen immer unerträglicher. Die Wohnungen sind in gesundheitsgefährlicher Weise überfüllt, und die freie Bewegung der Bevölkerung wird durch den Wohnungsmangel gehindert. Nicht selten dürfte es vorkommen, daß ein Arbeitsloser eine Arbeitsstelle an einem fremden Ort nur deswegen nicht annehmen kann, weil er keine Wohnung findet und deshalb Arbeitslosenunterstützung noch weiter erhalten muß. Woher aber sollen die Mittel für die Baukostenzuschüsse kommen? Über das finanzielle Elend von Reich, Staat und Gemeinde braucht hier kaum ein Wort gesagt zu werden. Die bisher vorhandenen Steuern reichen nicht entfernt aus, um die Ausgaben der öffentlichen Körperschaften zu decken, so daß es unbedingt notwendig ist, zur Aufbringung der Baukostenzuschüsse neue Steuerquellen zu erschließen. Der scheinbar einfachste und gerechteste Weg, um die notwendigen Mittel zu beschaffen, wäre die Erhöhung der Einkommensteuer. Aber dagegen würde sich wahrscheinlich der allerheftigste Widerstand des Reichsfinanzministeriums regen, das froh sein wird, wenn es tatsächlich die Einkommensteuer in der jetzigen Höhe bekommt.

Nun ist schon während des Krieges der Gedanke aufgefaßt, die alten Wohnungen mit den Kosten der Zuschüsse für die neuen Wohnungen zu belasten und so einen Ausgleich zwischen den Mieten in den alten und den neuen Wohnungen herzustellen. Man würde so einen Teil des Wertzuwachses, der bei freier Wohnungswirtschaft bei den alten Häusern einträte, wirksam werden lassen, ihn aber für die Allgemeinheit nutzbar machen. Auf diesem Gedanken beruht auch der Gesetzentwurf über die Erhebung einer Wohnungsabgabe, den jetzt das Reichsarbeitsministerium vorgelegt hat. Die Wohnungsabgabe wird von der Presse häufig als Mietsteuer bezeichnet. Dieser Name ist aber nicht ganz zutreffend, da die Steuer nicht nur von Mietwohnungen, sondern von allen Gebäuden erhoben werden soll, sogar auch von solchen, die der Landwirtschaft oder dem Gewerbebetrieb dienen. Der Bemessung der Steuer soll der Nutzungswert der Ge-

häude in der Zeit vom 17. Juli 1913 bis 30. Juli 1914 zugrunde gelegt werden. Sie soll im ganzen 30 Prozent betragen, und zwar sollen 15 Prozent den Ländern und 15 Prozent den Gemeinden zufließen. Die Steuer soll zunächst für das Jahr 1920/21 erhoben werden. Es ist aber auch die Möglichkeit einer Forterhebung der Steuer bis zum Jahre 1924 vorgesehen. Länder und Gemeinden haben 15 Prozent des Rohertrags der Steuer dem Reich abzuliefern.

Es ist nur zu natürlich, daß gegen diese Wohnungsabgabe lebhafter Widerspruch erhoben wird. Zweifellos ist die Wohnungsabgabe geradezu das Muster einer ungerechten Steuer. Die persönliche Leistungsfähigkeit des einzelnen wird nicht berücksichtigt. Der reiche Junggeselle hat unter Umständen viel weniger zu zahlen wie der arme Familienvater. Aber es ist sehr die Frage, ob die große Masse der Mieter nicht reichlich die Summe, die sie als Wohnungsabgabe zu zahlen hätte, den Hauswirten wird zahlen müssen, wenn die Wohnungsabgabe nicht eingeführt und auch im nächsten Jahre der Wohnungsbau nicht wieder in Gang gebracht werden würde. Denn ob die zum Schutze gegen ungerechtfertigte Mietsteigerungen durch die Mieterschutzgesetzgebung aufgerichteten Dämme auf die Dauer halten werden, ist fraglich. Solange auf jede leerwerdende Wohnung Hunderte warten, besteht die Gefahr, daß trotz aller schönen Bestimmungen den Hauswirten ungehörlich hohe Mieten gezahlt werden, weil eben sehr viele froh sind, wenn sie überhaupt eine Wohnung haben. Die zur Überwachung der Mieterschutzgesetzgebung eingesetzten Behörden können schließlich nur eingreifen, wenn ihnen eine Übertretung der Mieterschutzbestimmungen bekannt wird. Wer weiß aber, wie viele heute schon eine bedeutend höhere Miete zahlen, als sie eigentlich zahlen müssen, und die Mieteinigungsämter nicht anrufen, weil sie die Schikanen ihres Hauswirts fürchten und sich nicht mit ihm vor Gericht herumschlagen wollen. Der beste Mieterschutz ist der Wohnungsbau, und deswegen würden die Mieter wahrscheinlich auch bei einer Wohnungsabgabe nicht schlechter daran sein, als wenn überhaupt nicht gebaut werden kann. Und wieviel Arbeiter büßen nicht, wenn keine neuen Wohnungen gebaut werden, infolge Arbeitslosigkeit das Vielfache von dem an Arbeitslohn ein, was sie an sogenannter Mietsteuer zahlen müßten? Würde doch eine Belebung des Baumarcktes nicht nur den zahlreichen Arbeitern Arbeit geben, die direkt oder indirekt beim Wohnungsbau beschäftigt werden. Wiederholt wurde früher beobachtet, daß nach einer wirtschaftlichen Krise der wirtschaftliche Wiederaufstieg durch die Belebung der Baufähigkeit eingeleitet wurde.

Es ist übrigens die Möglichkeit vorhanden, die Wohnungsabgabe zu veredeln und bis zu einem gewissen Grade die Leistungsfähigkeit des Steuerzahlers zu berücksichtigen. Von einem Ausschuß des Reichswirtschaftsrats sind bereits entsprechende Vorschläge gemacht worden: die Abgabe soll, wenn sie zusammen mit der Miete einen bestimmten Teil des Einkommens übersteigt, ermäßigt werden können. Man darf freilich auch keine übertriebenen Hoffnungen auf die Wohnungsabgabe setzen. Der Ertrag der Wohnungsabgabe, die das Reichsarbeitsministerium vorschlägt, wird auf 1½ Milliarden Mark geschätzt. Selbst wenn die Geldentwertung nicht weiter fortschreitet und es gelingt, den Baustoffwucher einzudämmen, so würden doch vermutlich auch im nächsten Jahre mindestens 50 000 Mark zur Deckung

der Baukostenzuschüsse für eine Kleinwohnung notwendig sein. Das bedeutet, daß mit Hilfe des Ertrags der Mietsteuer jährlich 30 000 Wohnungen gebaut werden könnten, eine Ziffer, die angesichts der fehlenden drei Viertel bis eine Million Wohnungen verschwindend gering erscheint.

Besser stünden die Dinge, wenn der Ertrag der Wohnungsabgabe nur zur Verzinsung und Tilgung einer Anleihe gebraucht würde. Dann würde man ein Kapital von etwa 20 Milliarden bekommen, und mit Hilfe einer solchen Summe könnte man allerdings den Fehlbetrag an Wohnungen wirksam vermindern.

Aber wäre es überhaupt möglich, eine solche Anleihe, die natürlich auf mehrere Jahre verteilt werden könnte, unterzubringen? Die Voraussetzung dafür wäre vor allem, daß die Wohnungsabgabe für eine längere Zeit, etwa für zwanzig Jahre, festgelegt wird und daß für ihren Eingang die Erträge der Häuser ebenso wie für die Hypothekenzinsen haften, so daß die Schuldscheine einer solchen Wohnungsanleihe einen pfandbriefähnlichen Charakter hätten. Soll freilich der Ertrag der Wohnungsabgabe in vollem Umfang in dieser Weise benutzt werden, so ist eine Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse der einzelnen Steuerzahler *n i c h t m ö g l i c h*. Vielleicht könnte man einen Teil der Wohnungsabgabe, etwa 10 bis 15 Prozent des Nutzungswertes der Häuser, als feststehende Abgabe erheben und dazu einen Zuschlag, der nach der persönlichen Leistungsfähigkeit des Wohnungsinhabers abgestuft wird. Die Hauptsache ist aber — und darüber muß sich der Parteitag klar werden —, daß *ü b e r h a u p t* Geld für den Wohnungsbau geschaffen wird. Wenn das ohne Wohnungsabgabe möglich sein sollte, so wäre das gewiß das Beste. Unter keinen Umständen aber sollte man es deshalb, weil man sich über die Aufbringung der Mittel nicht einigen kann, dahin kommen lassen, daß im Jahre 1921 wieder der ganze Wohnungsbau lahmgelegt wird.

Wie in der Presse gemeldet wird, besteht im Reichsrat die Absicht, die Wohnungsabgabe nur gleichzeitig mit einem Höchstmietengesetz zu erledigen. Diese Absicht ist an sich sehr löblich, nur besteht leider die Gefahr, daß dadurch das Zustandekommen des Gesetzes über die Wohnungsabgabe, die wir recht schnell brauchen, in bedenklicher Weise hinausgeschoben wird. Selbstverständlich darf an einen Abbau der Mieterschutzgesetzgebung nicht gedacht werden. Ihr Ausbau ist vielmehr dringend notwendig. In Preußen hat man den reichsgesetzlichen Mieterschutz durch eine *H ö c h s t m i e t e n v e r o r d n u n g* zu verstärken gesucht, die bestimmt, daß die Mieten nicht mehr wie um einen bestimmten Prozentsatz der Friedensmieten erhöht werden dürfen. Aber gegen diese starre Festsetzung der Höchstmieten ist selbst aus den Kreisen der gemeinnützigen Bauvereinigungen, die gewiß an der Ausbeutung der Mieter kein Interesse haben, protestiert worden. Die Kosten des Hausbetriebs und der Hausverwaltung wachsen so sprunghaft, daß eine Höchstmietenverordnung, die nur einen prozentual bestimmten Zuschlag der Friedensmiete zuläßt, den Verhältnissen nicht gerecht werden kann. In Dresden ist man jetzt einen anderen Weg gegangen, um eine willkürliche Steigerung der Mieten zu verhindern und den Mieteinigungsämtern eine Grundlage für ihre Entscheidungen zu geben. Es ist dort über die Mietshöhe eine Vereinbarung zwischen den Hausbesitzern und Mieterorganisationen abgeschlossen worden, nach der die Miete in ihre Bestandteile zerlegt wird, in

den Grundmietzins, der eine angemessene Verzinsung des Hauswertes vom Jahre 1914 darstellen soll, einem Hausbetriebskostenzuschlag, der nach der tatsächlichen Höhe der Ausgaben des Hauswirtes, für Steuern, Wasser usw. bemessen werden soll, einen Unterhaltungszuschlag zur Bestreitung der in kurzer Zeit wiederkehrenden Reparaturen, der 30 Prozent betragen soll, und einem Verwaltungskostenzuschlag, den die Mieter auf 5 Prozent der Friedensmiete bemessen haben wollen, während die Hausbesitzer 10 Prozent verlangen. Dazu kommt noch ein Erneuerungszuschlag, der zur Verzinsung und Tilgung der Kosten größerer, nur nach längerer Zeit notwendiger Reparaturen (zum Beispiel Umdeckung des Daches) dienen soll. Die sogenannten Schönheitsverrichtungen, wie Anstrich von Decken und Wänden, Tapezieren der Zimmer usw. sollen vom Mieter selbst bezahlt werden, eine Bestimmung, die nur allzu leicht zu einer hygienisch bedenklichen Verwahrlosung der Wohnung führen kann.

Wenn ein Reichshöchstmietengesetz geschaffen wird, so wird man dabei wohl im allgemeinen ähnliche Wege gehen müssen wie bei den in Dresden geschlossenen Vereinbarungen. Freilich wird dann die Festsetzung der Wohnungsmieten zu einem recht verwickelten Recheneingewickel, und wie sich die Dresdener Vereinbarungen in der Praxis bewähren werden, steht dahin. Es besteht zweifellos die Gefahr, daß in vielen Fällen der geschäftsgewandtere Hauswirt den Mieter übers Ohr haut. Außerdem gibt es keine von vornherein festgesetzten Mieten mehr, sondern die Mieten müßten jedes Jahr neu berechnet werden. So werden sich wahrscheinlich große Schwierigkeiten ergeben, die vollkommen nur durch eine völlige Sozialisierung des gesamten Wohnungswesens gelöst werden können. Die Wohnungen, die jetzt gebaut werden, sind zum großen Teil schon sozialisiert. Der private Bauunternehmer trat schon in den letzten Jahren vor dem Kriege beim Kleinwohnungsbau immer mehr zurück, und an seine Stelle traten die gemeinnützigen Bauvereinigungen, denen jedes Profitstreben fehlt, die nur das Ziel haben, ihren Mitgliedern möglichst gute und billige Wohnungen zu schaffen. Die Dividende, die sie jährlich zahlen, ist statutenmäßig beschränkt und darf in der Regel höchstens 4 Prozent betragen.

Ist es nun wünschenswert, daß Staat und Gemeinde selbst den Bau von Wohnungen direkt in die Hand nehmen? Die Frage ist im allgemeinen zu verneinen. Gemeinde und Staat würden sich in ganz unnötiger Weise belasten. Die Baugenossenschaften haben sich als Träger des Wohnungsbaus durchaus bewährt. Wenn sie bauen, sind die Interessen der wohnungsbedürftigen Bevölkerung ebenso gut gewahrt, als wenn Staat und Gemeinden ihren doch oft bürokratisch schwerfälligen Apparat in Bewegung setzen müssen. Ein Fehler wäre es, wenn die Partei, wie das Genosse Hirsch in seinem Gutachten über die Wohnungsfrage in dem Programmbuch vorschlägt, ausdrücklich vor einer Überschätzung der Baugenossenschaften warnen würde. Es ist vielmehr nötig, der Arbeiterschaft zu sagen, daß sie die Baugenossenschaften mehr unterstützen muß als bisher. Auch bei einer Sozialisierung der von früher her vorhandenen Wohnungen könnte nicht in Frage kommen, daß etwa sämtliche Wohnungen von den Gemeinden übernommen werden. Dann würde ein neuer bürokratischer Apparat aufgebaut werden müssen, der wahrscheinlich nur sehr schwerfällig funktionierte. Außerdem würden die Gemeindeparlamente mit allerhand Mieterfragen stark belastet.

Soll das ganze Wohnungswesen sozialisiert werden, so kommt nur die Übernahme der Wohnungen durch Genossenschaften der Hausbewohner in Betracht. Darauf zielen auch mehr oder minder alle Vorschläge hin, die für die Sozialisierung des Wohnungswesens gemacht wurden. So auch die bekannten Vorschläge von Kampfmeyer.² Freilich muß man sich darüber klar sein, daß die Sozialisierung des Wohnungswesens nicht von heute auf morgen durchgeführt werden kann. Augenblicklich würde die Sozialisierung der Wohnungen scheitern — am Wohnungsmangel. Der private Hauswirt führt oft so gut wie gar nicht Buch und besorgt seine im einzelnen Falle geringe Verwaltungsarbeit in seiner freien Zeit neben seiner Berufsarbeit, wenn er nicht gerade Rentner ist. Werden die Wohnungen von Genossenschaften übernommen, so ist eine sorgfältige Buchführung notwendig. Ebenso wie unsere Konsumvereine könnten die Wohnungsgenossenschaften ohne Berufsbeamte nicht auskommen. Nach den Erfahrungen der Baugenossenschaften würde wahrscheinlich auf 200 Wohnungen eine vollbeschäftigte Arbeitskraft notwendig sein. Das würde bedeuten, daß wir in einer Großstadt mit 150 000 Wohnungen ein Heer von 700 bis 800 Wohnungsbeamten haben müßten. Die für diese Beamten notwendigen Büroräume könnten aber bei der jetzt herrschenden Wohnungsnot kaum beschafft werden.

Man wird sich deswegen damit helfen müssen, daß man, wie das ja jetzt schon vielfach der Fall ist, dem Hauswirt das Recht nimmt, über in seinem Hause freigewordene Wohnungen zu verfügen, und nur die Gemeindebehörden, Wohnungsämter usw. dürfen das Recht haben, Wohnungen zu vergeben. Auch bei der Festlegung der Mieten sind freie Vereinbarungen zwischen Hauswirt und Mieter auszuscheiden. Dem Mieter, der eine Wohnung vom Wohnungsamt zugewiesen erhält, muß gleichzeitig mitgeteilt werden, was er an Miete zu zahlen hat. Durch die Art, wie jetzt zwischen Hauswirten und Mietern über die Höhe der Mieten verhandelt wird, ist dem Mietwucher Tür und Tor geöffnet. Dem Wunsche der Mieter nach Mitwirkung ihrer Vertrauensmänner (Mieterräte) bei der Festlegung der Mieten und Verwaltung der Häuser muß in weitestem Umfang Rechnung getragen werden.

Werden große Summen aus öffentlichen Mitteln für den Wohnungsbau zur Verfügung gestellt, so muß ferner alles geschehen, um den Wucher mit Baustoffen zu verhindern. Die bisher getroffenen Maßnahmen sind völlig unzureichend. Wir haben zwar Wohnungskommissare, die unter Umständen Baustoffe beschlagnahmen können, aber ihre Rechte sind stark beschränkt. Der beste Schutz gegen eine unberechtigte Verteuerung der Baustoffe wären Sozialisierungsmaßnahmen in der Baustoffindustrie, die wir nachdrücklich fordern müssen. Auch hier sind leider die gesetzlichen Handhaben unzureichend. Die Wohnungskommissare können Baustoffbetriebe nur beschlagnahmen, wenn sie außer Betrieb sind oder wenn ihre Inhaber den Vorschriften über die Höchst- und Richtpreise oder die Beschlagnahme und Bewirtschaftung ihrer Erzeugnisse zuwidergehandelt haben und deshalb rechtskräftig verurteilt worden sind. Durch Reichs- oder Landesgesetz müßte dem Wohnungskommissar das Recht gegeben werden, Baustoffbetriebe jederzeit auch ohne besondere Begründung zu enteignen und dem Staat oder den Ge-

² Wohnungsnot und Heimstätten-gesetz. Von Dr. Hans Kampfmeyer. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchdruckerei und Verlag.

meinden oder gemeinnützigen Bauvereinigungen den Betrieb zu übergeben. Das ist schon deswegen notwendig, damit die Behörden einen Einblick in die Höhe der Produktionskosten bekommen und die Angaben, die ihnen hierüber von den Baustoffproduzenten gemacht werden, kontrollieren können. Es würde sich freilich nicht empfehlen, etwa alle Ziegeleien zu sozialisieren, damit würde man wahrscheinlich vielen Ziegeleibesitzern, die jetzt zum Teil keinen Absatz für ihre Ziegel finden, einen großen Gefallen tun. Es genügt, daß so viel leistungsfähige Ziegeleien vom Staat oder von gemeinnützigen Organisationen übernommen werden, wie notwendig ist, um den größten Teil des Bedarfs des Kleinwohnungsbaus zu decken. Dann dürfte es leicht möglich sein, etwaigen Wuchergelüsten der noch freibleibenden Ziegeleien entgegenzutreten.

Welche Sozialisierungsmaßnahmen für die Kalk- und Zementindustrie zweckmäßig sind, muß sorgfältig untersucht werden. Am besten wäre hierzu zweifellos die Sozialisierungskommission in der Lage. Besonders notwendig ist ein Eingriff des Staates in die Zementindustrie.³ Nicht nur, weil die in Syndikaten sehr gut organisierten Produzenten ihre Macht dazu benutzen, um die Preise unvershämmt in die Höhe zu treiben und sich hohe Dividenden sichern, sondern weil hier auch durch die verfehlte Politik der Syndikate rückständige Betriebe künstlich erhalten werden, während bei voller Ausnutzung der auf der Höhe der Technik stehenden Betriebe die Produktionskosten der Zementindustrie bedeutend verringert, Kohle und Arbeitskräfte gespart werden könnten. Für den Bezug der Baustoffe haben sich in den letzten Jahren Bezugsgemeinschaften von Bauvereinigungen gebildet, eine Art Baustoffkonsumvereine, die die Unterstützung von Staat und Gemeinde verdienen und auch als Träger sozialisierter Baustoffbetriebe in Betracht kommen. Die Organisationen der Baustoffverbraucher müssen dann, wie das jetzt schon teilweise geschieht, mit den sozialisierten Baubetrieben Hand in Hand arbeiten, die in vielen Städten von den Bauarbeitern gebildet worden sind. Ebenso muß selbstverständlich auch verhütet werden, daß durch Emportreiben der Bodenpreise die Wohnungen verteuert werden.⁴ Auch hier sind die bestehenden Bestimmungen ungenügend. Die Wohnungskommissare können Land für Klein- und Mittelwohnungen nur enteignen, wenn Gelände in passender Lage zu angemessenen Preisen nicht zur Verfügung steht. Dabei sollen Wertsteigerungen, die auf die außerordentlichen Verhältnisse des Krieges zurückzuführen sind, nicht berücksichtigt werden. Das Enteignungsrecht der Wohnungskommissare ist also auch wieder verklausuliert. Was ist passende Lage, was ist angemessener Preis? In Sachsen ist man jetzt dabei, nach dem Vorbild anderer Staaten ein Gesetz gegen die Grundstückspekulation einzuführen. Es wird dort der Genehmigungszwang für Grundstücksveräußerungen vorgesehen. Staat, Gemeinde und eventuell gemeinnützige Siedlungsgesellschaften haben ein Vorkaufsrecht.

Das durchgreifendste Mittel aber zur Verhinderung aller Preistreiberien beim Grund und Boden wäre ein durch keinerlei Klauseln beschränktes **E n t e i g n u n g s r e c h t** der öffentlichen Körperschaften oder gemein-

³ Näheres in der Zeitschrift »Der Sozialist«, 5. Jahrgang, Nr. 28, »Wohnungsnot und Schwerindustrie« von Industrius.

⁴ Siehe auch »Die Bekämpfung der Bodenspekulation« von Dr. E. Fürth in dem vom Parteivorstand herausgegebenen Programmbuch.

nützigen Siedlungsgesellschaften, das jederzeit angewendet werden kann. Für die Entschädigung der Grundeigentümer hätte der Grundsatz zu gelten, daß Wertsteigerungen, die seit 1914 eingetreten sind, nicht berücksichtigt werden. Ferner müßte verhindert werden, daß in Zukunft Gewinne erzielt werden können, wenn landwirtschaftlich benutztes Land zu Baugelände wird. Es wäre der Grundsatz aufzustellen, daß bei Land, das bisher Bestandteil eines landwirtschaftlichen Betriebs gewesen ist, nur der landwirtschaftliche Wert entschädigt werden soll, auch dann, wenn es zu Wohnzwecken gebraucht wird. Der Millionenbauer, der über Nacht durch Verkauf seines Landes ein reicher Mann wird, müßte ein für allemal der Vergangenheit angehören. Ein solches unbedingtes Enteignungsrecht von Staat und Gemeinden würde den Gemeinden und Siedlungsgesellschaften die Möglichkeit sichern, ungehemmt durch die Rücksicht auf private Interessen den Wohnungsbau planmäßig zu betreiben. Es könnte dann verhütet werden, daß, um den Wohnungsbedarf zu befriedigen, in verhältnismäßig weiter Entfernung vom Stadtkern Wohnhäuser gebaut werden müssen, während große weite, der Stadt näherliegende Ländereien vorläufig unbebaut bleiben, weil irgendeine Terraingesellschaft sie festhält. Die Gemeinden hätten es also in der Hand, dafür zu sorgen, daß zunächst dasjenige Gelände bebaut wird, dessen Bebauung in Anbetracht der vorhandenen Straßen- und Verkehrslinien am zweckmäßigsten erscheint. Dadurch würde nicht nur an Straßenbaukosten gespart, sondern es könnte auch vermieden werden, daß das Straßenbahnnetz im Verhältnis zur Bevölkerung zu groß und zu kostspielig wird.

Auf dem Gebiet des Wohnungswesens sind gerade jetzt die Schwierigkeiten unendlich groß. Aber die Aufgaben, die hier zu lösen sind, sind für die Zukunft des deutschen Volkes von der größten Bedeutung. Nur wenn es uns gelingt, dem Volke genügend gute und gesunde Wohnungen zu schaffen, kann es wieder geistig und körperlich erstarken. Hoffentlich tragen die Verhandlungen des Kasseler Parteitags dazu bei, daß die großen Schwierigkeiten, die uns heute die Wohnungsfrage bietet, überwunden werden.

Kaiser und Kanzler

Aus M. Erzbergers »Erlebnissen im Weltkrieg«

Die Beiträge zur Memoirenliteratur des Weltkriegs mehren sich. Fast jeder, der während des Krieges in der Politik oder im Heer eine Rolle gespielt hat, fühlt sich berufen, seine Erlebnisse und Kriegserinnerungen auf den Büchermarkt zu werfen — teilweise aus dem ehrlichen Bestreben, zur Geschichte der Kriegszeit durch Berichterstattung über selbsterlebte Vorgänge einiges beizutragen, vielfach aber auch aus der Sucht, sich selbst zu glorifizieren oder sich von den gegen ihn im öffentlichen Leben erhobenen Anklagen reinzuwaschen — und die eigene Schuld anderen zuzuschieben. Eine erfreuliche Lektüre bietet daher im ganzen diese Kriegsmemoirenliteratur nicht. Es steckt zu viel Selbstgefälligkeit, Dünkel, Pose, innere Unwahrscheinlichkeit darin, und die patriotisch-ethische Schminke ist oft so reichlich auf die eigenen Gesichtszüge aufgetragen, daß die Autoren es getrost mit manchem Mimen oder auch mit mancher großstädtischen Prostituierten aufnehmen könnten.

Das gilt bis zu gewissem Grade auch von Herrn M. Erzberger, Reichsfinanzminister a. D., und seinen »vorläufigen« Kriegserinnerungen, die unter dem Titel »Erlebnisse im Weltkrieg« vor kurzem im Verlag der Deutschen Verlagsanstalt, Berlin-Stuttgart, erschienen sind. Seine Tätigkeit als politischer Agent und Propagandachef des kaiserlich-militaristischen Regimes läßt Erzberger bescheiden zurücktreten, während er seine späteren Friedensbemühungen, seine guten Beziehungen zu allen möglichen hochstehenden Personen, besonders zur römischen Kurie, mit anerkanntem journalistischem Geschmack in eine effektvolle Beleuchtung zu rücken und sich als der scharfsinnige, weitblickende Politiker zu gerieren weiß, der schon in den ersten Kriegssphären so ziemlich alles vorausgesehen hat.

Immerhin können die Erinnerungen Erzbergers ein großes Interesse beanspruchen; denn er stand von vornherein in der Mitte des internationalen politischen Kriegsgetriebes und hat bei vielen Vorgängen die Hand im Spiele gehabt. Er liefert deshalb auch manche Strichzeichnungen, die die bisherigen Darstellungen in charakteristischer Weise ergänzen und die Bedeutung verschiedener Einzelereignisse für den Kriegsverlauf schärfer, als bisher geschehen, hervorheben.

Auf alle Beobachtungen und Erlebnisse Erzbergers näher einzugehen, würde in Anbetracht des beschränkten Raumes der Neuen Zeit zu weit führen, hier sollen mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung nur zwei kurze Erzählungen aus Erzbergers Buch wiedergegeben werden, die für die politische Urteilsfähigkeit und Selbstgefälligkeit Wilhelms II. und für die vom Reichskanzler Michaelis unter dem Druck der Obersten Heeresleitung betriebene Friedensverhinderungspolitik besonders charakteristisch sind.

1. Der Kaiser und die Friedensresolution des Reichstags vom 19. Juli 1917

Erzberger erzählt (S. 52 ff. seines Buches):

In Ausführung eines von mir am 6. Juli (1917) in der Kommission geäußerten Wunsches wurde damals im Reichstag verbreitet, auch der Kaiser gedenke die Parteiführer zu sich zu bitten. Jedoch wurde die Ernennung des neuen Reichskanzlers ohne Anhörung irgendeines Abgeordneten vollzogen. Es war die letzte Ernennung dieser Art im Deutschen Reiche. Dem allseitig geäußerten Wunsche gab der Kaiser nach, indem er nach Annahme der Friedensresolution im Reichsamt des Innern Vertreter aller Fraktionen mit Ausnahme der unabhängigen Sozialdemokraten empfing. Die Vertreter der Fraktionen wurden, je hübsch in eine Reihe geordnet, durch den Reichskanzler Michaelis und den Vizekanzler Helfferich dem Kaiser vorgestellt, der zunächst wenige kurze Worte an dieselben richtete. Zu dem mit mir vorgestellten späteren Präsidenten des Reichstags, Fehrenbach, der tags zuvor die Friedensresolution begründet hatte, sagte der Kaiser, daß er und seine Frau als alte Leute, die sechs Söhne im Felde hätten, die Rede mit großem Interesse gelesen hätten. Dann sprach der Kaiser über den am Tage zuvor erfolgten Durchbruch im Osten; es sei keine »Parlamentsoffensive« gewesen, um den Reichstag in gute Stimmung zu versetzen; sein Sohn Friedrich habe die Gardedivision geführt, welche den Russen den republikanischen Staub um die Ohren gewirbelt habe.

Nach der Vorstellung wurden in einem anliegenden Zimmer einzelne Abgeordnete vom Kaiser in Unterredung gezogen; zunächst auch der heutige Reichspräsident Ebert. Bei diesen Besprechungen wurden anfangs mehr allgemeine, nichtpolitische Dinge erörtert. Erst nach Verlauf längerer Zeit bildete sich ein größerer Kreis um den Kaiser, der dann auf die aktuelle Politik überging. Zu

allgemeiner Überraschung führte der Kaiser unter anderem aus, es sei sehr gut, daß der Reichstag einen »Frieden des Ausgleichs« wünsche (die Reichstagsresolution enthielt gerade dieses von der Obersten Heeresleitung mit Zähigkeit geforderte, recht unklare Wort nicht); das Wort Ausgleich sei ausgezeichnet, das habe der da — dabei zeigte er auf den ihn mit Zigaretten bedienenden Vizekanzler Helfferich — erfunden. Der Ausgleich bestehe aber darin, daß wir von den Feinden Geld, Rohstoffe, Baumwolle, Mineffe, Ble wegnehmen und aus ihrer Tasche in unsere Tasche überführen; das sei ein ganz famoses Wort. Die Mitglieder der Mehrheitsparteien sahen zu ihrem Schrecken, daß der Kaiser nicht nur nicht informiert war über das, was sie wollten, sondern sie fühlten sich durch diese Ausführungen sogar verhöhnt.

Die weiteren Auslassungen des Kaisers bewegten sich in derselben Richtung: England und Amerika hätten ein Bündnis geschlossen, um mit Japan nach dem Kriege abzurechnen; er wisse bestimmt, daß Rußland sich mit Japan zum Gegenstoß verbündet hätte. Ferner erklärte er, der jetzige Krieg werde zwar nicht mit einer Niederlage Englands endigen, aber am Schlusse des Krieges werde eine große Verständigung mit Frankreich herbeigeführt werden, und dann werde der ganze europäische Kontinent unter seiner, des Kaisers, Führung den eigentlichen Krieg, den Krieg gegen England, den er als einen »zweiten Punischen Krieg« bezeichnete, beginnen. Das Entsetzen unter uns Abgeordneten steigerte sich. Auf die einige Tage zuvor stattgefundene Schlacht in Galizien eingehend, erwähnte der Kaiser, daß die preußische Garde unter Führung seines Sohnes Fritz »den Russen den demokratischen Staub aus den Westen« gekloppt hätte. »Wo die Garde auftritt, da gibt es keine Demokratie,« fügte der Kaiser noch wörtlich bei. Zu mir gewendet, sprach er dann über die von mir bezweifelten Erfolge des U-Bootkrieges: an der Ostküste Englands befände sich ein ganzes Trümmerfeld von Schiffen; in zwei bis drei Monaten würde England erledigt sein; in Australien seien vier Millionen Tonnen Getreide frachtbereit; aber England könne sie nicht holen. Schließlich meinte der Kaiser: »Meine Offiziere melden mir, daß sie überhaupt kein feindliches Schiff auf hoher See mehr antreffen.« Ich erwiderte, daß es mir dann um so unverständlicher sei, daß der Admiralstab doch jeden Monat die Versenkung von 600 000 Tonnen Schiffsraum und mehr melden könne. Mit unwilliger Bewegung wandte mir darauf der Kaiser den Rücken zu. Zum Ausbau der Wasserstraßen übergehend, entwickelte der Kaiser den phantastischen Plan, die untere Donau bei Cernawoda dem Trajanswall entlang nach dem Schwarzen Meer abzuleiten; dann sehe die internationale Donaukommission in Braila bald auf dem Trockenen; für »Rumäniens Treubruch« sei die »verdiente Strafe« schon erfolgt. Auf meinen Hinweis auf das sehr arme rumänische Volk, das vielfach nur mit einem Hemd bekleidet sei, antwortete der Kaiser, daß er als junger Prinz eine Zeitlang im Auswärtigen Amt beschäftigt gewesen sei; da habe ihm Bismarck einmal gesagt: »Solange die Leute im Osten das Hemd über der Hose tragen, sind sie anständige Kerls; wenn sie aber das Hemd in der Hose tragen und dazu einen Orden auf der Brust, so sind sie Schweinehunde.« Damit schloß er lachend die Unterhaltung.

Die ganze Unterredung zwischen dem Kaiser und den Abgeordneten war nicht nur im höchsten Grade verunglückt, sondern sie war der tiefste Spatenstich zum Sturz des bisherigen Regimes. Ergraute Abgeordnete, welche vom parlamentarischen System bisher nichts wissen wollten, sprachen es an diesem Abend offen aus, daß das seitherige System Deutschland ins Unglück führen müsse. Leider fehlte aber die Kraft zum wirkungsvollen Entschluß. Es war dies die erste Unterredung, die der Kaiser seit nahezu zwei Jahrzehnten mit Volksvertretern hatte. Es war auch seine letzte.

2. Der Reichskanzler Michaelis und die päpstliche Friedensbemühung

Am 1. August 1917 hatte der Papst seine bekannte Friedensnote an die Mächte gerichtet, die in Deutschland erst Mitte August veröffentlicht wurde. Zur Festsetzung der deutschen Antwort wurde ein aus sieben Mitgliedern des Reichstags bestehender Ausschuss gewählt, der an den Reichskanzler die Forderung stellte, in der Beantwortung der päpstlichen Note solle klar zum Ausdruck gebracht werden, daß Deutschland bereit sei, die vollkommene Unabhängigkeit Belgiens wiederherzustellen.

Während noch der Beirat über die Antwort beriet, wurde am 30. August 1917 dem Reichskanzler die Abschrift einer Depesche übermittelt, die der britische Gesandte beim Vatikan im Auftrag seiner Regierung und mit Zustimmung Frankreichs übergeben hatte. In derselben wurde eine bestimmte Erklärung Deutschlands über seine Kriegsziele und über das künftige Schicksal Belgiens verlangt. Die Erklärung brauchte nicht einmal veröffentlicht, sondern nur vertraulich und möglichst bald dem Heiligen Stuhl übergeben zu werden. Die Abschrift der Depesche war begleitet von einem Schreiben des Nuntius mit folgendem Inhalt:

Eure Excellenz!

München, den 30. August 1917

Ich habe die hohe Ehre, anliegend Eurer Excellenz die Abschrift eines Telegramms zu übermitteln, das von Seiner Excellenz dem Herrn Gesandten Seiner Majestät des Königs von England bei dem Heiligen Stuhl Seiner Eminenz dem Herrn Kardinalstaatssekretär übergeben wurde; die französische Regierung schließt sich den im gleichen Telegramm ausgeführten Darlegungen an.

Seine Eminenz ist voll des Verlangens, jene Bemühungen für baldige Erreichung eines gerechten und dauerhaften Friedens wirksam fortzusetzen, welchen anzunehmen die Kaiserliche Regierung so entgegenkommende Bereitwilligkeit an den Tag gelegt hat. Darum hat mich Seine Eminenz beauftragt, die Aufmerksamkeit Eurer Excellenz in besonderer Weise auf den Punkt hinzuweisen, welcher sich auf Belgien bezieht, und zu erreichen: 1. eine bestimmte Erklärung über die Absichten der Kaiserlichen Regierung bezüglich der vollen Unabhängigkeit Belgiens und der Entschädigung für den in Belgien durch den Krieg verursachten Schaden; 2. eine gleichfalls bestimmte Angabe der Garantien für politische, ökonomische und militärische Unabhängigkeit, welche Deutschland verlangt. Sei diese Erklärung befriedigend, so meint Seine Eminenz, daß ein bedeutsamer Schritt zu weiterer Entwicklung der Verhandlungen gemacht würde. Tatsächlich hat der erwähnte Gesandte von Großbritannien seine königliche Regierung bereits verständigt, daß der Heilige Stuhl auf die im angegebenen Telegramm enthaltenen Mitteilungen antworten wird, sobald er seinerseits durch meine Vermittlung die Antwort der Kaiserlichen Regierung erhalten haben wird.

Meinerseits möge es mir gestattet sein, der festen Überzeugung Ausdruck zu geben, daß Eure Excellenz, bei deren Eintritt in die allerhöchste Stelle unter wohl-erwünschtem Zusammentreffen der hochgeschätzte päpstliche Vorschlag erschienen ist, und welche so günstige Gesinnungen in bezug auf dieses Friedenswerk gezeigt hat, sich unsterbliche Verdienste erwerben wird um das Vaterland und um die ganze Menschheit, wenn mit einer versöhnlichen Antwort der gute Fortgang der Friedensunterhandlungen erleichtert wird. In solcher Erwartung ist es mir sehr angenehm, der Gesinnung höchster Wertschätzung Ausdruck zu geben, und habe ich die Ehre zu verharren als

Euer Excellenz ergebenster

gez. Eugen Pacelli, Erzbischof von Sardi, Apostolischer Nuntius

Wie dieses Friedensvermittlungsangebot des Papstes vom Reichskanzler Michaelis nach dem Willen der militärischen Obergewalt behandelt wurde, schildert Erzberger (S. 281 ff.) folgendermaßen:

Der Reichskanzler hatte sich nahezu einen ganzen Monat Zeit genommen, um am 24. September in Beantwortung des Schreibens des Nuntius vom 30. August seinen Dank »für die gütige Übersendung der interessanten Mitteilungen« auszu-
drücken. Er betonte zwar, daß die Kaiserliche Regierung mit den Bemühungen des Kardinalstaatssekretärs »für sofortige Herbeiführung eines gerechten und dauerhaften Friedens« vollkommen übereinstimme, daß sie sich der Auffassung anschließe, »daß eine genaue Präzisierung der Kriegsziele den Weg bilde, auf dem sich unter Umständen eine Einigung unter den kriegsführenden Parteien« werde erzielen lassen, daß dabei »die auf Belgien bezüglichen Fragen in erster Linie Beachtung zu finden« hätten. Dann aber brachte der Kanzler ein Moment in seine Antwort, das mit dem Kriegsschluß und dem Frieden nichts zu tun hatte, ein historisches Moment, das augenblicklich noch ins Gefühlsleben überschlägt, das aber aus diplomatischen Verhandlungen herausgestellt bleiben mußte: die Frage der Kriegsschuld, die die Gegner uns allein aufbürdeten und es dadurch unmöglich machten, uns auf diesem Boden »anderer Anschauungen und Gefühle« mit ihnen »zu einer Diskussion über die Möglichkeit und die Bedingungen eines Friedens zu begegnen«. Das sind Sätze, die nicht nach Diplomatie schmecken, sondern nach dem Militärkabinett.

Aber weder von dieser Frage war die Rede in dem Briefe des Nuntius oder in dem englischen Telegramm noch von der Frage, wer Sieger oder Besiegter sei; man wollte von beiden der Gegner Frieden anbahnen. Der Kanzler aber wirft alle diese Fragen auf: wenn die Gegner glaubten, sie hätten »als Antwort auf die Note des Präsidenten Wilson ihre Kriegsziele mitgeteilt«, so weise er »schon jetzt« darauf hin,

»daß die damals bekanntgegebenen Kriegsziele als Grundlage eines Meinungsaustausches nicht in Erwägung gezogen werden können, da sie einen Ausgangspunkt zur Voraussetzung haben, der dank der Standhaftigkeit des deutschen Volkes niemals eintreten wird: nämlich eine völlige Niederwerfung Deutschlands und seiner Verbündeten«.

Ginge umgekehrt Deutschland von der Voraussetzung einer Niederwerfung seiner Gegner aus, so würde der Friede nicht gefördert.

»da die Abweichungen der gegenseitigen Forderungen so groß wären, daß auch der beste Wille verzweifeln mußte, eine Einigung für möglich zu halten«.

Man müsse also auf der Grundlage, daß es keine Besiegte noch Sieger gebe, verhandeln. Nach diesen theoretischen Erörterungen, die mit der Friedensfrage als solcher nichts zu tun hatten, die aber dazu dienen sollten, einer klaren Stellungnahme aus dem Wege zu gehen, verweigert der Reichskanzler dann auch geradezu die Antwort, die die wichtigste sein sollte und das Schicksal Deutschlands in sich barg: die präzise Antwort über Belgien. Er fährt nämlich fort:

»Sind wir mithin im heutigen Stadium der Dinge noch nicht in der Lage, dem Wunsche Eurer Exzellenz zu entsprechen und eine bestimmte Erklärung über die Absichten der Kaiserlichen Regierung im Hinblick auf Belgien und auf die von uns gewünschten Garantien zu entsprechen (so in Oskar Müller, 'Warum mußten wir nach Versailles?', soll wohl heißen: 'abzugeben'), so liegt der Grund hierfür keineswegs darin, daß die Kaiserliche Regierung grundsätzlich der Abgabe einer solchen Erklärung abgeneigt wäre oder ihre entscheidende Wichtigkeit in der Frage des Friedens unterschätze oder glaube, ihre Absichten und die ihr unumgänglich nötig scheinenden Garantien könnten ein unübersteigliches Hindernis für die Sache des Friedens bilden, sondern lediglich darin, daß ihr gewisse Vorbedingungen, die eine unbedingte Voraussetzung für die Abgabe einer derartigen Erklärung bilden, noch nicht genügend geklärt zu sein scheinen.

Hierüber Klarheit zu gewinnen, wird das Bestreben der Kaiserlichen Regierung sein, und sie hofft — falls die Umstände ihr Vorhaben begünstigen — in nicht allzu ferner Zeit in der Lage zu sein, Eure Exzellenz über die Absichten und nötigen Forderungen der Kaiserlichen Regierung, insbesondere in bezug auf Belgien genauer unterrichten zu können.*

Diese Antwort war das jähe Ende der so hoffnungsvoll begonnenen päpstlichen Friedensvermittlung. . .

Aus meiner schon bekannten Unterredung mit dem Nuntius im Oktober 1917 konnte ich entnehmen, daß es für den Augenblick keine Möglichkeit gab, die gänzlich verfahrenene Lage wieder einzurenken; die einzige Möglichkeit wäre eine Umkehr von dem bisher gewählten Weg unklarer Höflichkeiten gewesen. Der Friede war wieder in unabsehbare Ferne gerückt. Der Papst persönlich und England mußten über die Unklarheit und Verschwommenheit der Antwort vom 24. September bitter enttäuscht sein. England und auch der Papst hatten eine brauchbare, wenn auch nur andeutungsweise Erwähnung der belgischen Frage erwartet. Mit dem, was geantwortet worden war, konnte man absolut nichts anfangen. Die Entente zweifelte an der Aufrichtigkeit Deutschlands oder an der Möglichkeit der deutschen Regierung, sich über Belgien in einer Weise auszusprechen, die weitere Verhandlungen gestattete.

Literarische Rundschau

Emil Lederer, *Deutschlands Wiederaufbau und volkswirtschaftliche Neueingliederung durch Sozialisierung*. Tübingen 1920, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis 7 Mark und 50 Prozent Steuerzuschlag.

Die Schriften über Wiederaufbau und Sozialisierung wachsen heutzutage aus der Erde wie Pilze nach einem warmen Regen. Sie bilden bereits eine kaum noch übersehbare Bücherei. Die vorliegende Schrift des bekannten Heidelberger Volkswirtschaftlers hebt sich vorteilhaft aus der Menge heraus. Der Verfasser unternimmt es, den Entwicklungsgang, den unser Wirtschaftsleben durch den Krieg, seine Begleit- und seine Folgeerscheinungen durchgemacht hat, nach seiner ökonomischen und sozialpsychologischen Seite zu schildern und im Anschluß daran Mittel und Wege aufzuzeigen, die zur Liquidation der Kriegswirkungen beitragen können. Nach einer Schilderung der deutschen Volkswirtschaft vor dem Kriege in der Hochblüte des Kapitalismus behandelt er die Volkswirtschaft im Kriege, die ökonomische Umschichtung im Kriege und die Volkswirtschaft im Zusammenbruch. Es zeigte sich, daß die in der Wirtschaft stehenden Menschen durch die direkten oder indirekten Wirkungen des Weltkriegs aus ihrer bisherigen Lage brutal herausgerissen wurden, sei es, daß sich ihre wirtschaftliche Lage rapide verschlechterte, sei es, daß ihr unerwartete Übergewinne in den Schoß fielen, die ihre Kaufkraft ganz ungeheuer steigerten. Diese ökonomische Ungliederung im deutschen Volke, übrigens eine Begleitererscheinung aller bisherigen Kriege, erzeugte eine tiefgehende Mißstimmung in den weitesten Schichten, die wesentlich zum Zusammenbruch beitrug. Trotz der durch den Krieg herbeigeführten seelischen und wirtschaftlichen Erschöpfung der Massen zeigte sich eine wesentliche Steigerung des Konsums auf fast allen Gebieten, was eine jähe Steigerung der Preise und damit ein bisher unbekanntes Steigen der Löhne und Gehälter nach sich zog, eine Entwicklung, die auch heute noch nicht abgeschlossen ist.

Die Einwirkung dieser Erscheinung auf die Preisbildung auf dem Inlandsmarkt und auf dem Weltmarkt sowie auf den Arbeitsmarkt und auf die Valuta, die Verschleuderung deutscher Werte an das Ausland und ihre Folge für die Inlands- und Auslandspreise behandelt der Verfasser sachkundig und überzeugend. Sodann beschäftigt er sich mit den fremden Volkswirtschaften in der Übergangswirtschaft,

wobei er interessante Schlaglichter wirft auf die Frage: Nationalismus oder Internationalismus?, und zum Schluß erörtert er Deutschlands Neueingliederung in die Weltwirtschaft, wobei er zwischen einer sozialistischen und einer kapitalistischen Lösung dieses Problems scharf unterscheidet, aber die dritte Lösung: nämlich gar nichts zu tun, entschieden ablehnt. Er findet manch treffendes Wort für das, was bislang in der Richtung zum Wiederaufbau geschehen ist und was seiner Meinung nach hätte geschehen müssen. Als Anhang bringt das Buch eine Abhandlung über die Auslandsnotenbank als Hilfsmittel zur Lösung des Valutaproblems und Ausführungen über die Wiederherstellung des Staatshaushalts, über den Wiederaufbau der Volkswirtschaft und über die Sozialisierung in Österreich. F. Laufkötter

Karl Nögel, *Tolstoi und wir*. München 1919, Musarion-Verlag. 64 Seiten.

Der Verfasser hat beinahe ein Menschenalter hindurch in Rußland gelebt; er hat sich jahrelang mit Tolstoi beschäftigt und dem Leben und Wirken des großen Russen zwei größere, 1915 und 1917 bei Georg Müller in München erschienene Schriften gewidmet, so daß er sich wohl berechtigt fühlen konnte, ein größeres Publikum durch seine kleine, aus einem Vortrag im Münchener Verein für Fraueninteressen hervorgegangene Schrift in die »eigentliche Fragestellung« Tolstois einzuführen. Dieser Teil seiner Aufgabe scheint uns denn auch wohl gelungen zu sein. In klarer, eindringlicher Sprache zeigt er — was vielen noch unbekannt sein dürfte — die innere Einheit des Lebensweges Tolstois: wie schon dem Fünfzehnjährigen sein allgemeiner Lebensplan fertig vor Augen stand, wie bereits der Zwanzigjährige das ungeheure Unrecht der gesellschaftlichen Einrichtungen durchschaute, auf dem seine eigene Lebensstellung basierte, wie der Dreißigjährige schon fest entschlossen war, seinen Landbesitz unter seine Leibeigenen zu verteilen und selber als Bauer unter ihnen zu leben, und wie nur seine zufälligen äußeren Lebensschicksale (Ehe und Familiengründung) es dahin brachten, daß er erst nahezu zwei Jahrzehnte später zu dem Lebensplan seiner Jugendjahre zurückkehrte. Nögel weist auch nachdrücklich auf den ewigen Zwiespalt zwischen dem Dichter einerseits, dem Idealisten und Propheten in Tolstoi andererseits hin, wobei er den Dichter bei weitem höher schätzt als den Propheten.

Nicht so gelungen und eindeutig klar scheint uns der zweite Teil seiner Aufgabe durchgeführt zu sein: was wir heute aus dem Vorbild des großen Russen, der so ganz Russe war, lernen sollen. Gewiß betont er die Schwächen und Einseitigkeiten Tolstois, und sicherlich will er uns nicht, wie dieser, den russischen Bauer, der aus innigstem religiösem Gefühl den »Widerstand gegen das Übel« verwirft, als Vorbild hinstellen, hat doch Tolstoi selber dieser seiner eigenen Lehre zeit lebens entgegengehandelt, indem er nie aufgehört hat, gegen die Vergewaltigung und Quälerei seiner Mitmenschen in dem — damals mindestens (vielleicht auch noch heute?) — unfreiesten Land Europas zu protestieren. Aber es ist doch etwas zu wenig, wenn Nögel sich mit der Mahnung begnügt, mit der nämlichen Aufrichtigkeit und Opferbereitschaft unsere Überzeugung zu vertreten, wie Tolstoi es, übrigens doch auch nur in seinem späteren Leben, getan hat. Wohl erklärt er zum Schluß, daß wir zweierlei aufgeben müssen: einmal unsere wirtschaftliche Selbstsucht und zweitens unsere geistige Trägheit, das heißt den Wahn, als dürften wir uns irgendwann mit dem von uns Erreichten beruhigen (S. 62). Auch daß wir, sobald wir unsere Pflicht zu handeln eingesehen haben, nicht mehr leiden können (S. 63). Aber daß wir »das, was wir für uns selber tun, so tun sollen, als ob wir es für den Nächsten verrichteten, und das, was wir für ihn tun, so, als ob wir es für uns selber täten«, diese »innere Lösung des Problems Tolstoi« (S. 64) scheint uns doch gar zu allgemein und verschwommen zu sein. Es hätte gezeigt werden sollen, wie wir »uns zu gemeinsamer Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse unseres Daseins vereinigen« sollen, um »möglichst viel Lebenszeit und -kraft zu erübrigen zur Pflege unseres Geistes und unserer Seele« (ebenda). Auch der

Schlußsatz des Vorworts, daß Rußland als »großer Vermittler« uns den Weg nach — Indien zeigen solle, damit wir von dort her »unseres eigentlichen Wesens und der uns wirklich treibenden Kräfte immer mehr inne werden« (S. 9 f.), um schließlich »den großen Aufstieg zu wagen zu dem, der uns nach seinem Bilde schuf« (S. 64, Schluß), scheint uns doch recht bedenklich, wenn es auch gewissen heute »modern« gewordenen geistigen Strömungen entspricht.

Im übrigen können wir die Lektüre des mit drei guten Bildern Tolstois (von denen nur eines allgemein bekannt ist) ausgestatteten Schriftchens den für den großen russischen Denker Interessierten durchaus empfehlen. K. Vorländer

Augustin Hamon, *Der Sozialismus in Frankreich von 1914 bis 1920*. Wien 1920, Verlagsgesellschaft »Neue Erde«, 24 Seiten. Preis 10 Kronen.

Die Entwicklung der französischen sozialistischen Parteien seit dem Beginn des Weltkrieges und ihre heutige Stellung inmitten des politischen Lebens Frankreichs ist in Deutschland wenig bekannt. Selbst unter sozialistischen Politikern und Schriftstellern trifft man oft eine geradezu befremdende Unkenntnis französischer Parteiverhältnisse. Wer sich kurz, ohne dicke Broschüren, Programme, Berichte usw. durcharbeiten zu wollen, darüber unterrichten möchte, dem kann die kleine obengenannte Schrift von Augustin Hamon, zurzeit Privatdozent an der Brüsseler Universität, aufrichtig empfohlen werden. Hamon schildert in kurzen Worten die Organisation und politische Stellung der französischen sozialistischen Partei vor dem Kriege, gibt dann ein Bild ihrer Tätigkeit, ihrer Haltung zu den Kriegsmassnahmen der Regierung sowie ihrer inneren Richtungsstreifigkeiten und bietet darauf eine kurze, meist treffende und interessante Charakteristik der heute an der Spitze der verschiedenen Richtungen stehenden Führer. Ferner erörtert er die in einem beträchtlichen Teil der französischen Sozialisten hervortretende Neigung zum Bolschewismus und die guten politischen Aussichten, die seiner Meinung nach der Sozialismus in Frankreich hat.

Hamon nimmt einen gemäßigt sozialistischen Standpunkt ein, er ist, soviel wir wissen, auch heute noch Mitglied der englischen Fabiergesellschaft und hat gegen die alte deutsche Sozialdemokratie eine gewisse Antipathie; dennoch muß man ihm zugestehen, daß er sich bemüht, unparteiisch zu urteilen — freilich seine eigene Stellung zu den verschiedenen Parteiströmungen vermag er nicht zu verleugnen. H. C.

Paul Jech, *Volgatha. Eine Beschreibung zwischen zwei Feuern*. Berlin-Hamburg, Hoffmann & Campe. 136 Seiten. Preis M. 8.30.

Ein neues, eigenartiges Gedichtbuch: das Hohelied der großen Weltkatastrophe. Kein Kriegsbuch, kein Revolutionsbuch, und doch eine Verquickung von beiden: der Leidensweg der Menschheit. Ein Umgestalten von räumlichem und zeitlichem Erleben zu Außerräumlichem und Zeitlosem. Und dieses Erleben harft zwischen Volksliedmäßigkeit und dramatischem Gefüge; aber es ist gedanklich ungeheuer stark aufgelockert; alle Eindrücke sind in neue Formen gepreßt; ein Aufwählen bis in die tiefsten Tiefen greift durch diese Strophen. Neue Worte werden gebildet, grelle Farben stehen da. Und man spürt aus allem: hier tastet eine neue Sehnsucht nach Erlösung.

Ganz langsam wollen Jechs *Volgathaverse* gelesen sein. Seine Seligkeit oder seine Bitterkeit will jedes einzelne Wort uns auf Herz und Hirn tropfen. Vorbereiten wollen sie die *Volgathagegenwart* der Zeit auf das kommende Menschheitspfingsten. Bald stürmisch und dringend, bald weich und zart pochen sie an das Tor unserer Tage. Oft sind Bilder und Worte kantig und gewählt, oft sind sie von einer einschmeichelnden Feinheit (»da ward die Perlenkette der Wanklichter um eines fremden Berges Brust gehängt« aus: »Der Mond reitet über das Schlacht-

feld«). Dann und wann schleift der Reim; er wird unrein, klingt gesucht; aber darüber lieft man hinweg. Das donnernde, ungewollte Pathos, das über dem Ganzen schwingt, läßt nicht locker; es zwingt auch den Widerstrebenden in seinen Bann. Diese Gedichte, die den flüchtig Blätternden zuerst vielleicht wie Tagebuchaufzeichnungen anmuten, sind mit dem heißen, roten Herzblut eines nach Wahrheit und Freiheit Ringenden geschrieben; und sie künden nicht seine Qualen und Sehnsüchte allein; sie künden zugleich auch Qual und Sehnsucht seiner Mitwelt; sie sind Zeitdokumente im besten und tiefsten Sinne. So befreundend hier und da das eigenartig gefügte Wortgewand auch manchem fürs erste die Lektüre machen dürfte, man wird sich rasch hineinlesen. Denn es ist ein gutes und starkes Buch, das schon seiner tiefen Innerlichkeit halber zu empfehlen ist.

Notizen

Wie steht es um Deutschlands Außenhandel in den Jahren 1919 und 1920? Bisher fehlte es an einigermaßen zuverlässigen Angaben über die Gestaltung des deutschen Außenhandels seit den Tagen der Novemberrevolution, da das deutsche Reichswirtschaftsamt sich scheute, die traurigen Ziffern der Statistik der breiten Öffentlichkeit mitzuteilen. Nun hat sich das jetzige Reichswirtschaftsministerium doch zur Bekanntgabe der Hauptziffern entschlossen. Sie sind geradezu frostlos, hat doch im vorigen Jahre der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr nicht weniger als 22,3 Milliarden Mark betragen, wobei überdies in Betracht kommt, daß in der Ausfuhrsumme die sogenannten Wiedergutmachungslieferungen mit enthalten sind. Für die einzelnen Monate ergeben sich folgende Ziffern:

	Einfuhr	Ausfuhr	— Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr + Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr
		Einschließlich der Wiedergutmachung	
1919	Mill. Mark	Mill. Mark	Mill. Mark
Januar	397	161	— 236
Februar	409	195	— 213
März	440	292	— 148
April	626	270	— 356
Mai	1468	251	— 1217
Juni	2688	406	— 2282
Juli	3538	570	— 2968
August	3817	735	— 3082
September	4191	790	— 3401
Oktober	5179	1089	— 4090
November	4446	1284	— 3162
Dezember	5178	4014	— 1164
Summe	32367	10057	— 22319
1920			
Januar	6560	3219	— 3341
Februar	5932	4262	— 1670
März	5683	4216	— 1467
April	4768	5344	+ 576
Mai	5537	6647	+ 1110

Die Ergebnisse der folgenden Monate sind noch nicht festgestellt. Die günstigere Gestaltung der letzten Monatsziffern erklärt sich zu einem wesentlichen Teil aus der von der Entente erzwungenen vermehrten Kohlenlieferung.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 3

Ausgegeben am 15. Oktober 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Kritisches zum Schulprogrammentwurf der U. S. P.

Von Dr. Richard Lohmann

Die innere wie äußere Werbekraft unserer Partei litt gerade in den politischen Entscheidungskämpfen der letzten beiden Jahre an dem Fehlen eines ausführlichen Kulturprogramms. Die knappen Stichworte in den »nächsten Forderungen« des Erfurter Programms umreißen kaum den Rahmen, in den eine von einheitlichen Grundsätzen getragene und zu einem einheitlichen Ziele strebende Kulturpolitik sich einfügen könnte. Die Thesen des Mannheimer Parteitag sind nie parteiamtlich anerkannt worden, und sie können gerade wegen des aus ihrer Entstehungszeit verständlichen besonderen Zeitkolorits heute weniger denn je als gültiges Kulturprogramm angesprochen werden; sie sind nicht nur in Einzelforderungen, sondern in ihrer ganzen Anlage, in ihren Motiven durch die Entwicklung überholt.

Wir brauchen aber gerade jetzt eine zeitgemäße Formulierung unserer kulturellen Programmforderungen, weil das Interesse für kulturelle Fragen in der breiten Masse des Volkes wesentlich gewachsen ist und weil die bürgerlichen Parteien dieser Tatsache durch ihre zum Teil äußerst geschickt formulierten Schulprogramme bereits Rechnung getragen haben.

Es soll durchaus nicht verkannt werden, daß die Bedenken, die sich überhaupt gegen eine programmatische Formulierung von Zielen im gegenwärtigen Augenblick erheben, auch für die Aufstellung eines Kulturprogramms — und vielleicht sogar in verstärktem Maße — zu Recht bestehen. Das darf uns aber nicht hindern, das Ziel selbst in knappen Umrissen zu zeigen und den Nachdruck auf die Wege zu legen, die in der nächsten Zukunft gegangen werden können, das heißt also, ein Aktionsprogramm für unsere Partei auf dem Gebiet der Kulturpolitik mit aller denkbaren Beschleunigung fertigzustellen. Daß dies durchaus möglich ist, beweist der »Entwurf zu einem Schulprogramm«, den unlängst die vom Zentralkomitee der U. S. P. eingesetzte Kommission veröffentlicht hat.¹ Es erscheint an der Zeit, daß wir uns mit diesem (seit dem Mannheimer Parteitag) ersten Versuch der Formulierung eines ausführlichen sozialistischen Kulturprogramms eingehender beschäftigen, als dies bisher auch in den Kreisen unserer kulturpolitisch besonders interessierten Parteigenossen geschehen zu sein scheint. Muß es sich doch gerade bei der Betrachtung einer so ins einzelne gehenden programmatischen Darlegung erweisen, wie weit in der Tat das so oft ohne viel kritische Überlegung hingebrochene Wort von dem »gemeinsamen Kultur-

¹ Schulprogramm. Ein Entwurf der vom Zentralkomitee der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei eingesetzten Kommission für das Erziehungs- und Bildungswesen. Mit einem Vorwort von Georg Ledebour. Berlin 1920, Verlag der »Freiheit«. 20 Seiten. Preis M. 1.50.

programm« aller sozialistischen Parteien zu Recht besteht, wieweit es also für die Sozialdemokratische Partei möglich sein wird, das hier gegebene »sozialistische Schulprogramm« als Grundlage für ihre eigene Arbeit zu übernehmen.

Wir können dabei von der mangelnden Einheitlichkeit der einzelnen Parteien dieses Programmentwurfs, der den Charakter der Zusammenarbeit, die Eierschalen jeder Kommissionsarbeit noch recht deutlich an sich trägt, absehen. Der Kundige erkennt unschwer, wie hier der Einfluß einzelner Kommissionsmitglieder zur Einfügung ganz spezifischer Gedankengänge geführt hat, die einstweilen noch etwas roh aus dem Guß hervorragen und erst durch eine fest anpackende Redaktionsseile so weit abgeschliffen werden können, daß sie sich wirklich harmonisch in das Ganze einfügen. Hierzu gehört namentlich ein langes Exposé über die kulturelle Erziehung, dessen Berechtigung darzulegen Ledebour in seinem Vorwort zwar bemüht ist, das aber gleichwohl völlig aus dem Rahmen eines selbst so ausführlichen Programms herausfällt. Viel wichtiger wäre jedenfalls eine ebenso detaillierte Darstellung der praktischen Durchführung des Arbeitsgedankens gewesen. Hier aber begnügt sich Löwenstein, den man wohl als den geistigen Vater dieses Teiles ansprechen darf, mit allgemeinen Andeutungen, die das Ziel nur ganz von ferne erkennen lassen.

Im großen und ganzen scheint den Verfassern des Entwurfs — im Gegensatz zu unserer Einstellung — diese Zielweisung, also die theoretische Darlegung des sozialistischen Erziehungsideals, als der wichtigste Teil des Programms erschienen zu sein; sie umfaßt mehr als die Hälfte des gesamten Entwurfs. Und andererseits erscheint dem für praktische Möglichkeiten wenig geschärften Blick der Kommissionsmitglieder manches Ziel als »Übergangsmaßnahme«, dessen Erreichung die gegenwärtige Generation ebenso wenig erleben wird wie die kommende. Die Tatsache aber, daß diese Kommission der U. S. P. überhaupt einen vollen zweiten Teil ihres Programms der Herausarbeitung von Übergangsmaßnahmen widmet, kann nicht genügend unterstrichen werden. Wird es doch gerade jetzt wieder von den schulpolitischen Vorkämpfern der Unabhängigen, die im »Verband sozialistischer Lehrer« tonangebend sind und sich in dem »Sozialistischen Erzieher« ein eigenes, wenn auch inhaltlich wie äußerlich bescheidenes Organ geschaffen haben, als letzte Weisheit hinausposaunt, daß auch im kulturellen Leben unseres Volkes alles Heil nur im Zertrümmern, im Vernichten des Alten läge, und daß jede Mitarbeit an »Reformen« grundsätzlich abzulehnen sei.

Der Entwurf zum Schulprogramm zeigt, daß man auch von seiten der U. S. P. durchaus die Notwendigkeit einer allmählichen Überführung unseres Erziehungswesens in eine höhere und bessere Form anerkennt, daß man auch hier nicht erst das Chaos und das Nichts schaffen kann und will, um dann den Neubau zu beginnen. Wenigstens ist diese — unseres Erachtens selbstverständliche — Erkenntnis denjenigen schulpolitischen auch innerhalb der U. S. P. gekommen, die gezwungen waren, sich ernstlich mit den Problemen der Umgestaltung unseres Bildungswesens und der Möglichkeit ihrer praktischen Durchführung zu beschäftigen — was man leider nicht von allen behaupten kann, die sich heute berufen fühlen, sozialistische oder kommunistische Erziehungsideale aufzustellen.

In dem vorliegenden Entwurf ist das sozialistische Bildungsideal in zehn Leitsätze zu fassen versucht worden, die an die Spitze des ganzen Programms gestellt sind. Man kann nicht sagen, daß die gefundene Formulierung besonders glücklich sei. Nach einer Verurteilung der bisherigen Ständes-erziehung, die sich an die Mannheimer Thesen anlehnt, folgt die Feststellung des Zieles mit folgenden Worten:

»Das Ziel sozialistischen Erziehungswesens ist die Befreiung der Gesamtheit des Proletariats aus geistiger Bevormundung und Unterdrückung, nicht der Aufstieg einzelner begabter Proletariatskinder. Die Befreiung aus geistiger Entmündigung kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst und ihrer Kampforgane sein.«

Die Befreiung des Proletariats kann doch nur ein vorläufiges Ziel sein, das Programm will aber das Endziel weisen, und dieses setzt das befreite Proletariat voraus. Weit glücklicher scheint uns da die vom Hauptauschuß der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer vorgeschlagene Formulierung: »Das Ziel ... ist die Heranbildung von Persönlichkeiten, die durch persönliche und berufliche Tüchtigkeit und durch soziale Gesinnung wertvolle Glieder der sozialistischen Gesellschaft sein können.« (Vergl. »Der freie Lehrer«, 1920, Nr. 20.)

Sehr ungünstig placiert ist — selbst vom Standpunkt der U. S. V. aus — die unmittelbar darauf folgende Darlegung, in welcher Weise das Räte-system in den Verwaltungsorganismus der Schule einzugliedern sei. Man sieht hier deutlich, welche Gefahren es für die Formulierung von Programmen mit sich bringt, wenn man die gerade im Augenblick besonders umkämpften Fragen nicht scharf von den wesentlichen, zeitlosen Problemen scheidet. Gewiß mußte auch ein sozialdemokratisches Schulprogramm gerade jetzt zur Frage der Eltern-, Lehrer- und Schülerräte Stellung nehmen; aber die Antwort hierauf gehört in den aktionsprogrammativen Teil, weil es sich hier um vorläufige Lösungen handelt, die an und für sich nicht unbedingt mit der Einordnung des Schulwesens in eine sozialistische Gesellschaft verknüpft sind.

Der zweite Teil der Leitsätze stellt dann die Gedanken der Arbeitsschule und der Erziehung zur Solidarität heraus, um mit der Ablehnung des Schulgeldes und der Lehrerbesoldung zu schließen. Wie schon oben erwähnt, ist gerade die Ausführung des Arbeitsschulgedankens allzu skizzenhaft und unklar; sie unterscheidet sich von früheren programmatischen Formulierungen nur durch die Einführung des Begriffs der »gesellschaftlich notwendigen« Arbeit:

»Sozialistische Bildung und Erziehung erfolgt in arbeitender Gemeinschaft, durch arbeitende Gemeinschaft und für arbeitende Gemeinschaft. Sie setzt an Stelle des Lernens und der einseitigen intellektuellen Ausbildung die allseitige Erziehung durch gesellschaftlich nutzbare Arbeit...«

Uns will scheinen, als sei die neue gefundene Formulierung genau ebenso einseitig wie die abgelehnte rein intellektuelle Ausbildung. Soll auf intellektuelle Ausbildung wirklich verzichtet werden? Kann man, um nur ein Beispiel herauszugreifen, eine Fremdsprache durch »gesellschaftlich notwendige Arbeit« erlernen? Es zeigt sich hier, wie gefährlich die rein theoretische Überspannung eines an sich wertvollen Gedankens ohne genügende Durchdenkung aller praktischen Möglichkeiten werden kann. Nicht an Stelle,

sondern neben die intellektuelle Ausbildung setzen wir die Erziehung durch Arbeit, und darüber hinaus wollen wir auch die intellektuelle Ausbildung nach Möglichkeit auf das Arbeitsprinzip gründen, Kenntnisse und Fertigkeiten erarbeiten lassen — das ist aber keine gesellschaftlich notwendige Arbeit in dem hier konstruierten Gegensatz zur intellektuellen Erziehungsarbeit, gesellschaftlich notwendig allerdings in demselben Sinne, wie alle Erziehungsarbeit an sich und an anderen für die Gesellschaft, auch für die sozialistische notwendig ist. Viel glücklicher ist daher die im folgenden, siebten Leitsatz gefundene Formulierung, der wir uns rückhaltlos anschließen können:

»Die Lernschule des Klassenstaats wird zur Arbeitsschule. Sie erwirbt diese Eigenschaft nicht nur insofern, als Werkunterricht Lehrfach wird, sondern auch, indem methodisch alle Bildung in freier Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden erarbeitet wird.«

Den vorangestellten »Leitsätzen« folgt als zweiter Teil ein »Vorschlag für den allgemeinen Aufbau«. Hier vermißt man am fühlbarsten eine klare Beantwortung der Frage, für welchen Zeitpunkt das entworfene System eines sozialistischen Aufbaus des Erziehungswesens Geltung haben soll. Wenn man bedenkt, daß der dritte Teil sehr ausführliche »Übergangsmaßnahmen« bringt, deren Erfüllung noch Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß der im zweiten Teil gegebene »Vorschlag für den Aufbau« das endgültige Ziel, eine programmatische Verkündung der Form und des Inhalts der Schule in einer klassenlosen, sozialistischen Gesellschaft darstellen soll. Auch wenn man sich über den Zeitpunkt, in dem die restlose Aufhebung der Klassen und die Schaffung einer wirklich sozialistischen Gesellschaftsform erreicht sein wird, denselben Illusionen hingibt wie manche Kommunisten (und vielleicht auch die Schöpfer dieses Schulprogramms), so kann man doch einer solchen theoretischen, bis ins einzelne ausgearbeiteten Konstruktion eines Schulaufbaus im sozialistischen Staate nur bedingten Wert zusprechen. Es gilt hierüber das Urteil, das Kautsky im Anschluß an Bebel's »Frau und der Sozialismus« fällt: »Je nach der Verschiedenheit der ökonomischen Einsicht, der Lebenslage, des Temperaments, der Phantasie, der Bekanntschaft mit anderen, nichtkapitalistischen, namentlich kommunistischen Gesellschaftsformen« sind die mannigfachsten Anschauungen möglich.

Es ist also zum mindesten dringend erforderlich, daß alles mehr zufällige Beiwerk, alle auf Gegenwartsaufgaben eingestellte Einzelheiten aus solch einem Zukunftsplan grundsätzlich ausgeschaltet werden. Ob wir in der Zukunftsschule noch mit Projektionsapparaten und Rechenschleibern arbeiten werden, oder ob die Entwicklung dann schon über diese heute gewiß wertvollen Hilfsmittel hinausgeschritten sein wird, wissen wir nicht. Es ist auch für das Wesen einer sozialistischen Erziehungsgemeinschaft bedeutungslos. Auch über den Aufbau einer nach dem Räte-system durchgeführten Selbstverwaltung im Schulwesen können wir heute das letzte Wort noch nicht sprechen.

Mit diesen Einschränkungen kann man dem im Entwurf entwickelten Plan einer wirklichen Einheitschule in seinen großen Umrissen zustimmen. Es wird mit Recht darauf hingewiesen, daß die Erziehungsmaßnahmen schon mit dem werdenden Kinde beginnen müssen, und daß daher Schwangeren-

heime, Säuglingshilfsstellen und Kinderheime für Zwei- bis Vierjährige die Grundlage des Aufbaus eines sozialistischen Erziehungswesens bilden. Weiter wird — in Übereinstimmung mit der überwiegenden Mehrzahl aller sozialdemokratischen Schulreformer — ein obligatorischer Kindergarten vom 5. bis 7. Lebensjahr gefordert. Es ist nur nicht klar genug hervorgehoben, daß dieser sogenannte Kindergarten als ein integrierender Bestandteil der Einheitschule selbst zu betrachten ist, und daß der so häufig konstruierte Gegensatz zwischen Kindergarten und Schule in dem Augenblick hinfällig wird, wo an die Stelle der Lernschule eine wirkliche Arbeitsschule getreten ist; denn von da an sind die »Unterrichtsmethoden«, wenn das Wort überhaupt noch erlaubt ist, in beiden nicht mehr grundsätzlich verschieden.

Der Schulaufbau selbst sieht eine zweistufige Grundschule vom 8. bis zum 16. Lebensjahr vor. Für die Unterstufe (bis zum 14. Lebensjahr) wird methodisch unter anderem gefordert:

»Erfass des Klassenunterrichts durch Arbeitsgemeinschaften. Ausbildung von Auge, Ohr und Hand zu sicherem, deutlichem und gegenständlichem Anschauen und Formen, zu vielseitigen, schaffensfreudigen Fertigkeiten, zu kunstsinntem Erfassen und zu eigenschöpferischer Betätigung.«

Für die Oberstufe der Grundschule im 15. und 16. Lebensjahr wird die aus den schulreformerischen Debatten der letzten Jahre bekannte Teilung des Unterrichts in einen pflichtmäßigen Minimalunterricht und nebenherlaufende Sonderkurse vorgeschlagen. Wir glauben, daß die Ersetzung des Klassensystems durch das Prinzip der Arbeitsgemeinschaften auch schon auf früheren Stufen von selbst zu einer solchen Scheidung führen wird. Den Schülern mit einer ausgesprochenen Sonderbegabung kann man nur durch die Beteiligung an solchen Sonderkursen eine volle Entfaltung ihrer Fähigkeiten ermöglichen. Welche Fächer man bis zum 16. Lebensjahr für alle als pflichtmäßig ansehen will, hängt sehr von der persönlichen Einstellung des einzelnen ab. Hierüber wird eine Einigung nicht zu erzielen sein, denn auch die hier von einer verschiedenartig zusammengesetzten Kommission vorgeschlagene Auslese kann nicht als irgendwie allgemeingültig angesprochen werden. Der Gesamtunterricht sollte nach diesem Vorschlag umfassen: Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache, Sprachentwicklung, Literatur, Geschichte, Gemeinschafts- und Produktionskunde. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum etwa der einseitig technisch Begabte sich mit Sprachgeschichte herumquälen soll, warum man für ihn einen Unterricht in der Literatur für wichtiger und notwendiger hält als etwa in Kunstgeschichte oder Musik. Man sieht, wie hier der angeblich zum alten Eisen geworfene Begriff der »allgemeinen Bildung« wieder fröhliche Urständ feiert und wie auch der, der sich in seinen Zukunftsplänen von allen »Voraussetzungen« mit einem kraftvollen Ruck emanzipiert zu haben glaubt, schließlich doch nicht verleugnen kann, daß er eben ein Kind seiner Zeit ist. Wir sehen darin durchaus keinen Fehler, und jeder wirkliche Sozialist sollte ja eigentlich wissen, daß er in seinen Anschauungen nun einmal geschichtlich gebunden ist — aber eben darum sollte man sich bei der Aufstellung des Ziels mit ganz allgemeinen Richtlinien begnügen und detaillierte Programme nur auf kurze Sicht entwerfen.

Den weitaus wertvollsten Teil dieses Programm entwurfs bilden daher die am Schluß vorgeschlagenen »Übergangsmaßnahmen«, von denen schon

wiederholt die Rede war. Es ist natürlich nicht zu vermeiden, daß gerade hier der eigentliche Parteistandpunkt am deutlichsten hervortritt, und daß die mehr oder weniger klare Erkenntnis der Schranken, die unserer Reformarbeit zurzeit gesetzt sind, Maß und Form der Forderungen richtunggebend beeinflusst. Die wichtigsten äußeren Schranken sind durch die Reichsverfassung und die wirtschaftliche Notlage gegeben, im Innern hat jede Reform mit der Tatsache der reaktionären Einstellung der großen Masse der Lehrer an allen Schulen zu rechnen. Es ist charakteristisch — und war kaum anders zu erwarten —, daß der Programmentwurf der U. S. P. über solche politischen oder geschichtlichen Verbundenheiten stillschweigend hinweggeht. Vom Standpunkt der Sozialdemokratie aus gliedert sich der aktionsprogramatische Teil ganz von selbst erstens in Forderungen, die im Rahmen der geltenden Verfassung zu erfüllen sind, zweitens Forderungen, die sich auf die Neugestaltung einzelner Verfassungsartikel beziehen. Außerdem müßte klar unterschieden werden zwischen Reformen, die trotz der wirtschaftlichen Notlage sofort in Angriff genommen werden können und müssen, und Reformen, die darüber hinaus als dringlich anerkannt werden.

Von alledem enthält der Programmentwurf der U. S. P. nichts, dagegen sucht er den Schwierigkeiten, die durch die reaktionäre Einstellung der Lehrerschaft gegeben sind, durch eine Reihe beachtenswerter Vorschläge zu begegnen. Wenig oder gar nichts können wir uns allerdings von der im ersten Punkt der Übergangsmaßnahmen geforderten Einsetzung von Erziehungsräten mit Kontrollbefugnissen versprechen. Die Erfahrungen mit den kommunalen Arbeiterräten und ähnlichen Institutionen haben gezeigt, daß die Kontrolltätigkeit bei einem reaktionären Verwaltungsapparat durchaus nicht den darauf gesetzten Erwartungen zu entsprechen pflegt. Unsere Aufgabe ist also nicht in einer Schaffung von solchen Kontrollinstanzen zu suchen, sondern in einer wirklichen Demokratisierung aller Zweige der Schulverwaltung.

Weit wichtiger für die Überwindung der gekennzeichneten inneren Schwierigkeiten ist die sofortige Reform der Lehrerbildung selbst. Die geforderten Sonderkurse zur Ausbildung für den Arbeits- und Gemeinschaftsunterricht, die Heranziehung von geeigneten Personen aus allen Berufen, von Müttern sowie von solchen Erziehern, die früher wegen ihrer politischen oder religiösen Stellung abseits bleiben mußten, würde zweifellos schon in der Übergangszeit einiges bessern.

In der augenblicklich am heißesten umstrittenen Frage der religiösen Unterweisung macht sich der Entwurf die Aufgabe etwas gar zu leicht, indem er — wohlgerne als Übergangsmaßnahme! — unter Punkt 5 »völlige Trennung von Kirche und Schule« und weiter unter den dringenden Reformen der Volksschule »Abschaffung des Religionsunterrichts«, »Beseitigung der religiösen Beeinflussung in den übrigen Lehrgegenständen« ganz apodiktisch fordert. Die Verfasser des Entwurfs waren sich natürlich genau so wie wir darüber klar, daß es sich hier um ein Ziel, aber um keine Übergangsmaßnahme handelt und daß einer solchen kategorischen Formulierung nur agitatorischer Wert zukommen kann. Das Ziel ist für jeden Sozialdemokraten selbstverständlich, aber gerade die nächsten Möglichkeiten, die besten Wege dahin sind außerordentlich lebhaft umstritten. Umstritten ist sogar die Frage, ob wir die Einrichtung von möglichst zahlreichen Welt-

anschauungsschulen unseres Geistes fördern sollen oder ob dadurch die Gefahr einer Abkapselung der Bewegung heraufbeschworen wird, ob man sich also für die Übergangszeit nicht mit der allgemeinen Durchführung von Simultan-schulen begnügen solle. Große Meinungsverschiedenheiten herrschen außerdem darüber, ob in der Übergangszeit ein besonderer Ersatz für den Religionsunterricht (Religionskunde? Lebenskunde? Moralunterricht?) wünschenswert oder gar erforderlich ist. Diese Fragen verlangen eine klare Antwort — sie wird in dem Programmmentwurf der U. S. P. nirgends gegeben, obgleich er sich in fast fünf Seiten über Übergangsmaßnahmen verbreitet.

Ebenso summarisch wie die Weltanschauungsfrage wird die Reform des höheren Schulwesens erledigt. In Punkt 7 wird unter anderem gefordert: »Sofortiger Abbau der höheren Schulen. . . Jeder neu Schulpflichtige tritt in die Grundschule (Volkschule) ein und wird von dort in die Berufsschule geleitet.« Die Frage der Reform, der Einführung der Lehrplanfreiheit, des Kursystems statt des starren Klassenzwanges, die Notwendigkeit von Versuchsschulen — all das wird in diesem Zusammenhang nicht einmal gestreift. Die darin liegende Inkonzsequenz und Hilflosigkeit erkennt man am besten, wenn man daneben etwa Forderungen liest wie: »Reform der Prüfungen bis zu ihrer Ablösung.« Wenn die Prüfungen in der Übergangszeit reformiert werden können und sollen, so müßte dies doch auch in Aufbau, Lehrplan und Methode der höheren Schulen überhaupt möglich sein. Mit der radikalen Geste ist weder unseren Schulen noch den Kindern unserer Volksgenossen, die sich durch sie hindurchquälen, noch denen, die von ihnen ausgeschlossen sind, gedient. Wenn irgendwo schnelle Übergangsmaßnahmen erforderlich sind, so gerade bei unseren höheren Schulen, deren Entwicklung auf dem toten Punkt angekommen ist und die sich nur durch tiefgreifende Reformen in das Erziehungswesen des neuen Staates eingliedern lassen.

Neben diesen allzu radikal und darum allzu oberflächlich erledigten Kardinalpunkten der Gegenwartsreform enthält der Programmmentwurf eine große Zahl von Einzelforderungen, die wir uns ohne weiteres zu eigen machen können und die auch in der augenblicklichen Zwangslage unseres Staatswesens verwirklicht werden können. Sie im einzelnen hier aufzuzählen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum.

Es kam uns ja in erster Linie darauf an, in einer kritischen Würdigung dieses neuen Programmmentwurfs die Frage zu überprüfen, wieweit wir in ihm etwa eine geeignete Grundlage für das Schulprogramm unserer Partei zu sehen hätten. Auch bei dieser Betrachtung ergibt sich wieder die nun wohl satfam bekannte Tatsache, daß die allgemein-politische — wenn man will die parteipolitische — Einstellung des einzelnen doch auch auf jenen Gebieten, die man so gern als die gemeinsamen bezeichnet, eine sehr ausschlaggebende Rolle spielt und zu einer verschiedenartigen Beantwortung namentlich der Gegenwartsfragen, zum Teil aber auch der Zukunftsprobleme führt. Der Schulprogrammmentwurf der U. S. P. ist als Ganzes nicht geeignet, die Grundlage für unser eigenes Kulturprogramm zu bilden. Wir haben in ihm aber eine wertvolle Vorarbeit für unsere Aufgabe, die uns manchen Umweg ersparen dürfte, wenn wir ihn mit dem nötigen kritischen Sinn zu lesen verstehen.

Warum hungert Deutschland?

Von Kurt Heinig (Berlin)

I

Deutschland ist von seinen Kriegsschreibern volks- und ernährungswirtschaftlich völlig unvorbereitet in den Weltkrieg hineingeführt worden. Es ist schwer zu sagen, ob die Militärmaschine in anderen Ländern besser auf den Krieg eingerichtet war; festgehalten aber muß werden, daß für kein anderes Land in Europa die Frage so brennend war wie bei uns. Der erste Grund zur Erklärung dieser Tatsache liegt darin, daß die »kriegsmäßige« Schulung des deutschen Generalstabs eine wirtschaftliche Not Deutschlands im Ernstfall nicht vorsah und nicht für möglich oder wenigstens nicht für wahrscheinlich hielt. Das militärische Wissen war darin völlig in der Vergangenheit und deren Erfahrungen befangen. Alle die Kriege, auf die im Kriegsschulbetrieb und bei den Kriegsvorbereitungen des Großen Generalstabs zurückgegriffen wurde, kannten das Problem der Ernährung eines ganzen kriegsführenden Volkes nicht. Bernhardi spricht in seinem Buche »Deutschland und der nächste Krieg« (1913, 6. Auflage) von der wirtschaftlichen Vorbereitung nur ganz nebenher und meint, daß die großen deutschen Handelshäuser die Sache schon machen würden, zumal wenn »der Überschuß unserer Industrieerzeugnisse« während eines Krieges weiter ausgeführt werde! Man muß die Ernährungsmethode der preussischen Heere im Kriege mit Österreich 1866 und im Kampfe mit Frankreich 1870/71 studieren, um zu begreifen, wie weitab die militärische Erkenntnis der kommenden Kriege von den tatsächlich eingetretenen Ereignissen geblieben ist. Die vernichtende Niederlage des deutschen Militarismus liegt freilich weniger darin, daß er während des Krieges mit den Organisationsleistungen zweier Staaten, die angeblich gar nichts vom Militärwesen verstanden — England und Amerika —, nicht mehr mitkam; viel größer ist seine Schuld insofern, als die in Deutschland für ihn Verantwortlichen geglaubt haben, daß im Zeitalter der vollendeten Weltwirtschaft die Konflikte, wenn man sie kriegerisch zu lösen unternimmt, rein militärisch zu Ende gebracht werden können. Die Grundfrage jedes kommenden europäischen Krieges war den Verantwortlichen außerhalb ihres Erkenntnisbereiches geblieben: der Zusammenhang zwischen Volksheer und Weltwirtschaft.

Über die Folgen, die die Erhaltung des Volksheers notwendigerweise auslösen mußte, soll hier nicht gesprochen werden. Heute sei nur die Rede von der Weltwirtschaft, in die Deutschland 1914 in bezug auf Warenherstellung und Ernährung verwebt gewesen ist. Es ist nachzuweisen, wie wenig sie damals von den dafür Verantwortlichen in ihrer Wirkung für die Kriegsführung erkannt worden ist. Es muß gezeigt werden, was damals zerrissen wurde; festzuhalten bleibt, daß deswegen Deutschland hungert, und es muß begriffen werden, daß jetzt eine ganz neue Methode der Weltwirtschaft im Entstehen ist, bei der Deutschlands Anteil ganz anderer Art ist als vor dem Krieg. In der Weltwirtschaft ist Deutschland heute ein Passivposten. Durch Versailles sind wir für die Alliierten Lieferanten geworden, die nicht bezahlt zu werden brauchen.

Schon an anderer Stelle (»Die große Ausrede«, Berlin, Verlag Vorwärts) ist von mir darauf hingewiesen worden, daß nichts erkennen läßt, ob die verantwortlichen militärischen Stellen vor dem Kriege sich jemals über-

legt haben, wie weit der Zwei- und Mehrfrontenkrieg — der jahrzehntelang durch ihre größten Leute wie Moltke und Schlieffen gepflegte Kriegsplan — von Deutschland ernährungstechnisch getragen werden konnte. Wie wenig in dieser Hinsicht vorausgedacht war, dafür zwei Beispiele. Falkenhayn schreibt in seinem Buche »Die Oberste Heeresleitung 1914 bis 1916«, daß schon die ersten Kriegsmomente ganz neue Maße für den Bedarf an Material und für dessen Leistungsfähigkeit ergeben hätten. Im Winter 1914/15 mußte im Westheer jeder einzelne Schuß gezählt werden. »Der Ausfall eines einzigen Munitionszugs, der Bruch einer Schiene oder sonst ein blöder Zufall drohte ganze Frontteile wehrlos zu machen!« Damit ist unumwunden ausgesprochen, daß der Krieg nicht einmal kriegstechnisch für die ersten Monate richtig vorausgesehen worden ist. So stand es im August 1914 mit dem militärischen Verständnis für die Grundlage der Kriegsführung Deutschlands. Den Anstoß zur Regelung der Rohstofffrage, zur Aufstellung eines eigentlichen Wirtschaftsprogramms als Grundlage der Kampfmöglichkeit gab erst während des Krieges Rathenau, der Sohn des Vaters der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft.

Und hier das zweite Urteil aus sachmännischem Munde. Auf der Tagung richterlicher Militärjustizbeamter in Brüssel, September 1916, sagte der Präsident der Reichsentschädigungskommission, Geheimrat Dr. Hickmann (Berlin): »Die ersten Monate des Krieges haben uns mit Belgien, Nordfrankreich und Russisch-Polen in den Besitz feindlichen Gebiets gebracht, das sich in bezug auf Handel und Industrie durch besonderen Reichtum auszeichnet. Wir haben dort gewaltige Gütermengen vorgefunden; ich brauche nur die Namen Antwerpen, Gent, Roubaix, Lille und Lodz zu erwähnen. Es ist vielleicht nicht allzu weiten Kreisen bekannt, daß, wenn uns der Anfang des Krieges nicht diesen ungeheuren wirtschaftlichen Erfolg gebracht hätte, wir wahrscheinlich spätestens im Frühjahr 1915 zu einem Frieden um jeden Preis gezwungen gewesen wären, einfach wegen Erschöpfung der unentbehrlichen Güter für die Fortführung des Krieges. Es genügt als einziges Beispiel der Hinweis auf den Salpeter. Die Verbrauchsziffer ist von Monat zu Monat gestiegen; unsere eigenen Vorräte waren dürftig. In Antwerpen und Ostende haben wir glücklicherweise sehr große Mengen vorgefunden. Auch diese waren nahezu verbraucht, als endlich die Fabriken für die Erzeugung künstlichen Salpeters, deren Einrichtung im Monat Oktober 1914 begonnen wurde, den Betrieb aufnehmen konnten. Nicht anders stand es mit vielen anderen Stoffen, für die wir dank der in Feindesland aufgenommenen Vorräte allmählich den Verbrauch den Bedürfnissen und der Dauer des Krieges entsprechend regeln, teilweise auch Ersatz schaffen konnten.«

Falkenhayn kann unter den militärischen Fachleuten als der erste genommen werden, der nach den Ereignissen an der Marne und in Galizien begriff, daß das Kriegsende ganz ins Ungewisse gerückt sei. Näheres darüber ist auf S. 20 und 21 seines schon genannten Buches nachzulesen. Dort spricht er ganz offen aus: »Die Absicht, eine schnelle Entscheidung zu erzwingen, die der deutschen Kriegsführung bisher zugrunde gelegen hatte, war zunichte geworden.«

Professor Hans Delbrück hat erst kürzlich in einem Artikel »Falkenhayn und Ludendorff« (Maiheft 1920 der Preussischen Jahrbücher) aufgezeigt,

wie viel ernster Falkenhayns Erkenntnisse und Einsichten zu nehmen sind als die Ideen, die mit Ludendorff zur Geltung kamen. Nach Falkenhayns Meinung war mit dem Rückschlag an der Marne der ganze deutsche Generalstabsplan, wie er durchstudiert und vorbereitet war, in vollem Umfang erledigt. Mit der Stärkung des feindlichen Kriegswillens und dem »täglich klarer hervortretenden Plan Englands, den Krieg durch Aushungerung und Abnutzung zu gewinnen«, war Deutschland in eine Stellung gedrängt, die seine verantwortlichen Leiter, befangen in veralteten nurmilitärischen Gedankengängen, auch nur als möglich nie durchdacht hatten.

Jetzt galt es, eine neue Art Krieg zu führen, die man noch gar nicht begriffen hatte. Die ganze weitere Kampfsentwicklung zeigt, daß Ludendorff nur ein Bemühen hatte: wieder auf den Boden der Kriegsführung vom Sommer 1914, also ins gelernte Schema, zurückzukommen. Wie kurzfristig das war, zeigt eine Äußerung, die General Gröner in den Preussischen Jahrbüchern im Januar 1920 machte. Dort sagt er unter anderem:

Mehr und mehr erstarrte auch im Osten der Kampf im Stellungskrieg, wenn auch beim Wettlauf des technischen Gedankens wir hoffen durften, dem trägen russischen Geiste den Rang abzulaufen. Doch — der Feldzug schleppte sich hin. Wie lange? Auf diese Frage vermochte niemand eine klare Antwort zu geben. Allerdings gab es in früheren Zeiten dreißig- und siebenjährige Kriege. Bei einem in die Weltwirtschaft tief verstrickten Volke schien dies unmöglich. Einen Anhalt fand man in den Äußerungen englischer Staatsmänner, deren Entschlossenheit für einen langen Krieg nicht anzuzweifeln war. Den militärisch stärksten Feind — die Franzosen — in schneller, vernichtender Operation völlig niederzuwerfen, war misslungen; die Dampfwalze der Russen war wohl aufgehalten, doch ein entscheidender Erfolg gegenüber dem Menschenreichtum des Feindes und der Tiefe seines Raumes nicht zu verzeichnen. England rückte an die Stelle des Hauptfeindes; bei ihm lag die politische und wirtschaftliche Überlegenheit von vornherein. Seine militärische Kraft war England entschlossen, aufs höchste zu steigern.

Zusammengefaßt heißt das, daß Deutschland gezwungen wurde, einen Krieg zu führen, der nicht militärisch, sondern welt- und ernährungswirtschaftlich zu schlagen war.

Es darf bei solchen Äußerungen Falkenhayns und Gröners nicht vergessen werden, daß es sich um nach dem Kriege niedergeschriebene Erkenntnisse handelt. Fraglich ist, ob im Herbst 1914 den jetzt so Urteilenden die Lage ebenso klar vor Augen stand wie heute. Deswegen ist viel lehrreicher, was uns die Fachleute damals über die Gefahr der Aushungerung Deutschlands, über die Möglichkeit eines Zusammenbruchs seiner Wirtschaft, nachdem ihm ein Handelsnerv nach dem anderen abgeschnitten wurde, zu sagen hatten.

Der Verlag Georg Müller (München) gab in den ersten Kriegsmonaten ein Buch heraus: »Der Krieg, Wirtschaftliches, Statistisches, Technisches«, das wegen seiner allgemeinen Unterlagen durchaus Beachtung zu finden verdient. In dem Abschnitt »Volksernährung und Krieg« heißt es dort:

Man hat nun, nachdem wir uns auch mit England im Kriege befinden, mit einer gewissen Sorge gefragt, ob die große Seemacht uns nicht alle überseeische Zufuhr abschneiden und uns aushungern könnte. Aber alle Befürchtungen dieser Art waren und sind grundlos. Wir sind auf eine Zufuhr in vieler Beziehung von vornherein gar nicht angewiesen. Unsere Ernten waren, im ganzen genommen, sehr günstig. In Roggen decken wir nicht nur den eigenen Bedarf, wir konnten auch in den letzten

Jahren steigende Mengen an das Ausland abgeben. Das Ausfuhrverbot erhält uns nun diese Mengen. Anders ist es bei Weizen... Da aber... Einfuhr von überseeischem Weizen durch die Aufhebung der Zölle, durch Tarifiermäßigungen und andere Einfuhrungsmaßnahmen der Regierung sehr erleichtert ist, schwinden die Befürchtungen, daß wir nicht genügend Ware bekommen könnten. Die Vereinigten Staaten von Amerika können anfangs (gleich nach Kriegsausbruch, D. V.) kein Getreide für uns und Österreich verladen, und die bedeutenden Mengen, die dort für die Ausfuhr bestimmt sind, bleiben an den Stapelplätzen liegen. Aber es fragt sich auch, ob Amerika für Verschiffungen nach England und Frankreich nicht das Kriegsrisiko für zu hoch hält und ob nicht auch der Verkehr nach dort stark eingeschränkt werden wird. ... Wir brauchen also, falls uns jede Einfuhr abgeschnitten würde, nur mehr Roggenmehl zu verbucken, um mit unserem Weizenvorrat zu reichen: es wäre demnach die Erzeugung von Weizenbrot zu beschränken.

... So hieß es zum Beispiel, der Ausfall an russischen Schweinen wäre bedeutend, aber was wollen diese 130 000 Stück heißen gegen den Bestand von 25 Millionen Schweinen, die die Zählung am 2. Juni 1914 in Deutschland ergab. Es ist eine Fülle von Auf- wie von Schlachtvieh vorhanden, und die anfangs in die Höhe gegangenen Preise haben sich rasch wieder auf ein ganz normales Maß gesetzt. Angenommen aber, wir kämen mit unseren eigenen großen Viehbeständen nicht aus, so hätten wir in den neutralen Staaten des Nordens, Dänemark und Schweden, in Holland und Italien tüchtige und schnelle Lieferanten... Auch alle Molkeerzeugnisse wie Milch, Butter und Käse sind so reich vorhanden, daß man von einem Überfluß sprechen darf. Milch und Butter geben im Preise beträchtlich nach, und in Käsereien und Käsehandlungen sammelten sich so große Lager an, daß in den Kreisen dieses Gewerbes die schwersten Bedenken wegen der wirtschaftlichen Lage zahlreicher Betriebe entstanden. Die Hoffnung Englands, uns aushungern zu können, ist also eine leere und eine der zahlreichen falschen Berechnungen, die ihm unterlaufen sind. Selbst bei längerer Dauer dieses großen Krieges sind wir in der Lage, uns aus eigenen Mitteln zu ernähren, wenn wir nur mit ihnen haushalten. ... Aber selbst wenn wir nur etwas zurückhaltend und besonnen mit den zur Verfügung stehenden reichen Vorräten umgehen, werden wir ungefährdet den Krieg, auch wenn er länger währt, als wir hoffen und wünschen, überstehen.

Niederschmetternder kann eine Weisheit, die mit fachmännischer Sicherheit vorgebracht wird, durch die Tatsachen nicht widerlegt werden, als es mit diesen Behauptungen vom deutschen Ernährungsüberfluß geschah.

Lehmann, der Präsident der Bremer Handelskammer, also kein Beliebiger, sondern ein Fachmann, zum mindesten ein guter Kenner der internationalen Handelsbeziehungen, meinte in einer weit bekannt gewordenen Denkschrift, daß die erste wirtschaftliche Hauptlast des Weltkrieges bei den — Neutralen liege. Er glaubte an einen enormen Druck der sich in den verschiedenen überseeischen Hafenplätzen anhäufenden Rohprodukte! Die überseeische Ernte an Getreide und Hülsenfrüchten, an Baumwolle, die Schur der Schafwolle und der Hauptimport anderer Agrarprodukte falle ja gerade in die Monate September bis März. Diese Produkte würden in normalen Zeiten alljährlich zum größten Teil in der Zeit vom September bis März von den überseeischen Verladeplätzen nach Europa auf den Weg gebracht. Sie hätten immer dazu gedient, die Schulden der überseeischen Länder in Europa zu bezahlen und gleichzeitig für die Importe nach drüben, also der Fabrikate und Halbfabrikate, einen Gegenwert zu schaffen. Das

Ansameln dieser Rohprodukte in überseeischen Handelsplätzen und das Aufhören der Kaufkraft Deutschlands wie der mit in den Krieg verwickelten kontinentalen Mächte Österreich, Frankreich, Belgien, Rußland würden drüben einen rapiden Preissturz der meisten Rohprodukte bewirken. So hätten schon die amerikanischen Zeitungen bereits Mitte September gemeldet, daß die Preise scharf nach unten neigten. Mangels Verlademöglichkeit beginne die Baumwolle in den Ausfuhrhäfen schon zu Beginn der Saison sich zu drängen, und werde in absehbarer Zeit nicht überall in gedeckten Lagern unterzubringen sein. Die Wollverladungen von Australien bis Ende August seien um die Hälfte kleiner als im Vorjahr, dabei beginne erst die Schur. Unter normalen Verhältnissen würden drüben von Deutschland, Österreich, Frankreich, Belgien in den lokalen Märkten zusammen über 60 Prozent der Wolle gekauft, während nun nicht ein Ballen berührt werde. Ähnlich liege es in Argentinien. Die Preise für Wolle würden auf einen noch nie dagewesenen Tiefstand zurückgehen, ohne daß damit die Möglichkeit gegeben werde, hierzu die Wollen zu realisieren. Die in London pro Ende September abzuhaltende übliche Wollauktion, welche nur zirka 100 000 Ballen umfasse, habe auf Anfang Oktober verschoben werden müssen. Selbst dann auch frügen die übriggebliebenen Käufer der englischen Textilindustrie in Bradford Bedenken gegen die Abhaltung der Auktion, da es an Käufern vom Kontinent fehle und sie einen enormen Preissturz erwarteten. Fast die gesamte große Erzaußfuhr Australiens gehe für deutsche Rechnung und hätte im letzten Jahre zirka 81 760 000 Mark betragen. Salpeter werde doch in der Hauptsache nach Deutschland ausgeführt, auch dieser Markt sei durch England gänzlich gesperrt. Inzwischen würden die deutschen, schwefelsauren Ammoniak und anderen Stickstoff produzierenden Fabriken wie ebenso die norwegischen und schwedischen Luftstickstoffproduzenten dafür sorgen, daß der deutsche Markt sich von Chilesalpeter entwöhne.

Ich habe Lehmanns Ausführungen deshalb so ausführlich wiedergegeben, weil sie zeigen, was große deutsche Kaufleute und Fachmänner in der ersten Zeit des Krieges sich und anderen vorzumachen fähig waren. Man muß annehmen, daß Lehmanns Denkschrift im besonderen für das neutrale Ausland bestimmt gewesen ist. Sie muß bei unseren neutralen Nachbarn und in den überseeischen Gebieten geradezu verheerend gewirkt haben. Was sie behauptete, ist aber damals allgemein herrschender — um es vorsichtig auszudrücken — Glaube gewesen, der fast alle Praktiker und Fachleute beherrschte. Schrieb doch auch zum Beispiel Professor Adolf Wagner in jenen Tagen in einer gegen England gerichteten Flugschrift:

Und überhaupt das britische Weltreich wie das russische europäisch-asiatische Riesenreich zeigen beide Symptome des politischen Kolosses auf tönernen Füßen genug. Das gibt nicht nur Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern vielen anderen Völkern und Ländern Europas und der übrigen Welt einen günstigeren Ausblick in die Zukunft. Dann können freilich auch volks- und weltwirtschaftliche Folgen eintreten, welche die Welt uns Deutschen vor allem verdankt. Die Briten werden dann aber erst fühlen, welche Verminderung ihrer wirtschaftlichen Vormachtstellung nicht erst die deutsche Konkurrenz in der Friedenszeit bewirkt hat, sondern in wie noch viel größerem Maße sie dieselbe der deutschen Kriegsarbeit zu Land und zu Wasser zu verdanken haben.

(Eckhart folgt)

Religiöse Täuschungen

Von Bruno Sommer

Im Jahre 1902 begann Friedrich Delitzsch, der Direktor des babylonisch-assyrischen Museums zu Berlin, seine Vorträge über »Babel und Bibel«. Er wandte sich dagegen, daß die der altbabylonischen Götterlegende entstammenden biblischen Schöpfungs- und sonstigen Urgeschichten noch den Kindern in der Schule als geoffenbarte göttliche Wahrheiten vorgetragen würden — ein Verlangen, dem jeder Vernünftige zustimmen konnte. So kam damals Delitzsch zuerst in den Ruf eines »Aufklärers«, bis sich herausstellte, daß seine Bestrebungen nur von einer alldeutsch-antisemitischen Gesinnung getragen waren. Aber der konsequente Antisemitismus ist auch antichristlich, wie aus der »arischen« Wodans- und Swastika-begeisterung der Alldeutschen ersichtlich, und deshalb wandte sich »Majestät« dagegen, insbesondere weil Delitzsch die Offenbarung leugnete. Der Gelehrte wurde nach und nach still, legte seinen Groll aber in einem Manuskript nieder, das gewiß bestimmt war, erst nach seinem Ableben veröffentlicht zu werden, wo ihm kein »kaiserlicher Herr« mehr dazwischenreden konnte. Die durch die Revolution des Jahres 1918 herbeigeführte Änderung der Verhältnisse gestattete es jedoch, die Schrift noch zu Lebzeiten beider Hauptpersonen zu veröffentlichen. Der Autor nannte sie »Die große Täuschung«.¹ In dieser Schrift macht Delitzsch nun, von keinem kaiserlichen Herrn gehindert, aus seinem Herzen keine Mördergrube mehr und gibt seinem Antijudaismus weit energischer als früher freiesten Ausdruck. Er spricht — ganz zweifellos mit vollem Recht — von dem mit dem Namen Moses getriebenen Unfug, dazu angetan, den leichtgläubigen Bibelleser in größte Täuschung und beispiellose Verwirrung zu verstricken; von einem Knäuel wahrheitswidriger Geschichtsüberlieferungen und skrupelloser (historischer) Verschiebungen und Fälschungen. Alles ganz richtig, wenn auch Herr Delitzsch, gleich vielen anderen, das nicht bereits seit mehr als dreißig Jahren wußte, bisher aber verschwiegen hätte.

Wie er im Nachwort zu dem erwähnten Buche sagt, will er zur Veröffentlichung desselben im gegenwärtigen Augenblick veranlaßt sein erstens durch den »Pro-Palästina«-Aufruf, den neben Bürgerlichen auch die drei Sozialdemokraten Ballod, Cohen (Neuß) und Noske unterzeichnet haben und der dafür wirkt, den Juden oder doch dem ärmeren Teil derselben in Palästina eine nationale Heimstätte zu geben; zweitens, weil der »Volkskraftbund« auch ihn aufgefordert hat, sich zur Judenfrage zu äußern.

Da die Judenfrage eine religiöse Frage ist, die nur künstlich zu einer »nationalen« Frage gemacht ist,² verstehen wir die Teilnahme von Sozialisten an der zionistischen Utopie nicht, aber Delitzschs Art, ihr entgegenzutreten, können wir noch weniger billigen, weil sie aller Konsequenz ent-

¹ Die große Täuschung. Kritische Betrachtungen zu den alttestamentlichen Berichten über Israels Eindringen in Kanaan, die Gottesoffenbarung von Sinai und die Wirksamkeit der Propheten. Stuttgart und Berlin 1920, Deutsche Verlagsanstalt. 150 Seiten. Preis kartoniert 10 Mark.

² Da das Judentum jahrhundertlang eine propagandistische Religion war, sind seine Anhänger weder sämtlich Nachkommen der Einwohner Palästinas noch überhaupt »Semiten«. Nach neueren Forschern herrscht bei ihnen sogar der kleinasiatisch-hebräische, also ein unsemitischer Typus vor.

behrf. Denn die Bibel alten Testaments ist, wie alle »heiligen« Schriften, nicht Volks-, sondern Priesterwerk, und das Festhalten an ihr ist nicht anders zu beurteilen als das Festhalten der Christen am Neuen Testament, das ganz ähnliche »Täuschungen« enthält und verbreitet wie das Alte. Auf diesem Gebiet kann nur die wirtschaftliche Entwicklung in Verbindung mit wissenschaftlicher Belehrung Wandel schaffen, nicht Gehässigkeit, die den Gläubigen des Alten Testaments unmoralische Dichtungen noch heute anrechnen will. Mit gleichem Rechte könnte man allen »Christen« die Phantasien der Offenbarung Johannis anrechnen. Und verteidigt denn nicht heute noch die überwiegende Mehrheit der Christen jene alten »herrlichen« Geschichten — nicht durch den Druck der Juden, sondern infolge der »Belehrung« durch die eigene Priesterschaft?

Der Titel der Schrift bezieht sich anscheinend auf das Alte Testament als Ganzes; er müßte eigentlich: »Die großen Täuschungen« lauten, denn Delišch behandelt mehrere Täuschungen, nämlich: 1. daß die Bibel als historisches Werk, 2. daß der Judengott Jahu als Weltgott anzusehen und 3. daß jene für das Christentum von irgendwelcher Bedeutung sei, da sie von Anfang bis Ende das Spiegelbild eines engherzigsten und zugleich unwürdigsten Gottesbegriffs ist. Delišch erweist dies nun durch eine Anzahl der unendlich vielen kleinen und mittelgroßen Täuschungen in Legenden und Gesetzen, die die palästiniſchen Priesterschaften (nicht allein die zu Jerusalem, wie Delišch fälschlich meint) teils gesammelt, teils selber erdichtet und in den biblischen Schriften vom sechsten bis zum dritten vorchristlichen Jahrhundert zusammengeſtellt haben. Im Banne des Christentums und insbesondere der »liberalen« Wellhausenschen Theologie kommt er aber über deren beschränkten Gesichtskreis nicht hinaus und bleibt selber in der Halbheit und Unklarheit stecken, die er den etwas weiter rechts stehenden Theologen früher so oft vorgeworfen hat. Insbesondere, weil er die zweckvollen Priesterdichtungen von einem Abrahamzug, Ägyptenauſzug, Moſeszug, einer Richterzeit, einem palästiniſchen Davidsreich und noch vielem anderen noch für gut überlieferte Wahrheiten hält, weil er ferner noch an Moſes, Josua, Samuel, David, Salomo, Elias, Esther und andere sagenhafte Gestalten als Wirklichkeiten glaubt, kommt er niemals über den geschichtlichen Zustand Palästinas und den Unterschied zwischen Israel und Juda ins reine — dem einzigen Schlüssel zum Verständnis des Alten Testaments.* Trotzdem soll der Schrift das Verdienst, die brennende Bibel-Schule-Frage wieder etwas in den Vordergrund gerückt zu haben, nicht abgesprochen werden. Da die Reichsverfassung in der religiösen Frage nur halbe Arbeit gemacht hat, muß das Volk sie selber lösen helfen, und jede Anregung dazu ist zu begrüßen.

Im ersten Kapitel der Schrift »Israel's Eindringen in Kanaan« will Delišch beweisen, daß die Juden nur raubend und erobernd in Palästina eingedrungen seien, daßelbe aber niemals völlig unterworfen und heute kein Recht mehr auf dasselbe hätten (besonders S. 46). Das ist ein schlechtes Argument für eine gute Sache. In der Tat hat vom achten vorchristlichen bis zum zweiten nachchristlichen Jahrhundert (mit etwa siebzigjähriger Pause)

* Näheres hierüber und andere einschlagende Bibelſragen in einer nächstens von mir im Vorwärtsverlag erscheinenden kleinen Schrift »Vom Heidentum zum Eingottglauben«.

ein manchmal kleines, manchmal größeres, manchmal selbständiges, manchmal abhängiges jüdisches Staatswesen in Palästina existiert. Aber es ist zugrunde gegangen, und andere Völker sind in seine einstigen Ländereien eingerückt. Und »fürs Gewesene gibt der Jude nichts«. Wir meinen: Mit demselben Recht, wie die zu Europäern gewordenen Juden heute von den widerstrebenden Arabern Palästina zurückfordern, könnten die zu Franzosen gewordenen Franken jetzt alle germanischen Landstriche zurückfordern, die sie vor der Völkerwanderung besiedelt haben.

Bei dieser Gelegenheit bringt Delitzsch die Wunder und Märchen der Einzugslegende zur Sprache (so die von Sichon, Og, Rachab, Eroberung Jerichos, die Landverteilung an die Stämme usw.), ohne sie jedoch als Ganzes, als mit einigen alten Erinnerungen verbrämte späte Dichtung zu erfassen. Die angeführten Amarnabriefe des vierzehnten vorchristlichen Jahrhunderts beweisen für den alten Einzug gar nichts; so wie sie berichten, ist es in ganz Syrien, ja ganz Babylonien bis auf die neueste Zeit immer zugegangen; immer haben sich Wüstenstämme ins Kulturland eingedrängt. Der Name Chabir (Hebräer) bedeutet doch nur: Beduinen, Nomaden, Wüstenräuber, Araber — und die gibt es dort noch heute.

Gerade die Geschichte der Zerstörung Jerichos (daß es mit der »Palmenstadt« einerlei, ist zweifelhaft), die Delitzsch in die mythische »Josua«zeit setzt, beweist deren späte Entstehung. Die Behauptung, »Jericho höre niemals auf, zu existieren«, wie Delitzsch S. 22, Anmerkung 1 sagt, ist augenscheinlich unrichtig, da man neben der jehigen die Trümmer der alten Stadt und Festung kennt, aber diese wurde wohl erst zur Zeit Nebukadnezars und der Zerstörung Jerusalems 586 vor Christus mitzerstört; demnach ist die Legende im Josuabuch erst nach dieser Zeit entstanden.

Bei dieser Gelegenheit rechnet Delitzsch der Bibel in Nachahmung des alten, durch Lessing bekannt gewordenen Reimarus echt rationalistisch die Länge des Zuges der jüdischen Krieger und sonstige Unmöglichkeiten nach (wie schon vorher die Vermehrung der Israeliten in Ägypten); aber was jenem alten Jupiter erlaubt war, ist einem modernen — Gelehrten nicht mehr erlaubt. Heute gibt es andere Beweise für die Fabelhaftigkeit der Bibelgeschichten. Die Fabeln zu erklären und mittels derselben zur wahren Geschichte vorzudringen, wie es Lippert, Winkler, Jensen und noch anderer getan, dazu nimmt Delitzsch nicht einmal einen Anlauf. Daß zum Beispiel die Geschichte der Gibeoniten in Josua 9 (S. 29) aus der späten Königszeit stammt und nur erklären soll, warum die Stadt Gibeon sich Jerusalem gegenüber eine große Selbständigkeit bewahrt hatte, sozusagen eine »freie Stadt« war, deutet Delitzsch mit keinem Wort an. Und wenn alle Völkerschaften, die der Judengott Jahu dem Josua auszuroffen befiehlt, nicht nur noch »zur Zeit Salomos«, sondern sogar noch zu Esras Zeit (S. 39) fortbestanden, so kommt Delitzsch nicht im Schlafe der Gedanken, daß die Josua- wie die Salomogeschichte etwa erst zur Zeit Esras und Nehemjas gedichtet sein könnten, um deren Unterdrückung der anderen Völker Südpalästinas zu erleichtern und zu rechtfertigen.

Auch den spät den Bibelschriften eingefügten, meist schematischen Jahreszahlen und -angaben (Bestand Judas 480, Israels 240 Jahre, die Perioden von 40 Jahren, die Lebensalter, Siebenzahl usw.), deren Unwert gleichfalls längst festgestellt ist, legt Delitzsch (S. 33, Anmerkung 1; S. 46) noch Wert

bei und sucht danach die Zeit des Auszugs, des Davidsreichs usw. festzustellen, obwohl diese Geschichten ebenso fabelhaft sind wie die der Könige Roms, Siegfrieds und Dietrichs von Bern. Andere Angaben sind lotterig. Daß der »Fluß« (Bach) Ägyptens ein ins Philisterland mündender Wüstenfluß (Wadi) ist, nicht der Nil, erfährt der Leser nicht. Babylonien hatte wohl Kolonien in Assyrien, aber das assyrische Volk ist keine Kolonie Babyloniens (S. 39). Schem bedeutet vielfach nicht »Name«, sondern »Zeichen« (Fetisch, Wappen) usw. Besonders erbittert ist Delišsch auf Judas Gott Jahu (Delišsch schreibt »Jaho«), der die Rachab verraten und lügen läßt; die Ausmordung ganzer Städte und Länder befiehlt; Tausende tötet, die seine Lade nur »neugierig angucken«; der die Herzen seiner Feinde verstockt, nur um sie »mit Recht« ausrotten zu können; der den Juden eingibt, beim Auszug die Ägypter zu bestehlen; der Abraham mit der Schönheit seines Weibes schwindelhaften, aber von Jahu erfolgreich gemachten Handel treiben, Jakob den erschlichenen Vatersegen behalten läßt usw. usw.; der nur ein Gott Judas, nicht aller Menschen sein will und den »Heiden« andere Götter zugewiesen hat.

Das alles führt Delišsch an, ohne irgendwo (S. 47 nur unklar angedeutet) zu sagen, daß wir es hier überall mit überspannten Phantasien von Priestern zu tun haben, die hiermit und mit den Einzugsmärchen das Recht (nach damaligen Begriffen) der aus dem Exil zurückgekehrten Juden, denen das Leben in dem kleinen unfruchtbaren Jerusalem schwer fiel, auf das ganze Land beweisen wollten. Insbesondere aber das Recht der Steuern und Zehnten eintreibenden Priesterschaft. Hierfür ist das »Volk« der Juden, das von den Persern und deren priesterlichen Helfern mit Gewalt unter das Joch des Gesetzes (Stade) und in den Jahudienst hineingetrieben wurde (vergl. Esra- und Nehemjabuch), ebensowenig verantwortlich zu machen wie die Katholiken für die pseudo-isidorischen Dekretalen oder die Protestanten für die Zustimmung Luthers und Melancthons zur Doppelhehe Philipps von Hessen.

Das zweite Kapitel handelt von der angeblichen »Gottesoffenbarung am Sinai« mit ihren unsinnigen, einander widersprechenden Episoden: Gotteserscheinungen, Gesetzestafeln, goldenem Kalb usw., wodurch die jüdische (von den Persern aus politischen Gründen hochgradig beeinflusste) Gesetzgebung aus der Zeit Esras (nebst einigen etwas älteren Gesetzen) in eine sagenhafte (von Delišsch freilich für historisch angesehen), 900 Jahre ältere Mosezeit zurückdatiert wurde. Damit sollte eine Besetzung des Landes Palästina vorbereitet worden sein, die in der erzählten Weise nie erfolgt ist und erfolgen kann. (Wir wissen einfach nicht, wie und wann Juden und Israeliten ins Land gekommen sind, und es ist auch höchst gleichgültig; ihre einigermaßen glaubhafte Geschichte beginnt erst im achten Jahrhundert.) Dieser Legendenkranz ist sicher der größte Schwindel, der jemals in der Weltliteratur vorgekommen ist — er umfaßt aber nicht nur die Gesetzgebungsperiode, sondern die gesamte Geschichte bis weit über Salomo hinaus —, und kein Wort ist stark genug, um ihn gebührend zu verurteilen. Immerhin, die Sache war damals üblich; Babylonier und Assyrer waren auch hier der Juden Lehrmeister. Die babylonische Schöpfungsgeschichte soll genau so das Herrschaftsrecht Marduks über Babylonien, wie die Bibelgeschichte das Recht Jahus über Palästina beweisen.

Die »eigenste Offenbarung«, wie Delißch zur Kaiserzeit die zehn Gebote der Juden noch genannt hatte, kommt jetzt ebenfalls bedeutend schlechter fort. Ihre verschiedenen Fassungen, die Delißch früher so konziliant »übersehen«, spielt er jetzt gegeneinander aus und ereifert sich über ihre unerhörten Widersprüche (S. 67). Auch die »Stiftshütte« bezeichnet Delißch sehr richtig als eine »reine Fiktion«, »mit nackten Worten: eine Geschichtsfälschung«. Aber auch hier zeigt sich die Halbheit von Delißch. Er sagt S. 53, daß die Stiftshütte »mutatis mutandis ganz dem späteren Salomonischen Tempel auf Zion entsprach«, »eine tendenziöse Rückübertragung des Salomonischen Tempels in die Zeit des Wüstenzugs« sei. Auch das ist eine Fiktion, besser: eine Unrichtigkeit. Der »Salomonische« Tempel ist uns unbekannt; wir kennen nur (sehr mangelhaft aus Hesekiel) den von Nebukadnezar zerstörten Tempel. Daß dies nicht ein 400 Jahre älterer war, ist klar. An dem kleinen Holz- und Bruchsteinhäuschen (»kein Eisen wurde über ihn geschwungen«) wurde nach der Bibel selber fortwährend herumgebaut. In diesem Tempel standen zehn Schaubrottische und zehn Leuchter — die Stiftshütte dagegen sollte einen Schaubrottisch und einen (siebenarmigen) Leuchter haben. Diese beiden Dinge hatte nun in Wirklichkeit der nachexilische Tempel laut Abbildung dieser von den Römern erbeuteten Gegenstände auf dem Titusbogen zu Rom. Also ist die Stiftshütte nicht die Nachbildung des mythischen Salomonischen, sondern erst des handhaften nachexilischen Tempels, höchstens sein Vorbild, beziehungsweise Entwurf. Diese »Täuschung« Delißchs hängt mit dem Bestreben der ganzen Wellhausenschen Schule zusammen, die Bibelschriften trotz aller Kritik immer noch viel älter sein zu lassen, als sie sind, um die vor- und die altkönigliche Geschichte zu retten, die bis zum achten Jahrhundert Fabel ist.

Im dritten Kapitel läßt Delißch auch an den »Propheten«, die er früher immerhin noch gelten lassen wollte, wenig gute Haare. Er hält die phantastischsten und unwahrscheinlichsten Geschichten über sie für wahr (S. 85 ff.). Sie predigen in »tendenziöser Maché« ödesten Nationalismus, »leidenschaftlichstes Rassebewußtsein« und Verehrung des »fingierten« Nationalgottes, des »Götzen« Jahu (S. 83). Das ist unsinnig! Das Volk heißt Jahudai, das ist: »Menge des Jahu«. Dieser ist also wirklicher Nationalgott der Juden, wie Israel der der Israeliten und Edom (Adam) der der Edomiter usw. Der jüdische Nationalismus ist nicht zu leugnen, obwohl er große Pausen machte. Er hat die Gläubigen als noch heute bestehende Gemeinschaft erhalten, ist aber weniger das Produkt der Propheten (über die heute noch die größte Unklarheit herrscht) als das der die Prophetenbücher zusammenstellenden und mit ihrem Geiste erfüllenden nachexilischen (übrigens in verschiedene »Konfessionen« zerfallenden) Tempelpriester.

In der »Schlußbetrachtung« erhebt Delißch gegen die liberale alttestamentliche Theologie, auf deren Boden er sonst durchaus steht, den Vorwurf, ihre Behandlung des Alten Testaments als »offenbartes Gotteswort« sei nur zu sehr geeignet, dem maßlosen Dünkel des Judentums von seiner »weltgeschichtlichen Mission« Vorschub zu leisten. Dies drohe »schon jetzt sich dadurch zu rächen, daß denkende Laien, die mit Recht an den allzu vielen unsittlichen Erzählungen, Übertreibungen, Erdichtungen, Widersprüchen des Alten Testaments als vermeintlich heiliger Schrift Anstoß nehmen, diese ihre Abneigung auch auf das neutestamentliche Schrifttum,

ja schließlich auf die Religion überhaupt übertragen«. Er meint: »Das sogenannte ‚Alte Testament‘ ist für die christliche Kirche und damit auch für die christliche Familie vollkommen entbehrlich« (S. 95) und empfiehlt dafür Schwaners Germanenbibel und für die Jugend die germanischen Helden-sagen.

Delišch will Christentum und Schule von den Geschichten des Alten Testaments befreien. Das ist ein guter Zweck, und die Kritik des Alten Testaments dazu ein gutes Mittel, aber er verschlechtert dieses Mittel, indem er die Geschichte der Juden nicht mit dem Griffel des Geschichtsforschers und Philologen, sondern einseitig mit der Feder des Staats-anwalts und Rassen-theoretikers schreibt. Wenn am Inhalt des Alten Testaments jemand die Schuld aufzubürden ist, dann nicht dem jüdischen Volke, das sie glaubte, sondern einer Priesterschaft, die sie in ihrem eigensten Herrschaftsinteresse schuf.

Es ist wahr — die Juden sind schon in vorchristlicher Zeit internationale Geldmacher, oft sehr skrupelloser Art, gewesen, die die Völker gegen sich aufbrachten. Es hat deshalb bereits im alten Alexandrien und an anderen Orten des Orients regelrechte und blutig verlaufende Judenhegen gegeben. Die Geldmacherei liegt aber nicht an der jüdischen Religion, wie es nicht am Christentum liegt, wenn heute im Orient die Armenier (1 Grieche gleich 7 Juden, 1 Armenier gleich 7 Griechen) an die Stelle der Juden getreten sind und es nun dort regelmäßig Armenierhegen gibt.

Wenn Delišch in seinem ersten Vortrag über Babel und Bibel (1902, S. 50) sagte: »Auch der Jahveglaube ... blieb viele Jahrhunderte lang mit allerlei Schwächen behaftet: mit jenen naiven anthropomorphistischen Anschauungen, wie sie der Jugendzeit des Menschengeschlechts eigentümlich, mit israelitischem (soll heißen: jüdischem) Partikularismus, heidnischem Opferkult und äußerlicher Geseßlichkeit ... bis jene ... Propheten in Jahre den Gott des Weltalls erkannten ... und die gottbegnadeten Sänger der Psalmen diese Gedanken in Lieder faßten ... überleitend zu Jesu Predigt«, so ist er damit dem Gang der Religionsgeschichte und der Rolle der Juden in dieser Geschichte gerechter geworden als in seinem neuesten Buche. Für uns ist die Bibelfrage keine Frage der Schule mehr, sondern nur noch der Religionsgeschichte. Die Judenfrage aber ist eine mit der Religion verquickte Eigentumsfrage. Mit dem Verschwinden des Eigentums an Produktionsmitteln wird von ihr nur noch die religiöse Frage übrigbleiben, und die wird dann ebenso im Sande verlaufen, wie heute bereits in den Mittelpunkt der Kultur der Gegensatz von Protestanten und Katholiken, orthodoxen Christen und Sekten im Sande zu verlaufen beginnt.

Ein Dichterschicksal

Von Joseph Kliche

Vor sechs Jahren war es. Ich schlenderte über den Walterplatz in Bozen und betrachtete die Auslagen in den Fenstern einer Buchhandlung. Neben Neuem lag Altes, neben Interessantem Langweiliges. Da glitt mein Blick auf eine Reihe schmaler Bändchen, die durch das Geschick des Buchhändlers besonders in die Augen fielen. Es waren Bücher Alfons Peholds, des jungen österreichischen Dichters, der soeben den Bauernfeldpreis erhalten hatte.

Alfons Pehold war damals weiteren Kreisen noch unbekannt. Der Preis des österreichischen Lustspieldichters hatte selbst viele literarisch Interessierte erst auf ihn aufmerksam gemacht. Ich beschloß, die Gelegenheit wahrzunehmen und den proletarischen Dichter, dessen Schaffen nun ins volle Licht der Öffentlichkeit gerückt war, aufzusuchen. Dräben in Gries lebte er mit seiner leidenden Frau als Pensionär in einem kleinen rebenumrankten Landhaus. Dort traf ich ihn. Juniglanz umfloß sein Heim am Fuße des Guntstna. Zu unseren Füßen die Rosen, oben auf den Bergen der Schnee. — Alfons Pehold war ein Leidender. Von Kindheit an lebte in seinem fast abnorm zu nennenden Körper eine schwache Gesundheit. Die Hungerjahre des Wiener Vorstadtlebens haben das Ihrige dazu beigetragen. In seiner ergreifenden Novellenammlung »Memoiren eines Auges« hat er erzählt, wie er in jenen Hungertagen als zweifüßiger Wagenhund in den Straßen Wiens sein Brot verdiente. Nun sollten ihm die Sonnentage Tirols Heilung bringen. Die äußeren Mittel dazu lieferten die viertausend Kronen des Bauernfeldpreises. Zukunftsgläubigkeit erfüllte den jungen Dichter.

Dennoch war er nicht ohne Resignation. Wehmütig sprach er mir davon, wie schwer es ihm geworden sei, Anerkennung zu finden. Zumal in Österreich! Die großen Verlagsunternehmungen ständen seinem Schaffen nicht offen, trotz aller Bemühungen nicht. Die leichten Manierier und Plauderer kämen hoch. Protektion sei vielfach maßgebend. Aber nun, da sein Schaffen anerkannt sei, gewinne er neue Hoffnung. Einen neuen Roman und eine Novellenammlung bereite er vor. Ein weiterer Band Gedichte werde bald folgen. Sein größter Wunsch sei, in Deutschland bekannt und gewürdigt zu werden.

Das war im Juni 1914. Wenige Wochen später kam der Krieg. Die gigantische Weltkatastrophe wies das Schaffen dieses Friedensmenschen in andere Bahnen. Mehrere Bändchen Kriegslirik flossen aus seiner Feder. Doch nichts von dem, was Tagesstimmung war, was prunkvoll und tönend damals den lauten Markt unterhielt. Die große Menschheitstragödie fand hier einen miterlebenden Seher. Und ganz richtig bemerkt A. Paquet in einem kurzen Vorwort zu einem Ludwig Frank gewidmeten Peholdschen Bändchen, daß uns aus diesen Versen das Erschrecken der Kreatur entgegenträte. In jener Zeit, in der Menschenleben massenweise vernichtet, Menschenhoffnungen zu Millionen zertreten wurden, geschah dem Dichter noch besonderer Schmerz. Jene ihm seelenverwandte Frau, die ihr Schifflein seinen Segeln anvertraut hatte und die unermüdlich besorgt war, seinem Schaffen nicht nur die Vorbedingungen des häuslichen Lebens, sondern auch die Tore zum Ruhm zu öffnen, starb. Das Versbuch »Johanna« deutet mir ein duftender Kranz auf ihr Grab.

Der Krieg hatte Alfons Pehold aus den Tiroler Bergen vertrieben. Wien und Niederösterreich wurden wieder seine Heimat. Und mit dieser streckte auch das alte Elend wieder seine Hände nach ihm. Da bewilligte ihm Wien, seine Vaterstadt, einen Ehrensold von 1500 Kronen im Jahre. Die ärgste Not war abgewehrt. Gleichzeitig erschien bei Reuß & Jfka in Konstanz sein Novellenbuch »Sil, der Wanderer«. Bilder proletarischen Erlebens. Tief empfundene, in Inhalt und Form selbständige Skizzen, gestellt in ein scharf beobachtetes realistisches Milieu. Feind dem Banalen und fremd aller landläufig geschätzten leichten, süßlichen Manier unserer »besten Erzähler«. Freilich, die Resignation war dem Buche nicht ganz fremd. Was Wunder in dieser Zeit des Mordens und Brennens!

Im Laufe der Jahre ist dann noch Verschiedenes aus der Feder Alfons Peholds geflossen. Gedichte, in denen er, wie einst vor dem Krieg, glaubens- und hoffnungsfroh das Lied des Sozialismus sang. Wo er sich eins fühlte mit den Goetheschen Brüdern im stillen Busch. Wo er in Baum, Strauch und Straßengpflaster den gemeinsamen Rhythmus sah. Novellen, in denen er Gestalten und Dinge künstlerisch formte, wie sie ihm im Leben begegnet waren. In denen er das körperliche Elend und das Leid der Seelen aus ihren das Licht scheuenden Verstecken zog. Ecce homo!

Auch ein Roman erschien, der, von dem er mir damals in Gries gesprochen hatte. Er hat das vorkriegszeitliche Rußland zum Schauplatz, heißt »Der feurige Weg« und ist im Anzengruber-Verlag in Wien erschienen. Eine Wegstrecke aus dem Leben eines Juden, dessen Heimat und Familie Pogromgelüsten zaristischer Mörderbanden zum Opfer fielen, und der nun wie ein räudiges Tier von unwissender Roheit durchs Land geheßt wird, um endlich in einer großen Stadt das allen Rassenhaß und allen Nationalitätenhader überbrückende Wesen des Sozialismus kennenzulernen. Seine Aufgabe ist, in die Heimat zurückzukehren und auf den Schuttäckern der Judenviertel die Saatkörner des neuen Evangeliums auszustreuen. Im Schicksal dieses Juden symbolisiert sich der Leidensweg eines großen Teiles des russischen Volkes. Ein Weg, den der Verfasser gelegentlich einer zwölfmonatigen Tätigkeit als Arbeiter in einer Lodzer Baumwollspinnerei zu einem Teil persönlich zu studieren Gelegenheit gehabt hatte. Der sachliche Vorgang des Buches ist ohne wesentliche Handlung, jedoch fesselnd erzählt.

Diese Charakteristik ist auch auf den bereits vor sieben Jahren erschienenen Lebensfroß und selbstbewußt geschriebenen Ich-Roman »Erde« (Wien und Leipzig, Deutschösterreichischer Verlag) anzuwenden. Hier sind es lose zusammenhängende Skizzen betrachtender Erinnerungen aus der Zeit seines Aufenthalts in einer Tuberkuloseheilanstalt, die er zu einem Ganzen zu gliedern sucht. Nicht mit dem Erfolg, den man Pehold gern gewünscht hätte. Der klugen Sprache entspricht kein innerer Gehalt.

Die Zeitspanne, die zwischen diesen beiden epischen Werken liegt, hat Pehold mit einer Reihe kleinerer Veröffentlichungen ausgefüllt. Gehaltvolle Bändchen poetischer und prosaischer Art erschienen in bunter Abwechslung. Doch nicht Duzendware. Alles schwer erarbeitet und fast immer absolut Selbständiges. Keine Anlehnung. Höhengänge eines Mannes, der wie kaum ein zweiter deutscher Dichter aus den Tiefen des Elends kam. Dazu Stoff und Milieu aus dem eigenen tragischen Erleben geschöpft — Auschnitte aus einer trüben Proletariatsjugend, bei der das Lachen selten oder nie zu Gaste gewesen. Daher auch die Darstellung meist ungeschminkt, nackt, kraß realistisch, ohne schmückendes Beiwerk. Die in der Novellensammlung »Von meiner Straße« enthaltene Sterbeszene seiner Mutter, die der Künstler dort gestaltet, bohrt sich dem Leser tief und unvergänglich ins Gemüt. Die genannte Sammlung enthält auch ein anderes wertvolles Stück, »Drei Tage« betitelt. In diesem Erlebnis zieht das ganze Elend des arbeitslosen, hungernden Proletariats an uns vorüber.

Weisen alle diese Erzählungen und Skizzen eine selbstbiographische Note auf, so hat er in dem 70 Seiten fassenden Büchlein »Aus dem Leben und der Werkstätte eines werdenden« (gleichfalls im Anzengruber-Verlag in Wien erschienen) gänzlich einen wahrheitsgemäßen, gedrängten Abriß seiner Jugend gegeben. Diese kleine Schrift — ein Seitenstück zu Friedrich Hebbels Kindheitserinnerungen — gibt eine klare Darstellung vom Werden des Menschen und Dichters Pehold. Die verschiedenen Novellen, die er geschrieben, bewegen sich fast durchweg in dem Bannkreis dieses Werdens. Sie bilden die Illustrationen zu ihm. Die zahlreichen Gedichtbände aber stellen den seelischen Höhenflug des Künstlers, der in diesem ausgearbeiteten, ausgebeuteten Proletariatskörper lebt, dar.

Was der Dichter in der erwähnten Schrift in gedrängter Form dem Publikum übermittelte, das hat er jetzt zu einem umfassenden selbstbiographischen Roman ausgesponnen, der sieben bei Ullstein in Berlin erschienen ist (Alfons Pehold, »Das raue Leben«, 508 Seiten, Preis gebunden 21 Mark), ein Roman, der zweifelsohne eine Bereicherung der deutschen Literatur bedeutet. Er bietet eine plastische Darstellung des rauen Lebenswegs, den der Verfasser in seiner Jugend gegangen. Daß dieser Lebensweg ein äußerst interessanter war, braucht nach dem bereits Mitgeteilten nicht näher erläutert zu werden. Schon das, was der Erzähler über seinen Vater zu berichten weiß, ist so seltsam, daß man annehmen

möchte, es sei die Stimme einer unheimlichen Phantasie, die in diesem Abschnitt zu Worte kommt. Dem ist aber durchaus nicht so. Der Verfasser verwahrt sich selber gegen eine solche Vermutung und betont, daß er nur objektive Wahrheit niederschreibe.

Nicht uninteressant ist die geistige Entwicklung des abwechselnd als Laufbursche, Bäckerlehrling, Tagelöhner, Bau- und Fabrikarbeiter, Hausknecht, Fensterputzer, Redaktionsdiener usw. tätigen jungen Pehold. Von früh an dichterische Begabung in sich fühlend, sind seine ersten Verse eine Lobeshymne auf den großen Wiener Volksdemagogen Karl Lueger. Er wird begeisterter Antisemit und zieht in seinen Poemen gegen die Juden zu Felde, um sich einige Jahre später als »einen ebenso dummen als blindwütigen Schreier gegen den Klerikalismus« zu erkennen. Er hakte in die »Los-von-Rom-Bewegung« ein und schrieb Verse gegen die Pfaffen, traf, geborener Katholik, zur protestantischen Kirche über und wurde wütender Bismarck-Verehrer, bis ein Besuch des Arbeiterjugendheims in Ostfakring ihn von seinem Irrwahn befreite und zum überzeugten Sozialisten reifen ließ. Von jenem Tage an war er sich über seine geistige Zugehörigkeit und seine dichterische Mission im klaren. — Schwer lungenleidend, brach er eines Tages unter der Alltagsnot zusammen, um, wie er selbst sagt, seelisch und künstlerisch aufzuerstehen. Eine Lungenheilstätte nahm ihn auf. In dieser spielen sich die Szenen des Romans »Erde« ab.

Wenn ich das neue Buch des österreichischen Dichters als eine Verelcherung der deutschen belletristischen Literatur bezeichnede, so deshalb, weil in ihm ein Dichterschiedsal voll Eigenart wuchtig vor uns ausgebreitet wird und weil Wiener Proletarierleben, Wiener Volkstum hier einen plastischen Gestalter gefunden hat. Dazu ist das in der Sache außerordentlich fesselnde Buch auch in der Form äußerst anziehend. Die verschiedenen Figuren sind geschickt gezeichnet und liebevoll ausgepinselt. Trotz des ernsten Hintergrundes schaut lebensvoller Humor aus mancher Seite. Die Sprache des Erzählers ist bei aller Solidität doch bunt und bilderreich. Wegen seine früheren Romane und Novellen kann Pehold hier einen bedeutenden Fortschritt buchen. Dieser Umstand dürfte dem Roman, der seiner zweiten Frau und seinem Kinde gewidmet ist, auch Leser und Freunde in jenen Kreisen verschaffen, die sonst der »Elendmalerei« in der Kunst abweisend gegenüberstehen.

Das »Rauhe Leben« erzählt die Jugendjahre des Wiener Dichters und Erzählers. Da dieser heute achtunddreißigjährig auf der Mittagsstunde seines Lebens steht, dürfen wir wohl annehmen, daß dem Bände ein zweiter folgen wird, in dem besonders die Freuden und Leiden des künstlerischen Schaffens Peholds Gestaltung finden.

Dem Kenner seiner Muse bildet Alfons Pehold eine harmonische Figur von seltener Einheitlichkeit. Diese Harmonie umfaßt die Stoffwahl wie die Form, sie schließt sein menschliches Wesen ein und erstreckt sich in edlem Gleichklang selbst auf die physische Persönlichkeit des Dichters. Dieser Rhythmus offenbart aber auch gleichzeitig die Grenzen seiner Kunst. Zum Schaffen gängiger Marktware fehlt ihm das Fabuliertalent der Stöbl und Rosner. Die außerhalb des in Erinnerungen sich auswirkenden Ich-Romans liegende Kompositionsgabe, die Schärzung des dramatischen Knotens, die interessante Verwicklungen und Episoden schaffende Phantasie ist ihm nicht gegeben. In der Problemgestaltung und in der umfassenden technischen Behandlung liegt Alfons Peholds Schwäche. Daher kommt es auch, daß er trotz fleißigen Schaffens bisher nicht den Ruhm und die finanziellen Erfolge zweier gleichfalls aus proletarischem Milieu hervorgegangener Erzähler, Gorkis und Nerds, errungen hat.

Weitet sich auch das neue Buch Peholds nicht über den vorstehend skizzierten Ring hinaus, so stellt es doch innerhalb desselben eine prächtige Vollendung dar. Es ist ein stolzes Denkmal seines Schaffens, ein inhaltreiches Entwicklungsbuch geworden, über das wir uns freuen wollen. Um so mehr, als mit seinem Erscheinen

auch ein alter, lange Jahre gehegter Wunsch des Dichters Erfüllung gefunden hat: die Herausgabe seiner Werke durch einen großen reichsdeutschen Verlag.

Alfons Pehold ist Erzähler und Dichter. Indes so sehr man ihn auch als gewandten Schilderer seines Lebens schätzen mag: reiner Künstler ist er nur auf dem Gebiet der Lyrik. Hier hat seine Kunst etwas wirklich Großes. Hier pulst es von fieber, reiner, ich möchte sagen, heiliger Innerlichkeit. Hier ist er ein absolut Selbständiger, der auf Höhenpfaden schreitet. Dieses bezeugen sowohl die das proletarische Milieu wie die den Sozialismus und den Krieg betreffenden Gedichte. Man lese nur seine reifsten Dichtungen »Heimat Welt« und »Der Ewige und die Stunde«, um dieses bestätigt zu finden. (Das letztere Buch hat ihm seinerzeit den Bauernfeldpreis eingebracht.) Welch eine tiefe Verinnerlichung, welche eine Beherrschung des Verses! Sonderbar, dieser Dichter hat einst, um ein karges Nachtmahl zu verdienen, humoristische Wankelsängerverse geschrieben. Es ging ihm wie einem anderen großen Wiener Volksdichter, wie Ludwig Anzengruber in dessen Jugend.

Ein Versbuch von ihm ist Franz von Assisi gewidmet. Es trägt auch diesen Titel, der den Inhalt verrät. Den gleichen, von inbrünstiger Liebe geleiteten modern-religiösen Geist, der in diesem Buche anzutreffen ist, atmen auch seine jüngsten Dichtungen, die ich in den letzten Wochen und Monaten in Zeitschriften verstreut las und die noch nicht zu einem Buche vereint sind. Ernste Welterkenntnis leuchtet aus ihnen. Doch wenn auch diese Verse dem Getriebe des Tages häufig völlig entrückt zu sein scheinen, so schweben sie keineswegs außerhalb von Zeit und Raum. Sie sind verinnerlichter und tiefernt empfundener Widerschein des Zeitwerdens, keinesfalls Flucht ins Wesenlose oder ins katholische Mittelalter. Ist es nicht eigentümlich, daß solcher Geistesflug, der die greifbare Erdnähe verläßt, just aus einer Proletarierseele kommt! Auf den ersten Blick mag es dem mit alter Tradition beschwerten Beobachter freilich so scheinen; wer aber über die geistige Mission des Sozialismus tiefer nachgedacht, dem wird es verständlich, daß gerade das Empfinden des von sozialistischen Idealen getragenen Dichters sich am ersten mit der Weltseele vermählen muß.

Alfons Pehold ist ein Ringender, ein Kämpfer, in dessen Menschen- und Dichterschicksal sich die Not und der vorwärtsdrängende Gedanke des proletarischen Kampfes spiegeln. Ein Künstler, der unter den größten Entbehrungen, unter schwerem seelischen Leid und körperlichen Schmerzen schafft und der dennoch nie den Mut verlor und entschlossen seine Straße weiterkämpft. Sein soeben erschienener Lebensroman wird geradezu zu einem sozialen Zeitdokument. Möchte das Buch recht viele Leser finden!

Literarische Rundschau

B. Schnitmann, Preußen-Deutschland oder deutsches Deutschland? Bonn 1920, Marcus & Weber. 79 Seiten. Preis M. 7.20.

Schnitmann bietet hier einen Beitrag zur Lösung der Streitfrage, ob Deutschland ein zentralistisch oder föderalistisch organisiertes und verwaltetes Staatswesen sein soll. Es wird der Standpunkt vertreten, daß »nur der föderative Einheitsstaat die wirkungsvollste und erfolgreichste staatliche Organisationsform darstellt, weil nur er die notwendige Synthese herstellt zwischen Einheit und Freiheit. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß der straffe Zentralismus ein Gebot der Sparsamkeit, der föderative Einheitsstaat ein Luxus sei. Auch wir wollen nicht zwei Duzend Einzelstaaten beibehalten wissen, sondern ihre Zahl um die Hälfte vermindert sehen und sie nur dann und soweit noch anerkennen, als sie völkische oder Stammeseigenart in sich bergen.« Vorschläge für die Neugliederung Deutschlands werden gemacht und begründet und auch mittels einer Karte veranschaulicht. Der alte Partikularismus wird nicht zurückgewünscht, wohl aber ein gewisses

Maß von Bewegungsfreiheit der Länder gefordert; es ist ihnen »mit einer derartigen beschränkten Souveränität, wie sie die Weimarer Verfassung vorsieht, wohl viel mehr gedient als mit der fragwürdigen bundesstaatlichen Vollsouveränität im alten Reich, die wegen der preußischen Vorherrschaft in Wirklichkeit keine war«. Angeführt werden Aussprüche von Männern aller Parteirichtungen, die sich in dieser Streitfrage äußerten.

H. Fehlinger

Der Maler Feuerbach. Leben, Briefe, Aufzeichnungen. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Quenzel. Leipzig, Verlag Hesse & Becker. 460 Seiten. Mit 3 Bildnissen und 21 Abbildungen. Preis gebunden 18 Mark.

Aber die Familie Feuerbach (den Rechtslehrer, den Archäologen, den Philosophen und den Maler) ist aus der Feder von Fachgelehrten bereits manches wertvolle Buch erschienen. Das vorliegende Werk, von einem Laien herausgegeben, will weder eine Biographie noch eine Monographie darstellen; es gibt neben einem kurzen Überblick über Anselm Feuerbachs Leben eine größere Anzahl von Briefen und kurzen Aufsätzen des Künstlers. Die einzelnen Abschnitte beziehungsweise Etappen in Feuerbachs Leben, nach denen die Briefe geordnet sind, werden kurz einleitend erläutert. Die 21 Reproduktionen Feuerbachscher Gemälde sind verhältnismäßig gut gelungen. Wenn auch das Werk nichts Neues bringt — die Briefe sind durchweg schon früher von Allgeyer, Uhde, Vernays und anderen veröffentlicht —, so ist doch die geschickte Zusammenstellung anzuerkennen. Als populäres Werk dürfte die von Quenzel besorgte Arbeit Freunde finden.

Kl

Johann Ferch, Der Umsturz der Ehe. Wien, Leipzig, Zürich, Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte G. m. b. H. 46 Seiten.

Mit dem Problem der Ehe und des Nachwuchses hat sich unser österreichischer Parteigenosse Johann Ferch bereits verschiedentlich, meist in belletristisch gehaltenen Schriften befaßt. Sein Roman »Mütter« (Berlin, Vorwärtsverlag), seine Studie »Liebe und Ehe« (Oranienburg, Uranlaververlag), seine Studie »Revolutionierung des Liebeslebens« (Berlin, Verlag Neue Weltanschauung), seine Studie »Die Flucht vor dem Kinde« (Berlin, Vorwärtsverlag) schritten die gleichen Wege. Ferch stellt vor allem eine höchste sittliche Forderung an jede Eheschließung. Lebensbereicherung, Erziehungshilfe (im gesellschaftlichen Sinne), Schönheitswerte-Spenderin soll die Ehe sein und werden. Jede Ehe, die in dieser Hinsicht versagt, ist keine gesunde Ehe. Hauptinhalt eines gesunden Lebensbundes muß neben anderem ein gesundes Sexualleben sein. Die echte Ehe soll beiden Beteiligten das Lebensglück erhöhen; je höher der sittliche Geist ist, der eine Ehe durchdringt, desto tiefwirkender in gesellschaftlicher Hinsicht ist auch ihr erzieherischer Gehalt. Und wie ohne Vertrauen keine menschliche Gemeinschaft denkbar ist, so auch kein Lebensbund zwischen Mann und Frau. Alles das und noch vieles andere weiß Ferch in einer klingenden, schönen, überzeugenden, mitunter freilich etwas schwülstigen Sprache zu sagen. Viel des Neuen bringt er nicht; allzu tief unter die Oberfläche taucht er auch niemals. Trotzdem aber bleibt sein Schriftchen lesenswert und verdient als Zeitsstimme Beachtung.

I

Die neue Landhausbücherei. Skizzen und Novellen des letzten Jahres. Jena, Landhausverlag. 99 Seiten. Preis gebunden 5 Mark.

E. v. Bonin, Die Versuchungen des Herzens. Roman. Jena, Landhausverlag. 250 Seiten.

Die Bücher dieses jungen Verlags erfreuen sich einer ständig wachsenden Anerkennung. Sie sind bestrebt, eine gute Unterhaltungslektüre zu geben, die zugleich auch gesteigerten literarischen Ansprüchen gerecht wird. Mit einem feinen und sicheren Geschmack sind die Skizzen des Novellenbandes — es ist bereits der dritte

Band — ausgewählt. Wer nach neuen Gedanken in neuen Formen sucht, wird sie hier finden. Fern von allem Literatenstreit um die alleinseligmachende »Richtung« wird in diesen Blättern nur der Schönheit, der Stille und der Freude geopfert. Unter den Mitarbeitern des vorliegenden Bandes finden sich Klabund, Oreste Marasse, L. Andro, Lothar Brieger. Sehr fein in der ganzen Art der nur mit leichten Strichen hingeworfenen Schilderung ist Adalbert Mührs »Ungarische Reise«; mit starken, erschütternden Mitteln arbeitet Martin Roehl in der Erzählung »Gerichtstag«. Das sind nur zwei von den dreizehn fesselnden Beiträgen des Buches, deren jede einzelne den Stempel besonderer Eigenart trägt.

Bonins Roman »Die Versuchungen des Herzens« ist für den nachdenklichen Leser bestimmt, der mehr als die landläufige Unterhaltung von einem Buche fordert. Etwas ungemein Zartes und Keusches schwebt über der äußerlich stillen, innerlich aber um so bewegter verlaufenden Handlung. Wie Musik fließen die Worte einer edlen, gesuchten, mifunter nur etwas reichlich lyrischen Sprache. Schlicht und natürlich spielt sich das Leben und Lieben einiger weniger — dem märkischen Landadel angehörenden — Menschen ab. Die zum Ausdruck gelangende Weichheit der Empfindungen wird dabei niemals zur Sentimentalität. Man merkt überall das unentwegte Streben nach Wahrheit und Objektivität. Das gibt dem Inhalt des Buches, selbst wenn der Leser der Handlung gesellschaftlich fernsteht, eine gewisse Sicherheit, die auch dadurch an ihrem feinen poetischen Reiz nichts verliert, daß eine leise Melancholie zwischen den Zeilen schwingt. Es gibt wenige Bücher der Gegenwart, die von einem so hohen sittlichen Ernst erfüllt sind wie dieses, das seine Handlung mitten durch unsere Tage zieht und uns Menschen zeigt, wie wir sie um uns zu jeder Stunde sehen und hören. Inhalt und Sprache stehen hier in einem wundervollen Zusammenklang; die Eindrücke, die aus dem Geschehen der Erzählung herauswachsen, sind überaus starke. Man muß oft an die nordischen Meistererzähler denken: an Jacobsen, an Hermann Bang, an Bernst Lie. Das Erfassen des Seelischen in dem Boninschen Buche dürfte hier seine Vorbilder haben. Das soll aber kein Vorwurf, sondern eher eine Anerkennung sein! L

Sir George Arthur, *Life of Lord Kitchener*. 3 Bände. London 1920, Macmillan. Preis 52½ Schilling.

Die eben erschienene Biographie Kitcheners zeigt das Aufsteigen einer überragenden Persönlichkeit, die Geburtsvorrechten nichts zu verdanken hatte, sondern alles der eigenen Fähigkeit. Dem Zufall der Geburt war es jedoch zuzuschreiben, daß diese Fähigkeiten auf militärischem Gebiet zur Geltung kamen, denn da Kitchener der Sohn eines englischen Offiziers war, lag es nahe, daß auch er Soldat wurde. Als solcher trug er viel bei zur Machterhaltung des britischen Weltreichs. Die Bände 1 und 2, welche die Zeit vor dem Weltkrieg betreffen, enthalten ein gutes Stück britischer Kolonialgeschichte, sie fragen viel bei zur Kenntnis der Ursachen der Ausbreitung britischer Herrschaft in Afrika und Asien. Der dritte Band bringt mancherlei über den Weltkrieg, was bisher noch nicht öffentlich bekannt war, aber für die Kriegsgeschichte von größter Wichtigkeit ist. So wird klar, daß Ungeschicklichkeiten und Eifersüchteleien der britischen und französischen Heeresleitungen im September 1914 fast zu einer nicht wieder gutmachenden Niederlage der verbündeten Armeen geführt hätten. Nur das persönliche Eingreifen Kitcheners, der erkannte, was bevorsteht, brach den Eigensinn des Feldmarschalls French, vereitelte den beabsichtigten Rückzug hinter die Seine und führte die erste Marne-schlacht herbei, deren weittragende Folgen allgemein bekannt sind.

Kitcheners Biograph enthält sich jeder Überreibung der Verdienste seines Helden und jeder nationalen Überhebung. Er hat ein Urkundenbuch geschaffen.

H. Fehlinger

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 4

Ausgegeben am 22. Oktober 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das proletarische Selbstbewußtsein

Eine soziologische Studie

Von Franz Kaufkötter

I

Der Mensch unterscheidet sich vom Tier durch sein Bewußtsein. Er gewinnt, wenn er aus dem Säuglingsalter herauswächst, allmählich eine immer klarer werdende Vorstellung davon, daß er existiert, daß er sich von anderen Menschen unterscheidet, daß er eine bestimmte Stellung einnimmt zu seiner Umgebung, daß er gewisse Ansprüche zu erheben und daß er entsprechende Pflichten zu erfüllen hat. Das Bewußtsein, eine Persönlichkeit zu sein, die sich von anderen Menschen wesentlich unterscheidet, bildet sich erst im Laufe der Zeit. Es wird beeinflusst durch innere und äußere Umstände und entwickelt sich, wenn diese Umstände günstig sind, schließlich zu einem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein. Ein Mensch, der geistig fortschreitet und innere Schätze sammelt, fühlt sich als eine starke Persönlichkeit. Er hat das Bewußtsein in sich, daß er höher steht und daß er höher zu bewerten ist als die Durchschnittsmenschen. Zur Stärkung dieses Selbstbewußtseins trägt besonders der Gedanke bei, daß dieses Emporstreigen eine Folge der eigenen Kraft, des eigenen Willens, des eigenen Fleißes ist. Es ist das Zeichen eines durch beharrliches Streben, allen Widerständen zum Trotz, emporgestiegenen Menschen, daß er selbstbewußt wird und daß er die Überzeugung seines Wertes und seiner Tüchtigkeit in sich trägt.¹ Auch die Erfolge materieller Art zeitigen in einem Menschen ein wachsendes Selbstbewußtsein, eine innere Befriedigung, ein seelisches Hochgefühl, das nicht selten nach außen hin als Prahlerei und Progentum in die Erscheinung tritt. Umgekehrt beobachten wir, daß ein Mensch, der von der Höhe, die er früher eingenommen hat, herabbrückt, sein Selbstbewußtsein einbüßt und das Vertrauen zu sich selbst verliert. Ein Emporkömmling — im guten und schlechten Sinne des Wortes — entwickelt in sich ein steigendes Selbstbewußtsein, ein Heruntergekommener sieht sein Selbstbewußtsein immer mehr schwinden.

Die gleiche Beobachtung machen wir auch bei den verschiedenen Klassen. Das soziale Bewußtsein, das zunächst als Klassenbewußtsein in die Erscheinung tritt, steht ebenfalls unter dem Einfluß geistiger und materieller Faktoren. Hebt sich das wirtschaftliche und kulturelle Niveau einer Klasse, so entwickelt sich in ihr ein starkes Selbstbewußtsein, sinkt dies Niveau, so ver-

¹ Als Beispiel eines Emporkömmlings (im guten Sinne) sei der schottische Oberst Butler in Schillers »Wallenstein« genannt, der von sich sagt: »Ein jeder gibt den Wert sich selbst. Wie hoch ich mich selbst anschlagen will, das steht bei mir. So hochgestellt ist keiner auf der Erde, daß ich mich selber neben ihm verachte.«

schwindet das Selbstbewußtsein allmählich, und die Angehörigen dieser Klasse machen einen geknickten Eindruck. Dies ist eine unbestreitbare Tatsache: das steigende oder sinkende Selbstbewußtsein einer Volksgruppe, das in ihrem Auftreten und Gebaren nach außen hin deutlich in die Erscheinung tritt, ist das untrügliche Barometer, das ihre wirtschaftliche und geistige Höhe anzeigt. Dabei kann natürlich ein Zwiespalt vorhanden sein zwischen kulturellem und wirtschaftlichem Hochstand, ersterer äußert sich in einer verfeinerten Lebensführung, letzterer in einem proßenhaften Benehmen. Als weltgeschichtliches Beispiel einer Wandlung des sozialen Bewußtseins sei die Entwicklung des deutschen Bauernstandes im Mittelalter angeführt. Im Frühmittelalter, etwa um das Jahr 1250, befanden sich die deutschen Bauern, vom Schicksal begünstigt, in sehr guten wirtschaftlichen Verhältnissen. Die Folge davon war, daß sie sich als Herren fühlten und als Herren auftraten. Sie waren über Nacht wohlhabend geworden, und sie trugen ihren Reichtum in proßenhafter Weise zur Schau, wovon die Chronisten jener Zeit geradezu Wunderdinge berichten. Allmählich trat ein Umschwung ein, weil sich die wirtschaftlichen Verhältnisse gründlich änderten. Um das Jahr 1550, nach dem vergeblichen Versuch, die Entwicklung zu hemmen, der im Bauernkrieg des Jahres 1525 unternommen wurde, waren die Bauern arme, verelendete Leute geworden, was in ihrem äußeren Auftreten zutage trat. Sie hatten ihr Selbstbewußtsein verloren und ließen die Köpfe hängen. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich die Lage des deutschen Bauernstandes wieder bedeutend gehoben. Aus den notleidenden Agrariern sind wohlhabende, selbstbewußte Bauern geworden.

Das deutsche Proletariat hat in den letzten hundert Jahren in bezug auf sein soziales Bewußtsein eine ganz auffallende Entwicklung durchgemacht. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts beobachten wir ganz deutliche Regungen eines proletarischen Klassenbewußtseins. In den verelendeten Volksmassen, die der Raubgier des Kapitalismus wehrlos und widerstandslos ausgeliefert waren, entwickelte sich zunächst das dumpfe Gefühl, einer unterdrückten, ausgebeuteten, entrechteten, in jeder Beziehung zurückgesetzten Klasse anzugehören. Die Massen empfanden die Klassengegensätze wirtschaftlicher, sozialer, rechtlicher und kultureller Art als himmelschreiende Mißstände, und in vereinzeltten Ausständen kam ihre Empörung wie fernes Donnergrollen zum Ausdruck. Männer mit sozialem Empfinden, Sozialpolitiker, Ärzte und Agitatoren entwarfen düstere Bilder vom Massenelend jener Tage, und zahlreiche Dichter verliehen dem Massenelend eine Zunge. Der junge Feuerkopf Georg Büchner schickte im Jahre 1834 den »Hessischen Landboten« in die Welt hinaus, der das Motto trug: »Krieg den Palästen, Friede den Hütten!« und in leidenschaftlicher Weise den Gegensatz zwischen den Klassen in bezug auf Nahrung, Wohnung und Kleidung schilderte. Der Schneidergeselle Wilhelm Weitling aus Magdeburg der erste bedeutende sozialistische Agitator proletarischer Herkunft, empfand bereits den sozialen, rechtlichen und kulturellen Klassengegensatz, wenn er in seiner Monatsschrift »Die junge Generation« vom Jahre 1842 schreibt: »Auch wir deutschen Arbeiter wollen uns in die Reihen der für den Fortschritt Arbeitenden stellen. Auch wir wollen eine Stimme haben in den öffentlichen Beratungen über das Wohl und Wehe der Menschheit, denn wir, das Volk in Blusen, Jacken, Kitteln und Kappen, wir sind die zahlreichsten,

kräftigsten und nützlichsten Menschen auf Gottes weiser Erde. Auch wir wollen unsere Stimmen erheben für unser und der Menschheit Wohl, damit man sich überzeuge, daß wir, ohne von lateinischen, griechischen und kunstgemäßen Ausdrücken aufgeschwollen zu sein, recht gut, und zwar auf gut deutsch, zu sagen wissen, wo uns der Schuh drückt. Auch wir wollen eine Stimme haben, denn wir leben im neunzehnten Jahrhundert und haben noch niemals eine Stimme gehabt. Auch wir wollen eine Stimme haben in der öffentlichen Meinung, damit man uns kennenlerne, denn man hat uns bis jetzt noch immer verkannt.*

Unter den Dichtern waren es besonders Heinrich Heine (*»Die Weber«, »Die Wanderratten«, »Deutschland ein Wintermärchen«*), Karl Beck (*»Die Lieder vom armen Mann«*), Ferdinand Freiligrath (*»Irland«, »Das Lied vom Hemde«, »Requiescat!«*), Artur Fetzer (*»Die Lieder vom Maurer- gesellen«*), Georg Herwegh (*»Viel und arbeit, ruft die Welt!«*) und noch zahlreiche andere, die dem proletarischen Empfinden ergreifenden Ausdruck verliehen. Über allen diesen Äußerungen einer gedrückten Volksseele liegt die Stimmung des Hasses, der Empörung, der Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung. Die Gedichte strömen den sogenannten Armeeleutegeruch aus, sie atmen den Geist der Verelendungs- und Katastrophentheorie. In dem Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft, in der völligen Vernichtung des Bestehenden sahen die Massen jener Zeit den einzigen Ausweg aus dem Elend und Jammer.

Allmählich trat in dem sozialen Bewußtsein der proletarischen Massen ein deutlich wahrnehmbarer Umschwung ein. Die Hoffnungslosigkeit machte einer Siegeshoffnung Platz, die Stimmung der Verzweiflung wich der festen Zuversicht, daß es doch möglich sein werde, das Proletariat aus dem bodenlosen Meer des Elends an glückliche Ufer zu retten. Die Verelendungs- theorie wurde durch die Verbesserungstheorie, die Katastrophentheorie durch die Entwicklungstheorie ersetzt, der revolutionäre Gedanke begann zu verblasen. Schon wagte sich der evolutionäre Gedanke schüchtern hervor. Die Ursachen dieser seelischen Umwandlung sind zu suchen in dem durch die kapitalistischen Leistungen gestiegenen allgemeinen Wohlstand Deutschlands, in der Hebung der Volksbildung, in der militärischen Schulung unter der allgemeinen Wehrpflicht und ganz besonders in dem Siege des Organisations- gedankens über den liberal-kapitalistischen Gedanken einer formalen Freiheit. Die bislang unaufgeklärten, undisziplinierten Volksmassen erkannten immer deutlicher die Notwendigkeit eines organisatorischen Zusammen- schlusses, die Unentbehrlichkeit einer höheren Bildung, Aufklärung und Er- ziehung. Überall entstanden Arbeiterorganisationen poli- tischer und wirtschaftlicher Art, die unter unendlichen Mühen und ungeheuren Schwierigkeiten sich durchgerungen und geradezu Wunder- bares geleistet haben. Es galt die Dumpfheit und Stumpfheit der verelenden- den, in jeder Beziehung rückständigen Massen zu überwinden, es galt die Köpfe aufzuklären, die Gemüter zu bilden und den Willen zu schulen, es galt vor allen Dingen, in die Proletariatsmassen das Selbstbewußtsein hineinzu- fragen. Das wäre aber ein unmögliches Beginnen gewesen, wenn es nicht gleichzeitig gelungen wäre, die materielle Lage der Unterschichten zu ver- bessern und ihr geistiges Niveau zu heben. Daher das unablässige Bemühen,

durch Kämpfe und Verhandlungen bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erringen und parallel laufend damit Wissen, Bildung, Kultur unter den Massen zu verbreiten.

Diese Pionierarbeit, die erfreulicherweise nicht erfolglos geblieben ist, füllt die letzten Jahrzehnte der Arbeiterbewegung aus. Wir konnten eine langsame, aber anhaltende Steigerung der proletarischen Lebenshaltung beobachten, soweit der Einfluß der Arbeiterorganisationen reichte. Wir sahen, wie sich der Bildungsgrad des Proletariats hob und wie sich auch immer mehr kulturelle Bestrebungen in der deutschen Arbeiterschaft durchsetzten. Wir konnten deutlich den steigenden Einfluß der Unterschichten im politischen Leben verfolgen; auch eine Hebung in sittlicher Beziehung, eine stärkere Betonung des Solidarismus und des Gemeinnsinns ließ sich nicht verkennen. Diese Wiedergeburt der Arbeiterklasse, die sich unter dem Einfluß der Organisationen vollzogen hat, mußte naturgemäß eine Stärkung und Vertiefung des proletarischen Selbstbewußtseins nach sich ziehen. Und in der Tat ist dieses Selbstbewußtsein im Laufe der Jahrzehnte ganz augenfällig gestiegen. Es drückte der Arbeiterbewegung in der Vorkriegszeit seinen Stempel auf. Der einzelne klassenbewußte Proletarier so gut wie die durch die Schule der Organisation gegangene Arbeiterschaft schätzte sich höher ein als jemals. Man war sich seiner Würde und seiner Bedeutung im staatlichen und wirtschaftlichen Leben bewußt geworden; man hatte die große Wichtigkeit der Arbeit als Kultur- und Wirtschaftsfaktor erkannt; man pochte auf seine Unentbehrlichkeit und Unerseßlichkeit, und man verlangte nicht nur auf Grund der zahlenmäßigen Überlegenheit, sondern auch wegen der hohen Leistungen eine höhere Wertschätzung.

Der einstmalig gedrückte und gebückte Proletar fühlte seinen Wert, und er war bereit und gewillt, die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen. Er verlangte einen größeren Anteil an dem Produktionsertrag, an den materiellen und kulturellen Gütern; er forderte einen weit größeren Einfluß im politischen Leben, eine höhere soziale Wertung, ein Mitbestimmungsrecht in den Arbeitsbetrieben, kurz und gut, er verlangte immer stürmischer seine Anerkennung als gleichberechtigter Vollbürger in Staat und Gemeinde und als gleichwertiger Mitarbeiter im Wirtschaftsleben. Daß die Ober- und Mittelschichten dies steigende Selbstbewußtsein des Proletariats nur mit Entsetzen und Abscheu gewahrten, daß sie über die »Unverschämtheit der Proleten« schimpften und daß sie sich gegen ihre »unberechtigten Ansprüche und Forderungen« sträubten, ist selbstverständlich. Aber der selbstbewußte Proletarier ließ sich dadurch nicht beirren, er wußte, was er wert war und was er zu fordern hatte, er sprach zum Unternehmer — oder er dachte es wenigstens —, und wenn es ein Kommerzienrat war: »Wirtschaftlich besteht zwischen uns ein großer Unterschied, denn du hast einen vollen Geldsack und ich habe einen leeren Geldbeutel, aber als Mensch und Bürger dünke ich mich nicht um ein Haarbreit geringer als du!« Darum erschien ihm eine jede Ausbeutung und Entrechtung im wesentlichen als eine Zurücksetzung und Entwürdigung. So entfernte er sich in seinem Denken und Fühlen immer weiter von jenem Musterarbeiter der guten alten Zeit, der in seinem Arbeitsgeber den ihm von Gott gesetzten »Brotvater« erblickte und der dem Herrn Pastor die Hand küßte.

II

Erklärlicher- und berechtigterweise ließen es sich die Führer der Arbeiterbewegung angelegen sein, das aufkommende proletarische Selbstbewußtsein zu wecken und zu pflegen. Sie hatten die richtige Empfindung, daß es unbedingt notwendig sei, das fast erloschene Vertrauen des modernen Proletariats auf seine eigene Kraft wieder anzufachen. Aus dem kräftigen, selbstbewußten Handwerksgefallen des Mittelalters war unter der Herrschaft des Kapitalismus ein gedrückter, an seiner Kraft verzweifelnder Fabrikarbeiter geworden. Da galt es nun, in die Massen Mut, Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein zu bringen. Und das haben die Agitatoren denn auch gründlich besorgt. Sie schilderten die Arbeiterschaft als den Jungbrunnen der Volkskraft und als die Trägerin der neuen Kultur, sie priesen die Stärke, die in der Einigkeit und Geschlossenheit liegt, und sie malten die unwiderstehliche Macht aus, die in der Hand des Proletariats liege, wenn es nur wolle und wenn es geschlossen vorgehe. Marx schickte den Ruf in die Welt hinaus: »Proletarier aller Länder, vereinigt euch!«, Lassalle sprach von dem Proletariat, das mit wallendem Lockenhaar und in ehernen Sandalen seinen Siegesmarsch angetreten habe. Er erträumte von der Zusammenarbeit der Wissenschaft und den Arbeitern das Zerbrechen der kapitalistischen Knechtschaft; er nannte die Arbeiterklasse den Fels, auf dem die Kirche der Zukunft gebaut werden solle, und Herwegh dichtete im Plakattstil die Verse:

Mann der Arbeit, aufgewacht
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.
Deiner Dränger Schar erblaßt,
Wenn du, müde deiner Last,
In die Ecke lehnst den Pflug,
Wenn du sprichst: Es ist genug!

Zweifelloß steckt viel Überschwang und Übertreibung in diesen Worten, aber eine starke agitatorische Wirkung kann man ihnen nicht absprechen.

Es gibt Leute, die den Arbeiterführern diese Agitationsweise zum Vorwurf machen. Das ist unrecht, denn die Führer, die in den Massen das Klassenbewußtsein weckten und das Selbstbewußtsein aufstachelten, haben daselbe getan, was die Führer einer jeden aufstrebenden Klasse tun und tun müssen. Auch die Führer des Bürgertums gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren eifrig bemüht, ihren Klassengenossen das Gefühl für Würde und Selbstachtung beizubringen. Vor der Französischen Revolution schrieb der Abbé Sieyès zwei Flugschriften, von denen die erste den Titel führt: »Was ist der dritte Stand? — Gar nichts!« und die zweite: »Was sollte der dritte Stand sein? — Alles!« Er hielt darin dem Bürgertum einen Spiegel vor, indem er ihm sagte: »Ihr habt nichts zu bedeuten in der heutigen Gesellschaft, aber eigentlich solltet ihr nur allein zu bestimmen haben, denn auf eurer Arbeit beruht die Gesellschaft.« Und Friedrich Schiller, der Dichter des deutschen Bürgertums, rief seinen Klassengenossen zu: »Männerstolz vor Königsthronen! — Ehrt den König seine Würde, ehret uns der Hände Fleiß!« Noch viele andere Dichter jener Zeit mahnten die Bürger, sie sollten ihre Kriecherei und Raubbuckerei aufgeben

und sich ihrer Menschenwürde bewußt werden. Diese immer wiederholte Mahnung hat auch ihre Wirkung nicht verfehlt, denn es setzte ein ernstes Ringen um politische und soziale Gleichberechtigung ein.

Das Bemühen der Arbeiterführer um die Weckung und Stärkung des proletarischen Selbstbewußtseins wurde unterstützt durch die um jene Zeit beginnende höhere Wertschätzung der produktiven Arbeit. Es wurde zu einem Modewort, daß die Arbeit eine Ehre sei und Würde verleihe. Der Wert des Menschen werde nicht durch seine Herkunft und seine Geburt bestimmt, sondern durch seine Leistungen. Der Geburtsadel sank in Kurse, und es kam ein neuer Adel auf, der auf Arbeitsleistung und Tüchtigkeit beruhen sollte. Ein bürgerlicher Dichter sang ein Loblied auf »die Arbeit, die da nützt und nährt und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen, die Mut verleiht und Manneßwert und Adel trotz des Kaisers Schwert und langer Reihn verschollener Ahnen«, und er versieg sich sogar zu dem Ausspruch: »Der höchste Orden, den ich weiß, ist eine Hand voll Schwielen.« Diese hohe Wertschätzung der Arbeit, zumal der Handarbeit, und die Betonung der Tatsache, daß jeder Arbeiter, an welcher Stelle er auch stehen möge, Anspruch habe auf Achtung und Ehre und Anerkennung, mußte natürlich auf das Selbstgefühl der Proletarier günstig einwirken. Der Kurswert der körperlichen Arbeit stieg, die Männer der schwierigen Faust wurden die Helden des Tages.

Zu gleicher Zeit setzte eine Bewegung ein — man könnte sie eine bürgerlich-sozialistische nennen —, die den Arbeiterstand in den Mittelpunkt des Interesses stellte und die Befreiung der Arbeiter aus wirtschaftlichem und geistigem Elend als die wichtigste Aufgabe der Gegenwart bezeichnete. Das Mitleid mit den »Stiefkindern der Gesellschaft«, mit den »Enterbten«, die, vom Schicksal vernachlässigt, »auf der Schattenseite« des Lebens wandeln, ergriff zahlreiche sozial empfindende Menschen aus bürgerlichen, besonders intellektuellen Kreisen. Es machte sich das Bedürfnis geltend, die schreienden sozialen Dissonanzen in einen harmonischen Klang aufzulösen und das schreiende Unrecht wieder gut zu machen, das der Frühkapitalismus in seiner Rücksichtslosigkeit und Brutalität dem werktätigen Volke zugefügt hatte. So entstand eine umfangreiche Literatur in Poesie und Prosa, deren Verfasser — die sozialen Dichter und die Kathedersozialisten — das Elend des Proletariats schwarz in schwarz malten und in der Verhimmelung des Proletariats das Menschenmöglichste leisteten, indem sie den in seinem inneren Kern edlen Arbeiter dem selbstsüchtigen, nur auf seinen Vorteil bedachten Kapitalisten gegenüberstellten. Da konnte es nicht ausbleiben, daß das proletarische Selbstbewußtsein auch aus dieser gutgemeinten, aber einseitigen Darstellung Nahrung sog. Der Kultus, der vielfach mit den Männern der schwierigen Faust getrieben wurde, war in gewissen Kreisen zu einer Modesache geworden, seine Folgen in sozialpsychischer Beziehung sind denn auch nicht ausgeblieben.

* * *

Als der Weltkrieg ausbrach, stellte sich das deutsche Proletariat einmütig, von einigen wenigen wurzellosen Elementen abgesehen, auf die Seite des bedrohten Vaterlandes. Rein gefühlsmäßig, aus der Empfindung heraus, daß die Arbeiter Deutschlands Sachwerte und Kulturwerte

zu verlieren hatten, bildete sich die Überzeugung, daß dieser Besitz gegen Angriffe von außen geschützt werden müsse. So kam der Gedanke, daß man das Vaterland verteidigungslos dem Anprall der Feinde überlassen müsse, gar nicht auf, und die »vaterlandslosen Gesellen« von einstmals wurden jetzt Verteidiger des Vaterlandes. Das soziale Bewußtsein des Proletariats hatte offenkundig im Laufe der Entwicklung eine gründliche Umwandlung erfahren, die Zusammenbruchstheorie war selbst zusammengebrochen; der einstmals in der Seele des Proletariats aufgespeicherte Haß und Ingrimme hatte einer milderen Stimmung Platz gemacht. Der Vernichtungsgedanke war dem Aufbaugedanken gewichen. Das proletarische Selbstbewußtsein fand seine Befriedigung in der Überzeugung, daß gerade die Arbeiterklasse berufen sei, die Grenzen des Vaterlandes nach außen hin zu schützen und im Innern des Landes das Wirtschaftsleben im Gange zu halten. Der Gedanke, daß der ärmste Sohn des Vaterlands auch sein treuester Sohn und Schützer sei, daß die stets vernachlässigten und zurückgesetzten Volksschichten nunmehr das Schicksal Deutschlands in ihren Händen trügen, kehrt in zahlreichen Arbeiterdichtungen wieder. Diese psychologische Tatsache muß man berücksichtigen, wenn man die Stellung des deutschen Proletariats in den ersten Kriegsmonaten verstehen will.

Allmählich trat ein Stimmungsumschwung ein, der das Verhalten des Proletariats wesentlich beeinflusste. Die Massen fühlten instinktiv, daß das Kaiserwort: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!« eine leere Redensart geblieben war, daß das Wort des Reichskanzlers Bethmann Hollweg: »Freie Bahn dem Tüchtigen!« in der Praxis keine Gültigkeit hatte; sie erkannten immer deutlicher, daß die Angehörigen der Unterschichten nach wie vor die Paria geblieben waren. Weder im Heere, wo die Kameradschaftlichkeit angeblich die Grundlage des Zusammenarbeitens bildete, noch in der staatlichen und gemeindlichen Verwaltung, in der der Grundsatz der Gleichberechtigung gelten sollte, merkte man etwas davon, daß der Proletarier als gleichberechtigter und gleichwertiger Mensch betrachtet und behandelt wurde. Militarismus, Bürokratismus und Kapitalismus konnten nicht aus ihrer Haut heraus. Nachdem der erste Begeisterungsrausch verrauchet war, zeigte sich überall wieder, daß das Proletariat noch immer der Packesel geblieben war wie in der Vorkriegszeit. Das Gerechtigkeitsgefühl, der Gedanke der sozialen Gleichwertung und das proletarische Selbstbewußtsein wurden systematisch mit Füßen getreten; man trieb Schindluder mit den edelsten Werten in der Volksseele. Dagegen häumte sich das proletarische Selbstbewußtsein auf. Da war es kein Wunder, daß der Militarismus zusammenbrach und Staat und Gesellschaft unter seinen Trümmern begrub.

Durch die siegreiche Revolution vom November 1918 gewann das proletarische Selbstbewußtsein neue Nahrung, es schoß mächtig in die Höhe und entwickelte sich vielfach zu einem Prokentum. Wir sahen bereits, daß das Selbstbewußtsein überall dort, wo es seine Wurzeln hat in geistiger Tüchtigkeit und Überlegenheit, sich mit Bescheidenheit und Selbsterkennnis paart, daß es aber dort, wo es aus materiellen Ursachen entspringt, unangenehme, abstoßend wirkende Formen annimmt. So war es auch hier. Die unaufgeklärten, undisziplinierten Massen, die auf ihre rein zahlenmäßige Übermacht pochten, wurden teilweise von einem wahren Mach-

rausch befallen, sie gerieten in eine durchaus unbegründete Siegesstimmung, die sie dazu verleitete, ihre Erfolge und ihre Leistungsfähigkeit zu überschätzen und die noch vorhandenen Widerstände und Schwierigkeiten zu unterschätzen. Hand in Hand damit ging oft eine Mißachtung der in der Menschennatur steckenden geistigen und sittlichen Qualitäten. Das Kennen und Können wurde gering geschätzt, das Wollen allein sollte den Ausschlag geben. Es drängten sich zum Teil geistig und sittlich minderwertige Elemente in den Vordergrund, die weder vom Sozialismus, noch von der Arbeiterbewegung, noch auch von der Revolution und ihrer Wirkungsmöglichkeit etwas kannten. Diese Elemente waren es, die in demagogischer Weise die undisziplinierten Proletariatsmassen mit Schlagworten fütterten und ihnen eine Macht andichteten, die nur in ihrer Einbildung bestand. Sie befestigten in ihnen den Glauben, daß eine Revolution an sich geeignet sei, neue Zustände zu schaffen, während sie in Wirklichkeit doch nur die Hindernisse beseitigen kann, die einer freiheitlichen Entwicklung im Wege standen; sie wiegten die Massen in den Wahn ein, daß wir bereits über den Berg hinweg seien, anstatt ihnen zu sagen, daß die eigentliche Arbeit noch zu leisten sei. Da es ihnen an Verantwortlichkeitsgefühl und an dem Willen zur positiven Mitarbeit fehlte, veranlaßten sie weite Schichten des Proletariats, ihre Kräfte in fruchtloser Kritik zu verpulvern.

Demgegenüber bewiesen die in der Schule der Organisation gebildeten und erzogenen Proletarier ihre geistige und sittliche Überlegenheit dadurch, daß sie sich der schweren Aufgabe bewußt blieben, vor die das deutsche Proletariat durch die Novemberrevolution gestellt worden ist. Sie hatten gelernt, daß der Sozialismus ein Entwicklungs- und Erziehungsproblem ist und daß er nur durch Tüchtigkeit, Selbstzucht und Arbeit verwirklicht werden kann. Zweifellos lebte auch in ihnen ein starkes proletarisches Selbstbewußtsein und eine hohe Befriedigung über die Beseitigung des alten Systems, aber sie verschlossen ihre Augen nicht der Tatsache, daß die »Massen«, so wie sie heute nun einmal sind, allein nicht die Kraft besitzen, die sozialistischen Ideale in die Wirklichkeit umzusetzen, sondern daß es darauf ankommt, alle im deutschen Volke vorhandenen geistigen und sittlichen Kräfte in den Dienst dieser Ideale zu stellen. Sie waren gefeit gegen eine Überschätzung der Macht des Proletariats, und sie vertraten unentwegt den Standpunkt, daß die Massen noch nicht reif sind für den Sozialismus, daß vielmehr noch sehr viel Arbeit zu verrichten ist, um sie dafür reif zu machen.

In diesem Stadium der Entwicklung befinden wir uns heute. Während es einstmals galt, das Selbstbewußtsein in den Massen zu wecken und zu pflegen, ist es heute unsere Pflicht, das proletarische Selbstbewußtsein vor einer künstlichen Überreizung zu bewahren, damit es nicht in ein proletarisches Progentum ausartet. Das Proletariat soll sich selbstverständlich stets und in allen Lagen seiner Würde und seiner Bedeutung bewußt bleiben, aber es darf nicht blind sein für die Grenzen seiner Macht und seines Könnens. Bei jedem Menschen, jeder Gruppe und jedem Volke rächt sich die Überschätzung der Macht aufs schwerste; das allzu hoch gespannte Selbstbewußtsein birgt die Gefahr des Mißlingens in sich. Es wäre ein Unglück für das deutsche Proletariat, wenn es an diesen Klippen scheitern sollte. Davor, so hoffen wir, werden jene Proletarier und Proletarierinnen ihre Klassen-

genossen bewahren, die ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein mit Wirklichkeits- und Tatsachensinn verbinden, die leuchtenden Augen in die Zukunft blicken, aber mit beiden Füßen auf dem Boden des Möglichen und Erreichbaren stehen. Es ist und bleibt eine ewige Wahrheit, die das um seine endgültige Befreiung kämpfende Proletariat niemals vergessen darf: Die Schranken seiner eigenen Kraft kühl ermessen können, aus der Erkenntnis solcher Schranken aber nicht Entmutigung schöpfen, sondern den Antrieb zu fortgesetzter Arbeit an sich selbst, um die Kraft zu steigern, das ist die höchste Kunst und die größte Pflicht eines Strebenden.

Warum hungert Deutschland?

Von Kurt Heinz (Berlin)

(Schluß)

II

Ungefähr ebenso seltsam wie das im ersten Artikel wiedergegebene Urteil des Präsidenten der Bremer Handelskammer lautete das Urteil eines anderen Fachmanns mit anerkanntem Namen. Auch der bekannte Friedrich Edler v. Braun, Ministerialrat und Vorstand der Abteilung für Landwirtschaft im bayerischen Staatsministerium des Innern, schrieb in seinem Buche »Kann Deutschland durch Hunger untergehen?« noch im Oktober 1914, daß wir aus dem Ausland genug Brotgetreide bekommen würden. Die Neutralen könnten direkt Getreide an Deutschland liefern; auch die überseeische Einfuhr über Italien und Holland sei keineswegs ausgeschlossen. Amerika und Argentinien müßten ihren Weizen an Deutschland verkaufen, wenn ihre Landwirtschaft nicht einer Katastrophe entgegengehen solle, »und selbst der russische Handel werde Schleichwege finden, um die 118 Millionen Mark nicht zu entbehren, die ihm Deutschland für Roggen und Weizen (im Jahre vorher. D. V.) bezahlt habe. Daß er sich dabei durch Ausfuhrverbote und durch patriotische Rücksichten nicht stören lassen werde, brauche man nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu bezweifeln.«

Weiter kann die fachmännische Naivität kaum getrieben werden; Edler v. Braun brachte es aber doch fertig. Er wies nach, daß das durch den Ausfall des Imports entstehende Defizit an Brotgetreide einfach dadurch gedeckt werden könnte, daß kein deutsches Korn zur Viehfütterung verwendet werde. Dabei darf nicht vergessen werden, daß durch den Krieg wesentliche Grundstoffe der Viehfütterung wegfielen, zum Beispiel die aus dem Ausland eingeführte riesenhafte Menge Gerste für die Schweinemast und im besonderen alles, was außer der russischen Futtergerste an Kraftfutter hereinkam! Das waren keine Kleinigkeiten. So sind es 1913 zum Beispiel 919 000 Tonnen Mais von Rumänien, Rußland und aus überseeischen Ländern, 153 000 Tonnen Raps und Rüben, zumeist aus Indien, 98 000 Tonnen Erdnüsse von Übersee, 116 000 Tonnen Sesam, 560 000 Tonnen Leinsaat und Leinmehl aus Rußland, Indien und Argentinien, 1 390 000 Tonnen Kleie, davon die Hälfte aus Rußland, 200 000 Tonnen Reisabfälle, davon die Hälfte aus Indien, 534 000 Tonnen Dlkuchen, davon drei Fünftel aus Rußland, 63 000 Tonnen Schlempe aus Belgien, Frankreich und Amerika, und 157 000 Tonnen Treber und Malzkeime aus Frank-

reich, England und Amerika. Diese Millionen Tonnen importierter Kraftfuttermittel verlor Deutschland bei Kriegsausbruch! Das ist aber nur ein Teil der Nahrungsmittelverluste. Im Jahre 1913 wurden 398 000 Stück Rindvieh nach Deutschland eingeführt, dazu 8,6 Millionen Stück Gänse, fast ausschließlich aus Rußland, 12 700 Tonnen Hühner und Enten, 59 000 Tonnen Fleisch, 166 000 Tonnen Fische und Fischkonserven und 1,3 Millionen Faß gesalzene Seringe, die Hälfte davon aus England.

Nach Braun war sogar die Weizenknappheit ein Gewinn, weil nach dem Gutachten unanfechtbarer medizinischer Autoritäten Weizenbrotesser, rassenhgienisch gesehen, zur Verweichlichung und Entartung des Volkes beifragen. »Hoffentlich«, meint er, »bringt uns die Kriegszeit wieder dazu, unsere Volksernährung in der Hauptsache auf den Konsum von Roggenbrot zu stützen, aus dem das Germanentum seit Jahrtausenden seine unverstieglische Kraft und Gesundheit geschöpft hat.«

Da kann man nur sagen: »Gott schütze uns vor unseren Fachleuten!«

Braun wies auch an der Hand von Zahlen nach, daß unser Bedarf an Subsistenzmitteln während des Krieges geringer sein würde als in Friedenszeiten. Deswegen meint er:

Faßt man danach das Ergebnis dieser Betrachtungen zusammen, so läßt sich ohne jede Schönfärberei feststellen, daß wir uns vor dem Schreckgespenst des Ausgehungerterwerdens nicht zu fürchten brauchen. Denn wenn sich auch unser bisheriger Verbrauch an Lebensmitteln etwas einschränken muß, so darf doch nicht übersehen werden, daß sich gerade auf diesem Gebiet der Mensch nach der Decke streckt, und daß unsere Decke im Laufe der Jahrzehnte recht groß und behäbig geworden ist, so daß es uns gerade nichts schadet, wenn sie zeitweilig etwas beschnitten wird.

Man sollte annehmen, daß Fachmänner, deren Weisheit später durch die wirklichen Ernährungsverhältnisse so gründlich ad absurdum geführt worden ist, ihre Rolle ausgespielt hätten; aber weit gefehlt, Brauns Leistungen sind längst vergessen, heute ist er Präsident im Reichswirtschaftsrat!

Die Abhängigkeit der deutschen Lebensmittelversorgung vom Ausland ist eine verschiedenartige. Es bezieht erstens Nahrungsmittel, die seine eigene Landwirtschaft nicht in ausreichender Menge erzeugt, ferner solche, die im Inland überhaupt nicht oder wenigstens nicht durch wirtschaftlich lohnende Arbeit hervorgebracht werden können, und schließlich hängt die deutsche Nahrungsmittelerzeugung noch insofern vom Ausland ab, als sie ausländischer Düngemittel bedarf, um ergiebige Ernten zu erreichen. Zudem muß das Vieh zum wesentlichen Teil mit ausländischen Futtermitteln ernährt werden.

Die folgenden Zahlenzusammenstellungen zeigen, in welchem Umfang Deutschlands Ernährung in den letzten Jahren vor dem Kriege vom Ausland abhängig geworden war. Es sind die Zahlen des eigentlichen Spezialhandels, also die wirklich in Deutschland verbrauchten, nicht die nur eingeführten Mengen angegeben, und zwar ist immer allein die Mehreinfuhr, das heißt der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr dargestellt, weil es allein darauf ankommt, zu zeigen, in welchem Umfang die deutsche Lebensmittelversorgung der Hilfe des Auslandes bedurfte. Das Jahr 1913 ist wegen seiner Abnormität außer Betracht geblieben, 1914 deswegen, weil es sich in diesem Jahre schon um eine Kriegsernte handelte.

**Deutschlands Mehreinfuhr an Lebensmitteln im Spezialhandel
im Jahre 1912:**

Warengattung	In Mill. Mark
I. Pflanzliche Nahrungs- und Genußmittel	2048,5
darunter:	
1. Brotgetreide (Roggen, Weizen)	266,6
2. Sonstiges Getreide (Gerste, Hafer usw.)	647,2
3. Ölfrüchte und Samereien	472,1
4. Obst	117,8
5. Südfrüchte	95,4
6. Kolonialwaren und Ersatzstoffe dafür	317,5
II. Lebendes Vieh sowie tierische Nahrungs- und Genußmittel	975,3
darunter:	
7. Lebendes Vieh	186,1
8. Lebendes Federvieh	50,2
9. Fleisch und Zubereitungen davon	73,0
10. Fische usw.	113,4
11. Milchwirtschaftliche Erzeugnisse	198,9
12. Eier	183,0
13. Tierische Fette	168,6
Summe von I und II 3023,8	

Das Bild ist durchaus klar: Die Bevölkerung Deutschlands brauchte vor dem Kriege in zunehmendem Maße das Ausland wegen der dort produzierten Lebensmittel, die deutsche Landwirtschaft brauchte es gleichermaßen immer mehr wegen der von dort kommenden Düngemittel, Düngemittel und anderen Grund- und Hilfsstoffe der Landwirtschaft.

Und doch stand Deutschland mit seinen Durchschnittserntebeträgen pro Hektar vor dem Kriege mit an der Spitze aller Staaten. Das Jahr 1911 bietet dafür einige internationale Vergleichsmöglichkeiten. Es brachte Ernteertrag auf den Hektar:

In	Weizen	Roggen Doppelzentner	Kartoffeln
Deutschland	20,6	17,7	103,5
Frankreich	13,8	14,3	74,2
Rußland	4,7	6,6	70,0
Amerika	8,4	9,8	54,4
Kanada	14,0	11,7	96,7
Argentinien	6,1	—	—

Dafür verbrauchte Deutschland aber pro Quadratkilometer Anbaufläche schon im Jahre 1911 rund 1205 Kilogramm Kalidünger, Frankreich nur 81 und Amerika nur 142 Kilogramm! Dennoch sind die deutschen Ernteerträge während des Krieges gesunken. Die Ententevölker lebten von dem jungen Kulturboden Kanadas und Argentinien und konnten sich zur Not ohne Kali und mit anderen Düngemitteln durchschlagen. Deutschland mußte mit Ersatzkräften und Ersatzmitteln stümpfern.

Ähnlich stand es mit den Grundstoffen der Kriegsführung, zum Beispiel mit dem Erz und dem metallischen Eisen. Deutschlands Anteil — von dem es überdies an die Bundesgenossen abzugeben hatte — an den aufgeschlossenen Erzvorräten der Welt betrug bei Kriegsausbruch 17,3 Prozent, an metallischem Eisen nur 13,3 Prozent. Es hatte keine während des Krieges weiterverarbeitenden Hilfsvölker, es hatte nicht die ganze produzierende Welt hinter sich.

Für Deutschland drehten sich 1914 11,4 Millionen Baumwollspindeln, für England, Frankreich und Amerika 95 Millionen! Wir hätten ohne Roubaix und Lodz schon 1915 keinen Ballen Baumwolle mehr im Lande gehabt.

Deutschland kaufte ferner vor dem Kriege rund die Hälfte des österreichischen und holländischen Exports, etwa ein Viertel des belgischen, russischen und Schweizer, rund ein Sechstel des italienischen, amerikanischen und französischen und rund ein Zehntel des englischen Exports! Die Welt konnte ohne allzu große Not eine Zeitlang ohne Deutschland leben, wir aber nicht ohne die Erträge des Erdballs.

Der Krieg hat diese Abhängigkeit unserer Ernährungswirtschaft vom Ausland noch beträchtlich vermehrt; denn er brachte einen starken Rückgang der landwirtschaftlichen Produktion.

Sehen wir uns kurz die Entwicklung der deutschen Getreideerzeugung an der Hand der Zahlen an.

In den Jahren 1914 bis 1918 sank die deutsche Gesamterntemenge:

Bei Roggen	von 10,4 auf 8,0 Millionen Tonnen
- Weizen	3,8 - 2,5 -
- Kartoffeln	44,7 - 29,5 -
- Hafer	8,8 - 4,7 -
- Wiesenheu	28,0 - 21,4 -

Dieser Ausfall hat nicht etwa seinen Grund im Rückgang der Anbaufläche und in »vorsichtigeren« statistischen Angaben des Grundbesitzes; die Hauptursache liegt im Nachlassen der Bodenleistung! Der Hektar trug an Doppelzentnern:

	1914	1918
Roggen	16,6	13,9
Weizen	20,4	17,1
Kartoffeln	135,7	108,0
Hafer	20,7	14,3
Wiesenheu	50,1	34,5

Die Viehzählungen geben die gleichen sinkenden Ziffern. Vorhanden waren am

	1. Dezember 1914	4. Dezember 1918
	in Millionen Stück	
Pferde (ohne Militärpferde)	3,4	3,4
Rindvieh	21,8	17,6
Schweine	25,3	10,2

Überall ein Rückgang der landwirtschaftlichen Erzeugung und damit der zur Verfügung stehenden Masse der Nahrungsmittel. Die Vorgänge in Spaß illustrieren denn auch deutlich, wie ganz anders jetzt Deutschland wirtschaftlich der Welt gegenübersteht als vor dem Kriege. Es kann nicht einfach Handel treiben, kaufen und verkaufen wie ehemals. Es ist ein Staat zweiter Ordnung geworden, dessen weltwirtschaftliche Funktionen auf Jahrzehnte hinaus von den kapitalistischen Großmächten des Erdballs bestimmt werden. Dabei ist die eigentliche Geldschuld als eine dem deutschen Volke aufgebürdete Last noch nicht das Entscheidende. Ein Großstaat kann stark verschuldet sein, ohne dabei die Rolle Deutschlands spielen zu müssen. Aber hier ist es so, daß die Alliierten unsere Produktionsresultate nach ihren Formeln verteilen und uns auf der Welt nur kaufen lassen, was ihnen

überflüssig oder für unsere Existenz durchaus unerlässlich zu sein scheint. Wir können uns deshalb auch um unserer Ernährung willen weder den Luxus einer freien privatrechtlichen Wirtschaft noch den von Sowjetexperimenten leisten. Alle Tätigkeit muß darauf gerichtet sein, durch Steigerung unserer Produktivität wenigstens das Nötigste zur Ernährung unseres Volkes zu beschaffen.

Kohlensozialisierung

Von Rud. Wiffell

Der Gedanke des Sozialismus hat im Laufe des letzten Jahres weite Kreise erfaßt, die bis dahin für diesen Gedanken nicht reif waren. Die Umwandlung des Denkens und der Anschauung, die früher Jahrzehnte erforderte, vollzieht sich heute unter der brutalen Wirkung der rauen Wirklichkeit in viel kürzerer Zeit. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß im Reichstag diesmal für eine weitgehende Sozialisierung der Kohle eine Mehrheit vorhanden sein wird, die im vergangenen Jahre nicht zu erzielen gewesen wäre. Die seitdem in der Kohlenwirtschaft gemachten Erfahrungen sind freilich nur zu sehr geeignet, diese Wandlung der Anschauungen zu erklären.

Wenn im vorigen Frühjahr die politische Möglichkeit einer Vollsozialisierung gegeben gewesen und sie dementsprechend erfolgt wäre, würde damit wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus der Weg für weitere Sozialisierungen verbaut gewesen sein. Auch in einer sozialisierten Kohlenwirtschaft wäre es unmöglich gewesen, die Kohlenförderung so zu steigern, wie sie bei der Notlage unseres Landes an sich geboten ist; und es würde auch nicht möglich gewesen sein, jene Preissteigerung hintanzuhalten, wie wir sie auf dem Gebiet der Kohlenwirtschaft erlebt haben. Beides hat seine Ursache in Verhältnissen, die selbst eine sozialisierte Wirtschaft nicht sofort zu ändern vermag. Beides aber würde allen Gegnern der Sozialisierung Anlaß gegeben haben, darauf hinzuweisen, daß die Sozialisierung zum schwersten Schaden für die Gesamtwirtschaft ausgeschlagen sei. Wegen der Sozialisierung der Kohle, hätte man gesagt, sei im Laufe eines Jahres eine Erhöhung der Preise auf das Vierfache eingetreten, und selbst diese wesentliche Preissteigerung habe nicht vermocht, die Förderung auf eine Höhe zu bringen, die die notwendigen Ansprüche der Industrie, des Gewerbes, der Landwirtschaft, des öffentlichen Verkehrs, der Gas- und Elektrizitätsversorgung sowie des privaten Haushalts sicherstellte; vielmehr habe die Sozialisierung den erheblichen Kohlenmangel auf allen Ecken und Enden verschuldet. Und wenn man auch mit Engelszungen hätte reden und behaupten wollen, daß sei nicht der Sozialisierung zuzuschreiben, sondern würde auch in freier Wirtschaft eingetreten sein, hätte doch der Schein dagegen gesprochen.

Wenn wir heute vor großen Fehlmengen in der Kohlenproduktion und vor einer früher nicht für möglich gehaltenen Preissteigerung stehen, kann das nicht der Sozialisierung in die Schuhe geschoben werden, sondern ist einer der Initiative des einzelnen Industriellen freien Spielraum lassenden Wirtschaft zu danken. Diese Tatsache hat schließlich auch in solchen Köpfen,

die früher der uneingeschränkten Freiheit auf wirtschaftlichem Gebiet das Wort redeten, die Überzeugung reifen lassen, daß, wenn die freie Wirtschaft nicht imstande sei, den Anforderungen der Wirtschaft zu genügen, man den Schritt tun müsse, der das Sehnen und Verlangen der Arbeiter nach einer neuen Form der Kohlenwirtschaft verwirkliche. Vielleicht würden dadurch neue Impulse zur Produktionssteigerung ausgelöst und somit auf diesem Wege der aus der mangelnden Kohlenförderung erwachsenen Not der Gesamtwirtschaft abgeholfen werden können.

So ist eine geistige Atmosphäre entstanden, in welcher der jüngst von der Sozialisierungskommission als das Ergebnis ihrer Beratungen der Öffentlichkeit übergebene Bericht viel höhere Beachtung findet, als es sonst der Fall sein würde. Wie schon durch die Tagespresse bekannt geworden, gipfelt der Bericht in zwei Vorschlägen, die von zwei gleich starken Hälften der Sozialisierungskommission unterstützt werden. In einer Reihe ganz wesentlicher Punkte ist die Sozialisierungskommission durchaus einheitslicher Meinung. Es bestand überhaupt keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß eine Ausschaltung kapitalistischer Gewinne im Kohlenbergbau unbedingt notwendig ist. Während aber ein oder zwei Mitglieder der Meinung waren, daß dieses Ziel auch ohne grundlegende Änderung der heutigen Wirtschaftsform erreicht werden könne, ist die überwiegende Mehrheit der Sozialisierungskommission der Überzeugung, daß jetzt unter Ausschaltung der freien Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel eine Überführung des Bergbaus in die Gemeinwirtschaft geboten sei. Auf welchem Wege das zu geschehen habe, darüber gehen jedoch die Meinungen auseinander. Daher die zwei verschiedenen Vorschläge, von denen oben gesprochen wurde.

Die beiden Gruppen sind im Prinzip gleicher Meinung über die Stellung der Arbeiter und Angestellten im sozialisierten Betrieb. Beide sind der Ansicht, daß den Arbeitern das Mitbestimmungsrecht und eine Beteiligung am Arbeitserfolg zu gewähren ist. Die eine Gruppe meint aber, daß diese Frage für den Kohlenbergbau schon jetzt bei der Sozialisierung geregelt werden müsse, während die andere glaubt, daß das einheitlich für alle sozialisierten Industrien zu geschehen habe.

Als Leitung der deutschen Kohlenwirtschaft, für deren Gesamtbezeichnung das Wort Kohलगemeinschaft gewählt worden ist, ist ein Reichskohlenrat gedacht. Der Kohlenrat soll seine Spitze in einem Direktorium erhalten, das, frei von allen bürokratischen staatlichen Fesseln, im Rahmen eines alljährlich beim Reichskohlenrat einzubringenden Wirtschaftsplans zu arbeiten hat, und dem nach Maßgabe der Geschäftsordnung des Reichskohlenrats freie Hand gelassen werden soll. Dieser Reichskohlenrat führt die Oberleitung der Kohlenwirtschaft. Er hat die Geschäftsführung des Reichskohlendirektoriums zu überwachen. Seine Zustimmung soll erforderlich sein für die Errichtung neuer Werke, für die Stilllegung von Betrieben, für die Abgrenzung der Bergbaubezirke — deren etwa 20 eingerichtet werden sollen — und ferner für den Abschluß von Tarifverträgen mit den Arbeitnehmern. So will es der Vorschlag 1, gegen den in diesem Punkte auch von der anderen Gruppe kaum ein Einwand erhoben wird.

Beide Vorschläge lehnen gleichermaßen die Verstaatlichung des Kohlenbergbaus ab. Es sollen alle aus dem behördlich-bürokratischen Geschäftsgang sich ergebenden Schwierigkeiten sowie die Abhängigkeit von mini-

fteriellen und parlamentarischen Einflüssen vermieden werden. Die Kohलगemeinschaft muß ferner — auch darüber besteht Übereinstimmung — die gesamten deutschen Stein- und Braunkohlenbergwerke, also sowohl die privaten wie staatlichen Gruben, umfassen. Damit soll eine freie Betätigungsmöglichkeit und Verantwortungsfreudigkeit der Leiter in finanziellen Fragen geschaffen und sie von den einengenden Bindungen eines Staatsbetriebs befreit werden. Neben den eigentlichen Bergwerken sollen auch die Betriebe für die Herstellung von Briketten, für die Verkokung und für die Gewinnung von Nebenerzeugnissen, die aus der Verkokung im Werk unmittelbar sich ergeben, der Kohलगemeinschaft angeschlossen werden.

Der Kohलगemeinschaft fällt auch das ausschließliche Nutzungsgrecht zu, und ebenso erhält sie das Besitzrecht auf alle unverrichteten Kohlenfelder gegen Entschädigung — wenn nötig, kann sie das Enteignungsverfahren einleiten. Auch der Kohलगroßhandel soll vom Reichskohlenrat gemeinwirtschaftlich geregelt werden. Die Verteilung des Hausbrandes ist hingegen den Gemeinden überlassen, die sich zu dieser Verteilung genossenschaftlicher Organisationen oder des Kleinhandels als ihrer Organe bedienen können.

In welcher Form die Enteignung der heutigen Besitzer der Kohlenbergwerke zu geschehen hat, wird in den Vorschlägen nicht besonders behandelt; doch ist Einmütigkeit der Meinung darüber vorhanden, daß man einen einzelnen Wirtschaftszweig ohne Entschädigung nicht enteignen kann. Das würde eine einseitige Schädigung einzelner Besitzergruppen bedeuten. Die Kommission meint, daß, abgesehen von der mit der Sozialisierung unvermeidlichen Benachteiligung, die Unternehmer in ihm nicht härter davon betroffen werden dürfen, als es der möglichst einheitlich zu gestaltenden Handhabung des Sozialisierungs- und Enteignungswesens entspricht. Ebenso wie die Entschädigung für Enteignungen durch ein besonderes Gesetz geregelt werden soll, sollen durch ein solches Gesetz auch die Grundsätze, nach denen bei der Enteignung zu verfahren ist, festgelegt werden und ebenso die Bedingungen für die Überführung der bestehenden Privatregale und Abbaurechte der Grundeigentümer in den Besitz der Kohलगemeinschaft. Die Überschüsse der deutschen Kohlenwirtschaft, die, wie ich nochmals bemerken möchte, auch künftig in allen Punkten ihre vermögensrechtlichen Angelegenheiten selbst regelt und auf Grund kaufmännischer Buchführung verwaltet, sollen in die Reichskasse fließen, soweit sie nicht im Einvernehmen mit der Reichsregierung zur Förderung der Kohlenwirtschaft selbst verwendet werden. Die Preise für die in sozialisierten Betrieben erzielten Produkte, also in erster Linie die Festsetzung der Kohlenpreise, sollen der Genehmigung der Reichsregierung unterliegen.

Der Kohленrat soll aus 100 Mitgliedern bestehen, von denen 15 von den Leitern der Bergbaubezirke und der Betriebe, 25 von den Arbeitern, 10 von den Angestellten, 15 von den Verbrauchern der Industrie und 10 von den übrigen Verbrauchern gewählt werden; je 5 sollen vom Reichstag und Reichswirtschaftsrat bestimmt und 15 außerdem technisch und wirtschaftlich erfahrene Mitglieder vom Reichskanzler ernannt werden.

Die Vorschläge gehen weiter von der Überzeugung aus, daß in dieser Zeit des Übergangs zu neuen Wirtschaftsformen kein einzelnes sozialisiertes Gewerbegebiet der Verbesserung- und Erwerbsprämien entbehren kann, die als Ersatz des heutigen Anreizes zu angestrengter Tätigkeit gedacht sind.

Während jedoch in allen diesen Fragen kaum eine Meinungsverschiedenheit in der Kommission bestand, sicher keine erhebliche, gehen die Ansichten bezüglich des Weges, auf dem die Sozialisierung erstrebt werden soll, auseinander. Der eine Teil der Kommission ist der Meinung, daß schon heute die restlose Beseitigung des Privateigentums im Kohlenbergbau erfolgen könne und müsse, während der andere Teil eine Zeit des Übergangs für nötig hält, eine Zeit des Übergangs, die allerdings keinen Zweifel darüber läßt, welchen Zielen zugestrebt werden soll.

Der Vorschlag 1, das heißt der für sofortige Beseitigung des Privateigentums im Bergbau, will prinzipiell das privatkapitalistische System ändern. Seine Vertreter meinen, daß, wenn der privatwirtschaftliche Betrieb unter heutigen Verhältnissen bestehen bleibe, in dem Kohlenrat immer eine Gegenfälligkeit der Interessen vorhanden sein werde. Die Sozialisierung könne nur von Erfolg begleitet sein, wenn sie den Gegensatz des privaten zum Allgemeininteresse aufhebe, nicht, indem sie die Vertreter beider Interessen zwingt, zusammenzuarbeiten. Wenn man das privatkapitalistische System erhalten und es lediglich einer scharfen Kontrolle unterwerfen wolle, würde man die private Initiative an ihrem Nerv treffen, ohne gleichzeitig die Vorteile des gemeinwirtschaftlichen Systems zu erreichen. Demgegenüber meinen die Mitglieder der Sozialisierungskommission, die den Vorschlag 2 unterzeichnet haben (zu ihnen gehöre auch ich), daß unsere Kohlenwirtschaft heute zu gefährdet sei, als daß man auch nur im geringsten experimentieren dürfe. Sie glauben, daß die stärksten und besten Wirtschaftsleiter bei einer Vollsozialisierung der Kohlenwirtschaft verlorengehen würden. Wohl sei es möglich, für überwiegend verwaltungsmäßige Wirtschaftsgebiete ohne jede Gefahr Sozialisierungen unter vollster Ausschaltung des Unternehmertums vorzunehmen; die vorwiegend industriellen, technisch wandelbaren, auf Initiative gestellten und zeitlich gefährdeten Unternehmungen könnten jedoch nicht ohne Erschütterung der heutigen Wirtschaft entzogen und lediglich den Betriebskräften der Beamten und der Verbandsleitung unterstellt werden. Der Vorschlag 2 will daher den Unternehmer als verantwortlichen Aufseher und als Befehlshaber an der Wirtschaft erhalten, ihm aber alle Monopolrechte und Ausichten auf Differentialrente sowie die Bestimmung des Preises und Gewinns entziehen, seine Wirtschaft durchsichtig und klar, also bis in die letzten Einzelheiten kontrollierbar machen und seinen Besitz im Verlauf eines gesetzlich zu bestimmenden Zeitraums zugunsten der Gemeinschaft enteignen. Bis dahin werden, so hofft man, die heute noch maßgebenden Triebkräfte des privaten Erfolgs durch die Triebkräfte des Gemeinfinns ersetzt werden. Im Reichskohlenrat soll sich die Rechnungslegung aller Werke vereinigen, und zugleich sollen sich dort die Gewinne sammeln. Von ihm aus soll dann die Geschäftspolitik der Kohlenwirtschaft geleitet werden. Entscheidender Grundsatz im Vorschlag 2 ist, daß alle Werke die gesamte Produktion ihrer Förderung dem Reichskohlenrat zu Selbstkosten zu überlassen haben. Da bisher die Zuverlässigkeit der Selbstkostangaben mehr wie zweifelhaft war, sollen für die Selbstkosten in Zukunft die buchmäßigen jährlichen Rechnungsabschlüsse maßgebend sein. Kein Werk soll mehr das Recht haben, Betriebsgewinne zu erzielen. Am Jahreschluß müssen Selbstkosten und Syndikatszahlungen sich ausgleichen. Neue private Betriebe werden auf dem Gebiet der Kohlenwirtschaft nicht zugelassen. Wo

sich die Erschließung neuer Felder notwendig macht — das Bedürfnis nach Steigerung der Kohlenproduktion bedingt diese Erschließung —, ist das auch nach Ansicht des zweiten Vorschlags Aufgabe des Kohlenrats. Diese neuen Betriebe sollen von vornherein dem Privatbetrieb entzogen, also Gemeineigentum sein.

Auch nach dem Vorschlag 2 würden demnach die bisher von den privaten Zechenbesitzern beherrschten und geleiteten Machtzentralen in eine gemeinschaftliche Organisation eingebracht werden, in der die privaten Interessen, soweit die Richtung der Gesamtwirtschaft in Frage kommt, keinen Einfluß mehr haben. Freilich bleibt nach diesem Vorschlag der private Unternehmer im Einzelbetrieb, aber nur, weil von heute auf morgen die Atmosphäre nicht zu ändern ist, in der unsere heutige Wirtschaft groß wurde. Ich habe nicht das Vertrauen zu den bisherigen Leitern der Kohlenwirtschaft, daß sie von heute auf morgen die gleiche Initiative, ihr ganzes Können und ihre ganze Sachkunde in den Dienst einer Wirtschaft stellen würden, deren Ziel das Allgemeininteresse ist. Das scheint mir aber bei der gefährdeten Kohlenlage des Reiches nicht entbehrlich zu sein. Ich habe nie ein Fehl aus meiner Überzeugung gemacht, daß der Arbeiterschaft noch außerordentlich viel an wirtschaftlichem Wissen fehlt, und daß dieser Mangel die Ursache des Einflusses ist, den das heutige Unternehmertum noch ausübt. Nur zu oft lassen sich die Arbeiter verleiten, den Strang des Unternehmertums zu ziehen, wenn daraus ein geschäftlicher Vorteil für sie zu erwachsen scheint. Den Blick auf die eigenen Berufsinteressen gerichtet, verleiten sie leider nur zu oft ihre eigenen Klasseninteressen, nicht bewußt, sondern infolge des Fehlens eines ausreichenden Blickes für die tausendfältigen Zusammenhänge unseres so weitschichtigen und feingegliederten Wirtschaftsorganismus. Auch den Arbeitern gegenüber habe ich diese meine Auffassung betont und ihnen immer und immer wieder zugerufen, daß sie erst dann weiterkämen, wenn sie sich zunächst der Grenzen ihres eigenen Könnens und Wissens bewußt würden.

Noch auf dem letzten Betriebsrätekongreß habe ich das getan und nicht nur keinen Widerspruch, sondern offene Zustimmung gefunden. Gerade diese Zustimmung ist für mich aber der beste Beweis, daß dieser Zustand nicht bleiben, sondern sich ändern wird. Aber noch ist er nicht geändert. Daraus erwächst meine Überzeugung, daß wir das Maß an Wissen und Kenntnissen zur Leitung unserer Wirtschaft nicht entbehren können, das sich in der Unternehmerschaft angesammelt hat und hier anhäufen mußte, weil das nur an der Stelle geschehen konnte, an der das Unternehmertum steht, an der Spitze der Wirtschaft. Es handelt sich also darum, diese auf der Unternehmenseite heute vorhandene, der Arbeiterschaft noch abgehende Kenntnis in die sozialisierte Wirtschaft einzuschalten. Ich sehe dazu keinen anderen Weg, als dem Unternehmertum vorläufig die Leitung des Einzelbetriebs innerhalb engezogener Grenzen noch zu überlassen. Ganz besonders betone ich, daß ich damit nur die rein sachliche Funktion der Leitung unter Ausschluß des Einflusses auf die Industriepolitik und unter Begrenzung jedes kapitalistischen Gewinns verstehe. Man wird mir vielleicht einwenden, erstens, daß die zur Leitung der Wirtschaft erforderlichen Kräfte auch in der sozialisierten Wirtschaft, und zwar schon heute vorhanden seien, und zweitens, daß mit der Beibehaltung der heutigen Unternehmer eine Erschwerung der Wirt-

schaft eintrete. Man werde damit dem glühenden Sehnen der Arbeiterschaft nicht gerecht, die immer dringender die restlose Ausschaltung des Eigentums an den Produktionsmitteln, ganz besonders im Bergbau, verlange, und zum anderen würde das Unternehmertum der sozialisierten Wirtschaft Knüppel zwischen die Beine zu werfen suchen. Darauf habe ich folgendes zu sagen: Schon in meinem Gutachten in der Programmbroschüre des Parteivorstandes habe ich darauf hingewiesen, daß die Mitarbeit der wirtschaftlichen und geistigen Führer des bisherigen kapitalistischen Wirtschaftssystems auf seiten des Proletariats bisher ausgeblieben ist, auch soweit diese Führer nicht selbst Kapitalisten sind. Ich führe das darauf zurück, daß diese Schichten während der stürmischen Aufwärtsentwicklung des Kapitalismus in Deutschland in reichlichem Maße Nutznießer des Kapitalismus gewesen sind und sich daher subjektiv mit den Interessen der Bourgeoisie verknüpft fühlen. Deshalb glaube ich nicht, daß im Falle einer Vollsozialisierung die zur Leitung der Kohlenwirtschaft erforderlichen ersten Kräfte uns in dem Maße heute zur Verfügung stehen würden, wie es zur Vermeidung einer Gefährdung der Kohlenwirtschaft notwendig wäre.

Es trifft wohl zu, daß ein unstillbares Sehnen nach neuen Wirtschaftsformen die Arbeiterschaft erfüllt, und ich weiß, daß mit seiner Erfüllung ein wichtiges Moment zur Steigerung der Produktion gegeben wäre. Aber ich glaube auch an die Einsicht der Massen in die Notwendigkeit, die Kenntnisse des heutigen Unternehmertums auszunutzen, soweit es irgend geht. Das führt mich zu dem zweiten Einwand, den ich oben erwähnte. Daß das Unternehmertum aus reiner Lust und Freude seine Kraft der sozialisierten Wirtschaft widmen würde, wäre Torheit zu glauben; aber es ist keine Torheit, an den Erwerbszinn der Unternehmer zu glauben. Es liegt ja an der Gestaltung des Sozialisierungsgesetzes, festzusetzen, wie hoch nach dem Stande der Produktionsrichtungen der für die Ablösung des Eigentums zugestandene Entschädigungsbetrag zu bemessen ist. Und schließlich: was wäre denn verloren, wenn alle diese Versuche, die Kenntnisse der Unternehmerschaft dem sozialisierten Kohlenbergbau zu erhalten, fehlschlügen? Dann müßten wir eben den Sprung ins Dunkle tun, den die sofortige Beseitigung des Privateigentums im Bergbau auch nach Meinung mancher seiner Befürworter darstellte.

Ebenso auch, wenn von vornherein sicher wäre, daß nach dem Vorschlag 2 die Mitwirkung des Unternehmertums nicht zu erlangen wäre. Soweit man bisher die Stellung der Unternehmerschaft überschauen kann, ist eine einheitliche Ablehnung der beiden Vorschläge zu verzeichnen. Die Ablehnung erfolgt offenbar nach vereinbartem Plan, denn sie kam zu schnell und gleichartig. Man wendet sich dabei nicht grundsätzlich gegen die Sozialisierung, sondern lehnt vielmehr die beiden Vorschläge mit der Begründung ab, daß, möge man zur Sozialisierung stehen, wie man wolle, diese Vorschläge nicht akzeptabel seien. Soweit eine Unterscheidung zwischen Vorschlag 1 und Vorschlag 2 gemacht wird, geht sie dahin, daß, wenn nur die Wahl zwischen den beiden Vorschlägen bliebe, dann der erste Vorschlag und nicht der von mir mitunterzeichnete Annahme finden könne.

Jedenfalls ist zu konstatieren, daß mit aller Entschiedenheit das Unternehmertum und alle mehr oder minder mit ihm durch ihre Interessen vereinten Schichten der Sozialisierung widerstreben. Mir will scheinen, daß

man den vollen Ernst unserer Lage in diesen Kreisen noch nicht erfaßt hat. Man scheint nicht einzusehen, daß wir aus unserer Not nur durch gemeinsames Handeln herauskommen können. Wir sind ein Volk, wir haben eine Not, und aus dieser Not heraus kann es nur ein Ziel geben. Lehnt das Unternehmertum diesmal den Weg, der allein dieser Not zu steuern geeignet ist, ab, dann werden die politischen Verhältnisse uns zwingen, den »Sprung ins Dunkle« zu wagen, und ich würde nicht anstehen, mit aller Entschiedenheit dann alles zu tun, damit wir auch ohne die Mitwirkung der Unternehmer, lediglich gestützt auf das eigene Wissen und Können, aus diesem unseligen Zustand der Halbheit herauskommen. Will es die Unternehmerschaft darauf ankommen lassen, so darf sie sich über die Folgen nicht beklagen.

Die Ökonomie der Reaktion

Von Artur Heichen

Der zukünftige Geschichtsschreiber der deutschen Revolution wird weit mehr als seine Vorgänger Nationalökonom und Wirtschaftsstatistiker sein müssen. Ohne Verständnis der wirtschaftlichen Tatsachen ist kein Verständnis der Revolution — und auch kein Verständnis der Reaktion möglich. Beide, Revolution und Reaktion, nur politisch begreifen zu wollen, ist ein Fehler, dem viele tagtäglich verfallen. Vorn bewegt man sich in den plätschernden Gewässern ethisierender und moralisierender Pathetik und schwägt vom »Verrat« der Scheidemänner, der Noskes, der Rechtssozialisten usw. Nachdem man sich derart gegen eine tieferdringende Erkenntnis und ein wirkliches Verständnis dessen, was ist und was geschieht, immun gemacht hat, geht man dann hin und klagt die anderen an. Das gilt naturgemäß für alle Parteien! Auch die aufsteigende Reaktion zu begreifen, die Gefahren zu erkennen, die von ihr drohen, und die Mittel und Wege zu finden, diese Gefahren rechtzeitig abzuwehren, das alles sind Aufgaben, die nicht durch Schimpfen, sondern nur durch Erkenntnis der realen Tatsachen lösbar gemacht werden können. Woher zieht die aufsteigende Reaktion ihre Kräfte? Daß sie im Aufstieg begriffen ist, darüber darf man sich keiner Illusion hingeben. Das Ergebnis zur ersten Reichstagswahl und viele andere Symptome bestätigen dies genügend. Bloß die Dummheit der lieben Mitmenschen dafür verantwortlich zu machen, die allein es verhindere, daß wir auf kürzestem Wege zu der ersehnten parlamentarischen sozialistischen Mehrheit gelangen — das ist gewiß auch eine Erklärung, aber nur eine schlechte und unzureichende.

Wenn wir hier von den ökonomischen Wurzeln der Reaktion sprechen, so heißt das nicht, daß diese die alleinigen sind; aber sie werden, so wichtig sie sind, gern übersehen. Deshalb möchten wir die Aufmerksamkeit auf sie lenken. Daß die eigentliche Schicht der Besitzenden sich durch das Aufsteigen des vierten Standes bedroht fühlt, ist selbstverständlich und bedarf keiner weiteren Worte; aber diese Schicht ist so dünn, daß sie beispielsweise unmöglich die hohen Stimmziffern der Rechtsparteien verständlich macht. Der wichtigste Grund ist vielmehr in der Geldentwertung zu suchen, deren Rückwirkungen die einzelnen Schichten und Klassen des Volkes verschieden betroffen haben. Wenig berührt davon wurde die Landwirtschaft, weil sie mit der Geldwirtschaft nicht in dem Maße verflochten ist wie die städtischen Bevölkerungsschichten. Günstig haben die Unternehmer einerseits, zum Teil auch die Arbeiterschaft andererseits abgeschnitten, indem beide zur Zeit aufsteigender Konjunktur einander wechselseitig hohe Profite und hohe Löhne zugestanden — zu

Lasten des hilflosen Konsumenten. Die Periode dieses »Klassenkampfes« ist jetzt allerdings vorüber. Zwar haben die Profite nicht in demselben Maße zugenommen wie die Geldentwertung, und erst recht nicht die Löhne — das wäre ja auch angesichts der Verarmung Deutschlands ein unmögliches Ding —, aber die Unternehmer und die Arbeiterschaft (abgesehen von einzelnen Arbeiterschichten und von den Erwerbslosen!) haben im Vergleich zu anderen Bevölkerungsschichten in dem Bestreben, ihr Einkommen dem sinkenden Geldwert anzupassen, mehr Erfolg gehabt. Die Hauptlast der Geldentwertung und Volksverarmung traf besonders den kleineren Mittelstand. Diese Tatsache treibt die betreffenden Bevölkerungsschichten in die Hände der Reaktion, die sich sehr geschickt um den Nachweis bemüht, daß die Lohnpolitik der Arbeiterschaft ihnen das genommen habe, worüber sie früher mit ihrem Einkommen verfügten, daß also die Arbeiterschaft und die Parteien, die sich auf sie stützen, ihre geborenen Feinde seien, daß sie, die Mittelschichten, durch die Lohnpolitik der Arbeiterschaft in ihrer Existenz bedroht, also nur dort Anschluß suchen dürften, wo man der Arbeiterschaft fest entgegenträfe. So übertrieben die Zuspitzung dieser Argumente ist, so sehr sie andere Faktoren: die Preispolitik der Landwirtschaft, die Profitwirtschaft und Dividendenpolitik der Unternehmer geistlich aus dem Auge läßt, darf man sich doch keinen Illusionen darüber hingeben, daß diese Argumente ungemein zugkräftig sind, weil bis zu einem gewissen Grade Wahres in ihnen enthalten ist. Es ist natürlich ungemein schwer, dies ziffernmäßig nachweisen zu wollen. Man wird sich mit einzelnen Symptomen begnügen müssen. Von den Beamten wird man im ganzen sagen können, daß sie ihr Einkommen nicht in gleichem Maße erhöhen konnten wie die Arbeiterschaft. Noch schlimmer ist das Heer der kleinen Rentner daran, die vor dem Kriege ausschließlich oder zum Teil von den Erträgen ihrer Sparkapitalanlagen, von Zinsen aus Rentenpapieren, Hypotheken, Depositanlagen lebten. Sie sind von der Geldentwertung in vollem Ausmaß betroffen worden, weil sie ihr Kapital um nichts vermehren konnten, sondern bei fest- und gleichbleibenden Nominaleinnahmen der Verwandlung ihrer Goldmarkrenten in sinkende Papiermarkrenten hilflos zusehen mußten. Von einer anderen Schicht des Mittelstandes, dessen Kapitalbesitz nicht in Geldforderungen, sondern in realen Werten besteht, gilt ähnliches, obwohl sonst die Besitzer aller realen Werte gewissermaßen als hochtragende Inseln den Anprall der stürzenden Wogen der Geldentwertung leidlich gut überstanden haben. Wir meinen die Schicht der Hausbesitzer, namentlich der kleineren. Ohne die gesetzlichen Maßnahmen würden zweifellos die Häuserwerte und demgemäß die Mieten in einem ähnlichen Verhältnis gestiegen sein, wie der Wert der Papiermark gesunken wäre. Dem standen aber die amtlichen Mietpreisregulierungen entgegen, die hier Erfolg haben mußten, weil nun Häuser einmal unmöglich Gegenstand des Schleichhandels werden konnten. Wie wenig die Mietpreise und damit die Einkommen der Hausbesitzer selbst in einer Zeit rapidester Geldentwertung gestiegen sind, dafür ein Beispiel aus Frankfurt a. M. Nach den Feststellungen von Dr. Elsas bewegten sich die Mietpreise in folgender, durch Indizes dargestellter Höhe: 1. April 1919 8.—, 1. September 1919 8.80, 1. November 1919 8.80, 1. Januar 1920 8.80, 1. März 1920 9.20, 1. Mai 1920 9.20.

Allerdings basieren die Zahlen nicht auf genauen statistischen Erhebungen, sondern sind nur »durch Symptomatik« festgestellt, aber ungefähr treffen sie doch zu. Die Gesamthaushaltungskosten in Frankfurt a. M. wuchsen in der gleichen Zeitspanne von 100 auf 289. Hier also eine Zunahme von 189 Prozent, bei den Mietpreisen eine solche von nur 15 Prozent. Zu ähnlichen Resultaten kommt man, wenn man das Problem von der Seite der einzelnen Konsumwirtschaft her betrachtet. Das Breslauer Statistische Amt hat erstmalig nach dem Kriege in den Monaten Oktober bis Dezember 1919 Erhebungen über Haushaltsrechnungen angestellt und kommt dabei hinsichtlich der Ausgabenquote für Mieten zu folgenden Ergebnissen (Beilage Februar 1920, S. 8):

»Da die Steigerung der Miete so beschränkt worden ist, macht sie auch heute eine vergleichsweise nur geringe Quote der Ausgaben aus. Während vor dem Kriege ein mittlerer Beamter mit 3000 Mark Einkommen schätzungsweise... beinahe 17 Prozent seines Einkommens für Miete ausgab, sind es heute nur 5 Prozent. Ein Arbeiter mußte damals 20 Prozent und mehr darauf verwenden, heute 4 Prozent.«

Die sinkende Ausgabenquote für Wohnung spiegelt ein Resultat der Geldentwertung und Einkommenverschiebung wider — eine Tatsache, die zur Beurteilung politischer Erscheinungen wie die Zunahme der reaktionären Strömungen nicht ohne Wert ist.

Ein anderes Beispiel: Die studentischen Ausschüsse verschiedener Universitäten haben über die wirtschaftliche Lage der Studenten Erhebungen angestellt. Dabei hat sich ergeben, daß in diesen Kreisen eine Notlage herrscht, von deren Ausmaß und Umfang die breitesten Öffentlichkeit keine Ahnung hat. An sich ist diese Tatsache durchaus verständlich, weil eben die Studentenschaft in ihrer großen Mehrheit dem durch die Geldentwertung schwer betroffenen Mittelstand entstammt. Jedenfalls verfügt heute der Durchschnittsstudent bei weitem nicht über ein solches Einkommen wie der ungelernte Arbeiter der gleichen Altersklasse. Kein Wunder, daß der Student mit Neid auf seine Altersgenossen des Arbeiterstandes blickt, kein Wunder auch, daß mancher sich der Reaktion verschreibt, die ihm bessere Zeiten verheißt sowohl für die Gegenwart als Student wie für die Zukunft als Berufsmensch.

Hier wuchert eine politische Romantik aller Schattierungen — vom Radau-antisemitismus angefangen bis zum Nationalboltschewismus, eine Romantik, die aber, weil ihre Träger rerum novarum cupidissimi sind, nicht ganz ungefährlich und unbedenklich ist, zumal eine bewegliche Entschlossenheit das Kennzeichen aller kriegserfahrenen politischen Radikalinsten ist. Auf die feineren Köpfe gewinnt zusehends Spengler Einfluß, von dem niemand weiß, ob er lieber mit schwarzweiß-roten Fähnchen und dem Ordenskrenz gen Osten ziehen oder aber das rote Banner am Rhein unter der Devise Lenin-Ludendorff entfalten möchte. Jedenfalls bleibt ihm das »Verbleist«, mit seinem »Preußentum und Sozialismus« dem Nationalboltschewismus eine geschichtsphilosophische Weihe gegeben zu haben. Nunmehr ist dieser beinahe, seitdem ihn Spengler philosophisch autorisiert hat, der Gefahr entrückt, als eine wenn auch menschlich verständliche Donquixotterie zu gelten und dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen. Habemus papam...

Die Sterblichkeit in Wien

Von Jakob Brod (Wien)

Wien steht jetzt im Rufe einer sterbenden Stadt. Man könnte dies übertrieben finden, zumal wenn man Wien von der Ringstraße oder dem Stephansplatz aus betrachtet. Hier hat sich während des Krieges und nachher wenig geändert. Man sieht gut genährte und lebensfrohe Menschen. Die Hotels sind ständig vollbesetzt, und die Geschäfte gehen wie gewöhnlich.

Ein ganz anderes Bild erhält man von Wien, wenn man die Statistik seiner Sterblichkeit in den letzten Jahren verfolgt und diese mit der Anzahl der Geburten vergleicht. Seit 1915 sterben in Wien Woche für Woche mehr Menschen, als deren geboren werden. Die Friedhöfe füllen sich unheimlich rasch und müssen erweitert werden. In den beiden entsetzlichen Kriegsjahren 1917 und 1918 wütete der Tod in der Wiener Bevölkerung infolge der Blockade, zwei Jahre nach Beendigung des Krieges wütete er in gleicher Weise infolge der unglaublichen Entwertung des Geldes. Die Kaufkraft unserer Krone ist nicht größer als die von einem Kreuzer oder zwei Hellern in der Friedenszeit. Mit anderen Worten, die Waren sind um

das Neunundvierzigfache teurer geworden, die Arbeitslöhne sind aber im Durchschnitt kaum um das Sechsfache gestiegen. Die Unterernährung hält infolgedessen ungeschwächt an. Daher die hohe Sterblichkeit.

Wie trostlos Wiens Bevölkerungsbewegung sich in den letzten Jahren gestaltete, zeigt folgende Aufstellung:

Jahr	Lebendgeburten	Sterbefälle	Überschuß der Sterbefälle
1913	37 367	32 314	—
1914	36 378	32 268	—
1915	29 257	37 018	7 761
1916	23 491	37 631	14 140
1917	20 688	46 131	25 443
1918	19 257	51 479	32 222
1919	24 247	40 899	16 552

In den Jahren 1913/14 überwogen noch die Lebendgeburten um 5053 und 4110; vom Jahre 1915 angefangen bis zum Jahre 1918 steigt die Sterblichkeitswelle immer höher, um im Jahre 1918, durch die Grippe verstärkt, die Höhe von 51 497 zu erreichen. In jenem Jahre sind in Wien 32 222 mehr Sterbefälle gezählt worden als Lebendgeburten. Das Jahr 1919 weist noch immer 16 552 Sterbefälle mehr auf als Geburten.

Das gleiche Bild zeigt uns auch das Jahr 1920. Bis zur 27. Jahreswoche sind regelmäßig mehr Sterbefälle als Geburten vorgekommen. Es wurden gezählt in der

Jahres- woche	Lebend- geburten	Sterbe- fälle	Überschuß- der Sterbefälle
5	384	829	454
6	479	741	262
8	409	1054	636
12	461	944	483
14	369	477	108
20	484	610	126
25	496	587	91
26	494	531	37
27	476	502	26

Die in dieser Zusammenstellung fehlenden Wochen haben ebenfalls eine höhere Sterblichkeit. Sie unterscheiden sich in nichts von den angeführten Wochen. Nur die 28. Jahreswoche weicht von der Regel ab. Sie weist 553 Lebendgeburten und 489 Sterbefälle aus, was einem Geburtenüberschuß von 64 gleichkommt. Dieser Lichtpunkt wird aber durch die Dürsterheit der folgenden Wochen wieder verdunkelt; denn in der 29. Jahreswoche, vom 11. bis 17. Juli, gab es 42 und in der 30. Jahreswoche, vom 18. bis 24. Juli, 26 Sterbefälle mehr als Lebendgeburten. Da wir uns der kalten Jahreszeit nähern, ist ein abermaliges Ansteigen der Sterbefälle zu befürchten, zumal da die Widerstandskraft der Bevölkerung bei der fortwährenden Unterernährung gewiß nicht zugenommen hat.

Bemerkenswert ist auch, daß die Geburtenhäufigkeit dauernd auf einem tiefen Stand bleibt, ohne eine merkliche Veränderung aufzuweisen. In der 20. Jahreswoche 1914 zum Beispiel betrug die Zahl der Lebendgeburten in Wien 735, in derselben Woche 1920 484. Auf diesem Tiefstand bewegt sich die Geburtenhäufigkeit fortwährend. Das zeigt uns, daß die Bevölkerung zahlreiche Geburten nicht will, weil die Aussicht eines Kindes mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Auf 1000 Einwohner kamen Geburten im Jahre 1914 in der 20. Jahreswoche 17,8, im Jahre 1920 in derselben Jahreswoche 13,7. Dagegen entfielen Sterbefälle auf 1000 Einwohner in derselben Woche 1914 14,3, im Jahre 1920 17,2. Das Zahlenverhältnis hat sich umgekehrt und blieb bisher unverändert.

Die Abnahme der Geburten beginnt sich bereits in der Abnahme der Zahl der Schulkinder bemerkbar zu machen. Nach einem Bericht des Wiener Oberstadtpfysikus Dr. Böhm betrug die Zahl der Kinder in den ersten Volksschulklassen am 1. Oktober 1910 noch 36 000, im Jahre 1919 nur mehr 25 469. Dementsprechend ist auch für die folgenden Jahre eine Verminderung zu erwarten. Die Gesamtzahl der Schulkinder, die von 1910 bis 1919 von 242 386 auf 195 748 gesunken ist, dürfte 1924 wahrscheinlich nur noch 146 000 betragen.

Diese Verminderung der Schulkinder ist natürlich nicht allein Folge des Rückganges der Geburten, sondern auch der größeren Kindersterblichkeit. Im Jahre 1919 sind von 1000 Kindern während des ersten Lebensjahres 149 gestorben gegen 165 im Jahre 1910. Das bedeutet eine Verminderung; aber die Sterblichkeit der Kinder im 2. bis 15. Lebensjahr hat in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen. Sie stieg zum Beispiel bei den Kindern vom 6. bis 10. Lebensjahr von 4 auf 6 pro Tausend. Bei den Kindern im 11. bis 15. Lebensjahr hat sich die Sterblichkeit sogar geradezu verdoppelt: von 2 auf 4 pro Tausend. Die unterernährten Kinder werden vielfach in den späteren Lebensjahren von der Tuberkulose hinweggerafft. Im allgemeinen hat sich die Sterblichkeit unter den Jugendlichen um 60 Prozent erhöht.

Das Kinderelend hängt vor allem mit dem Milchmangel zusammen. Wien zählte im Frieden 1500 Milchkühe und 900 000 Liter Milchzufuhren im Tage. Diese Zahl der Milchkühe hat sich sehr vermindert, denn sie betrug anfangs des Jahres nur 1067 Stück, und der tägliche Milcheinlauf ist auf nicht einmal 70 000 Liter täglich gesunken. Diese 70 000 Liter erhalten angeblich die Säuglinge und die Kranken. Die Kinder von 1 bis 6 Jahren bekommen kondensierte Milch, und zwar die kleinen drei Dosen, die größeren Kinder dieser Altersgruppe eine Dose für 14 Tage. Für 224 698 Kinder im Alter von 6 bis 14 Jahren wird vom Wiener Magistrat eine Milchkarte ausgestellt, die aber wertlos ist, weil die Milch fehlt. Die Schulkinder sind seit zwei Jahren ohne Milch. Nur die Kinder, die das Glück haben, für einige Zeit ins Ausland zu kommen, können wieder Milch genießen.

Die Gastfreundschaft, die so vielen unserer Kinder im Ausland gewährt wird, wissen wir als Zeichen der Solidarität und der Teilnahme gewiß zu werten, aber so oft ein Kinderzug wieder abgelassen wird, fragen wir mit Wehmut, wann wir denn wieder in der glücklichen Lage sein werden, unsere Kinder selbst zu ernähren, daß sie gedeihen können und es nicht notwendig haben, das Mitleid des Auslandes anzurufen.

Von den Kindern wenden wir uns zu den Alten, wo sie in größerer Anzahl beisammen sind: in den Versorgungshäusern. Wie der Tod in den Reihen der Inassen dieser Häuser wüthet, davon geben die Zahlen des Wiener Bürgerversorgungshauses und des Versorgungshauses in Lainz Aufschluß. Im Bürgerversorgungshaus starben im letzten Friedensjahr 76, im Jahre 1918 aber 208, in den ersten zehn Monaten des Jahres 1919 211 Personen. Im Lainzer Versorgungshaus starben im Jahre 1913 1920 Personen, im Jahre 1918 waren 3510 Tote zu beklagen. Bis Ende Oktober 1919 waren 3398 Inassen gestorben. Die Ursache ist auch hier Unterernährung.

Da die Ursache noch immer anhält, so ist auch die Wirkung die gleiche: größere Sterblichkeit, verminderte Geburtenzahl, was zusammen den Rückgang der Bevölkerungszahl ausmacht. Die letzte Volkszählung vom 31. Januar 1920 hat einen Rückgang der Bevölkerung gegenüber 1910 von 192 790 ergeben. Wenn man die zur Zeit der Volkszählung im Ausland weilenden Kinder, ferner die noch nicht heimgekehrten Kriegsgefangenen abzieht, so bleibt noch immer ein Rückgang von über 150 000, der auf die Kriegswirkungen zurückzuführen ist.

Wenn die Wiener Bevölkerung nicht bald in die Lage versetzt wird, sich ausreichend zu ernähren, wird man mit vollem Recht vom sterbenden Wien sprechen dürfen.

Literarische Rundschau

Karl Kindermann, Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands und des Völkerlebens. München, Verlag von Georg D. W. Callman. Preis M. 16.80.

Der Verfasser, der vor einigen Jahren ein Werk »Des deutschen Volkes Meisterjahre« veröffentlichte, führt die in diesem Werk enthaltenen Gedanken in seinem neuen Buche weiter aus. Das deutsche Volk habe seine Gefellenjahre hinter sich, jetzt müsse es sein Meisterstück machen, wenn es wieder emporsteigen wolle aus dem Zusammenbruch. Dazu sei nötig, daß es sich nicht berücken lasse durch das verglimmende Abendrot einer abgelebten Vergangenheit und auch nicht durch das flammende Morgenrot einer späteren Zukunft, die in weiter Ferne liegt, sondern daß es sich entschlossen auf den Boden der Wirklichkeit stelle und Gegenwartsarbeit leiste. Der Neubau, den wir aufzuführen wollen, dürfe keine einseitige Nachahmung fremder Einrichtungen sein, er müsse der Eigenart des deutschen Volkes entsprechen. Starke Selbstbehauptung des eigenen Wesens, Sammeln und sparsame Verwendung aller Kräfte im Volke einerseits, seine Anpassungen an das Andersgeartete, Wechselwirkung zwischen Eigenem und Fremdem andererseits seien die Vorbedingungen des Wiederaufbaus. Das deutsche Volk muß nach der Ansicht Kindermanns das verwirklichen, was ihm durch die Revolution als Aufgabe gestellt worden ist: die demokratische Republik, denn die Monarchien sind mit dem Reifen der Völker zum Absterben bestimmt, die soziale Republik, denn der Geist des Sozialismus muß unser gesamtes Leben durchglücken, die Anteilnahme aller erwachsenen Volksgenossen an der Leistung des wirtschaftlichen Lebens sowie an den Früchten der Arbeit, ein wohlgeordnetes Zusammenwirken der Einzel- und Allgemeininteressen zur Erzielung einer höchsten Kraftentfaltung, die Mitarbeit aller Volksschichten an der kulturellen Hebung der Menschheit, das gleichberechtigte und wohlgegliederte Zusammenwirken von Mann und Frau, diese größte Errungenschaft der Revolution, die feste innere Einheit und die feine Gliederung der deutschen Volksstämme im Deutschen Reich und endlich die Völkerverständigung und die Schaffung eines Völkerbundes zur Vermeidung gewaltsamer Auseinandersetzungen.

Der Lösung dieser umfassenden, schwierigen, aber unabwiesbaren Aufgaben idealer und realer Art ist das vorliegende Buch gewidmet. Der Verfasser hat einen unzerbrechlichen Glauben an die Schöpferkraft des deutschen Volkes, und er ist auch überzeugt, daß es nicht an den sozialen Baumeistern fehlen wird, die den Wiederaufbau in Angriff nehmen. Obendrein erhofft er aus der zweifellos wieder einsetzenden Wechselwirkung zwischen Deutschland und den anderen Kulturvölkern eine wesentliche Förderung unserer Arbeit. Im einzelnen gibt er Anregungen und Richtlinien für die zu leistende Arbeit. Er behandelt in dem Gesamtbau des deutschen Volkes und des Völkerlebens die natürlichen und sozialen Kräfte, die dort wirksam gemacht werden müssen, die wirtschaftliche Arbeit und die Sozialpolitik, die leitenden Tätigkeiten im Staat und in der Wirtschaft, in der Kunst und der Wissenschaft, er beschäftigt sich mit der Erziehung und Bildung der Jugend und des gesamten Volkes. Besonders interessant ist das Kapitel von der Verstärkung der Grundpfeiler des Gesamtbaus, in dem verschiedene sozialgeistige Erscheinungen im Volks- und Völkerleben: Freiheit und Ordnung, das Entwicklungsgeßetz, der soziale Geist und die Schöpferkraft und anderes eingehend erörtert werden. Zum Schlusse stellt der Verfasser Forderungen auf für die Meisterjahre Deutschlands und des Völkerlebens und gibt den werdenden Fingerzeige für ihre aufbauende Tätigkeit.

Das umfangreiche Buch bietet eine Fülle guter Gedanken und Anregungen und kann deswegen zum gründlichen Studium empfohlen werden. Fr. Laufköfer

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 5

Ausgegeben am 29. Oktober 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Auflösungsprozeß der U. S. P.

Von Heinrich Cunow

Das Trauerspiel in Halle ist zu Ende. Nach mehrtägigem, schwerem Todeskampf ist endlich die unvermeidliche Trennung zwischen der opportunistisch-unabhängigen Parteirichtung Crispian-Dittmann-Hilferding und der sogenannten moskowitzischen Richtung erfolgt. Die einst mit den höchsten politischen Ansprüchen ins Leben getretene U. S. P. ist nach kurzem Bestand dem in ihrem Innern wühlenden Auflösungsprozeß erlegen — vier Monate nach ihren großen Erfolgen bei der letzten Reichstagswahl. Mit welchem Fanfarengeschmetter wurde damals von der Presse der Unabhängigen der »große Sieg« begrüßt. Frohlockend prophezeite sie die baldige sichere Eroberung der politischen Macht in Deutschland durch das in der U. S. P. organisierte wahrhaft revolutionäre Proletariat und die sichere Aufrichtung der »Diktatur des Proletariats«. Und nun? In wenigen Monaten hat sich dieses große Parteigebilde, das sich einer beispiellosen Jugendkraft rühmte, als ein innerlich ausgehöhlter und zerfressener, der sicheren Auflösung entgegengehender Körper erwiesen. Oft schon haben sich Parteiführer in eifriger Selbstüberschätzung über den Zustand ihrer eigenen Partei getäuscht, noch nie aber in gleichem Maße wie die allzu ruhmredigen Größen der U. S. P.

Für die gesamte deutsche Arbeiterbewegung, ja über die deutschen Reichsgrenzen hinaus für die ganze sozialistische Arbeiterbewegung des europäischen Kontinents ist die in Halle vollzogene Spaltung von größter Bedeutung. Sie ist, wie man sagen kann, ein weltgeschichtlicher Akt. Mag man den Kasseler Parteitag als Bestätigung des fortschreitenden Konsolidierungsprozesses unserer Partei noch so hoch einschätzen, an Bedeutung für die politische Entwicklung der deutschen Arbeiterklasse und ihres Einflusses auf die künftige politische und wirtschaftliche Gestaltung Mitteleuropas verblaßt die Kasseler Tagung vor den Vorgängen in Halle. Darüber scheint man sich in unserer Parteipresse noch vielfach zu täuschen, denn nicht selten wird in unseren Parteiblättern die Spaltung der U. S. P. als Beweis eines Gesundungsprozesses aufgefaßt, der unserer Partei nur nützen könne, da er nicht nur zu einer Rückkehr der sogenannten verständigen Elemente der bisherigen U. S. P. in unsere Reihen, sondern auch zu einer Stärkung unseres politischen Übergewichts in der Arbeiterbewegung und damit unserer Machtposition gegenüber den bürgerlichen Parteien führen werde.

Das ist meiner Ansicht nach eine optimistische Selbsttäuschung, welche die politische Tragweite der vollzogenen Parteispaltung und ihre voraussichtliche Rückwirkung auf das politische Leben Deutschlands während der

nächsten Jahre völlig verkennt. Weder ist die Trennung der bisherigen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei in zwei Gruppen ein Akt der Gesundung, der zunehmenden Einsicht der unterlegenen Hälfte in den geschichtlich bedingten gesellschaftlichen Entwicklungsgang, noch ist sie ein Beweis für die Abwendung des sogenannten rechten Flügels der U. S. P. von der bisher in ihrer Presse und parlamentarischen Reden herrschenden revolutionsromantischen Auffassung und Phraseologie. Und ebenso verkehrt ist es, die jetzige Spaltung als eine reinliche Scheidung zwischen dem opportunistischen Crispian-Dittmannschen Flügel und den sogenannten »Moskowitzern« aufzufassen, als Abschluß eines Kampfes unvereinbarer Gegensätze, der jedem Teil die Möglichkeit einer in sich abgeschlossenen Vereinheitlichung bietet.

Das sind Schimären! In Wirklichkeit ist die jetzige Trennung der bisher in der U. S. P. vereinigten Richtungen nichts als ein weiterer Akt in der durch die Parteispaltung oder richtiger Fraktionspaltung des Jahres 1916 eingeleiteten Zerküftung und Zerschung der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung. Wie die formale Abzweigung der Fraktionsminderheit von der Fraktionsmehrheit am 24. März 1916 mit der ihr folgenden bekannten Austrittserklärung der Achtzehn (der Abgeordneten Bernstein, Bock, Büchner, Cohn, Dittmann, Geyer, Haase, Henke, Herzfeld, Horn, Kunert, Ledebour, Schwarz, Stadthagen, Stolle, Vogtherr, Wurm, Zubeil) notwendig in weiterer Folge die Konstituierung der Ausgeschiedenen als selbständige Partei, die spätere Abspaltung der Spartakisten von der U. S. P. und darauf die Teilung der Spartakisten in die K. P. D. und K. A. P. D. nach sich zog, so vollzieht sich nun in weiterer Auswirkung jener ersten Spaltung der Auseinanderfall der U. S. P.

Und auch die in Halle vollzogene Spaltung wird nicht die letzte in der deutschen Arbeiterbewegung sein, denn bereits lassen sich in der aus dem Versammlungslokal in Halle unter Crispians Führung abgezogenen Minderheit der bisherigen U. S. P. deutlich zwei Unterströmungen unterscheiden, deren Aufwärtsdrängen an die politische Oberfläche nur eine Frage der Zeit sein kann. Wann diese neue Spaltung in dem übriggebliebenen Rest der U. S. P. eintreten wird, läßt sich freilich heute noch nicht sagen — das kommt darauf an, wie sich die nächste politische Zukunft gestaltet und in welcher Form sich in den maßgebenden lokalen Parteiorganisationen der U. S. P. die Scheidung zwischen den Crispianianern und den Neukommunisten vollzieht: eine Trennung, die kaum ohne erbitterte Kämpfe und persönliche Anfeindungen zwischen den feindlichen Brüdern in den einzelnen Parteiorten vor sich gehen wird, kommen doch dabei beträchtliche vermögensrechtliche Vorteile in Betracht.

Daß aus sich heraus die Crispian-Dittmannsche Minorität zur inneren geistigen Verselbständigung und Geschlossenheit gelangt, ist fast unmöglich; denn nicht nur bestehen unter den Führern dieser Gruppe die größten persönlichen Gegensätze, nicht nur fehlt jene Achtung und Rücksichtnahme aufeinander, die in einer politischen Kampfgenossenschaft unentbehrlich sind; die Trennung in Halle ist auch durchaus nicht nach bestimmten Grundsätzen erfolgt. Wenn schon die Scheidung zwischen Mehrheits- und Minderheitssozialdemokratie in den Jahren 1915/16 sich nicht auf Grund eines wohl-erwogenen Bekenntnisses zu bestimmten Grundprinzipien und Grund-

anschauungen vollzogen hat — eine Tatsache, die schon darin zum Ausdruck kam, daß sich ein Teil der extremsten Revisionisten und früheren Nationalsozialen alsbald der neuentstandenen Partei der Unabhängigen, ein Teil der radikalsten Marzisten hingegen der Mehrheitssozialdemokratie anschloß —, so kann noch viel weniger die jetzige Spaltung auf dem Parteitag in Halle als prinzipielle gelten. Hervorgegangen aus Elementen, die aus irgendwelchen Gründen — sei es aus pazifistischen Reigungen, aus Erbitterung über den preußischen Militarismus oder aus Unzufriedenheit mit der Lebensmittelfraktionierung und der Art der militärischen Aushebung — die Haltung des damaligen Parteivorstandes und der hinter ihm stehenden Parteigenossenschaften bekämpften, ist die Unabhängige Sozialdemokratische Partei nie zu einer grundsätzlichen politischen Haltung gelangt. Sie ist immer eine opportunistische Oppositionspartei geblieben, die sich bei ihrer Stellungnahme zu den auftauchenden politischen und wirtschaftlichen Problemen nicht nach bestimmten Prinzipien orientierte, sondern sich lediglich durch agitatorische Aufstöße leiten ließ. Entscheidend für ihr Verhalten war ausschließlich die Frage, ob diese oder jene Stellungnahme mehr oder weniger der Stimmung der Massen entsprach, ob sich dadurch neue Anhänger oder Wahlstimmen einfangen ließen, und ob nicht durch die Zustimmung zu diesen oder jenen Maßnahmen die Partei Verpflichtungen und Verantwortungen übernehme, die ihr vielleicht lästig fallen könnten.

Grundsätzliche Fragen haben, seitdem die U. S. P. besteht, nie ihre Taktik bestimmt, immer nur agitatorische Opportunitätsgründe. Auch die Beweggründe, die die Mehrzahl der Führer zu ihrer Stellungnahme für oder gegen die 21 Moskaupunkte bewogen haben, machen davon keine Ausnahme. Am wenigsten fußt der rechte Flügel in seiner Opposition gegen die Moskauer Forderungen auf klaren Grundsätzen. Es ist durchaus nicht unbegründet, wenn die Führer des Däumig-Flügels die Leiter des rechten Flügels als »Opportunisten« verspotten.

Wer daran zweifelt, sollte sich die Plädoyers für und gegen den Anschluß an die Moskauer Internationale ansehen, die während der letzten Wochen in der Parteipresse der Unabhängigen erschienen sind, vor allem aber die Diskussion in Halle. Ein Ausgehen von bestimmten prinzipiellen Anschauungen finden wir fast ausschließlich bei Sinowjew, dem redgewandten Vorsitzenden des Exekutivkomitees der Dritten Internationale, der von Moskau zur Unterstützung der Däumig-Gruppe herbeigeeilt war. Sonst sucht man in den langen Reden vergebens nach irgendeiner klaren theoretischen Begründung des eigenen prinzipiellen Standpunktes oder einer präzisen Gegenüberstellung der eigenen und der Moskauer Parteigrundsätze. Auch Hilferding als Theoretiker der U. S. P. fühlte sich nicht zu solcher Klärung bewogen. Nirgends finden wir denn auch in den Reden der sogenannten »Rechtsflügler« eine grundsätzliche Abweisung der Leninschen Staats- und Gesellschaftstheorie mit den aus ihr gezogenen terroristischen Folgerungen, nirgends ein konsequentes Bekenntnis der Rechten zur Demokratie, nirgends auch eine Betonung des marxistischen Entwicklungsgedankens gegenüber dem Lenin-Adelschen voluntaristischen Revolutionarismus. Kein Redner des rechten Flügels hielt es für angebracht, theoretisch den Unterschied zwischen seinen sogenannten »marxistischen«, richtiger vulgärmarxistischen, und den

bolschewistischen Grundsätzen darzulegen, wie denn auch keiner sich prinzipiell gegen die bolschewistische Theorie und Praxis als einer Wiederbelebung des Bakunismus erklärte. Der Kampf der »Rechtsflügler« richtet sich nur gegen bestimmte Forderungen des Moskauer Exekutivkomitees, wie zum Beispiel gegen die Zumutung, gewisse Führer kaltzustellen, den Direktiven aus Moskau zu folgen, sich unter Aufsicht des Moskauer Exekutivkomitees zu stellen usw. Mit prinzipiellen Bedenken wurde die Ablehnung dieser Forderungen denn auch von niemand begründet, sondern lediglich mit der Erklärung, eine derartige Abhängigkeit von Moskau degradiere die deutschen Führer, beeinträchtige die deutsche Parteiautonomie und würde dem kulturell weit über dem russischen Arbeiter stehenden deutschen Arbeiter auf die Dauer unerträglich sein.

Begreiflich ist allerdings dieser Verzicht auf eine prinzipielle Klärung. Die Führer des rechten Flügels der U. S. P. haben so lange die sogenannte formale Demokratie gelästert, die Rätediktatur als allein erfolgverheißendes Mittel der proletarischen Herrschaft gepriesen und auf Rußland als das Land hingewiesen, wo das Ideal der Proletarierherrschaft am schönsten verwirklicht sei, daß sie sich jetzt nicht gut grundsätzlich gegen das russisch-bolschewistische Regiment wenden können, wenn sie sich nicht selbst Lügen strafen und ihre getäuschten Anhänger noch mehr abstoßen wollen, als das schon in den letzten Wochen durch ihre Wendung gegen die Moskauer Dritte Internationale geschehen ist.

Tatsächlich setzt denn auch die Crispin-Dittmannsche Gruppe unter Hilferdings geistiger Führung in ihrem vor einigen Tagen veröffentlichten »Manifest an das deutsche Proletariat« die bisherige Taktik der gewollten Unklarheiten und der vieldeutigen radikalen Phrase ungeniert fort.

So heißt es zum Beispiel in diesem Aufruf:

Wir halten fest an unserem Leipziger Aktionsprogramm. Wir erstreben mit allen Mitteln die Eroberung der politischen Macht und ihre Behauptung durch die Diktatur des Proletariats. Wir führen den Kampf weiter gegen die rechtssozialistische Politik des Reformismus, der Koalition mit den bürgerlichen Parteien und den Arbeitsgemeinschaften mit dem Unternehmertum.

Abichtlich wird jedes Bekenntnis zur Demokratie beziehungsweise zur demokratischen Republik vermieden. Dafür aber den Arbeitern die Crispin-Dittmannsche Gruppe als unentwegte, konsequente Vorkämpferin der »Diktatur des Proletariats« empfohlen, ohne daß hinzugefügt wird, was unter dieser »Diktatur« zu verstehen ist:

Während der Revolution setzte sich die Partei ein für die Diktatur des Proletariats bis zur endgültigen Sicherung der proletarischen Herrschaft und der Beseitigung aller politischen und ökonomischen Machtpositionen der Bourgeoisie. Die Politik der U. S. P. D. wurde vereinfacht durch die Rechtssozialisten. Sie hielten an der Koalition mit dem Bürgertum fest, politisch, indem sie ihnen die Ministerien überließen, die sofortige Einberufung der Nationalversammlung forderten und der Ablösung der proletarischen Diktatur durch den bürgerlichen Parlamentarismus die Wege ebneten.

Dadurch aber, daß weder vorher in der Presse noch auf der Tagung in Halle die prinzipiellen Unterschiede scharf hervorgehoben worden sind, wurde zugleich verhindert, daß sich die Trennung auf Grund bestimmter grundsätz-

licher Anschauungen vollzogen hat. Die vielfach in der bürgerlichen Presse beliebte Unterscheidung zwischen »Extremen« oder »Rabiaten« und »Gemäßigten« oder »Evolutionisten« ist völlig verkehrt. Theoretisch-prinzipielle Fragen haben bei der Entscheidung für oder gegen Moskau fast gar keine Rolle gespielt — und doch bestehen in dieser Beziehung unter den Personen, die für die Führung des übriggebliebenen Restes der U. S. P. in Betracht kommen, weitgehende Unterschiede. Man braucht nur die Namen Crispian, Frau Zieh, Hilferding, Breitscheid, Ledebour, Rosenfeld, Kunert aneinanderzureihen, um zu erkennen, daß — ganz abgesehen von den persönlichen Rivalitäten — die Einseitigkeit der Auffassung in der verkleinerten U. S. P. durch die Abwanderung der Neukommunisten kaum gewonnen hat.

Sinzu kommt, daß die veränderte Lage der Crispianianer zwischen den anderen Parteien sie recht bald vor neue Fragen stellen dürfte. Will diese Parteigruppe sich gegenüber der verstärkten kommunistischen und der alten Sozialdemokratischen Partei behaupten, muß sie versuchen, neue Massen für sich zu gewinnen, die sie nur von links oder rechts nehmen kann. In dem einen Fall muß sie mit dem kommunistischen Radikalismus, im anderen mit dem von ihr bisher als kleinbürgerlich verhöhten »Rechtssozialismus« in Konkurrenz treten. Das aber bedingt, daß sie den Anschauungen des einen oder des anderen Zugeständnisse machen muß. Wofür wird sie sich entscheiden, und wie weit werden sich ihre Führer der Schwenkung nach rechts oder links anpassen? Es ist wenig wahrscheinlich, daß Ledebour und Frau Zieh sich mit einer Annäherung an unsere Partei einverstanden erklären werden, ebenso wenig aber dürften Crispian und Dittmann geneigt sein, nachdem sie die Beugung unter das kaudinische Joch der Moskauer Zentrale abgelehnt haben, nun um die Gunst der abgesplitterten Neukommunisten zu buhlen. An innerem Konfliktsstoff wird es demnach kaum fehlen.

Es ist ein böses Verhängnis, das der Krieg über die deutsche Arbeiterbewegung gebracht hat. In verschiedene divergierende Gruppen zerrissen, trat sie in eine Revolution ein, die als Folgeerscheinung eines das ganze Wirtschaftsleben zerrüttenden Krieges sie zwang, eine Bankrottwirtschaft zu übernehmen, ohne daß sich ihr irgendwo die Mittel boten, in der traurigen, völlig unsicheren Wirtschaftslage auch nur einen nennenswerten Teil der zur Heilung der schweren Kriegsschäden nötigen langgeforderten Reformen durchzuführen. Und nun gesellt sich zu der schon vorhandenen Zerklüftung der Arbeiterbewegung, die schon bisher die Kraft der Arbeiterschaft und ihren Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung lähmte, eine immer weitergreifende Zersplitterung der Masse in sich gegenseitig befehdende sozialistische Parteien und Sekten. Die Folge kann nichts anderes sein als eine weitere Paralyse der vorwärtstreibenden Kräfte und damit die Anhäufung weiterer, einer gründlichen Reformtätigkeit im Wege stehender Hindernisse. Die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gruppen und Richtungen innerhalb der Arbeiterbewegung werden jede große geschlossene Aktion nach außen hindern und die Kräfte aufreiben. Zunächst werden wir das widerliche Schauspiel erleben, daß sich in allen größeren Parteiorten ein wilder, rücksichtsloser Kampf um die Parteigeschäfte, Parteiblätter und Parteikassen entspinnt, in dem jede dieser beiden Gruppen den Anspruch erhebt, alleinige Rechtsnachfolgerin der alten U. S. P. zu sein. Eingeleitet hat diesen Kampf Crispian bereits dadurch in Halle, daß er vor dem Auszug der 156 Minder-

heitler die Erklärung abgab, die Däumig-Gruppe könne nicht als Rechtsnachsfolgerin der alten U. S. P. gelten, da sie durch ihren Übergang zu den Kommunisten ihren Austritt vollzogen und sich also außerhalb der Partei gestellt hätte, denn nach den Beschlüssen des Märzparteitags von 1918 dürfe kein Mitglied der U. S. P. zugleich einer anderen politischen Partei angehören.

Die Hauptschuld an dieser Zersplitterung und Schwächung der deutschen Arbeiterbewegung tragen jene, die in selbstgefälliger Vermessenheit, ohne die Folgen zu übersehen, am 19. Juni 1915 das bekannte Pronunziamento »Das Gebot der Stunde« in der »Leipziger Volkszeitung« veröffentlichten und damit die Parteizersplitterung einleiteten, die seitdem immer weitere Kreise gezogen hat. Sie tragen auch in erster Reihe vor dem Richterstuhl der Geschichte die Verantwortung für die jetzige erneute Spaltung der deutschen Arbeiterschaft — und die weiteren Spaltungen, die ihr noch folgen werden. Das Urteil, das dereinst, wenn sich die Folgen dieser ersten mutwilligen Zerrüttung der Arbeiterbewegung in ihrer ganzen Schädlichkeit übersehen lassen, die Geschichte über jene Personen fällen wird, dürfte kaum milde ausfallen, denn sie ist eine strenge Richterin, vor der die Berufung auf das Nichtvorherwissenkönnen und auf gute Absichten wenig gilt, sondern nur die Tatsache selbst und ihre Auswirkung im geschichtlichen Prozeß.

Einheitsstaat und Selbstverwaltung

Von Wilhelm Oeske

I

Vor der Revolution war das Deutsche Reich ein Staatsgebilde, dessen Gliedstaaten über ein bedeutendes Maß Selbstgesetzgebung verfügten. Dieser Zustand war durch die geschichtliche Entwicklung bedingt, doch haben sich seit der Revolution die Voraussetzungen für eine weitgehende Selbstgesetzgebung der Gliedstaaten wesentlich geändert. Außerlich tritt diese staatsrechtliche Veränderung schon in der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 deutlich hervor: Artikel 17 der neuen Reichsverfassung schreibt zum Beispiel für jedes Land eine freistaatliche Verfassung sowie das allgemeine, gleiche, unmittelbare und geheime Wahlrecht für Männer und Frauen vor, und nach Artikel 18 soll die Gliederung des Reiches in Länder dem Willen der beteiligten Bevölkerung Rechnung tragen und die wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistungen des Volkes fördern. Die Steigerung der Gesamtleistungen des deutschen Volkes muß tatsächlich den Ausgangspunkt aller Reformbestrebungen bilden. Fast alle Fragen des öffentlichen Lebens stehen heute in unmittelbarem Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen Leben. Nicht nur staatsrechtlich, sondern auch wirtschaftlich drängt die Gesamtentwicklung zu stärkerer Zusammenfassung der Einzelstaaten, zum Einheitsstaat.

Die Stellungnahme der Parteien zur Forderung des Einheitsstaats ist jedoch keine einheitliche. Fast in allen Parteien sind die Meinungen geteilt. Wenn nun die Motive der unterschiedlichen Beurteilung auch ziemlich verwickelt erscheinen, kann man doch ganz allgemein feststellen, daß die Besorgnisse einer Verkümmern der Selbstverwaltungsrechte die Hauptquellen der Gegnerschaft gegen den Einheitsstaat sind. Man befürchtet, daß durch eine

einheitsstaatliche Organisation den Ergebnissen geschichtlicher Überlieferungen zu wenig Rechnung getragen werden würde. Eine zu starke Berücksichtigung des geschichtlich Gewordenen wirkt aber durchaus fortschrittsfeindlich. Es war immer ein beliebtes Mittel des reaktionären Nachhingers, alle Fortschritte mit dem Einwand des geschichtlichen Widerspruchs abzulehnen. Nicht nur in den süd- und mitteldeutschen Gliedstaaten, sondern auch in einem großen Teil der preußischen Provinzen besteht eine starke Abneigung gegen die einheitsstaatlichen Bestrebungen. Wenn dieser Widerstand nicht gebrochen werden kann und es nicht gelingt, die durch den Partikularismus hervorgerufenen Zerfaltungen innerhalb Deutschlands unschädlich zu machen, so werden sich bald Zerfallerscheinungen bemerkbar machen. Die Zukunft des gesamten deutschen Volkes hängt von der Entwicklung zum Einheitsstaat ab, und daher ist die Sozialdemokratie als die größte politische Partei besonders genötigt, zu der Frage des Einheitsstaats Stellung zu nehmen. Diese Angelegenheit muß Hauptbestandteil der preußischen Verfassungsreform sein; denn von der Gestaltung der inneren Verwaltung Preußens wird die Form des deutschen Einheitsstaats abhängen. Die auseinanderdrängenden Kräfte, die provinziellen Verselbständigungsbestreben werden in Preußen nur gebannt werden können durch Gewährung einer völlig durchgeführten Selbstverwaltung in Provinz, Kreis und Gemeinde. Nur der so reformierte Großstaat Preußen kann ein wertvolles Bindeglied des deutschen Einheitsstaats werden.

Für das Wesen der Selbstverwaltung gibt es trotz der umfangreichen Literatur keine eindeutigen Merkmale. Dr. Hugo Preuß sagte einmal hierüber: »Die schönste Einmütigkeit und die schlimmste Meinungsverschiedenheit zugleich bestehen in der Fachliteratur über die Selbstverwaltung.« Wenn schon die Leute von der Junft über die Selbstverwaltung zu keinem einheitlichen Urteil kommen, so ist dieses noch weniger von den Führern des politischen Kampfes zu erwarten. In den Kämpfen um die Verwirklichung der Selbstverwaltung kann man besonders zwei sich scharf trennende Gruppen feststellen. Die eine fordert die restlose Durchführung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Gleichberechtigung aller Volksgenossen; die andere Gruppe will diese Verwirklichung abhängig machen von dem Ablauf geschichtlicher Entwicklung. Die erste Gruppe betrachtet daher auch die Staatsverwaltung und die Selbstverwaltung nur als verschiedene Seiten desselben Wesens. Sie vertritt die Auffassung, daß Staat, Gemeindeverband und Gemeinde wesensgleich sind; während die andere Gruppe eine Unterordnung der Selbstverwaltungsverbände unter die staatlichen Verwaltungsbehörden verlangt, also die Wesensungleichheit vertritt. In Preußen-Deutschland war bis zur Novemberrevolution 1918 die innere Verwaltung von der Auffassung beherrscht, die Selbstverwaltung der Landesteile bedürfe der staatlichen Bevormundung. Theoretisch wurde die Bevormundung zwar immer von den Machthabern verneint, aber praktisch hatte sich eine Obrigkeitsorganisation der Beamtenhierarchie herausgebildet. Die Selbstverwaltung im alten Obrigkeitsstaat war in Wirklichkeit nur eine Wahrnehmung formaler Verwaltungsangelegenheiten, bei der eine Entfaltung schaffensfreudiger und leistungsfähiger Kräfte zu eigentlicher Selbstverwaltung nicht möglich war.

Die Erkenntnis, daß nur durch den Ausbau der Selbstverwaltung die im Volke schlummernden Kräfte für die Gemeinschaftsarbeit geweckt werden

können, hat sich heute nicht nur im politischen, sondern auch im wirtschaftlichen Leben Bahn gebrochen. Bei der Verwaltungs- oder staatsrechtlichen Reform der Selbstverwaltung handelt es sich vornehmlich um eine politische Aufgabe. Die im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in Preußen-Deutschland zur Einführung gekommene politische Selbstverwaltung konnte sich unter dem Druck staatspolitischer Bevormundung bisher nur in geringem Grade den völlig veränderten gesellschaftspolitischen Verhältnissen anpassen. Die von Stein und seinen Mitarbeitern angestrebte großzügige Reform stieß überall auf den schärfsten Widerstand der junkerlichen Verfechter des absoluten Obrigkeitsstaats. Der im Mittelalter so tatkräftige bürgerliche Gemeingeist war durch den Fürstenabsolutismus vollständig vernichtet worden, und die klassenbewußte Arbeiterschaft vermochte erst ein halbes Jahrhundert später in das politische Leben wirksam einzugreifen. Die preußische Städteordnung vom 19. November 1808 ist das einzige dürftige Ergebnis der großen Selbstverwaltungsreform geblieben. Stein selbst wurde fünf Tage nach der Veröffentlichung des Gesetzes entlassen. Die Reaktion hatte auf der ganzen Linie gesiegt, und sie hat es sich dann auch mit besonderem Eifer angelegen sein lassen, alle Bestrebungen, das Volk zur Ausübung der Selbstverwaltung zu erziehen, zu unterdrücken.

Wenn heute die inzwischen von allen Parteien als nötig anerkannte Reform der Selbstverwaltung so schwer durchzuführen ist, so muß, um falschen Schlußfolgerungen vorzubeugen, mit aller Schärfe darauf hingewiesen werden, daß dieses nur das Ergebnis der Nichtausführung rechtzeitiger reformatorischer Maßnahmen ist. Junkertum und Bürgertum tragen daran allein die Schuld. Unter der Reaktion nach der Revolution von 1848 wurden alle Ansätze zum Aufbau einer genossenschaftlichen Selbstverwaltung wieder vernichtet, und in der sogenannten »liberalen Ära« hat das Bürgertum auch nichts unternommen, um die von ihm so oft gepriesene Selbstverwaltung zum Träger der Volksrechte zu machen. Zwar hat das liberale und demokratische Bürgertum während der letzten fünf Jahrzehnte wiederholt eine Reform der Selbstverwaltung gefordert, diese Forderung aber aus Voreingenommenheit gegen die Arbeiterschaft in solcher Form geltend gemacht, daß es der Obrigkeitsregierung sehr leicht gemacht wurde, die Reform der Selbstverwaltung aus fadenscheinigen Gründen der Zeitungemäßheit immer wieder hinauszuschieben.

Die Reform der Selbstverwaltung ist heute deshalb von so hervorragender Bedeutung für Deutschland, weil sie zum grundlegenden Bestandteil der Umbildung des Bundesstaats in den Einheitsstaat geworden ist. Die verfassungs- und verwaltungsrechtliche Gestaltung Preußens bildet hier Anfang und Ende einer Reform, von deren Durchführung in erster Linie die staatsrechtliche zukünftige Form des Deutschen Reiches abhängt. Nur der Einheitsstaat wird den politischen und wirtschaftlichen Aufgaben des deutschen Volkes gerecht werden können. Der deutsche Einheitsstaat ist aber nur möglich, wenn es gelingt, alle Aufgaben, die jetzt Preußen für seine Landesteile als Staat löst, auf das Reich zu übertragen. Preußen muß also in das Reich aufgehen. Nun kann aber Preußen als Großstaat nicht eher sich in seine Landesteile auflösen, bis das Reich die jetzt von Preußen als Staat erfüllten Aufgaben übernehmen kann. Hier liegt der Kern der ganzen Frage. Zwei Widerstandsströmungen spielen bei dieser Lösung eine

Rolle. Die eine, aus Preußen selbst kommende, wird hauptsächlich getragen von der geschichtlichen Überlieferung und findet ihre äußerliche Stütze in der Furcht, ein in seine Landesteile zerlegtes Preußen wäre nicht mehr in gleichem Grade leistungsfähig. Die zweite Widerstandsströmung hat ihren Nährboden in der Neigung zur Kleinstaaferei (Partikularismus). Man fürchtet, daß das Reich zu sehr verpreußt werden könnte. Die Machthaber des früheren Preußens haben das unstreitige Verdienst, für den schlechten Ruf Preußens ihr ganzes Können eingesetzt zu haben. Solche geschichtlichen Überlieferungen müssen aber zurücktreten, wenn sie die Wiederaufrichtung und Fortentwicklung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zukunft eines Volkes hindern. Die große Mehrheit des deutschen Volkes hat durch ihre Vertreter mit der Annahme der Reichsverfassung vom 11. August 1919 zum Ausdruck gebracht, daß sie die Geschichte des deutschen Volkes durch den Einheitsstaat wahrgenommen wissen will. Der Weg zum Einheitsstaat führt aber über eine völlige Umgestaltung der gegenwärtigen deutschen Staaten-gliederung. Neben der Bildung leistungsfähiger Kleinstaatenverbände wird eine den Landesteilen (Provinzen) der größten Gliedstaaten (vornehmlich Preußens) übertragene Selbstverwaltung eintreten müssen. Es ist zu befürchten, daß die Verselbstständigungsbestrebungen des Rheinlandes, Hannovers, Oberschlesiens usw. zu einer vorzeitigen Zerreißung Preußens führen, deren Folgen weitere Erschütterungen des Reiches bringen werden, wenn der Bevölkerung nicht rechtzeitig die Einsicht kommt, daß nur durch weitestehende Zusammenfassung der gesamten Volkskraft und durch höchste Entfaltung der Leistungsfähigkeit jedes einzelnen Landesteils das deutsche Volk die kommenden schweren Zeiten überstehen wird. Vor allem ist erforderlich, daß die Reform der Selbstverwaltung sofort in Angriff genommen wird. Das Maß der Verwirklichung wird natürlich den sich aus den Verhältnissen ergebenden Umständen angepaßt werden müssen.

In Preußen wird durch die Landesversammlung der Entwurf der Verfassung beraten. Das Recht der Verfassung wird aber erst wirksam, wenn es den Niederschlag im Verwaltungs-gesetz gefunden hat. Verfassungs- und Verwaltungs-gesetzgebung stehen also in unmittelbarem Zusammenhang. Solange die neue Landesverfassung durch die Gemeinde-, Kreis- und Provinzialverfassung keine Ergänzung gefunden hat, bleibt sie nur Stückwerk. Bei der gegenwärtigen Beratung des Verfassungsentwurfs in der Preußischen Landesversammlung scheint dieser Gesichtspunkt nicht genügend in den Kreis der Erwägungen gezogen worden zu sein. Meines Erachtens muß der deutsche Einheitsstaat staatsrechtlich auf restlose Verwirklichung der Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz aufgebaut werden.

Der Übersichtlichkeit wegen möchte ich vorläufig hier nur die Reform der preußischen Verhältnisse besprechen. In Preußen bilden bisher nur die politischen Verbände unterster Ordnung (Stadt und Landgemeinde) eigentliche Selbstverwaltungsverbände; während der Kreis und die Provinz neben ihrer Eigenschaft als Selbstverwaltungsverbände auch zugleich Verwaltungsbezirke der Staatsverwaltung sind. Die leitenden Beamten der unteren Selbstverwaltungsverbände (Bürgermeister und Gemeindevorsteher) sind zwar auch gleichzeitig ausführende Organe des Staates (für Steuer-, Polizei- und Personenstands-sachen usw.) und der Gemeinde. Da sie aber nur ausführende und keine anordnende Tätigkeit als Staatsorgane ausüben, so

haben diese Handlungen in ihrer politischen Wirkung nur geringe Bedeutung. Politisch von sehr großer Bedeutung ist aber die Stellung des leitenden Kreisbeamten, des Landrats. Während bei der Verwaltung der Gemeinde die allgemeine Landesverwaltung nur ergänzenden Einfluß hat, überragt beim Kreise die allgemeine Landesverwaltung die Bedeutung der Selbstverwaltung: Bürgermeister und Gemeindevorsteher sind mittelbare Staatsbeamte, während der Landrat, obwohl er an der Spitze der Selbstverwaltung (Kommunalverwaltung) steht, auch unmittelbarer Staatsbeamter ist und jederzeit gegen Wartegeld zur Disposition gestellt werden kann. Der Kreisausschuß, bestehend aus dem Landrat und sechs vom Kreistag gewählten Mitgliedern, ist nicht nur Selbstverwaltungsbehörde, sondern auch Organ der öffentlichen Verwaltungsrechtspflege im Verwaltungsstreitverfahren und Beschlußverfahren. Das Recht der Selbstverwaltung des Kreises wird durch diese verwickelten Umstände teilweise sehr eingeschränkt, ja man kann wohl sagen, fast unwirksam gemacht.

Von der Durchführung der Selbstverwaltung des Kreises muß daher meines Erachtens die Reform der allgemeinen Staatsverwaltung ihren Ausgang nehmen. Der Landrat darf nur Beamter der Selbstverwaltung des Kreises (Kommunalbeamter) sein. Aufgabe der Selbstverwaltung würde dann sein: a) Wahrnehmung der eigenen Angelegenheiten ohne Anweisung des Staates (Selbstverwaltung der eigenen Angelegenheiten); b) Wahrnehmung der vom Staat erteilten Auftragsangelegenheiten unter eigener Verantwortung (Selbstverwaltung der Auftragsangelegenheiten).

Die Reform der allgemeinen Staatsverwaltung würde demnach im wesentlichen darin bestehen, daß die Selbstverwaltungsverbände (Gemeinde, Kreis und Provinz) im Auftrag des Staates alle die staatlichen Aufgaben übernehmen, für deren Ausübung jetzt noch staatliche Verwaltungseinrichtungen bestehen.

Wenn nun die Reform der Selbstverwaltung des Kreises fast nur eine preußische Angelegenheit darstellt, so wird die Reform der Selbstverwaltung der Provinz zu einer Reichsangelegenheit. Sie bildet schlechthin die Brücke vom Bundesstaat zum Einheitsstaat. Die Regierungsbezirke bilden nur Verwaltungsbezirke der allgemeinen Landesverwaltung. Selbst dort, wo das Gebiet sich mit dem Kommunalverband deckt (Schleswig-Holstein, Bezirksverbände Kassel und Wiesbaden, Hohenzollern), steht die Selbstverwaltungsorganisation mit der Bezirksverwaltung in keinem Zusammenhang. Ich halte eine Beseitigung der Regierungsbezirke für notwendig, möchte aber ein näheres Eingehen auf diese Frage unterlassen. Die Provinz ist Selbstverwaltungsverband und Bezirk der allgemeinen Landesverwaltung, die Verbindung dieser beiden Verwaltungssysteme ist aber viel lockerer als bei der Gemeinde und dem Kreis.

An der Spitze der Provinz als Bezirk der Staatsverwaltung steht der Oberpräsident. Er ist unmittelbarer politischer Staatsbeamter. Der leitende Beamte des Selbstverwaltungsbezirkes ist der Landeshauptmann (in Brandenburg Landesdirektor). Die Selbstverwaltung der Provinz wird ausgeübt durch Provinziallandtag und Provinzialausschuß. Während die Kreise ursprünglich nur staatliche Verwaltungsbezirke waren und erst durch die Gesetze vom 13. Dezember 1872 und vom 19. März 1881 mit dem Rechte der Selbstverwaltung ausgestattet worden sind, ist den Provinzialvertre-

tungen bereits durch Gesetz vom 5. Juni 1823 die doppelte Aufgabe gestellt worden, neben der Verwaltung ihrer Kommunalangelegenheiten alle Provinzial- und gewisse allgemeine Gesetze vorzubereiten. Die Mitwirkung bei der Gesetzgebung hat nun seit der Einführung der Landesvertretung am 6. April 1848 an Bedeutung erheblich verloren. Sie erstreckte sich nun nur noch auf die Begutachtung der provinziellen Gesetzesentwürfe. Einholung und Berücksichtigung solcher Gutachten blieb aber im Einzelfall der Staatsregierung überlassen.

(Schluß folgt)

Was ist ein Volkslied?

Von Dr. Alfred Gutfmann (Berlin)

Diese Frage aufzuwerfen, scheint beinahe überflüssig. Wer sich von früher Jugend auf singend betätigt hat, weiß, daß das ganze Volk solche Lieder, die es selber geschaffen hat, singt. So wäre also ein Volkslied ein aus dem Volk entstandenes, allen Volksgenossen geläufiges Lied? In der Tat definierte man früher auch wissenschaftlich so das Volkslied. Aber die Erforschung kultureller Zusammenhänge, das Zurückgehen auf die Quellen hat uns gelehrt, daß es doch nicht ganz so einfach liegt.

Betrachten wir Beispiele, die jedermann kennt: als erstes etwa die Loreley, den Typus eines Volksliedes. Woher stammt der Text? Woher die Melodie? Hat ein Kind des Volkes beides erfunden? Oder hat ein musikalischer Fischer oder Jäger die Verse eines Schusters, wie es einst Hans Sachs war, in Musik gesetzt? Nein, es war ganz anders. Im Munde des Volkes ging eine Sage von der Loreley, der Lore (gleich Ulbe), die auf dem Felsen (gleich Lay) saß. Die lernte der romantische Dichter Klemens Brentano bei seinem Sammeln von alten Volksliedern kennen und brachte sie in Verse unter dem Titel »Lore Lay die Zauberin«, deren Beginn folgendermaßen lautete: »Zu Bacharach am Rheine — Wohnt eine Zauberin...« Aus seinen Gedichten fand dies Lied zwar keinen Eingang ins Volk, wohl aber las es Heinrich Heine und formte es neu um. Diese Umichtung kam in den Mund des Volkes und auch zur Kenntnis des schwäbischen Universitätsmusikdirektors Silcher; und er benutzte sie für die Komposition eines Männerchors. Dessen Melodie aber ging, wie so viele andere des volkstümlichen Meisters, zuerst in den Besitz der musikalischen Tübinger Chorsänger, dann in den der Hörer dieser Konzerte und so allmählich in weitere Kreise und endlich in alle Gauen Deutschlands über. Hier haben wir also ein unzweifelhaftes Volkslied, das aus der aufeinander aufbauenden Arbeit zweier Dichter und eines Berufsmusikers stammt.

Aber vielleicht ist das eine Ausnahme? Also andere Beispiele: »Vom Himmel hoch, da komm' ich her«, singt man seit Jahrhunderten um die Weihnachtszeit. Es ist eines der bekanntesten und verbreitetsten geistlichen Volkslieder. Der Text ist mehrere hundert Jahre alt, wenn auch recht abweichend von der noch heute üblichen Fassung. »Aus fremden Landen komm' ich her«, lautet das Vorbild, nach dem Martin Luther dies Gedicht geschaffen hat — aber das Original ist keineswegs ein frommes Weihnachtslied gewesen, sondern ein Frühlingsliedeslied, ein Lied, das der junge Bursche anstimmte, der, aus dem Süden nach Deutschlands Norden

ziehend, das erste frische Grün der Liebsten mitbrachte zum Zeichen, daß das Wunder des siegreichen Frühlings wieder eingetreten sei. Dann entspann sich ein Wechselgesang zwischen dem Burschen und dem Mägdlein. Ein anderes geistliches Volkslied, als Trauergesang in der herrlichen Vertonung von Bach »Wenn ich einmal soll scheiden« bekannt (aber zu derselben Melodie auch mit anderen Texten, wie »O Haupt voll Blut und Wunden« gesungen), wurde von Luther ohne jedes Bedenken aus einer Kunstmelodie von Hans Leo Hasler genommen, einem Liebeslied, das den Textanfang trägt: »Mein Gemüt ist mir verwirret, das macht ein' Jungfrau zart.« Die Musik früherer Jahrhunderte kannte die uns selbstverständlich erscheinenden Unterschiede zwischen Weltlich und Geistlich, zwischen Moll und Dur keineswegs. Und so sehen wir — noch bis in die Neuzeit — Volkslieder entstehen, die alte weltliche und geistliche Texte und Melodien miteinander und durcheinander vermischen, Neues Altem unterlegen und somit Neues schaffen. Wer kennt nicht den lustigen Studentengesang: »Grad aus dem Wirtshaus, da komm' ich heraus«? Aber wer weiß den Textdichter? Nun, es war ein Studiosus Mühler, der später einmal als alter Herr — Kultusminister wurde und sich bekanntlich keineswegs durch große Liberalität der Gesinnung ausgezeichnet hat. Und die Melodie? Ja, sie ist einfach einem spanischen Tanz, der vermutlich durch Lola Montez und die Taglioni — damals grassierte ja die spanische Tanzschwärmerie — nach Deutschland importiert worden war, nachgebildet. Ein anderes bekanntes, auch ins Volk mit dem Text »Ein freies Leben führen wir« übergegangenes Studentenlied ist »Gaudeamus igitur« (frei ins Deutsche übertragen gleich »Freut euch des Lebens«). Der Text: zum Teil ein uraltes lateinisches Mönchslied, ein Bußgesang vom Jahre 1287, dazu einige nachgedichtete studentische Verse. Die Musik: ein alter Tanz, eine sogenannte Sarabande, ein feierlicher Schreittanz, ebenfalls ursprünglich spanisch. Überall im Volke verbreitet ist das neuere Volkslied: »Die Blümlein, sie schlafen«. Auch da hat die Wissenschaft — ich nenne hier Mag. Friedländer, den bekannten Berliner Volksliedforscher und Herausgeber¹ — festgestellt, daß ein geistreicher, origineller rheinländischer Musiker, Zuccalmaglio mit Namen, eine seiner vielen volkstümlichen Originalkompositionen und Dichtungen unter dem Deckmantel eines von ihm angeblich gefundenen »echten« Volksliedes eingeschmuggelt hat. Die Melodie ist ein nur geringfügig umgewandeltes altes katholisches Kirchenlied: »Zu Bethlehem geboren«. Hervorragende Komponisten, die das Wesen des Volksliedes so gut kannten wie zum Beispiel Brahms, sind solchen Täuschungen Zuccalmaglios zum Opfer gefallen und haben seine Kompositionen und Texte für alten Besitz des Volkes gehalten. Auch andere Künstler, zum Beispiel Otto Roquette, bedienten sich, oft aus Bescheidenheit, dieser Vorspiegelung.

Genug der Beispiele! Man sieht, worauf ich hinaus will: Je mehr wir den Quellen nachgehen, um so öfter finden wir da, wo frühere, oberflächlichere Betrachtung ein freies Schaffen des Volkes angenommen hat, die Namen von Männern, die berufsmäßig die Kunst des Dichters und des Musikers pflegten. Wir müssen den schönen Wahn, daß das Volk als solches schöpferisch auf diesem Gebiet tätig ist, aufgeben.

¹ Die ausgezeichnete Volksliederausgabe von Erk stammt zum Beispiel von ihm.

Aber können denn andere als Kinder des Volkes überhaupt volkstümliche Lieder erfinden? Ohne Zweifel wird einem Künstler, der keine Fühlung mit seinem Volke, mit dessen Wollen und Wirken, mit dessen (von ökonomischen Faktoren innig bedingtem) Gefühlsleben hat, kaum ein Lied glücken, das geeignet wäre, Volkslied zu werden. Aber stammen nicht gerade unsere größten Künstler aus dem »Volke«? Haydn, der Sohn eines einfachen Handwerkers, Schubert, eines der vielen Kinder eines schlichten Vorstadtlehrers, Beethoven, dessen Vater ein kleiner Musiker, dessen Mutter Tochter eines Kochs war — die Liste läßt sich sehr erweitern. Und Ausnahmen, wie Mendelssohn, der aus sehr reicher, geistig hochstehender Familie stammte, sind nicht so zahlreich, um ins Gewicht zu fallen. Aber alle jene Söhne des Volkes haben sich durch intensive geistige Arbeit erst das erworben, was sie zum Künstler gemacht hat. Nicht die natürliche Begabung allein — obwohl sie die Grundbedingung ist —, sondern das Studium, die Erziehung durch lange Jahre hat ihnen erst die Beherrschung des sozusagen Handwerklichen gegeben, das sie zum Musiker, zum Künstler machte, der solche Werke schaffen kann.

Auch die Entwicklung der kulturellen Anschauungen hat stark mitgewirkt. Im ersten Teil des verflossenen Jahrhunderts, nachdem die französische Revolution die Geister aufgerüttelt hatte und die Freiheitskriege zum ersten Male ein Gemeinschaftsgefühl entwickelt hatten, gewann die sogenannte »Romantik« Boden. Die Dichter besannen sich auf das Volks-tümliche, das bis dahin streng verpönt gewesen war, man sammelte »Volkslieder«, wie der Dichter Herder zuerst um 1800 solche im Volke umgehenden Gedichte genannt hatte. Ein Eichendorff, ein Heine, ein Uhland schrieben im Volksston; die Musiker, wie Weber, schufen Werke, in denen das Volk zu Wort kam, wie im »Freischütz«; die Maler, wie Schwind, wendeten sich den Volksagen zu; die Brüder Grimm sammelten Volksmärchen — kurz, eine neue Einstellung der Wissenschaft und Kunst, eine Hinwendung zu volkstümlichen Stoffen beherrschte das geistige Leben der in der Kunst führenden Männer. Und damals blühte das Volkslied am stärksten und reichsten in Deutschland.

Ist nun aber das Volk selber wirklich nur passiv an seinem eigenen, am Volkslied beteiligt? Genügt es, wenn ein Dichter leichtfertige Verse macht, die ein Musiker schlicht vertont — vorausgesetzt, daß beide den Ton des Volkes kennen —, um »Volkslieder« zu schaffen? Fällt dem Volke dann einzig und allein die Aufgabe zu, diese Lieder weiter zu verbreiten und sie hierdurch zu »Volksliedern« zu machen? Nein, diese Annahme schießt weit über das Ziel hinaus. Auch das Volk ist ein sehr wichtiger Mitarbeiter aktivster Art.

Wieder zuerst Beispiele: ein Student der Theologie, Glück, der später Pfarrer wurde, vertonte einmal ein Gedicht von Eichendorff »In einem kühlen Grunde«. Diese sehr leicht faßliche, schöne Melodie ging, da auch das Gedicht dem Volke geläufig wurde, in die Allgemeinheit über. Doch es dauerte nicht lange, so wurde die Melodie um vier Takte länger. Das Volk fand offenbar, daß der Schluß jedes Verses durch eine Wiederholung der letzten Worte — also im ersten Verse: »mein Liebchen ist verschwunden, das dort gewohnt hat« — gewann. Und hierzu erfand irgendein unbekannter Sänger eine Weiterführung des etwas lahmen Glück'schen Melodieschlusses

und sang eine gefühlvolle Aufwärtsbewegung — »ver-schwun—un—den«. Und diese Hinzufügung bedeutet eigentlich erst den Höhepunkt des Liedes nach der Seite des Ausdrucks.



Eine besonders einleuchtende Abänderung eines volkstümlichen Kunstliedes erfolgte bei einer der schönsten Schubertschen Kompositionen, dem »Lindenbaum«. Das Gedicht von Müller, das Schubert in Tönen nachdichtete, hat einen sehr abwechslungsreichen Inhalt. Man sage in Gedanken das Lied her, und man wird merken, wie jeder Vers eine andere landschaftliche Szenerie, eine neue Gefühlsstimmung bringt und wie der Schluß auf den Anfang zurückbiegt. Nun hat Schubert ein langes Klaviervorspiel geschrieben; das schildert das Rauschen der Linde, die Waldeseinsamkeit; ferne Hornklänge, vom Echo zurückgeworfen, klingen an, und dann erst stimmt die Singstimme jene schwermütige, süße Gesangsmelodie an, die wir als Volkslied alle kennen. Doch schon ändert sich Stimmung und Musik: in Moll ertönt die eben verklungene, herrliche Durmelodie wieder, wie der Bursche von seiner Wanderung durch die Nacht klagt; stürmische Klavierpassagen umgeben eine wild deklamierte Schilderung des tosenden Sturmes, der ihm den Hut vom Kopfe reißt. Da wendet sich die Stimmung des Gedichtes und des Liedes: Ruhe, Resignation umfängt das bedrängte Gemüt, die Erinnerung verklärt jene Stätte, wo er einst glücklich und unglücklich zugleich war. Und hier taucht wieder die erste seelenvolle volkstümliche Melodie des Anfangs auf. Singt das Volk nun das Schubertsche Lied? Nein, sondern ein daraus entstandenes Volkslied. Denn alle jene Melodien haben ihr Recht nur innerhalb einer Kunstkomposition für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Will das Volk aber nun daraus den Kern, das, was die Seele des Liedes bedeutet, herausheben, so muß es vereinfachen. Und es wählt jene volksliedartige Anfangs- oder Schlußmelodie. Freilich müssen jetzt alle untereinander abweichenden Verse auf dieselbe Melodie gesungen werden — aber das tut dem Volkslied nichts. Alle Volkslieder sind ja »Strophenlieder« (das heißt eine Melodie liegt allen Versen, allen Strophen unter); alle einander oft entgegengesetzten Stimmungen, ja die Wechselreden werden so im Volkslied stets mit derselben Melodie, nur mit verändertem Ausdruck, Stärkegrad, Tempo der Singstimme vorgelesen. (Wenigstens soll das der Sinn sein; leider plärft oft der Naturfänger alle Verse in einer Vortragsart und verschimpft so die schönsten, seelenvollsten Lieder.) Auch im Gedicht nimmt das Volk eine zwar unscheinbare, aber psychologisch wichtige Änderung vor: an Stelle der Worte: »Du fändest Ruhe dort« singt es: »Du f i n d e s t«. Die Ungewißheit der dichterischen Originalwendung wird hier ebenso ins Bestimmte, Positive verändert wie in jenem Eichendorffschen Liede vom Mühlrad, dessen Schluß beim Dichter lautet: »Da wär's auf einmal still«, während das Volk meist singt: »Da war's«.

Was ist also in diesem und in unzähligen ähnlichen Fällen geschehen? Es lag eine Dichtung eines Künstlers, eine Vertonung durch einen Musiker vor. Beides war volkstümlich, das heißt aus dem Empfindungsleben des Volkes, aus seiner Ausdrucksweise, aus seiner Sphäre genommen. Beides war so gestaltet, daß es sich dem Verständnis und dem Gefühl leicht erschloß, Worte und Melodie waren leicht erlernbar, mit den sprach- und

singtechnischen Mitteln ungeschulter Stimme wiedergebbar. Aber — im volkstümlichen Kunstlied fanden sich Stellen, die in den Volksmund zum Volksempfinden nicht recht paßten. Einmal war es zu wenig Gefühl, nicht seelenvoll genug — das andere Mal zu viel Kunst, zu viel, was über die Auffassung, über die Wiedergabemöglichkeit hinausging. Und da änderte das Volk selbständig. Es gebrauchte sein »Herrenrecht« — wie dies der hervorragende Volksliedforscher John Meier genannt hat. Mittels dieses Volksrechts gestaltete es sich Kunstlieder volkstümlicher Art mündgerecht um. Es änderte Worte und Melodien und machte sich so sein eigenes Volkslied.² Da verfuhr oft jeder Volksstamm anders als der andere. In Schwaben »zerlang« man eine Melodie, einen Text anders als in Schlesien. Der Rheinländer sang seine Variante, der Ostpreuße eine andere. So kommt es, daß man bei keinem Volkslied eigentlich sagen kann, welche Fassung die »richtige« sei. Der Forscher kann die interessantesten Abweichungen solcher im Volke wandernden Texte und Melodien erkennen, die manchmal Rückschlüsse auf Stammeseigentümlichkeiten innerhalb eines Volkes erlauben, die ethnologisch und kulturell von hohem Interesse sind. (Wer sich genauer informieren will, lese die kleine Schrift »Kunstlied und Volkslied in Deutschland« von J. Meier, 1906, die zahlreiche, höchst interessante Proben der Wandlungen von Liedern und Volksliedern gibt.)

Sehr wertvolle Einblicke gibt auch die Betrachtung des Volksliedes nach den Kreisen, in denen es gesungen und weiterverbreitet wird. Die Vergleiche haben ihre eigenen Lieder, die Seeleute, die Jäger, die Soldaten. Solche Unterschiede waren natürlich in alter Zeit, wo die heutige Durcheinanderschüttelung der Berufe durch die Industrialisierung, durch die Großstadt, durch die Verkehrserleichterung unserer Zeit noch nicht Platz gegriffen hatte, viel besser erkennbar. Wer einmal das Meisterwerk von Rochus v. Liliencron »Deutsches Leben im Volkslied um 1530« (1885, Verlag Spemann) gelesen hat, dem entrollen sich die farbenprächtigsten Bilder aus der Vergangenheit des deutschen Volksliedes, der sieht die Landsknechte, die fahrenden Gesellen, die Bauern und Ritter, die Spinnstuben des Winters, den Tanz unter der Frühlingslinde vor seinem geistigen Auge, der erlebt die Freuden und Leiden längstverstorbener Menschen im Liede nach, der erfährt, welche Schätze des Wissens und welche Bereicherung des Gemüts aus dem Studium solcher Probleme entspringen, wie es hier nur angeschnitten, nicht tiefer dargelegt werden kann. Und wer sich ganz in die Welt versenken will, die »Das deutsche Volkslied« heißt, der lese die herrliche Sammlung, die zwei Dichter der Romantik, Arnim und Brentano, unter dem Namen »Des Knaben Wunderhorn« herausgegeben haben. Alle Wunderblumen der Dichtung und Sage erblühen da, alles, was Menschenherzen in Freud' und Leid bewegt, was je unser Volk, unsere Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, Eltern und Großeltern erquickt hat, was uns bereichert an Gefühl und Gedanken — all das ist in diesem Buche vereinigt.

Aber wer etwas Stimme und Gehör und Sangeslust hat, der begnüge sich nicht mit Genießen, der schaffe mit, daß dies Erbgut unserer Kultur nicht verloren gehe, sondern stets neue Früchte trage. Er gehe mit Gleichgesinnten auf die Wanderfahrt, er singe mit ihnen einstimmige Volkslieder

² Nicht nur das Lied des Volkes, auch die Volkstracht und Volksitten zeigen ähnliche Tendenzen.

zur Begleitung der Gitarre, wie einst unsere Vorfahren sie zur (gleichartig gestimmten) Laute sangen. Über nun nicht nur mit M-fa-fa-Begleitung! Sondern mit richtigen Begleitungssätzen, wie sie zum Beispiel der »Zupfgeigenhansl« bietet, der auch die schönen Texte abdruckt (wovon der Durchschnittsfänger leider immer nur den ersten Vers kann). Und wer noch mehr tun will, der trete einem der vielen Chöre bei, die das Volkslied pflegen. Weniger raffsam ist der Männerchor, schon weil er mit seinem beschränkten Stimmumfang an die Außenstimmen größere Anforderungen stellt als der gemischte Chor. Unsere Arbeiterfängerbewegung hat dies ja auch erkannt und drängt schon seit geraumer Zeit dahin, neben den Männerchören (die ihre historische Bedeutung gerade für den Arbeitergesang hatten und noch haben) den vierstimmigen gemischten Chor mehr als früher zu pflegen. Da erst wird in den Volksliedersätzen der großen Meister der Vergangenheit und der Gegenwart die ganze Vielseitigkeit und der Reichtum des Volksliedes den Singenden aufblühen.

Hamburgs neue Verfassung

Von Richard Perner

Anders als in den früher monarchisch regierten Bundesstaaten des Deutschen Reiches hat sich nach dem Novemberumsturz von 1918 in den norddeutschen Hansestädten die politische Neuordnung vollzogen. Monarchen gab es hier nicht zu verjagen, da die drei Stadtstaaten Hamburg, Lübeck und Bremen schon immer Republiken gewesen sind. Die Staatsgewalt lag bis zum Ausbruch der Revolution in den Händen des Senats, der bei allen gesetzgeberischen Handlungen allerdings die Volksvertretung (Bürgerschaft) um deren Mitgenehmigung ersuchen mußte. Dieses Mitbestimmungsrecht hatten die Bürger der alten Hansestädte im Laufe der Jahrhunderte dem im Senat verkörpernten Patriziat abgerungen; die Bürger selbst aber verweigerten der aufstrebenden Arbeiterklasse das Eindringen in die Gesetzgebung und Verwaltung. Am rücksichtslosesten geschah dies in Hamburg, wo nach der furchtbaren Cholerakatastrophe der Jahre 1892/93 eine Erweiterung des Wahlrechts im demokratischen Sinne stattgefunden hatte, die jedoch aus Angst vor der stetig wachsenden Flut sozialdemokratischer Stimmen durch den Wahlrechtsraub von 1906 in das Gegenteil verkehrt wurde. Diese letzte Verfassungsänderung in Hamburg beraubte die Sozialdemokratie jeder Möglichkeit, mehr als etwa zwei Duzend Vertreter in die 160 Mitglieder zählende Bürgerschaft zu entsenden. Auf die Zusammenlegung des Senats, der sich durch ein höchst verwickeltes und zeremonielles Verfahren immer wieder selbst ergänzte, hatte unsere Partei so gut wie gar keinen Einfluß. Unter dem schweren Druck der Kriegsjahre ließ man die Sozialdemokraten zwar in der Verwaltung des Kriegsversorgungsamts mitarbeiten, setzte auch eine Kommission zur Revision der Verfassung ein, zog die Verhandlungen aber so lange hin, bis die Revolution schließlich über alles hinwegging und ein neues politisches Recht schuf.

In Hamburg, wo die Revolution schon am 6. November — drei Tage nach dem Kieler Matrosenaufstand — ausbrach, hätte nun sofort nach der Besitzergreifung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse die alte reaktionäre

durch eine neue revolutionäre Verfassung ersetzt werden können; allein die linksradikale Diktatur verhinderte dies zunächst. Sie setzte zwar Senat und Bürgerschaft ab, aber nur, um sie bald darauf wieder einzusetzen, weil der phantasiische Plan, mit Hilfe der Arbeiter- und Soldatenräte eine kommunistische Republik Niedersachsen zu begründen, der die Hansestädte einverleibt werden sollten, sich als undurchführbar erwies. Es bedurfte dann wiederholter, zum Teil sehr gewaltiger Demonstrationen der Arbeiterschaft und des demokratischen Bürgertums gegen die Diktatur der Laufenberg und Genossen, um diese zum Rücktritt zu bewegen.

Erst dann konnten Neuwahlen zur Bürgerschaft ausgeschrieben werden. Sie fanden in Hamburg am 16. März 1919 statt und brachten der Sozialdemokratie 82 Mandate, den Unabhängigen 13, so daß eine rein sozialistische Mehrheit vorhanden war (95 Sozialisten gegen 65 Bürgerliche). Aber schon bei der Beratung eines Gesetzes über die vorläufige Staatsgewalt, das als Notverfassung gelten sollte, bis die neue Verfassung fertiggestellt wäre, ergab sich die Unmöglichkeit, mit der U. S. P. gemeinsame Sache zu machen. Sie wollte neben der gesetzgebenden Bürgerschaft, die jetzt nach der Ausschaltung des Senats allein über die Staatsgewalt verfügte, noch die Diktatur des Arbeiterrats bestehen lassen, der seinerseits darauf ausdrücklich verzichtet hatte. Die Notverfassung wurde also gegen die Stimmen der Unabhängigen angenommen. Sie verschaffte der Arbeiterschaft die Möglichkeit, ihre Vertreter in alle Behörden und Verwaltungsdeputationen hineinzusetzen, die bis dahin ausschließlich von Bürgerlichen besetzt waren. Der aus 18 Mitgliedern bestehende Senat wurde von der Bürgerschaft neu gewählt und zur Hälfte mit Sozialdemokraten besetzt. Die andere Hälfte überließ man zum Teil den Demokraten, zum Teil blieben ältere Senatoren im Amt, die sich durch hervorragende Fähigkeiten ausgezeichnet und politisch neutral verhalten hatten. Unter diesen war der später zum deutschen Botschafter in London ernannte Dr. Stahmer und der in gleicher Eigenschaft nach Rom gegangene Senator v. Berenberg-Göbler.

In dem zur Ausarbeitung einer neuen hamburgischen Verfassung eingesetzten Bürgerschaftlichen Ausschuss ist dann ein Entwurf ausgearbeitet worden, der jetzt im Plenum der Bürgerschaft zur Beratung steht und mit dessen Verabschiedung die Lebensdauer der Bürgerschaft ihr Ende erreicht. Die Neuwahlen müssen spätestens drei Monate nach Inkraftsetzung der neuen Verfassung stattfinden. Im Gegensatz zur bremischen Verfassung, die aktives und passives Wahlrecht zur Bürgerschaft gleichmäßig mit dem 20. Lebensjahr beginnen läßt, sieht der Hamburger Entwurf vor, daß die Wählbarkeit erst mit dem 25. Lebensjahr, die zum Senat erst mit dem 30. Lebensjahr beginnt. Die Lebenslänglichkeit des Senatorenamts ist abgeschafft, aber eine bestimmte Amtsdauer nicht vorgeschrieben. Der Rücktritt aus dem Senat ist ebenso wie die Mandatsniederlegung in der Bürgerschaft jederzeit gestattet, er muß erfolgen, wenn die Bürgerschaft dem Senat im ganzen oder einzelnen seiner Mitglieder das Vertrauen entzieht.

Im übrigen ist die Stellung des Senats die gleiche wie die einer Landesregierung in den anderen Gliedstaaten der deutschen Republik. Umstritten ist noch die Zahl der Senatoren. Da der Senat zugleich die Verwaltung zu führen hat und insofern eine ähnliche Tätigkeit ausübt wie die Magistrat der großen Städte, will unsere Partei an der Zahl von 18 Senatoren fest-

halten, während im Entwurf eine Beschränkung auf 14 im Hinblick auf die geplante Verwaltungsreform vorgesehen ist. Die bürgerlichen Demokraten dagegen wollen nur eine Regierung aus wenigen Köpfen, etwa sieben, bestehen lassen, die eigentliche Verwaltung aber den Oberbeamten überlassen. Es ist noch nicht entschieden, wie diese Meinungsverschiedenheit auszugleichen ist. Bisher sind alle grundlegenden Beschlüsse in der Verfassungsfrage durch Übereinstimmung zwischen Sozialdemokraten und Demokraten zustande gekommen.

Bedeutungsvoll ist die auf Antrag unserer Fraktion erfolgte Einschaltung des Arbeiter- und Wirtschaftsrats in die Verfassung. Im Gegensatz zu anderen Städten besteht in Hamburg der Arbeiterrat aus der Revolutionszeit auch heute noch. Er beschränkt sich auf die Begutachtung von Sozialisierungsmaßnahmen, auf Überwachung der Ernährungs-, Verkehrs- und Wirtschaftspolitik. Sein Tätigkeitsgebiet ist Groß-Hamburg, das ist das einheitliche Wirtschaftsgebiet der Städte Hamburg-Altona-Wandsbek mit ihren Vororten. Für dieses Gebiet besteht außerdem ein Wirtschaftsrat, in dem der Arbeiterrat neben den Unternehmer- und Konsumentenorganisationen vertreten ist. Die Verfassung sieht nun vor, daß die Befugnisse dieser Körperschaften, ihr Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung im Sinne der Reichsverfassung durch besonderes Gesetz geregelt werden sollen.

Bestrebungen, das Wirtschaftsgebiet Groß-Hamburg auch politisch zu einer Einheit zu verschmelzen, haben bisher keinen Erfolg gehabt. Von Preußen ist heute so wenig wie früher ein Entgegenkommen zugunsten einer Vergrößerung des hamburgischen Staatsgebietes zu erwarten, und Hamburg hat keine Neigung, seine Selbständigkeit zugunsten Preußens aufzugeben. Solange also die Frage des deutschen Einheitsstaats nicht gelöst ist, werden auch die Hansestädte als selbständige Staaten bestehen bleiben.

Mißerfolg der Volkshochschule?

(Erfahrungen der Volkshochschulen im Bezirk Magdeburg)

Von Albert Kranold

In den ersten Zeiten nach der Revolution konnte man in bürgerlichen Kreisen vielfach hören, daß die Arbeiter doch im Grunde gar keine so üblen Kerle seien; richtig sei ja, daß sie durchweg recht ungebildet seien, aber sie hätten immerhin ein starkes Bildungsstreben, einen wahren Bildungshunger. Das könnte mit ihnen versöhnen, und man könne es daher ganz wohl einmal mit ihnen versuchen. Inzwischen ist, nicht ohne Schuld der Arbeiterschaft selbst, das Bürgertum fast in vollem Umfang wieder zur Macht gelangt. Infolgedessen glaubt man es nicht mehr nötig zu haben, an den Arbeitern auch gute Eigenschaften anzuerkennen. Das Gerücht von der ungebildeten Arbeiterklasse beginnt bereits wieder. Insbesondere hört man in letzter Zeit schon wieder landauf, landab sagen, in Wirklichkeit sei es mit dem Bildungshunger der Arbeiterschaft gar nicht so weit her. Als Beweis dafür pflegt man den starken Rückgang des Besuchs der Volkshochschulen anzuführen, der allerdings tatsächlich in vielen Städten, zumal im letzten halben Jahre, beobachtet worden ist.

Es wird bereits als feststehende Tatsache betrachtet, daß das Bildungsbestreben der Arbeiterschaft nicht so groß ist, wie immer dargestellt wird. Selbst die besten und interessantesten Vorträge hätten keinen Anklang gefunden. So hätte die Bochumer Volkshochschule einen Vortrag über die »Volkswirtschaftliche Bedeutung

der Kohle« halten wollen, hätte ihn aber ausfallen lassen müssen, weil sich nur fünf Hörer gemeldet hatten, obwohl die Gewerkschaften selbst einen solchen Vortrag gewünscht hätten. Auch aus anderen Städten kamen ähnliche Nachrichten. Dem Einwand, daß die Zurückhaltung der Arbeiterschaft, die an den meisten Volkshochschulen zu beklagen ist, aus einem gewissen Mißtrauen der Arbeiterschaft gegen die Volkshochschulen zu erklären sei, begegnet man mit der Bemerkung, diese Erklärung sei nicht stichhaltig, da die Lehrer aus den Angehörigen aller Parteien genommen würden und die Hörexausschüsse bei der Aufstellung des Lehrplans ein entscheidendes Wort mitzureden hätten.

Da ich in der letzten Zeit Gelegenheit hatte, in einzelnen Fällen, in denen diese oder ähnliche Klagen laut wurden, der Sache nachzugehen und die Verhältnisse bei den betreffenden Volkshochschulen zu untersuchen, seien dazu einige Bemerkungen erlaubt.

Zuerst ist einmal festzustellen, daß das überall gleichmäßig beobachtete Abflauen der Besucherzahl im letzten halben Jahre sich ganz zwanglos aus zwei Gründen erklärt. Zuerst aus dem Umstand, daß wir Sommer hatten und die Sommermittage und -abende von den in Betracht kommenden Volkskreisen auf andere Weise ausgefüllt werden, zum Beispiel durch die Bestellung der Heim- und Schrebergärten, und sodann aus dem Umstand, daß allerdings im vorigen Jahre viel zuviel Volkshochschulen auf einmal gegründet worden sind. Zu dem ersten Grunde ist noch zu bemerken, daß, da die meisten Volkshochschulen ja noch nicht einmal ein volles Jahr alt sind, man also noch nicht beurteilen kann, ob wirklich ein dauernder Rückgang der Besucherzahl vorliegt. Denn man kann selbstverständlich nicht die Sommerzeit mit der Winterzeit vergleichen, sondern nur ein Wintersemester mit einem Wintersemester. Ein zweites Wintersemester haben aber die allerwenigsten der neugegründeten Volkshochschulen bereits durchgemacht. Einige Volkshochschulen haben das auch erkannt und deshalb im Sommer den Betrieb eingestellt, im Magdeburger Bezirk, den ich näher beobachten konnte, zum Beispiel in Neuhaldensleben und in Alenburg a. S. Zum zweiten Grund ist noch zu bemerken, daß freilich von vornherein zugegeben ist, daß die Neugründung der Volkshochschulen im vergangenen Jahre in den meisten Fällen auf falsche Weise angepackt wurde. Man sah viel zu sehr auf die Menge als auf die Güte. Fast nirgends war der Vorlesungsplan nach einem einheitlichen Grundgedanken aufgebaut. In den seltensten Fällen nur hingen die Themen der verschiedenen Vortragsreihen innerlich miteinander zusammen, meist bestand der Vorlesungsplan aus einem unorganischen Gemengsel einzelner Vorträge oder Vortragsreihen. Außerdem war die Zahl der Vortragsreihen nicht selten viel zu groß. Das Publikum wurde überfüllt. Wenn zum Beispiel die Volkshochschule Magdeburg in ihrem zweiten Quartal Oktober-November 1919 74 Vortragsfolgen ankündigte, von denen 57 (ohne die Arbeitsgemeinschaften) zustande gekommen zu sein scheinen, so ist eine direkte Flucht des Publikums vor solcher Hochflut nicht verwunderlich. Wenn gleichzeitig in einem Orte vor den Toren Magdeburgs (Schönebeck) wiederum eine Volkshochschule besteht, die zu gleicher Zeit 33 Vortragsfolgen veranstaltete, so kann ein solcher Zustand auf die Dauer natürlich nicht aufrechterhalten werden. Das muß zur Ermüdung führen. Wenn man nur daran denkt, daß die Hörer der Volkshochschulen tagsüber ihrem Beruf nachgehen müssen und infolgedessen nicht 28 bis 36 Vorlesungsstunden in der Woche belegen können, wie es ein Student auf der Universität tut, wird man verstehen, daß so etwas das Publikum vergrämen muß. Die Volkshochschule Magdeburg hat auch mit erfreulicher Entschiedenheit in ihren späteren Vorlesungsquartalen die Zahl der Vortragsfolgen stark vermindert. Im Vorlesungsquartaljahr Januar bis März 1920 fanden nur noch 41 Vortragsfolgen statt, im letzten Vorlesungsquartaljahr April bis Juni 1920 27 Vortragsfolgen. Und obwohl die Gesamtbesucherzahl der Vortragskurse von 3293 im zweiten Vorlesungsquartaljahr auf 1963 im dritten Vorlesungsquartaljahr (beides ungerechnet der Mitglieder der Ar-

beitsgemeinschaften) zurückging, sank die durchschnittliche Besucherzahl der einzelnen Vortragsfolgen während der gleichen Zeit nur von 58 auf 48. Der wirkliche Rückgang des Interesses war also gar nicht so besonders groß.

Ferner wurde in den meisten Volkshochschulen ein viel zu starkes Gewicht auf die Vorlesungen gelegt; die Arbeitsgemeinschaften wurden dagegen meist sehr stiefmütterlich behandelt. Man sah nicht, wie überlegen das Arbeitsschulprinzip, das in solchen Arbeitsgemeinschaften erst zur Geltung kommen kann, dem reinen Lernprinzip ist, wie es erstens viel stärker anregt, das Interesse viel stärker weckt einfach dadurch, daß sie den Hörer zu selbständiger produktiver Mitarbeit zwingt, und wie sie auch in viel stärkerem Maße im eigentlichen Sinn erzieherisch wirkt, da sie Geist und Willen unmittelbar übt. Eine rühmliche Ausnahme bildete zum Beispiel im Bezirk Magdeburg auch hier wieder lediglich die Volkshochschule Magdeburg, besonders in ihren beiden letzten Vorlesungsquartalen. Denn während im ersten Vorlesungsquartal gar keine Arbeitsgemeinschaften abgehalten wurden, standen im zweiten 70 Vorlesungen 16 Arbeitsgemeinschaften gegenüber, im dritten Vorlesungsquartal schon 41 Vorlesungen 23 Arbeitsgemeinschaften und im letzten Quartal 27 Vorlesungen 12 Arbeitsgemeinschaften. Das zeigt deutlich, daß die Volkshochschule Magdeburg sich bemüht hat, mit der Zeit ihre Arbeit intensiver zu gestalten. Weiterhin ist zu bemerken, daß die meisten Volkshochschulen ihre Aufgabe auch in der Weise vollständig verkannt zu haben scheinen, daß sie ein Gemisch von Elementarschule, Fortbildungsschule, Fachschule und populärwissenschaftlicher Anstalt zur Förderung der Allgemeinbildung bilden. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß es nicht die Aufgabe der Volkshochschulen ist, wie zum Beispiel die Volkshochschule Stendal getan hat, eine vollständige Elementar- und Fortbildungsschule einzurichten, die in 27 Stunden wöchentlich im Deutschen für Anfänger und Fortgeschrittene, im Rechnen für Anfänger und Fortgeschrittene, im Französischen, Englischen, in der Buchführung usw. unterrichtet.

Weiter ist es eine beliebte Methode, daß irgendwelche Herren, die sich für das Volksbildungswesen interessieren und gleichzeitig ein besonderes Lieblingssthema haben, über das sie gern einmal Vorträge halten wollen, die Gelegenheit der Gründung einer Volkshochschule benutzen, um ihr Steckenpferd einmal gründlich zuzureifen. Dieses Bestreben trägt besonders dazu bei, vielen Volkshochschulen den Charakter einer Fachschule zu geben. So inhaltreich und verständnisvoll im allgemeinen das Vorlesungsverzeichnis der Magdeburger Volkshochschule zusammengestellt ist, so wurde doch gerade auf diesem Gebiet auch in Magdeburg gesündigt. So war es wirklich nicht nötig, daß in Magdeburg, wo meines Wissens zwei technische Fachschulen, nämlich eine Baugewerkschule und eine Maschinenbauschule, bestehen, auch die Volkshochschule noch eine Vortragsfolge von 8 Stunden Dauer zur »Einführung in die Lehre von den Gleichungen«, ferner eine ebenso lange über »Die Brikkettierung der Brennstoffe« oder über »Ausgewählte Abschnitte aus der graphischen Statik, insbesondere Rahmenberechnung nach dem Satz von Mohr« usw. abhält. Vorlesungen, die eine nicht unerhebliche fachliche Vorbildung erfordern. Wenn man technische Themata behandeln will, so soll man das auf der Volkshochschule in der Weise tun, daß man zum Beispiel, wie das in Magdeburg auch geschehen ist, die »Chemie in Küche und Haus« oder »Allgemeinverständliches über die Technik im Hause« behandelt. Andererseits pflegen, wenigstens in vielen kleineren Volkshochschulen, die wirtschaftlichen und sozialen Fragen, die nun einmal die Arbeitererschaft am meisten interessieren, arg vernachlässigt zu werden. Dabei soll nicht vergessen werden, daß in einzelnen Volkshochschulen nicht wenige, sehr interessante Themen behandelnde, ausgezeichnete Vortragsfolgen veranstaltet wurden.

Sodann aber ist die Behauptung, daß die Lehrer aus den Angehörigen aller Parteien genommen würden, in großem Umfang einfach nicht richtig. In sehr vielen Volkshochschulen ist das eben nicht der Fall. So war es zum Beispiel nicht der Fall bei der Volkshochschule Rudolstadt, bei der ebenfalls über eine Zurückhaltung

der Arbeiterschaft besonders lebhaft geklagt wurde. Ich weise auf diesen Fall ganz besonders hin, weil die rechtsstehende »Thüringische Allgemeine Zeitung« in ihrer Nummer 133 vom 26. Mai jämmerlich über das angebliche Fiasko der Volkshochschule lamentierte und dabei in dieselbe Kerbe hieb wie die »Magdeburger Tageszeitung« (Nr. 159 vom 9. Juli). Gerade weil auch dort behauptet wurde, es sei nichts mit dem angeblichen Bildungshunger der Arbeiter, bin ich diesem Fall nachgegangen. Dabei stellte sich dann sofort heraus, daß im ganzen Vorstand der Volkshochschule Rudolstadt ein einziger Mann war, den man allenfalls als Vertreter der Arbeiterschaft ansprechen kann, nämlich ein Friseur, daß aber die wichtigsten Vorstandsämter in den Händen von Gymnasialoberlehrern und anderen höheren Beamten waren. Ähnliche Verhältnisse bestehen zum Beispiel in der Volkshochschule Jersbst. Von 16 Vortragenden im Winterhalbjahr 1919/20 waren dort: 1 Geheimrat, 1 Gymnasialdirektor, 1 Gymnasialprofessor, 6 Gymnasialoberlehrer, 1 Chordirektor, 3 Mittelschullehrer, 1 Zeichenlehrer, 1 Volksschullehrer und 1 Apotheker. Dasselbe gilt von der Volkshochschule Osterburg und von der Volkshochschule Schönebeck und vielen anderen. In keiner der Volkshochschulen der hiesigen Gegend, mit ganz geringen Ausnahmen, ist ein Arbeitervertreter als Vorstandsmitglied oder als Lehrer aufgenommen. Das gilt übrigens auch für die Volkshochschule Magdeburg, bei der ebenfalls die Arbeitervertreter unter den Vortragenden äußerst dünn gesät sind und in deren Vorstand wenigstens zuerst die Zahl der Arbeitervertreter nur gering war. In den größeren Orten pflegen zahlenmäßig die Gymnasialoberlehrer unter den Lehrkräften der Volkshochschule weit zu überwiegen, in den kleineren Städten die Volksschullehrer. Besonders die Gymnasialoberlehrer pflegen nun aber vielfach eine Lehrmethode anzuwenden, die zumal den Erwachsenen wenig liegt. Nur wenige verstehen ihren Vortrag lebendig zu gestalten und vom Dozieren abzuweichen. Auch dieser Umstand mag zum Teil bei der Zurückhaltung der Arbeiter mitwirken. Ist doch die Arbeiterschaft in ihren Versammlungen an eine besonders lebendige Vortragungsweise gewöhnt und kann doch auch nur eine solche die natürliche Ermüdung der Hörer der Volkshochschule, die ja schon den ganzen Tag über gearbeitet haben, überwinden.

Es ist also lediglich leeres Gerede, wenn die rechtsstehende Presse mit ein paar eleganten Sätzen über die Gründe für die Zurückhaltung der Arbeiterschaft hinweggeht und frisch-fröhlich einfach behauptet, daß solche nicht existieren. Ich kann für mich nur bekennen, daß ich bei meiner langjährigen Kleinarbeit innerhalb der organisierten Arbeiterschaft fast in allen Kreisen der Arbeiterschaft auf ein so starkes Bildungsstreben, eine so tiefe Sehnsucht nach Bildung und Wissen, auf ein so heißes Bemühen, sich geistig weiterzubilden, gestoßen bin, daß ich immer tief bewegt davon war. Wenn man einigermaßen das große Volksbildungswesen kennt, das die organisierte Arbeiterschaft, und zwar Partei wie Gewerkschaften, sich seit Jahrzehnten aus eigener Kraft mit den wenigen Groschen, die sie sich dafür vom Munde absparen konnte, geschaffen hat, längst ehe es eine Volkshochschulbewegung gab, der muß über diesen Vorwurf lächeln. Aus jüngster Zeit sei lediglich an den riesigen Aufschwung erinnert, den die Volksbühnenbewegung seit der Revolution genommen hat. In Berlin konnte die Volksbühne, die eine reine Organisation der Selbsthilfe der arbeitenden Klassen ist, sich ein großes Theater bauen. In München zum Beispiel hatte der im Frühjahr 1919 gegründete Volksbühnenverein, dessen Gründung von den Gewerkschaften ausging, nach nur einjährigem Bestehen bereits etwa 30 000 Mitglieder, zum weitaus größten Teil aus der Arbeiterschaft. Heute wird dort im Prinzregententheater ständig für die Volksbühne gespielt, und somit in diesen Zeiten der Not eine weltberühmte Kunststätte, die sonst eingehen müßte, von der Arbeiterschaft über Wasser gehalten. Gespielt werden dort Opern, Stücke der Klassiker und gute moderne Literatur. Während sonst die großen Dramen von Kleist, Hebbel, Lessing, Goethe, Ludwig, Grillparzer, Shakespeare usw. vielfach von den Spielplänen der kapitalistischen Privattheater

und nicht selten sogar der Staatstheater verschwunden sind, kann man dort in einer Woche Kleists »Hermannschlacht«, Grillparzers »Medea«, Shakespeares »Macbeth«, Goethes »Torquato Tasso« und Hebbels »Enges und sein Ring« sehen. Und diese Stücke finden dort fast immer eine hingerissene, tiefergriffene Zuhörerschaft.

Man darf also mit gutem Gewissen fordern, daß man uns mit solchen vor-eiligen Schlußfolgerungen und solchen Vorwürfen gegen die Arbeiterschaft vom Leibe bleibe. Viel besser wäre es, wenn die Leute, die solche Vorwürfe gegen die Arbeiterschaft erheben, einmal ernsthaft sich selbst prüften, ob sie in ihren Volkshochschulen den Arbeitern wirklich das bieten, was diese brauchen, nämlich eine Stätte, an der sie den durch die harte, eintönige körperliche Arbeit des Tages ermüdeten Geist auffrischen und bilden können in einer Weise, die ihre Seele erhebt über das graue Einerlei des täglichen Arbeitslebens.

Literarische Rundschau

Cäcilie Selzer-Sachs, Frauenleben im Reiche der Azteken. Ein Blatt aus der Kulturgeschichte Altamerikas. Berlin 1919, Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 108 Seiten. Preis gebunden 6 Mark.

Mehr noch als eines der anderen asiatischen und amerikanischen Reiche, in die im sechzehnten Jahrhundert die seefahrenden Spanier und Portugiesen eindrangen, war das von Hernan Cortés eroberte Aztekenreich in Mexiko ein Reich der Gegensätze und bizarren Widersprüche. Wie der Baustil und das Kunstgewerbe Altamerikas sich als ein Gemisch einer geradezu grotesken, verstiegenen Phantastik mit einem nicht selten von innigem Naturgefühl zeugenden einfachen, manchmal sogar naiven Formsinn darstellt, so finden wir auch im Volkscharakter der Azteken und der ihnen verwandten anderen Nahuatlöcker die widersprechendsten Eigenschaften vereinigt: religiösen Fanatismus und blutgierige Grausamkeit, wie sie sich in dem bei den zahlreichen Menschenopfern üblichen Ritus offenbaren, mit einer eigenartigen, tiefen Natur- und Lebensfreude, wilde Kriegs- und Herrschsucht mit Verständnis für Menschenwürde und für die Innigkeit eines auf gegenseitiger Achtung beruhenden Familienlebens, aufgeblasener Stolz und anmaßende Prahlerei mit einer bis zur Selbstherabsetzung reichenden Bescheidenheit in den gesellschaftlichen Umgangsformen.

Diese im aztekischen Volkscharakter liegende Neigung zu Widersprüchen zeigt sich auch im Liebes- und Eheleben der Azteken, von dem uns Frau Cäcilie Selzer-Sachs, die Gattin und Mitarbeiterin des bekannten Amerikanisten und Ethnologen Eduard Selzer, in der obengenannten Schrift »Frauenleben im Reiche der Azteken« ein ansprechendes Bild entrollt. Mit einer unverkennbaren Liebe für das Aztekenvolk hat sie aus den Berichten der alten spanischen Chronisten, Missionare und Beamten die auf das Frauenleben bezüglichen Angaben herausgesucht und zu einem Mosaikbild zusammengestellt, ein Bild, das zwar infolge der Unzulänglichkeit der Quellschriften manche Lücken aufweist, aber doch in seiner Zusammenfügung uns einen interessanten Einblick in das Familienleben der Azteken zu Mofecuhzomas Zeit gewährt. Besonders hat die Verfasserin die »Historia general de las Cosas de Nueva España« (Allgemeine Geschichte der Angelegenheiten Neuspaniens; — eine deutsche Übersetzung hat nach der Urschrift Dr. Eduard Selzer im vierten Heft der Veröffentlichungen des Berliner Museums für Völkerkunde publiziert) des Mönches Bernardino des Sahagun benutzt, der, 1529 nach Mexiko gekommen, von den Eingeborenen, vornehmlich eingeborenen Missionsschülern, eine Reihe Berichte über das Leben und den Glauben der Bevölkerung in der Nahuasprache niederschreiben ließ, die er dann später übersetzte. Daneben hat die Verfasserin vornehmlich den Roder Mendoza herangezogen, den der spa-

nische Vizekönig gleichen Namens in den Jahren 1539/40 von sachverständigen aztekischen Rechtskundigen in Bilderschrift herstellen ließ, um ihn mit spanischen Erläuterungen an den spanischen König zu senden (das Original ist nicht mehr vorhanden, wohl aber eine Kopie in Kingsboroughs großem Werke »Antiquities of Mexico«).

Sich auf diese Werke stützend, folgt die Verfasserin dem Lebensgang der aztekischen Frau von der Geburt bis zum Tode. Sie schildert die Zeit der Schwangerschaft und der Geburt, die Entbindung der Mutter und die erste Pflege des neugeborenen Mädchens, die Kinderopfer, das Heranwachsen der Mädchen im elterlichen Haushalt, die Brautwerbung und Hochzeit sowie die Tätigkeit der jungen Ehefrau in Haus und Küche.

Eine nicht nur ethnologisch, sondern auch im weiteren kulturgeschichtlichen Sinne höchst interessante Darstellung! Nur scheint mir, daß die Verfasserin in der Benutzung des Sahagun'schen Werkes nicht kritisch genug verfährt, denn nicht nur Sahagun selbst, sondern auch seine Berichtgeber haben zweifellos manche der aztekischen Gebräuche durch die Mönchsbrille gesehen und daher — vielleicht ohne es selbst zu wollen — einen christlichen Sinn hineingelegt. Zweitens hätte sie sich meines Erachtens nicht allein auf die Schilderung der Frau im Hausleben beschränken, sondern auch die rechtliche Stellung der Frau in der Gesellschaft und das Verhältnis der Familie zur Geschlechts- und Stammesorganisation mit in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen sollen. Lassen auch auf diesem Gebiet die Quellen den Forscher recht oft im Stich, so bieten doch immerhin die Berichte Veytias, Drogos, Durans, Gomaras, Mendieta, Torquemada, Zorita usw. manche wertvolle Hinweise.

Heinrich Cunow

August Messer, *Natur und Geist. Philosophische Aufsätze*. Osterwied (Harz) 1920, Verlag von A. W. Zickfeldt. 200 Seiten. Preis geheftet M. 7.50, gebunden M. 10.50.

Messer, Professor der Philosophie in Gießen, bereits durch eine Reihe philosophischer Schriften in der gelehrten Welt bekannt, vereinigt in vorliegendem Buch eine Sammlung von nicht weniger als dreißig kurzen, allgemeinverständlichen Aufsätzen über die verschiedensten philosophischen Themata. Vorzugsweise sind jedoch ethische und allgemeine Weltanschauungsfragen. Der Standpunkt ist im ganzen ein idealistischer, an Kant und Fichte, von Neueren vornehmlich an Eucken sich anlehrender. Er will den »Naturalismus«, das heißt eine einseitig naturwissenschaftliche Denkweise bekämpfen, die das Geistige und Sittliche in seinem Eigenwert nicht zur Geltung kommen läßt, dabei übrigens nicht einer Gefühlsphilosophie huldigt, die vielfach bei unseren Jüngsten ebenso Mode geworden ist, wie man eine Zeitlang auf den Materialismus der Vogt und Büchner, später auf Schopenhauer und Nietzsche zu schwören pflegte, sondern an Vernunft und Wissenschaft festhält. Abgesehen sucht der Verfasser auch den Haackel, Ostwald und anderen naturwissenschaftlichen Meistern durchaus gerecht zu werden, wie denn überhaupt gerechte Abwägung der verschiedenen Standpunkte, Verständigkeit und Sachlichkeit sein Buch auszeichnen. Ja, man könnte beinahe sagen, es ist zu objektiv geschrieben. Man spürt darin zu wenig von den uns auf den Nägeln brennenden Fragen der Gegenwart, wie beispielsweise Ratorp sie in seinem kürzlich hier von uns besprochenen »Sozialidealismus« behandelt. So nimmt Messer zwar, wie in den spezifisch philosophischen, so auch in den Fragen von Humanität und Rationalismus, Kriegsschuld und ähnlichen eine sehr vernünftige Stellung ein; aber der Sozialismus wird neben hundert anderen Fragen so gut wie gar nicht berührt. Von Marx heißt es an der einzigen Stelle, wo sein Name genannt wird, nur, daß »die sozialdemokratischen Arbeiter« in ihm »den Führer zum irdischen Paradies des Zukunftsstaats erblickten« (S. 43)! Und ganz nativ steht er S. 169 f. »ein Zeichen schlimmen Ver-

falls der Staatsgesinnung« darin, daß man vor dem Kriege sich daran gewöhnt habe, in den Parteien »nicht sowohl die Vertreter des Volkes als vielmehr die einzelner Klassen und Interessengruppen zu sehen«. Im übrigen ein klares, in philosophischen Fragen gut und sachlich orientierendes und (da Messer von der Gymnasial- zur Universitätslehrerlaufbahn kam) nicht gelehrt, sondern allgemeinverständlich geschriebenes Buch. A. V.

Neue Erzählungsbücher

Vor sechs Jahren suchte Max Dreper durch eine Zeitungsansatz die damaligen kleinen und großen Gegenwartsdichter auf das Problem der Not der Jetztzeit zu lenken. Wir bemerkten damals an dieser Stelle (32. Jahrgang, 2. Band, S. 735), daß es sehr angebracht wäre, wenn besagter Autor seinen Freunden in Apoll voranginge und diesen durch die Tat zeigte, wie und was auf belletristischem Gebiet zu tun sei. Diesen Rat hat der Autor des »Probekandidat« und der »Siebzehnjährigen« bis heute nicht befolgt. Seine beiden inzwischen erschienenen Romane spielen mit geschichtlichen Stoffen aus der Zeit nach den Napoleonischen Kriegen, und die vor einigen Wochen bei Staackmann in Leipzig erschienene Geschichtenammlung »Die Insel« (204 Seiten, geheftet 7, gebunden 12 Mark) ist erst recht ein stilles Buch ohne Zeitgehalt. Sieben Erzählungen, die sprachlich gut gefeilt sind, aber sonst in Stoff und Form lediglich annehmbare Philisterkost darstellen, mit einem etwas schalkhaften, aber nicht über eine gewisse Harmlosigkeit hinausgehenden Humor durchtränkt. Eine der Erzählungen, und zwar die, die der Sammlung den Namen gegeben hat, genügt etwas höheren Ansprüchen — sonst aber ...

Eine stille Geschichte ist es auch, die uns Ernst Jahn in »Lotte Ehlingers Wille und Weg« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 250 Seiten, geheftet 10, gebunden 16 Mark) vorsetzt. Der Oßchener Dichter gehört zu denjenigen, die Jahr um Jahr ihr Buch auf den Markt bringen, und dessen ernste Gestalten vielen Gemütern willkommen sind. Indes neue Steine zu dem herben Mosaik seiner Kunst bringt die Erzählung von der Ehe der Lotte Ehlinger mit dem stillen und gradlinigen Adrian Leuthold nicht. Wohl sind die Ereignisse von plastischer Anschaulichkeit, wohl klingen herbe Seelenschwingungen durch die breite Erzählung, wohl lieft man das Werk mit nachdenklicher Stimmung; jedoch der kraftvolle Lebensgestalter Jahn hat uns schon Packenderes, Eigenwilligeres, Individuelleres geboten.

In den Bereich der Legende führt uns Felix Braun in seinem Buche »Die Träume in Vinea« (München, Myfaron-Verlag, 226 Seiten, geheftet 8, gebunden 12 Mark). Zwölf Geschichten sind in den Rahmen eines Traumes gespannt. Erdabgewendet, wie es dieses Kunstgebiet im allgemeinen fordert, gleiten die guterzähltesten Phantasien über Zeit und Raum dahin. Wer an dieser Literaturgattung Freude findet, wird das Buch mit Interesse lesen. Braun pflügt in erster Reihe.

Zum Schluß möchte ich noch ein Buch erwähnen — ein Buch, das, was Stoffgehalt und Form betrifft, absolut andere Wege wandelt als die vorgenannten drei. Es ist Hans Baluscheks, des bekannten Malers, Skizzenbuch »Enthüllte Seelen« (Berlin, Verlag Hoffman & Campe, 227 Seiten, gebunden 7 Mark). Baluschek hat bereits früher ein ähnliches Buch erscheinen lassen, und im Vorwort zu dem gegenwärtigen kündigt er ein drittes an. Was er erzählt, sind kleine Dinge aus dem Alltagsleben, häufig dem spießbürgerlichen Leben, die er in scharfgeschliffenen realistischen Skizzen gelegentlich hier und dort festgehalten hat. Mit einfachen Strichen versteht es der Künstler, großstädtische Sittenbilder eindringlich zu zeichnen. Den Verehrern des Malers wird das mit einer Reihe Zeichnungen aus seiner Feder versehene Büchlein sicherlich als eine kurzweilige, amüsante Zerstreuungsektüre willkommen sein. J. Kliche

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

I. Band Nr. 6

Ausgegeben am 5. November 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Sozialisierung des Kohlenbergbaus

Von Steiger O. Werner (Mitglied der Sozialisierungskommission)

Die Sozialisierung des Kohlenbergbaus tritt endlich aus dem Kreise der theoretischen Erörterungen in den Kreis der praktischen Ausführung. Die Vorschläge der Sozialisierungskommission bilden die Unterlage der Auseinandersetzungen, die jetzt in allen Kreisen eingeleitet haben. Hierbei zeigen sich die verschiedensten Gruppierungen, so daß es den nicht in die gesamten Vorgänge Eingeweihten sehr schwer fällt, ein klares Bild zu gewinnen.

Beide Vorschläge der Sozialisierungskommission bedeuten im Endziel die Vollsozialisierung, besonders wenn man die Übergangsfrist im Vorschlag 2 (Vorschlag Rathenau) als sehr klein annimmt. Man muß deshalb bei den Auseinandersetzungen unterscheiden: einmal zwischen den entschiedenen Gegnern und den Freunden der Sozialisierung, zweitens zwischen den Befürwortern von Vorschlag 1 und von Vorschlag 2.

Die Auseinandersetzungen zwischen Gegnern und Freunden der Sozialisierung sollten eigentlich die Differenzen, die zwischen den Befürwortern der beiden Vorschläge der Sozialisierungskommission bestehen, vollständig unterdrücken; aber leider ist das nicht der Fall, denn die Befürworter von Vorschlag 2 arbeiten mit den gleichen Argumenten gegen Vorschlag 1, mit denen die Gegner der Sozialisierung überhaupt die Sozialisierung bekämpfen. Aber diese Übereinstimmung scheinen sich viele unserer Parteigenossen noch nicht klar geworden zu sein, sie würden sonst wahrscheinlich vorsichtiger argumentieren. Diese Übereinstimmung muß aber betont werden, wenn nicht die ganzen Erörterungen auf ein schiefes Geleise geschoben werden sollen. Die Gegner der Sozialisierung setzen sich aus zwei Gruppen zusammen: erstens aus solchen, die grundsätzlich gegen die Sozialisierung sind und die kapitalistische Wirtschaftsform für die bessere halten, zweitens aus solchen, die aus praktischen Gründen die Durchführung der Sozialisierung heute noch nicht für möglich halten. Und zu der letzteren Gruppe gehört ein Teil der Unterzeichner von Vorschlag 2, die nur formell für Vorschlag 2 sprechen, in Wirklichkeit aber gegen die Sozialisierung selbst arbeiten.

Das wird um so verständlicher, wenn man daran denkt, daß die Unterzeichner von Vorschlag 2 sich aus den verschiedensten Richtungen zusammensetzen. Jede Gruppe erwartet von diesem Vorschlag, daß bei der Ausführung die Entwicklung jene Richtung nehmen würde, die ihr am meisten zusagt. Wir, die wir Vorschlag 2 als Eventualantrag unterzeichnet haben, betrachten ihn als eine Vollsozialisierung in kurzer Zeit. Ebenso haben Wissell und Cohen gedacht, die jedoch über die Möglichkeit der sofortigen Durchführung der Vollsozialisierung anderer Meinung waren wie wir. Andere Befürworter des Vorschlags 2 hoffen dagegen, daß eine allmähliche Durchführung dem Sozialisierungsproblem so schweren Schaden zufügen wird,

daß damit alle Sozialisierungsbestrebungen in Mißkredit geraten und verhindert werden. Wir aber müssen uns grundsätzlich auf den Standpunkt stellen, daß Vorschlag 2, sinngemäß durchgeführt, ebenfalls eine Vollsozialisierung bedeutet. Damit wird Klarheit in die Erörterungen gebracht. Welchen Erfolg Vorschlag 2 bedeutet, wird vielleicht erst dann richtig gewürdigt, wenn man sich die Folgen klarmacht, die entstanden wären, wenn sich auf Vorschlag 1 zwei oder drei Stimmen mehr vereinigt, dagegen aber die übrigen Unterzeichner von Vorschlag 2 die Sozialisierung abgelehnt hätten. Daß dieses nicht geschehen, erleichtert die Auseinandersetzungen, denn jetzt müssen beide Vorschläge der Sozialisierungskommission von den Gegnern der Sozialisierung bekämpft werden. Wenn heute dieser oder jener der Herren aus der Kommission sich dem Kreise der Gegner zugesellt, so bekämpft er eben seinen eigenen Vorschlag.

Im nachstehenden soll nun versucht werden, die Gründe zu prüfen, die von den Gegnern jeder Sozialisierung vorgebracht werden, zweitens aber klarzustellen, warum Vorschlag 2 gegenüber Vorschlag 1 nicht in Betracht kommen kann.

Grundsätzliche Gegner der Sozialisierung des Kohlenbergbaus sind die Deutschen Bergbauvereine, die in einer Entschliebung am 29. September ihre Gegengründe zusammengefaßt haben. Vor- und nachher haben sich außerdem eine große Anzahl von Arbeitgeberverbänden, Handelskammern usw. gegen die Sozialisierung ausgesprochen. Auch die Unternehmerpresse ist jeden Tag bemüht, die Unmöglichkeit der Sozialisierung des Kohlenbergbaus nachzuweisen. In der Menge des zur Bekämpfung verwendeten Papiers gemessen, müßte der Sozialisierungsgedanke schon längst totgeschlagen sein. Die Entschliebung der bergbaulichen Unternehmer hat folgenden Wortlaut:

1. Die Vorschläge der Sozialisierungskommission schalten die Initiative des Unternehmertums aus, welches den deutschen Kohlenbergbau auf seine Höhe gebracht hat.

2. Die Vorschläge sehen die Schaffung einer neuen bürokratischen Zwangsorganisation vor, die, abhängig von parlamentarischen Körperschaften, starre Etatisierung bringt. Die guten Grundsätze für die Besehung der Ämter und der Wagemut der leitenden Personen müßten darunter leiden.

3. Es ist unmöglich, daß ein Reichskohlendirektorium in Berlin die annähernd tausend Bergbaubetriebe Deutschlands zentralistisch mit Erfolg für die Volksgemeinschaft leisten kann. Das Direktionsprinzip hat einst den deutschen Bergbau verkümmern lassen, bis erst im Jahre 1865 mit Einführung des preussischen Berggesetzes und nach Beseitigung jenes Direktionsprinzips privater Wagemut den deutschen Bergbau zu glänzender Entwicklung führen konnte.

4. Daß in einer Wirtschaftsform, wie sie von der Sozialisierungskommission vorgeschlagen wird, bei den Arbeitern die Arbeitsfreudigkeit und das Gefühl der Verantwortung für die Allgemeinheit gehoben werden kann, wird durch die bisherigen Erfahrungen (Eisenbahn, Post, Staatswerkstätten) nicht bewiesen.

5. Der Unternehmergewinn im Kohlenbergbau wird bei weitem überschätzt; billiger als der Unternehmer wird keine Organisation arbeiten.

6. Im Gegenteil: die Erzeugung wird geringer, die Selbstkosten werden höher werden. Die Verbraucher und die Arbeiter müssen die Kosten eines Experiments tragen, das für die deutsche Wirtschaft gerade jetzt verhängnisvoll sein würde.

7. Die Sozialisierung des Kohlenbergbaus muß aber auch sehr bald die weiterverarbeitende Industrie in ihren verderblichen Strudel ziehen und eine Wiederaufrichtung der deutschen Wirtschaft, die nur durch Anspannung aller wertvollen und freien Kräfte des Privatunternehmertums möglich ist, vereiteln.

8. Aus diesen Gründen lehnen die Deutschen Bergbauvereine die Vorschläge der Sozialisierungskommission *unbedingt* ab. Die weiteren Beratungen im Reichskohlenrat und Reichswirtschaftsrat werden den Bergbauunternehmern, die in der Sozialisierungskommission nicht mit einem einzigen Mitglied vertreten waren, Gelegenheit geben, ihre Stellungnahme zu begründen. Der Bergbau wird jeden Weg beschreiten, auf dem eine Steigerung der Erzeugung und eine Senkung der Selbstkosten erreicht werden.

In Punkt 8 dieser Entschliebung werden also die Vorschläge der Sozialisierungskommission und damit auch die Sozialisierung *unbedingt* abgelehnt. Aus der Begründung sind folgende Gesichtspunkte die wichtigsten, die auch in allen sonstigen Auslassungen zur Sozialisierungsfrage wiederkehren: erstens betrachtet man die Ausschaltung der Unternehmerinitiative als einen unersehbaren Schaden für den Betrieb, zweitens wird angeblich die gleiche Bureaucratifizierung geschaffen, die den Staatsbetrieb unrentabel macht, drittens wird behauptet, die Erzeugung würde geringer, die Selbstkosten aber würden höher werden.

Die Unersehbbarkeit der Unternehmerinitiative ist für den Kohlenbergbau nur ein Schlagwort. Die Besitzer der Bergwerke sind am Betrieb nur insoweit interessiert, als ihr Gewinn beeinflusst wird. Die Besitzer würden ohne weiteres die Produktion niedrig halten, wenn sie dadurch ihre Gewinnaussichten verbesserten. Sie gehen immer den Weg, der den höchsten persönlichen Gewinn verspricht, nicht aber den, der die größte Wirtschaftlichkeit des ganzen Industriezweigs bedeutet. Die Verwalter des Bergwerkseigentums sind die Direktoren und Generaldirektoren, die auch in Zukunft bleiben sollen. Deren Tätigkeit wird daher in Zukunft viel mehr als bisher auf größere Leistungen eingestellt werden. Die Gesamtleistung im Bergbau ist vor allem von der Tätigkeit, dem Arbeitswillen der Belegschaft abhängig. Neue technische Errungenschaften spielen nicht die große Rolle, wie allgemein angenommen wird. Das beweisen die statistischen Zahlen der Durchschnittsleistungen im Ruhrrevier in den 13 Jahren von 1901 bis 1913, die ein anderes Bild zeigen müßten, wenn technische Neuerungen große sichtbare Wirkungen ausübten. Die Leistung pro Mann und Jahr richtet sich nach der Konjunktur, das heißt nach der Zahl der Schichten, die der einzelne versäuft. So betrug zum Beispiel die Leistung in den Zeiten schlechter Konjunktur 1902 237,9 Tonnen und 1909 243,1 Tonnen, in den Jahren der Hochkonjunktur 1906 268,1 Tonnen und 1912 270,2 Tonnen. Der Mensch spielt die entscheidende Rolle. Technische Neuerungen sind im Bergbau nicht von der Bedeutung, wie es in anderen Industrien der Fall ist.

Bisher erzielte jener Direktor die höchste Leistung, der es verstand, mit seinen Untergebenen Hand in Hand zu arbeiten. Denn im Bergbau gibt es keine Schablone, in die der Arbeiter gepreßt werden kann, um seine Arbeit maschinenmäßig auszuführen. Der Bergmann muß bei jeder Tätigkeit seine Überlegung gebrauchen, deshalb ist der gute Wille in der gesamten Arbeiter- und Angestelltenchaft der ausschlaggebende Faktor bei der Leistung. Dieser gute Wille hing bisher von der Fähigkeit der Direktoren ab, die Menschen richtig zu behandeln. Mancher verstand es, mancher nicht. Die Besitzer nahmen hierauf keine Rücksicht. Sie bevorzugten sogar die rücksichtslosen Leiser, weil diese in unser gesamtes militärisches System besser paßten. Es sei nur daran erinnert, daß jener Betriebsführer, der infolge seines Ver-

haltens auf Zeche Bruchstraße im Jahre 1905 den Streik im Ruhrrevier auslöste, sich hierdurch einen solchen »guten« Ruf erwarb, daß er es bis zum Generaldirektor gebracht hat. Hinsichtlich der Menschenbehandlung hat er aber auch späterhin viel zu wünschen übriggelassen. Seine Leistungen wurden deshalb in den Kreisen von Betriebsbeamten nicht als erstklassig angesehen, wie es der Unternehmer als sicher angenommen hat. Die technischen Fähigkeiten kommen eben nur dann zu voller Ausnutzung, wenn die richtige Menschenbehandlung die Ausführung der technischen Pläne voll ermöglicht. Die Sozialisierung will aber die Menschen als denkende Organe in den Betrieb eingliedern. Das bedeutet im Bergbau die sicherste Erhöhung der Leistung. Die Sozialisierung muß daher eine Besserung bringen. So wird zum Beispiel schon heute anerkannt, daß jene Direktoren, die es verstehen, mit ihren Betriebsräten zu arbeiten, das heißt, die sie zu allen Betriebsvorgängen Stellung nehmen lassen, die besten Erfolge erzielen. Dagegen haben jene Direktoren, die gegen die Betriebsräte angehen, in ihrem Betrieb mit viel größeren Schwierigkeiten zu rechnen und erzielen verhältnismäßig schlechtere Leistungen.

Wenn daher immer wieder von der Unersehbbarkeit der Unternehmerinitiative im Bergbau gesprochen wird, müssen die Unternehmer schon näher begründen, in welcher Richtung sich diese Initiative bisher ausgewirkt hat. Die Dinge liegen in Wirklichkeit so, daß schon bisher der Verkauf der Kohlen durch die Syndikate der Initiative der Unternehmer entrückt war. Lediglich beim Einkauf der Materialien konnte sie sich noch betätigen. Technisch lag die Leitung vollkommen, soweit der normale Betrieb in Betracht kam, und zu diesem gehört Aus- und Vorrichtung, Abbau, Kokerei, Wäsche und Nebenproduktengewinnung, in den Händen der technischen Angestellten. Nur Erweiterungsbauten und Neuanlagen wurden vom Direktor und vom Besitzer maßgebend beeinflusst. Daß aber die Sozialisierung, die eine Verständigung mit den Vertretern der Arbeitnehmerschaft fordert, eine Verschlechterung dieses bisherigen Zustandes bedeutet, ist vollkommen ausgeschlossen. Was kann es viel schaden, wenn der Direktor beim Einkauf dem Betriebsrat mitteilt, was er zu tun beabsichtigt, oder wenn er bei der Erweiterung der Anlagen sich mit dem Betriebsrat verständigt?

Deshalb ist das so viel gebrauchte Wort von der Unersehbbarkeit der Unternehmerinitiative im Bergbau weiter nichts als ein Schlagwort ohne wirkliche Bedeutung. Wenn es von Seiten der Unternehmer gebraucht wird, kann man es auch verständlich finden, denn in diesen Kreisen mag man wirklich der Meinung sein, daß Beschlüsse von Gewerken- und Generalversammlungen die Ursache der Entwicklung des Bergbaus sind. Aber in unseren eigenen Kreisen sollte man endlich aufhören, dieses Schlagwort ernst zu nehmen, wie es noch teilweise geschieht. Im Bergbau spielt die Unternehmerinitiative nur eine sehr kleine Rolle. Was Stinnes und andere Wirtschaftsführer tun, liegt auf anderem Gebiet. Es ist die Zusammenfassung verschiedener Industrien in vertikaler Richtung, vom Urprodukt bis zur Fertigverarbeitung.

Oft wird behauptet, die Menschen (Arbeiter und Angestellte) seien für die Sozialisierung noch nicht reif. Was heißt das? Die Arbeiter werden sich sicherlich niemals in ihrer Mehrzahl die Fähigkeiten aneignen, den Gesamtbetrieb einer großen Anlage zu verstehen und zu überschauen. Wer da

glaubt, solche Fähigkeiten verlange der sozialisierte Bergbau, hat mit seinen Zweifeln recht. Doch die Sozialisierung erfordert durchaus keine anderen Menschen, als wie sie heute schon sind. Was gebraucht wird, sind Leute, die genügend gesunden Menschenverstand haben, um bei der Beratung von Betriebsangelegenheiten sich darüber ein Urteil bilden zu können, welche Wirkungen diese Maßnahmen auf die Arbeiterschaft auslösen und ob diese Wirkungen erwünscht oder nicht erwünscht sind. Solche Menschen haben wir in allen Kreisen. Theoretisch läßt sich über ihre Befähigung stundenlang streiten. In Wirklichkeit sind die Betriebsräte im Ruhrrevier bereits Anfang 1919 eingeführt worden. Der Aufbau der Betriebsräte bleibt, wie er war. Es sind von der Arbeiterseite keine umstürzlerischen Wünsche geäußert worden. Ihre Tätigkeit dehnt sich schon jetzt in vielen Betrieben auf die meisten Dinge aus, die durch die Sozialisierung erfaßt werden sollen. Im Kampfe haben sich die Bergarbeiter diese Mitarbeit an den meisten Fragen des Betriebs errungen. Die heute von klugen Direktoren im Interesse des Betriebs den Betriebsausschüssen gewährten Rechte sollen nun in Zukunft auch den Betriebsausschüssen aller anderen Werke zustehen. Die Sozialisierung bedeutet daher in dieser Hinsicht weiter nichts, als daß statt des Kampfzustandes, durch den die Belegschaften die Mitarbeit der Betriebsräte zu erzwingen suchten, der gute Wille tritt, diese Mitarbeit nun auch mit allen verstandesgemäßen Mitteln für den Betrieb nutzbar zu machen. War vieles von dem, was heute gegen die Betriebsräte gesagt wird, ist auf diesen Kampfstand zurückzuführen. Man darf nicht vergessen, daß in der jetzigen bewegten politischen Zeit innerhalb der Arbeiter- und Angestelltenchaft radikale Wirkköpfe auftreten, die sich eine gewisse Zeit austoben müssen, ehe sie von der Arbeiterschaft fallen gelassen werden, wenn sie sich nicht infolge ihrer Mitarbeit schon vorher beruhigen. Dieser Klärungsprozeß ist heute noch nicht beendet, aber jeder, der nur ein wenig Einblick in unsere Bergarbeiterbewegung hat, weiß, daß in den letzten Monaten ganz erhebliche Fortschritte nach dieser Richtung hin erzielt worden sind.

Es zeugt auch von dem gesunden Geist der Arbeiterschaft im Bergbau, daß das Zusammenarbeiten der technischen Angestellten und der Arbeiter in den Betriebsräten des Ruhrreviers ein gutes ist und sogar an vielen Stellen der Steiger im Betriebsausschuß zum Obmann gewählt worden ist. Die Praxis zeigt hier wieder einmal, daß sich die Dinge in der Ausführung anders gestalten, als die Theorie annimmt. Wer vor der Einführung der Betriebsräte gesagt hätte, daß die Steiger sehr oft Obleute dieser Betriebsräte werden würden, den hätte man für geistig nicht normal angesehen. Heute geschieht es, und man erkennt allseitig an, daß es nicht nur eine sehr gute Lösung, sondern auch die gegebene Lösung des Problems ist, wenn der Steiger das Vertrauen der anderen Betriebsausschußmitglieder hat. Das Schlagwort von der noch nicht genügenden Reife unserer Arbeiterschaft sollte man daher fallen lassen. So wie die Arbeiterschaft heute ist mit allen ihren Fehlern und Schwächen, aber auch mit ihren guten Seiten, ist sie bereits vollkommen imstande, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die die Sozialisierung von ihr verlangt, zu erwerben.

Die Unternehmer bekämpfen ferner die Sozialisierung des Bergbaus, weil sie vom sozialisierten Bergbau annehmen, er werde ein Staatsbetrieb werden, der bürokratisch verwaltet wird. Diese Befürchtung der Unter-

nehmer würde zu Recht bestehen, wenn der Bergbau unserer Staatsmaschine mit ihren Geheimräten ausgeliefert werden sollte. Der neue Geist der Selbstverwaltung trifft leider in den Vorschlägen der Sozialisierungskommission nicht deutlich genug in die Erscheinung, um die Widersacher zum Schweigen zu bringen. Der Geist aber, der von den Mitgliedern der Sozialisierungskommission dem sozialisierten Bergbau gewünscht wird, ist das Gegenteil von bürokratisch. Was in den unteren Instanzen erledigt werden kann, soll auch dort erledigt werden. Das Reichskohlendirektorium wird es mit der größten Entschiedenheit ablehnen müssen, sich in Dinge zu mischen, die nur ein Interesse für das einzelne Werk haben und die die Allgemeinheit nicht im geringsten berühren. Solche Umstellung der bisherigen Begriffe vom Staatsbetrieb wird notwendig, denn große Selbstverwaltungskörper werden nur dann gut arbeiten können, wenn jeder in ihm Tätige weiß, daß er ohne Anweisung von oben alle Dinge selbst und allein erledigen muß, die er erledigen kann. Wenn ein Bergwerk seine Leistung schafft und seinen Betrieb nach den Richtlinien führt, die sich der Selbstverwaltungskörper des Kohlenbergbaus selbst gegeben hat, dann hat sich niemand in seinen Betrieb hineinzumischen. Das Leitmotiv des sozialisierten Bergbaus muß sein, daß die im Bergbau Tätigen, vom jugendlichen Arbeiter bis zum Generaldirektor, die von der Allgemeinheit eingesetzten Verwalter des Bergwerkeigentums sind, daß sie im Interesse der Allgemeinheit verwalten. Dieser Geist der Selbstverwaltung, der in den Konsumvereinen schon bewiesen hat, daß er lebensfähig und imstande ist, noch viel kompliziertere Gebilde wie den Kohlenbergbau zu betreiben, muß auch in dem sozialisierten Bergbau herrschen; denn nur er verspricht den Erfolg.

Drittens befürchten die Unternehmer einen Rückgang der Leistungen und eine Erhöhung der Selbstkosten. Jede Schwankung der Leistungen bedeutet im Betrieb eine Änderung der Selbstkosten, da zirka 60 Prozent des Kohlenerlöses für Löhne aufzuwenden sind. Der Rückgang der Leistungen bedeutet daher eine Erhöhung der Selbstkosten. Außerdem kann eine Erhöhung der Selbstkosten ohne Rückgang der Leistungen durch Lohnerhöhungen erfolgen. Diese beiden Fälle haben die Unternehmer, wie aus Ausführungen an anderer Stelle hervorgeht, im Auge.

Ein Rückgang der Leistungen infolge der Sozialisierung ist mit größter Gewißheit als ausgeschlossen anzusehen, denn im technischen Betrieb selbst soll anfangs nichts geändert werden, sondern die Änderungen zum Zwecke der Erhöhung der technischen Leistungsfähigkeit werden sich erst im Laufe der Zeit ergeben; außerdem aber bringt die Sozialisierung ohne Zweifel eine größere Arbeitswilligkeit der Belegschaften hervor, die nur günstig wirken kann.

Anders liegen die Dinge hinsichtlich der Preissteigerung der Kohle durch Lohnerhöhungen der Arbeiterschaft. Jedoch wird es für die Kohलगemeinschaft leichter sein, Lohnforderungen der Bergarbeiter gegenüberzutreten, wenn sie darauf hinweisen kann, daß die Allgemeinheit nicht imstande ist, die dadurch bedingten Preissteigerungen zu tragen. Die Kohलगemeinschaft wird ihre Ausführungen an Hand von einwandfreiem Zahlenmaterial — denn es ist unter Mithilfe der Arbeiterschaft entstanden — belegen können. Hierdurch muß sich die Situation günstiger als bisher gestalten, denn bisher haben die Unternehmer niemals ihre Zahlen

über die Gesamtlage des Kohlenbergbaus den Arbeitern glaubhaft machen können.

Untersucht man nun, welcher von den beiden Vorschlägen der Sozialisierungskommission sich am wenigsten schwer in die Praxis überführen läßt, kommt man zu der Erkenntnis, daß Vorschlag 1 sich praktisch verhältnismäßig leicht durchführen läßt, daß aber die Durchführung von Vorschlag 2 den verschiedenartigsten Schwierigkeiten begegnet.

Der Aufbau der Kohlengemeinschaft nach Vorschlag 1 ist einfach und klar. An der Spitze der Einzelwerke steht ein Direktor, dem ein Betriebsausschuß beigegeben wird. Eine größere Anzahl von Werken wird zusammengefaßt zu einem Generaldirektionsbezirk mit einem Generaldirektor und einem ihm beigegebenen Regionalrat als Leitung. Die oberste Leitung des gesamten Bergbaus hat das Reichskohlendirektorium, über dem der Reichskohlenrat als Generalversammlung, beziehungsweise Aufsichtsrat steht. Alle Entschlüsse der Kohlengemeinschaft werden nur von dem Gesichtspunkt geleitet, höchste wirtschaftliche Leistung im Bergbau zu erzielen. Der Verkauf der Kohlen erfolgt in der bisherigen Weise durch die Kohlen-syndikate und den Reichskohlenverband.

Vorschlag 2 will den aus Bezirks-syndikaten bestehenden Reichskohlenverband durch ein Zentralsyndikat ersetzen, das durch den Reichskohlenrat repräsentiert wird. Der Reichskohlenrat bestellt ein Direktorium sowie Fachausschüsse zur Bearbeitung technisch-wirtschaftlicher und sozialpolitischer Fragen. Ferner soll die Abrechnung mit den Werken geändert werden. Die gesamte Kohlenherzeugung soll von dem Reichskohlenrat zu Selbstkostenpreisen übernommen werden. Die Selbstkosten sollen fortlaufend statistisch ermittelt, endgültig aber durch Bilanzabschluß errechnet werden. Außer diesen an die Erzeuger zu zahlenden Selbstkosten soll mit jedem Werk noch gesondert verrechnet werden:

- a) die erforderlichen Beträge zur vertragsmäßigen Verzinsung und Rückzahlung der auf den Unternehmungen lastenden Schulden,
- b) die Aufwendungen für Verzinsung und Tilgung der vom Reichskohlenverband vorgenommenen oder genehmigten Investitionen,
- c) die Verzinsung für das in den Betrieben arbeitende verantwortliche Kapital,
- d) laufende Prämienvergütungen für Mehrerzeugung und Erzeugnisverbilligung,
- e) eine Tilgungsquote für den Fall der Enteignung der Werke und
- f) diejenigen Vergütungen oder Preisermäßigungen gemeinwirtschaftlicher und gemeinnütziger Art, die der Reichskohlenverband unter Genehmigung des Reichswirtschaftsrats festsetzt.

Die Leitung der Werke, beziehungsweise der Gesellschaften soll die bisherige bleiben, die Direktionen müssen sich jedoch künftig wegen Betriebs-erweiterungen und Betriebsverbesserungen mit dem Reichskohlenrat verständigen.

Vorschlag 2 bedeutet demnach gegenüber dem Aufbau von Vorschlag 1 eine weitgehende Komplizierung des gesamten Bergbaus und außerordentlich viele Erschwerungen des Betriebs. Im Vorschlag 2 sollen die Einflüsse vom Reichskohlenrat und die Einflüsse der Unternehmer durch das schwierige Abrechnungsverfahren ausgeglichen, sollen im Betrieb selbst bei tech-

nischen Fragen zwei entgegengesetzte Strömungen in Einklang gebracht werden. Das ist in der Praxis außerordentlich schwer und muß zu Differenzen führen, die niemals die notwendige Beruhigung des Betriebs eintreten lassen. Hinzu kommt die Gefahr der Sabotage, die der Unternehmer schon im eigensten Interesse verüben wird, um die Sozialisierung in Mißkredit zu bringen. Es zeugt von einer vollständigen Verkennung der Unternehmerpsyche, wenn man glaubt, er würde sich durch die Aussichten auf Prämien für Mehrerzeugung und Erzeugungsverbilligung veranlaßt fühlen, sein bestes Können für die höchste Leistungsfähigkeit der Bergwerke einzusetzen. Ihm wird vielmehr daran gelegen sein, den Betrieb zu erschweren, um dem ganzen deutschen Volke zu zeigen, daß der vorgenommene Schritt auf dem Wege zur Sozialisierung des Kohlenbergbaus ein Schritt zum Abgrund war, der den Bergbau leistungsunfähiger macht. Er wird zu erreichen versuchen, daß die Sozialisierungsvorschläge für andere Industrien gleichfalls in Mißkredit gebracht und dadurch die gesamte Entwicklung auf Jahre hinaus zurückgedrängt wird. Außerdem wird es unmöglich sein, einwandfreie Unterlagen für Prämien auf Mehrerzeugung und Erzeugungsverbilligung zu beschaffen. Die natürlichen Verhältnisse des Bergbaus, zum Beispiel der Flözlagerung und der Gebirgsverhältnisse, bringen ganz natürliche Änderungen mit sich, die sehr schwer abzuschätzen sind, die aber außerdem ganz ohne Zutun des Direktors, beziehungsweise des Unternehmers in die Erscheinung treten.

Aus diesen Gründen kommt meines Erachtens bei gewissenhafter Prüfung Vorschlag 2 für die Einführung der Gemeinwirtschaft im Bergbau ernsthaft nicht in Betracht.

Die Frage der Entschädigung der Unternehmer möchte ich in diesem Artikel nicht behandeln, da dieses Problem noch zu wenig geklärt ist, um eine klare Stellungnahme zu ermöglichen. Die Entschädigungsfrage darf jedoch kein Hindernis der Vollsozialisierung sein. Denn die Gründe, die für die Überführung des Bergbaus in die sozialistische Betriebsweise sprechen, sind auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet so stark, daß die ohne Zweifel sehr schwierige Frage der Entschädigung gelöst werden muß.

Einheitsstaat und Selbstverwaltung

Von Wilhelm Oeske

(Schluß)

II

Der im ersten Artikel geschilderte schwächliche Anfang der provinziellen Selbstverwaltungstätigkeit in Preußen wurde durch das Dotationsgesetz vom 30. April 1873 erheblich erweitert, indem den Provinzen unter Zuweisung besonderer Renten aus der Staatskasse eine Reihe von Verwaltungszweigen und Anstalten in eigene Verwaltung übertragen wurde. Als Verwendungszwecke der vom Staat überwiesenen Gelder wurden im Dotationsgesetz angegeben: Fürsorge für Wegebau, Beförderung von Landesmeliorationen, Armenpflege, Fürsorge für körperliche Gebrechen, Wohltätigkeitspflege, Förderung von Naturdenkmal- und Geschichtspflege. Später sind den Provinzen noch überwiesen worden: Bekämpfung der Tierseuchen, Verwaltung der Feuersozialkassen, der land- und forstwirtschaftlichen

Berufsgenossenschaften und der Invalidenversicherungsanstalten. Daraus ist zu ersehen, daß der gegenwärtige Aufgabenkreis der Provinzialselbstverwaltung seinem ganzen Inhalt nach durchaus wenig geeignet ist, das Bestreben nach wirklicher Selbstverwaltung zu erfüllen. Die ihr zugewiesenen Aufgaben sind so allgemeiner Art, daß die Selbstverwaltung dem Bedürfnis einer Berücksichtigung des provinziellen Eigenlebens nur wenig entgegenkommen kann.

Hierbei muß berücksichtigt werden, daß die eigentliche staatsrechtliche Bedeutung des leitenden Beamten der Provinzialselbstverwaltung, des Landesdirektors, völlig gegenüber der des Oberpräsidenten zurücktritt. Bei der Gemeinde und dem Kreis ist die Leitung der Selbstverwaltung und die der Staatsverwaltung in einer Person vereinigt. Obwohl dieser Zustand auch Bedenkliches hat, muß doch anerkannt werden, daß zwischen Selbstverwaltung und Staatsverwaltung hierdurch viel engere Beziehungen gegeben sind als bei der Provinzialselbstverwaltung und Staatsverwaltung. Als eigentlicher Leiter der gesamten Verwaltung einer Provinz ist der Oberpräsident anzusehen. Er ist Kommissar des Ministeriums, also Vertreter der obersten Staatsbehörde und zugleich Leiter der bürokratisch organisierten Aufsichts- und Verwaltungsbehörde, des Oberpräsidiums. Als Kommissar des Ministeriums ist er Mittelsperson bei allen Verhandlungen der Staatsbehörde mit dem Provinziallandtag, der entscheidenden Körperschaft der Provinzialselbstverwaltung. Er eröffnet und schließt denn auch die Tagungen des Provinziallandtags. Der Oberpräsident sollte ursprünglich zwar keine Zwischenbehörde bilden; durch die Instruktion vom 31. Dezember 1825 und durch das Landesverwaltungsgezet vom 30. Juli 1883 wurden ihm aber derartig weitgehende Aufsichtsbesugnisse in der allgemeinen Landesverwaltung der Provinz sowie auch in Kommunalachen eingeräumt, daß er heute eigentlich die Gesamtleitung der Provinz, wenn nicht formell, so doch tatsächlich, in Händen hat; da er als politischer Beamter aber ganz vom Ministerium abhängt, so ist ohne weiteres einzusehen, daß der Grad der Bedeutung der provinziellen Selbstverwaltung im wesentlichen von seinem Willen abhängt. Durch die politische Umgestaltung des öffentlichen Lebens und der dadurch bewirkten verstärkten zentralen Leitung sind nun die Sonderbestrebungen der einzelnen Landesteile hinsichtlich ihrer staatsrechtlichen Geltung erheblich anspruchsvoller geworden. Diese Bewegung richtet sich nicht so sehr gegen die Reichseinheit als gegen die Zentralleitung in Berlin. Nach meiner Meinung müssen wir dieser Bewegung die größte Aufmerksamkeit schenken. Werden hier nicht rechtzeitig Maßnahmen getroffen, die die Bestrebungen nach Selbstständigkeit in Formen kleiden, die der Reichseinheit nicht schädlich sind, so gehen die Zerfugungsbestrebungen weiter. Es ist dann zu befürchten, daß der Bestand Preußens so sehr erschüttert wird, daß es seine zentralen Aufgaben für die einzelnen Landesteile nicht mehr so erfüllen kann, wie es die Bedürfnisse des Volkes verlangen. Zurzeit ist aber das Reich gar nicht in der Lage, diese Aufgaben sämtlich zu übernehmen. Der Gedanke, daß Preußen noch eine besondere Aufgabe in Deutschland zu erfüllen habe, muß jedoch fallengelassen werden. Die Stärke der deutschen Republik liegt in dem vereinigten Willen seiner gesamten Glieder. Dahin führen aber nur die Wege des Einheitsstaats. Die Entwicklung zum Einheitsstaat muß daher möglichst gefördert werden. Der erste

und wichtigste Schritt in dieser Richtung ist eine in Preußen tatkräftig durchgeführte Selbstverwaltung. Hierdurch wird allein eine wirkliche dezentralisierte Verwaltung herbeigeführt und die Bewegung zur Einheit gefördert.

Die vorgeschlagene restlose Durchführung der Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz wird es jedoch erforderlich machen, daß die allgemeinen Staatsinteressen nicht vernachlässigt oder nicht auf Kosten des Gemeinwohls verletzt werden. Es gilt also, Mittel und Wege zu finden, um die jetzige Bevormundung der Selbstverwaltung durch die staatliche Aufsichtsbehörde, die eine starke Verkümmern und Behinderung der Kräfteentfaltung der Selbstverwaltung darstellt, zu beseitigen und dabei doch die Pflege der allgemeinen Staatsaufgaben durch die Selbstverwaltung derart zu sichern, daß keine Schädigung des Gemeinwohls eintreten kann. Über die Notwendigkeit der Aufsicht des Staates bei der Durchführung der Gesetze kann in einem demokratisch organisierten Staatswesen wohl kein Streit entstehen. Es ist aber erforderlich, daß die Form der Staatsaufsicht auf eine scharf abgegrenzte Rechtsgrundlage gebracht wird. Bis heute ist das Recht der staatlichen Aufsichtsbehörde den Selbstverwaltungsbehörden gegenüber fast ganz dem Ermessen der Aufsichtsbehörde überlassen. Die Maßnahmen der Aufsichtsbehörde trugen bisher sehr oft den Stempel einer Willkür, weil die Entscheidung fast immer dem einzelpersönlichen Ermessen des leitenden politischen Beamten (Landrats, Regierungspräsidenten, Oberpräsidenten, Ministers) überlassen blieb. Dabei will ich gar nicht behaupten, daß immer persönliche (subjektive) Willkür vorliegt. In sehr vielen Fällen war eine rein sachliche Entscheidung wegen der Unklarheit des hier geltenden Rechts einfach nicht möglich. Das Obergerverwaltungsgericht hat zwar in seinen Entscheidungen wiederholt festgestellt, daß die Staatsaufsicht der Selbstverwaltung keine Dienstaufsicht, sondern nur ein Recht der Kontrolle ist. In einer Entscheidung des Obergerverwaltungsgerichts (Band 21, S. 424) wird zum Beispiel gesagt: »Unter Strafandrohung kann daher verlangt werden, daß über eine Gemeindeangelegenheit überhaupt formell Beschluß gefaßt wird, nicht aber auch, welcher materielle Inhalt dem zu fassenden Beschluß zu geben sein möchte. Eine Androhung dieser Art würde den Gemeindegliedern die Pflichtwidrigkeit zumuten, über die Gemeindeangelegenheiten nicht nach ihrem eigenen pflichtschuldigen Ermessen, sondern nach dem ihrer vorgesetzten Behörde zu beschließen. Zuwiderhandlung gegen eine solche Anweisung stellt sich daher als nicht strafbarer Ungehorsam dar.«

Wie wenig mit einer derartigen Auslegung geholfen ist, wird man ermessen können, wenn man bedenkt, welche Abweichungen schon allein über die Lehre vom »Gesetz im materiellen und formellen Sinn« bei den Staatsrechtlern bestehen. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben zur Genüge bewiesen, welche eine Unsumme heftiger Konflikte zwischen Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nur deshalb entstanden ist, weil der Begriff »Aufsicht« unter dem völligen Mangel an Klarheit litt.

Der Staatsverwaltung wird auch bei einer gründlichen Durchführung der Selbstverwaltung das Recht eingeräumt werden müssen, durch Kontrolle zu verhüten, daß die Selbstverwaltungskörperschaften bei der Wahrnehmung ihrer Befugnisse Gesetzwidrigkeiten begehen. Die Prüfung der Handlungen darf aber nicht einem mit anordnender Verwaltungsbefugnis

ausgerüsteten politischen Staatsbeamten übertragen werden, sondern muß einer Körperschaft überlassen bleiben, die die Gewähr einer sachlichen Unparteilichkeit bietet. Mir erscheint hier der Vorschlag des Kommissars für die Verwaltungsreform Dr. Drews, den Beschlußbehörden der Selbstverwaltungskörperschaften diese Prüfung zu übertragen, der beste Weg zu sein. Eine Nachprüfung der Entscheidung der Beschlußbehörden will Dr. Drews auf Antrag der Kommunalverbände den Verwaltungsgerichten übertragen, wenn geltend gemacht werden kann, daß die Entscheidung der Beschlußbehörde eine Verletzung des gesetzlichen Rechts darstellt.

Am zweckmäßigsten würden wohl die Rechte der Selbstverwaltung und die der Staatsaufsicht gegeneinander ausgeglichen, wenn den Verwaltungsgerichten Staatskommissare beigeordnet würden, auf deren Antrag die Beschlußbehörden der Selbstverwaltungsverbände deren Maßnahmen auf Gesetzmäßigkeit zu prüfen hätten. Zurzeit gibt es in Preußen nur eine reine Selbstverwaltungsbeschlußbehörde, den Provinzialrat. Die anderen Selbstverwaltungsbeschlußbehörden, Kreisausschuß und Bezirksausschuß, sind zugleich Verwaltungsgerichtsbehörden. Höchste Instanz beim Beschlußverfahren war der Provinzialrat und beim Verwaltungsstreitverfahren das Obergerverwaltungsgericht.

Mit der Reform der Selbstverwaltung wird auch eine Reform der Verwaltungsgerichtspflege verbunden werden müssen. Über deren Reformbedürftigkeit habe ich bereits in der Neuen Zeit vom 26. September 1919 nähere Ausführungen gemacht. Für die Neuorganisation der Verwaltungsgerichtsbehörden habe ich damals vorgeschlagen, drei Instanzen: Kreisverwaltungsgericht, Provinzialverwaltungsgericht und Staatsverwaltungsgericht, zu bilden. Die Kreisverwaltungsgerichte werden am zweckmäßigsten räumlich durch Zusammenlegen mehrerer Kreise so abgegrenzt, daß sie auch die Sachen der kreisfreien Städte (die jetzt die Bezirksausschüsse erledigen) übernehmen können. Das Kreisverwaltungsgericht muß mit einem, das Provinzialverwaltungsgericht mit drei und das Staatsverwaltungsgericht nur mit hauptberuflichen Verwaltungsrichtern besetzt werden. Beim Kreis- und Provinzialverwaltungsgericht müssen die Laienbeisitzer durch die öffentlichen Körperschaften gewählt werden. Ich würde empfehlen, daß für die Sachen des Beschlußverfahrens, entsprechend den Instanzen der Verwaltungsgerichte, besondere Beschlußbehörden (Selbstverwaltungsbeschlußbehörden) gebildet würden. Für die untere Instanz (Kreis) kann vielleicht Verwaltungsgericht und Beschlußbehörde durch dieselbe Körperschaft gebildet werden. Für Provinz und Staat wären dagegen vollständig getrennte Organisationen zu schaffen. Die Ernennung der Vorsitzenden der Beschlußbehörden müßte dem Ministerium überlassen bleiben, während die Beisitzer sämtlich von den betreffenden parlamentarischen Körperschaften der Selbstverwaltungsverbände gewählt würden.

Die von den Selbstverwaltungsverbänden geübte Wahrnehmung der eigenen Angelegenheiten und die der ihnen überwiesenen Staatsaufgaben würde also bei der so verwirklichten Selbstverwaltung auf ihre Gesetzmäßigkeit durch die von den Selbstverwaltungsverbänden gewählten Beschlußbehörden überwacht werden. Dadurch würde die alte sozialdemokratische Forderung: »Selbstbestimmung und Selbstverwaltung des Volkes in Reich, Staat und Gemeinde« in vollem Umfang

durchgeführt. An Stelle der früheren obrigkeitlichen bürokratisch-staatlichen Aufsichtsbehörde tritt ein genossenschaftliches Organ der Selbstverwaltung. Den Staatsinteressen kann dadurch Rechnung getragen werden, daß die Gesehmäßigkeit der Selbstverwaltung auf Antrag der staatlichen Aufsichtsorgane (Staatskommissare bei den Verwaltungsgerichten) jederzeit durch die Beschlußbehörden nachgeprüft werden muß. Der Vorschlag von Dr. Drews, daß die Entscheidungen der Beschlußbehörden für die Geltendmachung der Staatsaufsicht endgültig sein sollen und eine Nachprüfung durch die Verwaltungsgerichte nur auf Antrag der Selbstverwaltungsverbände zugelassen werden darf, gibt der Selbstverwaltung gegenüber der Staatsaufsicht sogar noch einen besonderen Schutz.

Die Verbesserung gegen den früheren Zustand liegt vor allem darin, daß das Urteil über die Gesehmäßigkeit der Maßnahmen der Selbstverwaltung und der daraus abzuleitenden staatlichen Eingriffe nicht mehr dem willkürlichen Ermessen der politischen Staatsbeamten (Landrat, Regierungspräsident, Oberpräsident, Minister) überlassen, sondern von dem Ergebnis einer Prüfung der Selbstverwaltungsbehörden abhängig ist. Auf die Zusammenfassung dieser Beschlußbehörden haben die Selbstverwaltungsverbände aber entscheidenden Einfluß.

Seit der Revolution sind Fortschritte auf dem Gebiet der Verwaltung im Sinne der neuzeitlichen Bewegung nur in sehr dürftigem Umfang gemacht worden. Der Sozialdemokratie fällt auch hier wieder eine große Aufgabe zu, deren Schwierigkeit in keiner Hinsicht verkannt werden soll. Festgestellt aber kann heute schon werden, daß die durch die wirtschaftliche Entwicklung bedingte Bewegung zum Einheitsstaat durch eine einheitlich gerichtete öffentliche Verwaltung notwendigerweise ergänzt werden muß. Wenn die daraus sich ergebende Zentralisierung der Verwaltung keine Lockerung des Gefüges staatlicher Einheit bewirken soll, so wird es nicht zu vermeiden sein, eine weitgehende Selbstverwaltung und Selbstbestimmung in Gemeinde, Kreis, Provinz und Staat durchzuführen. Erst dann sind die tragfähigen Grundfesten zur Bildung des Einheitsstaats gelegt.

Sozialisierung des Wohnungswesens

Von Alfred Thimm

Die nach jeder Richtung hin unbefriedigenden Zustände des Wohnungswesens lassen immer wieder den Gedanken auftauchen, diese Zustände auf dem Wege der Sozialisierung zu verbessern. Es sind dazu auch bereits manche Vorschläge gemacht worden, zum Beispiel von dem badischen Landeswohnungsinspektor Kampffmeyer, aber allzuviel Anklang haben sie nicht gefunden. Beim Studium seiner Vorschläge, die Stadtbaurat Doktoringenieur Wagner (Schöneberg) aufgegriffen und erweitert hat, kommt man nicht zu dem Gefühl, daß der außerordentlichen Vielseitigkeit, die das Wohnungsproblem nun einmal hat, wirklich ausreichend Rechnung getragen worden ist. Die Grundfrage, mit der Kampffmeyers Vorschläge stehen und fallen, ist die, ob es möglich sein wird, aus den zufällig zusammengewürfelten Mietern eines städtischen Baukomplexes eine leistungsfähige und wirtschaftlich arbeitende Verwaltungsgenossenschaft für die in ihrem Bereich stehenden

Häuser zu schaffen. Bei der Verschiedenartigkeit des da zusammenkommenden Menschenmaterials kann man leicht zu einer grundsätzlichen Verneinung dieser Frage kommen und ein so gefährliches Experiment von vornherein ablehnen. Der Freistaat Baden, von dem es ursprünglich verlaufete, er wolle einen Versuch machen, hat es schließlich doch unterlassen, und so besteht vorerst keine Aussicht, auf diesem Wege durch das Experiment zu Erfahrungen zu kommen.

Neuerdings sind nun aber neue Vorschläge zur Sozialisierung des Wohnungswesens gemacht worden, die viel gründlicher in die verschiedenen Seiten des Problems eindringen, und deren Einzelheiten viel leichter in ihren Wirkungen zu überschauen sind als die Zwangsgenossenschaft der Mieter, und die den bisher gemachten Erfahrungen viel mehr Rechnung tragen. Ihr Verfasser, Georg Hoyer, der seine Vorschläge schon in die Form eines richtigen ausführlichen Gesetzentwurfs gebracht hat, ist als langjähriger erfolgreicher Bauunternehmer und Hausbesitzer in der Lage gewesen, sehr viele Erfahrungen und Materialien zusammenzubringen. Sein Beispiel zeigt, daß man, auch wenn man Haus- und Kapitalbesitzer ist, soziales Empfinden und Kraft zur sozialen Tat haben kann; denn die Ausarbeitung seiner Vorschläge ist nur unter großen persönlichen und materiellen Opfern möglich gewesen.

Die wesentlichsten Grundlagen seiner Reformvorschläge mögen hier kurz dargestellt werden, während auf die Einzelheiten und wichtigen Nebensätze später eingegangen werden soll. Das wichtigste Element in der ganzen Frage ist stets: Wer pflegt und unterhält das Haus? Wirtschaftlichkeit ist nur möglich, wenn das der Abnutzung und dem Verfall unterworfenen Haus sachverständig und liebevoll unterhalten wird; denn es muß normalerweise mindestens hundert Jahre seine Dienste leisten. Hier stellt sich Hoyer auf den Standpunkt, der mit der allgemeinen Erfahrung übereinstimmt, daß der persönliche Hausbesitz die beste Gewähr für die Erhaltung des Hauses bietet und natürlich besonders dann, wenn der Besitzer im Hause wohnt. Da mit dem Erwachen des Verständnisses der Bevölkerung für den Fluch der Mietkaserne der weiteren Entwicklung dieses Ungeheuers jetzt wohl eine Grenze gesetzt sein dürfte, man also für die Zukunft mit kleineren Häusern, die sich nicht zum großkapitalistischen Spekulationsobjekt eignen, zu rechnen haben wird, so wird sich die Zahl der kleinen Häuser und damit der kleinen Hausbesitzer vermehren, wie ja auch die Arbeitsgemeinschaft im Bergbau sich schon dahin geeinigt hat, möglichst viel Eigenheime für die Bergarbeiter zu schaffen. Die Verwaltung des Hauses soll also einem einzelnen Menschen überlassen sein, dessen persönlicher Vorteil eng mit der besten Instandhaltung verbunden ist. Aber — und nun kommt der grundsätzliche Bruch mit dem bisherigen Zustand und das wesentlichste Neue — der Besitz am Hause ist getrennt von dem Besitz am Boden. Für das Recht, ein Haus auf ein Stück Boden bauen oder es besitzen zu dürfen, ist eine Grundrente zu zahlen, die nach dem durch die Lage und besonderen Eigenschaften bedingten Wert des Bodens festgesetzt und von Zeit zu Zeit nachkontrolliert und berichtigt wird. Diese Grundrente wird von dem gesamten Boden erhoben, und damit hört die Bodenspekulation auf, die so viele Millionen jahraus jahrein aus den Taschen der arbeitenden Menschen in die der Bodenbesitzer übergeführt hat. Diese Beträge müssen zwar auch ferner gezahlt werden,

aber sie gehen in die öffentlichen Kassen und verringern dadurch die allgemeine Steuerlast.

Um diese Reform durchzuführen, ist allerdings eine umfangreiche und schwierige Verwaltungsarbeit zu leisten, die aber unvermeidlich ist und auch aus steuerlichen Gründen durchgeführt werden sollte. Es muß ein vollständiges Kataster angelegt werden, das Größe, Lage und Verwendung jedes Grundstücks ausweist, ferner den Grundwert und die eingetragenen Lasten, Hypotheken und Grundschulden zeigt. Dabei soll die Selbsteinschätzung nach dem Wehrbeitrag von 1913 zugrunde gelegt werden, während eine örtliche Behörde diese Selbsteinschätzung nachprüft und berichtigt. Die so festgestellten Bodenwerte sollen aus den Erträgen der Grundrente abgeschrieben werden, so daß sie in einer bestimmten Reihe von Jahren aus dem Eigentum des bisherigen Besitzers ausscheiden und öffentliches Eigentum werden. Wer sich dann ein Haus erbauen will, braucht kein Kapital für Grund und Boden aufzuwenden; er läßt sich vom Siedlungsamt damit belehnen und zahlt nur die Grundrente. Ein zweites derartiges Kataster ist für alle Gebäudewerte anzulegen.

Eine weitere grundsätzliche Reform schlägt Hoyer beim Realkredit vor. Gerade auf diesem Gebiet haben sich im Laufe der Zeit die ungeheuerlichsten Mißstände herausgebildet. Hier lag die Wurzel des Bauschwinds, der besonders in den Großstädten so viele Handwerker zugunsten des Bodenbesitzers um ihren Arbeitslohn betrog, daß ein besonderes Gesetz zum Schutze der Forderungen der Bauhandwerker nötig wurde. Die Träger des Realkredits, des im Gegensatz zum Personalkredit auf den sicheren Wert festliegender Güter, also hier des Grund und Bodens einschließlich der Häuser, gewährten Kredits sind überwiegend die privilegierten deutschen Hypothekenaktienbanken. Ihnen ist durch Reichsgesetz das Recht verliehen, wenn sie ihr Aktienkapital in Hypotheken angelegt haben, für den Wert der Hypotheken bis zum fünfzehnfachen Betrag ihres Aktienkapitals sogenannte Pfandbriefe ausgeben zu dürfen. Diese sind wegen der Sicherheit der hinter den Hypotheken stehenden Grundstücke als mündelsichere festverzinsliche (meist zu $3\frac{1}{2}$ und 4 Prozent) Anlage sehr beliebt. Dieses Monopol, an dem sehr gut verdient worden ist, ist in der Weise mißbraucht worden, daß die Hypothekenbanken die großstädtischen Geschäfts- und Mietkasernen bevorzugt haben, während sie die Unterstützung und Beleihung der kleineren und kleinstädtischen Gebäude, weil mit ihrer Verwaltung mehr Arbeit und Kosten verknüpft waren, gröblich vernachlässigten. Mit diesen ganzen Instituten will Hoyer aufräumen. Sie sind zum Verschwinden reif. Die Beschaffung der Mittel zur Beleihung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, bei der das Risiko so außerordentlich gering ist, ist reif zur Sozialisierung, zur Übernahme in öffentliche Hand, und zwar sollen diejenigen, die ein Nutzungsrecht am Boden haben, sei es durch Pacht, Erbbaurecht oder in sonst einer Form, zu »Landschaften« und die Besitzer der Häuser zu »Hauschaften« zwangsweise zusammengefaßt werden. Diese gelten als öffentlich-rechtliche Anstalten und erhalten natürlich unter Kontrolle der Regierung nunmehr das Pfandbriefmonopol, das heißt sie dürfen so viel, wie Hypotheken im Gebäudekataster eingetragen sind, Pfandbriefe zu $3\frac{1}{2}$ Prozent ausgeben; dabei sind folgende Grundsätze zu beachten: Es werden nur Tilgungshypotheken ausgegeben und nur bis zu einer bestimmten Grenze vom Wert des

Bodens, so daß die verhängnisvolle Überschuldung nicht eintreten kann und durch den Tilgungszwang dauernd auf die Entschuldung hingearbeitet wird.

Neben diesen beiden wichtigsten Reformvorschlägen betreffend die Sozialisierung des Grund und Bodens und die Sozialisierung des Realkredits macht Heyer noch recht zweckmäßige und wertvolle Vorschläge zur Vereinheitlichung des Behördenapparats, der mit dem Wohnungs- und Siedlungswesen zu tun hat, gliedert Erbbau- und Heimstättenrecht, Bauordnungs- und Bauberatungswesen, Wohnungspflege und Wohnungsanierung planvoll in sein System ein und behandelt schließlich in einem besonderen Buche solche Zeiten, wie die jetzt von uns durchzumachende Zeit der Geldentwertung und Baukostensteigerung. In solchen Zeiten entsteht nämlich, wie wir täglich beobachten können, eine Wertsteigerung der Häuser, die jetzt mühsam durch den Zwang der Höchstmietverordnung hintangehalten wird, die sich aber dauernd nicht unterdrücken läßt. Da soll nun die oberste Spitze der Wohnungsbehörden — Heyer nennt sie den Siedlungspräsidenten — das Recht haben, auf dem Verordnungsweg diese Werterhöhung, die natürlich der Geldentwertung angepaßt sein muß, festzustellen, aber gleichzeitig den Mehrwert für die Allgemeinheit zu beschlagnahmen. Dann werden die Katastereintragungen auf den höheren Wert berichtigt, aber gleichzeitig in Höhe des Mehrwerts eine Hypothek zugunsten der öffentlichen Hand eingetragen, die der Hausbesitzer wie seine anderen Hypotheken zu verzinsen und zu tilgen hat. Dafür müssen die Mieter natürlich ebenfalls der Geldentwertung entsprechende höhere Miete zahlen. In Höhe dieser neu eingetragenen Hypotheken können nun wieder, sofern besondere Geldmittel für Baukostenzuschüsse zu Neubauten erforderlich sind, Pfandbriefe ausgegeben und damit Kapital beschafft werden.

Was für uns jetzt die brennende Frage ist, um die sich alles dreht, das erscheint hier in dem Heyerschen System der Neuordnung des Siedlungswesens als eine zeitlich vorübergehende Einzelheit, der leicht Rechnung getragen werden kann, weil überhaupt das ganze Gebiet gut geordnet und verwaltet ist. Wenn in unserer heutigen Wohnungsnot uns diese Ratschläge noch etwas nützen sollen, so wird man hier an diesem Ende anfangen müssen, aber mit dem wirklich festen Vorsatz, die Sozialisierung auf den beiden Hauptgebieten, der Grundrente und des Realkredits, restlos durchzuführen. Es ist nicht ohne Interesse, daß auch noch die Sozialisierung eines weiteren, längst dazu reifen Gebiets, nämlich der Feuerversicherung, wohl auch der Haftpflichtversicherung, gewissermaßen als Nebenprodukt bei dem Heyerschen Verfahren gewonnen wird. Sie kann ohne weitere Schwierigkeiten von den »Hauschaften« mit durchgeführt werden.

Mit solchen Plänen, wie sie hier als das Ergebnis jahrelanger Erfahrung vorgelegt werden, verliert das Schlagwort »Sozialisierung des Wohnungswesens« seine Bedeutung als Schlagwort. An seine Stelle treten eine Reihe ernsthafter, leicht nachzuprüfender Probleme, deren Vor- und Nachteile übersehbar sind. Es liegt auf der Hand, daß ihrer Durchführung ungeheure Schwierigkeiten entgegenstehen, da die Nutznießer der bisherigen Zustände nicht kampfslos ihre Position preisgeben dürften. Wer aber meint, daß die Sozialisierung auch nur des kleinsten Gebiets nur beschlossen zu werden brauchte, um damit auch gleich durchgeführt zu sein, der

befindet sich arg auf dem Holzweg. Jeder Schritt in eine neue, höheren Zielen dienende Gemeinwirtschaft muß mit Arbeit und Schweiß bezahlt werden. Wenn unsere Zeit diese Opfer nicht aufwenden will, so wird sie nichts erreichen, ist aber auch der Erfolge nicht wert, die sie späteren Generationen überlassen muß.

Private und öffentliche Wohlfahrtspflege

Von Henni Lehmann (Göttingen)

Bei Gelegenheit der Reichsfrauenkonferenz, die in anderthalbtägiger Dauer dem Parteitag in Kassel vorausging, sind eine Reihe von Fragen angeschnitten worden, die bei der Kürze der Zeit eingehende Erörterung nicht finden konnten. Es will mir zweckmäßig erscheinen, anstatt einer allgemeinen Übersicht über die Tagung, wie sie die Tageszeitungen boten, einzelne Fragen, die ein allgemeines Interesse bieten, herauszugreifen und einer besonderen Untersuchung zu unterziehen. Zu diesen Fragen gehört die von Dr. Caspary in seinem Referat über Wohlfahrtspflege behandelte Beziehung zwischen öffentlicher und privater Fürsorge.

Die Pflicht der Gemeinschaft, dem Hilfsbedürftigen, der nicht selbständig imstande ist, sich und den von ihm zu versorgenden Angehörigen den notwendigen Lebensunterhalt zu beschaffen, diesen zu gewähren, ist heute als Rechtspflicht grundsätzlich anerkannt.¹ Während man früher hier eine auf Freiwilligkeit beruhende Aufgabe der Barmherzigkeit sah, der Charitas, die zumeist in kirchlichen Händen lag, ist jetzt an deren Stelle die soziale Pflicht der Gesellschaft, des Staates, der Gemeinden getreten. Dieser Übergang hat sich nicht immer reibungslos vollzogen, und er vollzieht sich auch heute nicht reibungslos, soweit Umänderungen und weitere Überführungen noch in Frage kommen.

Neben der Hilfe, die dem wirtschaftlich Schwachen den notwendigen Lebensunterhalt gewährt, gibt es in unserem komplizierten Gesellschaftsgebäude eine sehr große Zahl von Wohlfahrts- und gemeinnützigen Einrichtungen, die ergänzend und helfend auf den verschiedensten Gebieten eintreten. Zunächst tun sie es auf dem Gebiet der eigentlichen Armenpflege, indem sie direkte Unterstützungen an Geld, Lebensmitteln, Kleidung verabfolgen, weiter aber in der verschiedensten Art der Wohlfahrtspflege, in der Fürsorge für Kinder und Jugendliche, für Säuglinge und Mütter, für Alte, Siehe, Kranke und Genesende, für geistig Schwache usw. Ebenso verschieden wie die Art und das Ziel dieser Wohlfahrtsarbeit ist die Form, in der sie geleistet wird. Teils wird sie als Hilfe und Unterstützung im eigenen Hause des Hilfsbedürftigen gewährt, zum Beispiel bei der Hauspflege, deren Aufgabe es ist, im Haushalt die erkrankte Mutter zu ersetzen, teils in besonderen Einrichtungen und Anstalten, in Krippen, Kleinkinderschulen, Horten, in denen die Kinder nur stundenweise aus dem elterlichen Hause übernommen werden, oder in Häusern, in die der Pflegling ganz übernommen wird, wie Siechenhäuser, Mütter- und Säuglingsheime, Heime für sittlich Gefährdete und ähnliches. Armenfachlich pflegen wir die Anstaltspflege als geschlossene Armenpflege, die dem Hilfsbedürftigen anderweit gewährte Hilfe als offene Armenpflege oder Wohlfahrtspflege zu bezeichnen.

Auch die Träger jener verschiedenartigen privaten Wohlfahrtsinstitutionen sind ganz verschiedene. Stellenweise sind es vereinzelt und selbständig stehende lokale Vereine, dann wieder Einrichtungen großer Organisationen, die sich über einen Einzellstaat oder das Reich erstrecken, wie beispielsweise die Wohlfahrtsinstitutionen der vaterländischen Frauenvereine. Vielfach auch gehen sie von den kirchlichen Gemeinschaften der verschiedenen Konfessionen aus, so etwa die Verbände der kirchlichen Jungfrauenvereine. Auch die Beschaffung der Mittel und der nötigen

¹ Siehe Nr. 2 der Neuen Zeit vom 9. April 1920: Klees, Die Neugestaltung unserer Armenpflege.

Hilfskräfte ist ganz verschieden. Es gibt Stiftungen, die ein festes eigenes Vermögen besitzen, das ihnen den Unterhalt ihrer Einrichtungen ermöglicht, und es gibt Vereine, die sozusagen von der Hand in den Mund leben, von laufenden Mitgliedsbeiträgen, die heute hoch, morgen niedriger sind. Ein Teil der Einrichtungen bezieht Beihilfe aus öffentlichen Mitteln, ein anderer arbeitet gänzlich ohne solche Hilfe. Es gibt auch Anstalten, die ganz von einer Persönlichkeit eingerichtet sind und unterhalten werden. Manche arbeiten mit bezahlten, andere nur mit freiwilligen Hilfskräften. Wenn wir auch dieser Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gegenüber das Ziel aufrichten, sie möglichst unabhängig zu machen von privatem, naturgemäß subjektiv gerichteten Ermessen einzelner oder bestimmt gerichteter Vereine und Verbände, wenn wir auch hier dem, der genötigt ist, sich der Hilfe solcher Wohlfahrtseinrichtungen zu bedienen, möglichst die Empfindung nehmen wollen, daß er eine Wohltat empfängt, und ihm einen Rechtsanspruch auf Benutzung der Einrichtungen nach Maßgabe seiner persönlichen Notwendigkeit gewähren wollen, so ist das eine selbstverständliche Folge sozialistischer Weltanschauung. Tritt man indes praktisch an die Frage heran: Kann und soll man die gesamte private Wohlfahrtspflege auf die Allgemeinheit übernehmen?, dann ergibt sich zwar, daß eine solche Sozialisierung der Wohlfahrtspflege ebenso wünschenswert, aber auch, daß sie ebenso schwierig in die Wege zu leiten ist wie die Sozialisierung wirtschaftlicher Betriebe.

Die Frage der Mittelbeschaffung ist vielfach entscheidend. Allgemein sind unsere öffentlichen Mittel, insbesondere die der Gemeinden, schon überstark in Anspruch genommen. Eine weitere Heranziehung von Steuerzahlern oder Erschließung neuer Steuerquellen in dem Umfang, wie es die Übernahme sämtlicher privater Wohlfahrtseinrichtungen auf die Schultern der in Frage kommenden öffentlichen Körperschaften bedingen würde, ist ausgeschlossen. Eine ganze Reihe von Wohlfahrtsorganisationen würde voraussichtlich gegenwärtig einer solchen Übernahme keine Hindernisse entgegenstellen, ja an manchen Stellen würde man sie mit einem erleichterten Aufatmen begrüßen, denn sehr viele dieser Wohlfahrtsorganisationen stehen zurzeit unter einem schweren Druck und wissen kaum, ob und wie sie ihre Einrichtungen aufrechterhalten und fortführen sollen. Die ungeheure Preissteigerung bedingt auch hier auf der einen Seite eine gewaltige Erhöhung der notwendigen Ausgaben, während andererseits die Einnahmen aus freiwilligen Beiträgen, regelmäßigen Mitgliedsbeiträgen und einmaligen Schenkungen fast überall zurückgezogen sind. Es ist das nicht allein die Folge der allgemeinen geringeren geldlichen Leistungsfähigkeit. Auch die politischen Verhältnisse sprechen mit. Man hört von den verschiedensten Orten, daß den Wohlfahrtsunternehmungen Beiträge, die ihnen sonst aus bürgerlichen Kreisen zufließen, mit der Begründung entzogen werden: »die Arbeiter brauchen es jetzt nicht mehr, sie verdienen ja so viel«, oder »die Arbeiter sind undankbar, für die wollen wir nicht länger etwas geben«.

Beide Auffassungen beruhen auf einem Verkennen der Verhältnisse. Einerseits sind die Einnahmen der Arbeiter gegenüber den gesteigerten Preisverhältnissen im allgemeinen durchaus nicht so groß, daß sie die Benutzung jener Wohlfahrtseinrichtungen überflüssig machen. Andererseits sind aber an Stelle der etwa infolge ihrer pekuniären Besserstellung ausscheidenden Arbeiterkreise andere getreten infolge der Verschlebung der Besitzverhältnisse. Der frühere Mittelstand ist vielfach hilfsbedürftig geworden, und jetzt ist für ihn die Aufrechterhaltung jener Wohlfahrtseinrichtungen eine Notwendigkeit. Die zweite Begründung aber, die von einer besonderen Undankbarkeit der Arbeiter, ist gänzlich unzutreffend. Der einzelne Arbeiter ist persönlich nicht dankbarer und nicht undankbarer als andere Menschen auch. Nur ist er im allgemeinen mit Recht nicht geneigt, für Hilfe, die er infolge sozialer und wirtschaftlicher Benachteiligung gezwungen ist anzunehmen, oft recht ungern anzunehmen, eine Verpflichtung zu ganz besonderem Dank gegen jene zu empfinden, die unter solcher Benachteiligung nicht leiden und deshalb die Hilfe gewähren können.

Wenn die Staaten und Gemeinden auch nur jene Wohlfahrtseinrichtungen übernehmen wollten, die sich nicht mehr völlig zu erhalten vermögen, so würde das schon eine unerträgliche geldliche Belastung bedeuten. Es kämen bei der Übernahme aber noch weitere Institute in Frage, denn die Übernahme dürfte keineswegs nur aus dem Gesichtspunkt der pekuniären Not der betreffenden Einrichtungen geregelt werden, vielmehr müßten Art und Notwendigkeit derselben ausschlaggebend sein. Institute, für die ein absolutes Bedürfnis vorhanden ist, müssen unter allen Umständen fortgesetzt, Institute, die sich für privaten Betrieb nicht eignen, als öffentliche übernommen werden. Das wird im Einzelfall meist größeren Gemeinden schwer, kleinen oft ganz unmöglich sein. Der Notwendigkeit auf der einen steht die Unmöglichkeit auf der anderen Seite gegenüber. Die Möglichkeit, einen Ausweg zu finden, wird sich auch auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege nur ergeben, wenn wir zu einer Planwirtschaft kommen, und zwar kann es sich meist nicht um eine vollständige Übernahme von Wohlfahrtseinrichtungen durch die Gemeinschaften als Gemeinde, Staat, Reich handeln, sondern vorwiegend um eine Fortführung eventuell Zusammenlegung der Einrichtungen unter mehr oder weniger großer Beteiligung der betreffenden öffentlichen Gemeinschaften.

Diese Beteiligung kann eine verschiedene sein. Es ist im allgemeinen wünschenswert, um die Schwächen privater Wohlfahrtseinrichtungen auszugleichen, daß außer den geldlichen Unterstützungen die Behörden sich einen gewissen Einfluß auf die Art des Betriebs sichern. Ferner ist sehr zu erwägen, in welcher Weise die Unterstützung geschieht. Vielleicht empfiehlt sich, wie von einer Seite angeraten wurde, daß allgemein die Gehälter der Angestellten durch die betreffenden öffentlichen Körperschaften übernommen werden. Dadurch würde den Angestellten, die heute nur unter unsicheren, nicht selten ganz unzulänglichen Bedingungen arbeiten — die Tarife kommen nicht allgemein in Betracht —, eine Sicherheit und angemessene Entlohnung, eventuell Pensionsberechtigung geschaffen. Die bisherigen ehrenamtlichen Kräfte sollten nach Möglichkeit beibehalten werden. Es wird aber durchaus der Auffassung entgegenzutreten sein, als stelle die ehrenamtliche Arbeit eine besondere *fleur fine*, eine extra feine und höher stehende Art der Wohlfahrtsarbeit dar, als sei sie mit mehr Idealismus und Innerlichkeit getan als die entlohnte Berufsarbeit. Dadurch würde man für die Kreise, die es nicht nötig haben, für Geld zu arbeiten, den Vorrang in der Wohlfahrtspflege beanspruchen, eine gänzlich unzulässige Sache. Die Güte und der Wert der Arbeit ist abhängig von dem inneren Verhältnis, das man zu seiner Arbeit hat, nicht etwa von dem äußeren Moment der Entlohnung.

Will man zu einer Planwirtschaft auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege gelangen, so gehört dazu, daß einerseits die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der vorhandenen Einrichtungen feststeht, daß andererseits Übereinstimmung in der Arbeit der verschiedenen Einrichtungen herbeigeführt wird und diese zueinander in Beziehung treten, soweit dies wünschenswert ist. Es ist also eine gewisse örtliche Zentralisation der Wohlfahrtspflege nötig, bei der die Einzelarbeit sich einfügen muß in den Rahmen des Ganzen. Hierbei werden vor allem Widerstände zu überwinden sein, denn es ist selbstverständlich mit der Einpassung in den Rahmen des Ganzen auch eine gewisse Kontrolle der Einzelarbeit, ein Aufheben ihrer absoluten Selbständigkeit verbunden, der sich viele nicht fügen mögen. Insbesondere die kirchlichen Kreise pflegen sich meist einer nötigen Offenlegung ihrer Arbeit zu entziehen und sich dagegen zu wehren. Mag sein, daß dies zum Teil mit der religiösen Auffassung zusammenhängt, daß Wohlfaten im verborgenen gegeben werden sollen, daß die Rechte nicht wissen soll, was die Linke tut. Es ist dabei stellenweise doch auch die selbstherrliche Einstellung maßgebend, daß die Kirche sich nicht der bürgerlichen Autorität anzupassen hat. Nicht ganz selten noch beanspruchen Geistliche, insbesondere auf dem Lande, daß sie die autoritative Stelle für Wohlfahrtsarbeit sind. Nichtkirchliche Kreise stehen dagegen gerade der kirchlichen Wohlfahrtsarbeit mit nicht unerheblichem Mißtrauen gegenüber.

Die gegebene Stelle für Zentralisation der Wohlfahrtspflege sind die örtlichen Wohlfahrtsämter in den Städten oder die entsprechenden Organisationen in Kreisen, Bezirken usw. Nicht zu umgehen ist die Zusammenlegung kleiner geldschwacher Stellen mit anderen zu größerer Leistungsfähigkeit. Auch die einzelnen örtlichen Wohlfahrtsstellen müssen wieder zueinander in Beziehung treten, denn die Bedürfnisse und die Arbeit angrenzender Bezirke greifen ineinander über.

Ein Wort sei noch gesagt zu den mancherlei Bedenken, die gern von bürgerlicher Seite gegen eine ganze oder teilweise Sozialisierung der Wohlfahrtspflege geltend gemacht werden. Es wird vor allem der freien Liebestätigkeit größere schöpferische Fähigkeit zugeschrieben, die Fähigkeit, neue Wege zu weisen, neue Ziele aufzustellen, neue Methoden der Arbeit zu finden. Es ist dies im Grunde dieselbe Einstellung der Weltanschauung auf individualistischer Grundlage, wie wir sie gegenüber dem wirtschaftlichen Sozialismus finden. Hier wie dort ist es der Einzelunternehmer, dessen schöpferische Kraft unerseßlich sein soll. Es ist aber merkwürdig unlogisch, daß die Begründung des wirtschaftlichen Individualismus der des Wohlfahrtsindividualismus schnurstracks zuwiderläuft. Der wirtschaftliche Einzelunternehmer soll deshalb so besonders befähigt sein zur Leistung, weil er ein Interesse am Gewinn hat. Schaltet man den Gewinn aus, so soll sofort mit minderwertiger Arbeit zu rechnen sein. Auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege jedoch soll die »schöpferische Menschenliebe« erst dann recht tätig sein können, wenn keine Bindung durch Entlohnung, Amt usw. erfolgt, wenn sie ganz frei waltet. Es sind doch schließlich dieselben Menschen, die hier nur gut arbeiten sollen, wenn sie es um des Gewinns willen, dort nur, wenn sie es aus idealem Interesse tun. Das ist ein psychologischer Widerspruch. Individualismus bedingt mit der Freiheit der Einzelbetätigung auch die Möglichkeit der Willkür, die nirgends schädlicher ist und nirgends verletzender empfunden wird als auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege.

Für dies verletzte Empfinden bei einer empfangenen Hilfeleistung ist es aber wirklich ziemlich gleichgültig, welchen Namen das Kind trägt. Wenn der alte »Deutscher Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit« diesen Namen jetzt ersetzt hat durch den neuen »Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge«, wenn an Stelle des Wortes »Armenpflege« allgemein das Wort »Fürsorge« gesetzt werden soll, so mag das einem vorhandenen Empfinden entsprechen und deshalb berechtigt sein. An dem Urteil über die Sache selbst wird es herzlich wenig ändern. Dies wird immer nur abhängig sein von der tatsächlichen Leistung und von dem Geiste, in dem die Arbeit getan wird. Man hat zum Beispiel den Namen »Zwangserziehung« umgewandelt in »Fürsorgeerziehung«, aber die Fürsorgeerziehung ist schließlich ebenso in Mißkredit gekommen, wie dies bei der Zwangserziehung der Fall war. Wohlfahrtspflege ist eine Pflicht der Gesellschaft seinem schwächeren Mitglied gegenüber. In diesem Sinne muß sie aufgefaßt und getan werden. Darum ist es eine selbstverständliche Folge, daß sie schrittweise in die Verwaltung der Gesellschaft überführt werden muß. Dem einzelnen bleibt dabei durchaus die Möglichkeit, seine Menschenliebe im Dienste des Ganzen und zum Wohle des Ganzen wie der einzelnen voll zu betätigen.

Völkerbund und Friedensvertrag

Neue Literatur

Von H. Fehlinger

Das Völkerbundsstatut enthält zweifellos Bestimmungen, die ein erfolgreiches Wirken für den dauernden Frieden aller Völker nicht fördern, sondern verhindern. Aber dies wird kaum irgendein Vertrag imstande sein, bewaffnete Konflikte der Staaten zu verhüten, solange mit den hergebrachten Methoden der geheimen Diplomatie nicht endgültig gebrochen wird — und solange es Sonderbündnisse gibt. Die

Frage ist nun: Sollen wir nur ablehnende Kritik an dem Völkerbund üben oder gar dahin streben, daß er wieder beseitigt wird, oder sollen wir dafür eintreten, daß er eine Ausgestaltung erfährt, die ihn zu einem brauchbaren Werkzeug der Völker-versöhnung macht? Weit aus die meisten deutschen Autoren, die sich mit dem Völkerbundsproblem befaßt haben, sprechen sich für die letzterwähnte Möglichkeit aus. Die Beseitigung des bestehenden Völkerbundes wird nur von ganz rechts- und von ganz linksstehenden Politikern gefordert. Von diesen, weil sie ihn durch eine internationale Organisation des Kommunismus ersetzen wollen, von jenen, weil sie wünschen, daß nationale Macht in internationalen Dingen entscheidend bleiben soll.

Nachstehend wird auf einige Schriften hingewiesen, die Kritik an dem von der Entente geschaffenen Völkerbund üben und Vorschläge für seine Reorganisation enthalten.

Christian Meurers Buch »Die Grundlagen des Versailler Friedens und der Völkerbund« (Würzburg 1920, Rabitzsch & Mönnich, 159 Seiten) behandelt im ersten Teil die Widersprüche zwischen den 14 Punkten der am 8. Januar 1918 gehaltenen Rede des amerikanischen Präsidenten Wilson und den Bestimmungen des Versailler Vertrags, über welchen das Urteil des Verfassers lautet: »Der Versailler Friedensvertrag, dessen Inhalt der verbindlichen Vorverurteilung ins Gesicht schlägt und dessen Annahme durch Gewalt erzwungen wurde, muß und wird von Deutschland immer angefochten werden, falls ihn nicht verdientermaßen schon die Ereignisse einfach zum Fehlpapier machen.« Auf S. 55 bis 100 folgt eine Betrachtung über die Frage der Schuld am Kriege und hierauf als zweiter Teil eine kritische Abhandlung über die Bestimmungen des Völkerbundsstatuts, dessen Wortlaut leider nicht abgedruckt ist. Meurer meint, die neutralen Staaten, die anfänglich nicht eingeladen wurden, Mitglieder des Völkerbundes zu werden, wären als zu unbedeutend oder als mißliebig übergegangen worden. Letztere Annahme ist nicht wahrscheinlich. Den in Betracht kommenden Staaten: Albanien, Afghanistan, Aßesinien, Mexiko, Dominikanische Republik und Costa Rica, mangelt teils eine geordnete Regierung, teils stehen sie unter Vormundschaft anderer Staaten.

Die Behandlung der selbstverwaltenden britischen Kolonien und Britisch-Indiens als selbständige Staaten bemängelt Meurer als Durchbrechung des Grundsatzes, daß kein Staat eine größere Stimmenzahl haben sollte als ein anderer. Mir erscheint aber gerade dieser Grundsatz, die völlige Außerachtlassung der Bevölkerungszahlen, als Verstoß gegen die Erfordernisse der Demokratie. Die in dem Statut vorgesehene Zusammensetzung des Rats des Völkerbundes, gegen die in durchaus berechtigter Weise Stellung genommen wird, ist keinesfalls auf die Dauer haltbar, da sie eine Bevorzugung der im Weltkrieg siegreich gewesenen Hauptmächte bedeutet. Auch die überragende Stellung des Rats in der Völkerbundsorganisation wird zugunsten der Delegiertenversammlung geändert werden müssen. In bezug auf die Vorkehrungen zur Schlichtung von Streitigkeiten der Mitgliedstaaten untereinander meint Meurer, daß sie als energischer Schritt nach vorwärts zu betrachten sind; doch erscheinen ihm »die einschlägigen Bestimmungen des Entwurfs der deutschen Regierung, und insbesondere der deutschen Gesellschaft für Völkerrecht, als besser«. Die Bestimmungen des Statuts über das Verhalten bei Kriegsgefahr werden von Meurer nicht ganz richtig aufgefaßt. Er schreibt: »Wird zunächst von einer Partei [das heißt einem nicht angeschlossenen Staat] die Aufforderung abgelehnt, sich für den Zweck der Schlichtung der bestehenden internationalen Streitigkeit dem Völkerbundsstatut zu unterwerfen, so ist ihr der Krieg gegen ein Bundesmitglied (warum nur gegen dieses?) verboten (Artikel 17 III). Lehnen aber beide Teile die Aufforderung ab, so erhält der Rat unbeschränkte Gewalt (Artikel 17 IV). Das ist mißlich. Die Pariser Autokraten haben es verstanden, mißliebige Staaten vom Völkerbund fernzuhalten, sie dafür aber ihrer Gewalt erst recht zu unterwerfen.«

In den betreffenden Bestimmungen heißt es aber: »Lehnt der in angegebener Weise aufgeforderte Staat es ab, für die Beilegung der Streitfrage die Verpflichtungen eines Bundesmitglieds zu übernehmen, und schreitet er gegen ein Bundesmitglied zum Kriege, so finden die Bestimmungen des Artikels 16 auf ihn Anwendung. [Diese beziehen sich auf Abbruch der Wirtschaftsbeziehungen und Vorschläge betreffend militärische Maßregeln beim Bruch des Völkerbundsstatuts durch einen Mitgliedstaat.] Weigern sich beide Parteien auf die Aufforderung hin, die Verpflichtungen eines Bundesmitglieds für die Beilegung der Streitfrage auf sich zu nehmen, so kann der Rat alle zur Vermeidung von Feindseligkeiten und zur Schlichtung des Streites geeigneten Maßnahmen ergreifen und Vorschläge machen.« Das klingt doch wesentlich anders, als Meurers Darstellung vermuten läßt.

Auf Irrtum beruht auch die Annahme, Artikel 10 des Völkerbundsstatuts, den Wilson »von Anfang an für das Rückgrat des ganzen Völkerbundes erklärte, ohne den der Bund nur ein Debattierklub wäre«, habe den Zweck, daß die im Friedensvertrag verfülgten Eroberungen »unter Weltfuß genommen werden sollen«, daß »die ganze Siegesbeute zur res sacra gestempelt werden« soll. Dieser Artikel spricht nämlich die Verpflichtung der Völkerbundsmitglieder aus, für die territoriale Unversehrtheit und die bestehende politische Unabhängigkeit aller bundesangehörigen Staaten einzutreten. In seiner jetzigen Fassung ist er zwar geeignet, den Anschein zu erwecken, als ob die bestehenden Staatsgrenzen von immerwährender Dauer sein sollten, doch haben das die Schöpfer des Völkerbundes wahrscheinlich nicht sagen wollen, sondern sie wollten nur gewaltsamen Gebietsänderungen vorbeugen. Dieser Artikel 10 war der Hauptanlaß, daß im Senat der Vereinigten Staaten der Friedensvertrag von Versailles nicht die erforderliche Mehrheit fand, da er europäische Einmischung in Amerika zuläßt und gegebenenfalls Amerika zur Teilnahme an kriegerischen Aktionen der Völkerbundsstaaten verpflichtet.

Der schwächste Punkt des Völkerbundsstatuts ist Artikel 8, die Abrüstung betreffend. Meurer hat recht: »Der Rat soll nach Artikel 8 Abrüstungspläne aufstellen, für jeden Staat besonders, unter Berücksichtigung der geographischen Lage und der besonderen Umstände. Das erfordert schon einstimmigen Beschluß des Rats; aber die Prüfung sowie die Entscheidung steht bei jeder beteiligten Regierung einzig und allein. Es fehlt jeder Druck. Statt Völkerbunds-kontrolle nur eine gegenseitige Mitteilungspflicht. Wegen des Zusammenhangs zwischen Kapitalismus und Krieg soll auch den Unzuverlässigkeiten der Privat-rüstungsindustrie vorgebeugt werden. Wie, ist nicht gesagt. Das sind alles Bestimmungen, denen die Bleichsucht aus den Augen starrt.«

Das Buch Meurers biefel viel Anregung, doch wäre eine andere Schreibweise der Sache, der Revision des Friedens- wie des Völkerbundsvertrags, gewiß dienlicher gewesen. Auch auf viele Deutsche und Deutschlandsfreunde im Ausland muß die öfters gehäßige Sprache abstoßend wirken.

Das von der Union of Democratic Control herausgegebene Heft »The Covenant of the League of Nations« (von Arthur Ponsonby) enthält auf 19 Seiten den Text des Völkerbundsstatuts in englischer Sprache und artikelweise Erläuterungen, die in knappster Fassung die Mängel des Statuts klar hervorheben.

Recht lesenswert ist auch Ludwig Bernhards kleine Schrift »Was wird aus dem Völkerbund? Der Ruf nach einer neuen Haager Konferenz« (Berlin 1920, Springer, 48 Seiten). Sie gibt in der Einleitung einen Überblick über die Entstehung des Völkerbundsstatuts und würdigt dann im zweiten Abschnitt insbesondere die der internationalen Verständigung dienenden Bestrebungen der Holländer. Es wird die Frage aufgeworfen, was aus den internationalen Instituten werden soll, die in Holland ihre Stie haben, wie zum Beispiel dem permanenten Schiedsgerichtshof im Haag, dem Internationalen Statistischen

Institut, der Internationalen Geodätischen Vereinigung usw., da Artikel 24 des Völkerbundsstatuts die Stellung solcher Institute unter die Leitung des Bundes vorsieht. Im Schlufabschnitt wird der Ruf nach einer neuen Haager Konferenz erhoben, die nicht bloß aus Vertretern der Regierungen, sondern auch aus Abgesandten der Arbeiterschaft und der wirtschaftlich führenden Kreise sowie aus Personen, die sich um die internationale Verständigung verdient gemacht haben, zusammengesetzt sein soll. Ihre Hauptaufgaben sollen bestehen in Untersuchungen über die Umgestaltung des Völkerbundsvertrags und der Feststellung, »inwieweit der mit dem Völkerbundsstatut organisch verbundene Versailler Friedensvertrag neue Grundsätze des Völkerrechts aufgestellt hat. Vornehmlich wäre zu untersuchen, wie diese Grundsätze sich zum früher geltenden Recht verhalten und wie sie weiterzubilden sind. Aber die Aussichten der internationalen Verständigung bemerkt Bernhard: »Wir müssen völlig die Vorstellung ausschalten, als ob jetzt irgendeine Macht der Welt imstande wäre, eine internationale Verständigung planmäßig in einem bestimmt abgegrenzten Rahmen zustandezubringen. Vielmehr müssen wir das noch Unsichere, das Widerspruchsvolle, das Tastende als das Wesentliche in den Vordergrund stellen. Denn viele Bemühungen, welche auf internationale Verständigung gerichtet sind, haben nur Wert, insoweit sie suchend, tastend sind. Ihre Bedeutung liegt nicht darin, daß sie etwa das Ziel erreichen könnten, sondern darin, daß sie den verschiedensten Möglichkeiten Gelegenheiten geben, sich zu erproben. Ihre historische Mission ist nicht das Endgültige, sondern das Vorläufige. Sie schaffen die Formen, in denen die wirr durcheinanderstrebenden Kräfte sich miteinander messen können. Sie ermöglichen Berührungen und Verbindungen, aus denen sich die staatliche Zukunftsform der internationalen Verständigung entwickeln kann. Solche tastende, suchende Vorarbeit aber kann unmöglich der nach Gesichtspunkten der Macht zusammengestellte ‚Rat‘ des Völkerbundes oder die auf politische Interessen bedachte ‚Bundesversammlung‘ leisten. Hierfür bedarf es einer internationalen Versammlung anderer Art.«

Das Buch »Menschheitswerte und Völkerbund« (Gotha 1920, F. A. Perthes, 277 Seiten) enthält fünf Preisarbeiten von Reinhold Schmidt, Felix Halle, August Messer, E. Barthel und Emil Cohn, die herausgegeben wurden von der Moritz-Mannheimer-Stiftung. Das Thema des Preisanschreibens, das im Sommer 1918 gestellt wurde, lautete: »Welche Werte der Welt lassen eine gemeinschaftliche Verwaltung durch die Gesamtheit der Völker zu, und ist diese gemeinsame Verwaltung geeignet, die Zwecke von Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit durchzuführen?« Die Verfasser beantworten die Frage vom theologisch-philosophischen, juristischen und naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Die meisten Arbeiten bewerten den Völkerbundsgedanken vom Standpunkt der bürgerlichen Ideologie aus, doch befindet sich in der Schrift auch eine Kritik des imperialistischen Völkerbundes vom Standpunkt des Sozialismus aus. Seit der Niederschrift der Aufsätze hat zwar der Krieg ein Ende gefunden, aber das Buch hat deshalb nicht an Bedeutung verloren, denn der Geist der Feindschaft der Völker, der den Krieg möglich machte, besteht fort. — Felix Halles Aufsatz »Der Weltstaat als sittliche Notwendigkeit« ist nicht nur der umfang-, sondern auch der gehaltreichste, doch ist es recht fraglich, ob seine wirtschaftlichen, politischen und ethischen Forderungen noch in den Bereich des Verwirklichbaren fallen. Er sieht zum Beispiel voraus, daß »die auf der Grundlage eines militärischen Sieges entstehende größte Staatenverbindung der Erde nur durch eine Weltrevolution zu einem planetarischen Weltstaat nach den Erfordernissen des sozialistischen Völkerrechts umgestaltet werden kann«. Aber sollte es nicht möglich sein, daß sich ohne neue Gewaltanwendung Besseres aus dem Bestehenden entwickelt? Gesellschaftliche Einrichtungen, die ihren Zweck nicht erfüllen oder nicht vollständig erfüllen, können nicht allein mit Gewalt, sondern ebenso auf dem Wege der Erkenntnis und gegenseitigen Verständigung durch andere ersetzt werden. Das

gilt auch hinsichtlich des Friedensvertrags und Völkerbundes. Das »hohe Maß von Freiheit in der Regelung ihrer eigenen Angelegenheiten«, das alle Völker verlangen (S. 121), würde mit den von Halle erstrebten Vereinheitlichungen auf wirtschaftlichem, rechtlichem und sogar sittlichem Gebiet kaum vereinbar sein.

Franz Turba fordert in der Broschüre »Das Nationalitätenproblem und der Völkerbund« (Berlin 1920, H. N. Engelmann, 16 Seiten), daß der Völkerbund alle Teile eines geschlossenen Sprachgebietes dem stammesgleichen Nationalstaat angliedere, und daß von dem geschlossenen Sprachgebiet abgetrennten Volkspflütern weitgehende und ausreichende Selbstverwaltung gewährt wird. In »jenen Fällen, wo eine nationale Minderheit völlig losgelöst von der Verbindung mit einer geschlossenen Siedlung inmitten einer fremden Stadtbevölkerung wohnt (beispielsweise die Deutschen Prags), wäre die Selbstverwaltung nicht an das Territorium, sondern an die Person zu binden und damit ein Rechtszustand auszubilden, wie er seinerzeit auf dem engen Gebiet des [österreichischen] Wahlrechts durch die Schaffung des nationalen Katasters in Mähren in Angriff genommen wurde«. (Ob eine so weitgehende nationale Zerspaltung der Bevölkerungen einheitlicher Wirtschaftsgebiete rätlich wäre, ist aber eine andere Frage.) Wo Volksteile von dem Recht des Anschlusses an das Staatswesen der betreffenden Volksmehrheit nicht Gebrauch machen wollen, soll der bisherige Zustand aufrechterhalten werden.

Eine gute Erläuterung zum 13. Teil des Friedensvertrags haben Paul Eckardt und Ewald Kufig geschrieben, der als Teil des von Walter Schücking herausgegebenen großen Kommentars erschienen ist. (»Das internationale Arbeitsrecht im Friedensvertrag«; nebst Anhang »Die soziale Versicherung in den abgetretenen Gebieten«, von A. Manes; Berlin 1920, Vahlen-Engelmann.) Die einzelnen Artikel des Statuts der internationalen Arbeiterorganisation sind in französischer, englischer und deutscher Sprache abgedruckt und mit allgemeinen Erläuterungen und absatzweisen Anmerkungen versehen. Beigegeben sind sieben auf das internationale Arbeitsrecht bezügliche Dokumente. Die sachkundige und objektive Arbeit verdient Anerkennung.

Das bei der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger erschienene Buch Adolf Heilbergs »Die privatrechtlichen Bestimmungen des Friedensvertrags« (Berlin 1920, 128 Seiten) dient, wie der eben genannte Kommentar, den Bedürfnissen des praktischen Lebens. Derjenige, der sich über die privatrechtlichen Folgen des Friedensvertrags unterrichten will, wird sich in dem Vertragswerk selbst nur schwer zurechtfinden. Dieser Umstand gab Veranlassung, die vorliegende systematische Darstellung des privatrechtlichen Teiles des Vertrags zu geben. Die Arbeit erhebt keineswegs den Anspruch, lückenlos zu sein. Sie stellt einen ersten Versuch dar, der keinerlei Vorarbeiten benützen konnte. Dazu kommt, daß der Vertrag vieler Ausführungsverträge, Ausführungsgeetze und Ausführungsverordnungen bedarf, die bisher erst zum kleinsten Teil vorliegen. Wenn Heilbergs Darstellung auch nicht vollständig ist, so enthält und erklärt sie doch die wesentlichen privatrechtlichen Bestimmungen des Versailler Vertrags übersichtlich und allgemeinverständlich. Von rechtlicher wie politischer Kritik wurde ganz abgesehen. Die einzelnen Abschnitte behandeln: Räumliche und zeitliche Geltung des Vertrags; Wechsel der Staatsangehörigkeit (Option); Behandlung des feindlichen Vermögens; Schuldverhältnisse zwischen den Angehörigen verschiedener Staaten; Verträge, Urteile, Zwangsvollstreckung, Verjährung; Geistiges Eigentum; Enteignung und Anforderung von Leistungen; Gemischter Schiedsgerichtshof und Wiedergutmachungsausschuß. Ein Wortverzeichnis und Verzeichnis zur Sache gehöriger Literatur erhöhen die Brauchbarkeit des Buches.

Eine Geschichte der Friedenskonferenz gibt die britische Sektion des »Instituts für internationale Angelegenheiten« heraus. Sie ist auf fünf Bände berechnet. Kürzlich erschien der erste Band unter Redaktion von H. W. V. Temperley

(»A History of the Peace Conference of Paris«, 1. Band, London 1920, Henry Frowde, Oxford University Press und Hodder & Stoughton). Der Inhalt besteht aus einer Reihe von Aufsätzen englischer und amerikanischer Autoren, die den Zusammenbruch Deutschlands und seiner Verbündeten, den Waffenstillstand, die Organisation und die Rechtsgrundlagen der Friedenskonferenz und die Vorbereitung der Friedensbedingungen für Deutschland betreffen. Ein Teil der Beiträge stammt von Männern, die selbst an der Konferenz teilnahmen. Das Hauptgewicht liegt auf der Darstellung der Tatsachen, doch geben die meisten Verfasser auch persönlichen Auffassungen Ausdruck, und die Konferenzergebnisse werden mehrfach kritisch gewertet, und zwar ohne Übertreibung als Unvollkommenes. Es wird jedoch behauptet, Besseres zu leisten hätten die Verhältnisse nicht zugelassen — was freilich bestritten werden muß: ohne die allzu große Nachgiebigkeit, die amerikanischer- und englischerseits den führenden Männern Frankreichs gegenüber bekundet wurde, wäre der Friede erheblich anders ausgefallen — nicht zum Vorteil Deutschlands allein! Der Wert des Buches liegt darin, daß es reichliches Material zur Geschichte des Friedensschlusses bringt und daß es die reißlose Beherrschung der Friedenskonferenz durch die Führer der Entente-großmächte beweist. Die Plenarkonferenz, die ganze sechs Sitzungen abhielt, spielte keine ernst zu nehmende Rolle, die kleinen Mächte hatten nicht mitzuentcheiden, in vielen Dingen wurden ihre Vertreter gar nicht einmal angehört. Überdies verschmähten die Gewaltigen der großen Mächte allzumeist, ihren Entscheidungen die Ratschläge der zahlreichen in Paris versammelten Experten zugrunde zu legen.

In deutscher Sprache liegt eine kurze Chronik der Friedensverhandlungen von Kraus und Rüdiger vor, die bei Vahlen & Engelmann (Berlin 1920) erschienen ist. Außerdem sind die »Materialien betreffend die Friedensverhandlungen« zu nennen, die von der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte herausgegeben wurden (10 Teile). Sie enthalten die wichtigsten deutschen und viele gegnerische Aktenstücke zur Geschichte der Festlegung der Friedensbedingungen nach ihrer Bekanntgabe an die deutsche Regierung und haben dauernden Wert.

Literarische Rundschau

Samuel Gompers, *Labor and the Common Welfare*. New York 1920, Dutton. IX und 306 Seiten.

In diesem Bande sind Aufsätze, Reden und kurze Äußerungen des amerikanischen Gewerkschaftsführers Gompers gesammelt. Sie beziehen sich auf die Philosophie der Gewerkschaftsbewegung; die Arbeiterschaft in ihren Beziehungen zu anderen Gruppen der Volksgemeinschaft; die Arbeiterschaft, Gesetzgebung und Gerichte; die Stellungnahme der Arbeiterschaft zu öffentlichen Angelegenheiten; die politische Taktik der Gewerkschaften; die Stellung Gompers' zum Sozialismus und zum Kriege. Letztgenannte Abschnitte sind von besonderem Interesse, namentlich Gompers' Begründung seiner Abkehr vom Pazifismus, den er jahrzehntelang in begeistertsten Worten verfocht (S. 229). Anzunehmen, daß der Geist, der aus dem Buche spricht, für Gompers allein oder nur für einen ganz kleinen Kreis alter Gewerkschafter bezeichnend sei, wäre durchaus verfehlt; noch immer vertritt die große Mehrheit der Führer der gewerkschaftlichen Bewegung in Amerika Auffassungen, wie sie hier dargelegt sind. Wer die amerikanischen Gewerkschaften und ihre politische Haltung richtig verstehen lernen will, der wird dieses Buch brauchen können. Die Zusammenstellung der Aufsätze und ihre Herausgabe besorgte Hayes Robbins.

H. Fehlinger

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 7

Ausgegeben am 12. November 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Amos Comenius

Ein Gedenkblatt von Professor Ferd. Jak. Schmidt

Am 15. November 1670 starb Amos Comenius in Amsterdam und wurde eine Woche später zu Staarden, in der Nähe der holländischen Hauptstadt, begraben. Es sind also jetzt gerade 250 Jahre her, daß dieser so überaus verdienstvolle und verehrungswürdige Mann aus dem Kreise der Lebenden dahinschied. Wie Pestalozzi war er einer der größten Freunde und Erzieher des Menschengeschlechts, und darum geziemt es sich wohl, daß seiner bei dieser dritthalbhundertjährigen Wiederkehr seines Todestags gedacht werde.

Nach der Angabe auf seiner Grabtafel wurde er am 28. März 1592 in Ungarisch-Brod geboren. Früh schon verlor er die Eltern, so daß es ihm als armem Müllerknaben erst mit sechzehn Jahren gelang, an dem Unterricht auf der Lateinschule in Prerau teilzunehmen. Wie seine Familie gehörte auch er der Gemeinschaft der böhmischen Brüder an, und er wurde durch den religiösen Geist dieser evangelischen Richtung für sein ganzes Leben auf das Nachhaltigste bestimmt. Die Lebensweise jener Gemeinde war streng asketisch und pietistisch; nach einer Rundgebung, die im ersten Jahre nach der Geburt des Comenius erschien, wurde es als die Aufgabe der Bruderschaft betrachtet, eine Art evangelischer Mönchsgemeinschaft zu bilden. Vor allem spielte dabei die biblische Lehre vom Endgericht und die Vorstellungsweise der Offenbarung Johannis eine große Rolle.

Die Gemeinde muß wohl die geistigen Gaben des Comenius früh erkannt haben, denn er wurde auf jener Lateinschule schon zum geistlichen Beruf bestimmt und konnte dann, so unterstützt, 1611 die damalige Universität Herborn und darauf im Jahre 1613 die Universität Heidelberg besuchen. Diese beiden Lehrstätten wurde deswegen von den mährischen Brüdern für das Studium ihrer Geistlichen bestimmt, weil daselbst die Theologie nicht im Sinne des lutherischen, sondern des kalvinistischen Bekenntnisses gelehrt wurde.

In Herborn empfing Comenius sehr starke Eindrücke von dem noch jugendlichen Professor Alsted, namentlich auch in pädagogischer Hinsicht. Es scheint fast, als ob dieser Gelehrte zuerst den Genius des Erziehers in Comenius erweckt habe. Von 1614 bis 1616 wirkte Comenius dann als Lehrer in seiner Heimat Prerau, erhielt aber schon im Jahre 1618 die Pfarrstelle in Fulneck, wo sich die erste Gemeinde der böhmischen Brüder zusammengeschlossen hatte. Mit dem Seelsorgeramt war daselbst auch die Aufsicht über die Schulanstalt verbunden. Nicht geringen Einfluß übte damals der Theologe Joh. Val. Andrea auf ihn aus, der zum Hauptziel des menschlichen Lebens erhob: die Flucht des Christen aus der Welt zu Gott und mit dessen Hilfe die Erneuerung der Welt! In Fulneck verheiratete sich Comenius auch und genoß eine kurze Zeit die Freude einer glücklichen Ehe. Da aber

brach der Dreißigjährige Krieg aus, der bald auch für Comenius schweres Unheil heraufbeschor. Verfolgungen brachen über die Gemeinde herein, so daß jener im Jahre 1621 nicht nur aus seinem Seelsorgeramt verdrängt, sondern auch von seiner Gattin auf immer getrennt wurde. Als die Stadt in Brand gesteckt wurde, büßte Comenius mit seinen Büchern auch die Niederschriften der ersten pädagogischen Arbeiten ein.

Noch bis zum Jahre 1628 hielt er sich in Böhmen versteckt; dann siedelte auch er nach Lissa in Polen über, wohin die Gemeinde der mährischen Brüder geflohen war, und er wurde hier der Lehrer ihrer Schule. Es war dies die Zeit, in der er bereits den Plan zu seinem großen Unterrichtswerk, der *Didaktika Magna*, ernstlich durcharbeitete und den ersten Entwurf in böhmischer Sprache niederschrieb. Im Jahre 1638 sagte er die lateinische Bearbeitung ab, die aber erst im Jahre 1657 zu Amsterdam gedruckt wurde. Inzwischen war jedoch im Jahre 1631 sein erstes pädagogisches Hauptwerk, die *»Sprachenpforte«*, erschienen, wodurch sein Name in der ganzen Kulturwelt zu nicht geringem Ansehen gelangte. Im folgenden Jahre war er dann zu einem von den drei Bischöfen der mährischen Brüdergemeinde erwählt worden; doch wurde er von den geistlichen Geschäften so weit entbunden, daß er sich in vollem Maße seinen pädagogischen Arbeiten widmen konnte. Einen Ruf nach Schweden zur Verbesserung des Schulwesens lehnte er 1638 ab, begab sich aber 1641 auf Veranlassung des Parlaments nach England, ohne auch hier seine Schulpläne ausführen zu können. Infolgedessen gab er jetzt der Einladung eines Großkaufmanns Ludwig van Geer nach, der ihn zu dem gleichen Zweck nach Schweden lud. Hier kam er mit dem Reichskanzler Oxenstierna in sehr nahe Berührung, auf dessen Veranlassung er 1642 bis 1648 nach Elbing ging, um lateinische Lehrbücher für die schwedischen Schüler auszuarbeiten. 1648 zum ersten Bischof seiner Gemeinde ernannt, kehrte er nach Lissa zurück und veröffentlichte hier seine *»Neueste Sprachenmethode«*.

Im Jahre 1650 rief ihn darauf der Fürst Sigismund Rakoczi nach Siebenbürgen zur Begründung einer neuen Musterschule. Dasselbst vollendete er sein berühmtes Sprachbilderbuch, den *»Orbis pictus«*, der 1657 zu Nürnberg gedruckt wurde und in allen Ländern Verbreitung fand. Daneben entstanden noch mehrere andere, sowohl den Zwecken der Religion wie der Allgemeinbildung dienende Werke. 1654 traf er wieder in Lissa ein, hatte aber schon nach zwei Jahren nochmals das Unglück, daß er bei einem Brande der Stadt alle seine Sachen und Aufzeichnungen verlor. Um seines Glaubens willen verfolgt und in der größten Armut wanderte er über Schlessien, Brandenburg, Hamburg nach Amsterdam, wo er bei Lorenz van Geer, dem Sohne seines schwedischen Freundes, eine Zufluchtsstätte fand und die Erziehung eines Kreises von Kindern leitete. Hier veranstaltete er auch eine Sammlung seiner pädagogischen Schriften und schrieb ferner das letzte seiner Werke: *»Das Eine, was nützt«*. Er starb, als der letzte Bischof der böhmischen Brüdergemeinde, 78 Jahre alt.

Trotz des Weltruhms, den Comenius genießt, muß man doch sagen, daß ihm ein tragisches Leben beschieden war. Wenn wir auch von all dem äußeren Unheil absehen, von dem er in so reichem Maße heimgesucht war, so war es für ihn das Niederdrückendste und Erschütterndste von allem, daß es ihm nicht vergönnt war, seine wahrhaft großzügigen Erziehungspläne in

einem zureichenden Stile durchzusetzen. Die Zeit und das Schicksal schienen sich gegen ihn verschworen zu haben, um den Gedanken seines menschenbefreienden Bildungsunternehmens nicht zur Tat werden zu lassen.

Comenius war nicht der erste, aber er war derjenige, der am durchgreifendsten von allen den Grundsatz verfolgte, daß der Erziehungsunterricht der Jugend endlich von dem äußeren Zwang der Tradition und Auktorität befreit und mit dem Entwicklungsgang der lebendigen Natur in Einklang gebracht werden müsse. Hatte man die Hülle, die sich das ganze Mittelalter hindurch wie eine düstere Last über das natürliche Leben der Menschheit gebreitet hatte, schon im Zeitalter der Renaissance zu lüften begonnen, so war es Comenius, der jetzt auch die Erziehungs- und Schulanstalten von der Stickluft der Unnatur befreien wollte. Das ist um so erstaunlicher, als gerade dieser Mann, der zugleich von einer bis an den Aberglauben streifenden Mystik der christlichen Frömmigkeit erfüllt war, das Evangelium der Natur auf dem Felde des Erziehungswesens zu verkünden bestimmt war. Es klingt fast wie ein pädagogischer Naturhymnus, wenn er in dem ersten Entwurf seiner »großen Unterrichtslehre« alles nach den Grundsätzen gestaltet sehen wollte:

Die Natur achtet auf die passende Zeit.

Die Natur bereitet sich den Stoff, bevor sie beginnt, ihm Form zu geben.

Die Natur wählt sich für ihre Tüchtigkeit ein geeignetes Subjekt oder richtet es doch vorerst in passender Weise zu, um es hierzu geeignet zu machen.

Die Natur verwirrt sich nicht in ihren Werken; sie geht, das einzelne wohl unterscheidend, vorwärts.

Die Natur beginnt jede ihrer Verrichtungen von innen heraus.

Die Natur beginnt ihre Bildungen mit den allgemeinsten Umrissen und hört bei den Einzelheiten auf.

Die Natur macht keinen Sprung, sie geht stufenweise vor.

Wenn die Natur anfängt, so hört sie nicht auf, bis die Sache vollendet ist.

Die Natur vermeidet sorgfältig Gegensätze und Schäden.

Das waren die grundlegenden Gedanken, die Comenius nun bis in alle Einzelheiten hinein methodisch ausarbeitete und darauf sein pädagogisches Reformwerk begründete. Wie die wiedererwachende Naturbegeisterung im dreizehnten Jahrhundert — merkwürdig genug — von der Mönchszelle des Franz von Assisi ausgegangen war, so die Hinwendung zu einer naturgemäßen Erziehungs- und Unterrichtsweise von dem evangelischen Mönchtum der Brüdergemeinden. Seine Erklärung findet das darin, daß diese Männer in der Natur ein göttliches, von göttlichen Kräften geleitetes Werk sahen und sich ihr darum mit dem vollsten, innersten Vertrauen hingaben. In diesem Sinne konnten sie sich den der antiken Lebensweisheit entnommenen Satz wieder zu eigen machen: Laßt uns nur der Meisterin Natur folgen, und wir werden niemals in die Irre geraten!

Daraufhin faßte Comenius das, was schon andere vor ihm gelegentlich und vereinzelt angeregt hatten, in ein großes System zusammen, nämlich die Forderung, daß alle Wissensbildung zunächst von dem Buch der Natur und nicht von den geschriebenen und gedruckten Büchern ausgehen müsse. Auch in den alten Kloster- und Domschulen war ja schon immer ein gewisses Maß von naturwissenschaftlichen Kenntnissen vermittelt worden. Aber dieses

Wissen hatte seinen Ausgang nicht von der Naturanschauung genommen, sondern man erwarb es sich nur aus den Büchern, vor allem aus den Büchern der altlateinischen Schriftsteller. Jetzt wurde dagegen verlangt, daß an Stelle des Buchwissens das Anschauungswissen zur Grundlage aller anderen Wissensbildung gemacht werde. So ist Comenius, schon vor Pestalozzi und in einem anderen Sinne als dieser, der Vater des Anschauungsunterrichts geworden.

Die zweite große Tat des Comenius war die, daß er als der erste unter allen Pädagogen das gesamte Bildungswesen eines jeden Volkstums zu einem einheitlichen, wohlgegliederten Organismus ausgestaltet wissen wollte. In diesem Sinne sollte sein Hauptwerk, die »Große Lehrkunst«, sein: »eine völligumfassende Anweisung, alle alles zu lehren, oder ein sicheres und wohl-ermogenes Verfahren, in allen Gemeinwesen eines christlichen Reiches, in Städten und Dörfern, ein solches Schulsystem zu errichten, daß die gesamte Jugend beiderlei Geschlechts, völlig ausnahmslos, in den Wissenszweigen unterrichtet, in den Sitten veredelt, mit Gottesfurcht erfüllt, und hierdurch vor den Jahren der Reife für alles, was zu dem gegenwärtigen und künftigen Leben gehört, könne vorbereitet werden, mit Zeiterparnis, Freude und Gründlichkeit.« Demgemäß sollte es vier Erziehungsklassen geben: die Mutterschule, die Volksschule, das Gymnasium und die Akademie. In jedem Hause sollte es eine Mutterschule geben (1. bis 6. Jahr), in jeder Gemeinde eine Volksschule (7. bis 12. Jahr), in jeder Stadt ein Gymnasium (13. bis 18. Jahr) und in jedem Land eine Akademie (19. bis 24. Jahr). Während aber die ersten beiden Schularten für alle Kinder bestimmt sind, soll das Gymnasium und die Akademie nur von denjenigen besucht werden, welche dafür hinreichend geeignet sind. Bloß so genommen, enthielte dann die Aufstellung des Comenius etwa das, was man heute unter Einheitschule versteht. Diese äußere Einteilung ist aber bei ihm noch nicht das Wesentliche und der wahrhaft schöpferische Gedanke. Wäre ihm das die Hauptsache, so bedeutete dies ja auch nicht mehr als einen nur mechanischen Aufbau der verschiedenen Schultagen, nicht aber ein organisches Einheitsystem. Er schloß sich bei dieser Abstufung nur der damals üblichen Sitte an, daß der Übergang auf die obere Lateinschule meist mit dem vollendeten 12. Jahre, derjenige auf die Universität oder Akademie mit dem vollendeten 18. Jahre gemacht wurde. An dieser Aufstellung des Comenius war daher noch gar nichts Originales, sondern er bediente sich ihrer nur als des zwar nicht ausnahmslos, aber durchschnittlich gebräuchlichen Verfahrens für die Entwicklung seines eigenen Grundgedankens. Comenius war ein viel zu gewissenhaft und gründlich angelegter Schulmann, als daß er sich mit einem bloßen Mechanisieren des Schulwesens leichtfertig hätte abfinden sollen.

Der große, geniale Gedanke des Comenius war vielmehr der, daß er das Bildungswesen zu einer wirklich organischen Einheit erhoben wissen wollte. Ihm kam es auf nicht mehr und nicht weniger an, als daß die menschheitswidrige Kluft zwischen den gebildeten und ungebildeten Ständen endlich geschlossen würde. Hier trifft erst die volle, alle seine Zeitgenossen überragende Bedeutung zutage. Denn allen anderen voran war es Comenius, der vom Standpunkt der Erziehung und des Unterrichts aus den Kampf gegen die Zerklüftung des Ständewesens unternahm. An Stelle des ständischen wollte er ein einheitliches, allgemeines Bildungswesen des gesamten Volkstums

erreichbar machen. Würde das nun aber erzielt werden, wenn, abgesehen von den ersten sechs Jahren der bloß häuslichen Erziehung, alle vom 6. bis zum 12. Jahre die Volksschule besuchen, dann aber die durch Herkunft und Anlage dazu Geeigneten auf die höhere Schule übergehen und von ihnen dann wiederum eine bestimmte Zahl mit dem 18. Jahre auf die Universität? Würde dadurch die Kluft zwischen den gebildeten und den weniger gebildeten Ständen auch nur im mindesten beseitigt werden; würde sie nicht vielmehr dadurch erst schulmethodisch festgelegt werden? Eben dies war es gerade, was bekämpft werden sollte. Es wird das unsterbliche Verdienst des Comenius bleiben, daß er den Punkt mit voller Schärfe erkannte, der die ständischen Bildungsunterschiede erst wirklich zu Fall bringt und die wahre Vereinheitlichung des Bildungswesens ermöglicht.

Was aber war das? Dieser tiefgründige Mann sah ein, daß es nicht die Wissensunterschiede als solche sind, welche die ständische Spaltung auf dem Gebiet des geistigen Lebens herbeiführen. Denn in bezug auf das Wissen sind alle Menschen ungleich, selbst diejenigen, die in gleicher Weise vorgebildet sind. Das Wissen individualisiert, aber es ist kein allgemeines Prinzip der ständischen Gruppierung. Wohl aber ist es gerade im Gegensatz dazu das erzieherische Moment der Persönlichkeitsbildung, auf dem die Abschränkungen des ständischen Bildungswesens beruhen. Denn nicht von dem Maß und der Art des Wissens hing es zuletzt ab, daß sich der geistliche Stand vom ritterlichen und dieser wieder von dem bürgerlichen und bäuerlichen abgrenzte, sondern es war die Verschiedenartigkeit der sittlichen Persönlichkeitszucht, welche alle diese Schranken aufrichtete. Damit geschah aber etwas, das wider die Natur und das Wesen des Menschen gerichtet war. Denn die Sittlichkeit ist für alle Menschen die gleiche. Alle Menschen müssen zu der gleichen Höhe des Gestaltungsstandes erzogen werden, und darum kann auch nur die sittliche Erziehung das Einheitsprinzip für die gesamte Volksbildung abgeben. Das war es, was Comenius erkannte und gegen die ständische Bildung ins Feld führte.

Zu dieser Einheitlichkeit der Gestaltungsbildung gehört selbstverständlich auch immer ein bestimmtes Maß von Wissensbildung. Dieses muß für alle ohne Ausnahme daselbe sein. Ob einer außerdem noch das besondere Wissen eines Schuhmachers, eines Mechanikers, eines Kaufmanns oder Gelehrten hat, ändert nichts an dem sittlichen Wert seiner Persönlichkeit. Darum sollen nach Comenius auch alle alles lernen, was einen jeden auf die gleiche sittliche Höhe wie alle anderen zu stellen, erforderlich ist. Darum soll daselbe Ziel der Gestaltungsbildung auf der Volksschule wie auf der Mittelschule und der gelehrten Schule zum Gegenstand des Erziehungsunterrichts gemacht werden, und darum muß dann auch der sittliche Erziehungs- und nicht der intellektuelle Unterrichtszweck zum obersten, einheitsstiftenden Organisationsprinzip des Schulwesens erhoben werden. Durch den bloßen Aufstieg der intellektuell Begabten aus der großen Masse der nicht besonders Begabten wird der Klassenunterschied zwischen den Gebildeten und den weniger Gebildeten nur noch verschärft. Er wird aber bedeutungslos, wenn das gesamte Bildungswesen eines Volkes bei aller Verschiedenartigkeit der intellektuellen Unterrichtsgestaltung vom Standpunkt der allgemeinen und gleichen Persönlichkeitsbildung aus organisiert wird. Alle Schulreformen sind von Grund auf schlecht und verwerflich, die nicht auf das eine Ziel aus-

gehen, ohne Unterschied der Begabung alle Schüler aller Schularten mit dem gleichen Maß edelster Gesittungsbildung auszustatten.

Mit diesem Gedanken war Comenius seiner Zeit nicht nur ein, sondern um viele Jahrhunderte vorausgeeilt. Es ist der eigentlich und wahrhaft soziale Bildungsgedanke, und er ist es deshalb, weil er die Gleichwertigkeit der menschlichen Persönlichkeit nicht bloß unabhängig macht von Besitz und Stand, sondern auch von Begabung und Nichtbegabung. Als Comenius am Ende seines faterreichen Lebens stand, ahnte er nicht, daß wir nach 250 Jahren um die Durchführung seiner erhabenen Erziehungsidee noch ebenso kämpfen und dulden müssen, wie es ihm erging.

Der Untergang des Abendlandes¹

Von Albert Kranold

In den letzten Monaten hat das Buch »Der Untergang des Abendlandes« von Oswald Spengler viele Gemüter heftig erregt und nicht nur die große Masse der philosophisch nicht geschulten Bevölkerung, sondern auch einen erheblichen Teil der Fachphilosophen in Verwirrung gebracht. Abgesehen von der allerdings glänzenden Diktion des Buches, ist das wohl in erster Linie auf den Umstand zurückzuführen, daß der ungeheure Zusammenbruch des deutschen Volkes, der ja nicht nur ein militärischer und wirtschaftlicher, sondern auch ein geistiger und sittlicher war, in unserem Volk eine weitverbreitete Stimmung des resignierenden Pessimismus erzeugt hat. Dieser Stimmung kommt das Buch mit seiner Lehre, daß das Abendland seelisch erschöpft, im Absterben begriffen sei, sehr entgegen, ob bewußt oder unbewußt, mag dahingestellt bleiben.

Es wird daher Zeit, daß man sich einmal vom Standpunkt einer die Grundlagen und die Struktur der Erkenntnis, das heißt die Formprinzipien aller unserer geistigen Äußerungen prüfenden, wissenschaftlichen Untersuchung mit diesem Werk auseinandersetzt, das den Anspruch erhebt, eine ganz neue Art, geistig mit der Welt in uns und um uns fertig zu werden, zum ersten Male in unseren Gesichtskreis gerückt zu haben.

Dazu ist es nötig, vorerst einige Gesichtspunkte festzustellen, von denen aus man das genannte Werk wird prüfen müssen, und im Anschluß daran in ganz kurzer Darstellung, die einfache Behauptungen aufstellt, zu sagen, was das Resultat dieser Prüfung ist.

Das soll im folgenden geschehen. Die Betrachtung ist dabei bewußt einseitig. Sie will dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt, der bisher in allen Äußerungen über das Buch, soweit mir bekannt, arg vernachlässigt

¹ Die Neue Zeit hat bereits in Nr. 14 vom 2. Juli 1920 eine Besprechung des bekannten Oswald Spenglerschen Buches »Der Untergang des Abendlandes« aus der Feder von Dr. John Schikowski veröffentlicht; dennoch bringen wir in Anbetracht des Aufsehens, das Spenglers Buch in der wissenschaftlichen Welt erregt hat, auch die obige Kritik zum Abdruck, zumal sie von wesentlich anderen Gesichtspunkten ausgeht und in ihrer methodologisch-philosophischen Behandlung der von Spengler aufgeworfenen Fragen vielfach zu Einwänden kommt, die bisher in den kritischen Besprechungen dieses Buches wenig Beachtung gefunden haben.

wurde, zu seinem Recht verhelfen, will den Erkenntniswert des Buches kurz charakterisieren. Dazu ist man wohl berechtigt, denn wenn das Buch auch eine künstlerische Art, die Welt zu sehen, aufzeigen will, so ist es doch selbst ein wissenschaftliches Werk: es gibt die Theorie dieser künstlerischen Weltfassung.

Das Buch wird hier als bekannt vorausgesetzt. Denn diese Zeilen wollen keine Anzeige des Buches darstellen, sondern Gesichtspunkte zu seiner Beurteilung geben. Eine Anzeige hat es nicht nötig, da es ja in aller Leute Mund ist, wie es verdient.

Das Spenglersche Werk enthält drei verschiedene umfassende Gedankengänge. Zuerst stellt es eine psychologisch-historische Betrachtung, eine Analyse des psychischen Charakters und der Entstehung der gegenwärtigen Kultur des Abendlandes dar, besonders der abendländischen Geschichtsschreibung als der typischen Ausdrucksform jener Kultur. Sodann stellt es dieser Geschichtsschreibung eine andere als die wahrhafte, ideale gegenüber und schildert diese. Schließlich erweitert es die Lehre von der wahren Geschichtsschreibung zu einer Lehre vom wahren Erkennen des Lebendigen, wie die Kritik der bisherigen Geschichtsschreibung ja nur ein Teil der Kritik der Kultur und des bisherigen Erkennens überhaupt war.

Bei der ersten Untersuchung scheint mir das Besondere der Fragestellung darin zu liegen, daß die speziell psychologische Fragestellung nach dem Charakter der Kultur nicht von der spezifisch historischen Fragestellung nach dem Entstehen dieser Kultur geschieden wird, sondern daß diese beiden Fragestellungen ineinander übergehen, daß beide, an sich ja ganz verschiedene Gesichtspunkte gleichsam zu einem dritten, neuen verschmolzen werden. Sie werden als sachlich zusammengehörig betrachtet. Ausdrücklich hervorgehoben muß dabei werden, daß das Buch nach besonderer Versicherung mit dieser Untersuchung völlig innerhalb der historisch-psychologischen Analyse und Darstellung bleiben, aber nicht werten will. Tatsächlich geschieht das allerdings nicht, denn Spengler kritisiert zum mindesten die bisherige Geschichtsschreibung, und in jeder Kritik ist notwendig eine Wertung eingeschlossen, eine Billigung oder Ablehnung. Ohne sie hätte es ja auch keinen Sinn, ihr die wahrhafte Geschichtsschreibung und dem bisherigen Erkennen das Erleben als die das Leben erst erschöpfende geistige Einstellung des Menschen zum außer ihm Befindlichen, dem Fremden, wie Spengler sagt, gegenüberzustellen. Immerhin mag zugegeben werden, daß Spengler diese Absicht vielleicht nicht hatte. Es mag auch sein, daß man sich ihm gegenüber in derselben Lage befindet wie gegenüber Kants und Fichtes Erkenntnislehre, deren Schöpfer sich ebenfalls nicht selten einer stark psychologischen Ausdrucksweise bedienen, obwohl die betreffenden Darlegungen als ein Teil einer logisch-erkenntnistheoretischen Erörterung auch systematisch, als Rechtfertigung, nicht als Erklärung gemeint waren, so daß also die häufige psychologische Ausdeutung dieser Darlegungen in die Irre geht. So scheint ja immer klarer zu werden, daß zum Beispiel Fichtes Lehre von der Setzung des Nicht-Ich durch das Ich, die von ihm ausdrücklich als eine »Tathandlung« des Ich bezeichnet wird, lediglich so aufzufassen ist, daß das Ich, seinem Inhalt nach, auf seinen Gegensatz, seine inhaltliche Negation hinweist, das heißt daß jeder Inhalt, gleichwie welcher Art, zu seiner Erfüllung seinen Gegensatz als sein Korrelativum erfordert. (Ist diese Auffassung richtig, so

liegt Hegels Grundgedanke der Dialektik bereits in Fichtes Lehre vorgebildet.) Analog müßte dann Spenglers Lehre so aufgefaßt werden, daß sie einfach zwei Arten, das »Fremde« geistig zu formen, lehrt: eine erkennende und eine erlebende. Es bleibt sonach nur zu bedauern, daß die deutsche Sprache offenbar unfähig ist, diesem Tatbestand gerecht zu werden.

Es war unvermeidlich, bei der Erörterung dieses ersten Gedankenganges bereits auf die anderen beiden ein wenig Bezug zu nehmen, bilden sie doch die Grundlagen für ihn. Bei dem Ergebnis dieser Analyse brauche ich nicht lange zu verweilen. Es genügt, zu erwähnen, daß Spengler der Meinung ist, daß die moderne Geschichtsschreibung wie überhaupt die gegenwärtige abendländische Art, die Welt geistig zu erfassen, einseitig rationalistisch-intellektualistisch ist, daß sie sich darauf beschränke, alles in meßbare Beziehungen aufzulösen, zu zerlegen, gegeneinander abzugrenzen. Der unmittelbare Fluß des Werdens werde auf diese Weise notwendig zerstört, der Hauch des Lebens aus dem Seienden ausgetrieben, alles erstarre zu einem quantitativen, gesetzmäßig bestimmten Sein. Der Gegenwart gehe jedes schöpferische Moment ab, sie vermöge lediglich zu rubrizieren und zu schematisieren. Das Leben selbst bliebe aber der menschlichen ratio unzugänglich, es könne nur ahnend geschaut werden.

Es kann kein Zweifel herrschen, daß Spengler in dieser psychologischen Charakteristik der Gegenwart eine Entdeckung, eine Tat von welthistorischer Bedeutung sieht. Meine sachliche Stellungnahme zu ihr folgt weiter unten. Hier betone ich nur, daß ich nicht zugeben kann, daß diese hohe Selbsteinschätzung irgendwie gerechtfertigt ist. Ich meine vielmehr, daß diese Lehre schon vor Spenglers Auftreten zu einem Gemeinplatz geworden war, zu einem Modeschlagwort, das alle Literaten, denen die Strenge der Wissenschaft unbequem ist, im Munde führen. Als in Deutschland zuerst Nietzsche sie mit elementarer Wucht verkündete und als nach mehreren Jahrzehnten Simmel sie, wenn auch in teilweise veränderter Form, so doch nicht ohne historische Anknüpfung an Nietzsche, in einer besonders eindringlichen und die geheimsten seelischen Bereiche aufschließenden Weise erneuerte, da horchten wir auf, und wohl niemand hat sich damals der relativen Berechtigung dieser Kulturkritik verschließen können. Simmel wie Nietzsche lehrten ferner bereits die Unzulänglichkeit der Wissenschaft für die Lösung der Lebensrätsel, sie versuchten schon, die Grenze zu bestimmen, bis zu der die Wissenschaft vordringen könne und wo das ihr stets Verschlossene begünne.

Aber schon Nietzsche zog hinter sich einen großen Schwarm von Epigonen her, die in dasselbe Horn stießen, ohne freilich zu ahnen, welche Probleme hier berührt wurden. Dasselbe gilt von Simmel. Sowohl Nietzsche wie Simmel schilderten bereits die Tragödie der Kultur in der modernen Zivilisation, und besonders Simmel hat auch schon die Frage nach dem Schicksal der abendländischen Kultur in ihrem ganzen furchtbaren Ernst gestellt. Spengler ermangelte also gerade hierin der Originalität. Außerdem bleibt das, was er über diese Fragen zu sagen hat, weit hinter dem zurück, was die genannten Denker darüber aussprachen. Vor allem fehlt ihm die methodische Befinnung Simmels; er merkt nicht, daß aus einer psychologischen Charakterisierung wie aus einer historischen Erklärung niemals etwas über die Frage zu gewinnen ist, ob eine Zeit oder ein Mensch schöpferische Kraft besitzt oder nicht; denn ein Urteil darüber ist ein reines Werturteil auf Grund

eines inhaltlichen Vergleichs, ist also eine irgendwie systematische, keine genetische Betrachtung. Spenglers anmaßender Ton vermag auch nicht darüber hinwegzutäuschen, daß er es meines Erachtens sogar an wirklicher Feinfühligkeit, intuitiver Kraft und Freiheit des Standpunktes weder mit Simmel noch mit Nietzsche aufnehmen kann. Was ihm an wirklich eindringender Kenntnis der deutschen Kultur der Vergangenheit, ja sogar der Gegenwart, sowie fremder Kulturen fehlt, das ersetzt er durch eine Art, seine Kritik zu übersteigern, die ihn notwendig in eine Einseitigkeit treibt, die man wohl hinnimmt, wenn zum ersten Male auf etwas, das bisher unbeachtet war, hingewiesen wird, die aber unverzeihlich wird, wenn man als Epigone eine bereits vorhandene Lehre ausbaut. Diese Art treibt Spengler schließlich dazu, bei der Erhebung des wortlosen Stammelns zum vollkommensten Ausdruck menschlichen Fühlens und Wollens zu landen. Er, der dauernd von der Überlegenheit, ja fast von der Heiligkeit des Erlebens redet, das dem Intellekt verschlossen sei, zerfasert nur dies Erleben intellektualistisch.

Ebensowenig originell ist die Auffassung der Kulturen als Organismen, die geboren werden, wachsen und vergehen. Auch hier wäre es die eigentliche Aufgabe gewesen, diese organische Auffassung dadurch zu vertiefen, daß die Grundbegriffe, mit denen sie arbeitet, wie: »Leben«, »Tod«, »Organismus« usw., aus der allgemeinen Verschwommenheit, mit der sie bis jetzt stets verwendet wurden, herausgehoben wurden. Ein Fortschritt in der Erkenntnis wäre auf diesem Gebiet erst dann vorhanden gewesen, wenn Spengler zum Beispiel die organische Auffassung aus der Zirkelerklärung, in der sie sich bisher ständig bewegte, die den Begriff des Lebens durch den des Organismus und umgekehrt diesen wieder durch jenen näher bestimmte, herausgelöst hätte. Daran denkt Spengler nicht.

Außerdem arbeitet der Verfasser in seinen historischen Darlegungen überaus flüchtig. Oft empfängt er sein Wissen aus zweiter Hand und nicht aus den Quellen. Das kann hier nicht im einzelnen belegt werden. Historiker haben mir versichert, man wisse gar nicht, wo man mit der Kritik anfangen solle, so viel sei zu berichtigen. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß Spengler sich zuerst einen ganz willkürlichen Begriff von einer Sache, sei es eine Bewegung oder eine Lehre, zurechtmacht, um dann diese Lehre in einer in seinen Gedankengang passenden Weise zu deuten. Am schlimmsten ist das wohl beim Sozialismus in seiner Schrift: »Preußentum und Sozialismus«, die in ihrer Tonart ein reines Pamphlet ist. Spengler faßt den Sozialismus lediglich als eine Technik des gesellschaftlichen Lebens auf, streicht aber das geistige und sittliche Erlebnis, das hinter dieser Technik steht und ihr erst Richtung und Ziel gibt, jenes aufwühlende Mitleid mit allem menschlichen Elend einerseits und jene unstillbare Sehnsucht, sich aus diesem Elend herauszuarbeiten und zu einer höheren Lebensführung, zur Wahrung seiner Menschenwürde zu gelangen, andererseits, das sich in dem Ringen um eine gerechte Ordnung des gesellschaftlichen Lebens auswirkt und sich diese Technik zur Erreichung ihres Zieles erfunden hat. Diese Technik sieht selbstverständlich verschieden aus je nach den Ideen, denen sie dient. Man kann gewisse Reihen von Mitteln zu verschiedenen Zwecken gebrauchen. Alles das ist für Spengler einfach nicht da; ja selbst die Technik hat er nicht verstanden. Er sieht vielmehr immer nur ihre eine Seite, nämlich die umfassende

Bindung und Ordnung, in die das Leben des einzelnen durch sie gefaßt wird, nicht aber die andere, daß dies im freien Entschluß jedes einzelnen, nicht im äußeren Zwange begründet sein soll. So gelangt er zu der wahrhaft grotesken Behauptung, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der wie alle Despoten seiner Zeit die Menschenwürde seiner Untertanen mißachtete, sei der erste große Sozialist gewesen, während doch das oberste Ideal des Sozialismus die Achtung der Menschenwürde ist und der Sozialismus gerade auf dem Gedanken der sittlichen Autonomie beruht, aber der Todfeind jeder sittlichen Heteronomie ist. So ist Spenglers Darstellung des Sozialismus eine Verstümmelung. Am schlimmsten mißhandelt er den Marxismus, indem er ihn mit dem Taylorismus, dieser kalten Mißhandlung der Seele, auf eine Stufe stellt. Er, der dauernd von dem Erleben der Seele redet, ist von dem Bluthauch des kommunistischen Manifests nie berührt worden.

Als anderes Beispiel sei Spenglers Urteil über die Stoiker, die er als den Typus des intellektualistischen Verfalls der antiken Kultur bezeichnet und sie dabei zum Sozialismus in Parallele stellt, angeführt. Nachdem er das nämlich in ausführlichen Darlegungen getan hat, setzt er schließlich hinzu, daß er hierbei freilich nicht die eigentlichen Stoiker allein im Auge habe, sondern unter dem Namen der Stoiker die Zyniker und die Epikuräer mitbegriffe. Auf diese Weise kann man dann freilich alles beweisen.

Schließlich sei als Beispiel Spenglers Polemik gegen Kants Lehre von Raum und Zeit angeführt. Sie ist nur möglich, weil Spengler stillschweigend dieser Lehre einen ganz anderen Streitbegriff unterschiebt als den, den Kant hatte, nämlich das Zeitgefühl, jenes merkwürdige Gefühl von dem ständigen Vergehen. Davon hat Kant natürlich überhaupt nicht gesprochen.

Ohne hier nun näher untersuchen zu wollen, ob der spezifisch psychologische Gesichtspunkt mit dem spezifisch historischen wirklich sachlich so nahe verwandt ist, daß beide Fragestellungen ineinander übergehen, sei festgestellt, daß diese erste Fragestellung Spenglers auf jeden Fall eine Frage nach der Genesis, der Entstehung der abendländischen Kultur im allgemeinen und der Geschichtsschreibung im besonderen ist, so daß also sein Buch zuerst eine genetische Untersuchung gibt. Wir hoben jedoch bereits hervor, daß es außerdem eine Schilderung eines Geschichtsideals enthält, die sich alsbald zu einer Darstellung einer besonderen Art, die ganze Welt sich geistig anzueignen, ausweitet. Hier ist nun eine doppelte Betrachtungsweise möglich: einmal wiederum eine genetische und sodann eine systematische. Die erste würde beschreiben, wie diese neue Art der geistigen Bewältigung der Welt psychisch entsteht, die zweite würde sie als erreicht voraussetzen und ihren inneren sachlichen Bau aufzeigen. Spengler entscheidet sich für keine dieser beiden Fragestellungen, sondern mischt beide kunterbunt durcheinander. Das Bedenkliche ist hier nicht, daß ihm später bei der Ausführung beide Betrachtungsweisen, die genetische und die systematische, durcheinandergehen, sondern daß er von vornherein die Fragestellungen selbst nicht auseinanderhält. Er scheint überhaupt nicht zu sehen, daß hier zwei ganz verschiedene Fragestellungen möglich sind. Nun gibt es allerdings noch eine besondere dritte Fragestellung und Betrachtungsweise, in welcher der genetische und der systematische Gesichtspunkt und die aus diesen beiden Gesichtspunkten sich ergebenden zwei Betrachtungsweisen sich zusammenfinden. Das ist die

methodologische Betrachtung. In ihr scheinen sich die psychologisch-genetische und die logisch-systematische Untersuchung zu vereinigen. Aber es scheint doch nur so, denn nicht die Fragestellungen, nicht die Betrachtungsweisen vereinigen sich, sondern es ist eine ganz neue Betrachtungsweise und Fragestellung, die lediglich einzelne Ergebnisse der beiden anderen vereinigt. Sie ist zwar auch eine genetische Betrachtung, aber sie untersucht und schildert nicht die Genesis eines wirklichen Erkennens, sondern eines nur gedachten, also idealen Erkennens. Sie baut also eine Brücke von der psychischen Wirklichkeit zum Ideal, und weil sie dabei an die psychische Wirklichkeit anknüpfen muß, nimmt sie Elemente von ihr in diese Konstruktion auf. Dasselbe tut sie mit den Strukturelementen des Ideals, zu dem sie hinführt, und verknüpft sie mit den ersteren. Dabei verändert sie aber den Charakter der letztgenannten Elemente. Sie löst sie aus ihrem systematischen Zusammenhang und nimmt sie nicht als bloße Inhalte, sondern faßt sie als Tatsächlichkeiten und fügt sie in einen Seinszusammenhang, allerdings in einen erst erstrebten, bisher nur vorgestellten. Jedenfalls löst sie sie aus ihrem Geltungszusammenhang, wenn ich so sagen darf. Dies ist eine durchaus autonome Betrachtungsart, die freilich noch in weitgehendem Maße der Aufhellung bedarf, aber an sich völlig in sich selbst ruht. Grundsätzlich wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn Spengler diese Art der Betrachtung einschläge. Das ist aber keineswegs der Fall. Von allen diesen Problemen ahnt er überhaupt nichts. Seine bezüglichlichen Auseinandersetzungen sind lediglich ein ganz wirres Gemisch von teils psychologischen, teils logischen Brocken. Häufig genug läßt sich nicht einmal aus dem Zusammenhang feststellen, ob eine Darlegung psychologisch oder ob sie logisch gemeint ist.

So kommen denn auch die prachtvollsten Widersprüche zustande. Von ihnen, die zum Teil sogar die obersten Grundsätze von Spenglers Lehre berühren und daher notwendig die ganze Lehre Spenglers zerreißen, seien nur folgende erwähnt:

Zuerst tadelt Spengler an der bisherigen Geschichtsschreibung, daß sie subjektive Geschmacksurteile abgebe, seine eigene Geschichte ist aber ebenfalls notwendig subjektiv, da seine ganze Lehre vom »Erleben« des »Werdens« ein Subjektivismus reinsten Wassers ist und als eine psychologische Theorie auch auf einen solchen hinauslaufen muß. Sodann behauptet er, daß die Geschichte es nicht mit Gesetzen zu tun habe, während gerade seine Geschichte mit Hilfe seiner Morphologie Regelmäßigkeiten des historischen Verlaufs feststellen soll, die so streng sind, daß sie unmittelbar den Charakter von Gesetzmäßigkeiten annehmen — soll die Geschichte nach ihm doch so strenge Analogieschlüsse ziehen, daß in ihnen von bekannten auf unbekannte Zeiten und Kulturen geschlossen werden kann. Ein strenger Analogieschluß setzt immer ein Gesetz voraus. Ferner unterscheidet sich nach Spengler das Erleben und damit die Geschichte dadurch vom Erkennen und der Wissenschaft, daß sie auf Intuition beruht, die Wissenschaft dagegen nicht; andererseits führt er jedoch auch wieder das wissenschaftliche Erkennen auf eine Intuition zurück, um auf diese Weise die Wissenschaft als ein historisch relatives Produkt einer jeweiligen Kultur, einer bestimmten Seele aufzeigen zu können. Besonders auffallend ist weiter der Widerspruch zwischen seiner Behauptung, daß jede Kultur ihre eigene Seele habe und daß diese Kulturseelen einander völlig fremd seien, und seiner Absicht,

in seiner Geschichte zum ersten Male gerade die fremden Kulturen richtig zu schildern, ihre Seelen zu erschließen. Schließlich sei noch der Widerspruch genannt, daß Spengler auf der einen Seite einen ausgeprägten historischen Relativismus lehrt, die Einmaligkeit alles historischen Geschehens, und auf der anderen Seite es gerade als die Aufgabe der Geschichte betrachtet, die in den verschiedenen Kulturen bestehenden Regelmäßigkeiten aufzufinden und darzustellen.

Man kann Spenglers Lehre vielleicht dahin zusammenfassen, daß er der wissenschaftlichen Einstellung zur Welt die künstlerische als eine andere Art, psychisch auf die Welt zu reagieren, gegenüberstellt und jene durch diese ersetzen will. An die Stelle des bloßen Erkennens als einer psychischen Funktion soll das ahnende Schauen des Dichters treten. Er zerreißt dabei notwendig die menschliche Psyche in zwei Stücke. Er sieht nicht, daß auch das wissenschaftliche Erkennen psychologisch auf einem Ahnen, einer Vision, einer Intuition, oder wie man das nennen will, beruht. Er sieht nicht, daß das psychische Leben der Menschen eine Einheit ist, daß die verschiedenen psychischen Funktionen, die man zu unterscheiden pflegt, gleichsam nur die verschiedenen Seiten ein und derselben Sache bezeichnen, er huldigt offenbar noch der alten Vermögenspsychologie, gegen die schon Herbart sich mit Erfolg wandte, die das Denken, das Fühlen und das Wollen als verschiedene selbständige Kräfte ansieht, als verschiedene geheimnisvolle Wesenheiten, die zwar untereinander in einem gewissen Zusammenhange stehen, aber eben verschiedene »Kräfte« sind. Infolge dieser Grundeinstellung merkt Spengler auch nicht, daß die verschiedenen psychischen Funktionsbegriffe in einer nicht einmal in der Abstraktion auflösbaren Korrelation zueinander stehen. Ferner fehlt ihm daher auch die Erkenntnis, daß sich Wissenschaft und Kunst lediglich in ihrer systematischen, sachlichen Struktur unterscheiden, nicht aber in ihrer psychischen Genesis, daß sie nicht aus verschiedenen psychischen Kräften erwachsen, sondern allein nach verschiedenen Formenprinzipien aufgebaut sind, also nur systematisch verschiedene inhaltliche Zusammenhänge darstellen. Freilich, in seiner dauernden Vermischung logischer und psychologischer Gesichtspunkte berührt er gelegentlich auch diesen Unterschied, indem er lehrt, daß die Geschichte nicht danach frage, was die Welt ist, sondern nach dem, was sie bedeutet. Das Erleben nähme alle Tatsachen lediglich als Symbole einer Seele, indem sie diese Symbole deute, dringe sie zu den Seelen vor. Diese Seelen seien aber das eigentlich Bedeutsame. Er verläßt aber jedesmal sehr bald die Erörterung dieses Unterschiedes in der Fragestellung wieder, also dieser methodischen Verschiedenheit von Wissenschaft und Geschichte, um auf das psychologische Gebiet zurückzukehren.

Immerhin stellt Spengler also die künstlerische Einstellung zur Welt der wissenschaftlichen auch in systematischer Beziehung gegenüber. Beide Arten der Gegenüberstellung trennt er aber niemals voneinander, springt vielmehr unaufhörlich unvermittelt von der einen zur anderen über. Überhaupt fehlt ihm bei diesen grundsätzlichen Auseinandersetzungen Schärfe der Analyse und Konsequenz des Ideenaufbaus.

Sein Buch will nun diese künstlerisch-symbolistische Welterfassung erforschen und darstellen. Dabei bleibt er jedoch ganz auf der Oberfläche. Er gelangt eigentlich weder auf psychologischem noch auf systematischem Gebiet

über die Feststellung hinaus, daß es neben der wissenschaftlichen Welterfassung noch eine andere, nämlich die künstlerische gibt. Das wußte man auch ohne ihn. Das war bisher eine Selbstverständlichkeit, über die man keine Worte verlor, die man vielmehr stillschweigend voraussetzte, um von ihr aus zu einer Durchleuchtung der inneren Struktur dieser verschiedenen Arten der Welterfassung vorzudringen. Man hat nicht erst auf Spengler warten müssen, um zu erfahren, daß die künstlerische Gestaltung der Welt eine Allbeseelung darstellt, daß die Kunst alle Dinge als Symbole nimmt, hinter denen noch etwas anderes zu suchen ist. Und man suchte nun zu erkennen, worin sachlich-methodisch dies »Deuten« der Symbole besteht. Man suchte die Prinzipien dieser Art der Formung der Elemente herauszufächeln und schließlich zu erforschen, was dabei in der Psyche der Menschen vor sich gehe. Ich brauche nur für die letzten Jahrzehnte die Namen Dilthey, Simmel, Münsterberg, Max Weber zu nennen, um von Kant und seinen engeren Schülern ganz zu schweigen. Alles das existiert für Spengler nicht. Er sieht auch hier gar keine Probleme; über die eigentlichen Abgründe der von ihm ahnungslos angeschnittenen Fragen gleitet er hinweg. Für ihn ist mit der Feststellung, daß hinter den Dingen eine Seele schlummert, deren Ausdruck die Dinge sind, und daß die Dinge die Symbole der Welt-, Kultur- oder Einzelseele sind, daß man daher die Dinge deuten müsse, um zur Seele zu gelangen, die Angelegenheit erledigt. So bedeutet Spenglers Buch, außer für Neulinge, die erst in das reiche Geistesleben der abendländischen Kultur eingeführt werden müssen, keine Bereicherung. Seine Lehre ist bestenfalls ein schwacher Aufguß der pantheistischen Religiosität der Allbeseelung, die in den letzten Jahrhunderten das alle historischen Religionen beherrschende religiöse Gefühl geworden ist, und die wir in gleicher Weise bei den deutschen Mystikern, ferner bei Luther, bei Goethe usw. finden. Darüber hinaus hat aber die moderne Wissenschaft diese selbst wieder zum Problem gemacht und die systematischen Formprinzipien dieser religiösen und künstlerischen Weltgestaltung wie auch die Psychologie dieses religiösen und künstlerischen Erlebens durchforscht. Es kann aber nicht als eine Lösung dieser Probleme anerkannt werden, wenn Spengler sie mit der nichtsagenden Phrase abtut, daß man das eben fühlen müsse, daß man es aber nicht mit Worten ausdrücken könne, während doch selbst der Dichter, der nach Spengler ja in seinem ahnenden Schauen die tiefste Einsicht in die Weltzusammenhänge hat, gerade das Bedürfnis fühlt, seinem Erleben in Worten Ausdruck zu geben. Wer wirklich etwas erlebt, vermag davon auch in Worten Kunde zu geben.

Ist aber die Art der Welterfassung, die Spengler lehrt, also die Geschichte in seinem Sinne, selbst auch keine Wissenschaft, so ist die Erforschung der psychischen Genesis wie der systematischen Struktur dieser Geschichtsschreibung doch Sache der Wissenschaft, und so ist denn auch Spenglers Buch in seinen theoretischen Teilen ein wissenschaftliches Werk und muß den Ansprüchen genügen, die man an ein solches stellen muß. Das tut es aber, wie gesagt, in keiner Weise.

Das Buch ist jedoch nicht bloß ein wissenschaftliches, denn es enthält nicht nur die Theorie der Geschichtsschreibung in Spenglers Sinne, sondern wendet diese Lehre auch schon an. Es treibt bereits Symboldeutung, deutet insbesondere die abendländische Kultur. Damit kehren wir zu dem hier zuerst

genannten Gedankengang Spenglers zurück. Wir haben ihn bereits kritisiert. Jetzt können wir beurteilen, worin die bemängelten Fehler begründet sind. Die Kritik stellte fest, daß Spengler die geschichtlichen Tatsachen vergewaltige. Das scheint nun nicht die Folge mangelnder Kenntnis zu sein, sondern bewußt aus Spenglers grundsätzlicher Einstellung zu den Tatsachen heraus zu geschehen. Da er nämlich in den einzelnen historischen Ereignissen, wenigstens in ihrer äußeren Gestalt, etwas Zufälliges sieht und nur in der Seele, die sie manifestieren, etwas Notwendiges, hält er die Tatsachenfeststellung für unwesentlich. Er übersieht, daß, wenn wir zu der Seele durch die Deutung der Tatsachen vordringen wollen, auf jeden Fall erst einmal diese Tatsachen selbst, auch in ihrer äußeren Gestalt, die uns ja allein unmittelbar zugänglich ist, einwandfrei festgestellt werden müssen, selbst wenn diese äußere Gestalt nur etwas Zufälliges sein sollte. Die Fehler, die wir dort rügten, sind also nur die notwendige Folge seiner grundsätzlichen Unklarheit. Auch eine Dichtung ist ja an Formgesetze gebunden, ohne deren Befolgung sie zu keiner inneren Geschlossenheit gelangt, kein in irgendeinem Sinne sinnvolles Gefüge wird. Zu den Formprinzipien der besonderen Art von Dichtung, die die Geschichte nach Spengler darstellt, nämlich der Nachdichtung, gehört aber die einwandfreie Feststellung dessen, was in der Nachdichtung künstlerisch geformt werden soll. Das sind aber in der Geschichte die historischen Tatsachen, und so kann auch die Geschichte als Dichtung nicht auf die Tatsachenfeststellung verzichten.

Zum Schluß sei betont, daß meines Erachtens unsere Zeit keineswegs durch ein Absterben des Gefühlslebens gekennzeichnet ist, da in ihr gerade im Gegenteil die Leidenschaften die vernünftige Überlegung in einem Maße zurückdrängen, daß wir zu ruhiger Aufbauarbeit bisher nicht kommen konnten. Es handelt sich in der Technisierung unseres Lebens, um dies Schlagwort einmal zu gebrauchen, nicht um eine Einseitigkeit unseres seelischen Lebens der Art, sondern dem Inhalt nach, und das Problem ist, wie dem Denken, Fühlen und Wollen des modernen Abendlandes wieder ideale Inhalte gegeben werden können. Wer körperliches Wohlfühlen liebt, fühlt ebenso stark wie jemand, der geistige Verfeinerung oder sittliche Höhe liebt, und selbst der Rechnungsfanatiker fühlt, eben als Fanatiker, auch, nur liebt er etwas anderes, sein Fühlen hat einen anderen Inhalt. Und so ist denn auch das Problem der Gegenwart kein psychologisches, sondern ein ethisches Problem. Die Frage nach dem Untergang des Abendlandes ist nicht, ob das Abendland sich in einem abzulehnenden Sinne verändert, sondern ob es sittlich auf eine Bahn geraten ist, die wir ablehnen müssen.

Jugendbewegung und Partei

Von Karl Enel (Magdeburg)

Seit 30 Jahren gibt es eine Jugendfrage. Von jungen Leuten wurde sie aufgeworfen, fand aber zunächst, außer in der Jugend selbst, kaum ein Echo. Als dann aus der Frage eine Bewegung wurde, die nicht mehr übersehen werden konnte, kam die Antwort: Jugendpflege. Vereine, Parteien, schließlich auch der Staat, begannen an der Jugend herumzudoktern; denn im allgemeinen war man geneigt, in der Art, wie die jungen Leute sich zusammen-

taten und Forderungen stellten, eine Art sozialer Krankheit zu sehen. Akut und bedrohlich erschien diese Krankheit dem Staat und der bürgerlichen Gesellschaft allerdings erst, nachdem auch die Jugend der organisierten Arbeiterschaft sich zu sozialistisch orientierten Gemeinschaften zusammenschloß. Aber auch die Arbeiterschaft, Partei und Gewerkschaften, brachte anfänglich wenig Verständnis für das Tun und Treiben ihres jungen Nachwuchses auf. Es gab schwere Kämpfe, bis die Jugend sich überall durchgesetzt hatte. Mancher junge Parteigenosse ist damals der Partei entfremdet worden. Wie wenig die Partei die Jugend an sich gefesselt hatte, zeigte sich während des Krieges. Ein großer Teil der in den Arbeiterjugendvereinen gesammelten Jugend marschierte nach links ab. Die aktivsten Elemente in der Unabhängigen und später in der Kommunistischen Partei sind zum größten Teil aus den Jugendorganisationen hervorgegangen. Aber auch die radikalsten Parteien und Parteichen waren nicht imstande, die jungen Arbeiter so für ihre Ziele zu interessieren und so zu fesseln, daß sie auf die Bildung eigener Jugendorganisationen verzichteten. In diesem Sinne hat keine Partei die Jugendfrage gelöst. Das gilt nicht nur für die sozialistischen, sondern auch für die gesamten bürgerlichen Parteien. Wohl jede Partei hat heute ihre besonderen Jugendgruppen, doch keine Partei kann von sich sagen, daß sie die Jugend für sich hätte.

Daraus geht dreierlei hervor: erstens daß der gesamte Nachwuchs des deutschen Volkes und — da es eine Jugendbewegung in fast allen Kulturstaaten gibt — der Nachwuchs der gesamten Kulturmenschheit in Bewegung ist; zweitens daß es eine gemeinsame Ursache sein muß, welche die Bewegung in allen Schichten hervorgerufen hat, und drittens daß keine politische Partei bisher ihr Programm so zu gestalten gewußt hat, daß die gesamte von der Bewegung ergriffene Jugend ihr mit der Begeisterung folgt, die sie in ihren Jugendvereinigungen entwickelt.

Bildlich gesprochen, gleicht die heutige Jugend freischießendem Most. Staat, Gesellschaft und Parteien bauen Fässer, um das kostbare Gut aufzufangen, damit der Most sich kläre und je nach Geschmack trinkbar werde. Aber kein Staats- und kein Parteisaß war bisher groß genug, den gesamten Saft aufzunehmen. Was aber aufgefangen wurde, das sucht immer wieder das Faß zu sprengen.

Wie jeder Vergleich hinkt freilich auch dieser. Der Fehler im Bilde zeigt uns aber auch den Fehler der ganzen Fragestellung. Menschen sind keine Sache, die sich beliebig meistern läßt, und je mehr die Jugend »gepflegt« wird, um so mehr läuft sie davon. Die Jugendfrage ist kein Schulmeisterproblem. Das Problem ist von jungen Leuten aufgeworfen worden, die keine Kinder mehr waren, und kann nur von den Problemstellern selbst gelöst werden.

Jene Genossen, die sagen, die Jugendbewegung sei eine Folge der sozialen Verhältnisse und werde erst mit der allgemeinen sozialen Frage, das heißt mit der Durchführung des Sozialismus, vollkommen gelöst werden, deshalb müsse die Aufgabe der sozialistischen Jugendbewegung die Heranbildung tüchtiger Parteigenossen sein, geben eine Antwort, die nur zur Hälfte richtig ist. Wäre der angegebene Weg zur Lösung richtig, so wäre die Jugendfrage für jene jungen Proletarier gelöst, die alt genug geworden sind, um in der Partei und den Gewerkschaften wirken zu können. Einige

Jahrgänge junger Leute, die durch die Jugendpflege der Partei gegangen sind, stehen heute schon in Reih' und Glied. Aber merkwürdigerweise werfen sie wieder eine neue Frage auf. Man spricht heute bereits von Jungsozialisten, von einer Bewegung der Achtzehn- bis Fünfundzwanzigjährigen. Eifertig ist man in der Partei dabei, ein neues Faß zu bauen, um den überlaufenden Most aufzufangen.

Wer aber die Jugendbewegung kennt, der weiß schon heute, daß auch dieses Faß zu klein sein wird. Alles Weffern und Schimpfen über unklare Gehirne wird daran nichts ändern. Damit werden die jungen Parteigenossen nur vergrämt. Die einen werden resigniert die Köpfe hängen lassen, die anderen aber zu den Kommunisten abwandern, weil sie zur Überzeugung kommen, daß die Sozialdemokratie verspießert und der demokratische Sozialismus nicht imstande ist, ihnen den Rahmen zu geben, in welchem sie ihr besonderes Sehnen in schaffendes Wirken umsetzen können. Wenige nur werden es sein, die bei uns bleiben und — sich allem zum Trotz durchsetzen.

Mit aller Entschiedenheit muß es ausgesprochen werden: der mangelnde Ernst, mit dem von vielen bei uns die Jugendfrage behandelt wird, ist Gift für die Partei. Wer mit überheblichem Lächeln das Tun und Treiben der jungen Parteigenossen betrachtet, stößt sie ab, und wer sie in schulmeisterlicher Art — wenn auch in der besten Absicht — nach seinem Muster glauben zu müssen, nimmt ihnen die Freude an der Partei.

Es ist sicherlich eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheitsentwicklung, daß plötzlich die Jugend aller Kulturstaaen in Bewegung gerät, die herkömmlichen Bahnen verläßt und nach Zielen strebt, die ihr zunächst selbst noch dunkel sind. Die besten Teile der Jugend aber sind von der Bewegung ergriffen, und auf der Jugend ruht die Zukunft der Menschheit; sie gestaltet von Generation zu Generation die Gesellschaft. Eine Jugendbewegung von dem Umfang und der Tiefe, wie wir sie heute erleben, kündigt große Umwälzungen an und wird sie auch zur Folge haben. Urkräfte sind am Werke wie bei einer Erdbewegung. Menschen, auch wenn sie jung sind, sind aber keine Erdmassen. Es sind denkende Wesen, die zumindest ihre Ziele ahnen. Und wer die jungen Menschen, die von der Bewegung ergriffen sind, nach dem Ziel fragt, der wird zur Antwort erhalten: Wir wollen neue Menschen werden, andere als ihr seid.

Diese Antwort bleibt, auch wenn der Jugendliche inzwischen erwachsen ist. Das ist das Gemeinsame der gesamten Jugendbewegung. Nach einem neuen Menschentum sucht die Arbeiterjugend, suchen die Wandervögel, die Freideutschen, die religiösen Jugendvereine und wie die bürgerlichen Jugendvereine alle heißen. Selbst die hakenkreuztragenden Jünglinge wollen in ihrer Gesamtheit nicht etwa die Wiederkehr der Vorkriegsverhältnisse schlechthin, sie schwärmen für ein germanisches Menschentum, so wie gewisse Teile der Arbeiterjugend für das bolschewistische Ideal. Wie nahe sich beide kommen, sehen wir in der politischen Richtung des Nationalbolschewismus, durch den die Schwärmer aus beiden Lagern glauben, ihre Ideen verwirklichen zu können.

Die Jugendbewegung ist eine Reaktionserscheinung auf dem fortgeschreitenden Niedergang des bürgerlich-kapitalistischen Gesellschafts- und Kulturlebens. Wir wissen, daß dieser Niedergang eine Folge des kapitalistischen Systems ist; wir wissen, daß die Jugendbewegung nicht nur aus der beson-

deren Lage des Jugendlichen, sondern aus den wirtschaftlichen Verhältnissen ihrer ganzen Umwelt entspringt. Um uns die Bedeutung der Jugendbewegung ganz klar zu machen, um ihre Ziele zu erkennen, müssen wir das Wesen des bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsaufbaus und der bürgerlichen Kultur betrachten und die wirtschaftliche Lage, aus der heraus die Jugend zu ihrer besonderen Stellungnahme zum heutigen Gesellschafts- und Kulturleben gelangt ist.

Die Einzelfamilie ist die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft. Unsere heutigen Lebensformen entspringen dem Wesen der Einzelfamilie. Die Familie ist der Mittelpunkt des geselligen und kulturellen Lebens. Der Salon ist die Pflegestätte der bürgerlichen Kultur. Aber nur die Familie kann gesellschaftlich Mittelpunkt sein, die reich genug ist, um die Kosten dieser Art der Geselligkeitspflege aufzubringen. Der Grad materiellen Reichtums, der notwendig ist, um in bürgerlichem Sinne einen gesellschaftlichen Mittelpunkt zu bilden, ist im Laufe der kapitalistischen Entwicklung immer mehr gestiegen, die Zahl der Familien, die in bürgerlichem Sinne »gesellschaftsfähig« sind, wird täglich geringer. Das Kleinbürgertum, das sich gerne Mittelstand nennt, gefällt sich im Nachäffen des bürgerlichen Lebens. Die gute Stube als Salonersatz, der Pfeifen- und Regelklub sind sein Merkmal.

Die übergroße Mehrzahl der Menschen ist, wenn sie auf gesellschaftliches Leben nicht verzichten will, angewiesen auf Kaffeehaus, Tanzsaal, Kneipe und Kino. In diesen öffentlichen Lokalen prägt sich zugleich eine bedeutsame Entwicklungslinie aus: die Trennung der Wohnräume von den Gesellschaftsräumen. Für die übergroße Mehrzahl der Menschen ist diese Trennung durchgeführt, und ihr Drang nach gesellschaftlichem, nach kulturellem Leben ist ein Objekt kapitalistischer Ausbeutung geworden. Damit ist ihnen aber auch die Grundlage zu jeder eigenen kulturellen Betätigung genommen. Es bedarf wohl keiner Begründung, daß aus Tanzsaal, Kaffeehaus und Kino sich keine höhere Form des Gesellschaftslebens, geschweige eine neue Kultur entwickeln kann.

Wie die kapitalistische Produktionsweise in sich selbst die Elemente der sozialistisch organisierten Produktion erzeugt, so hat sie auch die Elemente der sozialistischen Kultur hervorgebracht. Die Frauenbefreiung ist eine der ersten Voraussetzungen, und wie die vom Kapital als Lohnarbeiter ausgebeuteten Menschen zuerst zur Verhinderung völligen Untergangs sich zusammenschlossen und dann vereint der Ausbeutung immer engere Grenzen zogen, so schlossen sich auch die Menschen zusammen, um ihren völligen gesellschaftlichen und kulturellen Niedergang aufzuhalten und Möglichkeiten zum Aufstieg zu finden. So kamen wir zur Turn- und Sportbewegung, zu den Gesang- und Theatervereinen. Der geistigen Hebung haben sich Vereinigungen der verschiedensten Art gewidmet. Den Folgen des Wirtshauses suchen die Abstinenzen entgegenzuwirken, andere haben sich die Reformierung der Kleidung zum Ziele gesetzt, um die Tyrannei der Mode zu brechen. Bodent reformer und Siedler wollen das Wohnungswesen neu gestalten. Ein bißchen bunt ist sicher die Karte all dieser Sonderbestrebungen, und wir Sozialisten wissen, daß all diese Ziele erst im und durch den Sozialismus erfüllt werden können. Zunächst ist daraus ein Spezialistentum entstanden, das dem Spezialistentum der wirtschaftlichen Entwicklung entspricht. Die Menschen sind Turner, Fußballspieler, Radfahrer und Sänger usw. und

bilden sich als solche ein, durch »Olympische Spiele« die Zeit des Griechentums wieder erwecken zu können. Einen neuen Menschentypus haben all diese modernen Reformbestrebungen jedoch nicht hervorgebracht. So planlos wie unsere Wirtschaft, so formlos ist unser Leben.

Zur Kunst haben wir überhaupt kein persönliches Verhältnis mehr. Das Beste, was wir noch haben, stammt aus früheren Zeiten. In der Hauptsache leben wir von den Abfällen und Überbleibseln früherer Kunst. Unsere moderne Kunst ist im Grunde ebenfalls nur ein Auflösen, Zergliedern der Künstelemente. Wir haben keinen eigenen Kunststil, wie wir keinen eigenen Lebensstil haben. Vom Naturalismus, Kubismus, Expressionismus und Futurismus sind wir glücklich zum Dadaismus gelangt. Wir sind kulturell so bankrott, wie wir es wirtschaftlich sind.

Ein kultureller und gesellschaftlicher Wiederaufstieg ist nur möglich durch Anwendung sozialistischer Methoden. Das Spezialistentum in unserem Kulturleben muß überwunden werden, so wie auf dem Wege über Kartelle und Trusts das technische Spezialistentum im modernen Großbetrieb überwunden wurde. Im Produktionsprozeß ist der Großbetrieb die Synthese nach der Analysierung durch den Spezialbetrieb. Der Großbetrieb hat das Spezialistentum zu einer Gemeinschaft zusammengefaßt, die nicht mehr Einzelteile herstellt, sondern im Zusammenwirken großer Menschenmassen Gütereinheiten. Nicht mehr Bedarfsgegenstände oder gar nur Einzelteile werden dort hergestellt, sondern Bedürfnisgebiete befriedigt. Der aufs höchste entwickelte Spezialist sieht sich als Mitglied einer höheren Produktionsgemeinschaft. Er weiß, daß ein Fortschritt auf einem Teilgebiet nur zu einem wirklichen Fortschritt für das Ganze wird, wenn der Gesamtbetrieb nachfolgt. Er sieht aber auch, wie ein Fortschritt auf einem geringsten Teilgebiet tatsächlich auf das Ganze zurückwirkt. Die Zusammenhänge zwischen geistiger und körperlicher Arbeit, ihre Abhängigkeit voneinander treten klar zutage — die Gegensätze zwischen Kopf- und Handarbeitern verschwinden. Alle fühlen sich als Glieder eines Ganzen und wissen, daß sie miteinander verbunden sind.

Eine gleiche Synthese der Kulturbestrebungen unserer Zeit finden wir auch in der Jugendbewegung. Auch hier bestand zuerst nur ein bloßes Nebeneinander der wichtigsten kulturellen Einzelgebiete. Es wurde geturnt, gespielt, gesungen, gelernt, kurz, alles genommen, was die Erwachsenen zu bieten hatten. In der Erziehungsgemeinschaft des Wanderbetriebs hat die Jugend die Synthese vollzogen, den Typus eines neuen Menschen hat sich die Jugend erwandert. Das Jugendwandern ist der Schmelzriegel, in welchem die entwickelten Elemente eines neuen Menschentums aufgelöst und zu einem neuen Ganzen wurden: die Jugendbewegung hat den Gesellschaftsmenschen erzeugt und in der menschlichen Bewertung von Männern und Frauen jeden Unterschied ausgelöscht.

Im Jugendheim, Landheim und der Wanderherberge sehen wir den Keim zum zukünftigen Gemeinschaftshaus. In den Feiern der Jugend sehen wir die Form zukünftiger Volksfeste. Der Reichsjugendtag in Weimar war ein solches echtes Volksfest. Und wenn wir die Menschen betrachten, die aus der Jugendbewegung hervorgegangen sind, so sehen wir in der ganzen Art, wie sie leben, oder richtiger, wie sie gerne leben möchten, einen neuen Lebensstil, der nichts anderes ist als der Lebensstil des Sozialismus. Vereinfachung aller persönlichen Bedürfnisse, heißes Sehnen nach

gemeinschaftlichem Leben, das sind die Kennzeichen der neuen Menschen.

Auf diesem Punkte steht heute die gesamte Jugendbewegung. Danach scheiden sich aber auch die Geister. Was sich in den sogenannten bürgerlichen Jugendvereinigungen zusammengefunden hat, ist geistig bankrott. Die Führer des Wandervogels, der Freideutschen usw. sehen keine Wege, um ihre Ideale weiterzuentwickeln und vor allem sie praktisch zu gestalten. Im Gefühl ihrer Ohnmacht sind sie in allerlei Spintifiziererei und Phantasterei verfallen. Es fehlt ihnen an dem Kompaß eines sicheren Einblicks in die Gesetze der Entwicklung, und darum sind sie politisch in alle Winde zerflattert.

Das Erbe der gesamten Jugendbewegung hat die Arbeiterjugendbewegung übernommen. Sie allein ist imstande, das Begonnene organisch fortzuentwickeln. Hier macht sich aber auch die fürchterliche Wirkung des Krieges bemerkbar. Die Blüte unserer Jugend ist auf den Schlachtfeldern geblieben, und unsere Jugendvereinigungen fühlen nur zu deutlich den Stillstand in der Entwicklung, welchen die Kriegsjahre erzwungen haben.

Damit beginnt aber die Aufgabe der Partei. Sie muß erkennen, daß die Sache der Jugend in tiefstem Sinne i h r e Sache, die Sache des Sozialismus ist. Seit die Arbeiterschaft zur politischen Macht gelangt ist, ruft sie nach dem sozialistischen Menschen. Wir haben wohl tüchtige Gewerkschafter, Parteigenossen und Genossenschaftler erzogen — aber wir haben keine sozialistischen Menschen erzogen und konnten sie nicht erziehen. Immer wieder heißt es: wir können mit den Gestalten im sozialistischen Sinne nicht beginnen, weil wir keine sozialistischen Menschen haben.

Man wird entgegenhalten, daß sozialistische Menschen erst n a c h einer sozialistisch organisierten Produktionsweise entstehen können. Gewiß, wir werden erst sozialistisch leben können, wenn wir sozialistisch produzieren. Aber den Menschen, der sozialistisch leben w i l l, den müssen wir entwickelt haben, bevor wir daran gehen können, nach sozialistischen Grundsätzen nicht nur die Produktion, sondern mit ihr auch die ganze Gesellschaft umzugestalten. Das Ideal der großen Mehrzahl selbst der organisierten Arbeiter ist aber heute noch das Leben des Kleinbürgers und des — Bourgeois. Wenn es möglich wäre, von heute auf morgen die ganze Produktion umzugestalten, so könnten wir dem einzelnen an materiellen Gütern kaum mehr zuteilen, als heute ein hochqualifizierter Arbeiter schon hat. Wir könnten die Existenz aller Menschen wohl sicherstellen, aber im wesentlichen — gemessen an dem bürgerlichen Ideal — nicht reicher gestalten.

Die materielle Lage der übergroßen Mehrzahl der Menschen dürfte heute bezeichnet sein durch die Linie, wie sie in den Tarifverträgen der Gewerkschaften gezogen wird. Diese Entwicklung ist durch die Revolution bedeutend gesteigert worden. Damit ist aber auch die Zahl der Menschen, die am Aufbau eines proletarischen Gesellschafts- und Kulturlebens unmittelbar interessiert sind, ungeheuer gewachsen. Der durch die Gewerkschaftsnormen bezeichnete Grad der Teilnahme am gesellschaftlichen Reichtum reicht heute schon aus, um unzählige Wirtshäuser, Tanzsäle, Kaffeehäuser, Theater und Kino zu erhalten und ihre Besitzer reich zu machen. Die Arbeiterschaft verzichtet nicht auf den Besuch dieser Gesellschafts- und »Kultur«-stätten, und ein Blick in den Inseratenteil unserer Presse zeigt uns, welche dieser Vertriebe von Arbeitern mifunterhalten werden.

Wir können also sagen: Das Proletariat, in seinem weitesten Umfang genommen, ist heute schon in der Lage, um mit dem Aufbau eines sozialistischen Gesellschafts- und Kulturgebäudes zu beginnen. Der Vortrupp muß auch hier wieder die Arbeiterschaft sein. Denn sie besitzt nicht nur wirtschaftliche Macht — dargestellt in den Gewerkschaften und Genossenschaften —, sie hat auch in der Partei die politische Macht, um Raum für das kulturelle Bauen zu schaffen. Diese Macht gilt es nun nicht mehr allein zur wirtschaftlichen, sondern auch zur gesellschaftlich-kulturellen Umgestaltung zu gebrauchen. Beide können nicht nacheinander, sondern nur miteinander erfolgen.

Neben die Gewerkschaften und Genossenschaften und die politische Partei tritt die kulturelle Jugendbewegung. Sie ist zunächst eine Erziehungsgemeinschaft der jungen Menschen, und die aus dieser Gemeinschaft hervorgegangenen bilden zusammen mit der Jugend eine Kulturgemeinschaft. Die Jugendbewegung ist zur Kulturbewegung geworden.

Das ganze weitumfassende Problem der Neugestaltung unseres Gesellschaftslebens hat die Jugendbewegung aufgerollt, und zwar von dem Gesichtspunkt seiner sofort in Angriff zu nehmenden Verwirklichung aus. Eine Formulierung der daraus sich ergebenden Forderungen, die Aufstellung eines Gesellschafts- und Kulturprogramms, ähnlich wie unser politisch-wirtschaftliches Parteiprogramm tut dringend not. Als Vorbereitung dazu wäre eine Tagung derjenigen Parteigenossen, die aus der Jugendbewegung hervorgegangen sind oder das Wesen der Jugendbewegung kennen, zusammen mit den besten Theoretikern unserer Partei unerlässlich.

Der Partei wird es möglich sein, so ziemlich die ganze Jugend unseres Volkes um sich zu scharen, wenn es ihr gelingt, ein Kulturprogramm zu entwerfen, das dem heißen Sehnen der Jugend Ausdruck verleiht. Man sehe in der »Jugend« nicht einfach die Vierzehn- bis Achtzehnjährigen. Die Jugendbewegung hat vor dreißig Jahren eingesetzt, die Arbeiterjugendbewegung vor fast zwanzig Jahren. Es ist also schon eine ganze Generation durch die Bewegung gegangen. Im Grunde fühlen sich aber auch diese schon recht erwachsenen Genossen immer noch als »Jugend«. Für die Partei gilt es, die Kräfte, die in der Jugend schlummern, für den Sozialismus dienstbar zu machen. Dazu ist keine Partei leichter imstande als die Sozialdemokratie — wenn sie nur will!

Neue Literaturgeschichtswerke

Von J. Kliche

Seit wir in der zweiten Aprilnummer dieses Jahres über Methoden und Ergebnisse der zeitgenössischen Literaturgeschichtsschreibung berichteten, sind wieder einige literaturgeschichtliche Werke erschienen, die beanspruchen dürfen, an dieser Stelle kurz skizziert zu werden.

Vorweg zu nennen wäre Alfred Madernos »Deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart« (Leipzig, Verlag Theodor Weiser, 328 Seiten, Preis gebunden 22 Mark). Ein zusammenfassendes Werk über die gegenwärtige Literatur der mit uns auf der gleichen sozialen und politischen Elendskurve vegetierenden österreichischen Stammesgenossen ist zweifellos erwünscht. Die bestehenden, aus reichsdeutschen Federn vorliegenden Literatur-

geschichten bieten in dieser Beziehung nichts Zuverlässiges. Während die einen eine unklare Grenze zwischen dem geistigen Leben diesseits und jenseits der politischen Grenzen zu ziehen bestrebt sind, greifen die anderen je nach Willkür und Laune einige besonders qualifizierte Autoren von jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle heraus, um sie ihrem Leserkreis als anerkannte Vertreter deutscher Dichtung vorzuführen. Würden unsere zünftigen Literaturhistoriker sich daran gewöhnen, die jeweilige Literatur anstatt von den nationalen Einheiten, aus den sozialen und geschichtlichen Verhältnissen der geographisch und wirtschaftlich verwandten Komplexe abzuleiten — die Frage wäre im vorliegenden Falle auf das einfachste zu lösen. Da aber nun einmal die ungünstige Tatsache besteht, muß man sich mit ihr so gut als möglich abzufinden versuchen.

Dem gegenwärtigen wenig übersichtlichen Zustand will Maderno mit seinem Buche begegnen. Er hat die Lyriker, die Erzähler und die Dramatiker der deutschen Kronländer Österreichs zusammengefaßt und ihnen, wie er meint, in seiner Abhandlung eine Heimstatt bereitet. Auf diese Weise sind wohl alle gegenwärtig im deutschen Österreich lebenden Schriftsteller von Ruf in Madernos Buch gekommen. Daneben natürlich auch diejenigen, die in den letzten Jahren gestorben sind, deren Schaffen aber der heutigen Zeit angehört. Leider gehen bei der Fülle des Stoffes die biographischen Angaben meist über einige Zeilen nicht hinaus. So ist beispielsweise von Rudolf Greinz, der doch zweifelsohne einer der kräftigsten Erzähler Österreichs ist, nur dessen Roman »Abtissin Verena« erwähnt. Von den vielen anderen Romanwerken dieses starken Epikers ist nicht mit einem Wort die Rede. Kein Kenner des Greinzschen Schaffens aber wird behaupten wollen, daß jukt das genannte Werk das beste noch auch das typischste des Tirolers ist. Ähnliche Verkennungen oder Lücken sind auch sonst mehrfach in dem Buche anzutreffen. Zum Beispiel geht es nicht an, daß Maderno den Inhalt der Bücher Gustav Meyrinks, über dessen sensationelle Mystik man freilich recht verschiedener Meinung sein kann, einfach als »widerlichen Haß gegen das Gesund-Bürgerliche« bezeichnet. Andererseits sind zwei sehr beachtliche, wenn auch in der künstlerischen Tendenz sehr unterschiedliche Vertreter der deutschösterreichischen Literatur, Alfons Pechold und Enrica v. Handel-Mazetti, durchaus gut skizziert.

Neben diesen kleinen Mängeln hatten dem mit einer Reihe Abbildungen versehenen Buche auch die üblen großen der bürgerlichen Literaturgeschichtsschreibung an. Ein Ableiten der einzelnen Dichtungen oder des Schaffens einzelner Autoren aus den Verhältnissen der Umwelt ist nicht versucht worden. Auch die geschichtliche Entwicklung kommt nirgends zu ihrem Recht. So ist das bloß Tageswerk besitzende Madernosche Werk nur ein schwacher Ersatz für das Buch geworden, das wir auf diesem Gebiet eigentlich brauchen.

Von gänzlich anderer Art ist A. H. Kober's Arbeit »Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland« (Essen, Verlag G. W. Bader, 348 Seiten, Preis gebunden 20 Mark). Nicht Biographie, sondern Psychologie zu geben, war die Absicht des Verfassers. Sein Buch will eine Geschichte der deutschen Seele vermitteln, und er hat die wesentlichsten religiösen Erscheinungen der deutschen belletristischen Literatur vom Heidentum bis auf unsere Zeit dank guter Belesenheit und ebensolcher Sachkenntnis für seinen Zweck mit Erfolg auszuwerten gewußt. Dabei ist der Begriff des Religiösen keinesfalls im Sinn eines weltfernen Muckertums gedeutet, im Gegenteil: Kober reklamiert gar manchen unter den Modernen für die Idee seines Buches und nennt Gemütsbewegungen religiös, die man gemeinhin durchaus nicht in dieses Schubfach schachfelt. Nur ein Beispiel: Gerhart Hauptmann. Aber nicht nur etwa als Verfasser des »Hannele« und des »Emanuel Quint« kommt dieser in Betracht, nein, auch das Ringen um persönliche Werte in seinem sozialdurchglühten dramatischen Erstling »Vor Sonnenaufgang« ist für Kober religiöse Kunst. Alles in allem: ein gedankenreiches Buch von Eigenart und Tiefe. Interessant wäre es gewesen, wenn der Verfasser auch den Sozia-

liismus als Objekt seiner Betrachtungsweise herangezogen hätte. Leider ist dieses nicht geschehen, wie Kober ja überhaupt weniger die großen Zeitströmungen und sozialen Faktoren selbst, als in der Hauptsache deren vereinzelter Niederschlag in diesem und jenem Buch als Anhaltspunkte wertet.

Mehr praktischen Bedürfnissen kommt ein Werk entgegen, das in der Teubnerschen Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« in Leipzig erschienen ist, 128 Seiten umfaßt und gebunden 3,50 Mark kostet. Es ist Wolfgang Stammers »Geschichte der niederdeutschen Literatur«. Eine brauchbare selbstständige Zusammenfassung der in niederdeutscher Sprache von den ältesten Zeiten bis in die unmittelbare Gegenwart vorliegenden literarischen Schöpfungen dichterischer Natur fehlte bisher. Das einzige Werk auf diesem Gebiet, die vor sieben Jahren erschienene Arbeit von H. A. U. Krüger genügte nur sehr bescheidenen Ansprüchen. Freilich, auch Stammer stand für seine Abhandlung nur ein beschränkter Raum zur Verfügung, dennoch ist sein Versuch als gelungen zu bezeichnen. Der Verfasser kündigt übrigens eine Erweiterung seines Werkes für den Zeitpunkt an, an dem die heutigen Papier- und sonstigen drucktechnischen Schwierigkeiten behoben sein werden.

Stammer gliedert die einzelnen Abschnitte seines Buches analog der politischen Zeiteinteilung, was berechtigt scheint. Der Neuzeit ist dabei der ihr gebührende Hauptanteil gesichert. Die Behandlung der Gegenwart hätten wir allerdings umfassender gewünscht. Der starke, mit den künstlerischen Hilfsmitteln des Naturalismus arbeitende Dramatiker Hermann Boshof verdient unseres Erachtens eine eingehendere Würdigung. Ebenso der soziale Lyriker Hermann Claudius, ein Enkel des Matthes Claudius. Da aber der Verfasser den Genannten sachlich sonst gerecht wird, ist diese Schwäche zu verzeihen. Zudem dürfen wir hoffen, daß sie bei einer Neuauflage oder in dem angekündigten späteren Werk ausgeglichen wird.

Schließlich wären noch zwei Bücher zu erwähnen, die weniger als literarhistorische Arbeiten zu werten sind, die aber dennoch interessante Beiträge zur deutschen Literatur darstellen. Das erstere ist das im Musarionverlag in München erschienene Werk Runo Brombacher »Der deutsche Bürger im Literaturspiegel von Lessing bis Sternheim« (146 Seiten, Preis broschiert 7 Mark). Brombacher gibt in seiner Arbeit einen Überblick über die Rolle, die der unpolitische Bürger — »Bourgeois« und mittelständlicher Spieler — seit der »Miß Sara Sampson« bis zu den Komödien Ludwig Thomas im Schauspiel und in der Novelle spielte, um sich dann der Behandlung dieser Spezies durch Karl Sternheim zuzuwenden. Der dichterischen Tätigkeit dieses letzteren ist etwa die Hälfte des Buches gewidmet. Zweifelsohne sieht Sternheim in seinen Komödien aus dem »bürgerlichen Heldenleben« das Objekt mit anderen Augen an als die meisten der vor oder neben ihm schaffenden Autoren. Schon seine Technik des Wortes kommt ihm dabei gut zustatten; auch zeitgeschichtlich arbeitet er mit einer individuellen Sonde. Dennoch glauben wir, daß Brombacher seinen Liebling sehr überschätzt. Der »Prophet«, der »einzigartige Dichter«, wie ihn Brombacher feiert, ist Sternheim sicherlich nicht.

»Literarische Visionen« nennt Ilse Linden ihre bei Osterheld & Co. in Berlin erschienene, auf Wästen gedruckte und mit fünf Lithographien geschmückte Essaysammlung (100 Seiten, Preis broschiert 16 Mark, in Halbleinen gebunden 22 Mark). Fünfzehn gut geformte, scharf konzentrierte kritische Skizzen über Lichtenberg, Bürger, Lenz, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, A. W. Schlegel, W. v. Humboldt, Schleiermacher, die Rahel, die Bettina und andere. Mit wenigen Sätzen umfaßt die Verfasserin die einzelne Persönlichkeit; allerdings in der Hauptsache nur die äußeren Merkmale der Betroffenen; eine scharfe Durchdringung ihres geistigen Profils ist Ilse Linden in diesen Essays nicht geglückt.

Literarische Rundschau

M. Veer, *Der britische Sozialismus der Gegenwart* (1910 bis 1920). Stuttgart 1920, J. H. W. Dieß Nachf. Preis kartoniert 5 Mark.

Die ausgezeichnete Schrift sollte weiteste Verbreitung finden. Einmal, weil vom Kriegsbeginn bis zur Gegenwart — also mehr als sechs für die geistige und politische Umbildung der Arbeiterschaft aller Länder ereignisvollste Jahre hindurch — unsere deutsche Berichterstattung über das Ausland ganz versagte oder, wie wir mehr und mehr erkennen, geradezu irreführte. Wir haben hierin für diesen Zeitraum nicht weniger wie alles nachzuholen. Weiter werden wir — ohne uns Illusionen hinzugeben — für die Zukunft vielfach auf ein wirtschaftlich-politisches Zusammenarbeiten vor allem mit der englischen Arbeiterschaft, der am wenigsten imperialistisch gesinnten Klasse Englands, angewiesen sein. Die Zukunft des deutschen Volkes hängt zum Teil von der Entwicklung der britischen Arbeiterpartei ab. Erst wenn diese Partei zur Regierung gelangt, wird das imperialistische Werk von Versailles einer ehrlichen demokratischen Revision unterzogen werden. Die Vertrautheit mit der politischen Stellung und der geistigen Struktur der englischen Arbeiterklasse in allen ihren wesentlichen Gruppen ist deshalb für uns wichtiger denn je.

Veer bringt für seine Darstellung die denkbar besten Vorbedingungen mit. Er war der Historiker des englischen Sozialismus seit der Zeit Owens und des Chartismus (die Neubearbeitung seines ursprünglich deutsch abgefaßten Werkes erscheint soeben, auf zwei Bände vermehrt, in England, was genügend für den Wert des Werkes spricht); er sieht also überall die großen Zusammenhänge und die innere Einheit mit der Vergangenheit. Veer als Londoner Korrespondent deutscher Blätter, der nach der Zwangsrückkehr nach Deutschland die alte Verbindung mit England weiterpflegte, ist aber zugleich mit den wirkenden Einzelkräften und den Tagesereignissen bestens vertraut; seine sorgfamen Angaben über die Parteiwandlungen und Parteibeschlüsse, über die Entscheidungen im parlamentarischen Leben, von der überwiegend bürgerlichen bis zur pazifistischen und scharf oppositionellen Haltung sind daher überaus dankenswert.

Noch wertvoller ist vielleicht der allgemeine Teil: der Überblick über die veränderte weltwirtschaftliche Stellung Englands, die in ihren Auswirkungen auf Produktion und Arbeiterlage etwa seit der Jahrhundertwende eine ganz beispiellose sozialrevolutionäre Wirkung erzeugte und nicht nur in Streiks und Wahlkämpfen, sondern auch in neuen theoretischen Anschauungen und praktischen Forderungen der mächtig ausgewählten Arbeiterklasse ihren Ausdruck fand. Die wachsende Neigung zur direkten Aktion, zum Generalstreik, zum unmittelbaren Mitbestimmen im Betrieb, die Lockerung der alten gewerkschaftlichen Disziplin, die Mindererschätzung des Parlamentarismus infolge mannigfacher Enttäuschungen und neuer Zielsetzungen ist auch in England für die jüngste Zeit kennzeichnend. Eigenartig ist ferner für England die Auseinandersetzung zwischen »Gildensozialismus« und Nationalisierung (Sozialisierung) im alten Sinne, der man den Vorwurf teils bürokratischer Erstarrung und Unwirtschaftlichkeit, teils des »Staatskapitalismus« macht.

Dies alles wird in ruhiger Leidenschaftslosigkeit, ohne irgendwie störende eigene Parteinahme zergliedert und vorgetragen. Kurzum, ein zeitgemäßes, sozialgeschichtlich ebenso fesselndes wie für die Detailunterrichtung und für Nachschlagezwecke unentbehrliches Werk.

M a g S c h i p p e l

Wilhelm Volz, *Zwei Jahrtausende Oberschlesien*. Breslau 1920, Graß, Barth & Co. 23 Seifen Quart und 8 Karten.

Recht zeitgemäß sind diese acht Karten mit erläuterndem Text, welche die Schicksale des ober-schlesischen Landes in der geschichtlichen Zeit anschaulich machen. Sie stellen dar: die kulturgeographische Entwicklung Oberschlesiens von der germa-

nischen Zeit bis zur Zeit der deutschen Kolonisation, die deutsche Kolonisation vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, Oberschlesien zur Zeit Friedrichs des Großen, Oberschlesien im Jahre 1831, Oberschlesien in der Gegenwart, die Bevölkerungsdichte im Jahre 1804, die Bevölkerungsdichte im Jahre 1910, die Bevölkerungsbewegung von 1871 bis 1910. Die Karten zeigen also die Ausbreitung der Siedlungen und der Volkswirtschaftszweige sowie Bevölkerungsdichtigkeit und Bevölkerungsbewegungen, während leider die sprachlichen Verhältnisse nirgends dargestellt sind. Im Texte wird auch die deutsche Kolonisation in Verbindung mit der wirtschaftlichen Entwicklung behandelt. Beachtenswert ist ferner die Veranschaulichung der Verschiebung des Schwerpunktes der Bevölkerung unter dem Einfluß der Wirtschaftsumgestaltung.

H. Fehlinger

Karl Bröger, Die vierzehn Nothelfer. Ein Buch Legenden. Mit Bildern von Rudolf Schiehl. Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder.

Ein neues Gedichtbuch von Karl Bröger ist für viele Kreise gewöhnlich eine hochwillkommene Gabe. Das neue Legendenbuch wird aber doch gar manchen ein wenig anstrengen. Es kommt so ganz anders einher als die bislang von Bröger gewohnte Lyrik. Wir suchen nach dem Sozialisten Bröger, nach dem Bekenner und Verfechter kampfkundiger Menschheitsforderungen. Und finden Reimchroniken vom Leben aller möglicher Heiliger. Zugleich finden wir aber auch ein Zusammenklingen zwischen den stark symbolischen Dichtungen der letzten Bröger'schen Buchveröffentlichung, auf die wir unlängst in der *Neuen Zeit* hinwiesen, und den vorliegenden Legenden. Da erscheint uns der Dichter fast wie ein Sucher, der sich heraufstastet aus der Wirklichkeitswelt, nach ruhigeren, sonnigeren Gefilden strebend, als sie die Gegenwart zu bieten vermag. Jedenfalls war es mir beim besten Willen nicht möglich, mit dem Inhalt dieses neuen Bröger'schen Versbuchs irgendwie in Fühlung zu kommen. Hervorheben aber möchte ich trotzdem noch die prächtigen Strichzeichnungen von Rudolf Schiehl, die die Stimmung und den Sachgehalt der einzelnen Gedichte so überaus treffend und tief ausschöpfen.

L. L.

Das Vortragsbuch. Ernste und heitere Gedichte für Arbeiterfeste. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Preczang. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 144 Seiten. Preis 9 Mark.

Ein solches Buch hat der organisierten Arbeiterschaft schon seit langem gefehlt. Sein Erscheinen ist daher freudig zu begrüßen. Es wird bei festlichen Veranstaltungen den Mitgliedern der politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Verbände gute Dienste leisten; denn hier ist ein Wegweiser gegeben, der aus Vorhandenem auf das Beste aufmerksam macht. Ein langes und zeitraubendes Suchen in Einzelgedichtbänden und Anthologien ist für denjenigen, der ein Programm für ein Arbeiterfest zusammenstellt, nun nicht mehr vonnöten, obwohl zum Überschuß auch noch auf Einzelbände extra hingewiesen ist. Kampf und Ernst, Humor und Satire sind die Stichworte, nach denen die Sammlung zusammengestellt ist. Von älteren Dichtern kommen Audorf, Freiligrath, Olafsbrenner, Goethe, Heine, Jacoby, Herwegh, Pfau, Storm und andere zu Wort; von jüngeren sind vertreten: Bröger, Diederich, Guthmann, Kreowski, Klara Müller, Preczang, Zielke usw. Preczang hat mit sicherem Verständnis und gutem Geschmack dasjenige in dem vorliegenden Büchlein vereinigt, was für Vortragszwecke bei Arbeiterfesten am meisten in Frage kommt. Eine kurze Einleitung über die Kunst des Vortrags dürfte Angeübten mancherlei Anregung geben. Nochmals: das Buch ist freudig zu begrüßen und seine Anschaffung sowohl Freunden guter Gedichte wie auch Vereinsbibliotheken angelegentlich zu empfehlen.

L.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 8

Ausgegeben am 19. November 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Bedeutung des republikanischen Wahlsiegs in Amerika

Von Heinrich Cunow

»Harding mit großer Mehrheit gewählt!« Dieses in der Nacht vom 2. auf den 3. November über Annapolis durch Funkpruch nach Europa gemeldete Ergebnis der Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Amerika dürfte wohl niemand überrascht haben, der den Wahlkampf und seine Widerspiegelung in der amerikanischen Presse mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat. Überraschen kann nur die ungeheure Mehrheit der Wahlmännerstimmen, die Harding zugefallen sind. Seit der Präsidentschaft George Washingtons, der sowohl 1789 beim Inkrafttreten der neuen amerikanischen Bundesverfassung als auch 1793 einstimmig gewählt wurde, hat meines Wissens kein amerikanischer Präsident mit einer gleichen Stimmenmehrheit gesiegt. Auch Ulysses Simpson Grant, der siegreiche Oberbefehlshaber der Unionsheere im Bundeskrieg, errang trotz seiner großen Volkstümlichkeit bei der Präsidentenwahl im Jahre 1868 nur 206 gegen 88 Wahlmännerstimmen, während Harding mit 397 gegen 134 Wahlmännerstimmen triumphiert — ein Wahlsieg, der dadurch noch an Bedeutung gewinnt, daß auch beide Häuser des amerikanischen Bundesparlamentes ansehnliche republikanische Majoritäten erhalten. Im Repräsentantenhaus, das insgesamt 435 Abgeordnete zählt, kann die Republikanische Partei, soweit sich zurzeit ersehen läßt, auf eine sichere Mehrheit von 98 Stimmen rechnen, im Senat (96 Senatoren) hat sie eine Mehrheit von 17 Stimmen. Eine zweifellos äußerst günstige Lage für Mr. Harding, denn in der Parlamentsgeschichte der nordamerikanischen Union ist es durchaus nichts Seltenes, daß ein Präsident sich mit einer feindlichen Mehrheit im Senat, manchmal auch in beiden Häusern abzufinden hatte.

Zweifelhaft konnte freilich von vornherein Warren Hardings Wahl nicht sein, obgleich die Demokratische Partei früher in die Wahlagitation eintrat als die Republikanische und zunächst eine beträchtlich größere Masse von Stumprednern aufbot — ein Vorteil, der allerdings durch die geschicktere Agitationsarbeit der meist mit beträchtlicheren finanziellen Mitteln arbeitenden großen republikanischen Presse ziemlich ausgeglichen wurde. Bestritten kann auch nicht werden, daß der demokratische Kandidat Mr. Cox als Volksredner die nationalistisch-sentimentale Psyche des amerikanischen Kleinbürgertums entschieden mehr zu packen vermochte als Harding, der auch auf der Rednertribüne den kühlen abwägenden amerikanischen Geschäftsmann nicht verleugnet. Charakteristisch für seine kaufmännisch-politische Gelassenheit ist die Tatsache, daß, während Cox bereits im Lande mit einem Schwarm von Agitatoren herumreiste und leidenschaftliche Wahlreden hielt, Harding noch immer gemächlich in seinem schön ausgestatteten Hause in Marion, der Hauptstadt der Grafschaft Ohio im Staate gleichen Namens,

saß, in aller Seelenruhe die Redetournee seines temperamentvollen Gegners verfolgte und nur hin und wieder eine Anzahl Journalisten seiner Partei um sich versammelte, um sie auf die Fährte seines Gegners zu heßen und ihnen gewisse Angriffsinstruktionen zu erteilen. Erst nachdem Coz sich schon ziemlich abgenüßt und die republikanische Presse dem Erwählten ihrer Partei gut vorgearbeitet hatte, hielt Herr Harding es für angebracht, sich selbst in den Wahlkampf zu stürzen.

Dennoch, trotz der zweifellos emsigen Wahlagitation der Demokratischen Partei, der keineswegs ungeschickten Taktik ihres Präsidentschaftskandidaten zeugt es von einer zum Spott herausfordernden Unfähigkeit unseres deutschen Zeitungsliberalismus, die amerikanische Volksseele und ihre jetzige Stimmung zu begreifen, wenn noch in den letzten Wochen vor dem Wahltermin einige liberale Blätter sich von drüben melden ließen, die Wahlausichten des Herrn Coz hätten sich bedeutend gebessert, denn das amerikanische Volk finde die geschäftsmäßige Nüchternheit Hardings gar zu uninteressant; zudem aber hätte sich kürzlich auch Mr. Hearst, der bekannte amerikanische Zeitungsmagnat, für Coz entschieden, und selbst Wilson hätte, trotzdem Coz es für angebracht gehalten hätte, ihn und seine Politik zu verleugnen, sich öffentlich für die Wahl von Coz eingesetzt.

Schon diese letzte Motivierung zeigt zur Genüge, wie völlig jene Herren Berichterstatter, die ihren Blättern derartige Situations Schilderungen einzufenden wagten, die aus bestimmten agitatorischen Gründen gefälschten Wahlstimmungsberichte amerikanisch-demokratischer Blätter für Tatsachen genommen haben. Coz wußte nur zu wohl, was er tat, als er sich in seiner Wahlagitation offen gegen die Mißgriffe der Wilsonschen Politik aussprach und die Rückkehr zu den sogenannten guten alten Traditionen der Demokratischen Partei ankündigte. Wilsons politische Leistungen und Erfolge als Präsident werden heute drüben nicht nur in der Republikanischen Partei, sondern selbst von einem großen Teil seiner früheren Anhänger noch weit geringer eingeschätzt, als dies heute auf dem europäischen Kontinent, besonders in Deutschland, der Fall ist, wo sich unter den politischen Ideologen noch immer manche Wohlgesinnte finden, die in Wilson einen von den edelsten Motiven getriebenen, selbstlosen Welthumanitätsapostel bewundern, der nur leider an dem verstockten Widerspruch der Ententehäupter gescheitert sei. Mehr noch als anderswo entscheidet jenseits des Atlantischen Ozeans über das Ansehen einer bestimmten Politik ihr Erfolg — und höhnisch fragt die amerikanische Geschäftswelt: »Was hat uns der Krieg mit seinem Friedensabschluß und die durch diesen geförderte Zerrüttung der internationalen Wirtschaftsverhältnisse gebracht? Inwieweit hat er die wirtschaftliche und politische Stellung der Union in der Welt oder die inneren Erwerbsverhältnisse in unserem eigenen Lande verbessert? Hat er uns neue Absatzmärkte und neue Handelsmöglichkeiten eröffnet, oder verschafft uns vielleicht der Völkerbundsplan freie Hand, nach unserem eigenen Belieben unsere Expansionspolitik zu betreiben? Ist nicht vielmehr dieser Völkerbund nur ein Mittel zur Sicherung englischer Kolonialanexionen und Herrschaftsansprüche? Und inwiefern sind denn durch ihn die drohenden Konflikte eines Rivalitätskampfes im Stillen Ozean beseitigt?«

Die Antwort darauf fällt, wenn man von der engeren Wilsonschen Gefolgschaft absieht, meistens verneinend aus. Tatsächlich hat sich drüben seit

dem Versailler Friedensschluß mehr und mehr die auch von J. M. Keynes in seiner bekannten Schrift über »Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags« vertretene Auffassung durchgesetzt, Wilson sei nichts als ein Dupe der Clémenceau und Lloyd George. Und diese geistige Einschätzung Wilsons als Politiker hat dadurch keineswegs gewonnen, daß er sich den Mahnungen und Einwendungen anderer hervorragender Leiter der Demokratischen Partei, in erster Reihe Laufsings, hartnäckig verschloß, sich in einen ausichtslosen Machtkampf gegen den Widerspruch des Senats einließ und sich in diesem Kampf als rechthaberischer Autokrat gebärdete, der in naiver Selbstüberschätzung sein Urteil den Ansichten ihm unzweifelhaft weit überlegener Geister entgegensetzte. Hatte man in ihm zunächst nur einen von der Entenfediplomatie überfölpelten, aber immerhin von bestem Willen geleiteten eingebildeten Schwächling gesehen, so wurde er nun zu einem eigensinnigen, zänkischen Alten mit überreizten Nerven. Eine Ansicht, die dadurch nur eine Bestätigung erfuhr, daß Freunde Wilsons in Spekulation auf das öffentliche Mitleid ihn als einen infolge seiner großen Arbeit für das amerikanische Volkswohl und seiner strengen Pflichterfüllung körperlich zusammengebrochenen Mann hinzustellen suchten. Besonders aber haben die ungeschickten Mitteilungen von Wilsons Sekretär Tumulty über angebliche Aussprüche seines Herrn seinen Widersachern Anlaß zu bitterem Spott gegeben, zeigten doch diese Mitteilungen, daß Wilson sich ohne jegliche Selbstkritik in der Rolle Andrew Johnsons fühlt, jenes Präsidenten, der nach dem Bürgerkrieg die Südstaaten der Union mit den Nordstaaten möglichst zu versöhnen trachtete, dabei mit der herrschenden Republikanischen Partei in Konflikt geriet und, im Repräsentantenhaus des Verfassungsbruchs beschuldigt, 1869 das Weiße Haus in Washington verlassen mußte, von den republikanischen Parteihäuptern wegen seiner Politik verlacht und verspottet — einer Politik, die hinterher von der Geschichte als eine der klügsten, wenn nicht die klügste betrachtet worden ist, die unter den damaligen Umständen möglich war.

Mögen die heutigen harten Urteile über Wilsons taktische Unfähigkeit berechtigt sein oder nicht, der größte Teil des amerikanischen Volkes hat ihn satt — satt bis zum Halse, und es war deshalb nur ein Akt der Klugheit, wenn Coe von ihm abrückte und das Einlenken in eine andere politische Richtung versprach. Dadurch, daß Wilson trotzdem in seltsamer Selbsttäuschung über seine Popularität seinen Anhang für Coe aufrief, hat er diesem nur geschadet; denn die Folge konnte nur sein, daß manche Unschlüssigen sich nun sagten: Wenn Wilson Mr. Coe empfiehlt, ist anzunehmen, daß letzterer doch Wilson näher steht, als er zugeben will, und deshalb wieder Wilsonsche Politik macht.

Das Wahlergebnis als Beweis einer Abschwenkung großer amerikanischer Volksmassen in das republikanische Parteilager aufzufassen, wäre deshalb verkehrt, und noch weniger handelt es sich bei der Wahl um die persönliche Qualifikation Hardings, seine Vorzüge und seine Fehler. Die Wahl ist vielmehr ein Urteilspruch über Wilson und seine Politik, ein Protest gegen den sogenannten Wilsonismus. Man hat Harding nicht gewählt, weil man ihn als überragenden Politiker schätzte oder ohne weiteres die Politik der republikanischen Parteihäupter akzeptierte, man hat Harding gewählt, um aus der politischen

Misere, für die man Wilson verantwortlich macht, herauszukommen. Vor allem möchte man aus der Verquickung mit der europäischen Politik heraus und sich nicht durch den Völkerbund, richtiger Staatenbund, in den Dienst europäischer Machtinteressen zwingen und damit zu einem Instrument fremder Absichten machen lassen. Gegen die Errichtung von Schiedsgerichten, die in Kriegsfällen zwischen den beteiligten Staaten entscheiden, hat man nichts einzuwenden, zum Teil auch nichts gegen den Eintritt in einen Völkerbund, der sich auf einen gewissen moralischen und wirtschaftlichen Zwang beschränkt. Aber das amerikanische Volk in seiner Masse hat von dem letzten Krieg und seinen Folgen die Nase voll. Es will nicht gezwungen sein, sich in europäische Rivalitätsstreifigkeiten einzumischen, wenn diese seiner Meinung nach seine Lebensinteressen nicht berühren. Vor allem aber wollen die im Kriege erstarkten amerikanischen Geschäftskreise nicht durch eine Völkerliga gebunden sein, auf wirtschaftliche und politische Expansionspläne zu verzichten, deren Ausführung ihnen nötig oder profitabel erscheint. Der Wilsonsche Völkerbund gibt den in ihm vereinigten Staaten das Recht, unter gewissen Umständen ihre Nase auch in Handel der nordamerikanischen Union mit süd- und mittelamerikanischen Staaten zu stecken. Davon will die amerikanische Geschäftsbourgeoisie durchaus nichts wissen. Die Monroedoktrin hat in dem ausgeprägten Selbstbewußtsein der Yankees längst die Fassung angenommen: »Amerika den Amerikanern — vor allem aber den Nordamerikanern!« Man weiß drüben recht wohl, daß der verlorene Krieg die Machtstellung der Union und ihre wirtschaftliche Konkurrenzfähigkeit mächtig gehoben hat, und man will freie Hand behalten, die erlangte Position nach eigenem Gutdünken auszunutzen — nach innen wie nach außen.

Vielleicht hätte das amerikanische Volk Wilsons Politik, die es in einen Krieg führte, den seine große Mehrheit nicht wollte, weniger abfällig beurteilt, wenn er der Welt einen Frieden nach amerikanischen Idealen verschafft, das Sternenbanner mit neuer Glorie umgeben, die von seiten Japans drohende Gefahr durch Bündnisse beseitigt und durch eine Neuordnung weltwirtschaftlicher Verhältnisse dem erstarkten Yankeeentum die Möglichkeit zur Ausdehnung seiner Handelsdomäne geboten hätte. Aber sind denn diese Ziele erreicht worden? Sicherlich, die Wirtschaftsstellung der Union auf dem Weltmarkt, ihre Finanzkraft, ihr Außenhandel, ihre Handelsflotte haben sich während des Weltkriegs sehr entwickelt; doch sind es — wenigstens vorerst — nur bestimmte Interessentengruppen, die davon einen ersichtlichen Nutzen haben. Andere, weitere Kreise fühlen sich durch den Krieg und die während seiner Dauer durchgeführten Zwangsmaßnahmen schwer geschädigt, und überdies hat auch drüben der Krieg eine Umstellung oder richtiger Revolutionierung des Wirtschaftslebens hervorgerufen, die manche wirtschaftliche Existenz aus dem alten Geleise geworfen und genötigt hat, andere Wege zu suchen.

In welchem Umfang hat sich beispielsweise nicht die Lage des Farmerturns verändert! Gewiß, die Kriegsjahre haben den Farmern eine beträchtliche Preiserhöhung der Bodenprodukte gebracht und ihre Einnahmen so wesentlich erhöht, daß nicht wenige ihre alten Schulden abstoßen konnten. Dieser Gewinn ist aber nicht in allen Gegenden ein gleichmäßiger. Er ist im

allgemeinen entsprechend der verschiedenen Art des Anbaus in den Staaten westlich des Mississippi höher als in den eigentlichen Südstaaten, und ferner für die vornehmlich Kornfrucht und Gemüse bauenden Farmen beträchtlicher als für die besonders Viehzucht treibenden Landwirte; denn während die Futterkosten enorm stiegen, drückten die Agenten der großen Schlachthäuser, Fleischkonservenfabriken, Heereslieferanten usw. auf den Viehpreis. Meist haben daher die sogenannten Packer den Hauptgewinn aus der fortgesetzten Fleischpreissteigerung eingesteckt. Selbst aber dort, wo die Farmer sich beträchtlich vermehrter Einnahmen erfreuten, ging ihnen dieser Vorteil durch die Preissteigerung der von ihnen benötigten Industriewaren, durch Erhöhung der Löhne und sonstigen Betriebskosten, durch Emporschnellen der Transportkosten, vornehmlich der Eisenbahnfrachten, und den Mangel an Wagen und Verladungsmöglichkeiten, der vielfach ein Verderben ihrer Vorräte zur Folge hatte, wieder verloren.

Überdies reizten die Preisschwankungen und der leichte Gewinn die Farmer vielfach zur Beteiligung an zweifelhaften Spekulationen, die sie schließlich nicht selten zum Verkauf ihrer Farmen nötigten. Die Folge ist in manchen Gegenden eine viel größere Scheidung zwischen reichen und armen Farmern, als vor dem Kriege vorhanden war. So ist unter den ärmeren Farmern eine Verstimmung gegen Wilsons Kriegspolitik entstanden, zumal dieser, als im Sommer 1918 das Bundesparlament eine Erhöhung des von der Regierung festgesetzten Weizenmindestpreises beschloß, dagegen sein Veto einlegte.

Aus diesen Verhältnissen erklärt sich zur Genüge, daß Harding in einer ganzen Reihe von Staaten Stimmenmehrheiten gewonnen hat, in denen bisher die Farmer den Ausschlag zugunsten demokratischer Wahlkandidaten gaben. Die Staaten Arizona, Kolorado, Kansas, Kalifornien, Missouri, Nebraska, New-Hampshire, Nord-Dakota, Ohio und Washington, die noch bei der letzten Präsidentenwahl im Jahre 1916 beträchtliche Mehrheiten für Wilson aufbrachten, sind sämtlich zu den Republikanern übergegangen.

Ebenso haben offensichtlich diesmal manche kleinindustriellen und kommerziellen Kreise, die unter den Kriegsmassnahmen, Preissteigerungen, Eisenbahnsteuern, Frachterhöhungen, Handelsbeschränkungen usw. gelitten haben, als Protest gegen die Wilsonsche Kriegswirtschaft für Harding gestimmt. Und zweifellos hat auch ein großer Teil der Arbeiterschaft gegen Cox als Vertreter des Wilsonismus votiert. Auch bei manchen Arbeiterkategorien haben nämlich die Löhne mit der Preissteigerung der nötigen Gebrauchsgüter nicht Schritt gehalten, und außerdem hat der Krieg die altgewohnten Arbeitsverhältnisse gründlich verändert. Zunächst führte er zu einer starken Zuwanderung der Farmarbeiter nach den Industriestädten und häufigen Lohnunterbietungen der eingewanderten Arbeiterschaft durch die Neuzugewanderten, und dann zogen nach Beendigung des Krieges die aus dem Felde Zurückgekehrten ebenfalls meist in die Industriebezirke und vergrößerten das Arbeiterangebot. Überdies befürchtet man in manchen einheimisch-amerikanischen Arbeiterkreisen eine baldige weitere Einwanderung von deutschen, italienischen, slawischen, besonders aber von ostasiatischen Arbeitern und hofft, daß eine republikanische Regierung sich weit eher zu einem Verbot oder doch zu einer wesentlichen Einschränkung des Einwanderungsstroms verstehen wird, als eine demokratische Regierung.

Beigetragen zur Feindschaft mancher Arbeiterkreise gegen die Herrschaft der Demokraten hat ferner das brutale Vorgehen Wilsonscher Günstlinge, vor allem des Generalstaatsanwalts Palmer, gegen die Pazifisten und Kriegsprofessoren sowie die zahllosen Verfolgungen des Bolschewismus verdächtiger Arbeiter.

Rechnet man hinzu, daß sich ferner Harding unter den Großindustriellen, Importeuren und Exporteuren, Schiffreedern und Bankiers, deren Korporationen und Eliques schon bisher meist zu den Anhängern der Republikanischen Partei zählten, durch das Versprechen seines Eintretens für Schutzölle, Schiffsfahrtsbegünstigungen und staatliche Unterstützungen einen großen Anhang zu verschaffen gewußt hat, daß die Deutschen und Iren größtenteils für Harding eintraten und die diesmal zuerst mitwählenden amerikanischen Frauen vielfach aus pazifistischen Gründen gegen Cox stimmten, so wird der große Wahlsieg Hardings durchaus begreiflich.

Für die nichtamerikanische Welt, besonders für das deutsche Volk, liegt das Interesse an der Wahl Hardings natürlich vor allem auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, besonders der Außenhandelspolitik. Wie wird Harding sich zu dem Völkerbund, zum Friedensschluß mit Deutschland, zu den Fragen des internationalen Handelsverkehrs stellen? Im amerikanischen Senat hat Harding bisher die Vorbehalte des Senators Lodge gegen den Völkerbund und Versailler Friedensschluß unterstützt und nach Ablehnung dieser Vorbehalte durch Wilson sich für den Friedensschluß mit Deutschland durch einfache Beendigung des Kriegszustandes erklärt. Diesen Standpunkt dürfte Harding auch als Präsident einnehmen, zumal er voraussichtlich als Neuling auf dem Gebiet der Außenpolitik in diesen Fragen der Führung der als Sachverständige geltenden Senatoren Lodge, Elihu Root, Knox, Taft usw. folgen wird. Zunächst wird das neue Regime wohl mit den Alliierten, um seine Bereitwilligkeit zur Fortsetzung der bestehenden Beziehungen zu demonstrieren, Fühlung nehmen und dann, wenn die Verhandlungen nicht seinen Wünschen entsprechen, entweder mit dem Deutschen Reich einen Separatfrieden schließen oder, was mir wahrscheinlicher dünkt, einfach den noch immer bestehenden Kriegszustand zwischen dem Deutschen Reich und der nordamerikanischen Union für beendet erklären — ein Akt, dem dann die Aufhebung der noch zwischen beiden Mächten bestehenden wirtschaftlichen Schranken und die Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen folgen dürfte, denn die große amerikanische Geschäftswelt möchte gern England zuvorkommen und sich eine gute Position auf dem mitteleuropäischen Markte sichern.

Zugleich aber wird die Politik Hardings und seiner Anhängerschaft darauf gerichtet sein, die sogenannte friedliche Eroberung Süd- und Mittelamerikas durch die nordamerikanische Finanz- und Handelswelt möglichst zu fördern und im Stillen Ozean, dem großen Mittelmeer der Zukunft, eine größere Machtposition zu erringen, denn Harding wird, darüber kann sich nur ein Nichtkenner des amerikanischen Parteigetriebes und der in ihm wirksamen Machtfaktoren täuschen, entschiedener Vertreter des amerikanischen Finanz- und Handelsimperialismus sein. Auch wenn er nicht selbst ein auf republikanische Wirtschaftss-

auffassungen eingeschworener politischer Geschäftsmann wäre (er ist zugleich Zeitungsverleger, Bankier, Mitinhaber und Aufsichtsratsmitglied einer Anzahl Großunternehmungen), könnte er gar nicht anders, als dem durch den Weltkrieg verstärkten Expansionsdrang des amerikanischen großen Finanz-, Industrie- und Handelskapitals nachzugeben, denn nicht die neuhinzugekommenen, bunt zusammengewürfelten Mitläufer bilden das Rückgrat der Republikanischen Partei, sondern die großen Trusts, Bankkorporationen, Handels-, Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften. Ihren Interessen muß daher vor allem Rechnung getragen werden. Bereits hat denn auch Harding den Forderungen dieser Gruppen allerlei schöne Zugeständnisse gemacht. Er hat sich schon für die Erhöhung verschiedener Schutzzölle, für die Begünstigung der amerikanischen Schiffahrt im Panamakanal und den Küsten Mittelamerikas durch Vorzugszölle, für das Handelschiffahrtsgesetz des Senators Johns, für Eisenbahnkonzessionen usw. erklärt.

Das neue republikanische Regime wird also im Dienst des amerikanischen Großkapitals stehen, und manche der Illusionspolitiker, die, ohne Einsicht in das weltwirtschaftliche Getriebe und seine Entwicklungsbedingungen, als Ergebnis des Kriegsausganges den Untergang des Imperialismus prophezeit haben, werden voraussichtlich in den nächsten Jahren recht niedliche Überraschungen erleben. Dennoch hat Deutschland, und bis zu gewissem Grade auch unsere Partei, durchaus keinen Anlaß, Hardings Wahl zu bedauern. Aller Voraussicht nach wird die zu erwartende neue expansive Handels- und Schiffahrtspolitik der Vereinigten Staaten das amerikanische Großkapital in einen gewissen Rivalitätsstreit und Gegensatz zu England hineintreiben, und in dieser Lage wird man drüben, um England den Rang abzulaufen, zu manchen Zugeständnissen an Deutschland geneigt sein, zu denen ein nicht wirtschaftlich bedrängtes England sich schwerlich verstehen würde. Für den deutschen Handel und die deutsche Exportindustrie ist es zudem unzweifelhaft günstiger, Uncle Sam revolutioniert wirtschaftlich Südamerika, als John Bull. Auch bei dem in Aussicht stehenden Versuch der Union, in Konkurrenz gegen England auf dem mitteleuropäischen und russischen Markt Boden zu gewinnen, wird für Deutschlands Wirtschaftsinteressen manches abfallen, zeigt sich doch in einem Teil der amerikanischen Handelswelt deutlich die Erkenntnis, daß der Zugang zum russischen Wirtschaftsgebiet, das, wenn auch heute verelendet, doch für die Zukunft eine reiche Ernte verspricht, teilweise über Deutschland führt.

Wie ich schon in einem früheren Artikel über den »amerikanisch-englischen Wirtschaftskampf nach dem Kriege« (Neue Zeit vom 21. und 28. November 1919) dargelegt habe, muß in dem unvermeidlich einsetzenden scharfen Konkurrenzkampf zwischen England und den Vereinigten Staaten Deutschland, wenn es nicht seinen Wirtschaftsinteressen entgegenhandeln will, sein Augenmerk auf Amerika und Rußland richten. Nicht um die Frage: »Französische oder englische Orientierung?« handelt es sich, wie die sogenannten Kontinentalpolitiker annehmen, sondern um die Frage: »Amerikanische oder englische Orientierung?« Sicherlich wird eine amerikanisch-deutsche Koalition, wie sie zum Beispiel bereits zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und amerikanischen Schiffahrtsunternehmungen erfolgt ist, nur auf kapitalistischer Grundlage möglich sein, und den größten Teil des Profits wird das amerikanische Kapital abschöpfen; aber zunächst handelt

es sich für uns darum, aus der heutigen Wirtschaftsmisere herauszukommen, die Produktion zu steigern und verlorengegangene Handelsverbindungen wieder anzuknüpfen.

Die Verfassung des Freistaats Preußen

Von Paul Hirsch

Die im Vergleich zu anderen Ländern späte Verabschiedung der preussischen Verfassung ist nicht auf die verspätete Einbringung des Entwurfs durch die Staatsregierung oder auf mangelnden Fleiß der Landesversammlung zurückzuführen, sondern in Schwierigkeiten innerer Art, in dem Verhältnis Preußens zum Reich begründet. Staatsrechtlich ist das Deutsche Reich auch heute noch ein Bundesstaat, kein Einheitsstaat. Aber in diesem Bundesstaat ist die preussische Hegemonie endgültig beseitigt; ihre Wiederherstellung in dem republikanischen Deutschland ist ausgeschlossen. Preußen hat nicht mehr Rechte als irgendein anderes deutsches Land, obwohl es territorial und an Einwohnerzahl weit über die Hälfte des Reiches ausmacht. Mit diesem tatsächlichen Zustand ist das Reichsinteresse unvereinbar; Reibungen zwischen der Reichsregierung und der des größten Landes werden in der Folge unausbleiblich sein, wie auch immer die Regierungen zusammengekehrt sein mögen.

Das hat niemand klarer erkannt als der Schöpfer der Reichsverfassung Hugo Preuß, der in Artikel 15 seines Entwurfs die Möglichkeit einer territorialen Umgestaltung unter Mitwirkung des Reiches vorsah, einerseits um die territorial zerstückelten kleinsten Länder zu vereinigen, andererseits um das zu große Preußen zweckentsprechender zu gliedern. Nicht um eine Zerschlagung Preußens, wie vielfach irrtümlich behauptet wird, sondern um eine organische Neugliederung handelte es sich dabei. Der Artikel 15 wollte den deutschen Gliedstaaten das Recht geben, sich unter gewissen Voraussetzungen zum Zwecke der Bildung größerer leistungsfähiger Gliedstaaten im ganzen oder in Teilen zusammenzuschließen. Nach langwierigen Verhandlungen ist der Artikel 15 in veränderter Gestalt als Artikel 18 in die Reichsverfassung übergegangen. Durch verfassungsmäßiges oder im Falle der Zustimmung der unmittelbar beteiligten Länder durch einfaches Reichsgesetz ist eine Änderung des Gebiets von Ländern und die Neubildung von Ländern innerhalb des Reiches möglich, wobei vor allem der Wille der Bevölkerung maßgebend sein soll.

Bereits in der Denkschrift zum Entwurf der Reichsverfassung ist auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die sich aus der Aufrechterhaltung des preussischen Gesamtstaats ergeben. Es heißt dort, daß ein Einzelstaat, der vier Siebtel des gesamten Reiches umfaßt, nur als Hegemoniestaat möglich ist, daß aber, wenn die preussische Hegemonie in Deutschland unmöglich geworden, damit auch ein einheitsliches Preußen in Deutschland unmöglich geworden sei. »Der doktrinaire und lebensfremde Gedanke, einen solchen Einzelstaat, der für sich allein in jeder Hinsicht weit mächtiger ist als alle anderen zusammen, nach irgendwelchen abstrakten Verfassungsbestimmungen als mit allen übrigen lediglich gleichberechtigt behandeln zu können, mußte sofort an der harten

Logik der politischen Tatsachen zerschellen. Es könnte damit kein anderer Zustand geschaffen werden als der eines ständigen Kampfes zwischen dem Reich und Preußen, der zur völligen Lähmung des Reiches oder zur Wiederherstellung der preußischen Hegemonie und damit wohl auch der anderen Institutionen führen müßte, die deren Voraussetzung bildeten.»

Die Denkschrift bestreitet weiter, daß mit der Auflösung des preußischen Einheitsstaats ein innerlich notwendiger und natürlicher Zusammenhang zerstört würde; sie befürchtet von der Aufrechterhaltung des preußischen Gesamtstaats die Unmöglichkeit, Berlin als Reichshauptstadt zu erhalten, gibt aber andererseits zu, daß die Umgestaltung der territorialen Gliederung des Reiches nicht einfach von oben her dekretiert werden kann, sondern daß vielmehr die freie Selbstbestimmung der Bevölkerungen nach ihren wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnissen und Neigungen die Initiative ergreifen muß, daß aber das Reich nur leitend, vermittelnd und schließlich sanktionierend wirken kann.

Die verfassungsgebende Preußische Landesversammlung hat sich wiederholt für die deutsche Einheitsrepublik ausgesprochen, aber die Mehrheitsparteien haben keinen Zweifel daran gelassen, daß dies Ziel nicht auf dem Umweg über die Zerschlagung Preußens erreicht werden kann; sie wissen sich völlig eins mit dem jetzigen Reichsminister des Innern Koch, der als Abgeordneter bei der Beratung des Artikels 18 der Reichsverfassung in der Sitzung der Nationalversammlung vom 31. Juli 1919 erklärte:

Eine Möglichkeit, das Reich in ein Groß-Preußen aufgehen zu lassen, besteht nicht mehr. Wir sind aber andererseits auch in der übergroßen Mehrheit unserer Fraktion der Meinung, daß der Umweg über neue Mittelstaaten eben einen Umweg bedeutet. Wir können uns nicht denken, daß es richtig ist, zunächst Preußen zu zersplittern, selbständige Mittelstaaten zu schaffen und diese dann später innerhalb des Einheitsstaats zu Reichsprovinzen wieder herabzudrücken. Wir erwarten aber, daß Preußen innerhalb seines Staates dem Einheitsgedanken dadurch die Wege ebnet, daß es vorangeht mit der Autonomie seiner Provinzen. Wir sind im Verfassungsausschuß diesen Weg dadurch vorangegangen, daß wir den preußischen Provinzen ein besonderes Vertretungsrecht innerhalb des Reichsrats eingeräumt haben.

Das besondere Vertretungsrecht der preußischen Provinzen, auf das hier angespielt ist, ist festgelegt in Artikel 63 der Reichsverfassung, wonach die Hälfte der preußischen Stimmen im Reichsrat nach Maßgabe eines Landesgesetzes von den preußischen Provinzialverwaltungen bestellt werden muß. Die Autonomie der Provinzen aber ist durch die preußische Verfassung in einem solchen Maße gewährleistet, daß der Einheitsstaat nur noch eine Frage der Zeit ist. In seiner Schrift »Deutschlands Staatsumwälzung, die verfassungsmäßigen Grundlagen der deutschen Republik« betont Preuß,¹ daß auch der Einheitsstaat gemäß der tiefwurzelnden Neigung des deutschen Volkes sich so stark dezentralisieren müsse, daß, namentlich auf dem Gebiet der inneren Verwaltung, seinen Reichsprovinzen kaum weniger Bewegungsfreiheit bliebe als nach der jetzigen Verfassung den Ländern. Ob diese Länder noch »staatlichen Charakter« hätten oder »nur« Selbstverwaltungskörper mit ausgedehnter Autonomie seien, sei eine für das praktische

¹ Zentralverlag G. m. b. H., Berlin NW 7.

Staatsleben gleichgültige Doktorfrage. In Zukunft werde die territoriale Neugliederung der Länder an Schwierigkeit in dem Maße verlieren, wie sich die Entwicklung der von der neuen Verfassung erweiterten und vereinheitlichten Reichszuständigkeit geltend mache und damit den Scheidelinien der Landesgrenzen immer mehr von ihrer Bedeutung nehme. Durch die wichtigsten dieser Zuständigkeitsänderungen sei das frühere Verhältnis zwischen dem Reich und Preußen durchgreifend verändert und damit einer Wiederherstellung preußischer Hegemonie der Boden tatsächlicher Macht entzogen.

Die Provinzialautonomie, die Preußen durch seine Verfassung schafft, ist also keine spezifisch preußische, sondern in hervorragendem Maße eine deutsche Angelegenheit; sie weist die Richtung, in der sich organisch der deutsche Einheitsstaat bilden wird. Auf der einen Seite Beschränkung der Zuständigkeiten der Länder durch die Reichsverfassung, auf der anderen Seite Erweiterung der Zuständigkeiten der preußischen Provinzen durch die preußische Verfassung. So wird sich in absehbarer Zeit die Annäherung vollziehen, der Boden für den Einheitsstaat ist geebnet. Das Ziel wird erreicht nicht durch Gewalt, sondern durch organische Entwicklung.

Die Mehrheitsparteien der Preußischen Landesversammlung haben sich von ihrem Wege nicht abbringen lassen weder durch das Geschrei der äußersten Rechten, die die Vorherrschaft Preußens in Deutschland lieber heute als morgen wieder aufrichten möchte, noch durch den Antrag der äußersten Linken, der die Beratung des Verfassungsentwurfs abgebrochen wissen, das Gesetz zur vorläufigen Ordnung der Staatsgewalt in Preußen vom 20. März 1919 als vorläufiges Staatsgrundgesetz bis zur Aufteilung Preußens in Kraft lassen wollte und Reichstag und Reichsregierung ersuchte, die Gliederung des Reiches in Länder im Sinne des Artikels 18 der Reichsverfassung unter Auflösung der Bundesstaaten dynastischen Ursprungs und ihre Zusammensetzung nach Wirtschaftseinheiten herbeizuführen. Sie haben sich auch nicht irre machen lassen durch den Einspruch der Oberpräsidenten und Landesdirektoren, die auf ihrer Konferenz einmütig den Standpunkt vertraten:

daß der Staat, auch in seiner heutigen demokratischen Verfassungsform, eine straffe und einheitliche Staatsverwaltung und ein einheitliches Staatsbeamtentum braucht;

daß demgegenüber die Übertragung der regiminellen Verwaltungsbefugnisse des Staates einschließlich der Kommunalaufsicht und überwiegender Teile der Polizeiverwaltung auf den Kommunalverband der Provinzen nicht nur geeignet ist, die Einheit des Staatsbeamtentums zu zerstören, sondern auch die einheitliche Staatsgewalt Preußens provinziell partikularistisch aufzulösen und die Zerstörung des preußischen Staates herbeizuführen;

daß aber für ein Vorgehen mit diesem Ziele oder diesen Folgen ernste Gründe nicht vorliegen;

daß vielmehr solch Vorgehen letzten Endes auch die Zertrümmerung des Reiches zur Folge haben würde;

daß es Sache der Verwaltungskunst, in erster Linie der Ministerien sei, unnötiges Vielregieren zu vermeiden und bei der Befehung namentlich der leitenden Staatsbeamtenstellen den berechtigten Erwartungen der Provinzen Rechnung zu tragen,

und daß ferner die Erweiterung der Rechte der Selbstverwaltung der Provinzen nur durch Übertragung einzelner besonders geeigneter Gegenstände stattfinden könne.

In welcher Weise ist nun die Provinzialautonomie gewährleistet? Nach der Verfassung gliedert sich der Staat in Provinzen, die nach Maßgabe des Gesetzes durch ihre eigenen Organe a. selbständig die ihnen gesetzlich obliegenden oder freiwillig von ihnen übernommenen eigenen Angelegenheiten (Selbstverwaltungsangelegenheiten), b. als ausführende Organe des Staates die ihnen übertragenen staatlichen Angelegenheiten (Auftragsangelegenheiten) verwalten. Weiter bestimmt die Verfassung ausdrücklich — und das ist der Kernpunkt —, daß das Gesetz den Kreis der den Provinzen überwiesenen Selbstverwaltungsangelegenheiten erweitern und ihnen Auftragsangelegenheiten übertragen wird. Bis nach Durchführung dieses Gesetzes sind die höchsten Beamten der Provinzen im Einvernehmen mit dem Provinzialausschuß zu ernennen. Diese Bestimmungen sollen aber nicht zugleich mit der Verfassung in Kraft treten, sondern erst, wenn die Neuwahlen der Provinziallandtage auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts nach dem System der Verhältniswahlen erfolgt sind. Ein bezügliches Gesetz ist der Landesversammlung bereits zugegangen und wird in Kürze verabschiedet werden. Nur in zweierlei Richtung werden durch die Verfassung bereits den heute noch bestehenden Provinziallandtagen Befugnisse eingeräumt; sie sind berechtigt:

a. über die Zulassung einer anderen Unterrichtssprache neben der deutschen für fremdsprachliche Volksteile, wobei für den Schutz deutscher Minderheiten Fürsorge zu treffen ist,

b. über die Zulassung einer anderen Amtssprache neben der deutschen in gemischtsprachigen Landesteilen durch Provinzialgesetze zu beschließen.

Diese Rechte kann man getrost den Provinziallandtagen auch in ihrer jetzigen Zusammensetzung geben. Die Rücksicht auf Oberschlesien gebietet es.

Den Befürchtungen, die sich an eine starke ausgedehnte Provinzialautonomie knüpfen, wird der Boden entzogen durch einen Blick auf England, wo die ganze provinzielle Verwaltung den Selbstverwaltungsverbänden und ihren Organen überlassen ist. Mit Recht führte der Staatskommissar für die Verwaltungsreform Staatsminister Dr. Drews im Verlauf der Beratungen aus, daß die grundsätzliche Einwendung, bei einem derartigen Gesetz des staatlichen Verwaltungsapparats durch kommunale Organisationen werde Preußen aufgelöst werden, an die Einwendungen erinnere, die zur Zeit der Steinschen Städteordnung gegen die Selbstverwaltungsbestimmungen erhoben worden seien. Damals sei gesagt worden: wenn man die Hunderte von Städterepubliken in Preußen einrichte, sei der Staat zersplittert. Trotzdem habe sich gezeigt, daß diese Befürchtung nicht richtig gewesen sei. Selbstverwaltung und zentrale Staatsgewalt seien nicht, wie man zuerst glauben möchte, geborene Gegner. Sie könnten allerdings im Laufe der Entwicklung zu Gegnern werden, und sie würden es ganz bestimmt werden, wenn man die in den Selbstverwaltungsverbänden lebenden Bestrebungen nach selbständiger Mitarbeit unterdrücke und den Verbänden eine ihren Wünschen entsprechende Mitarbeit am Staatsganzen vorenthalte. Dann könne es dahin kommen, daß die Bande, die den Staat zusammen-

halten, gesprengt würden, ebenso wie die Revolution der in ihrer Freiheit und Selbstbestimmung eingeengten Staatsbürger die Bande des ganzen Staates gesprengt habe.

In engstem Zusammenhang mit den Bestimmungen der Verfassung über die Provinzialautonomie stehen die über den Staatsrat, der als Vertretung der Provinzen bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates gedacht ist und lediglich aus Vertretern der Provinzen besteht. Die Anträge der beiden Rechtsparteien, den Staatsrat zu einer Ersten Kammer mit weitgehenden Befugnissen auszugestalten, scheiterten an dem entschiedenen Widerspruch der Sozialdemokraten, die im Falle ihrer Annahme gegen das ganze Verfassungswerk gestimmt hätten. Nach diesen Anträgen sollte der Staatsrat ein berufsständisch und provinzialständisch zusammengesetztes Gebilde darstellen, dessen von den Mitgliedern des Staatsrats und einer gleichen Zahl von Mitgliedern des Landtags gewählter Präsident mit den Machtbefugnissen eines Staatspräsidenten ausgestattet, und dem nicht nur ein weitgehendes Einspruchsrecht gegen Beschlüsse des Landtags, sondern sogar das Recht der Auflösung des Landtags zu stehen sollte.

Der Entwurf der Staatsregierung kennt den Staatsrat nicht, wohl aber einen Finanzrat, der bei Gesetzen von finanzieller Bedeutung mitwirken sollte und dem angehören sollten die nach Artikel 63 der Reichsverfassung von den Provinzialverwaltungen bestellten preussischen Mitglieder des Reichsrats, kraft amtlicher Stellung für die Dauer des von ihnen bekleideten Amtes der Präsident der Oberrechnungskammer, der Präsident der Preussischen Staatsbank (Seehandlung), der Präsident der Hauptverwaltung der Staatsschulden, der Präsident der Zentralgenossenschaftskasse und endlich durch den Landtag zu wählende Mitglieder. Dem so zusammengesetzten Finanzrat wollte der Entwurf ein so weitgehendes Mitwirkungsrecht bei allen Beschlüssen finanzieller Art geben, daß von dem Budgetrecht des Landtags im Grunde genommen nicht allzuviel übriggeblieben wäre.

Der Staatsrat verdient, wenngleich er durchaus nicht dem Ideal der Sozialdemokraten entspricht, vor dem Finanzrat entschieden den Vorzug. Seine politische Bedeutung ist darin zu erblicken, daß den Provinzen Befugnisse gegeben werden, deren Vorenthaltung einen unübersehbaren Schaden für den Staat bedeuten würde. Freilich hieß es auch hier, die goldene Mitte einzuhalten und in der Dezentralisation nicht über das gebotene Maß hinauszugehen.

Im großen und ganzen sind die Befugnisse des Staatsrats in der preussischen Verfassung genau die gleichen wie die des Reichsrats in der Reichsverfassung. Wird dieser zur Vertretung der deutschen Länder bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches, so wird jener zur Vertretung der Provinzen bei der Gesetzgebung und Verwaltung des preussischen Staates gebildet. Wie der Reichsrat von den Reichsministern über die Führung der Reichsgeschäfte, so ist der Staatsrat von dem Staatsministerium über die Führung der Staatsgeschäfte auf dem laufenden zu halten. Während aber die Einbringung von Gesetzesvorlagen der Reichsregierung grundsätzlich der Zustimmung des Reichsrats bedarf, braucht die preussische Staatsregierung dem Staatsrat nur Gelegenheit zur gutachtlichen Äußerung zu geben. Umgekehrt gehen die Rechte des Staatsrats weiter als die des Reichsrats, so-

weist es sich um Einsprüche gegen die vom Parlament beschlossenen Gesetze handelt, wobei die letzte Entscheidung allerdings nicht beim Staatsrat, sondern beim Landtag, beziehungsweise bei der Gesamtheit des Volkes liegt.

Diesen Ausweg hat die verfassungsmäßige Landesversammlung gewählt, weil sie von einem besonderen Staatspräsidenten für Preußen, wie ihn die Deutschnationalen und die Volksparteiler forderten, in ihrer übergroßen Mehrheit nichts wissen wollte. Das Nebeneinanderbestehen zweier Staatspräsidenten würde die Reibungsflächen zwischen dem Reich und Preußen nur vergrößern und der Reicheinheit nicht dienlich sein. Ebenso wenig wie die übrigen deutschen Länder bedarf Preußen heute eines Staatsoberhauptes in der Person eines Staatspräsidenten, der doch nichts als leere Dekoration wäre, da er im Gegensatz zu dem Reichspräsidenten keine Bündnisse oder Verträge mit auswärtigen Mächten zu schließen hat und da auch von einer völkerrechtlichen Vertretung Preußens nicht mehr die Rede sein kann.

Gegenüber den Bestimmungen über die Provinzialautonomie und den Staatsrat treten alle übrigen Bestimmungen der Verfassung in den Hintergrund, ja man kann sagen, daß sie eigentlich für eine moderne Republik Selbstverständlichkeiten sind, und sie finden sich ja auch in dieser oder jener Form in den Grundgesetzen aller deutschen Länder wieder. Obenan steht der lapidare Satz, daß Preußen eine Republik und Glied des Deutschen Reiches und daß Träger der Staatsgewalt die Gesamtheit des Volkes ist. Daraus folgt, daß die Bestrebungen auf Wiederherstellung der Monarchie mit der neuen Verfassung ebenso wenig vereinbar sind wie die auf Errichtung einer Räte-diktatur, denn beide widersprechen dem Grundgedanken der Demokratie. Die Entscheidung liegt beim Volke, das seinen Willen in zweifacher Form äußern kann, entweder mittelbar durch die verfassungsmäßig bestellten Organe oder unmittelbar durch die Volksabstimmung. Volksbegehren können gerichtet werden auf Änderung der Verfassung, auf Erlaß, Änderung oder Aufhebung von Gesetzen, auf Auflösung des Landtags. Nur über Finanzfragen, Abgabengesetze und Besoldungsordnungen ist ein Volksbegehren nicht zulässig. Da der vom Volke nach dem freiesten Wahlrecht gewählte Landtag nur vom Volke selbst aufgelöst werden kann, falls er nicht aus sich selbst heraus die Auflösung beschließt, und da er den Ministerpräsidenten wählt, der seinerseits die übrigen Staatsminister ernennt, ist die volle Gewähr dafür gegeben, daß sowohl er als auch das Staatsministerium tatsächlich den Willen des Volkes widerspiegeln.

Durch die Verfassung des Freistaats Preußen, die nach Überwindung zahlreicher Hindernisse zwei Jahre nach dem Zusammenbruch in Kraft tritt, ist der Grund für den Wiederaufbau des Staates gegeben. Nicht des alten Preußen, das endlich zu Grabe getragen ist, sondern eines neuen, modernen Preußen, eines Volksstaats in des Wortes ureigenster Bedeutung. Aber noch ist erst der Grund gelegt, die Aufrichtung des Gebäudes wird noch auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen, denn noch ist nicht aller Schutt und Moder einer vergangenen Epoche aus dem Wege geräumt. Gewaltige Arbeit ist noch zu leisten. Möge es gelingen, sie zu einem gedeihlichen Ende zu führen im Geiste der neuen Verfassung, im Sinne einer vollendeten sozialen Demokratie!

Umstellung!

Von Richard Kleinibst (Berlin)

Das ideale Ziel jeder Wissenschaft ist: alle Erscheinungen, die zu ihrem Gebiet gehören, unter einem Prinzip zu begreifen, sie dort ein- und unterzuordnen. Marx fand so für die Wissenschaft von der Gesellschaft die ökonomischen Kräfte als oberstes Prinzip. Gesellschaft im wirtschaftlichen Sinn ist gleich Vereinigung zu gemeinsamer Produktion. Die Formen der Produktion sind von Marx als wechselnd nachgewiesen, ebenso die Art der Verteilung der Produkte. Die Produktionsform seiner Zeit und der unseren bezeichnete er als Kapitalismus. Gestützt auf die Denkformen, die sein System ausmachen, berechnet er eine immer steigende Akkumulation und Konzentration des Kapitals, eine ständig wachsende Monopolstellung der Kapitalisten, eine immer weiter um sich greifende Proletarisierung. Herrschaft weniger Menschen über die große Masse, relative Verelendung, Empörung, »Expropriation der Expropriateure« — das ist wohl, ganz schematisch, der Verlauf, wie er aus Margens Denksystem abzuleiten ist.

Die Produktionsformen des Kapitalismus sind sehr wirksam, die Fülle der Produkte beziehungsweise die Produktionsmöglichkeit so gesteigert, daß nach der Übernahme der Produktionsmittel durch das Proletariat die gerechte Verteilung der Arbeitsleistung und der Produkte als Organisationsproblem im Vordergrund gestanden hätte.

Es ist anders gekommen, ohne daß deshalb die klare Rechnung von Marx-Engels im Grunde als falsch sich erwiesen hätte. Die Reduzierung auf ein Prinzip bedeutet immer ein abstraktes Verfahren. Das menschliche Denken ist nicht befähigt, alle Erscheinungen gleichmäßig zu gleicher Zeit zu berücksichtigen und vorauszuberechnen — in der sogenannten realen Welt schoben sich Kräfte dazwischen, die eine Störung im Entwicklungsgang hervorbrachten.

Die letzte große Störung war der Krieg, der die internationale Konzentration des Kapitals auf kurze Zeit unterbrochen hat. Die Störung dauert noch fort, aber wie während des Krieges die Fäden zwischen dem international verbundenen Kapital nie ganz abgerissen sind, trotz der heftigen Kämpfe um die Vormachtsstellung, so sucht man sie auch jetzt wieder enger und fester zu verknüpfen, trotz mißtrauischer Beobachtung der einen durch die anderen.

Die Vereinigung der Kapitalisten aller Länder vollzieht sich allem Anschein nach schneller als die der Proletarier, ausbleiben wird auch diese nicht, schmerzlich aber muß man konstatieren, daß sie wohl nur als Folge der Konzentration des Kapitals eintreten wird, also etwaigen weiteren Störungen des Entwicklungsganges der kapitalistischen Produktion mitunterworfen, von ihr abhängig sein wird. Damit rechnen wenigstens offenbar viele Sozialisten und suchen nur den Prozeß der Verelendung zu mildern, was eigentlich eine Inkonssequenz ist — so begreiflich dieses Streben menschlich auch sein mag. Die Anhänger der »Diktatur des Proletariats« dagegen treiben meist eine blinde Verzweiflungspolitik, die rein äußerlich sich prinzipienfest aufspielt, im Grunde aber ein richtungsloses Dahinstürmen bedeutet, für jeden Klarsehenden zum Scheitern verurteilt ist, weil sie nicht sehen will, was ihr als

eherne Mauer im Wege steht — die ökonomischen Verhältnisse in weitestem Sinne.

Ruhiges Abwarten bis zur »Reife« des Kapitalismus oder tollkühnes Unterwerfen und Begrabenwerden unter den Trümmern — gibt es nur diese beiden Eventualitäten oder gibt es ein Drittes?

Uns will scheinen, es gibt ein Drittes! Die Kräfte, die die »Expropriation der Expropriateure« bewirken sollen, sind an den menschlichen Geist geknüpft, an des Menschen Fühlen und Denken, das sich in Handlungen, in sogenannten Willenshandlungen entläßt. Produktivkräfte sind keine Götter, die von außen stoßen, Technik und Organisation sind menschliche Schöpfungen. Der »treibende Wille« ist allerdings nicht frei, auch er ist kausal bedingt; könnte man alle Faktoren in die Rechnung einstellen, jede Handlung wäre vorauszubestimmen wie Mond- oder Sonnenfinsternis. Diese Wissenschaft ist uns nicht gegeben, wohl aber ist uns gegeben, mit überkommenen Denkformen sinngemäß — logisch oder wie man es nennen mag — zu arbeiten und je »nach Bedarf« sie umzuändern, ein Unternehmen, das sich genetisch auch in den Kausalstrom einordnen läßt.

Wir stehen heute vor der Frage, ob wir systematisch und dogmatisch daran festzuhalten haben, daß die Verwirklichung des Sozialismus zur Voraussetzung den Höhepunkt der kapitalistischen Produktionsform haben muß. Die Frage ist auf dem Betriebsrätekongreß verneint worden. Trotz der internationalen Zerrissenheit des Proletariats, trotz der nationalen Spaltungen fordern die angenommenen Resolutionen eindeutig die Sozialisierung der Industrie nicht als ein in weiter Ferne liegendes prinzipielles Ziel, sondern als sofortige Maßnahme, wenigstens für einen Teil der Industrie, vor allem für die Schlüsselindustrien, in erster Linie die Kohle. Damit ist doch, wie gesagt, die oben gestellte Frage verneint, denn auch die kapitalistische Produktion leidet trotz der Riesenprofite, sie ist unterernährt, weil ihr Nahrung fehlt. Tiefstand also — nicht Höchstleistung der Produktion!

Die Folge der internationalen Monopolisierung des Kapitals wäre nach Marx die Verelendung (relativ!) oder besser noch die Proletarisierung der Massen gewesen. Dieselbe Folge — allerdings auf viel tieferem Niveau — hat der Krieg gehabt; an seinem Ende stand die Revolution gegen den Militarismus. Da Proletariat und die Masse der unter seinem Druck Gestandenen fast identisch ist, war diese Revolution zum größten Teil eine proletarische, das proletarische Ziel: die sozialistische Wirtschaft, stand an ihrem Ende. Das wußten und fühlten jedoch nur die »klassenbewußten Arbeiter«, die vielen anderen, die mitgemacht hatten, weil sie mitgelitten hatten, erkannten nicht den Zusammenhang von Kapitalismus und Imperialismus. Es war leicht, sie nach der ersten Empörung in gewohnte Bahnen zurückzuführen, ihre plötzliche Proletarisierung als die Folge einer — in Wahrheit nicht vorhandenen — sozialistischen Mißwirtschaft zu deuten und die kapitalistische Produktionsweise, die ihnen vor dem Kriege zumeist, wenn auch knappes, so doch auskömmliches Dasein geboten hatte, als Retter anzupreisen.

»Die kapitalistische Wirtschaftslehre, wonach die Förderung des eigenen Interesses der Allgemeinheit am besten diene, hat ihre innere Unwahrheit jedem klar offenbart,« sagt die Resolution I der Betriebsräte. Das ist allzu optimistisch gesehen; aber sicher ist, daß die Rebel zu weichen beginnen, daß

die »innere Unwahrheit« des kapitalistischen Systems, seine Unfähigkeit, den allgemeinen Aufbau in den Grenzen des Möglichen vorzunehmen, sich von Tag zu Tag mehr erweist und einer immer wachsenden Zahl von Volksgenossen die Augen geöffnet werden.

Folge der Konzentration des Kapitals — Proletarisierung. Folge der Proletarisierung — Empörung, Umsturz der kapitalistischen Wirtschaft, Umwandlung in die sozialistische (was durchaus auf demokratischem Wege möglich ist!)

Folge des Krieges — Proletarisierung. Folge der erhaltenen und wieder-auflebenden kapitalistischen Wirtschaftsform — weitere Proletarisierung — Zwangserkenntnis der proletarisierten, weiter verelendeten Massen — Empörung usw.

Der Prozeß kann rascher gehen, als mancher Profitschwimmer meint. Zu beschleunigen haben wir ihn durch Erkenntnisförderung. Die für den Sozialismus günstigen »ökonomischen Verhältnisse« sind gegeben, sie zu benutzen ist unsere Aufgabe.

So wächst dann auch die Kraft, deren Zweck die Beseitigung der kapitalistischen Vorherrschaft ist; und deshalb hat die Revolution recht, die jetzt schon, bei dem offensichtlichen Tiefstand der Produktion, die Sozialisierung, den ersten und bedeutendsten Schritt zur sozialistischen Wirtschaft, fordert.

Das Problem ist also nicht mehr so, wie es Marx vorausah. Nicht der Modus zur Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums ist zu finden, sondern gesellschaftliche Arbeit ist die Basis, auf der sich der Sozialismus, getrieben durch die Kraft menschlichen Begehrens und menschlicher Einsicht, aufzubauen hat. Er bleibt auch so ein Verteilungsproblem und ebenfalls unter dem Gesichtspunkt größtmöglicher Förderung der Produktion. Dies Problem aber erfordert Unterdrückung jeder unproduktiven Leistung, unproduktiv für das Allgemeinwohl, unproduktiv, wenn sie nicht in erster Linie die Behebung des allgemeinen Mangels an notwendigen Bedarfsartikeln berücksichtigt.

Daß dabei die Sozialisierung der Kohle ein Machtmittel ersten Ranges ist, wird ohne weiteres klar sein. Gerade deshalb aber bedarf es der besonderen Aufmerksamkeit aller Sozialisten, daß nicht durch unzumutbare Form der Sozialisierung die Produktion der Kohle gehemmt, statt gefördert wird. Hier kann jeder Kompromiß die Kraft, die zum Sozialismus treibt, ebenso lähmen und schwächen, wie ein prinzipielles Festhalten an der allein als wertvoller bekannten Form sie stärken kann, denn ein Augenblickserfolg der Sozialisierungsgegner müßte sehr leicht in sein Gegenteil umschlagen, wenn er als ein Mißerfolg für die Gesamtwirtschaft sich herausstellt. Und das wäre sicher bald nachzuweisen. Der politische Wahlerfolg der bürgerlichen Parteien ist kein Schaden für den Sozialismus! Das beweisen die de- und wehmütigen Lockungen von rechts. Auch daran ist immer festzuhalten, daß Kohle und Eisen und Stahl wirtschaftlich so eng verbunden sind, daß sie ohne Gefahr nicht getrennt werden können, daß die Sozialisierung des einen Produktionszweigs die des anderen bedingt, wenn sie Erfolg bringen soll.

Nicht mit einem Schlag ist der Sozialismus zu verwirklichen, das wissen wir, mit einem falschen Schlag aber ist er tödlich zu verletzen. Den falschen Schlag gilt es zu vermeiden, nicht den Angriff. Aber die gesellschaft-

lichen, die seelischen Triebkräfte gilt es Klarheit zu gewinnen und über die praktischen ökonomischen Gegebenheiten. Umzuwandeln ist deshalb die geistige Einstellung, als ob der Sozialismus des gesellschaftlichen Reichtums als Grundlage bedürfe, in die bewußte Zielvorstellung, daß er die Aufgabe hat, die Armut auszugleichen durch möglichst gleichmäßige Verteilung der Lasten, und daß er sie allmählich, nur allmählich beseitigen kann durch immer klarer geregelte Bedarfswirtschaft, durch energische Beseitigung jeder überflüssigen Kräftevergeudung im Produktionsprozeß und im Handel, und daß er zu diesem Zweck zuerst die Schlüsselindustrien in die Hand der Allgemeinheit bringen muß, um von hier aus die Gesamtproduktion immer mehr — regelnd — zu beherrschen.

Die geniale Denkmethode und Denkformschöpfung von Marx wird nicht im mindesten diskreditiert und geschädigt, wenn die Praxis sie den Gegebenheiten sinngemäß anpaßt. Sie wird es um so weniger, als die Grundlagen nicht angegriffen werden müssen und nur ein außerhalb der Berechnungsmöglichkeit liegendes Ereignis die Umwandlung eines Arbeitsschemas erfordert, das für einen anderen Fall gedacht war.

Durch deutliches Herausstellen dieser Änderung der ökonomischen Verhältnisse im Hinblick auf die besondere Vorstellungswelt der sozialistischen Anschauung, durch offenes Aufzeigen der aktuellen und voraussichtlichen zukünftigen Schwierigkeiten, die auch der sozialistischen, als zweckmäßig erkannten Wirtschaftsweise begegnen werden, durch zielbewußtes Arbeiten an der Lösung des neuen »Armutsproblems« können schädliche, lähmende Illusionen der Führer und der geführten Masse vermieden, kann sichere Orientierung für wirtschaftliche und politische Maßnahmen gewonnen und unsere Lebensform dem sozialistischen Idealbild am schnellsten angenähert werden.

Die Umstellung der Wirtschaftsform ist bedingt durch die Umstellung der Arbeitshypothesen und Arbeitsmethoden, die den aktuellen Verhältnissen nicht entsprechen. Sie gilt es vorzunehmen!

Robert Seidel

(Zum siebzigsten Geburtstag des Proletarietdichters)

Von Ludwig Lessen

Den Dichtern des deutschen Proletariats ist es bisher nicht allzu häufig vergönnt gewesen, ein verhältnismäßig hohes Lebensalter zu erreichen. Die meisten raffte der Tod in der Blüte ihrer Jahre dahin. Von denen, welchen das Schicksal weniger hart mitspielte, verstummten gar viele allzu früh. Um so erfreulicher ist es, auf einen Arbeiterpoeten hinweisen zu können, der trotz der siebzig Lebensjahre, die er in diesen Tagen vollendet, körperlich und geistig in ungeminderter Frische vor uns steht. Dieser Erlesene ist Robert Seidel, ein Kampfrufer und Zielweiser, wie die deutsche Arbeiterschaft unter ihren Sängern nur wenige ihr eigen nennt.

Seidels dichterische Stärke liegt in erster Linie in der überaus volkstümlichen Diktion begründet, die er seinen Strophen zu geben versteht. Das ist keine Absichtlichkeit bei ihm, sondern ist aus seiner geistigen Entwicklung zu erklären, die er als Arbeitersproßling und Handarbeiter genommen hat. Und dann ist auch die Zeit in Betracht zu ziehen, in welche diese geistige Entwicklung fiel. Es war jene Epoche des erwachenden Klassenbewußtseins, das von Lassalle aufgepeitscht worden

war und durch die Schriften von Marx und Engels genährt wurde. Eine starke ideale Veranlagung, ein nicht einzudämmender Wissensdrang und eine allzeit rege Phantasie waren die Triebfedern, die Robert Seidel zu dem schufen, was er heute ist.

Wer in Robert Seidels Gedichtbüchern blättert, schaut in den Spiegel einer interessanten Aufstiegsepoche der deutschen Arbeiterschaft. Der Menschheitsgedanke einer allumfassenden Liebe klingt und singt am vernehmlichsten in ihnen. Und dann schwingt uns ein nicht zu stillendes Freiheitssehnen entgegen, das glutvoll in seinen Bann zwingt. Unbeirrt um gelegentliche Breiten und Wiederholungen schlägt der Dichter immer die gleichen Akkorde an. Unbewußt verleiht er, der im letzten Grunde doch nur sich selbst gibt, dem Hoffen und Sehnen seiner Proletarierbrüder Ausdruck. Manches mutet uns da vielleicht oftmals etwas zu hausbacken an; den Zweck verfehlt es jedoch niemals: wer Arbeiterkreise beobachtet hat, in denen Seidelsche Strophen vorgetragen wurden, der wird wieder und immer wieder den tiefen und nachhaltigen Eindruck beobachtet haben, den diese schlichten, ungekünstelten Worte auf ihre Zuhörerschaft ausübten. Dieses Urwüchsige, Klassengewachsene wird man aber nur richtig verstehen und einschätzen, wenn man Robert Seidels Leben — es ist der typische Lebensgang des aufstrebenden Proletariats — einer kurzen Betrachtung unterzieht.

Robert Seidel wurde am 23. November 1850 zu Kirchberg in Sachsen geboren. Seine Eltern konnten ihn trotz seiner früh zutage tretenden Begabung nur in die Volksschule schicken. Wie bei so manchem aufgeweckten Proletarierjungen blieb auch für ihn und seine weitere Entwicklung der Fluch der Armut das Verhängnis: er mußte die Tuchmacherei erlernen und bereits im Alter von fünfzehn Jahren nicht nur für seinen eigenen Unterhalt sorgen, sondern auch noch seine Familie unterstützen.

So gingen für Robert Seidel Jahr um Jahr in der Treitmühle des Lebens dahin, bis der Siebenundzwanzigjährige in Krimmitschau Einblick in die ideellen Forderungen des erwachenden klassenbewußten Proletariats erhielt und in die Arbeiterbewegung eintrat. In jugendlichem Feuereifer stellte er sich rasch an die Spitze seiner Kampf- und Klassengenossen. Dem Arbeiterbildungsverein, dem Volksverein, dem Konsumverein widmete er sein bestes Wollen und Können. Überall, wo es etwas zu schaffen und zu wirken gab, entfaltete er rastlose Tätigkeit. So war er unter anderem Mitbegründer des ersten sozialdemokratischen Tagesblattes: des »Krimmitschauer Bürger- und Bauernfreundes«.

Im Jahre 1870 verließ er dann Sachsen und Deutschland. Die Schweiz, die ihm eine zweite Heimat werden sollte, wählte sich Seidel als Stätte seiner Wirksamkeit. Von 1877 bis 1879 leitete er die Geschäfte des alten Schweizerischen Arbeiterbundes. Dann besuchte er, einem tiefen Drange folgend, das Züricher Lehrerseminar (1879/1880) und erwarb das Volksschullehrerpatent. Aber nur ein einziges Jahr hindurch wirkte er vorläufig als Volksschullehrer. Sein nicht zu zähmender Wissensdrang wies ihm höhere Bahnen. In den Jahren 1881 bis 1883 trieb er Studien an der Züricher Universität. Dann war er wieder bis 1890 als Sekundarlehrer in den Kantonen Zürich und Glarus tätig.

Jetzt trieb es Seidel zur Journalistik. Als Redakteur der Züricher »Arbeiterstimme« erwarb er sich in den Jahren 1890 bis 1898 in Gewerkschafts- und Parteikreisen ungeteilte Achtung und Anerkennung. Dann gründete er, gleichfalls in Zürich, das »Volkrecht«, das er ein Jahr hindurch leitete. Schließlich vertauschte er den Redakteurberuf wieder mit dem Lehrerberuf (1899 bis 1912), um sich dann als Privatdozent für Sozialpädagogik erst an der eidgenössischen Technischen Hochschule, später an der Universität in Zürich zu habilitieren.

Neben dieser regen wissenschaftlichen Betätigung ruhte aber der Politiker in Robert Seidel nicht. Als Mitglied der Züricher Stadtverordnetenversammlung, des Züricherischen Landtags und des Schweizerischen Nationalrats hatte er des öfteren Gelegenheit, für freiheitliche Bestrebungen und Forderungen der organi-

fierten, klassenbewußten Arbeiterchaft einzutreten. Sein anerkannter Ruf als Sozialpädagoge, seine ehrliche, stets offen zur Schau getragene Überzeugung verschaffen ihm stets auch bei seinen politischen Gegnern williges Gehör.

Seidel ist der typische sozialistische Dichter des Kampf- und Bekenntnislieds. Seine künstlerische Art erscheint zunächst derjenigen Max Kellers nahe verwandt. Aber seine Strophen haben doch eine andere Note. Sie sind vor allem beschaulicher und lehrhafter. Man möchte sagen: der bürgerliche Beruf des Dichters spricht aus ihnen. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie zu Schulmeistern suchen. Aber sie gehen doch an die Welt und an die Dinge anders heran, als es sonst die Art seiner dichtenden Kampf- und Zeitgenossen ist. Sie trachten nicht nur zu entflammen und zu begeistern, sondern zugleich auch zu begründen, weshalb sie die Welt und die Menschen bessern und belehren wollen. Das verleiht dem Seidelschen Rhythmus etwas Prophetisches. Nur selten finden sich bei ihm jene flammend in die Menge geworfenen Anklagen, die, als Stichworte wirkend, die Herzen bis auf den Grund aufwühlen und einem jäh aufflackernden leidenschaftlichen Fanatismus den Boden bereiten. Dazu ist seine ganze Veranlagung, seine Entwicklung, seine Selbsterziehung viel zu pädagogisch. Methodisch geht er vor. Aus seinem Innern, aus seiner Persönlichkeit, nicht aus seiner Umwelt holt er die Beispiele und Worte, die er mit starker Wirkungsfähigkeit einzustellen versteht. Weltmenschen und Worte, Weltmenschlichkeit sind die beiden starken Pfeiler seiner Lebensanschauung. Das ist der große humanistisch-ethische Zug seines Wesens. Und alle Erlösung wurzelt und wächst ihm nur aus dem unerschütterlichen Glauben an eine große allumfassende und alle Gegensätzlichkeiten überbrückende Liebe:

Mein Glaube ruht auf Felsengrunde
Vielhundertjähriger Wissenschaft
Und steht in treuem Bruderbunde
Mit Menschengest und Weltenkraft.
Mein Glaube wurzelt in der Erde
Und rankt sich um der Menschheit Baum
Und ist das fleischgewordne Wort
Der Gottheit vom Erkenntnisbaum.

Nur aus diesem Glauben heraus kann die heilige Freiheit geboren werden: die der Völker und die des Individuums. Jene Freiheit aber zu erringen, ist höchste Forderung für jeden in ehrlicher Sittlichkeit strebenden Menschen. Hier wachsen Pflicht und Recht des Einzelwesens mit denen der Allgemeinheit auf das engste zusammen:

Wer für die Freiheit ist gestorben
Im Latensturm, im Schlachtengraus,
Der hat Unsterblichkeit erworben,
Sein Geist durchschwebt der Schöpfung Haus;
In Millionen Menschenherzen,
Wo lebt und webt der freie Geist,
Ist seine Statt, solange in Schmerzen
Und Lust noch diese Erde kreist.

Die Wirksamkeit der Seidelschen Verse beruht im wesentlichen darauf, daß sie dem Ausdruck verleihen, was ungezählte andere fühlen und denken. Dieses an der Oberfläche der Allgemeinheit Schwimmende ist, ohne daß ihm sprachlich oder gedanklich Gewalt angetan wird, in klingende Reime gegossen: jedermann verständlich und durch einprägsame Wendungen im Gedächtnis haften. Dieser Art seiner Begabung dankt er in erster Linie seine ihm schon in verhältnismäßig jungen Jahren teilhaftig gewordene Volksfamiliarität. Dieser Art dankt er auch wohl die Beliebtheit seiner Liedertexte für Vertonungen, die den Arbeiterkompo-

nisten immer wieder von neuem Anreiz gaben, Seidelsche Worte melodisch zum Klingen zu bringen.

Den Volkschichten, denen er entstammt, blieb Robert Seidel zeit seines Lebens im Innersten seines Wesens getreu. Nicht bloß äußerlich. Seine ganze Art war im Schaffen der Enkelkinder der Menschheit gewachsen. Und weil er wußte, was Armut bedeutet, fand er die Worte:

Der Armen Heiland ist der Arme,
Der helfend teilt sein Stückchen Brot,
Und Überwinder jedem Harne
Die eine liebumfloß'ne Not.
O hofft nicht mehr auf Heilands Kommen
Aus lichter Höh' von Gott gesandt! —
Das Volk allein muß ihm zu Frommen
Sich Heiland sein in jedem Land.

Dieses kraftvolle Bewußtsein, daß nur aus dem Volke selbst die Erlösung kommen könne, hat Seidel nicht getäuscht. Die deutsche Revolution hat seine Seherworte zur Wahrheit werden lassen, und wenn je eine Gewißheit Zufriedenheit geben dürfte, so die unseres Dichters, dem es beschieden war, zu schauen und zu erleben, daß ihm die Tatsachen, so hart sie mitunter auch waren, recht gegeben.

Zu einer großen Kundgebung für die Bedeutung des Dichters gestaltete sich sein sechzigster Geburtstag. Die Liebe und Verehrung, die speziell die Züricher Arbeiterschaft für ihn hegte, offenbarte sich unter anderem in einem prächtigen Konzert, in dem Seidelsche Lieder von Kinder-, Frauen- und Männerchören zum Vortrag gebracht wurden. Aber nicht nur in der Schweiz fand die freudige Feierlichkeit dieses Tages Widerhall, auch in seiner deutschen Heimat wurde festlich seiner an seinem Ehrentag gedacht.

Heute ist nun Robert Seidel in sein achttes Lebensjahrzehnt eingetreten. Wohl muß man ihn reich an Jahren nennen, aber alt ist er trotzdem noch nicht. Denn wer noch immer, wie es bei ihm der Fall ist, zu schaffen und zu geben vermag, kann dem unfruchtbaren Alter noch nicht gezählt werden. Der freudigen Tat war sein ganzes bisheriges Leben gewidmet. Ein Erzieher fühlte er sich, und ein Erzieher ist er. Als Volksschullehrer, als Hochschullehrer, als Volkslehrer wirkte er. Das Edelste, was im Menschen schlummert, sucht er zu wecken. Zur menschheitsbeglückenden Tat trachtete er anzuspornen. So manches Samenkorn, das er gestreut, ist aufgegangen und hat reiche Früchte getragen. Nicht den Träumen und Wünschen predigte er das Wort, sondern der frischen Tat, dem vorbildlichen Beispiel:

Nicht Wünschen kann die Welt erlösen —
Nein, Wollen nur und frische Tat;
Denn Wurzel alles mächtig Bösen
Ist feiger Wünsche faule Saat.

Robert Seidel ist der Verfasser zahlreicher, allgemein geschätzter sozialpolitischer und sozialpädagogischer Schriften. Seine Lieder sind vielfach komponiert worden und werden oft und gern bei Arbeiterfesten gesungen. Seine beiden Gedichtsammlungen »Aus Kampfgewühl und Einsamkeit« (J. H. W. Dietz, Stuttgart) und »Nichtglaube und Zukunftssonnen« (Buchhandlung Vorwärts, Berlin) enthalten das Markanteste, was die deutsche Arbeiterdichtung der Epoche zwischen Erlaß des Sozialistengesetzes und Ausbruch des Weltkriegs zu bieten hat. In ihnen finden sich Gedichte, die sich sprachlich und inhaltlich in ganz hervorragender Weise zum Vortrag eignen. Auch daran sei an dieser Stelle erinnert, daß er Jahrzehnte hindurch mit anerkanntem volkstümlichen Geschick und großer Liebe den »Grüßkalender« — herausgegeben von der schweizerischen Sozialdemokratie — zusammengestellt hat.

Auf Selbets pädagogische Schriften¹ an dieser Stelle näher einzugehen, würde den Rahmen dieser Betrachtung überschreiten. Der großen Volksmasse ist und bleibt er in erster und letzter Linie der Dichter. Möge ihm, der heute die Schwelle des Greisenalters überschreitet, die Leiter noch lange klängen. Er hat der deutschen Arbeiterschaft sicherlich noch manches gute, flammende Lied zu schenken. Noch ist sein Lebenswerk nicht beendet; auf das aber, was er bisher geschaffen, kann er selbst und mit ihm das deutsche Proletariat stolz sein!

Neuauflagen der Philosophischen Bibliothek

(Aristoteles — Descartes — Fichte — Hegel)

Es ist verdienstlich vom Verlag Felix Meiner (Leipzig), daß er auch in der gegenwärtigen Zeit die Neuauflagen von Philosophen aller Zeiten, freilich unter gewaltigen Preiserhöhungen, fortsetzt. Nachdem die Neuauflage Platos vollendet ist, folgen jetzt die Aristotelischen Schriften, zu deren Herausgabe der auf diesem Gebiet besonders bewanderte katholische Privatgelehrte Dr. theol. Kofes gewonnen worden ist. Nachdem Kofes schon 1919 Aristoteles' *Topik*, das heißt Lehre von den Wahrscheinlichkeitschlüssen, neu überseht und herausgegeben hatte, fährt er jetzt mit weiteren logischen Schriften des Begründers der formalen Logik fort, die bekanntlich von byzantinischen Gelehrten unter dem Titel »Organon« (das heißt geistiges Werkzeug) gesammelt worden sind. Als dessen erster Teil ist jetzt in neuer Übersetzung, mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen von Kofes, die Schrift »Von den Kategorien« (VIII und 86 Seiten, Preis 4 Mark und 150 Prozent Steuerzuschlag) erschienen, welche diesen in der Geschichte der Philosophie so ungeheuer oft gebrauchten und heute sogar in den Wörtern der allgemeinen Bildung übergegangenen Begriff zum ersten Male aufgestellt und eingehend erörtert hat. Voran geht die der Schrift auch schon seit dem Altertum vielfach vorangeschickte, klar gefasste Einleitung des Neuplatonikers Porphyrius, die durch ihr Aufwerfen der Frage, ob die Gattungsbegriffe (»Universalien«) wirklich oder nur in unseren Gedanken vorhanden sind, den die ganze mittelalterliche Scholastik durchziehenden und auch heute noch in den Kreisen der katholischen Neuscholastik eine Rolle spielenden sogenannten »Universalien-Streit« zwischen »Realisten« und »Nominalisten« veranlaßt hat. Als zweiter Teil des »Organon« folgt die *Lehre vom Satz* (VII und 42 Seiten, Preis M. 2.50 und 150 Prozent Steuerzuschlag). Auch hier geht eine kurze Einleitung des Herausgebers voraus und folgen erklärende Anmerkungen nebst einem kurzen Register.

Während die genannten Aristotelischen Schriften nur denjenigen interessieren werden, der sich mit formaler Logik beschäftigt, führt uns unmittelbar in die Begründung der neueren Philosophie hinein: René Descartes, *Regeln zur Leitung des Geistes nebst der Erforschung der Wahrheit durch das natürliche Licht* (aus dem Lateinischen überseht und herausgegeben von Dr. Arfur Buchenau, Stadtschulrat von Berlin-Neukölln, XVIII und 150 Seiten, M. 3.60, gebunden M. 5.60 und 150 Prozent Steuerzuschlag). Beide Schriften — die »Regeln« sind die Hauptschrift (S. 1 bis 109) und zerfallen in 18 Abschnitte, während die »Erforschung der Wahrheit« durch das natürliche Licht (nämlich der Vernunft) ein kürzeres Gespräch zwischen drei Freunden (S. 111 bis

¹ Wir nennen hier: »Arbeitsschule, Arbeitsprinzip und Arbeitsmethode«, »Soziale Frage, Schule und Lehrerschaft«, »Der unbekannte Pestalozzi, der Sozialpolitiker und Sozialpädagoge«, »Demokratie, Wissenschaft und Volksbildung«, »Die Handarbeit, der Grund- und Aufbau der harmonischen Bildung und Erziehung«, »Die Schule der Zukunft eine Arbeitsschule«, »Das Ziel der Erziehung vom Standpunkt der Sozialpädagogik«.

146) darstellt — sind erst ein halbes Jahrhundert nach des Philosophen Tode veröffentlicht worden, beide sind unvollendet. Gleichwohl bilden gerade sie die einfachste und kürzeste Einführung in die Gedankenwelt und vor allem die Methode des Vaters der modernen Philosophie. Die Entwicklung des bekannten Descartes-kenners und -herausgebers A. Buchenau behandelt Entstehungsgeschichte und Abfassungszelt beider Abhandlungen.

Von Hegels hier schon mehrfach besprochenen, auf Grund neuen handschriftlichen Materials von Georg Lasson neu herausgegebenen Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte bringt jetzt Band IV den Abschluß: Die germanische Welt (VIII Seiten und S. 755 bis 942, geheftet M. 22.50, gebunden 30 Mark). Wir vermögen nicht in die heute wieder in einzelnen, auch sozialistischen Kreisen üblich gewordene Überschätzung Hegels miteinzustimmen. Die Erforschung wie die Darstellung der geschichtlichen Tatsachen hat in den seit dem Tode Hegels verflossenen neun Jahrzehnten so gewaltige Fortschritte gemacht, daß sich Hegels Schilderung an den meisten Stellen doch recht veraltet ausnimmt. Und die das Ganze von vornherein beherrschende bewußte philosophische Absicht, zu zeigen, daß die ganze Weltgeschichte nichts ist als die Verwirklichung des Geistes (S. 937), zusammen mit der den Schlußsatz ausmachenden theologischen Einsicht, daß das, was geschehen ist und alle Tage geschieht, nicht nur von Gott kommt und nicht ohne Gott, sondern wesentlich das Werk Gottes selbst ist, liegt denn doch von unseren modernen Vorstellungen von strenger Wissenschaft so weitab, daß wir beides bei der Lektüre beständig als störend empfinden. Daß trotzdem ein Geist wie Hegel, der auf die Jugend unserer drei Vorkämpfer Marx, Engels und Lassalle so nachhaltig wirkte, auch uns noch vieles zu sagen hat, ist selbstverständlich. Und so möge denn diese aus Vorlesungsheften vom Herausgeber mit großer Mühe und Sorgfalt rekonstruierte Geschichtsphilosophie nebst der Entwicklung der »germanischen Welt« von den Zeiten des Tacitus und der Völkerwanderung an über das eigentliche Mittelalter (vom Tode Karls des Großen bis zum Auftreten Luthers) durch die neue Zeit (Reformation, Zeit des Absolutismus, Französische Revolution) in großen Zügen bis zur Gegenwart Hegels verfolgt, in der »jeder Bürger Zutritt zu den Staatsämtern hat«, aber nur »die Wissenden« regieren sollen (S. 937), dem Interesse der für Hegel interessierten Leser empfohlen sein.

Als Schluß- oder, wenn man will, Einleitungsband hat dann Georg Lasson seiner vierbändigen Ausgabe noch rechtzeitig zu dem 150. Geburtstag Hegels (27. August 1920) einen mit dem wohlgetroffenen Bildnis des Meisters geschmückten fünften Band: Hegel als Geschichtsphilosoph (VI und 180 Seiten, geheftet 15 Mark, gebunden M. 21.25) beigegeben, der sein Thema mit Fleiß und Sorgfalt behandelt, aber eben doch, wie sich von dem begeisterten Anhänger und Herausgeber erwarten ließ, ganz im althegelschen Geiste stecken bleibt. Er schildert, in den bei dem Meister beliebten Dreiteilungen, alle Seiten der Hegelschen Geschichtsphilosophie, die ja Ausgangspunkt und Ziel von dessen philosophischer Methode überhaupt gewesen ist (S. 2), von dem Unterschied von »Bewußtseinsphilosophie und Vernunftphilosophie« bis zu den Zusammenhängen zwischen »Zeit und Ewigkeit«. Von Hegels positiven und negativen Nachwirkungen auf Zeitgenossen und Nachfahren, etwa Marx oder Lassalle, ist mit keinem Wort die Rede. Von bedeutenderen nachhegelschen Denkern wird einzig und allein Ranke erwähnt. Der echt Hegelsche Geist des Ganzen drückt sich wohl am bezeichnendsten in dem Schlüßergebnis aus: »Indem Hegel die Weltgeschichte als die wahrhafte Theodizee (Rechtfertigung Gottes. Der Rezensent) darstellt, gibt er dem denkenden Menschen die Zuversicht zurück, die der glaubende Mensch unmittelbar im Herzen trägt, daß jeder einzelne, wenn auch bestimmt und beschränkt durch die Besonderheit seines geschichtlichen Moments und seiner persönlichen Eigenart, sich dennoch als Träger der absoluten Aufgabe wissen darf, die dem Geiste der Menschheit gestellt ist, daß er berufen ist, als ein Erbe der von den vergangenen Geschlechtern errungenen

geistigen Güter an dem ewigen Werte der Selbstbefreiung des Geistes und der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes mitzuhelfen.« (S. 177.)

Zu den nahezu vergessenen philosophischen Zeitgenossen Hegels gehört der eigenartige Thüringer K. Fr. Chr. Krause (1781 bis 1832). Erst ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode hat seine Lehre in Deutschland und unter — spanischen Freidenkern eine Anzahl begeisterter Anhänger gewonnen; zu seinen Lebzeiten blieb sie, teils wegen ihrer deutschämelnenden Kunstausdrücke, teils wegen seiner freiheitlichen Gesinnung, fast unbekannt und konnte ihr Urheber ebensowenig wie Schopenhauer einen offiziellen Universitätslehrstuhl erhalten. Die Philosophische Bibliothek veröffentlicht von ihm in Band 98 einen bis dahin in weiteren Kreisen noch gar nicht gekannten »Entwurf eines europäischen Staatenbundes, als Basis des allgemeinen Friedens und als rechtliches Mittel gegen jeden Angriff wider die innere und äußere Freiheit Europas«, verfaßt im Mai 1814 (neu herausgegeben und eingeleitet von H. Reichel, 30 Seiten, geheftet M. 1.50 plus Feuerungszuschlag). Deutschland soll mit der Verbindung seiner drei Teilerreiche (eines Ostbundes unter dem Kaiser von Österreich, eines Nordbundes unter dem preussischen König, eines Südbundes unter den übrigen deutschen Fürsten) zu einem freien deutschen Staatenbund, in dem Recht statt Gewalt herrscht, vorangehen, Europa nachfolgen und auch die übrigen Erdteile jeder einen Staaten-, richtiger Völkerbund schließen, so daß zuletzt ein Rechtsbund die gesamte Erde umfaßt, ein Gedanke, den Krause später auch in seinen größeren rechts- und staatsphilosophischen Werken ausgeführt hat.

Bei der Gelegenheit sei erwähnt, daß der Verlag F. Meiner neben meiner Sonderausgabe von Kants »Ewigem Frieden« und meinem Schriftchen »Kant und der Gedanke des Völkerbundes« (1919) neuerdings noch eine dritte Parallelschrift ähnlichen Inhalts und ähnlicher Richtung herausgegeben hat: A. Voedeckers »Die Idee vom Ewigem Frieden« (1920, 77 Seiten, M. 2.50 plus Feuerungszuschlag).

Außerhalb des Rahmens der Philosophischen Bibliothek hat endlich der gleiche Verlag nach verschiedenen anderen selteneren Schriften Fichtes auch dessen Rechtslehre, vorgetragen von Ostern bis Michaelis 1812, nach der Handschrift herausgegeben von Hans Schulz (VIII und 176 Seiten, geheftet 8 Mark, gebunden 12 Mark plus 150 Prozent Feuerungszuschlag) erscheinen lassen. Und zwar, im Unterschied von dem durch Fichtes Sohn erfolgten Erstdruck von 1834, genau nach dem Kollegheft des Philosophen. Nach dem Brauche der Zeit behandelt Fichtes Rechtslehre auch politische und volkswirtschaftliche Fragen. Sie enthält Abschnitte, die vom Geld überhaupt, vom Metallgeld, vom Kapital, vom Zins, von den Lohnarbeitern, vom Handel mit dem Ausland handeln, erörtert den »Staatsbürgervertrag« und schließt, wie bei Kant, mit dem Völker- und Weltbürgerrecht. Auf den Inhalt selbst einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Aber jeder, der sich aus eigener Kenntnis ein genaueres Urteil über Fichtes politische und soziale Anschauungen verschaffen will, wird sie in Zukunft, außer in der »Grundlage des Naturrechts« (1796), dem »Geschlossenen Handelsstaat«, der bekannten sozialistischen Utopie vom Jahre 1800, und den »Reden an die deutsche Nation« (1807/08), auch in der »Rechtslehre von 1812« aufsuchen müssen.

Karl Vorländer

Literarische Rundschau

Max Schippel, Die Sozialisierungsbewegung in Sachsen. Vorträge der Gehe-Stiftung in Dresden. 10. Band, 4. Heft. Leipzig und Berlin 1920, Verlag von B. G. Teubner.

Schippel beschäftigt sich in der vorliegenden Schrift in der Hauptsache mit den Sozialisierungsbestrebungen, deren Verfechter die Genossen Neurath, Arnold und

Schumann waren. Die Genannten waren in den ersten Monaten des Jahres 1919 in Wort und Schrift für die sofortige Durchführung einer allgemeinen Vollsozialisierung in Sachsen eingetreten. Man wird Schippel recht geben müssen, wenn er die Anschauung vertritt, daß eine schnelle Vollsozialisierung in einem einzelnen deutschen Staat aus verfassungsrechtlichen und wirtschaftlichen Gründen nicht möglich ist.

Schippel weist dann darauf hin, daß Neurath bei seinen Sozialisierungsplänen das Hauptgewicht auf die Rationalisierung der Wirtschaft gelegt habe, während der Klassenkampfgedanke bei ihm in den Hintergrund getreten sei. Neurath wäre kein Klassenkämpfer, sondern ein Ordnungsfanatiker gewesen. Schippel zitiert einen Satz aus einer Schrift von Neurath und Schumann, in dem gesagt ist, Rationalisierung, Normierung, Typisierung seien die Kennzeichen der sozialistischen Produktion. Schippel meint, wenn die sozialistische Wirtschaft weiter nichts könne und wolle, so könne sie das ruhig dem Kapitalismus überlassen, der an alledem zunächst ein viel größeres und unmittelbareres Interesse habe als die Arbeiterklasse. Gewiß, die Rationalisierung ist nicht das einzige Kennzeichen der sozialistischen Wirtschaft. Es muß dazu noch die Beseitigung des Profits kommen, die natürlich von Neurath und seinen Freunden auch erstrebt wird. Aber Schippel hat nicht recht, wenn er sagt, daß der Kapitalismus an der Rationalisierung ein größeres Interesse habe als die Arbeiterklasse. Im Gegenteil, den Kapitalisten kann es unter Umständen auch dann ganz gut gehen, wenn die Wirtschaft schlecht organisiert ist und mit geringem Erfolg arbeitet, vorausgesetzt, daß es ihnen gelingt, die Löhne niedrig zu halten. Eine günstige Gestaltung der Lebenslage der proletarischen Massen ist aber nur möglich, wenn die ganze Wirtschaft rationell gestaltet ist. Selbst eine volle Beseitigung des Profits würde nicht genügen, die Lage der Massen nennenswert zu bessern, wenn der Gesamtertrag der Volkswirtschaft gering bleibt. In unserer Agitation hat man freilich die Sozialisierungsfrage in erster Reihe als eine Verteilungsfrage behandelt. Aber so utopisch auch vieles an den Neurathschen Bestrebungen war, darin hatte er recht, daß er die Fragen der Produktion und der Organisation der Wirtschaft in den Vordergrund stellte.

Max Sachs

Rose Silberer, *An einen Pagen. Briefe aus Rom*. Verlag Wiener Literarische Anstalt.

Von Rose Silberer, der feinsinnigen Künstlerin und überzeugten Dienerin an dem zukunftsweisenden Werke Popper-Lynkeus (Die allgemeine Nährpflicht usw.) ist soeben eine kleine Sammlung von Briefen aus Rom erschienen, die die Schönheiten der ewigen Stadt mit zarten Strichen andeuten. Rose Silberer ist durch und durch Individualistin und Priesterin der Lehre von jener Art des Genießens, die sich ganz von Stimmung, Ort und Zeit beeinflussen läßt. Dabei geht sie aber nie über ein gewisses vornehmes Maß hinaus und kennzeichnet sich in ihren Briefen nicht nur als hochkultivierte Künstlerin, sondern ebenso als eine von warmen menschlichen Empfindungen erfüllte Frau, die niemals über der Beschäftigung mit dem eigenen Schicksal das der Menschheit vergißt. Die Einkleidung dieser Schilderungen von Rom, seinem künstlerischen und Gesellschaftsleben, seinen architektonischen Schönheiten und alt-kostbaren Schätzen in verborgenen Antiquitätenladen, in einen Briefwechsel der Dichterin mit einem in Paris weilenden Freund bietet Gelegenheit zu vielen feinen Bemerkungen allgemeiner Art, die die eigentlichen Berichte aus Rom mit feinem Geranke umgeben.

Das Büchlein ist ein Kulturdokument und verdient als solches in unserer Zeit der Vergrößerung der Sitten und Verschüttung mancher wertvoller Errungenschaften vergangener Epochen wohlwollende Beachtung.

Irma Hift

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 9

Ausgegeben am 26. November 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Lebenswerk von Friedrich Engels

Zur hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstags unseres Altmeisters
(28. November 1920)

Von Heinrich Cunow

Vor ungefähr drei Monaten erst hat unsere Parteipresse, obgleich die heutige Zeit wenig zur Versenkung in Parteierinnerungen geeignet scheint, dem Andenken unseres am 5. August 1895 verschiedenen Altmeisters Friedrich Engels von aufrichtiger Verehrung getragene Artikel und Erinnerungsskizzen gewidmet. Vielleicht mag es deshalb unnötig erscheinen, wenn heute schon, am hundertsten Geburtstag des Verstorbenen, wieder seines Lebenswerks gedacht wird; doch mehr als das Wirken so manches anderen als Bahnbrecher gefeierten Politikers und Wissenschaftlers werdet das Streben und Schaffen dieses Mannes für die Geburt der neuen Zeit. Vor allem ist die sozialistische Arbeiterchaft ihm großen Dank schuldig, denn neben Karl Marx steht er als zweiter Begründer des modernen wissenschaftlichen Sozialismus, ein universal, auf den verschiedenartigsten Wissensgebieten heimischer Denker und Kämpfer, ohne dessen Mitarbeit und stetige freundschaftliche Unterstützung auch Marx schwerlich das hätte leisten können, was er uns als geistiges Erbe hinterlassen hat. Und nachdem Marx am 14. März 1883 gestorben, war es Friedrich Engels, der, anstatt die lang-ersehnte freie Zeit zur Vervollendung eigener Studien zu benutzen, die letzten beiden Jahrzehnte seines arbeitsvollen Lebens willig der Durchsicht, Ergänzung und Herausgabe der hinterlassenen Manuskripte seines Freundes widmete und zugleich mit dieser Arbeitslast an Stelle des Verstorbenen das verantwortungsvolle Amt eines Wegweisers und Beraters der internationalen Arbeiterbewegung übernahm.

Was Friedrich Engels in seiner Eigenschaft als wissenschaftlicher Mitarbeiter von Marx wie auch nach dessen Hinscheiden als geistiges Haupt des in allen Kulturländern mächtig aufstrebenden Sozialismus geleistet hat, ist selbst manchem seiner Verehrer noch nicht in vollem Umfang bekannt. Wohl kennen viele die Hauptdaten seines Lebenslaufs, aber sein geistiger Werdegang und sein Arbeitsverhältnis zu Marx — was er diesem gab und was er von ihm empfing — wird noch immer wenig verstanden, hat doch über das Jugendleben von Friedrich Engels, seine ersten Studien und schriftstellerischen Versuche erst die jüngst erschienene Gustav Mayer'sche Engels-Biographie (1. Band: »Friedrich Engels in seiner Frühzeit 1820 bis 1853« mit dem Ergänzungsband »Friedrich Engels' Schriften der Frühzeit«, Berlin 1920, Verlag von Julius Springer) nähere Aufklärung gebracht. Freilich sind auch in Engels' Schriften manche Darlegungen durch die rastlose Forschung überholt, gibt es doch kaum ein modernes Wissensgebiet,

das nicht während der letzten Jahrzehnte mannigfache Berichtigungen und Erweiterungen erfahren hätte. Aber wie Engels' Schriften einst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts manchem Sozialisten eine neue Gedankenwelt erschlossen und seinem politischen Streben Richtung und Ziel gewiesen haben, so geht auch heute noch von ihnen eine lebendige, auf-rüttelnde Werbekraft aus.

Diesen Werdegang von Friedrich Engels und seiner wissenschaftlichen Arbeitsfähigkeit in einem kurzen Gedenkartikel schildern zu wollen, wäre vergebliches Bemühen; der knapp zugewiesene Raum zwingt zu einer Beschränkung auf die wichtigsten Entwicklungsphasen unseres Altmeisters.

Aufgewachsen in Barmen-Elberfeld als Sprößling einer alteingesessenen bergischen Fabrikantenfamilie, beschäftigten Friedrich Engels in seinen Jünglingsjahren zunächst weniger politische Fragen als die Literatur des Jungen Deutschland und die sich damals gegen die Frömmerei durchsetzende freiere antipietistische religiöse Richtung. Das Bergische Land, und vor allem Barmen, war eine Hochburg des deutschen Pietismus und Mystizismus. Auch die Eltern und näheren Verwandten von Engels gehörten dem pietistischen Kreise an, und erst durch schwere Seelenkämpfe hat Engels sich in seinen Jugendjahren durchgerungen, bis er über Schleiermacher zu David Strauß und weiter über diesen zu Hegel gelangte. »Ich bin«, schreibt er seinen Freunden, »auf dem Punkte, Hegelianer zu werden. Ob ich's werde, weiß ich freilich noch nicht, aber Strauß hat mir Lichter über Hegel aufgesteckt, die mir das Ding ganz plausibel machen. Seine (Hegels) Geschichtsphilosophie ist mir ohnehin wie aus der Seele geschrieben.«

Die ersten schriftstellerischen Versuche des achtzehnjährigen Engels bestanden denn auch in kritischen Briefen über die im Wuppertal herrschende Frömmerei und religiöse Unduldsamkeit. Von Bremen aus, wo er damals als Volontär in einem Handelshaus tätig war, sandte er sie an den von ihm über die übrigen Leuchten des Jungen Deutschland gestellten Dichter Karl Gutzkow in Hamburg, der sie im März und April 1839 in seinem seit 1837 erscheinenden »Telegraph« veröffentlichte.

Diese »Briefe aus dem Wuppertal«, in denen Friedrich Engels in satirischer Weise das frömmelerische Treiben der honesten Gesellschaft Barmen-Elberfelds schildert, verraten noch nirgends eine nähere Beschäftigung mit Politik und Nationalökonomie, doch zeigen sie schon insofern jenes hervorragende Engelsche Beobachtungstalent für das Arbeitsleben der unteren Volksschichten, das später in seiner »Lage der arbeitenden Klasse in England« so markant zutage trat, als sie treffende Vergleiche zwischen dem pietistischen Treiben der reichen Wuppertaler Fabrikanten und dem Elend der damaligen Fabrikarbeiterbevölkerung ziehen.

Zu ernstesten politischen und philosophischen Studien gelangte Engels erst, nachdem er 1838 nach Bremen und von dort im Jahre 1841 nach Berlin übergesiedelt war, um dort bei der Gardeartillerie sein Freiwilligenjahr abzudienen. Sein Gemüt zog ihn nach den rebenbekränzten Ufern des Rheins, trotzdem hatte er sich nach reiflicher Überlegung dafür entschieden, sein militärisches Dienstjahr in der Universitätsstadt Berlin zuzubringen, damals die Leuchte der deutschen Philosophie, wo noch immer, obgleich inzwischen Savigny, Stahl, Schelling als Gegengewichte herbeigeholt worden waren, die Hegelsche Philosophie dominierte. Nachdem im Oktober 1841 Engels nach

Berlin gekommen, wandte er sich denn auch in seiner freien Zeit mit Eifer philosophischen Studien zu, besuchte die Vorlesungen Michelets, Marheineckes, Leopold v. Hennigs und Werders und geriet, wie vor ihm sein späterer Lebensgefährte Karl Marx, immer tiefer in den Bann der »Hegel«-Sei. Seine in Berlin entstandene Abhandlung »Schelling über Hegel« liefert dafür den sprechendsten Beweis. Nicht nur bekundet dieser Aufsatz die glühendste Verehrung für die Hegelsche Philosophie, besonders die Geschichtsphilosophie des verstorbenen Meisters, sondern auch eine tiefe Erfassung der Hegelschen Entwicklungsauffassung. Teilweise treten sogar schon die Anfänge eines Fortschritts von Hegel zu Feuerbach hervor. So heißt es zum Beispiel über den Begriff des Seins: »Kant bestritt das vernünftige Denken von Raum und Zeit, Schelling nimmt uns noch die Existenz. Was bleibt uns dann noch? Es ist hier nicht der Ort, gegen ihn zu beweisen, daß die Existenz allerdings in den Gedanken fällt, das Sein dem Geiste immanent ist und der Grundsatz aller modernen Philosophie, das *cogito ergo sum*, nicht so im Sturm umgerannt werden kann; aber man wird mir die Frage erlauben, ob eine Potenz, die sich nicht mehr enkäußern kann, noch Potenz ist und ob die Trichotomie der Potenzen der aus Hegels Enzyklopädie sich entwickelnden Dreieinigkeit von Idee, Natur und Geist nicht auf eine merkwürdige Weise entspricht?«

Nach dem Ende seines Militärdienstjahres, im Spätherbst 1842, kehrte Engels auf kurze Zeit in sein Elternhaus zurück und trat dann auf Wunsch seines Vaters als Handlungsgehilfe in die Spinnereifirma Ermen & Engels in Manchester ein, deren Mitinhaber sein Vater war. Auf der Reise nach England besuchte Engels Marx in der Redaktion der »Rheinischen Zeitung« in Köln, doch scheint ihre beiderseitige Begrüßung etwas kühl ausgefallen zu sein. Während Engels sich nämlich noch als Mitglied der »Berliner Freien«, der radikalsten Richtung der Junghegelianer, fühlte, stand Marx im Begriff, mit ihnen zu brechen.

Erst in Englands vorgeschrittenem Wirtschaftsgetriebe erschloß sich dem jungen Engels das Verständnis für die großkapitalistische Industrie und die in ihrer Entwicklung zum Durchbruch kommenden Tendenzen. Bisher war er nur radikaler Demokrat gewesen, politischer Reformist und Revolutionär; nun wurde er unter dem nachhaltigen Eindruck seiner Beobachtung des englischen Wirtschaftslebens, durch das Studium der owenistischen-sozialistischen Lehren und der damaligen revolutionären Arbeiterbewegung Englands, des Chartismus, zum »evolutionären« Sozialisten. Bald nahm er tätigen Anteil an der Chartistenbewegung, schrieb für den »Northern Star«, das Hauptblatt der Chartisten, und die »New Moral World« Robert Owens und verfaßte dann seine 1844 in den von Marx und Ruge herausgegebenen »Deutsch-Französischen Jahrbüchern« erschienene Abhandlung »Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie« (wieder abgedruckt im Heft 8, 1. Band des Jahrgangs 1890/91 der Neuen Zeit), eine Arbeit, der ein Jahr darauf seine bekannte Schrift über die »Lage der arbeitenden Klasse in England« folgte.

Die auf Englands Boden verlebten Jahre 1843/44 bedeuten für Engels' geistige Entwicklung eine Zeit der Überwindung seines jugendlich-enthusiastischen bürgerlichen Radikalismus und des Eintritts in völlig neue Gedankenbahnen — eine Zeit schnellster innerer politischer Ausreise. Ver-

gleicht man den Engels der Bremer Zeit, also der Jahre 1838/39, mit dem Verfasser der oben erwähnten beiden Schriften, so zeigt sich ein bedeutsamer Unterschied. Aus einem jugendlichen, noch im Geleise eines bürgerlich-instinktiven Radikalismus enthusiastisch vorwärtstürmenden Draufgänger ist ein Sozialist geworden, und zwar kein Sozialist im Sinne des nachrevolutionären französischen Utopismus oder des Owenismus, sondern ein vom Entwicklungsgedanken getragener Sozialist, der die Wirtschaftsweise als die Grundlage des Sozialismus betrachtet und die Verwirklichung der sozialistischen Bestrebungen als abhängig vom wirtschaftlichen Entwicklungsgang auffaßt — kurz ein angehender »marxistischer« Sozialdemokrat, von dem man behaupten darf, daß er zu jener Zeit schon mehr Marxist gewesen sei als Marx selbst; denn, war auch Marx unzweifelhaft der größere philosophische Denker und der bessere Kenner der aus der Französischen Revolution hervorgewachsenen französisch-sozialistischen Theorien, so steckte er doch, wie seine Artikel in den »Deutsch-Französischen Jahrbüchern« beweisen, noch recht tief im reinen Hegelianismus und hatte sich zu jener Zeit weder mit wirtschaftstheoretischen noch wirtschaftsgeschichtlichen Studien beschäftigt.

Nach zweijährigem Aufenthalt verließ Engels Manchester wieder. Er fuhr über Paris und besuchte dort Marx. In persönlicher Aussprache über ihre politischen, philosophischen Anschauungen fanden sie einander so geistesverwandt, daß aus dieser Annäherung der engste Freundschaftsbund entstand: ein Bund, der erst durch den Tod von Marx im Jahre 1883 gesprengt wurde und während seiner nahezu vierzigjährigen Dauer nur sehr selten durch Mißverständnisse getrübt worden ist.

Dieser enge Freundschaftsbund mußte als etwas Befremdendes erscheinen, wäre nicht die in dem Sprichwort »Les extrêmes se touchent« zum Ausdruck kommende Erfahrung, daß oft wesenst verschiedene Charaktere am meisten einander anziehen, so häufig im menschlichen Leben. In ihren Eigenheiten waren nämlich Marx und Engels ungeachtet der Übereinstimmung ihrer Grundauffassungen verschiedene Naturen. Marx war eine durchaus grüblerisch-philosophische Natur, ein sich in seine Studien vergrabender, rastloser Denker, der trotz seiner Hinwegsetzung über jüdische Rassestraditionen doch gewisse Charakterzüge des gelehrten Talmudisten aufweist — ein Systematiker, der, da er in seinem Gedankengang immer wieder von bestimmten Grundauffassungen ausging und aus diesen logische Konsequenzen zog, auch in seinen Deduktionen gern ab ovo begann — ein nach wissenschaftlicher Allumfassung Strebender, der stets geneigt war, neue, fremde Auffassungen oder Gedankennuancen in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, und der ewig meinte, es könnten ihm noch wichtige Tatsachen oder Äußerungen früherer Autoren entgangen sein. Die Folge ist eine gewisse Schwerfälligkeit der Marx'schen Diktion, ein stetes Zurückgreifen auf frühere Ausführungen, ein Drehen und Wenden des zu bearbeitenden Stoffes nach allen Seiten — und als weiteres Ergebnis dieser immer wieder aufs neue beginnenden Untersuchung ein Nichtfertigwerden mit dem Stoffe.

Wesentlich andere Züge zeigt Engels' Arbeiten. Kann man Marx gewissermaßen mit einem gelehrten Talmudisten vergleichen — dieses Wort in seiner freiesten Bedeutung genommen —, so Engels mit einem auf die

Wirksamkeit, seiner Darlegung bedachten und sein Wirkungsfeld mit schnellem Blick umfassenden geistvollen Journalisten. Mit einem hervorragenden Auffassungsvermögen ausgestattet, drang Engels schnell in eine wissenschaftliche Materie ein und machte sich selbständig in raschem Umblick ihre Grundbegriffe zu eigen; aber bald war er damit fertig, und nun drängte es ihn, zu wirken, das Erkannte zu verwerten und gegen den Gegner auszuspielen. Nichts ist bezeichnender für dieses Trachten Engels', mit schnellem Wurf die Köpfe zu revolutionieren — entsprechend Hegels Wort: »Ist das Reich der Vorstellung revolutioniert, so hält die Wirklichkeit nicht aus« —, als die immer wieder an Marx gesandte Mahnung, doch schneller zu arbeiten und nicht jede Folgerung immer aufs neue abzuwägen, denn jetzt sei die beste Zeit für die Veröffentlichung des geplanten Werkes. Schon als Marx mit seinen Vorarbeiten für das »Kapital« begann, drängte ihn Engels: »Mache, daß Du mit Deinem nationalökonomischen Werke fertig wirst, wenn Du selbst auch mit vielem unzufrieden sein solltest; es ist einerlei, die Gemüter sind reif, und wir müssen das Eisen schmieden, weil es warm ist. ... Jetzt ist aber hohe Zeit. Darum mache, daß Du vor April fertig wirst, m a c h ' s w i e i c h, setze Dir eine Zeit, bis wohin Du positiv fertig sein willst, und Sorge für einen baldigen Druck.« Und als Marx dann mit seinem »Kapital« noch immer nicht fertig wird und immer wieder neue Untersuchungen beginnt, schreibt Engels: »Sei endlich einmal etwas weniger gewissenhaft Deinen eigenen Sachen gegenüber; es ist immer noch viel zu gut für das Publikum. Daß das Ding geschrieben wird und erscheint, ist die Hauptsache; die Schwächen, die Dir auffallen, finden die Esel doch nicht heraus.«

Um die ganze Charakterverschiedenheit beider Freunde zu erkennen, braucht man sich nur zu fragen, ob Engels, wenn er eine Abhandlung über die Wertlehre hätte schreiben müssen, ähnlich verfahren wäre wie Marx im ersten Abschnitt des ersten Bandes seines »Kapital«; ob er ähnliche Begriffsdefinitionen, formale Wertgleichungen und Relativdeduktionen gebraucht hätte, und ob wohl andererseits Marx, wenn er selbst zu einer Ausarbeitung seines Entwurfs einer kritischen Darstellung der Morganschen Forschungsergebnisse gelangt wäre, durch die Behauptung, neben der Produktion der Gesamtunterhaltungsmittel sei die Menschenzeugung das in letzter Instanz den Geschichtsverlauf bestimmende Moment, den Grundgedanken seiner eigenen materialistischen Geschichtsauffassung in Frage gestellt hätte.

Das erste literarische Ergebnis des aus dieser Freundschaft sich ergebenden Zusammenarbeitens war zunächst die gegen Bruno Bauer und seine Freunde oder vielmehr gegen die von Bruno Bauer herausgegebene Charlottenburger »Allgemeine Literaturzeitung« gerichtete Spottschrift »Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik« — eine Schrift, die, durch die Zeitverhältnisse längst überholt, heute nur noch insofern einen historischen Wert besitzt, als sie die ersten deutlichen Spuren der materialistischen Geschichtsauffassung aufweist. Dann folgte, nachdem beide Freunde Mitglieder des Bundes der Gerechten geworden waren, das im Auftrag dieses Bundes aus gemeinsamer Arbeit hervorgegangene, weltberühmt gewordene »K o m m u n i s t i s c h e M a n i f e s t«.

Raum war diese Schrift, von der man mit Recht behauptet hat, daß sie die Geburtsurkunde des wissenschaftlichen Sozialismus sei, erschienen, als

die Revolution des »follen« Jahres ausbrach, zuerst in Frankreich, dann in Deutschland. Mit allen Fibern ihres Herzens dem Siege des revolutionären Gedankens folgend, kehrten Marx und Engels nach Deutschland zurück und gründeten in Köln das erste sozialdemokratische oder kommunistische Tagesblatt Deutschlands, die »Neue Rheinische Zeitung«. Engels schrieb dafür vornehmlich — wofür ihn seine Sprachkenntnisse sowie seine Kenntnis Englands und der slawischen Länder besonders befähigten — die Artikel über die politische Lage des Auslandes, den Panslawismus und das Nationalitätsprinzip.

Als Marx nach dem Niederwurf der Revolutionsbewegung ins Exil nach London ging, folgte ihm 1850 Engels. Er trat wieder in die Firma Ermen & Engels in Manchester ein, zunächst als einfacher Kontorist, bis er dann zum Prokuristen und 1864 an Stelle seines Vaters zum Geschäftsteilhaber aufrückte. Obgleich räumlich voneinander getrennt, blieben beide Freunde brieflich in engster Verbindung. Kein wichtiges politisches Ereignis, keine neu auftauchende volkswirtschaftliche oder naturwissenschaftliche Frage, über die sie sich nicht brieflich oder durch gelegentliche mündliche Aussprache zu verständigen suchten. Als Marx von London aus eine in Hamburg erscheinende Fortsetzung der »Neuen Rheinischen Zeitung« in der Form einer politisch-ökonomischen Monatschrift herausgab, wurde Engels — die Engels'sche Schrift über den deutschen Bauernkrieg ist zuerst in dieser Revue erschienen — sein vornehmster Mitarbeiter; und als sich dann Marx genötigt sah, die Herausgabe dieser Schrift einzustellen und für die »New York Tribune« Korrespondenzartikel zu schreiben, hat Engels seinen Freund Marx nicht nur fortgesetzt aus seinen Einnahmen durch Geld unterstützt, sondern auch unentgeltlich für Marx eine ganze Reihe von Artikeln für die »Tribune« geschrieben oder, da Marx in den ersten Jahren seines Aufenthalts in London des Englischen noch nicht genügend mächtig war, die von Marx in deutscher Sprache niedergeschriebenen Korrespondenzen ins Englische übersezt.¹

Trotz dieser und der geschäftlichen Tätigkeit für den »verfluchten Kommerz« fand Engels als unermüdlicher Geistesarbeiter doch noch Zeit, sich mit umfassenden volkswirtschaftlichen, sprachlichen, geschichtlichen und ethnologischen Studien zu beschäftigen, zwei kleine Schriften über den Italienischen Krieg — die bekannte Abhandlung »P o u n d R h e i n« sowie »S a v o y e n, N i z z a u n d d e r R h e i n« (ebenfalls jüngst in neuer Auflage bei J. H. W. Dieß Nachf. in Stuttgart erschienen) — zu veröffentlichen und an Margens »Kapital« mitzuarbeiten. Letzteres mag selbst klingen, denn als alleiniger Verfasser des »Kapital« gilt Marx, und zweifellos gebührt ihm die Ehre der Verfasserschaft; aber wer den Marx-Engels'schen Briefwechsel kennt, der weiß, daß Marx immer wieder über strittige wirtschaftliche Fragen Engels' Meinung eingeholt hat und daß die meisten Angaben über die englische Baumwollindustrie und die innere Organisation der englischen Fabrikbetriebe von Engels stammen. Die Worte, die Marx am 16. August 1867, nach der Zurücksendung der letzten Korrekturbogen des

¹ Ein Teil dieser Artikel ist bekanntlich jüngst von N. Kjasanoff unter dem Titel »Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1852/1862« im Verlag von J. H. W. Dieß Nachf., Stuttgart, erschienen.

ersten Bandes seines »Kapital« an die Hamburger Verlagsfirma Otto Meißner seinem Freunde Engels schrieb: »Bloß Dir verdanke ich es, daß dies möglich war! Ohne Deine Aufopferung für mich konnte ich unmöglich die ungeheuren Arbeiten zu den drei Bänden machen« — beziehen sich nicht nur auf die fortgesetzte finanzielle Unterstützung Margens durch Engels, sondern auch auf des letzteren wissenschaftliche Mitarbeit.

Nach langer Sehnsucht, seine geschäftliche Tätigkeit einstellen zu können, war Engels endlich 1869 imstande, sich aus seinem bisherigen Geschäftsbetrieb zurückzuziehen. Sofort übersiedelte er nach London, um Marx einen Teil der Arbeiten abzunehmen, die ihm die Leitung der 1864 gegründeten Arbeiter-Internationale auferlegte. Außerdem schrieb Engels auf Drängen von Marx, der die Bearbeitung einiger kleinerer Teile übernahm, die bekannte Streitschrift »Herrn Eugen Dührings Ummwälzung der Wissenschaft« (Stuttgart, Verlag von J. F. W. Dieß Nachf.), noch heute trotz mancher durch neuere Forschungen überholter Darlegungen und störender polemischer Einschüßel die beste Einführungsschrift in den Marxismus.

Im März 1883 starb Marx, und nun übernahm Engels, obgleich er deswegen auf eigene größere Arbeiten verzichten mußte, die zeitraubende Arbeit, aus dem Nachlaß des verstorbenen Freundes den zweiten und dritten Band des »Kapital« herauszugeben (der zweite Band erschien 1885, der erste und zweite Teil des dritten Bandes 1894 bei Otto Meißner in Hamburg). Außerdem verdanken wir der emsigen Tätigkeit Engels' bis in sein hohes Alter noch die zuerst in der Neuen Zeit veröffentlichte wertvolle, von einer bewundernswerten Geistesfrische zeugende Abhandlung »Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen Philosophie« (Stuttgart, Verlag von J. F. W. Dieß Nachf.) und die auf Marxsche Aufzeichnungen sich stützende, die ethnologischen Forschungen Lewis H. Morgans popularisierende Schrift »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« (kürzlich in 19. Auflage im J. F. W. Dießschen Verlag erschienen), meines Erachtens die schwächste unter den Engelschen Schriften, die aber immerhin das Verdienst hat, durch ihre populäre Darstellung weite Leserkreise in ein schwieriges Gebiet der Gesellschaftswissenschaft eingeführt und in ihnen die entwicklungsgehistorische Betrachtung der Familien- und Staatsformen geweckt zu haben.

Engels hat ein riesiges Arbeitsquantum geleistet für die Arbeiterschaft und ihren Aufstieg zu einer höheren Wirtschafts- und Kulturstufe, ohne daß er Lohn oder Entgelt dafür empfing und begehrte. Und er hätte mehr geben, Größeres vollbringen können, wenn er nicht, um dem verehrten Freunde die Möglichkeit wissenschaftlichen Arbeitens zu bieten, sich zu einer ungeliebten Erwerbstätigkeit gezwungen und sich bescheiden in den Schafften gestellt hätte. Eine freundschaftliche Aufopferungsfähigkeit, wie sie die Geschichte nur sehr vereinzelt aufzuweisen haben dürfte. Um so größeren Dank verdient, was er dennoch, trotz aller anderweitigen Kraftverwendung uns auf dem Gebiet der sozialistischen Literatur an wissenschaftlichen Werten hinterlassen hat.

Joel Jacoby

Von Friedrich Engels, mitgeteilt von Gustav Mayer

Vorbemerkung

Von der Neuen Zeit zu einem Beitrag zum hundertsten Geburtstag von Friedrich Engels aufgefordert, glaube ich an dieser Stelle einen kleinen Aufsatz von ihm beisteuern zu sollen, der eigentlich schon in die Sammlung der Schriften seiner Frühzeit, die ich kürzlich bei Julius Springer in Berlin veröffentlichte, hineingehört hätte, den ich aber, um Raum zu sparen, noch zurückbehielt. Die Polemik gegen den Renegaten und Polizeispigel Joel Jacoby, die Engels im Alter von noch nicht ganz zwanzig Jahren schrieb, gehört zu dem Zyklus jener literarischen und kritischen Arbeiten, die er zwischen 1838 und 1842 in dem von Karl Gutzkow redigierten »Telegraph« in Hamburg unter dem Namen Friedrich Oswald veröffentlichte. Dieses Pseudonym zu lüften, gelang mir bereits im letzten Friedensjahr mit einem Beitrag, den ich in Grünbergs Archiv veröffentlichte.¹

Der Aufsatz, der hier erscheint, zeigt Engels noch als getreuen Gefolgsmann Gutzkows und überhaupt des Kreises des Jungen Deutschland, den er wie einen Wendekreis passierte, als er aus der Zone des Wuppertaler Pietismus in den politischen Radikalismus Börnes hinübersteuerte. Gerade Gutzkow hatte sowohl in den Spalten der gleichen Zeitschrift wie auch namentlich in seinem Roman »Seraphine« mit ganz ähnlichen Tönen dem einst ihm befreundeten gewesenen Literaten, der, früher radikal, nun im wirklichsten Sinne zu Kreuze gekrochen war, seine Verachtung ausgedrückt. Der Gesinnung wie dem Wesen nach war Joel Jacoby der Antipode seines Namensvetters und Landsmanns, des charaktervollen Dr. Johann Jacoby, des Verfassers jener Vier Fragen, die Arnold Ruge mit dem »Qu'est-ce que c'est le tiers état?« des Abbé Sieyès verglich und den noch Wilhelm Liebknecht als den Leuchtturm der deutschen Demokratie feierte. Wie gesagt, ursprünglich hatte er dem Kreise des Jungen Deutschland nahegestanden, war Gutzkows und Heinrich Laubes Freund gewesen und hatte liberale Broschüren geschrieben, die auch Wirth und Liebenpfeiffer, die Männer von Hambach, hätten veröffentlichen können. Dann aber hatte er, man weiß nicht genau wie, den Weg zu der Futterkrippe des Ministers v. Rochow genommen, des Mannes, der den »beschränkten Untertanenverstand« in Preußen wenn nicht erfand, so doch kanonisierte. Bei diesem Manne, der ihn zu den heikelsten Missionen verwendete, genoß er gerade wegen seiner alten Beziehungen zu radikalen Kreisen, die er sich aus seiner Vergangenheit teilweise bewahrt hatte, hohen Kredit. Erst Ende der dreißiger Jahre trat er offiziell zum Katholizismus über, und über diese seine Bekehrung legte er Rechenschaft ab in einem Buche »Kampf und Sieg«, das in dem frommen Verlag von Manz in Regensburg erschien und an das Engels hier seine Glossen anknüpfte. Charaktere dieses Kalibers — »unser allen Renegatengestalten die widrigste« nannte ihn sein Landsmann Karl Rosen-

¹ Gustav Mayer, Ein Pseudonym von Friedrich Engels in »Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung«, 4. Band, S. 86.

kranz — pflegten in dem Preußen der Ischoppe und auch nachher in dem der Stieber und Konforten die Treppe hinaufzufallen. Ihm schadeten nicht die verwegensten Streiche, nicht einmal, daß er 1844, wie Varnhagen von Ense aufzeichnet, Angriffe auf die Person Friedrich Wilhelms IV. in auswärtige Blätter lancierte und diese dann der Polizei anzeigte. Selbstverständlich war Jacoby klug genug, unterzutauchen und sich tot zu stellen, als während der kurzen Revolutionsära Männern wie ihm für immer die Konjunktur verdorben zu sein schien. Aber flink kroch die Laus wieder aus dem Pelz, als ihre Sonne wiederkehrte. Im Januar 1852 registrierte Varnhagen in seinem Tagebuch, daß »der Erzschuft Joel Jacoby« bei der Polizei Hinkeldens die Literaten überwachen helfe, und im Oktober des folgenden Jahres, daß der Kanzleirat Jacoby nun an der Spitze der Behörde für Preßsachen stehe, die der Geheime Regierungsrat Hegel bloß dem Namen nach leise.

Schon früh hatte Friedrich Engels sich zum Vorbild Siegfried den Drachentöter erwählt; bevor wir ihn in größere und bedeutsamere Kämpfe hineinschreiken sehen, erblicken wir ihn hier, wie er im Kampfe gegen ein kleines, aber bössartiges Reptil das Schwert erprobt, das er bald gegen ganz andere Gegner so schneidig schwingen lernte. Und auch das hat einigen Reiz!

Joel Jacoby

Die Görres'sche Seiltänzertruppe hat an Joel Jacoby eine kostbare Aquisition gemacht. Die Partie des Bajazzo war früher von Herrn Guldo Görres vertreten, dessen Spässe dem Publikum indes nicht zusagen wollten; das neue Mitglied aber hat neuerdings wieder in seinem »Kampf und Sieg« seinen Beruf zu dieser Rolle auf überraschende Weise dargefan. Ein Mann von solcher Vielseitigkeit, dem die rote Mütze und der Purpur Davids, der Frack eines anstellungshungrigen Kandidaten und das Bußhemd des Katechumenen gleich gut stehen, der mit Vergnügen das Amt einer ambulanten Anzeige übernimmt und vorn eine Nummer des »Berliner Politischen Wochenblatts«, hinten den Verlagskatalog von Manz in Regensburg trägt, ein solcher Mann findet sich mit Leichtigkeit in alle Rollen. Da tritt er nun zum ersten Male auf, ohne alle Befangenheit, und während »Heil und Frieden, Kampf und Sieg« auch künden seine Töne«, schielt er mit dem einen Auge nach dem Roten Adlerorden, mit dem anderen nach der Bischofsmütze.

»Womit soll ich euch erquicken?« fragt er das Publikum. »Wollt ihr vom Jahrgang 1832 oder 1834, 1836 oder 1839? Was soll ich deklamieren, Marat oder Jarcke, David oder Görres oder Hegel?« Aber er ist großmütig und gibt uns ein Ragout von allen Reminiszenzen, die sich in der Wüste seines Kopfes aufscheuchen lassen, und es ist wahr, er gibt uns etwas Erquickliches.

Man ist in Verlegenheit, wo man diesen Unsinn anfassen soll. Es wird mir gern erlassen werden, die Persidie der Gesinnung, die chaotische Konfusion der Begriffe, die auch diese Schrift des Verfassers auszeichnet, auseinanderzulegen; haben wir doch einen Halbwahnsinnigen vor uns, in dessen Kopf die eigenen, ungestalteten Gedankenembryone mit den eingepfropften Begriffen anderer eine zügellose Orgie anstellen! Wieviel mag zum Beispiel unser Poet noch von seiner Vergangenheit wissen, wenn er sich »einen stillen Mann« nennt! Er, der seit acht Jahren in einem fort schreit, wütfet, tobt für die Revolution, gegen die Revolution, für Preußen, für den Papst. Der ist ein stiller Mann? Er, dessen Klagen immer gleich Ver-

klagen war, der geborene Denunziant, der immer massenweise verdächtige, der gehört zu den Stillen im Lande?

Die Sprachverwirrung Franz Karl Joel Jacobys ist seiner Gedankenverwirrung angemessen. Ich hätte nie der deutschen Sprache zugetraut, daß sie sich so eng an die verworrensten Vorstellungen anschließen könne. Worte, die sich nie gesehen haben, werden hier zusammengeworfen; Begriffe, die sich abstoßen, werden mit einem allmächtigen Zeitwort aneinandergekoppelt; die rechtfichsten, unschuldigsten Ausdrücke finden sich plötzlich zwischen Reminiscenzen aus Joels Revolutionsjahren, zwischen verdächtig blickenden Phrasen Menzels, Leos und Görres', zwischen mißverstandenen Gedanken Hegels, und auf alle schwingt der Dichter seine Hefepfeilsche, daß die ganze wilde Jagd sich niederstürzend, radschlagend und faumelnd daherbraust und endlich im Schoße der alleinseligmachenden Kirche Ruhe findet.

Der eigentliche Inhalt dieses Meisterwerks, das in einem Pseudoparallelismus abgefaßt ist, in der alten »großartigen Manier, alles zweimal (auch wohl drei- oder sechsmal) zu sagen«, besteht aus den lyrischen Klagen eines Juden und eines Katenchumenen, und sodann aus den Klagen eines Katholiken, in welchen der Verfasser aus der einseitigen lyrischen Subjektivität heraustritt und ein echt modernes Drama entwickelt, in dessen Zentrum die energische Persönlichkeit des Verfassers tragiert (er ist wenigstens traurig genug anzuschauen) und über dessen trostlose Wirren die mittelalterliche Aurora der katholischen Kirche aufgeht; riesengroß erhebt sich der neue Prophet Joel aus dem modernen Chaos und weissagt den Untergang aller revolutionären, liberalen, hegelingischen und protestantischen Bestrebungen, welche einem neuen Zeitalter der Gedankenlosigkeit Platz machen werden. Der Fluch wird über alles ausgesprochen, was sich nicht dem Krummsab beugt; nur das »preußische Vaterland« erhält *pia desideria*; dagegen gehen die carlistischen Basken und die »belgische Nachtigall« ein zu der Freude ihres Herrn Loyola. Man sieht, der Terrorismus aus der Jacobinerepoche ist Herrn Jacoby gut im Gedächtnis geblieben. Ein blutiges Gericht ergeht über alle Feinde des Jesuitismus und des monarchischen Prinzips, vor allem über die neuen Philosophen, welche einen Dolch in einem Futteral von sinnverwirrenden Begriffen fragen und unter ihren wohlbekannten Lappen das wohlbekannte Leichentuch (wenigstens Herr Jacoby kennt es von früher sehr genau), in dem die Priester und die Fürsten beisammen finden ihren Todeschlaf. Aber der neue Prophet kennt sie, »ich hab' euch stets verstanden«, sagt er selbst. Den Meister dagegen spricht er frei, weil einige von des Meisters Ideen in Herrn Jacobys heißen Kopf geschneit und dort freilich zu Wasser geworden sind. Vor dem jetzt folgenden Chor der Geier und Eulen sowie vor dem infernalischen Jauchzen verstummt die Kritik billigerweise.

In Joel Jacoby sehen wir das schauderhafte Extrem, wohin endlich alle die Herren Ritter vom Unverstand getrieben werden. Dahin führt endlich alle Feindschaft wider den freien Gedanken, alle Opposition gegen die absolute Macht des Geistes, möge sie auftreten als wilder, regelloser Sanculottismus oder als gedankenloser, serviler Knechtsgeist; möge sie sich darstellen mit dem geschittelten Haar des Priesters oder der Tonsur des Pfaffen. Joel Jacoby ist eine lebendige Trophäe, ein Zeichen des Sieges, den der denkende Geist errungen hat. Wer jemals für das neunzehnte Jahrhundert in die Schranken getreten ist, der kann mit triumphierenden Blicken auf diesen verunglückten Zeldichter hinschauen, denn über kurz oder lang werden alle seine Widersacher diesem gleichen.

Saint-Simon und seine Schule¹

Ein Blatt aus der Kindheitsgeschichte des modernen Sozialismus

Von Professor Dr. W. Berg

I

Le Saint-Simonisme est à la fois une science.
une politique et un dogme. L. Jourdan

Das Ergebnis des langen, erbitterten Kampfes, den die Gesellschaft in der großen Französischen Revolution gegen den Feudalismus in jeglicher Färbung geführt hatte, war die Ertrözung der politischen Freiheit. Aus dem Verlangen nach politischer Freiheit mußte sich aber auch das nach wirtschaftlicher Freiheit naturgemäß entwickeln. So schuf die gewaltige Erschütterung der Zeit einen fruchtbaren Nährboden für die Entstehung einer ganzen Reihe soziologischer Lehren. Dem System, das Louis Blanc in der bekannten Organisation du Travail schuf, geht eine Phase mehrerer rein theoretischer Versuche voran.

Der erste Bahnbrecher des modernen Sozialismus, zugleich die anziehendste Gestalt aus dessen Kindheitsgeschichte, ist der Graf Claude Henri de Saint-Simon. Seine soziale Theorie verdient die Bezeichnung großartig, nicht deshalb, weil sie folgerichtig und glänzend durchgeführt wäre, sondern erstens wegen des geradezu staunenswerten Mutes, mit dem hier ein einziger Mensch sich die ungeheure Aufgabe stellte, die von ihm als ungerecht empfundene Gesellschaftsordnung seiner Zeit von Grund aus umzugestalten, und zweitens wegen der hohen Bedeutung seiner Gedanken. Dieser merkwürdige Mensch, einer der kühnsten und originellsten, zugleich aber auch edelsten Denker Frankreichs, erblickte unter den glänzendsten Verhältnissen am 17. Oktober 1760 in Paris das Licht der Welt. Als der einzige Erbe seines gleichnamigen Großvaters, des durch seine umfassende Memoirenschrift berühmten Herzogs v. Saint-Simon, der am Hofe Ludwigs XIV. eine hervorragende Rolle spielte, besaß er die Anwartschaft auf Rang und Titel eines Herzogs, Pairs von Frankreich und Granden von Spanien sowie auf ein Jahreseinkommen von einer halben Million Franken. Man tat alles, um dem hochbegabten Knaben die sorgfältigste Erziehung und Bildung zu geben. Die besten Lehrer, unter ihnen vor allen d'Alembert, unterrichteten ihn und erfüllten ihn mit einer leidenschaftlichen Liebe zu den Wissenschaften. Sein einziger Gedanke war, dereinst ein Wohltäter der Menschheit zu werden. Dieser Idealismus trieb ihn dazu, sich als siebzehnjähriger Jüngling morgens mit den Worten wecken zu lassen: »Stehen Sie auf, Herr Graf, denn Sie haben große Dinge zu vollbringen!« Schon in

¹ Der im vorigen Jahrgang der Neuen Zeit (1. Band, Nr. 13) veröffentlichte Aufsatz Cunows »Saint-Simon als Geschichtstheoretiker« hat in einem Teil unserer Leserschaft Widerspruch geweckt und uns die Zusendung zweier polemischer Entgegnungen eingetragen, deren Abdruck wir, da sie in der Hauptsache nichts anderes enthielten als Bezugnahmen auf Friedrich Nudles bekannte Schrift »Henri de Saint-Simon, die Persönlichkeit und ihr Werk«, ablehnen mußten. Dagegen bietet der obige Artikel, wenn wir auch nicht alle seine Auffassungen teilen, so beachtenswerte Ergänzungen zu Cunows Aufsatz, besonders in bezug auf Saint-Simons Nachfolger Saint-Amand Bazard, daß wir ihm die Aufnahme nicht versagen möchten. Die Redaktion der Neuen Zeit

diesem Alter ging er mit Bouillé nach Amerika und beteiligte sich dort am Unabhängigkeitskampf. Aber er erkannte bald, daß ihm ein anderes Ziel gesetzt sei als kriegerischer Ruhm. Er selbst sagt darüber:² »Der Krieg als solcher interessierte mich nicht, nur der Zweck dieses Krieges ergriff mich lebendig und ließ mich ohne Widerwillen seine Arbeit ertragen. Mein Beruf war es nicht, Soldat zu sein; ich fühlte mich zu einer sehr verschiedenen, ja ich darf sagen, gerade entgegengesetzten Weise der Tätigkeit hingezogen. Den Gang des menschlichen Geistes zu begreifen, um alsdann für die Vervollkommenung der Zivilisation zu arbeiten, das war der Zweck, den ich mir setzte.«

Aus diesem Grunde nahm er schon nach zwei Jahren den Abschied und bereiste Amerika; immer mit großen Entwürfen zum Wohle der Menschheit beschäftigt. Obwohl er schon im Alter von dreißig Jahren den Rang eines Obersten bekleidete, gab er nach seiner Rückkehr in die Heimat die glänzende soldatische Laufbahn auf. Gleich unzähligen seiner Standesgenossen verlor auch er in den Stürmen der Revolution sein ganzes Vermögen. Abriß er unter den Adligen, die nach dem Vorgang des Marquis du Noailles freiwillig auf die Adelsvorrechte verzichteten. Aber nunmehr gezwungen, seinen Unterhalt zu erwerben, trat er mit einem Grafen Redern in Verbindung, um geschäftsmäßig den schwierigen, aber lohnenden Verkauf von Nationalgütern zu betreiben. Seine Absicht hierbei war, ein Vermögen zu erwerben, aber nur, um sich dessen als eines Mittels für höhere Zwecke zu bedienen. Nach einer geschäftlichen Tätigkeit von sieben Jahren trennte er sich von dem Grafen Redern und erhielt bei der Teilung 144 000 Franken. »Sobald ich mit dem Grafen Redern gebrochen hatte,« sagte er, »faßte ich den Plan, der menschlichen Erkenntnis eine neue Bahn zu brechen, die physiko-politische Bahn.« Über das Wesen dieser von ihm gedachten neuen Wissenschaft, unter der nichts anderes als eine Gesellschaftsphilosophie zu verstehen ist, war er sich selbst indessen noch nicht klar. Es bleibt verwunderlich, daß der gereifte Mann, der den Vierzigern nahestand, den Schritt ins Dunkle und Ungewisse tat, aber die feste Entschlossenheit dieses edlen Schwärmers nötigt Achtung ab.

Nun begann für ihn eine Periode rastlosen wissenschaftlichen Strebens. In der Nähe der Polytechnischen Schule bezog er Wohnung und trat mit den Gelehrten und Professoren in nähere Beziehung. Hier trieb er physiologische Studien, aber immer noch in der Weise eines großen Herrn seiner Zeit, der die Lehrer an sich zog und ihnen sein gastliches Haus öffnete, anstatt zu ihnen zu gehen. Überzeugt von der Notwendigkeit, die beiden benachbarten Völker, die Engländer und die Deutschen, kennenzulernen und sich mit dem Zustand bekanntzumachen, in dem sich bei ihnen die Wissenschaften befanden, ging er nach dem Frieden von Amiens zunächst über den Kanal. »Ich brachte«, so urteilt er, »von diesem Lande die Gewißheit mit, daß seine Einwohner ihre wissenschaftlichen Arbeiten nicht dem physiko-politischen Ziele zuwenden und daß sie keine neue Grundidee verfolgten.« Seine von der Reise nach Deutschland mitgebrachten Eindrücke faßte er in den Worten zusammen: »Ich brachte aus diesem Lande die Überzeugung

² Fragments de l'histoire de sa vie écrite par lui même vor den Œuvres de Saint-Simon publiés par Olinde Rodrigues, Paris 1841.

mit, daß die allgemeine Wissenschaft hier noch in der Kindheit stehe, weil sie auf mystische Prinzipien gegründet ist. Die science générale ist noch in der Kindheit in Deutschland, aber sie wird gewiß in kurzer Zeit große Fortschritte dort zu machen, weil diese große Nation leidenschaftlich sich dieser wissenschaftlichen Richtung zuwendet. Noch hat sie nicht den rechten Weg gefunden, aber sie wird ihn finden und dann mächtig vorwärtsschreiten.«

Saint-Simon hatte infolge seines bisherigen Entwicklungsganges bereits einen weiten Überblick über die verschiedenen Sphären des menschlichen Lebens erhalten. Er war im Reichtum und Glanze des ancien régime (Zeit des alten Regiments, das heißt der Zeit, die der großen Revolution vorausging) aufgewachsen, hatte den Soldatenberuf und den Krieg kennengelernt, das Leben an verschiedenen Höfen beobachtet, fremde Länder besucht, überall eindringende Studien gemacht und war selbst lange Jahre im kaufmännischen Erwerbsleben und dann auf wissenschaftlichen Gebieten tätig gewesen. Aber er hatte noch die Psychologie der Ehe und das Genußleben der großen Welt zu studieren. In einem Fräulein de Champegrand fand er 1801, freilich nur für die Zeit eines Jahres, seine Gemahlin, und nun begann ein Leben der Zerstreuungen und Vergnügungen, das er ein volles Jahr durchhielt. Sein Biograph Reybaud schreibt über seine Absichten dabei folgendes: »Ruhig in der Mitte dieses Geräusches andere beurteilend, ohne beurteilt zu werden, Gastronom, Weltmann, Verschwender, aber mehr durch System als Neigung, lebte Saint-Simon in einem Jahre fünfzig Jahre. Er stürzte sich in das Leben, statt hineinzuschreiten, um vor der Zeit die Weisheit eines Greises zu erlangen; er gebrauchte und mißbrauchte alles, um einst alles in seine Berechnungen aufnehmen zu können; er impfte sich die Krankheiten des Jahrhunderts ein, um später ihre ganze Physiologie bestimmen zu können. Es war ein vollkommen experimentales Leben; es von dem gewöhnlichen Gesichtspunkt aus beurteilen zu wollen, wäre Torheit gewesen.« In diesem Vergnügungsleben erschöpfte Saint-Simon sein Vermögen völlig. Nach Jahresfrist war er ruiniert.

Der experimentale Abschnitt seines Lebens war damit abgeschlossen, und er begann nun den fruchtbaren, aufbauenden Teil, in dem er seine Erfahrungen und Gedanken zum wissenschaftlichen System zusammenzuschließen bemüht war. Im Alter von 42 Jahren schrieb er seine erste Schrift »Lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains« (Briefe eines Einwohners von Genf an seine Zeitgenossen), in der er, wenn auch noch in unklarer und überspannter Weise, das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft wissenschaftlich zu erfassen versuchte. Diesem Erstlingswerk folgten zahlreiche andere Arbeiten. Sie alle sind unter den bittersten Entbehrungen des Proletariatsdaseins geschrieben, in einem Leben des Elends und der Verbannung. Bitterer aber war es für ihn, daß der erwartete Erfolg ausblieb. Und er blieb aus, solange er lebte. Erst nach seinem Tode drangen seine Schriften in das größere Publikum. Die Schuld daran trägt erstens der Umstand, daß sie in einer das Verständnis erschwerenden Darstellung geschrieben sind, wodurch der Einfluß auf die Massen ausgeschaltet war. Zweitens aber ist ihr positives Ergebnis im ganzen nur gering. Saint-Simon bot in ihnen meistens nur Anregungen und Gedanken, die überdies vielfach an Unbestimmtheit und Unklarheit leiden. Seine Schriften sind nach

² In seinen *Études sur les réformateurs contemporains*, Paris 1841.

Gustav Cohns treffender Beurteilung »ein Gemisch hochfliegender Gedanken und edler Gefühle mit jenem Wirrwarr der subjektiven Ursprünglichkeit, welche im Gebiet der politischen und sozialen Literatur uns öfter begegnet«. Drittens aber und vor allem war die Zeit nicht dazu geeignet, die Teilnahme weiterer Kreise für sie zu erwecken. Denn die Gloire des Napoleonischen Zeitalters beanspruchte alle Kraft und Aufmerksamkeit der Nation; sie drängte die Beschäftigung mit den sozialreformatorischen Ideen, die durch die große Staatsumwälzung zum Leben erweckt worden waren, fast völlig in den Hintergrund. Aber auch in der Restaurationsepoch, als die innere Politik wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses trat und die Parteigänger des anciens régime mit der neuen Bourgeoisie den Entscheidungskampf ausfochten, vermochte der Idealismus Saint-Simons sich ebensowenig durchzusetzen, weil die von ihm geforderte Herrschaft der Industrie sich tatsächlich in einer ganz anderen Weise, nämlich in der Richtung des kapitalistischen Individualismus, zu entwickeln begonnen hatte.

Im Leben aller Reformer liegt Tragik. Die Tragik des auf die Verwirklichung höchster Ideale gerichteten Lebens Saint-Simons liegt in diesen Mißerfolgen und in der Hilflosigkeit seiner äußeren Lage. Vor dem Verhungern schützte ihn eine höchst kümmerlich bezahlte Anstellung als Schreiber in einem Leihgeschäft. Hatte er die neun Stunden seiner geisttötenden Fronarbeit hinter sich, studierte er nachts, immer dem einen idealen Ziele hingeeben, selbst da noch, als er Blut auswarf und dem Tode nahe war. Es war ein glücklicher Zufall, daß er seinen früheren Diener Diard wiederfand, der sich edelmütig seiner annahm. Doch diese Gunst des Schicksals war nur von kurzer Dauer. Nach zwei Jahren schon verlor Saint-Simon diesen edlen, warmherzigen Freund durch den Tod, und er sank wieder in das tiefste Elend zurück. »Seit vierzehn Tagen«, erzählt er in seinen »Fragmenten«, »esse ich Brot und trinke Wasser; ich arbeite ohne Feuer und habe selbst meine Kleider verkauft, um die Kosten der Abschriften meiner Arbeit zu decken. Es ist die Begeisterung für die Wissenschaft und das allgemeine Wohl, es ist der Wunsch, ein Mittel zu finden, um auf eine sanfte Weise die furchtbare Krise zu lösen, in die sich die ganze europäische Gesellschaft verwickelt findet, die mich in diesen Zustand der Verzweiflung gestürzt haben. So kann ich, ohne zu erröten, das Beständnis meines Elends ablegen und die notwendige Unterstützung fordern, um mich in den Stand zu setzen, meine Arbeit fortsetzen zu können.«

Zum Glück fand er einige Wohltäter, die ihn fortan vor der äußersten Not schützten. Erst nach dem Sturze Napoleons trat er wieder mit einer Reihe von Schriften auf den Plan. Sein »Système industriel« (Industrielles System, 1821/22 in drei Bänden) hatte den Erfolg, daß sich nunmehr eine Anzahl junger, geistig begabter Leute um ihn sammelte. Am frühesten schloß sich ihm der später so berühmt gewordene Geschichtsschreiber Augustin Thierry an; es folgten Comte, der Philosoph des Positivismus, ferner Léon Halévy, Duvergier, Olinde Rodrigues und andere mehr. Alle diese Jünger fühlten, daß die Gedanken ihres Meisters den Lebensfragen der nächsten Zukunft galten.

Aber so erfreulich ihm auch die Begeisterung der hoffnungs- und zukunftsfrohen Jugend war, sie vermochte ihn doch nicht über die betrübende Wahrnehmung hinwegzutäuschen, daß die bedeutenden Männer der Wissenschaft

seinen Bestrebungen gegenüber kalt blieben. Saint-Simon ging bereits seinem sechzigsten Jahr entgegen, und es fehlte ihm fast alles, wodurch er sich die Veschwerlichkeiten des Alters hätte erleichtern können. Er war fast nur auf den dürftigen Ertrag seiner Schriften angewiesen, deren Druck er oft genug nur durch bittere Demütigungen ermöglichen konnte. Unter solchen Verhältnissen war es in der Tat nur natürlich, daß ihn die Verzweiflung übermannte. Im März 1823 machte er einen Selbstmordversuch, aber der Schuß ging fehl; die Kugel zerstörte ihm nur ein Auge. Der Mut des alten Kämpfers erhob sich jedoch wieder trotz des Mißlingens seiner Absicht. Er erblickte darin einen Wink des Schicksals, daß er sein Lebenswerk trotz aller Entbehrungen und Enttäuschungen fortsetzen müsse, und es ist erstaunlich, daß er in den zwei Jahren, die ihm noch vergönnt waren, vielleicht mehr wirken konnte als in der ganzen Zeit seines bisherigen Schaffens. Denn gerade seine beiden Hauptwerke, die das Ergebnis seiner Lebensarbeit enthalten und von großer Tragweite geworden sind, stammen aus diesen beiden letzten Lebensjahren: es sind der »Catéchisme des Industriels« (Lehrbuch der Industriellen) und der »Nouveau Christianisme« (Neues Christentum). Er starb, von seinen Schülern umgeben, am 19. Mai 1825.

Der mehrfach angestellte Vergleich zwischen Saint-Simon und Goethes »Faust« drängt sich in der Tat auf. Faust ist von »der Menschheit ganzem Jammer angefaßt«; auch Saint-Simon ist von der Armseligkeit des Bestehenden und der allseitigen Not der Menschen im Innersten erschüttert. Wie jener, so trägt auch Saint-Simon in unruhvoller Genialität die Sehnsucht nach einer das ganze Universum umfassenden theoretischen und praktischen Erkenntnis und nach edler Menschenbeglückung in seiner Seele. Allerdings geht er dabei weniger klar und verstandesmäßig zu Werke als Faust, aber er blickt dafür in weitere Fernen und strebt nach höherem Ziele. Mit großen Unternehmungen, wie sie Faust am Ende seines Lebens plant, beginnt Saint-Simon seine Laufbahn; man denkt dabei an seine großartigen Kanalpläne. Selbst der Versuch des Selbstmordes ist ein faustischer Zug.

Das richtige Verständnis für Saint-Simons Lehren kann man nur dann gewinnen, wenn man ihren Zusammenhang mit der geistigen Strömung der Restaurationsepoche begreift. Alle Fragen jener Zeit spiegeln sich in Saint-Simon wider. Die Folge der ungeheuren Umwälzung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war die Entwicklung des Individualismus, dessen Ziel es war, das Individuum immer mehr aus den Fesseln des politischen, sozialen und religiösen Despotismus zu befreien. Schon anders aber dachte man im Zeitalter der Restauration. Der bloßen Verneinung stellte man das Streben nach einer aufbauenden Tätigkeit gegenüber und bemühte sich, zu positiven Leistungen zu kommen. Man eröffnete nach Hillebrands Wort »einen Kreuzzug gegen den Rationalismus und Individualismus« der verflochtenen Periode. Als Vorkämpfer auf dieser neuen Bahn finden wir Saint-Simon. Seine Gedanken sind ein Symptom des allgemeinen geistigen Kampfes gegen das achtzehnte Jahrhundert. Auch er begriff jene Zeit nur als eine Zeit der kritischen Auflösung, während er das neunzehnte Jahrhundert eine positiv schöpferische oder mit seinem eigenen Ausdruck eine »organische« nannte. Nicht ein Wortführer der Vergangenheit wollte er sein, sondern der Zukunft, denn ein bloßes Freisein von hemmenden Schran-

ken, also eine nur negative Freiheit galt ihm wenig, wenn nicht aus ihr die wirkliche Freiheit, das heißt ein sich immer reicher entwickelndes positives Schaffen herauswuchs.

Er stellt zunächst fest, daß Arbeit und Genuß ungleich und ungerecht verteilt seien, und erklärt diese Tatsache genetisch durch eine Art sozial-politischer Geschichtskonstruktion. Ihr zufolge hat sich in der Völkerwanderung das Kriegervolk der Franken zum Herrn des Grundes und Bodens und die gallische Bevölkerung besitzlos und hörig gemacht. Infolge der Entwicklung des Städtewesens kommt seit Ludwig XI. eine neue Macht auf, die Industriellen. Unter ihnen versteht Saint-Simon alle Produktiven, das heißt alle körperlich und geistig wirklich Arbeitenden. Industrie ist ihm identisch mit der organischen Gesamtheit der Arbeit. Die Entwicklung des Industrialismus hat nach ihm einen scharfen Gegensatz geschaffen zwischen den Feudalen, die infolge der geschichtlich gewordenen Ordnung die Regierungsgewalt innehaben, und den Industriellen, welche die gesamte Gesellschaft durch ihre Arbeitsleistung und ihre Intelligenz erhalten. Die Industriellen sind nun, weil sie die produktive Klasse sind, die wertvollsten Glieder des Staates, überdies auch an Zahl die stärksten. Daraus folgert er, daß an Stelle der gegenwärtigen, geschichtlich gewordenen, aber vernunftwidrigen Ordnung der Gesellschaft eine vernunftgemäße Neuordnung geschaffen werden müsse, nach der die Industriellen das Staatsruder führen sollen. Mit Begeisterung ruft er aus: ⁴ »Das goldene Zeitalter, das eine blinde Tradition in die Vergangenheit versetzt hat, liegt vor uns.« Mit Prophetenaugen schaut er in eine glanzvolle Zukunft, die von dem durchgebildeten System der Industrie heraufgeführt werden soll.

Saint-Simon ist der erste Reformator, der von den Pflichten des Staates gegen Arbeit und Arbeiter gesprochen hat. Aber er spricht nicht als Revolutionär, sondern will die Neuordnung der Gesellschaft nur auf friedlichem Wege, durch die Gesetzgebung erreicht sehen. Er glaubt an die *grande alliance entre la royauté et l'industrie* (großes Bündnis zwischen Königtum und Industrie), wie er es ausdrückt, das heißt also an die Interessengemeinschaft beider, an ein soziales Königtum. Dessen Ziel soll sein, die Selbstsucht durch Humanität zurückzudrängen oder, anders gesagt, neben die politische Freiheit ein möglichst hohes Maß von ökonomischer Gleichheit treten zu lassen. Denn *le principe industriel est fondé sur le principe de l'égalité* (das industrielle Prinzip beruht auf dem Grundsatz der Gleichheit), sagt er. Deshalb gibt er in seiner Schrift »Des Bourbons et des Stuarts« 1822 der königlichen Familie den Rat, sie möge sich auf die Nichtprivilegierten stützen, wenn sie nicht fallen wolle. Die sozialreformatorischen Bestrebungen sind überhaupt von Haus aus durchaus nicht antimonarchisch und republikanisch gewesen. Solche Tendenzen traten erst in dem Programm der »Reforme« hervor, die seit 1843 das einflußreichste Blatt der Entserbten und Entrechteten war und deren Mitarbeiter Persönlichkeiten wie Godefray Cavaignac, Louis Blanc, Georges Sand, die beiden Arago und andere mehr waren. Die Schuld an dieser Veränderung hat sich das Bürgerkönigtum selbst zuzuschreiben, das in seiner unbegreiflichen und unverzeihlichen Gleichgültigkeit versäumte, die Führung in der Sozialpolitik zu übernehmen.

⁴ Es ist das Motto seiner *Opinions littéraires, philosophiques et industrielles*. 1825.

In einer der zahlreichen Schriften, die der Einzelausführung der Reformideen Saint-Simons gewidmet sind, in der Schrift »L'Organisateur« (1820), findet sich die vielbesprochene »Parabole politique« (Politisches Gleichnis), die ihm eine Anklage zuzog, von der ihn jedoch die Geschworenen freisprachen. Man nehme einmal an, führt Saint-Simon an dieser Stelle aus, Frankreich verlöre plötzlich 3000 seiner ersten Gelehrten, Künstler, Ärzte und Handwerker. Dann würde es seine Seele verloren haben und in kultureller Hinsicht zusammenbrechen. Mindestens eine Generation würde dann nötig sein, um diesen Verlust produktiver Kräfte, der Blüte des französischen Volkes, zu ersetzen, denn solche Menschen, die hohen produktiven Nutzen schaffen, seien Ausnahmen, und mit Ausnahmen sei die Natur nicht verschwenderisch. Wenn Frankreich nun diese 3000 genialen Männer der Wissenschaft, Kunst und Industrie behielte, dagegen die Prinzen des königlichen Hauses, alle Würdenträger der Krone, die Staatsminister, Marschälle, die hohen Geistlichen, die Präfecten usw. und noch 10 000 untätige Grundbesitzer verlöre, so würden die gutmütigen Franzosen diesen Verlust der etwa 30 000 Individuen, die als die ersten im Staate gelten, zwar bedauern, aber ein ernstlicher Schaden würde dem Staate dadurch nicht erwachsen. Denn es sei ein leichtes, alle diese Stellen wieder zu besetzen, da viele Franzosen die Funktionen der königlichen Prinzen, der höchsten Würdenträger usw. sofort zu übernehmen bereit und fähig seien. Das *fabula docet* (der eigentliche Sinn) dieser Parabel ist klar. Nur die produktive Klasse der Staatsbürger ist nach Saint-Simon wirklich nützlich, die schmarozenden Machthaber aber sind wertlos. Mithin muß an die Stelle des überlebten Kriegerstaats der auf die Ergebnisse der Wissenschaften gegründete Industriestaat treten.

Näher, freilich phantastisch, führt Saint-Simon diesen Gedanken besonders in der Schrift »Catéchisme des Industriels« aus (1823/24). Hier argumentiert er etwa folgendermaßen: In der Revolution wurde der Kampf zwischen dem Adel und der Bürgerschaft gekämpft. Seitdem ist der Mittelstand an die Stelle des alten, grundherrlichen Adels getreten und hat dessen Rechte eingenommen; er hat also die störenden Elemente verdrängt, um sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen. Den nackten Egoismus, von dem der Mittelstand sich bei diesem Vorgehen leiten ließ, kennzeichnet Saint-Simon treffend mit dem berühmt gewordenen Worte: *Ote-toi de là que je m'y mette!* (Geh' weg, damit ich mich setzen kann!)

An Stelle des früheren Gegensatzes zwischen Adel und Bürgerschaft ist also gegenwärtig ein solcher zwischen dem produktiven und dem unproduktiven Stande getreten. Saint-Simon unterscheidet hier scharf die Begriffe *Bourgeois* und *Industriel* oder *Ouvrier*. Gegenüber dem Individualismus, der die menschliche Selbstsucht künstlich züchtet, dessen Lösung also der Kampf des Menschen gegen den Menschen ist, verlangt er, daß der Staat für das assoziative Prinzip der industriellen Produktion eintreten solle, wonach die Menschen im Bunde miteinander die Natur ausbeuten sollen. Bei aller Wahrung der im Wesen der menschlichen Natur begründeten Ungleichheit soll der Staat doch dahin wirken, daß die durch Selbstsucht künstlich geschaffene Ungleichheit aufgehoben werde, und soll daher alle Privilegien der Geburt, vornehmlich das Erbrecht abschaffen oder zum mindesten doch wesentlich einschränken. Damit haben wir den Grundgedanken des modernen

Sozialismus, wonach aus dem Mißtrauen gegen die Folgen des freien Wettbewerbs der Anspruch hervorgeht, daß die produktive Arbeit ihre Ehre und ihr Recht erhalten solle. Auch ahnt Saint-Simon bereits den modernen Gedanken des Rechtes auf Arbeit, wenn er es als die Aufgabe der Staatsmänner im Industrieftaat bezeichnet, für Arbeit zu sorgen. (Fortsetzung folgt)

Die Sinnisierung der Kohlenwirtschaft

Von G. Werner, Steiger (Mitglied der Sozialisierungskommission)

Am 8. Oktober dieses Jahres hat der Reichswirtschaftsrat, am 14. Oktober der Reichskohlenrat zu den Vorschlägen der Sozialisierungskommission Stellung genommen. In beiden Körperschaften wählte man je eine Kommission von fünfzehn Mitgliedern, die, frei von jeglicher Bindung, gemeinsam über den Umbau der Kohlenwirtschaft beraten sollten. Am 25., 26. und 27. Oktober fanden diese Beratungen statt, die zur Bildung einer kleineren Verständigungskommission von sieben Mitgliedern führten. Dieser Kommission gehörten von Arbeitgeberseite die Herren Stinnes, Dr. Silberberg und Dr. Vögeler, von Arbeitnehmerseite die Herren Imbusch (Christlicher Gewerksverein der Bergarbeiter), Wagner (Alter Bergarbeiterverband) und Steiger Werner (Alfa), der dritten sogenannten unparteiischen Gruppe Dr. Berthold an. Diese Verständigungskommission hat am 4., 5. und 6. November im Rathaus zu Essen getagt und am 10. im Sozialisierungsausschuß Bericht erstattet. Eine Verständigung ist in dem Verständigungsausschuß nicht erfolgt. Schon vorher wurde von Vertretern der beiden Anschauungen, der kapitalistischen Wirtschaft auf der einen, der sozialisierten auf der anderen Seite angenommen, eine Verständigung sei ausgeschlossen. Man glaubte, jede Gruppe werde ein Gutachten für sich erstatten müssen. Das ist auch eingetroffen, jedoch zwei der Arbeitnehmervertreter haben sich mit geringen Abweichungen den Bericht der Unternehmer zu eigen gemacht, so daß der kapitalistische Vorschlag von sechs Herren, der Sozialisierungsvorschlag dagegen nur von mir vertreten wurde.

Für die auf dem Boden des Sozialismus stehende Arbeiterschaft ist dieses Ergebnis sehr unangenehm; denn weite, den Sozialisierungsbestrebungen fernstehende Kreise werden in der Meinung bestärkt, daß der Sozialisierungsgedanke noch nicht genügend geklärt sein kann, wenn selbst an einer solchen exponierten Stelle Angehörige von sozialistisch gerichteten Arbeiterschichten so schnell und vollständig anderer Meinung werden. Zum Verständnis sei folgendes bemerkt: Der eine der beiden umgefallenen Arbeitnehmer ist der sehr kluge, intelligente und schlaue Vorsitzende des Verbandes christlicher Bergarbeiter. Seine Stellung zu schwierigen Fragen ist bekannt. Er hat in den letzten fünfzehn Jahren nur dem einen Grundsatz gehuldigt, so zu handeln, wie es die ihm nahestehenden Kreise des Zentrums für richtig halten. Und da anscheinend gegenwärtig in den Kreisen des Zentrums der Sozialisierungsgedanke nicht gefördert, sondern abgebremst wird, so ließ er sich »überzeugen«. Dabei hat er sich die Brücken nach links durch Vorbehalte gesichert. Sollten er und seine Freunde in der nächsten Zeit zu der Ansicht kommen, die von Stinnes vorgeschlagene Art der Sozialisierung sei abzulehnen, so wird er den jetzt von ihm unterstützten Vorschlag ohne

Gewissenskrupel, vielleicht sogar auf das entschiedenste bekämpfen. Mit dieser Möglichkeit aber ist zu rechnen, denn mit größter Wahrscheinlichkeit wird die demokratisch denkende Bergarbeiterchaft Westdeutschlands schon in Kürze gegen diese Unternehmervorschläge Sturm laufen. Den Bergleuten wird das Problem eben nicht von so geschickten Leuten schmachhaft gemacht, wie es die Unternehmer in der Verständigungskommission getan haben.

Der andere Arbeitnehmervertreter gehört zu denen, die gefühlsmäßig seit Jahren für den Sozialismus eintreten. Früher sehr radikal, hat er seine Stellung als Redakteur der »Bergarbeiterzeitung« ohne innere Konflikte ausgefüllt. Er schrieb die Meinung seines Vorstandes, die auch seine eigene war. Und dieser gefühlsmäßige Sozialist mußte sich mit Stinnes und Dr. Silberberg messen, die außerordentlich geschickte Dialektiker sind und die immer recht haben oder aber diesen Anschein erwecken, wenn es sich um den praktischen Bergbau, die heutige Wirtschaftslage und um die anzustrebenden Ziele handelt, um Deutschland vor dem Zusammenbruch zu retten. Die Herren wissen ihre Gedanken dem Arbeiter mundgerecht zu machen. Sie zwangen uns alle durch ihre geschickte Verhandlungsart, Schrift für Schrift mit ihnen zu gehen, so daß langsam und unaufhörlich eine Ablenkung von den Vorschlägen der Sozialisierungskommission erfolgte. Imbusch wollte diese Ablenkung nicht erkennen, der weniger scharf denkende Wagner aber erkannte sie wirklich nicht. Nur so läßt sich die Stellungnahme dieser beiden erklären.

Der Bericht der Mehrheit beginnt mit folgendem Satz:

»Die Frage der Sozialisierung des Kohlenbergbaus ist besonders für das besiegte Deutschland keine Frage des Bergbaus allein, sondern eine Frage der Gesamtwirtschaft.«

Schon in diesem Satz liegt die gewollte Ablenkung vom Vorschlag der Sozialisierungskommission. Nach einer Reihe von schönen Sätzen, die von der Mitbeteiligung, Mitbestimmung und Mitverantwortung aller an der Produktion Beteiligten und von sonstigen erstrebenswerten Zielen handeln, wird dann erklärt:

»... es ist den breitesten Kreisen des Volkes durch die finanzielle Konstruktion der Gesellschaftsformen die Möglichkeit zu schaffen, sich an den Unternehmungen Deutschlands zu beteiligen. Für den Kohlenbergbau als den Ausgang und die Grundlage der Produktion darf keine von der übrigen Wirtschaft abgetrennte Stellung geschaffen werden, die der Konzentration der wirtschaftlichen Kräfte und der Möglichkeiten einer allgemeinen Beteiligung entgegensteht und die nicht die höchste Ausnutzung des Kohlenbergbaus im Interesse der Volksgesamtheit von vornherein sicherstellt. Auf der anderen Seite muß im Kohlenbergbau als der grundlegenden und Ausgangsindustrie für jede andere Produktion zuerst die organisatorische Weiterentwicklung der Wirtschaftsform eintreten.«

In den vorstehenden Sätzen ist der Grund für das Auseinandergehen gelegt. Ich habe in meinem Vorschlag die weggelassenen Sätze zum größten Teil übernommen und nur diese Sätze anders gefaßt. In meinem Vorschlag heißt es:

»Deshalb ist durch die Umgestaltung unserer Wirtschaft die Möglichkeit zu schaffen, diese Ziele zu erreichen. Der Kohlenbergbau als der Ausgang und die Grundlage jeglicher Produktion muß auch der Ausgangs-

punkt der Umwälzung sein. Seine Umgestaltung muß in der Weise erfolgen, daß der Ausbau der anderen Wirtschaftszweige in der gleichen gemeinwirtschaftlichen Richtung sich später organisch anschließen kann, daß außerdem keine Störung im gesamten Produktionsprozeß bei der jetzt notwendigen Umstellung eintritt.

Aus der Gegenüberstellung dieser beiden grundlegenden Ausführungen ersieht man den Unterschied.

Im Vorschlag Stinnes wird weiter gesagt, die Produzenten müßten mit den Verbrauchern zusammengebracht werden, um durch eine qualitative und quantitative höchste Verfeinerung der Industrieerzeugnisse die höchsten Werte für die Ausfuhr zu schaffen. Es wird dann dargelegt, wie die Zwischen- und Endindustrien genügend mit Brennstoffen zu versehen sind und vorgeschlagen, diesen Industrien die Möglichkeit zu geben, unmittelbar auf den Kohlenbergbau einzuwirken:

»Aus diesen Erwägungen ergibt sich, daß unter Ablehnung aller Trustbildungen aus lediglich finanziellen Tendenzen durch Bildung von natürlichen Interessengemeinschaften zwischen Kohlenbergbau und Weiterverarbeitung die höchste Produktivität geleistet werden kann. Dies trifft gleichermaßen zu für diejenigen Enderzeugnisse, im weitesten Sinne gedacht, wie elektrische Kraft-, Gas-, Wasser-, Verkehrsleistung, die ausschließlich nur im inländischen Konsum verbraucht werden, wie für die zur Ausfuhr gelangenden.«

In diesen Sätzen ist nur die Trustbildung aus lediglich finanziellen Tendenzen abgelehnt. Da aber andere Tendenzen immer mißspielen, wird tatsächlich gesagt: Die Trustbildung ist anzustreben. Das bedeutet, daß das Bestreben der verbrauchenden Industrien, sich Kohlenwerke anzugliedern, sich mit dem Streben der Kohlenbergwerke, sich mit kohlenverbrauchenden Industrien zu verbinden, zu begegnen hat. Die Folge mußte sein, daß sich in Deutschland einige wenige große Konzerne bilden, welche die Bergwerke, Eisen- und Stahlwerke, Maschinenindustrien, Zellulosefabriken, Elektrowerke, Zeitungsdruckereien usw. umschließen — eine Zentralisation der privatreichlichen Macht, wie sie sich stärker gar nicht vorstellen läßt. Da in den Vorschlägen nicht gesagt wird, daß diese Zusammenschlüsse zwangsläufig erfolgen sollen, sondern in der Diskussion ausgesprochen worden ist, die freie Initiative der Unternehmer solle diese Zusammenschlüsse herbeiführen, so ist die ganz natürliche Folge, daß die kapitalkräftigsten Werke sich die anderen nach dem Grundsatz angliedern werden: »Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.« Das ist sicherlich alles andere als sozialistische Gemeinwirtschaft! Eine weitere Folge wäre ferner, daß finanziell schlecht stehende Werke, die gemeinwirtschaftlich vielleicht von der größten Bedeutung sind, zugrunde gehen müßten, wenn die Konzernfürsten kein Einsehen haben. Die Macht dieser wenigen Konzernwerke würde unsere Wirtschaft vollständig beherrschen.

In den Erörterungen darüber, warum dieser Zusammenschluß von Produzenten und Verbrauchern notwendig sei, wurde vor allem auf die technischen Vorteile hingewiesen, die sich aus dem Zusammenschluß ergeben. Ferner wurde gesagt, daß es nur durch solchen Zusammenschluß möglich sei, die ungeheuren Gelder aufzubringen, die zum Ausbau und zur Neuerich-

tung neuer Kohlenwerke notwendig seien. Man darf aber nicht vergessen, daß die Sozialisierung der Kohlenbergwerke diese Vorteile ebenfalls mit sich bringt. Eine gemeinsame Leitung wird ohne Zweifel imstande sein, alle technischen Vorteile, die sich durch die enge Verbindung von Bergwerk und Verbraucher erzielen lassen, am besten auszunutzen. Jedoch hat die Praxis bisher schon gezeigt, daß sich durch Verträge diese Dinge ebenfalls bis ins kleinste regeln lassen. In meinem Bericht habe ich bereits die Wege gewiesen, wie durch gegenseitige Vertretung in den Aufsichtsräten auch über die Verträge hinaus dieses Ziel erreicht werden kann. Außerdem läßt sich die Schwierigkeit dadurch überwinden, daß man nach und nach auch die angeschlossenen Werke auf sozialistischer Grundlage organisiert und sie organisch mit dem sozialisierten Kohlenbergbau verbindet.

Die weitere Begründung, daß nur durch die Verbindung von verbrauchender Industrie und Kohlenbergwerken die Möglichkeit vorhanden sei, die ungeheuren Kapitalien für den Ausbau und den Aufschluß neuer Werke aufzubringen, ist hinfällig. In den Stinnesschen Vorschlägen ist zwar sehr eingehend darauf hingewiesen worden, was alles in technischer Hinsicht erreicht werden kann. Es heißt dort:

Es ist notwendig:

a) die Zusammenlegung kleiner zum Teil abgebauter Grubenfelder zum Zwecke rationellen und vollständigen Abbaus;

b) der Zusammenschluß von Unternehmungen mit besonders guten Flözverhältnissen mit im Aufschluß stehenden oder aufzuschließenden Feldern, deren Betrieb im Gesamtinteresse der Wirtschaft notwendig ist;

c) der Zusammenschluß von Unternehmungen nach dem Gesichtspunkt des Ausgleichs, der aus guten Flözen erzielen höheren Ertragnisse mit den aus minderen Flözen erreichbaren;

d) der Zusammenschluß von Unternehmungen, deren Kohlenvorkommen in absehbarer Zeit abgebaut sind, damit sie nach dem Gesichtspunkt der Konzentration der geistigen und materiellen Kräfte rechtzeitig zusammen den für die Gesamtwirtschaft notwendigen Bau neuer Schachtanlagen durchführen können;

e) die Zusammenfassung von bergbaulichen Unternehmungen muß fernerhin unter dem Gesichtspunkt und in dem Ausmaß und Umfang erfolgen, um damit geeignete Größen für den Betrieb von Kohlenbergwerken, für die konsumierende und weiterverarbeitende Industrie zu schaffen.

Diese Ziele sind sicherlich erstrebenswert; es scheint mir aber ohne weiteres klar zu sein, daß privatrechtlich orientierte Unternehmungen diese Ziele nicht erreichen können, weil sie nur erreichbar sind, wenn die guten Werke ihre Ertragnisse opfern, um die schlechten Werke uneigennützig finanziell zu unterstützen. Das entspricht jedoch nicht dem privatrechtlichen System. Dagegen ist ein zentralistisch geleiteter sozialistischer Bergbau viel besser imstande, den ganzen Bergbaubetrieb nach gesamtwirtschaftlichen Grundsätzen zu regeln und jene Summen aufzubringen, die zum Ausbau der bestehenden und zur Errichtung neuer Werke erforderlich sind.

Die Unternehmer befürchten ferner, die Auseinanderreißung heute schon bestehender Verbindungen zwischen Kohlenbergwerken und verbrauchenden Industrieunternehmungen sei nicht möglich. Und doch weiß jedermann, der

die Buchhaltung großer Werke kennt, daß jeder Betrieb in der Buchhaltung gesondert geführt und daß gesondert abgerechnet wird. Die Kohlenbergwerke und verbrauchenden Industrien sind daher heute schon buchtechnisch vollständig getrennt. Die technische Verbindung besteht in der Praxis, abgesehen von einigen ganz wenigen Ausnahmen, nur in der Benutzung gleicher Transportmittel. In der Hauptsache ist daher der Übergang der Kohle und Kohlenprodukte an das verbrauchende Werk sowie die Preisfrage vertraglich zu regeln. Diese Schwierigkeiten aber sind lösbar. Ebenso lassen sich für die wenigen Ausnahmen Verträge abschließen, jedoch das »Wie« kann hier nicht erörtert werden, da es zu weit führen würde. Die andere Befürchtung der Unternehmer, die verbrauchende Industrie könne nur dann jene für sie günstigsten Kohlenqualitäten erhalten, wenn sie das Kohlenbergwerk besitzt, widerspricht der gesamten heute üblichen Praxis. Jeder Lieferant liefert dem Besteller die gewünschte Ware, wenn diese entsprechend bezahlt wird.

In den Stinnesschen Vorschlägen wird weiter auf die notwendige Mitbeteiligung, Mitbestimmung und Mitverantwortung der Arbeitnehmer des Bergbaus hingewiesen. Dieses Ziel soll erreicht werden, indem man Arbeiter und Angestellte durch Ausgabe von Kleinaktien zu 100 Mark und Genußscheinen privatrechtlich an den Werken interessiert und sie als Kapitalisten ihre Funktionen ausüben läßt. Im Vorschlag Stinnes heißt es darüber:

1. Beteiligung der Arbeiter und Beamtschaft am Kapital der großen unpersönlich gewordenen Unternehmungen und auf diesem Wege an deren Ertrag. Durch die allgemeine Gesetzgebung müssen die Grundlagen hierfür geschaffen werden, Kleinaktien zu nominell 100 Mark oder als Übergang Genußscheine, die später je nach Art der Betriebe in Aktien umgewandelt werden können.

2. Die Kapitalbeteiligung der Arbeiter und Beamtschaft gibt die Grundlage zur Vertretung in den Aufsichtsräten.

Diese Pläne sind nur eine Verankerung des privatrechtlichen Systems. Sie widersprechen dem Sozialisierungsgedanken so vollständig, daß jeder sozialistisch Denkende diesen Plan ablehnen muß. Wohl werden einzelne Arbeitnehmer kapitalistisch an den Werken interessiert, aber der gemeinwirtschaftliche Gedanke wird untergraben. Daran ändert auch die Erfüllung jener Wünsche nichts, die in der Diskussion von den beiden auf dem Boden der Stinnesschen Vorschläge stehenden Arbeitnehmer vorgebracht sind, die Kleinaktienbesitzer zu einer Vertretung zusammenzufassen, den Übergang der Aktien aus den Händen der Arbeiterschaft in andere Kreise zu unterbinden und den Kauf von Kleinaktien für die Arbeiterschaft durch Verwendung des Reingewinns der Werke zu erleichtern. Ein an sich untaugliches Objekt wird durch solche Verbesserungsvorschläge keineswegs brauchbarer. Außerdem kommt hinzu, daß die Unternehmer, soweit sie hinter dem Vorschlag Stinnes stehen, Gegner dieser Verbesserungsvorschläge sind, da sie klipp und klar den Standpunkt vertreten, die Arbeiter- und Beamtschaft solle genau in der gleichen kapitalistischen Weise wie die heutigen Besitzer der Unternehmungen an den Werken beteiligt sein.

Aus allen diesen Gründen bringen die Stinnesschen Vorschläge nicht nur keine Sozialisierung, sondern sie sind vielmehr geeignet, die Wider-

fände gegen die Sozialisierung erheblich zu stärken. Sie müssen deshalb von allen, die für eine sozialistische Wirtschaftsweise eintreten, auf das entschiedenste abgelehnt werden. Gehen diese Stinnes'schen Vorschläge auch nur zum Teil in Erfüllung, bedeuten sie eine derartige feste Verankerung des privatrechtlichen Systems im Bergbau, daß alle Aussichten einer baldigen Sozialisierung vernichtet werden.

Literarische Rundschau

Oskar Stillich, Die wahren Ursachen unserer Wirtschafts- und Finanznot. Berlin 1920, Zentralverlag G. m. b. H.

Der durch seine aufklärenden Zeitungsartikel bekannte Dozent an der Humboldt-Hochschule in Berlin behandelt in seiner Broschüre Gegenwartsfragen, die im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion stehen. Im ersten Kapitel hält er eine scharfe Abrechnung mit jenen Politikern und Volkswirtschaftlern, die aus agitatorischen Gründen mit der Behauptung krebzen, daß die Novemberrevolution die Ursache des militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs unseres Volkes sei. Er weist nach, daß das alte System den Zusammenbruch verschuldet habe, und er bezeichnet es mit Recht als empörend, daß die Träger des alten Systems in demagogischer Absicht die Schuld den Schuldlosen aufzubürden suchen. Sodann behandelt er die Wurzeln des gegenwärtigen Mangels an Gebrauchsgütern, die er in der falschen Kriegswirtschaft und ihrer Unproduktivität findet. Er behandelt die Entstehung des Kriegereichtums und seinen Einfluß auf die Gesamtwirtschaft, die Verminderung unserer Leistungsfähigkeit durch Mangel an Kohle und Verschlechterung unserer Verkehrsverhältnisse, die Geldentwertung und unsere Finanznot als Folge verkehrter Kriegsfinanzierung. Auch die Veränderungen in der Landwirtschaft und ihre Rückwirkungen auf die gesamte Volksernährung werden eingehend erörtert, wobei er für die organisierte Güterverteilung im Gegensatz zum freien Handel eintritt. Am Schlusse seiner Broschüre gibt Stillich dem Wunsch Ausdruck, daß die von ihm unter Beweis gestellten Tatsachen auch von jenen Leuten beherzigt werden möchten, „die es für ein Zeichen von Einsicht und Klugheit halten, den Konkursverwalter für die Laten des Bankrotteurs zur Verantwortung zu ziehen. Durch solche Irrtümer wird uns der Weg in eine bessere Zukunft erschwert und der Heilungsprozeß verzögert. Das Volk aber hat ein Unrecht darauf, die wahren Ursachen der Notlage zu erfahren, damit es die Schuldigen nicht an der falschen Stelle sucht.“

Dieser Aufklärung dient die Schrift in vorzüglicher Weise, weshalb sie besonders in der Agitation gut zu gebrauchen ist. Franz Laufköfer

Heinrich Neuenhagen, Front und Fron. Roman. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 151 Seiten. Preis M. 8.50.

Der Verfasser hat seinen Roman im Untertitel „Das Grab des Patriotismus“ genannt. Das kennzeichnet das Buch, das die Kriegserlebnisse eines Menschen schildert, der sich zu Beginn des Weltbrandes als Freiwilliger für den Heeresdienst gemeldet hat. Kein Jüngling war es, den die Begeisterung zu den Fahnen trieb, sondern einer jener Alten, die bereits am Ende der Wehrpflicht standen. Aber auch ihm erging es wie so vielen: der ehrliche, freundliche Kämpferwillen wurde ihm vom preussischen Militarismus besudelt und zertreten. Seine Menschenwürde wurde zerstampft, seine Vaterlandsliebe in ihr Gegenteil verwandelt. Wie diese große Begeisterung systematisch abgestumpft und in den Kot gezogen wurde, das erzählt uns der Inhalt des Buches. Nicht tönende Worte und graues Theoretisieren läßt uns die Handlung erleben, sondern ein schlichtes, überaus lebenswahr wirkendes Aneinanderreihen von Einzelheiten: der Drill in der Kaserne, das Schleifen im Re-

krutendepot, das Elend im Schützengraben, die Hölle der Front, die Verkommenheit in der Etappe. Und dennoch umleuchtet diese blutige Soldatenqual ein stiller, überlegener Humor, der in knappen, aber scharfen Strichen Kameraden und Vorgesetzte, Mannschaftsstube und Schlachtfeldlandschaft zeichnet. Überaus sicher und geschickt — und deshalb auch so lebenswahr — sind diese Striche hingeseht. Die Sprache macht keinerlei Ansprüche auf literarische Wertung. Das Buch ist von einem geschrieben, der nur ein inneres Erleben loswerden wollte. Es ist nicht sein erster Versuch. Bereits vor dem Kriege hat er im gleichen Verlag ein vielgelesenes und günstig aufgenommenes Buch veröffentlicht: »Als Zwischendecksteward nach Südamerika.« Beide Bücher sind sich darin gleich, daß sie mit denselben Mitteln arbeiten: mit einer großen Anschaulichkeit und einer ebenso großen Wahrheitsliebe. Und diese Eigenschaften, die der ersten Veröffentlichung Neuenhagens bereits zu einem schönen, wohlverdienten Erfolg verholfen, werden hoffentlich auch seinem neuen Werke die Wege in einen möglichst großen Leserkreis öffnen. L.

Neuauflagen älterer Novellen. Vor fast zwei Jahren hat Edgar Steiger (Neue Zeit, 37. Jahrgang, 1. Band, 15. Heft) die durch Walter v. Molo herausgegebenen Langenschen Auswahlbände (München, Verlag von A. Langen) einer kritischen Besprechung unterzogen und diesen ernstes Lob spendend. Jetzt liegen wieder einige Bände vor, an denen der Chronist nicht gerne achlos vorübergeht. Molo hat einige der besten Erzählungen der Romantik, ferner des Deutschen Theodor Storm, des Russen Tolstoi und des Dänen Jacobsen in vier vom Verlag gut ausgestatteten geschmackvollen Bänden vereinigt und jedem Band ein einleitendes Vorwort beigegeben. Unter den Romantikern ist neben Brentano und Fouqué Eichendorff mit seinem »Lügenichts« vertreten. Bei Storm, von dem auch eine Anzahl Gedichte eingestreut sind, fehlt neben drei anderen Novellen der »Schimmelreiter« nicht. Tolstoi ist mit vier charakteristischen Erzählungen vertreten, und von Jacobsen ist neben anderen wertvollen Arbeiten »Niels Lyhne« eingefügt.

In seinem Vorwort gibt Molo in charakteristischen Sätzen das, worauf es bei dem in Frage kommenden Autor ankommt — was dessen Wesen ausmacht und worin dessen Stärke liegt. So knapp diese (drei- bis vierseitigen) Einführungen sind, entbehren sie doch nicht der Tiefgründigkeit. Die gut gebundenen Bände, deren Seitenzahl zwischen 220 und 250 schwankt, und deren Preis sich ohne den Buchhändlerzuschlag auf je 15 Mark beläuft, scheinen mir als Geschenkbücher, besonders für die reifere Jugend, nicht unwillkommen.

Im Delphinverlag in München hat Viktor Mann eine Sammlung von Revolutionserzählungen herausgegeben und diese mit einem zusammenfassenden Vorwort versehen. Die fünfzehn Geschichten der verschiedensten Zeiten und Autoren — unter anderen Kellermann, Thomas und Heinrich Mann, Perutz, Castell, Balzac, Zola und Anatole France — sind mit gutem Verständnis ausgewählt. In allen von ihnen pulsiert kräftiges Leben, alle haben sie gemeinsam das Aufrührerische, Revolutionäre, Gewalttätige. Darum lautet auch der Gesamttitel des 296 Seiten umfassenden, broschiert M. 8.50, gebunden M. 8.50 (ohne Leuzerungszuschlag!) kostenden Buches »Aufbruch«.

Der Verlag Georg Müller in München bietet unserer von politischen Kämpfen durchtosten Gegenwart eine Sammlung von Liebesnovellen aus der italienischen Renaissance. Auf 344 Seiten sind sechzehn Novellen jener lebenswürdigen italienischen Meister ausgedreht. Darunter drei von Boccaccio. Die Auswahl besorgte Hans Floerke, der auch einzelne Novellen selbst übersetzt hat. Geschmückt ist das Buch mit sechzehn Bildern von Christiane v. Kalkreuth. Die Bilder fügen sich harmonisch in den Ton ein, der in diesen italienischen Geschichten heimisch ist. Der Preis des Buches beträgt broschiert 23 Mark, in Halbleinen gebunden 53 Mark. J. Althe

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 10

Ausgegeben am 3. Dezember 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Sozialisierungspläne der Schwerindustrie

Von Artur Heichen

Der vom Reichswirtschaftsrat und Reichskohlenrat gemeinschaftlich eingesetzte Unterausschuß für die Kohlensozialisierung, die sogenannte Siebenerkommission, hat vor einiger Zeit den mit Spannung erwarteten Bericht erstattet. Der Vorschlag Stinnes-Vögler-Silverberg steht heute im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion. Es ist ein Votum der Arbeitgebervertreter, denn wenn auch der Vorschlag von zwei Arbeitnehmervertretern, Imbusch und Wagner, mitunterzeichnet ist, so hat doch der alte Bergarbeiterverband in Bochum sein Mitglied Wagner sofort nach Bekanntwerden des Vorschlags scharf desavouiert. Auch in Teilen der christlichen Gewerkschaften ist — nach der »Frankfurter Zeitung« — beträchtliche Oppositionsstimmung vorhanden. Nennenswerte Arbeitnehmergruppen stehen also hinter diesem Vorschlag Stinnes-Vögler-Silverberg auf keinen Fall. Obwohl also dieser schwerindustrielle Vorschlag eben wegen der einheitlichen, wahrscheinlich noch wachsenden Opposition der Arbeitnehmerschaft wenig Aussichten hat, so verdient er doch die schärfste Aufmerksamkeit der Arbeiterschaft und der gesamten Öffentlichkeit, weil er die Pläne und Absichten der Führer der Schwerindustrie aufzeigt und weil zu ihm auch einzelne Mitglieder der Reichsregierung (v. Raumer!) anscheinend hinneigen. Man braucht gar nicht gleich so weit zu gehen, jenen Männern von vornherein einen Übertölpelungsversuch der Arbeitnehmer zu unterstellen. Aber eines ist doch klar: dort in Essen wird in dem Kampfe der Meinungen ein Stück des Klassenkampfes ausgefochten, nicht jenes Klassenkampfes im Sinne von Terror, Aufstand, Diktatur, sondern im Sinne einer Austragung sozialer Gegensätze in den zivilisierten Formen des Meinungskampfes, der Referate und Gutachten, Gesellentwürfe und Parlamentsbeschlüsse. Dort kämpft ein wichtiger Teil des Proletariats um sozialen und wirtschaftlichen Einfluß, strebt nach einer Produktionskontrolle, und zwar nicht im Interesse einer Schicht. Hierin sticht die Methode der deutschen Bergarbeiter vorteilhaft von der ihrer englischen Kollegen ab, die ihren letzten großen Streik beendeten, als ihnen die Konzession einer Teilhaberschaft an den Gewinnen aus Exportkohle gemacht wurde. Wenn irgendwo in der Welt um politische oder wirtschaftliche Macht gekämpft wird, dann ist es selbstverständlich, daß die bedrohte Partei ihre Positionen zu erhalten sucht. Das wird man auch der Schwerindustrie nicht verübeln dürfen! So verkehrt es wäre, Männer wie Stinnes und Vögler, Wirtschaftskenner und Spezialisten ersten Ranges, ohne weiteres mit dividendenhungrigen Kapitalisten gleichzusetzen, so darf man doch eben nicht vergessen, daß dort in Essen ein Stück des ökonomischen Kampfes fortgeführt wird, den der 9. November 1918 auf politischem Gebiet eingeleitet hat.

Drei Gesichtspunkte charakterisieren diesen Essener Vorschlag Stinnes-Vöglers-Silverberg. Er empfiehlt einmal eine Umgruppierung des Felderbesitzes, eine Art Flurbereinigung im Kohlenbergbau. Das ist ein technischer Gesichtspunkt, eine Angelegenheit der Rationalisierung des Bergbaus. Ein zweiter wichtiger Teil des Vorschlags zielt auf eine »natürliche Interessengemeinschaft zwischen Kohlenbergbau und Weiterverarbeitung zur Erzielung höchster Produktivität« hin. Hier stellt die Schwerindustrie das Problem der gemischten Werke, die Verbindung von Kohle und Eisen, das typische Beispiel für die in jüngster Zeit rapid voranschreitende »vertikale Konzentration« mit entschlossenem Griff heraus. Nur 20 Prozent des Kohlenverbandes gehen nach Vöglers direkt an die Industrie, 45 Prozent entfallen auf den Verbrauch von Gas, Elektrizität, Hausbrand und Eisenbahnen. Für diesen Verbrauch sollen sich die Gaswerke, Elektrizitätswerke, Kommunen usw. in Wirtschaftsprövinzen zu Verbänden zusammenschließen, die dann so viel Kohlenwerke, wie sie für ihre Belieferung brauchen, in Aktiengesellschaften zusammenzufassen hätten, von deren Aktienkapital sie die Mehrheit übernahmen. Die obigen 20 Prozent des industriellen Kohlenverbandes könnten aber nach Vöglers noch herabgemindert werden, wenn manche dieser Kohlenbezieher auf die Umwandlung der Kohle in elektrischen Strom in eigenen Anlagen verzichten und statt dessen den Strom von den großen Provinzialelektrizitätswerken beträchtlich billiger beziehen. Dem von diesen 20 Prozent noch verbleibenden Rest bleibt dann nach dem Essener Vorschlag nur der Weg, sich den großen Gemischtkonzernen der Montanindustrie anzuschließen, soweit diese dazu bereit sind. Und in dieser Tatsache liegt das Entscheidende. Die »Frankfurter Zeitung« ist meines Erachtens auf der richtigen Fährte, wenn sie dazu schreibt:

»Praktisch aber handelt es sich — daran kann kein Zweifel sein — um die Unterwerfung eines weiteren gewaltigen Teiles der deutschen Fertigindustrie unter die großen Konzerne, um die Unterwerfung vor allem der eisenverarbeitenden Fertigindustrie unter die großen Gemischteisenwerke, die hier die Kohle als Mittel der Unterwerfung benutzen, weil vom Eisen und seiner Monopolmacht in den Sozialisierungsdebatten bisher noch so wenig die Rede gewesen ist. . . . Der Essener Vorschlag macht die gemeinwirtschaftliche Regelung der ganzen Kohlenwirtschaft unmöglich, indem er die Kohlenwirtschaft zerschlägt, indem er einen Teil der Bergwerke (die reinen Zechen, an denen die Führer der Schwerindustrie wenig Interesse mehr haben) der kommunalen Versorgung mit Gas, Elektrizität und Hausbrand überliefert, den anderen Teil aber, und das ist das Entscheidende, den großen Führern der beherrschenden Montankonzerne weiter zur Ausübung einer gewaltig gesteigerten Monopolmacht überläßt. Das ist der Kern des Essener Vorschlags, der damit natürlich auch ein weiteres Ziel der Sozialisierung, die anteilige oder gar vollständige Überführung des Kohlenbesitzes in die öffentliche Hand dauernd ausschließen würde.«

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt das »Berliner Tageblatt«:

»Die Montantrusts, vielleicht auch die größten Kommunen, würden sich auf die freien Kohlenwerke stürzen. Sie würden die Kohlenwelt unter sich aufteilen und jedenfalls das Beste aus ihr für sich herausnehmen. Der große Rest der übrigen Industrien, der mittleren und kleineren Kommunen würde das Nachsehen haben und jedenfalls mit dem vorlieb nehmen

müssen, was übrigbliebe. In jedem Falle würde ein Wettrennen um die Kohlenwerke entstehen, die Kaufpreise für die Zechen, die schon jetzt außerordentlich hoch sind, würden ins Unermessliche gesteigert werden. Die Rückwirkungen auf die Kohlenpreise und die Wirtschaftlichkeit der kohlenverarbeitenden Konzerne lassen sich unschwer ausmalen.

Noch klarer und unmißverständlicher ausgedrückt, handelt es sich also bei dem Essener Vorschlag um einen Versuch der Schwerindustrie, die Fertigungsindustrie unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen. Nichts ist dafür bezeichnender als die Einwendungen und Zwischenrufe Dr. W. Rathenaus, des Führers der Fertigungsindustrie, bei der Rede Dr. Vöglers im Unterausschuß des Reichswirtschaftsrats am 12. November. Wenn es sich hierbei im großen und ganzen auch um eine Interessentstreitigkeit, um einen häuslichen Zwist in der Kapitalistenwelt selber handelt, so ist dabei doch ebenfalls die Arbeiterschaft — mittelbar und unmittelbar — interessiert. Sie hat kein Interesse an einer Verteuerung des Hausbrandes zugunsten der Schwerindustrie, sie hat ferner kein Interesse daran, daß die Fertigungsindustrie infolge Verteuerung der Kohlen mit höheren Produktionskosten arbeiten muß (vor allem wäre eine Rückwirkung auf den Export gefährlich!), und sie hat letztlich ebensowenig ein Interesse daran, daß die mittleren und kleineren Kommunalbetriebe — sehr oft eine Domäne des Gemeindef Sozialismus! — unter die Botmäßigkeit einer privatkapitalistisch organisierten Schwerindustrie kommen.

Aber der Essener Vorschlag enthält noch einen dritten — und für die Arbeiterschaft wohl den wichtigsten Punkt. Mit der Fertigungsindustrie glaubt die Schwerindustrie durch ihren Monopolbesitz von Kohle und Eisen fertig werden zu können, für die Arbeiterschaft aber hat sie den Köder — der Kleinkapital! Man muß diese Tatsache in einem internationalen Rahmen verstehen. Überall in der Welt ist das soziale Problem mit dem Aufsteigen des sogenannten »vierten Standes« in den Vordergrund des politischen Lebens gerückt. Überall ertönt aus den breiten Schichten des Proletariats — oft irreführend, unklar, verworren und utopisch, im Kern aber doch fleischerlich berechtigt! — der Ruf nach Sozialisierung und »Nationalisierung«. Die Welt des Kapitalismus fühlt sich bedroht. Die alten Machtmittel stehen ihm nicht mehr in dem gewohnten Umfang zur Verfügung, und oft wäre es Selbstmord, an sie zu appellieren. Die Kapitalistenwelt ist heute auf der ganzen Linie bereit, bis zu einem gewissen Punkt mit der Arbeiterschaft zu paktieren. Um den Wind der Sozialisierung nicht zum Sturm ernster Zerwürfnisse auswachsen zu lassen, erklärt man sich zu einigen Konzessionen gerne bereit. Als erste Abschlagszahlung bietet man die Gewinnbeteiligung und die Kleinkapital. In Frankreich ist schon im Jahre 1917 ein Gesetz unter dem 26. April betreffend Aktiengesellschaften mit Gewinnbeteiligung der Arbeiter ergangen. Und auch heute wieder steht dies Problem (nach dem »Economiste« vom 13. November 1920) in Zusammenhang mit den Plänen auf Reorganisation des Verkehrswesens zur Diskussion. In Italien wurde am 15. September 1918 ein Gesetz betreffend die Einführung der Gewinnbeteiligung der Arbeiter in Privatbetrieben eingeführt. In Dänemark schweben Vorschläge dieser Art, und in der Tschechoslowakei harret ein bezüglich Entwurf der Erledigung. An Versuchen und Vorschlägen privater Art mangelt es in keinem Lande. In Deutschland hat die Deutsche Volkspartei den Vorschlag gemacht, die Arbeiter und Ange-

stellten eines Werkes durch Ausgabe von Kleinaktien, zum Beispiel Aktien von 100 Mark usw., in augenfälliger Weise zum Mitbesitzer des Unternehmens zu machen, als dies durch die bloße Beteiligung der Arbeiter am Gewinn möglich ist. Und zu guter Letzt erschien die Schwerindustrie, nahm diese Pläne auf, um sie als eine Art Sozialisierungserfah in der Öffentlichkeit auszubieten. Die Parole scheint ziemlich einseitlich ausgegeben worden zu sein. In der Generalversammlung der Phönix A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb in Hörde i. W. empfahl zum Beispiel der Generaldirektor Baurat Dr. Beukenberg als einzig gangbaren Weg, den Arbeitern und Angestellten eine Kapitalbeteiligung am Unternehmen zu gewähren, die Einführung der Kleinaktie; und in die gleiche Kerbe hieb Geheimrat Klöckner in einer Generalversammlung des Hasper Eisen- und Stahlwerks (Haspe i. W.). Unter den heutigen Verhältnissen könne, meinte er, eine Verständigung über die Sozialisierungsfrage nur darin gefunden werden, daß man die Arbeiter am Reingewinn beteilige und sie durch Anteilscheine zu Interessenten an den Betrieben mache. Und nun kommt als autoritative Krönung des Ganzen der Essener Vorschlag. Er fordert die Ausgabe von kleinen Aktien zu 100 Mark mit dem Zwecke, auch den kleinen Sparern den Zugang zum Anteilbesitz am Bergbau zu eröffnen, insbesondere den Arbeitern und den Angestellten, die auf dieser Basis auch Vertretung im Aufsichtsrat erhalten sollen.

Wenn dahinter nur der Wunsch stecken würde, auf der Basis der Kleinaktie die Kapitalbeschaffung zu organisieren, so ließe sich vom volkswirtschaftlichen Standpunkt kaum etwas dagegen einwenden. Zweifellos besitzt die Montanindustrie einen riesenhaften Kapitalbedarf (eine Schachtanlage, vor dem Kriege für 10 bis 12 Millionen Mark, herzustellen, kostet heute 280 Millionen Papiermark). Nun muß man aber für die Zukunft, vor allem unter der Einwirkung der Steuereinziehung, mit einer drohenden Kapitalknappheit rechnen. Diese Befürchtungen hegen auch die Führer der Schwerindustrie, und man kann ihren Wunsch verstehen, auch die kleinen Sparbeträge ihrer Arbeiter für die Kapitalbeschaffung, ohne die es nun einmal keinen industriellen Fortschritt gibt, nutzbar zu machen. Nur die eigentümliche Verkoppelung mit der Kleinaktie und die Nebenabsichten, die man zweifellos damit verbindet, müssen zurückgewiesen werden. Man wird der Arbeiterschaft nicht zumuten dürfen, von der Sozialisierung der Kohlenwirtschaft gegen das Einsengericht der Kleinaktie Abstand zu nehmen. Im allgemeinen steht alle Gewinnbeteiligung bei der Arbeiterschaft in schlechtem Ruf, weil sie nur zu oft dazu gedient hat, den einzelnen Arbeiter seiner Berufsorganisation abspenstig zu machen und ihn zum Schaden der Solidarität der Berufsinteressen an einen Betrieb zu fesseln. Viele Gewinnbeteiligungsversuche sind gerade an der Verquickung der Gewinnbeteiligung mit Organisations- und Koalitionsfragen gescheitert.

Die Kleinaktie ist nur eine andere Form der Gewinnbeteiligung, aber diese Form braucht nicht a limine aus diesem Grunde abgelehnt zu werden. Man kann das Problem in aller Ruhe erörtern, selbst wenn die »Kreuzzeitung« (Nr. 518) als Zweck der Gewinnbeteiligung und Einführung der Kleinaktie ebenso naiv wie offen angibt: »Einmal müssen wir den deutschen Arbeiter nach Möglichkeit den sozialdemokratischen Einflüssen entziehen, indem wir an seinen besseren Instinkt appellieren und ihn von der Verwerf-

lichkeit und Unzweckmäßigkeit der sozialdemokratischen Forderungen überzeugen, kurz, indem wir die Sozialdemokratie bekämpfen.«

Die Führer der Schwerindustrie sind nicht so dumm wie ein Kreuzzeitungsschreiber; sie kennen ihre Arbeiter denn doch zu genau, um nicht zu wissen, daß so plumpe Mittel vergebene Liebesmüh' sind. Ihre Absichten zielen nicht auf politischen Kampf, sondern auf wirtschaftliche Verteidigung. Sie wollen das Sozialisierungstreben der Arbeiter durchkreuzen, und diese haben somit recht, wenn sie in dem Essener Vorschlag in gewissem Sinne den Versuch einer Befestigung sehen. Durch die Kleinaktie wird lediglich der Privatbesitz gestärkt, ohne die Gemeinwirtschaft zu fördern. Der Arbeiter, mit der Kleinaktie in der Hand, würde zum klein- und scheinkapitalistischen Spießer werden. Und mit der Fiktion, kleiner Kapitalist geworden zu sein, würde er aufhören, die wertvollste und wichtigste Stütze des gemeinwirtschaftlichen Gedankens zu sein. Seine Denkungsweise würde in die Richtung eines gruppenegoistischen Betriebsyndikalismus gedrängt und der Bund zwischen Unternehmern und einzelnen privilegierten Arbeitergruppen gegen die Konsumenten und gegen die Volksgesamtheit könnte oft zu einer unliebsamen Tatsache werden. Damit mag einzelnen Arbeitergruppen vorübergehend gedient sein, die Arbeiterschaft als Ganzes, ihre Berufsorganisationen und auch die Konsumenten wären letztlich die Leidtragenden.

Die Arbeiter haben trotz aller politischen Zermürbungen noch ein wertvolles Gut, ihre wirtschaftliche Solidarität, die sie nur zu ihrem schwersten eigenen Schaden gegen die Fiktion, in die Sphäre des Kleinkapitalisten und Rentners »emporzurücken«, eintauschen können. Die Einführung der Kleinaktie würde die Unterbindung der Freizügigkeit und im weiteren die Schädigung der Berufsorganisationen zur Folge haben. Nach dem bestehenden Aktienrecht (Handelsgesetzbuch 180, III) sind Kleinaktien vinkuliert, das heißt sie dürfen nur mit Genehmigung der Gesellschaft veräußert werden. Das bedeutet eine Bindung an die Arbeitsstätte. Würde aber diese Bestimmung des Handelsgesetzbuchs aufgehoben und würden die Kleinaktien den übrigen Aktien in bezug auf Veräußerlichkeit gleichgestellt werden, dann zieht der Kurswechsel der Aktien ohne weiteres den Willen zum Verkauf nach sich.

Der Kleinaktionär würde zum gewerbsmäßigen Börsenspieler, und die Kleinaktien würden sich bald in allen möglichen Händen, nur nicht in denen der Arbeiter befinden. Und wenn auch die Kleinaktionäre im Aufsichtsrat vertreten wären, irgendwelchen bedeutsamen Einfluß werden sie dort nicht erlangen können — dazu fehlen ihnen die geschulten Kräfte. Sie würden nur der bequeme Vorspann, die angenehme Rückendeckung für andere zielbewußte Interessen werden. Der wirtschaftliche Scheinkonstitutionalismus der Kleinaktie ist etwas ganz anderes als die zentrale Kontrolle der Produktionsmittel der Schlüsselindustrien, um die das Proletariat heute kämpft. Gewiß, das Interesse des Werkes soll auch in vielen Punkten das Interesse der darin beschäftigten Arbeiter sein, aber ihr Interesse ist umspannender, ist das der ganzen Volkswirtschaft. Mit dem Blick auf das Einzelunternehmen würden die Arbeiter notwendigerweise den großen Blick für das Ganze der Volkswirtschaft verlieren. Das ist die größte Gefahr!

Und schließlich noch eine andere Einwendung. Dr. Böglcr rechnet, daß von den rund 150 Milliarden jährlicher Löhne 5 Prozent, also $7\frac{1}{2}$ Milliarden, durch die Kleinaktien den Werken zur Verfügung gestellt werden können. Wie soll eine Lohnneinbehaltung von 5 Prozent — denn um eine solche müßte es sich doch handeln — durchgeführt werden? Durch freiwilligen Entschluß oder öffentlich-rechtlichen Zwang? Man muß dabei an die Schwierigkeiten des 10prozentigen Einkommensteuerabzugs denken. Eine Lohnneinbehaltung von 5 Prozent bedeutet eine weitere beträchtliche Einschränkung der Lebenshaltung, für die — wenn sie durchgeführt werden soll — durchschlagende Gründe bestehen müssen.

Wenn aber auch das Projekt der Kleinaktien als aus einer teils syndikalistischen, teils kleinkapitalistischen Gedankenwelt kommend abzulehnen ist, so ist damit die Notwendigkeit, für die volkswirtschaftliche Kapital- und Sparbildung zu sorgen, nicht gleicherweise zu bestreiten. Auf diese Notwendigkeit hingewiesen zu haben, ist immerhin ein Verdienst des Essener Vorschlags.

Saint-Simon und seine Schule

Ein Blatt aus der Kindheitsgeschichte des modernen Sozialismus

Von Professor Dr. W. Berg

(Fortsetzung)

II

Mit den im vorausgehenden Artikel (Nr. 9 dieser Zeitschrift) geschilderten Reformideen hat aber der Sozialismus Saint-Simons seine Höhe noch nicht erreicht. Auf dieser langt er erst in der letzten Phase seiner Entwicklung, der religiösen, an, die in der Folge am meisten dazu gewirkt hat, in der von seinen Jüngern begründeten Schule seinen Ideen Geltung zu verschaffen. Auch als Religionsstifter läßt sich Saint-Simon vom Strome der Zeit dahintragen. Man suchte in der Restaurationszeit auf religiösem Gebiet die Anknüpfung an das, was nach der Revolution noch erhalten geblieben war, und wenn Männer wie der Abbé Châtel, Bonard, Maistre, Lamennais in verschiedener Weise Untersuchungen über die Religion und Versuche zur religiösen Erneuerung unternahmen, so befriedigten sie ein Bedürfnis der Zeit. Auch in Saint-Simon lebte ein mystisch-spekulativer Zug, der dem Zeitgeist entgegenkam. Ihm wie seinen Zeitgenossen galt eine soziale Theorie erst dann als vollendet, wenn sie in einem höheren Willen, also in der Idee Gottes, begründet erschien. In der Vorrede zu Saint-Simons »Nouveau Christianisme« feilt Rodrigues den Satz seines Meisters mit: »Indem man das religiöse System des Mittelalters angriff, hat man in Wahrheit nur eines bewiesen: daß es nicht mehr im Verhältnis steht zu dem Fortschritt der gesamten Wissenschaften. Aber man hat unrecht, daraus zu schließen, daß das religiöse System ganz verschwinden müsse; es soll sich nur mit dem Fortschritt der Wissenschaften in Harmonie setzen.« Daß Saint-Simon von Anfang an nach der Religion suchte, die das gesamte Leben der Welt ordnen sollte, geht schon aus seinem ersten Werke hervor, aber vollendet erscheint diese neue Religion erst in seiner letzten kleinen, aber bedeutungsvollsten Schrift, in seinem »Nouveau Christianisme«. Es ist von Olinde Rodrigues durch eine Vorrede eingeleitet und trägt

als Motto die Worte: »Wer andere liebt, hat das Gesetz erfüllt. Alles ist enthalten in dem Worte: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!«

Der Ausgangspunkt Saint-Simons ist der Satz, daß das einzige, wahrhaft göttliche Prinzip der christlichen Religion das Wort sei: »Liebet euch untereinander!« So hoch aber das Christentum in seinen Anfängen stand, so ist es doch im Laufe der Jahrhunderte entartet. Das ist durch die Verweltlichung des Klerus herbeigeführt worden, der sich zum Ziel nicht die Erfüllung der Nächstenliebe, sondern die Erweiterung seiner Macht gesetzt hat. Der Klerus ist in den größten und schädlichsten Irrtümern befangen und hat das Christentum, die Religion der Liebe, in eine Sammlung toter Dogmen verderbt. Aus diesem trostlosen Zustand ergibt sich die Aufgabe für die Gegenwart: die christliche Religion von ihrer Entstellung zu befreien und den Menschen ein neues, gereinigtes Christentum zu bringen. Im Anschluß an diese Sätze unterzieht er die beiden christlichen Bekenntnisse einer scharfen Kritik.

Auf diesen negativen, kritischen Teil der Schrift folgt nun der positive, aufbauende. Saint-Simon will von der gesamten kirchlichen Entwicklung nichts wissen, er will sie ausgeschaltet sehen und unmittelbar auf die Lehre Jesu selbst zurückgehen, auf den ewigen und unwandelbaren Grundsatz, daß alle Menschen Brüder sind und sich einander lieben sollen. »Dies Prinzip,« sagt er, »dem Urchristentum angehörig, wird eine Verklärung erhalten und in seiner Wiedergeburt sich als den Grundsatz darstellen: die Religion muß die Gesellschaft dem großen Zwecke der schnellsten Verbesserung des Loses der ärmsten Klasse entgegenführen.« Durch diese Auslegung erhält Saint-Simons neues Christentum den sozialen Stempel. Die menschliche Gesellschaft soll aus ihrem gegenwärtigen Elend, aus Armut und Not, emporgehoben werden und das irdische Glück zurückempfangen. Nur in dem einen Punkte unterscheidet sich das saint-simonistische neue Christentum vom Urchristentum, daß es nicht mehr rein transszendentalen Charakter hat, nur auf das Jenseits abzielt, sondern daß es nach der materiellen, sinnlichen Sphäre hin seine Ergänzung erhält. Jesus hatte gelehrt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Darum verlangte das Christentum die Entsagung, die Abtötung des Fleisches und verlegte alle Seligkeit in das Jenseits. Saint-Simon will aber auch das materielle Leben schon im Diesseits zu seinem Rechte kommen lassen und den uralten Gegensatz zwischen Geist und Materie beseitigen. Durch das Mittel des durchgeführten Prinzips der Bruderliebe und der Forderung, daß jeder einen nach seinen Fähigkeiten bemessenen Anteil an den durch gemeinsame Arbeit erzeugten Genußmitteln dieser Welt erhält, soll das soziale Christentum das materielle Elend nach Möglichkeit aus der Welt zu schaffen bestrebt sein. Es ist kein Zweifel, daß Saint-Simon ein tiefes Verständnis dafür gehabt hat, daß die Menschheit, mag sie auch noch so hochentwickelt sein, immer ein metaphysisches Bedürfnis haben wird, und in der Art und Weise, wie er diesem Bedürfnis entgegenkommt, also in dem Gedanken einer innigen Durchdringung von Religion und Sozialismus oder, anders ausgedrückt, in dem Gedanken einer sozialen Religion liegt offensichtlich ein hoher Reiz. Aber von den religiösen Ideen Saint-Simons gilt dasselbe, was vorhin über seine politischen bemerkt wurde; auch sie sind zu unbestimmt, ganz allgemein gehalten und nebelhaft.

Fassen wir das positive Ergebnis zusammen, welches die Lebensarbeit Saint-Simons gehabt hat, so müssen wir zu dem Urteil kommen: es ist nur gering. Es besteht darin, daß er auf Grund einer sozialpolitischen Geschichtstheorie eine Umbildung der Gesellschaft verlangt, in der das wirklich produktive Element die ihm zukommende soziale und politische Herrscherstellung erhalten und die Nächstenliebe das gesamte praktische Leben der Menschheit durchdringen und bestimmen soll. Aber dieses organische Prinzip ist noch ganz unausgebildet; es ist noch kein System, und es ist noch keine dogmatisch fest begründete Religion. Was Saint-Simon gibt, sind in der Hauptsache nur fruchtbare Anregungen. Aber gerade in diesem Mangel einer festen Gestaltung, in dieser weiten Entwicklungsmöglichkeit mußte die begeisterte Jugend, die Saint-Simon umgab, einen überaus lockenden Anreiz finden, tiefer in das Problem einzudringen, um einen systematischen Aufbau herzustellen. Welche Gründe es waren, die es verhinderten, daß sich die Lehre Saint-Simons zu seinen Lebzeiten durchsetzte, davon war schon früher die Rede. Als der Meister seine Augen schloß, war daher nur ein kleiner Kreis von Aposteln vorhanden, um das Werk des Toten fortzuführen. Da entstand zunächst in ihrem Kreise eine Wochenschrift, der »Producteur«, die Saint-Simon bereits geplant hatte, die aber ins Leben zu rufen er durch den Tod verhindert worden war. Aber die Zeit mit ihrem starken politischen Pulsschlag war dem Unternehmen nicht günstig. Auch Saint-Simons Schüler vermochten sich dem Einfluß des hochgesteigerten politischen Lebens in den Jahren vor der Julirevolution nicht zu entziehen. So kam es, daß der »Producteur« nicht mehr lediglich das Organ des Saint-Simonismus blieb und schon nach zwei Jahren bei der Ungunst der Verhältnisse einging. Man schien die Theorie Saint-Simons aufgegeben zu haben. Aber dem war in Wirklichkeit nicht so. Die Neuheit und Kühnheit der im »Producteur« behandelten Gedanken hatten doch so manche begabte Köpfe angeregt und wirkten beständig fort. Es bedurfte nur eines Apostels, der berufen war, die zerstreuten Glieder zur Gemeinde zu sammeln. Und dieser Mann fand sich in Bazard, an den sich später Enfantin anschloß.

Saint-Amand Bazard war 1791 geboren. Er gehörte während der Epoche der Restauration der republikanischen Kampfpartei an, stiftete die Gesellschaft der »Wahrheitsfreunde« und war einer der Gründer und Leiter des Geheimbundes der Carbonari, der sich gegen das Bourbonentum richtete. Nach dem Mißlingen des von diesen Carbonari unternommenen Versuchs, die Bourbonen zu stürzen (1821), wurde Bazard, der sich noch rechtzeitig hatte flüchten können, in contumaciam zum Tode verurteilt. Um die Mitte der zwanziger Jahre amnestiert, gab er die rein politische Tätigkeit auf und wandte sich den sozialen Fragen zu, besonders der Frage nach der gerechten Verteilung des Besitzes. Durch den Verkehr mit Rodrigues und einigen anderen Jüngern Saint-Simons wurde er für dessen Sache gewonnen. Eigentlich war es eine Wiedergewinnung, denn schon in seiner politischen Sturm- und Drangperiode hatte er sich Saint-Simon angeschlossen. Bazard ist im Grunde der Stifter der saint-simonistischen Schule, denn die »Producteur«-Periode kann man als eine solche nicht bezeichnen. Lorenz Stein⁵ nennt ihn mit Recht den wahren Saint-Simonisten. »Was man«,

⁵ Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich. Leipzig 1842.

sagt er, »als Saint-Simonismus am höchsten gepriesen und am meisten gefürchtet hat, gehört nicht Saint-Simon, sondern ihm. Er hat Saint-Simons Anschauung als Grundlage, seinen Namen als Lösungswort benutzt, aber das sozialistische System selber ist sein eigen. Will man das Verhältniß zwischen beiden in wenig Worte fassen, so wird man sagen, daß Ausgangspunkt und Endpunkt von Saint-Simon gegeben sind, die Mitte aber von Bazard ausgefüllt wird; aus den einzelnen Sätzen des Lehrers bildete der Schüler ein System, aus den Ansichten eine Wissenschaft.« Auch Bazards System steht wie die Theorie Saint-Simons im engsten Zusammenhang mit der Entwicklung, welche die innere Politik seiner Zeit nahm. Denn schon vor der Julirevolution hatte der dritte Stand tatsächlich Adels und Klerus zurückgedrängt, und der von Saint-Simon erst geahnte Gegensatz innerhalb des Mittelstandes zwischen Bourgeoisie und Peuple war der Nation schon bewußt geworden. Die Theorie Bazards aber ist als der erste Versuch einer Versöhnung dieses Gegensatzes anzusehen.

Saint-Simon hatte in dem Mangel einer wahren Religion und in der überlebten Staatsform die Hemmnisse für die Verwirklichung seiner Theorie vom Industriestaat gesehen und das auch ausgesprochen, aber den Gedanken an eine Reform des Eigentums hatte er noch nicht gefaßt gehabt. Erst Bazard griff diesen Gedanken auf und schuf auf dieser Grundlage ein spezifisch sozialistisches System, das sich durch tiefe Einsicht in die geschichtliche Vergangenheit und lichtvolle Ausblicke in die Zukunft auszeichnete. Er begann damit, in einem Saale der Rue Taranne seine Ideen einem kleinen Kreise von interessierten Zuhörern vorzutragen. Aber die Neuheit und Kühnheit seiner Ausführungen, die durch eine glänzende Beredsamkeit unterstützt wurden, zogen bald die Menge in seinen Bann. Wieder war es die gebildete Jugend, die sich besonders für seine Ideen begeisterte. »Diese Jungen«, sagt Ruffet, »hatten in ihrer Kindheit von den gewaltigen Ereignissen der Revolution gehört, hatten das Kaiserreich überlebt und waren die Söhne von Helden oder Opfern. Ihre Mütter hatten sie zwischen zwei Schlachten empfangen, und Kanonendonner hatte ihren Eintritt in die Welt begrüßt.« Es fehlte unter diesen Jungen nicht an hochbegabten Menschen, die auch später Hervorragendes geleistet haben. Zu ihnen gehörten zum Beispiel die Philosophen Comte, Leroux, Renbaud, Verminier, der Historiker Augustin Thierry, der Nationalökonom Michel Chevalier, ferner Carnot, später Minister der Republik, Isaak Péreire, der Begründer des Crédit mobilier, Mony, der Erbauer der ersten französischen Eisenbahn, und andere mehr. Auch die Gegner der neuen Bewegung erkannten wenigstens die Reinherzigkeit der Saint-Simonisten an. So sagte zum Beispiel Pouyouf von ihnen: »Sie haben Ernst, Gewissenhaftigkeit, auch Wissen und einige eine edle und schöne Begeisterung für die Menschheit und eine Wahrheitsliebe, die andere erreichen können, die aber keiner übertrifft.« Seine Ideen faßte Bazard später zusammen in der Exposition de la doctrine de Saint-Simon (Darstellung der Lehre Saint-Simons, eigentlich Doctrine de Saint-Simon, Exposition I, 1828/29, II, 1830), die das Hauptwerk der Schule wurde.

Ausgehend von einigen sozialgeschichtlichen Sätzen Saint-Simons, entwickelt er eine durch Tiefe der Erkenntnis ausgezeichnete Geschichtstheorie. Saint-Simon hatte gesagt: »Ordnung, Friede und Liebe sind für die Zukunft; die Vergangenheit hat immer den Krieg, den Haß, den Anagonis-

mus geliebt, studiert, geübt; und doch schritt das menschliche Geschlecht ohne Unterlaß seiner friedlichen Bestimmung entgegen, nach und nach übergehend von einer unvollkommeneren zu einer besseren Ordnung, von einer schwachen und beschränkten Vergesellschaftung zu einer stärkeren, umfassenderen, und jeder Schritt, den sie tat, war zunächst eine Krise für sie; denn sie mußte ihr Vergangenes verneinen und die Bande gewaltsam zerbrechen, die wohl einstens ihrer Kindheit heilsam gewesen, nun aber Hindernisse für ihre Entwicklung geworden waren.« Danach stellte Bazard zwei Kräfte fest, die das Leben der Welt gestalten: erstens die Selbstsucht oder den Individualismus, ein Prinzip, dessen Wesen die ständige Verneinung der Persönlichkeiten gegeneinander ist, und zweitens die Einheit oder die Affoziation, die den Antagonismus in den Individuen und Völkern aufhebt und ihre Verbrüderung herbeiführt. Diese beiden Kräfte sehen wir nun in der Geschichte der Völker in stetem Wechsel in der Weise tätig, daß auf eine »organische Periode«, das heißt auf ein vom Prinzip der Affoziation beherrschtes Zeitalter, eine »kritische Periode«, folgt, das heißt ein Zeitalter, in dem die Kraft des Individualismus tätig ist. In der »organischen Periode« hat das positiv schaffende, bildende Element über das zerstörende, auflösende gesiegt; die Autorität bestimmter Ideen ist allgemein anerkannt; Erziehung und Gesetzgebung sind auf ein gemeinsames Ziel gerichtet; die Sonderinteressen treten hinter dem Streben nach positivem Schaffen zurück. In der »kritischen Periode« beginnt die Skepsis, die Kritik, ihr zerstörendes Werk an den überlieferten Sätzen und Zuständen; sie löst das Band, das die Menschen bisher zusammenhielt, verdrängt also den Gemeinssinn und bringt den Individualismus zur Herrschaft, so daß am Ende die in früherer Zeit errichteten Schöpfungen zusammenbrechen.

Im bisherigen Gange der Weltgeschichte lassen sich nach Bazard zwei »organische« und zwei »kritische« Perioden unterscheiden. Während der ersten »organischen« Epoche schuf das Griechentum den herrlichen Glanz seiner Siege, seiner Kunst und Wissenschaft, die Römerwelt ihr großartiges Staatsgebilde. Aber mit dem Beginn der griechischen Philosophie fängt die erste »kritische« Periode an. Sie lockerte und untergrub die altgriechische Religion und Ideenwelt, und der zersetzende Individualismus vernichtete das Römerreich. Die zweite »organische« Epoche beginnt mit der Herrschaft des Christentums und dauert bis zur Erschütterung des Katholizismus im Reformationszeitalter. Das Christentum schuf in dieser Periode eine neue Kultur und neue Staatenbildungen voll kräftigen Lebens. Seit Luther ist wieder die Kritik erwacht; die Zweifelsucht reißt überall die Bildungen der früheren Zeit nieder; die Menschheit ist ohne gemeinsame Ideale; überall zeigt sich das Elend. Aber diese zweite »kritische« Epoche geht nach Bazard bereits ihrem Ende zu. Schon ist das Ringen nach einer neuen Weltanschauung zu spüren, und der Apostel der neuen, dritten »organischen« Epoche ist bereits aufgetreten. Es ist Saint-Simon.

In der sich vorbereitenden Zeit wird auch die materielle Ordnung reorganisiert werden. Denn nur durch eine solche Neuordnung der ökonomischen Verhältnisse kann der Antagonismus der Individuen überwunden werden. Die bisherige Geschichte ist eine Geschichte des Klassenkampfes, also des Kampfes zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten. In der ältesten, noch rohen Zeit tötete der Sieger den Besiegten. Dann erkannte er, daß ihm das

Fortleben des Besiegten größeren Nutzen brachte; er nahm ihm daher fortan nur die Freiheit und machte ihn zum Sklaven. Die Sklaverei (*exploitation de l'homme par l'homme*, Ausbeutung des Menschen durch den Menschen), der größte Widerspruch mit der Gleichheit, beherrscht noch heute das Leben der Gesellschaft, freilich unter freiheitlichen Formen. Durch das Christentum wurde die abgeschwächte Form der Sklaverei, die Hörigkeit geschaffen; aus dem Esclave wurde ein Serf (ein Leibeigener oder Höriger). In der Gegenwart hat sich der Serf in einen *Ouvrier* (Arbeiter) verwandelt, insofern die Hörigkeit dem freien Arbeitsvertrag Platz gemacht hat. Aber in der Sache selbst hat sich nichts geändert. Denn der *Ouvrier* ist zwar durch das Gesetz frei, tatsächlich aber ist er unfrei geblieben, weil er keinen Besitz hat und dem Machtgebot des Kapitalisten unterworfen ist. Er ist noch immer ein Sklave, ein Sklave seines Elends, seiner Armut, die er ebensowenig willkürlich enden kann, wie er es als Leibeigener konnte. Darum sagt Bazard: *il y a toujours de l'exploitation de l'homme*. Im wesentlichen unterscheidet die Geburt darüber, ob jemand zur bevorzugten Klasse gehört, der die herrschende Stellung innerhalb der Gesellschaft eingeräumt ist, oder zur proletarischen Klasse, die nur eben ihr Leben fristet und ihre geistigen und moralischen Anlagen nicht ausbilden kann. Nicht die Fähigsten und Tüchtigsten werden Leiter der Produktion, sondern die Erben von Grundeigentum oder Kapitalvermögen, und deren Streben ist darauf gerichtet, von den durch die Hand des Arbeiters geschaffenen Werten den Löwenanteil an sich zu raffen. Am meisten leiden die Arbeiter unter diesem Antagonismus; sie sind der ärmste, unglücklichste und zugleich der zahlreichste Stand. Darum muß es das nächste Ziel des mit Saint-Simon beginnenden dritten »organischen« Zeitraums nach Condorcets schönem Worte sein *l'amélioration morale, intellectuelle et physique de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre* (die moralische, intellektuelle und körperliche Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Klasse). Wenn Saint-Simon nur die allgemeine Forderung aufgestellt hatte, daß die Industriellen aus ihrer Not befreit werden sollten, so fand Bazard das Mittel dazu, den Weg. Es war eine neue Verteilung des Eigentums.

Das Erbrecht der Blutsverwandtschaft soll durch das des Talents ersetzt werden. Aber die Verteilung des Kapitals soll nach einem bestimmten Prinzip geschehen. Das Institut des Bankwesens, das bisher nur selbstsüchtigen Zwecken diente, erscheint Bazard, nachdem es eine Reform durchgemacht hat, zur neuen Verteilung des Besitzes berufen. Die praktische Durchführung einer gerechten Verteilung des Besitzes denkt sich Bazard etwa wie folgt: Ist ein Besitzer von Kapital, Grund und Boden gestorben, so hört die private Vererbung auf. Das hinterlassene Vermögen wird als Produktionsmittel einer vom Staate eingerichteten und geleiteten Zentralbank übergeben. Sie verwaltet aber die eingelieferten Produktionsmittel nicht selbst, sondern hat die zwiefache Aufgabe: erstens den Bestand der hinterlassenen Vermögen genau festzustellen und zweitens dafür zu sorgen, daß die Fähigsten und Tüchtigsten ohne Ansehen ihrer Herkunft ausfindig gemacht und mit der Verwaltung dieser Vermögen als *princes de l'industrie* (Industriefürsten) betraut werden. Damit sie, die Zentralbank, aber ihre Aufgaben lösen kann, muß ein System ihr unterstellter und über das ganze Land verteilter Banken, sogenannter Provinzialbanken, unter denen wieder städtische und Ge-

meindebanken stehen, geschaffen werden. Diese kleineren und kleinsten Banken kennen die Persönlichkeiten und die Bedürfnisse jeder industriellen Branche genau und berichten darüber an die Zentralbank, welche die Verteilung auf Grund dieser Informationen vornimmt. Trotz der staatlichen Aufsicht ist die Verwaltung der Vermögen und also auch die wirtschaftliche Tätigkeit durchaus privat und individuell. Nur erhalten die Produktionsleiter nicht den Reinertrag der Unternehmungen, sondern Gehälter, ebenso wie Angestellte und Arbeiter, nach den Leistungen abgestuft. Nach diesem System ist jedem Individuum eine völlig freie Entfaltung seiner Anlagen gewährleistet, und es erwirbt so viel Einkommen, als seine Leistungen verdienen. Das ist der Sinn der saint-simonistischen Doktrin: *à chacun selon sa capacité et à chaque capacité selon ses œuvres* (jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihren Leistungen), oder klarer ausgedrückt: *dans l'organisation sociale de l'avenir chacun devra se trouver selon sa capacité, rétribué suivant ses œuvres* (in der zukünftigen sozialen Organisation wird sich die Stellung eines jeden nach seiner Fähigkeit richten, besoldet nach seinen Leistungen).

In dieser Regelung des Besitzes auf gesellschaftlichem, nicht revolutionärem Wege glaubt Bazard das Rätsel der sozialen Frage gelöst. Als Kommunismus ist sein System, wie klar zu sehen ist, nicht zu bezeichnen. Denn es verlangt nicht die allgemeine Gleichheit, nicht die Aufteilung, auch nicht die Beseitigung des privaten Eigentums, sondern es ist im Gegenteil auf die Ungleichheit der menschlichen Fähigkeiten begründet und unterscheidet sich von dem wirklichen Zustand seiner Zeit nur dadurch, daß es die Ungleichheit des Besitzes nicht wie dort auf dem Erbrecht der Blutsverwandtschaft, sondern auf dem Wesen der Persönlichkeit aufbaut.

(Schluß folgt)

Die Reform der Sozialversicherung

Von Wilhelm Guske

Unter Sozialversicherung versteht man gewöhnlich den Teil des allgemeinen Versicherungswesens, der als Folge der Arbeiterschutzbestrebungen angesehen werden kann (Reichsversicherungsordnung, Privatangestelltenversicherung usw.). Diese Definition erfaßt aber bei weitem nicht alle mehr oder weniger in Beziehung mit jenen Maßnahmen stehenden Gebiete, die insgesamt den Zweck verfolgen, die Folgen persönlicher Notlagen zu beseitigen, deren Vorbeugung außerhalb des Könnens der betroffenen Volksschichten liegt. Die Ursachen dieser persönlichen Notlagen sind letzten Endes auch nur wirtschaftlicher Natur. Ihre Beseitigung wird daher nur möglich sein, wenn die Rechtsordnung der gesellschaftlichen Organisation so gestaltet wird, daß bei allen Wechselfällen des Lebens die notwendige Lebensbedarfsbefriedigung von der Allgemeinheit übernommen wird. Das ist nur möglich in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Solange nun die Gesellschaftsordnung im wesentlichen durch das Privateigentum bestimmt ist, werden auch besondere Maßnahmen zur Vorbeugung persönlicher Notstände erforderlich sein. Wenn nun aber auch über Zweck und Wesen der Versicherung allgemeine Übereinstimmung besteht, so fehlt doch diese fast vollständig bei der Erklärung des Begriffs der Versicherung. Dieser Umstand findet vielleicht

zu einem gewissen Teil dadurch seine Erklärung, daß bei dem Versicherungswesen rechtliche und wirtschaftliche Folgeerscheinungen zusammenfließen und daß sehr oft die beiden Hauptgebiete der Versicherung: Sozialversicherung und Privatversicherung als etwas ganz Wesensverschiedenes betrachtet werden. Das Gemeinsame aller Versicherungsarten wird dabei ganz übersehen.

Im engeren Sinne versteht man unter Sozialversicherung die persönliche Versicherung mit staatlichem Zwangscharakter gegen die Folgen der Beeinträchtigung der Erwerbsfähigkeit, unter Privatversicherung alle übrigen Versicherungsarten, bei denen vornehmlich privatwirtschaftliche Gesichtspunkte vorherrschen und die keinen Zwangscharakter tragen. Als Sozialversicherung können in Deutschland die Versicherungsarten der Reichsversicherungsordnung vom 19. Juli 1911 und des Reichsgesetzes »Versicherungsgesetz für Angestellte vom 20. Dezember 1911« angesehen werden. Für die öffentlichen Angestellten (Reichs-, Staats-, Gemeindebeamte und Lehrer) wird die öffentliche Fürsorge bei der endgültigen Beeinträchtigung der Erwerbsunfähigkeit durch einen gesetzlichen Ruhegehaltsanspruch übernommen. Dieser Ruhegehaltsanspruch tritt ein nach einer bestimmten Zahl von Dienstjahren oder bei vorzeitiger Dienstunfähigkeit. Bei Krankheitsfällen usw. wird den Beamten das Dienst Einkommen ungekürzt weitergezahlt. Der wesentliche Unterschied zwischen der Rente aus der Sozialversicherung und dem Ruhegehalt besteht in der Entstehung des Anspruchs. Der Rentenanspruch gründet sich auf eine bestimmte Beitragsleistung, der Ruhegehaltsanspruch entsteht ohne Beitragsleistung. Die Leistungen der Angestelltenversicherung werden nur aus der Beitragsleistung der Arbeitnehmer und Arbeitgeber gedeckt; die der Invalidenversicherung durch Beitragsleistung von Arbeitnehmer, Arbeitgeber und durch Reichszuschuß (öffentliche Mittel). Die Ruhegehaltszahlungen an die Beamten werden nur aus öffentlichen Mitteln bestritten.

Die Reformbestrebungen der Sozialversicherung bestehen seit dem Tage ihrer Einführung. Vor allem wird die völlig fehlende Einheitlichkeit der ganzen Einrichtung beklagt. Statt einer einheitlichen Organisation besteht eine schwer übersichtliche Vielheit von Organisationen. Damit wurde die Sozialversicherung von vornherein mit einer gewissen Unwirtschaftlichkeit belastet. Auch die Reichsversicherungsordnung vom 19. Juli 1911 hat an diesem Zustand wenig geändert. Die Hauptursache dieser Vielgestaltigkeit der deutschen Sozialversicherung ist wohl in dem Umstand zu suchen, daß die Sozialversicherungsgesetze nicht aus volkswirtschaftlichen Erwägungen, sondern in erster Linie aus parteipolitischen Absichten hervorgegangen sind. In der Begründung des ersten deutschen Sozialversicherungsgesetzentwurfs vom 14. November 1881 wurde deutlich zum Ausdruck gebracht, daß man hoffe, durch die Sozialversicherung für die sogenannten staatszerhaltenden Parteien viele Wähler gewinnen zu können. Also keine aus den Folgen der kapitalistischen Wirtschaftsweise abgeleitete sittliche Pflicht, sondern eine parteipolitische Berechnung bildete den treibenden Gedanken. Dieselbe Auffassung kam auch wieder bei der Beratung des Versicherungsgesetzes für Angestellte vom 20. Dezember 1911 zum Ausdruck. Die politischen Wirkungen, die man von der Sozialgesetzgebung erhofft hatte, waren nicht eingetreten, und man versuchte daher, durch die Angestelltenversicherung we-

nigstens vorläufig ein sogenanntes staatszerhaltendes Gegengewicht innerhalb einer bestimmten Arbeitnehmergruppe zu schaffen. Es ist auffällig, daß die Kreise, die in wirtschaftlicher Hinsicht die Vorteile einer großbetriebstechnischen Organisation rühmen, den gleichen Gedanken bei der Regelung der Sozialversicherung ablehnen.

Bei der Reform der Sozialversicherung werden besonders beachtet werden müssen: Ausdehnung, Wirtschaftlichkeit und Leistungsfähigkeit der Versicherungsorganisation. Ferner wird berücksichtigt werden müssen, daß in den letzten Jahren, vornehmlich aber seit Kriegsausbruch, sich eine erhebliche Veränderung in der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gliederung des deutschen Volkes vollzogen hat. Diese Veränderung findet schon darin ihren Ausdruck, daß heute große Gebiete der wirtschaftlichen Beziehungen öffentlich-rechtliche Eigenschaften erworben haben. Man kann heute sagen, daß die rechtliche Berücksichtigung der Einzelpersonlichkeit zugunsten der Interessen der Gemeinschaft zurückgetreten ist. Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges haben den deutlichen Beweis erbracht, daß diejenigen Volkskreise, die ihren Lebensunterhalt durch Anwendung ihrer Arbeitskraft bestreiten, vor der Beeinträchtigung infolge der Wechselfälle des Wirtschaftslebens durch eine auf breitester Grundlage gestellte Sozialversicherung geschützt werden müssen. Hinzu kommt, daß die wirtschaftliche Selbständigkeit, die bisher immer als Beweis wirtschaftlicher Stärke und der Entbehrlichkeit einer besonderen Versicherung gegen Erwerbsstörungen angesehen worden ist, infolge der Wertverschiebung aller Wirtschaftsgüter an Umfang und Bedeutung sehr abgenommen hat. Die Aussicht, durch Renteneinkommen die Daseinskosten zu bestreiten, bietet sich nur ganz wenigen.

Der Grundsatz der Freiheit und der Selbständigkeit des einzelnen Staatsbürgers ist heute auf sehr vielen Gebieten unserer Rechtsordnung erheblich durchbrochen. Es ist das eine Folge der wirtschaftlichen Entwicklung. Die früheren Einwände gegen den Versicherungszwang entbehren daher heute der inneren Berechtigung. Es kann als erwiesen angesehen werden, daß das Fehlen eines ausreichenden Schutzes der Arbeitnehmer in jeder Hinsicht bedenklicher ist als die staatliche Bevormundung durch den Versicherungszwang. Die weiteren Vorwürfe gegen die Zwangsversicherung: Schwächung der Willenskraft, Zunahme des Leichtsinns und der Gleichgültigkeit kann man auch gegen die freiwillige Versicherung erheben. Das, was man gewöhnlich unter Selbsthilfe versteht, kann ebenfalls wortförmlich nicht auf das Versicherungswesen angewandt werden. Beim Versicherungswesen trifft die Selbsthilfe doch erst mit der organisierten Fürsorge der Gemeinschaft ein, während zum Beispiel beim Sparen die Selbsthilfe ganz unabhängig von der Gemeinschaft für den einzelnen wirksam wird. Die Sozialversicherung muß daher entsprechend der Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf alle Volksgenossen ausgedehnt werden, deren Daseinsbefriedigung von der Verwendung ihrer Arbeitskraft abhängig ist.

Voraussetzung der Wirtschaftlichkeit der Sozialversicherung ist in erster Linie die Organisationsform. Die heutige uneinheitliche Organisation erfüllt in keiner Weise die Bedingungen der Wirtschaftlichkeit. Die Gliederung der Sozialversicherung in Kranken-, Unfall-, Invaliditäts-, Alters-, Hinterbliebenenfürsorge für Arbeiter, einer besonderen Angestelltenversicherung und der Beamtenpensionseinrichtung erfordert einen Arbeitsaufwand, der zu

dem Erfolg in keinem Verhältnis steht. Mit Ausnahme der Beamtenpensionen sind sämtliche Leistungen, selbst unter Beachtung der gegenwärtigen Geldentwertung, auf einer Höhe zurückgeblieben, die nur die notwendigste Lebensbedarfsbefriedigung ermöglicht. Die Gesamtsummen der Beitrags- und der Renten- oder Ruhegehaltsleistungen müssen von der Gemeinwirtschaft getragen werden; denn sämtliche Arbeitnehmer widmen ihre Arbeitskraft der heimischen Volkswirtschaft. Zur Tragung der Folgen der aus dieser Widmung sich ergebenden wirtschaftlichen Nachteile des einzelnen muß deshalb auch die Leistungsfähigkeit der Gesamtwirtschaft herangezogen werden. Man wird zu erwägen haben, ob die zwar in erster Linie dem Einzelinteresse dienenden, aber letzten Endes doch auch die Gemeinwirtschaftsinteressen fördernden Aufgaben der Sozialversicherung nicht von einer einheitlichen Organisation übernommen werden können. Dadurch könnten erhebliche Verwaltungskosten erspart werden.¹

Der Weg zu dieser einheitlichen Organisation scheint mir gegeben zu sein, wenn die Krankenkassen und die Landesversicherungsanstalten zu Trägern der Sozialversicherung gemacht werden. Es wird eine Verschmelzung der einzelnen Zweige der Sozialversicherung (Kranken-, Unfall-, Invaliditäts-, Alters-, Hinterbliebenen- und Angestelltenversicherung) nötig sein. Diese Zusammenfassung besteht bereits bei den Knappschaftskassen der Bergleute und bei der Seeeberufsgenossenschaft. Durch die Reichsversicherungsordnung sind schon für die Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Hinterbliebenenfürsorge einheitliche Entscheidungskörperschaften zur Prüfung und Festsetzung der Rente usw. geschaffen. Für die Vermögensverwaltung sind zwar einheitliche Bestimmungen gegeben, es findet aber völlig gesonderte Beitragserhebung und Verwaltung des Vermögens statt. Bei der Krankenversicherung werden Wochenbeiträge erhoben; bei der Invaliditäts-, Alters- und Hinterbliebenenversicherung herrscht hingegen das Markensystem. Bei der Unfallversicherung werden die Mittel durch Umlage-, Kapitaldeckungs- oder Prämiendeckungsverfahren erhoben. Die Angestelltenversicherung hat das Konteneinzahlungsverfahren eingerichtet. Die Ruhegehälter der Reichs-, Staats- und Gemeindebeamten werden durch öffentliche Abgaben (Steuern) gedeckt. Teilweise werden auch von den Kommunalverbänden und anderen öffentlichen Körperschaften Pensionsversicherungsverbände gebildet. Ein besonders umständliches Verfahren gilt für die Zahlung der Ruhegehälter für Volksschullehrer. Das Ruhegehalt bis zur Höhe von 700 Mark wird aus der Staatskasse gezahlt, darüber hinaus von den Schulverbänden bestritten. Zur gemeinsamen Bestreitung dieser Kosten werden die Schulverbände regierungsbezirksweise zu Ruhegehaltskassen vereinigt. Für die Zahlung des Witwen- und Waisengeldes werden Bezirkswitwen- und -waisenkassen, ähnlich den Ruhegehaltskassen, gebildet.

Daß dieses bunte Bild von Leistung und Gegenleistung sich nicht durch Vermeidung alles unnötigen Aufwands auszeichnet, wird allseitig zugegeben werden müssen. Die von der Sozialdemokratie bei der Beratung der Reichs-

¹ Hermann Müller hat in Nr. 20 und 21 des 1. Bandes, 38. Jahrgang der Neuen Zeit nähere Angaben über die Verwaltungskosten der Arbeiter- und der Angestelltenversicherung gemacht.

versicherungsordnung und der Angestelltenversicherung geforderte Verschmelzung der verschiedenen Versicherungszweige der Sozialversicherung wurde von den Vertretern der Reichsregierung und der bürgerlichen Parteien abgelehnt. Die damals geltend gemachten Einwände gegen die sozialdemokratische Forderung waren geboren aus der bürgerlichen Voreingenommenheit gegen die damit verbundene wachsende Bedeutung der Arbeitnehmer im Wirtschaftsleben. Das ging deutlich aus dem großen Mißtrauen hervor, wie man die Selbstverwaltungsrechte der Sozialversicherungsorganisationen auszugestalten suchte. Die Frage einer grundsätzlichen Reform unserer Sozialversicherung ist aber infolge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen durch die Kriegsfolgen zur unabwendbaren Notwendigkeit geworden. Infolge der allgemeinen Geldwertverminderung müssen die sachlichen Grundlagen aller Versicherungszweige den jetzigen Wirtschaftsverhältnissen angepaßt werden. Ferner müssen Maßnahmen zur weiteren Ausgestaltung einer vorbeugenden Fürsorge getroffen und eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit eingerichtet werden.

Alle Reformbestrebungen müssen aber von der Erkenntnis der Umgestaltung unseres Wirtschaftslebens ausgehen. Dieser Gedanke kommt ja auch in den Artikeln 151 bis 165 der Verfassung des Deutschen Reichs vom 11. August 1919 zum Ausdruck. Bei allen Wirtschaftsfragen muß zukünftig in erster Linie die Rücksicht auf das Gemeinwohl ausschlaggebend sein. Wenn aber dem Gemeinschaftsbedürfnis grundlegende Entscheidung eingeräumt ist, so erscheint die Prüfung besonders notwendig, ob die Einzelarbeitsleistung nicht auch unter anderen Gesichtspunkten gewertet werden muß. Artikel 151 der Verfassung lautet: »Die Ordnung des Wirtschaftslebens muß den Grundsätzen der Gerechtigkeit mit dem Ziele der Gewährleistung eines menschenwürdigen Daseins für alle entsprechen.« Damit ist die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß es Sache der Gesamtwirtschaft eines Landes ist, die aus der Betriebsweise erwachsenden Aufwendungen für Krankheit, Unfall, Alter und unverschuldete Arbeitslosigkeit zu decken.

Aber nicht nur sachliche, sondern auch ideelle Beweggründe drängen zu einer Vereinheitlichung der Sozialversicherung. Vor allem ist es das Bedürfnis der gleichen Rechtsgestaltung für das Arbeitsverhältnis aller Arbeitnehmer. Die Bewertung der persönlichen Arbeitskraft bildet für Arbeiter, Angestellte und Beamte die Grundlage ihrer Daseinsbefriedigung. In einem Volksstaat ist es daher eine auf Recht und Billigkeit gestützte Forderung, daß die Umstände, die beim Verlust der Arbeitskraft eintreten, gleich gewertet werden. Die Arbeitsleistung ist Dienst für die Gemeinschaft, die Gemeinschaft hat daher auch die gleichen Grundsätze für die Entschädigung bei verminderter oder völlig verlорener Arbeitsfähigkeit anzuwenden. Hier bestehen zwischen den Versicherten der Reichsversicherungsordnung (Arbeitern), den Angestellten und den Beamten erhebliche Unterschiede, die besonders verbitternd wirken in einem Staatswesen, dessen Bürger nach der Verfassung sich der vollendetsten Gleichberechtigung erfreuen sollen. Nach der Arbeiterversicherung sind die Voraussetzungen zur Erlangung der Rente erfüllt, wenn die Arbeitsfähigkeit des Versicherten nicht mehr zum Erwerb eines Drittels dessen ausreicht, was gleichartige Versicherte verdienen. Bei der Prüfung der Frage, welche Arbeiten den Versicherten noch zugemutet

werden können, erfahren Beruf und Ausbildung nur billige Berücksichtigung. Bei der Angestelltenversicherung tritt der Ruhegehaltsanspruch ein bei Berufsunfähigkeit. Diese gilt als gegeben, wenn die Arbeitsfähigkeit des Versicherten auf weniger als die Hälfte derjenigen eines körperlich und geistig gesunden Versicherten von ähnlicher Ausbildung und gleichwertigen Fähigkeiten und Kenntnissen herabgesunken ist. Der Pensionsanspruch eines Beamten setzt entweder Erreichung eines bestimmten Lebensalters oder Dienstunfähigkeit voraus. Dienstunfähigkeit liegt vor, wenn der Beamte infolge eines körperlichen Gebrechens oder wegen Schwäche seiner körperlichen oder geistigen Kräfte zur Erfüllung seiner Amtspflichten unfähig geworden ist. Es muß also Berufsunfähigkeit eingetreten sein. Daß der Beamte überhaupt erwerbsunfähig ist, ist nicht Vorbedingung für die Gewährung einer Pension. Der Beamte braucht auch nicht zur Wahrnehmung eines jeden Amtes unfähig zu sein. Es genügt, wenn er das von ihm bisher innegehabte oder ein diesem Range, den Bildungserfordernissen usw. gleichzuachtendes Amt nicht mehr wahrnehmen kann.

Eine Gleichstellung der Arbeiter, Angestellten und Beamten in der Sozialversicherung würde zur Voraussetzung haben müssen, daß auch alle Vorrechte der einzelnen Gruppen bezüglich der Gestaltung der Arbeitsbedingungen und der daraus sich ergebenden Rechtsverhältnisse beseitigt werden — also die Einführung eines einheitlichen Arbeitsrechts für alle Arbeitnehmer. Für Beamte würde dieses die Beseitigung der Anstellung auf Lebenszeit und Vorausleistung des Gehalts notwendig machen.

Eine derartige Regelung des Beamtenverhältnisses braucht in keiner Weise die erworbenen Rechte der Beamten zu verletzen. Hier muß besonders Berücksichtigung finden, daß unter dem früheren Regime die Fürsorge der öffentlichen Arbeitgeber (Reich, Staat, Gemeindeverbände und Gemeinden) und die Bezahlung der in Anspruch genommenen Arbeitskraft in keinem Verhältnis zu dem tatsächlichen Wert dieser Arbeitskraft stand. Obwohl in dem früheren Beamtenrecht den Beamten die Pflege einseitiger Berufsangelegenheiten (standesgemäßes Verhalten in und außer dem Dienst) zur besonderen Pflicht gemacht worden war, wurde den damit verbundenen größeren Aufwendungen keine Rechnung getragen. Eine den Dienstleistungen angemessene Besoldung trat erst im höheren Lebensalter ein. Aus diesem Verhältnis ergab sich zwingend die Rechtsanschauung, daß der eigentliche Gegenwert für die Dienste der Beamten in der Ruhegehaltsversorgung zu erblicken sei. Dieser Umstand muß bei der Vereinheitlichung der Sozialversicherung in Berücksichtigung gezogen werden. Das kann dadurch erfolgen, daß die Rechte des Teiles der Beamenschaft, die den größten Teil ihrer Diensttätigkeit im Hinblick auf eine Entschädigung durch die Ruhegehaltsversorgung abgeleistet haben, von der neuen einheitlichen Sozialversicherung übernommen werden. Den anderen Beamten, soweit sie mit Ruhegehaltsversorgung angestellt sind, müßten die bis zur Errichtung der einheitlichen Sozialversicherung erworbenen Ansprüche von der neuen Versicherung garantiert werden. Damit wäre der verfassungsmäßigen Unverletzbarkeit der wohl erworbenen Rechte der Beamten in vollem Umfang entsprochen. Die rechtlichen Folgen der Frage der lebenslänglichen Anstellung zu regeln, wäre dann eine Angelegenheit des neuen einheitlichen Arbeitsrechts.

Das neue Militärversorgungsgesetz hat den Gedanken der einheitlichen Regelung der Versorgungsansprüche bereits zur Verwirklichung gebracht. Ab 1. Januar 1920 findet die Versorgung aller Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere, deren Erwerbsfähigkeitsbeschränkung oder Dienstunfähigkeit nach dem 31. Juli 1914 eingetreten ist, nach gleichen Grundsätzen statt. Etwaige durch das neue Gesetz verminderte Entschädigungen werden durch einmalige Abfindungen abgegolten.

Auch im Organisatorisch-Technischen bietet eine einheitliche Sozialversicherung keine besonderen Schwierigkeiten. Mir erscheint als einfachste Regelung, wenn die örtlichen Krankenkassen zum Versicherungsträger gemacht und nach Verwaltungsgebieten (Provinzen, Ländern) zu besonderen Körperschaften in ähnlicher Weise wie die heutigen Landesversicherungsanstalten zusammengefaßt werden. Für die Invaliden- und Altersversicherung würde am zweckmäßigsten das Kartensystem (Beitragsmarken) eingeführt werden. Die Gewerbe mit besonderen Berufsgefahren müßten mit Zuschlagleistungen in ähnlicher Weise wie die heutige Unfallversicherung herangezogen werden. Eine zu straffe Zentralisation ist zu vermeiden, da diese nach den Erfahrungen der Privatangestelltenversicherung zu großen Kostenaufwand der Verwaltung erfordert.

Mit der Lösung der Frage der einheitlichen Sozialversicherung wäre auch am besten die Arbeitslosenversicherung zu verbinden. Die Erfahrungen der Nachkriegszeit haben deutlich bewiesen, daß alle bisherigen Versuche infolge der starken Zersplitterung keine geeignete Unterlage bilden zur Behebung der Not als Folge der Arbeitslosigkeit. Die kommenden Jahre werden sicherlich noch starke Störungen des Wirtschaftslebens bringen, daher wird es zur zwingenden Notwendigkeit, eine grundlegende starke Zusammenfassung aller derjenigen Maßnahmen durchzuführen, die eine Verhütung oder Minderung der wirtschaftlichen Not infolge gestörter Arbeitsfähigkeit anstreben.

Der Kampf um eine einheitliche Sozialversicherung wird sicherlich lebhaften Widerstand derjenigen Kreise auslösen, die ihr Heil in der Erhaltung alter Überlieferungen erblicken; besonders ruft die Klassen- und Berufsvoreingenommenheit starke Verwirrung und Befangenheit in der sachlichen Beurteilung dieser Fragen hervor. Die hier vertretenen Gedanken bilden in keiner Weise etwas Ungewöhnliches. Sie knüpfen nur an die durch die wirtschaftliche Entwicklung vorgezeichneten Notwendigkeiten an. Der Sieg des Gemeinschaftsgedankens wird auch ein Bahnbrecher der Vereinheitlichung der Sozialversicherung sein.

Wie wählen die Frauen?

Von A. Panitz (Magdeburg)

Vor Jahrzehnten schon hat Bebel gesagt, daß wir bei Durchführung einer unserer wichtigsten demokratischen Forderungen, des Frauenwahlrechts, keine Freude, sondern eine Enttäuschung erleben würden; denn das Wahlrecht der Frauen würde zunächst Parteien, die Gegner der Demokratie seien, zugute kommen. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung 1919 konnte ein Beweis dafür leider nur in den wenigen Bezirken erbracht werden, in denen getrennte

Wahllisten für Männer und Frauen geführt worden sind; bei den Wahlen von 1920 zum ersten Reichstag der deutschen Republik ergab sich jedoch eine weitere Bestätigung der Erfahrungen von 1919. Die antidemokratischen und antirepublikanischen Parteien verdanken ihren Aufstieg tatsächlich zu einem guten Teil den Frauen. Viele Frauen haben 1919, als sie noch unter der Wirkung des Krieges standen, nur deshalb für die Sozialdemokratie gestimmt, weil ihnen diese das Wahlrecht verliehen hatte; diesmal aber haben sie vielfach aus wirtschaftlichen Gründen gegen die sozialistischen Parteien votiert.

Vornehmlich kommt der starke Einfluß in Betracht, den die Geistlichen und die Kirche auf die weiblichen Wähler ausüben, in den evangelischen Landesteilen zugunsten der rechtsstehenden Parteien, in katholischen Gegenden zum Vorteil des Zentrums. So nur ist es zu erklären, daß sogar in Berlin und in Magdeburg-Thüringen je ein Zentrumsabgeordneter gewählt werden konnte. Der Zentrumssturm würde noch ganz andere Risse und Sprünge aufweisen, wenn ihm nicht durch Einführung des Frauenwahlrechts neue Stützen geschaffen worden wären.

In dem badischen Schwarzwaldstädtchen Haslach ergab sich zum Beispiel folgendes Resultat:

Wahlberechtigte . . .	Ins- gesamt	Davon waren:				Es stimmten von		
		Männer	Proz.	Frauen	Proz.	100 Wäh- lern	100 Män- nern	100 Frauen
Gewählt haben . . .	1393	650	46,70	743	53,30			
Sozialdemokraten . .	197	121	61,42	76	38,58	14,14	18,62	10,22
Unabhängige	162	113	69,76	49	30,24	11,62	17,38	6,59
Demokraten	130	85	65,39	45	34,61	9,37	13,07	6,05
Deutsche Volkspartei .	82	45	54,88	37	45,12	5,88	6,92	4,98
Deutschnationale . .	22	8	36,37	14	63,63	1,57	1,23	1,90
Zentrum	800	278	34,75	522	65,25	57,42	42,78	70,26

Während also unter den 489 Stimmen der drei demokratisch-republikanischen Parteien 65,50 Prozent Männer, aber nur 34,50 Prozent Frauenstimmen waren (bei den Unabhängigen gar nur 30,24 Prozent), bestanden die 800 Zentrumsstimmen zu 65,25 Prozent aus weiblichen Wählern. Erreichten die ersten drei Parteien 35,03 Prozent der Gesamtstimmen, so hatten sie mit 49,07 Prozent beinahe die Hälfte der Männerstimmen, aber mit nur 22,86 Prozent kaum ein Fünftel der Frauenstimmen. Dafür heimste das Zentrum aber 70,26 Prozent aller Frauenstimmen ein. Welcher Unterschied gegenüber den Sozialisten!

Aus dem »heiligen« Köln liegen ebenfalls nach Männern und Frauen getrennte Wahlergebnisse vor, deren bereits früher veröffentlichte Zahlen schon deshalb eine genaue Betrachtung und Berechnung verdienen, weil es sich hier um eine Großstadt mit sehr stark katholischem Einschlag handelt. Leider können zu dieser Berechnung nur die Ergebnisse aus 264 von insgesamt 290 Wahlbezirken der Stadt Köln benutzt werden.

Gewählt haben . . .	Ins- gesamt	Davon waren:				Es stimmten von		
		Männer	Proz.	Frauen	Proz.	100 Wäh- lern	100 Män- nern	100 Frauen
Sozialdemokraten . .	60429	36295	60,07	24134	39,93	26,32	30,44	21,86
Unabhängige	27218	18245	67,04	8973	32,96	11,85	15,30	8,13
Demokraten	11231	6554	58,36	4677	41,64	4,89	5,49	4,23
Deutsche Volkspartei .	33712	17768	52,67	15944	47,33	14,68	14,89	14,45
Deutschnationale . .	6612	3190	48,25	3422	51,75	2,88	2,67	3,16
Zentrum	82110	32964	40,15	49154	59,85	35,76	27,64	44,53
Christliche Volkspartei	8307	4247	51,13	4060	48,87	3,62	3,57	3,67

Von den rund 98 000 Wählern der drei Linksparteien sind über 61 Prozent Männer, nicht ganz 39 Prozent Frauen — über ein Fünftel weniger also, als der weibliche Anteil an der Wählerzahl beträgt. Bei den Unabhängigen ist das Verhältnis der Männer zu den Frauen am ungünstigsten. Noch nicht halb soviel weibliche wie männliche Wähler haben für diese Partei gestimmt. Auch die Sozialdemokratische Partei blieb mit ihrem Anteil an den Frauenstimmen im Betrag von nicht ganz 40 Prozent bedeutend hinter dem Durchschnitt zurück. Dagegen besteht die Wählerschaft des Zentrums nur zu 40 Prozent aus Männern, dagegen zu fast 60 Prozent aus Frauen — also ungefähr 20 Prozent mehr Frauen als bei der Sozialdemokratie und 27 Prozent mehr als bei den Unabhängigen.

Die sogenannte Christliche Volkspartei stand dort in Opposition zum Zentrum; sie hatte deshalb nicht den vollen Segen der Kirche. Deshalb war der Frauenanteil bei ihr um fast ein Fünftel niedriger als bei der offiziellen katholischen Partei; immerhin hielt auch er sich über dem Durchschnitt.

Für die drei Linksparteien stimmten von der Gesamtheit der Männer 51,23 Prozent, hingegen nur 34,22 Prozent der Frauen. Beim Zentrum zeigte sich das umgekehrte Verhältnis. Es erhielt nur 27,64 Prozent der Männerstimmen, aber dafür 44,53 Prozent der Frauenstimmen. Auch für die Deutschnationalen begeisterten sich um ein Fünftel mehr Frauen als Männer. Schon für die Demokraten haben 25 Prozent weniger Frauen als Männer gestimmt. Von 100 Männern wählten 45,74 sozialistisch (Sozialdemokraten und Unabhängige), von 100 Frauen aber nur 29,99. Am ungünstigsten war das Verhältnis bei den Unabhängigen: auf zwei Männer wählte nur eine Frau unabhängig.

In Hannover beteiligten sich in den 10 Wahlbezirken, die zum Vergleich herangezogen werden können, 1635 Frauen mehr als Männer (die kleinen Differenzen in der nachfolgenden Tabelle ergeben sich aus den nicht berücksichtigten Stimmen, beeinflussen die Bewertung aber nicht). Gestimmt haben:

Wähler	Ins- gesamt	Davon waren:				Es stimmten von		
		Männer	Prog.	Frauen	Prog.	100 Wäh- lern	100 Män- nern	100 Frauen
Wähler	38 117	18 241	47,86	19 876	52,14			
Sozialdemokraten . . .	17 466	8 465	48,47	9 001	51,53	45,82	46,41	45,28
Unabhängige	5 820	3 137	53,91	2 683	46,09	15,28	16,65	13,50
Kommunisten	277	178	64,22	99	35,78	0,73	0,98	0,49
Demokraten	1 320	636	48,19	684	51,81	3,46	3,54	3,44
Nationaldemokraten . .	68	35	51,47	33	48,53	0,17	0,19	0,15
Deutsch-Sozialisten . .	77	48	62,34	29	37,66	0,20	0,26	0,14
Deutsch-Hannoveraner .	4 469	2 005	44,87	2 464	55,13	11,72	11,03	12,42
Deutsche Volkspartei . .	4 800	2 103	43,81	2 697	56,19	12,59	11,53	13,58
Deutschnationalen . . .	1 670	782	46,83	888	53,17	4,38	4,29	4,47
Zentrum	2 004	780	38,93	1 224	61,07	5,25	4,28	6,20

Es blieben also die Kommunisten um 17 Prozent, die Unabhängigen um 6 Prozent, die Deutsch-Sozialisten um 15 Prozent hinter dem Durchschnittsanteil der Frauen zurück. Die Sozialdemokratische Partei hat hingegen nur 1 Prozent weniger Frauen- als Männerstimmen erhalten. Aber für die Rechtsparteien sind beträchtlich mehr Frauen- als Männerstimmen abgegeben. Die Zentrumswähler bestanden zum Beispiel zu fast 60 Prozent aus Frauen. Die Kommunisten zählen unter ihrem Anhang fast doppelt soviel Männer als Frauen.

Von 100 Wählern stimmten 61,85 für die drei sozialistischen Parteien, und zwar von 100 Männern 64,04, von 100 Frauen 59,27. Das Zentrum und die drei nationalen Parteien erhielten 33,94 Prozent aller Stimmen — nur 31,13 Prozent aller männlichen, dafür aber 36,63 Prozent aller weiblichen Wählerstimmen.

Eine Zusammenstellung dieser erwähnten Resultate ist recht interessant, da es sich um Orte aus verschiedenen Gegenden Deutschlands handelt.

Wählerzahl	Ins- gesamt	Davon waren:				Es stimmten von		
		Männer	Prog.	Frauen	Prog.	100 Wäh- lern	100 Män- nern	100 Frauen
Wählerzahl	269 137	138 154	51,33	130 983	48,67			
Sozialdemokraten . .	78 092	44 881	57,47	33 211	42,53	29,39	32,49	25,36
Unabhängige	33 200	21 495	64,74	11 705	32,26	12,34	15,58	8,94
Kommunisten	277	178	64,22	99	35,78	0,10	0,13	0,07
Zusammen	111 569	66 554	59,65	35 015	40,35	41,83	48,20	34,37
Demokraten	12 681	7 275	57,53	5 406	42,47	4,86	5,27	4,13
Nationaldemokraten .	68	35	51,47	33	48,53	0,02	0,02	0,02
Deutsch-Sozialisten .	77	48	62,34	29	37,66	0,03	0,04	0,02
Zusammen	12 826	7 358	57,36	5 468	42,64	4,41	5,33	4,17
Deutsch-Hannoveraner	4 469	2 005	44,87	2 464	55,13	1,67	1,95	1,88
Deutsche Volkspartei .	38 594	19 916	51,07	18 678	48,93	14,35	14,42	14,26
Deutschnationale . .	8 304	3 980	49,01	4 324	50,99	3,09	2,88	3,30
Zusammen	51 367	25 901	50,42	25 466	49,58	19,11	18,75	19,44
Christliche Volkspartei	8 307	4 247	51,13	4 060	48,87	3,09	3,09	3,09
Zentrum	84 922	34 022	40,06	50 900	59,94	31,56	24,63	38,93
Zusammen	93 229	38 269	41,05	54 960	58,95	34,65	27,72	42,02

Von den 111 569 Stimmen der drei sozialistischen Parteien waren weiblich nur 40,35 Prozent (bei den Unabhängigen und Kommunisten gar nur etwas über 35 Prozent). Sie blieben also hinter dem normalen Frauenanteil um ein Sechstel zurück. Auch die Demokraten stehen mit ihrem weiblichen Anhang um über ein Achtel unter dem Durchschnitt. Bei den Rechtsparteien war hingegen der Anteil der Männer- und Frauenstimmen fast gleich; doch gewannen die Deutschnationalen fast ein Zwanzigstel, die Hannoveraner ein Siebtel mehr Frauenstimmen, als ihnen prozentual zukam. Am meisten jedoch neigen die Frauen zum Zentrum. Fast 60 Prozent seiner Wähler waren weiblich. Auf zwei männliche kommen über drei weibliche Zentrumsmitglieder. 50 Prozent mehr Frauen als Männer folgen den Weisungen der Kirche!

Aber noch eine andere Schlussfolgerung läßt sich ziehen. Auch das Wahlrecht der Jugendlichen von 20 bis 25 Jahren ist der Sozialdemokratie durchaus nicht günstig. Den Vorteil haben auch hier die sogenannten »nationalen« Parteien, das heißt die Rechtsparteien und das Zentrum. Ein direkter statistischer Beweis ist leider nicht zu führen, aber sorgfältige Beobachtungen in verschiedenen Gegenden bestätigen das. Im Alter von 20 bis 25 Jahren überwiegen erstens ganz bedeutend die weiblichen Wähler, und ferner ist die Jugend in vielen Gegenden, da sie leider noch ganz unkritisch wählt, der nationalistischen Verheißung leichter zugänglich.

Notwendig ist eine systematische Untersuchung und Feststellung der Gründe, welche die verheirateten Frauen vielfach veranlassen, anders als ihre Männer zu stimmen. Sind es nur religiöse Gründe und Beeinflussungen wie beim Zentrum? Inwieweit liegen wirtschaftliche Ursachen vor? Oder spielen nationale Phrasen beziehungsweise nationalistische Verheißung und politische Uninteressiertheit dabei eine größere Rolle? In jedem Falle haben wir alles daranzusetzen, daß wir bei den nächsten Wahlen auch aus der weiblichen Wählerschaft die Stimmenzahl erhalten, die uns entsprechend dem Anteil der Männerstimmen gebührt.

Literarische Rundschau

Emil van den Boom, Zusammenbruch und Wiederaufbau. München-Gladbach 1920, Volksvereinsverlag. Preis 4 Mark.

Die kleine Schrift schildert zunächst, wie sich unsere wirtschaftliche Lage unter dem Einfluß des Krieges und seiner Begleiterscheinungen gestaltet hat, und untersucht sodann, welche Mittel und Wege einzuschlagen sind, um wieder aus dem Wirtschaftselend herauszukommen. Als wichtigstes Mittel wird die Selbsthilfe empfohlen, die besonders in der Rückkehr zur intensiven Arbeitsweise durch die Akkordarbeit, in der Abkehr vom Achtstundentag und in anderen Maßnahmen erblickt wird. Nicht minder auch wird die Gemeinschaftsarbeit als Unterlage des Wiederaufbaus bezeichnet, die nach der Meinung des Verfassers in den Arbeitsgemeinschaften zwischen Unternehmern und Arbeitern gepflegt werden soll. Die Broschüre, die wenig neue Gedanken enthält, fordert in verschiedenen Punkten den Widerspruch heraus, weil sie sich an der Oberfläche hält und sozialpsychologischen Untersuchungen aus dem Wege geht.

Franz Laufköffer

Die Reform der staatswissenschaftlichen Studien. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. München und Leipzig 1920, Verlag von Duncker & Humblot.

Wie die neuen Universitätsstatistiken beweisen, nimmt das Studium der Staatswissenschaften angesichts der Überfülle anderer Berufe und infolge des Interesses, das die Probleme des Wirtschaftslebens seit Kriegsausbruch in breiten Kreisen erweckt haben, in geradezu bedrückender Weise zu. Vor dem Kriege waren diejenigen, die sich dem Studium der Nationalökonomie und der Statistik ausschließlich widmeten, äußerst dünn gesät und — nach dem Zeugnis des Münchener Nationalökonomien Professor Plenge — eine geistige Elite. Das ist heute anders geworden. Heute ist das Studium der Staatswissenschaften ein Berufs- und Brotstudium wie jedes andere auch. Im Zusammenhang mit diesen Tatsachen und mit den wachsenden Anforderungen der neuen Wirtschaft und Politik (wir erinnern an die beginnende Durchbrechung des Juristenmonopols!) hat sich nun eine gewisse Reformbedürftigkeit dieses Studiums geltend gemacht, eine Reformbedürftigkeit, die der »Verein für Sozialpolitik« durch eine Sammlung von Gutachten feststellen will. Die Gutachten sind teils allgemeiner Art, teils betreffen sie einzelne Fächer des Studiums (theoretische und praktische Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Statistik, Verwaltungswissenschaft, Technologie), teils einzelne Einrichtungen (Forschungs- und Lehrinstitute, Diplomprüfungen), teils einzelne Berufe (höhere Verwaltungsbeamte, volkswirtschaftliche Berater, Sozialbeamte, endlich Presse und Parlament). Gutachter sind in erster Linie die wissenschaftlichen Nationalökonomien von Universitäten und Handelshochschulen, dann Männer der Praxis wie Syndicat, Handelsjournalisten, Parlamentarier. Gutachter für »Tagespresse, Arbeiterbewegung, Parlament« ist Genosse Dr. Adolf Braun.

A. Heinen

Gustav Radbruch, Einführung in die Rechtswissenschaft. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer.

In den 10 Kapiteln: 1. Recht, 2. Staatsrecht, 3. Privatrecht, 4. Strafrecht, 5. Gerichtsverfassungsrecht, 6. Prozeßrecht, 7. Verwaltungsrecht, 8. Kirchenrecht, 9. Völkerrecht, 10. Rechtswissenschaft setzt sich der Genosse Radbruch in geistvoller Weise mit den rechtlichen Grundlagen und Problemen der Gegenwart auseinander. Der klare Stil, der feste sachliche Aufbau seiner Arbeit zeigt sich auf jeder Seite. Er verbindet den politischen Juristen mit dem juristischen Politiker. Überall merkt man, daß er sich an Marx und Engels geschult hat, ohne deren Lehren sklavisch nachzubeten. In seiner lebendigen Kritik der Rechtsprobleme spürt man gleichzeitig überall den selbständigen Denker, der auf neuen Pfaden neues Recht sucht.

Wie Radbruch im ersten Kapitel den Rechtsbegriff aus seinem Ursprung und der Geschichte entwickelt, so schildert er im »Staatsrecht« die verschiedenen Rechtsschulen je nach dem Staatsgebilde. Erst der Staatswille gebiert das Privatrecht — Privateigentum, Vertragsfreiheit, Ehe und Erbrecht —, die einzelnen fühlen sich zuerst als Gatte, Väter, Geschäftsleute und dann erst als Staatsbürger. Der Sozialismus brachte die Privatrechtswissenschaft zur Besinnung und bekämpfte Privateigentum und Privatrecht. Das römische Recht, das sich zwischen 1450 und 1550 nach Deutschland verpflanzte, hat den Deutschen erst juristisch denken gelehrt.

An diese Darstellung reiht Radbruch eine treffliche Würdigung des Bürgerlichen Gesetzbuchs, indem er Vergleiche mit dem in Österreich und in der Schweiz geschaffenen Bürgerlichen Gesetzbuch zieht, deren Vorzüge er betont. Wertvoll und gelungen ist auch das Kapitel über das Strafrecht, in welchem er sich mit der Vergeltungs- und Sicherungstheorie, mit der Lehre von der Willensfreiheit und insbesondere mit der Liszt'schen Strafrechtstheorie auseinandersetzt.

Im fünften Kapitel vertritt Radbruch dann den Standpunkt, daß die Justiz von der Verwaltung unabhängig sein muß. Er würdigt die Verdienste der freirechtlichen Bewegung, die nicht nur juristische und außerjuristische Kenntnisse, sondern auch juristische Besinnung fordere. Dabei weist er auf das englische Recht hin, das in seiner Vereinigung von strengem Recht (common law) und Billigkeitsrecht (Equity) eine Rechtschöpfung des englischen Richterstandes sei. Daß Radbruch dem Laienrichtertum weitgehendes Mitbestimmungsrecht einräumt, ist selbstverständlich.

Wie er über das Prozeßrecht denkt, insbesondere über die Reformbestrebungen und die freie Beweiswürdigung, verdient weiteste Beachtung. Ebenso das Kapitel über das Verwaltungsrecht, gibt es doch gute Fingerzeige auf dem Gebiet der sozialen Gesetzgebung (Arbeitsvertrag, Kriegswirtschaft).

Im letzten Kapitel seines Buches lenkt Radbruch die Aufmerksamkeit auf die jungen Juristen und deren Ausbildung. Er will einen neuen Typus von Juristen um deswillen, damit auch wirklich Recht Recht werde!

Das Buch ist fesselnd geschrieben. Möge es bahnbrechend wirken! L. Radlof

K. Löffler, Auswärtige Politik. Ein Führer für das deutsche Volk. Halle 1920, Diekmanns Verlag. 196 Seiten.

Löffler will mit diesem Buche weite Kreise des Volkes in das Verständnis der auswärtigen Politik einführen, über die man sich bei uns bis zum Weltkrieg viel zu wenig kümmerte. »Erst wenn das Feuer an der Nachbarwand brennt, fängt auch der Deutsche an, sich mit Fragen der auswärtigen Politik ernsthaft zu beschäftigen,« heißt es in der Einleitung. Kurzen Darlegungen über Begriff und Aufgabe der auswärtigen Politik und die wichtigsten Hilfsmittel zu ihrem Studium folgen mehrere Kapitel über die Beziehungen der Staaten zueinander: Kriegsverhütung und Friedenssicherung; die Leistung der auswärtigen Politik und ihre Kontrolle; das deutsche Auswärtige Amt; die Diplomatie im allgemeinen und die deutsche Diplomatie im besonderen; das Konsulatswesen; die Politik der Großmächte und die deutsche Politik seit 1871.

Der Verfasser hat viel Tatsachenmaterial zusammengetragen und geordnet, doch hängt er selbst noch durchaus den Grundsätzen an, die während des wilhelminischen Zeitalters im offiziellen Deutschland Geltung hatten. Er sucht jene Politik wiederholt zu rechtfertigen und sagt zum Beispiel von ihr S. 149: »Die deutsche Politik ist trotz aller Vorwürfe, die ihr im Ausland gemacht werden, und obgleich sie sich selbst durch gelegentliche Schroffheiten und drohende Westen in ein falsches Licht gesetzt hat, so bescheiden und so friedlich gewesen, wie sie es nur sein konnte.« Als Richtlinien für die Zukunft werden unter anderem empfohlen: »Eine gewisse Anlehnung an andere Staaten«, namentlich »solche, die unserem kulturpolitischen Streben besonderes Verständnis entgegenbringen«.... »Die uns entrisenen Ge-

biete deutscher Zunge und diejenigen gemischtsprachigen, die deutscher Arbeit ihre Kultur verdanken, müssen mit Deutschland wieder vereinigt werden. Der Zusammenschluß mit Deutschösterreich darf uns nicht verwehrt bleiben. Für Elsaß-Lothringen ist zum mindesten eine freie, unbeeinflusste Volksabstimmung zu fordern. Für die deutschen Minderheiten in den abgetretenen Gebieten ist ein zuverlässiger nationaler Schutz zu schaffen.

Auf S. 167 wird die Hauptschuld an dem unglücklichen Kriegsausgang dem »Zusammenbruch der Verbündeten, der Heimatfront und Etappe« zugeschrieben. Wenn jene, die das immer wieder behaupten, im Sommer und Herbst 1918 an der französischen Front gewesen wären, so würden sie wissen, daß die starke militärische, namentlich artilleristische Überlegenheit der Gegner das, was kam, unausweichlich machte.

H. F.

B. Varink, Einführung in die anorganische Chemie. Aus Natur und Geisteswelt, Band 598. Leipzig, Berlin 1920, B. G. Teubner. 115 Seiten. Preis ohne Leierungszuschläge gebunden M. 1.90.

Die Grundlagen der chemischen Erkenntnisse werden so elementar als möglich behandelt. An Vorkenntnissen wird nichts vorausgesetzt außer dem Volksschulunterricht. Das Büchlein verdient weiteste Verbreitung in seiner vorzüglichen Darstellung und mit seinen Hinweisen auf das praktische Leben, namentlich auf die Medizin. Es ist wie geschaffen zur Unterlage für volkstümliche Kurse. **Berger**

Eduard Kaufmann, Mütter. Wien, Deutschösterreichischer Verlag.

Die sechs Buchstaben »Mutter« umschließen den heiligsten, schönsten, zugleich aber sorgenschwersten und qualvollsten Begriff, besonders wenn es sich um proletarische Mütter handelt, ist mehr Not, Elend, Sorge und Leid mit dem Begriff verknüpft als Freude und Seligkeit. In einer ziemlich unausgeglichenen Sammlung, was den Wert der einzelnen Skizzen betrifft, schildert Kaufmann das Los solcher proletarischer Mütter: wie sie das Hungern ihrer Kleinen mitansehen, sie fieberkrank ins Spital tragen, als frühe Opfer tödlicher Krankheiten im Friedhof bestatten. Durch all das namenlose Leid, das mancher Mutter das Herz zerreißt, leuchtet aber jene wunderbare Liebe, die eben »Mutterliebe« heißt und die schwersten Opfer mit der größten Leichtigkeit trägt.

Es sind nur einzelne kleine und, wie bereits erwähnt, künstlerisch sehr ungleichwertige Erzählungen, die Kaufmann in seinem Zyklus von »Mütter«-Legenden vereint, aber sie haben dafür alle einen gewissen Wirklichkeitswert, da sie in ihrer typischen Gestaltung überall den Tatsachen nahe kommen. Nur die im Mittelpunkt stehende und den breitesten Platz in dem Band einnehmende Novelle fällt ganz aus dem Rahmen. Sie schildert das Liebesverhältnis einer verheirateten Frau mit einem hohen Adligen, läßt diese Frau lange ihre mütterlichen Pflichten vergessen und bitter enttäuscht sein, da sie erkennt, wie ihr Kind sich innerlich von ihr abgekehrt hat. Keine der Personen fordert jedoch stärkere Anteilnahme heraus, am wenigsten die Mutter, die sich die Liebe ihres Kindes verschert.

Ohne daß der Gedanke in dem Werke ausgesprochen oder angedeutet wäre, wächst er doch mit Selbstverständlichkeit aus dem Novellenkranz hervor: Wie doch die Mütter, durch ihr gemeinsames Leiden für ihre Kinder, durch gemeinsame Not und Sorge zusammengehören, eine unüberwindliche Einheit bilden und aus ihren Leiden das Recht ableiten dürfen, gehört zu werden, wenn sie ihre Stimme gegen den Krieg erheben. Es war der größte, nie wieder gut zu machende Fehler der Frauen, daß sie sich nicht im richtigen Augenblick dieses Rechtes bewußt wurden und die Rolle der Märtyrerinnen zu Ende spielten, obgleich der Schrei aus ihren tief verwundeten Herzen die waffenklirrende Welt hätte zum Aufhorchen bringen müssen.

J. r. m. A. S. i. f. f.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 11

Ausgegeben am 10. Dezember 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Planwirtschaft

Ein Nachwort zur Parteitagstagsdebatte

Von Dr. Karl Landauer (München)

Der Parteitag in Kassel hat in seiner großen Mehrheit eine ablehnende Haltung gegenüber den bekannten Planwirtschaftsgedanken des Genossen Rudolf Wissell eingenommen. Damit kann jedoch das Problem nicht als erledigt gelten; vielmehr liegt es im Wesen der Sache, daß die Erörterungen über diese Frage innerhalb der Partei weitergehen werden. Besonderen Anlaß hierzu geben die außerordentlich klaren Ausführungen, in denen Genosse Sachs (Dresden) bei Beratung des Parteiprogramms für die Wissellschen Pläne eintrat und die wohl schon in Kassel zu weiteren Auseinandersetzungen geführt hätten, wenn nicht der Schluß der Debatte dies verhindert hätte.

Der Sozialismus stellt sich zwei große Aufgaben: die gerechtere Verteilung der Arbeitsprodukte, das heißt Aufhebung des kapitalistischen Profitbezugs durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel, und die Vermehrung der verfügbaren Produktmenge durch planmäßige Ordnung des Wirtschaftslebens. Mit der Lösung der ersten Aufgabe ist die Lösung der zweiten zwar noch nicht ohne weiteres gegeben, aber doch im ganzen gesichert. Sobald die Produktionsmittel in die Hand der Allgemeinheit überführt sind, erscheint es selbstverständlich, daß die für die gesamte Wirtschaftsführung verantwortliche Zentralstelle für ein reibungsloses Ineinandergreifen der einzelnen Betriebe, für die Konzentration der Produktion in den bestausgestatteten und bestgelegenen Produktionsstätten sowie für Ausschaltung aller unnötigen Zwischenglieder zu sorgen hat. Vielleicht ist es jedoch nicht ganz unnötig, zu betonen, daß diese Selbstverständlichkeit eine ungeheure organisatorische Aufgabe in sich schließt; und wenn die Gedanken Wissells den Erfolg haben sollten, das Bewußtsein zu vertiefen, daß mit der Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln erst die halbe Aufgabe des Sozialismus gelöst ist, so hätten sie großen Nutzen gestiftet.

Der Wissellsche Plan stellt sich dar als ein Versuch, die Ordnung des Wirtschaftslebens auch dort schon in der Gegenwart durchzuführen, wo die Betriebe zunächst noch nicht in den Besitz der Allgemeinheit überführt werden können. Er will dieses Ziel erreichen, indem die Leitung der einzelnen Produktionszweige an sogenannte Selbstverwaltungskörper übertragen werden soll. Diese Selbstverwaltungskörper sollen auf dem Wege der Gesetzgebung durch Zusammenschluß der einzelnen Unternehmungen geschaffen werden, wobei für eine Vertretung der Arbeitnehmer und der Konsumenten in den leitenden Instanzen zu sorgen ist. Die Selbstverwaltungskörper sollen der Aufsicht einer staatlichen Zentralstelle, etwa eines Reichswirtschaftsamts,

unterstehen. Diese hat dafür zu sorgen, daß nach Maßgabe der vorhandenen Produktionsmöglichkeiten die Produktion überall dem Bedarf entspricht, und zwar auf Grund eines umfassenden Wirtschaftsplans. Sie genehmigt ferner die von den Selbstverwaltungskörpern festgesetzten Preise und wahrt überhaupt das Interesse der Gesamtwirtschaft gegenüber dem natürlichen Egoismus der einzelnen Produktionsgruppen. Leider hat Wissell in seinen bisherigen Schriften und Reden es versäumt, die Rechte der Selbstverwaltungskörper gegenüber den Eigentumsrechten der einzelnen Unternehmer wie auch gegenüber den Aufsichtsrechten des Reiches deutlich abzugrenzen.

Die Anziehungskraft der Gedanken Wissells ist erklärlich. Auf die Massen wirkt am stärksten der Umstand, daß die Wissellsche Methode einen sofortigen grundlegenden sozialistischen Eingriff in das Gesamtgebiet der Wirtschaft bringt. Aber auf der anderen Seite kommt Wissell auch den Ideengängen der Skeptiker in der sozialistischen Bewegung entgegen. Die Wissellsche Konstruktion scheint die ungeheuren Schwierigkeiten zu umgehen, die der Sozialisierung im Sinne der herkömmlichen Vorstellungen aus der Unzulänglichkeit der heutigen Formen des Staatsbetriebs wie aus der Unentbehrlichkeit der kapitalistisch orientierten Fachmänner erwachsen. Sie schaltet ferner eine noch tiefer liegende Hemmung aus. Alle ernst zu nehmenden Wirtschaftspolitiker sozialistischer wie nichtsozialistischer Richtung stimmen darin überein, daß die Inanspruchnahme des kapitalistischen Profits für die Gesamtheit in ihrer unmittelbaren Wirkung die wirtschaftliche Lage des einzelnen Hand- oder Kopfarbeiters nur um einen mäßigen Grad heben wird. Was durch den Sozialismus erreicht werden kann, wird in der Hauptsache nicht erreicht durch die Aufhebung des kapitalistischen Profitbezugs, sondern durch die planmäßige Ordnung des Wirtschaftslebens. Vollzieht sich die Sozialisierung auf dem Wege der Verstaatlichung einzelner Betriebe, so erfolgt als erster Schritt die Inanspruchnahme des Mehrwerts für die Gesamtheit und erst als zweiter Schritt die Rationalisierung der Gesellschaftswirtschaft durch Ersparung der Wettbewerbskosten, Ausschaltung der entbehrlichen Zwischenglieder und Konzentration der Produktion in den bestausgerüsteten Erzeugungsfaktoren. Je langsamer die Sozialisierung fortschreitet — und daß das Tempo ein sehr langsames sein kann, wird heute von keiner berufenen Seite bestritten —, um so länger wird der Zeitraum sein, der vom Beginn des ersten Schrittes bis zur Vollendung des zweiten verstreicht. Während dieses Zeitraums muß auf die wesentlichsten Errungenschaften des Sozialismus gewartet werden; erst wenn die überwiegende Mehrzahl der Produktionsmittel in der Hand der Gesellschaft sich befindet und wenn die straffe Leitung der gesamten Wirtschaft durch die gesellschaftliche Zentrale durchgeführt ist, kann ein Siegespreis geerntet werden, welcher der Größe der sozialen Umwälzung entspricht. Diese Wartezeit wird ohne Zweifel eine Periode denkbar schwerster politischer Belastung für den Sozialismus sein. Alle Härten der Umwälzung werden sich fühlbar machen und den Gegnern wirksame Kampfmittel liefern, die Errungenschaften aber werden in der Hauptsache noch Zukunftshoffnung sein. Welch ungeheurer politischer Vorteil läge darin, wenn wir die Reihenfolge umkehren, wenn wir den zweiten Schritt, der uns die wichtigsten Errungenschaften bringt, vor dem ersten tun könnten! Tatsächlich bedeutet das Wissellsche System die Umkehrung der zeitlichen Reihen-

folge: Mit der Rationalisierung soll nicht so lange gewartet werden, bis die Vollsozialisierung durchgeführt werden kann, sondern die planmäßige Bewirtschaftung der Produktionsmittel soll sofort durch den geschilderten zwangsweisen Zusammenschluß der kapitalistischen Unternehmungen verwirklicht werden, während man dann nachträglich für die Überführung der Betriebe in gesellschaftlichen Besitz durch allmähliche Ausschaltung der Unternehmer aus den Selbstverwaltungskörpern und Übertragung ihrer Funktionen auf Staatsorgane Sorge tragen mag.

Es fehlt also nicht an Gründen, die für die Annahme der Gedanken Wissells durch die Partei sprechen. Und es bedarf einer nüchternen Prüfung, um sich ihrer bestechenden Wirkung zu entziehen.

Zunächst ist klar, daß der Wissellsche Plan einen außerordentlich weitverzweigten und sicher funktionierenden Apparat der staatlichen Wirtschaftsaufsicht voraussetzt. Um die Kontrollrechte gegenüber den Selbstverwaltungskörpern wahrnehmen zu können, um den Ausgleich zwischen den Interessen der einzelnen Produktionszweige zu finden, muß die Zentrale über alle Vorgänge und Entwicklungstendenzen im Wirtschaftsleben, über Richtung und Intensität der verschiedenen Interessen unterrichtet sein. Um ihren Wirtschaftsplan rationell aufstellen zu können, muß sie unter anderem den Bedarf des Inlandes, ebenso Einfuhrmöglichkeiten und Absatzausichten auf dem Weltmarkt kennen. Sie muß sich diese Kenntnisse durch eine zuverlässige Statistik und durch uninteressierte Sachverständige verschaffen, um daraufhin das Zweckmäßige anordnen zu können; und sie muß weiter die Einhaltung dieser Anordnungen überwachen lassen. Sie muß sich also in vieler Hinsicht dieselben Aufgaben stellen, die auch die Zentralstellen der Zwangswirtschaft zu erfüllen hatten. In der Zwangswirtschaft sind diese Aufgaben bekanntlich außerordentlich mangelhaft erfüllt worden; besteht für die Wissellsche Wirtschaftszentrale mehr Aussicht, ihnen gerecht zu werden?

Jeder Anhänger Wissells wird an diesem Punkte darauf hinweisen, daß ein sehr großer Teil der Aufgaben, die in der Zwangswirtschaft den Behörden zufielen, in der Planwirtschaft durch die Selbstverwaltungskörper übernommen würden. Tatsächlich werden durch die Selbstverwaltungsbefugnisse der Wirtschaftsverbände die äußeren Geschäfte der staatlichen Wirtschaftsverwaltung bedeutend verringert, sie braucht nicht mehr selbst die einzelnen Anträge auf Aus- und Einfuhrerlaubnis, auf Zuteilung von Rohstoffen, Kohlen usw. zu prüfen, und dieser Vorteil soll gewiß nicht unterschätzt werden. Aber an die Stelle dieser Pflichten treten nun die Aufgaben der Kontrolle und des Interessenausgleichs gegenüber den Wirtschaftsverbänden. Bei Erfüllung dieser Aufgaben müßte mit sehr starken Widerständen gekämpft werden. Nach den bisher in der Kohlen- und Kaliwirtschaft gemachten Erfahrungen ist kein Zweifel möglich, daß die mit Selbstverwaltungsrecht ausgestatteten Wirtschaftsverbände trotz Beteilung der Arbeiter- und Verbrauchervertreter als reine Unternehmerkartelle wirken. Dies liegt einmal daran, daß die Unternehmer, weil sie die leitenden Funktionen ausüben, ein sehr viel höheres Maß von Sachkunde besitzen und dadurch gegenüber den anderen Beteiligten von vornherein eine außerordentliche Überlegenheit erlangen. Im übrigen fällt es den Unternehmern zumeist nicht schwer, die Arbeiter- und Verbrauchervertreter hinter sich zu bringen, wenn es sich um die Vertretung der Interessen

des eigenen Industriezweigs gegenüber Ansprüchen der Allgemeinheit oder anderer Produktionen handelt. Die Arbeitervertreter sind geneigt, sich durch Versprechung von Lohnerhöhungen gefügig machen zu lassen, und die sogenannten Verbrauchervertreter, die gerade bei den wichtigsten Schlüsselindustrien wohl stets zum großen Teil aus Händlern bestehen werden, sehen zum mindesten keinen zwingenden Anlaß, den Forderungen des Unternehmer-Produzenten entgegenzutreten, haben aber zumeist viel Grund, sich mit ihm nicht zu verfeinden.

Das Reichswirtschaftsamt darf also nicht hoffen, irgendwelche Verbündete innerhalb der Selbstverwaltungskörper zu finden, diese werden sich vielmehr als rücksichtslose Vertreter des Industrieegoismus zeigen, die in der Vertraulichkeit ihrer Leiter mit allen Einzelheiten der Produktions- und Absatzbedingungen eine mächtige Waffe gegen alle Kontrollmaßnahmen und sonstigen Einmischungsversuche Außenstehender besitzen. Es wird eine ungeheure Aufgabe sein, diesen Verbandsegoismen gegenüber die Gesichtspunkte des Gemeinwohls und eines allgemeinen Wirtschaftsplans zur Geltung zu bringen. Die Selbstverwaltung der einzelnen Produktionszweige bedeutet also für den Staat nur eine Verringerung der technischen Aufgaben, in sachlicher Beziehung dagegen bleibt keine Wirtschaftsfrage von der staatlichen Betätigung unberührt. Ja, in gewisser Hinsicht ist die Aufgabe noch schwieriger als bei unmittelbarer Leitung der Wirtschaft durch den Staat, weil bei allen Maßnahmen eben das an Reibungsmöglichkeiten so reiche Verhältnis zu den Verbänden in Rücksicht gezogen werden muß, ihre Selbstverwaltungsbefugnisse zu respektieren, in nicht seltenen Fällen wahrscheinlich auch berechnigte Interessen einzelner Betriebe gegen die Verbandsleitungen zu schützen sind. Die Selbstverwaltung bedingt eine wesentliche Komplikation des Wirtschaftsapparats, was gewiß an sich keinen entscheidenden Einwand bilden kann, aber doch die technische Entlastung des Staates durch die Verbände teilweise wieder weft macht. Die Aufsichts- und Ausgleichstätigkeit des Staates setzt jedenfalls einen außerordentlich kenntnisreichen, energischen und gegen alle Versuchungen gefestigten Beamtenapparat voraus. Der Zweifel, ob es der zentralen Wirtschaftsleitung gelingen kann, sich durchzusetzen, dürfte kaum von der Hand zu weisen sein, und damit wird die Brauchbarkeit der Planwirtschaft als einer Notstandsmaßnahme zur Milderung der vorhandenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten von vornherein in Frage gestellt.

Man könnte vielleicht einwenden, daß die Stellung des Reichswirtschaftsamtes deshalb günstiger sei, weil ja die vorhandenen Industrieverbände keine Einheitsfront bilden, vielmehr in ihren Interessen gespalten seien. Soweit nicht etwa von selbst ein Ausgleich erfolge, sei doch das Reichswirtschaftsamt in der Lage, die verschiedenen Verbände nötigenfalls gegeneinander auszuspielen und so Herr der Situation zu bleiben.

Aber diese Hoffnung würde sich als trügerisch erweisen. Es mag richtig sein, daß in manchen Rohstoff- oder Kohlenlieferungsfragen und dergleichen eine solche Politik des »Teile und herrsche« die Möglichkeit schaffen würde, das im Gesamtinteresse Gebotene zur Verwirklichung zu bringen. Aber in denjenigen Fragen, in denen das Gemeininteresse am schärfsten mit dem Privatinteresse zusammenstößt, besonders bei der Preisbildung, wird sich die staatliche Zentrale meist sehr rasch einer Koalition aller Be-

teiligten gegenübersehen. Denn die allgemeine Preiserhöhung wird bis auf weiteres — von wahrscheinlich vorübergehenden Krisenmomenten abgesehen — dasjenige Programm sein, auf das Erzeuger, Weiterverarbeiter und Handel sich am leichtesten einigen können. Je schärfer der Interessen-gegensatz ist, je weniger ein anderer Weg der Verständigung sich bietet, um so sicherer wird man immer wieder zu diesem Auskunftsmittel greifen. Und was dem Reich bisher nicht gelungen ist, nämlich dem Drängen der vereinigten Interessenten nach Preiserhöhung Widerstand zu leisten, das würde ihm im planwirtschaftlichen System erst recht nicht glücken. Man kann der Erkenntnis nicht ausweichen: Dem Staate die Aufgabe zuweisen, er solle bei gesetzlich-zwangsmäßiger Organisation der Produzenten dem Ansturm der egoistischen Interessen der einzelnen Produktionszweige Widerstand leisten, heißt der geschwächten Staatsgewalt, mit der wir nun einmal rechnen müssen, etwas zumuten, was weit über ihre Leistungsfähigkeit geht.

Vielleicht hat Wissell weniger an Machtproben zwischen Selbstverwaltungsverbänden und Reichswirtschaftsleitung als an regelmäßige Verständigung gedacht. Vielleicht hält er es für ein Unrecht an den Führern des industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmertums, wenn man ihnen unterstellt, sie könnten sich nicht an einen Tisch setzen, sich auf einen für alle Volksschichten annehmbaren Wirtschaftsplan einigen und dessen Durchführung gewährleisten. Auch wer die zentrifugalen Kräfte innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft nicht unterschätzt, wird ein solches Zusammenfinden nicht für unmöglich halten, wenn das ganze Unternehmertum sich mit der Existenz des Staates auf Gedeih und Verderb verbunden fühlt und deshalb unter allen Umständen einen Zusammenbruch verhüten will. Nun wäre es gewiß eine verhängnisvolle Übertreibung, wenn wir uns einreden wollten, das deutsche Unternehmertum sinne heute planvoll auf Sabotage des wirtschaftlichen Wiederaufbaus unter der Republik. Wer die geistige Einstellung des deutschen Unternehmers einigermaßen kennt, der weiß, daß auch heute noch die unmittelbar privatwirtschaftliche Interessierung gegenüber der politischen im Vordergrund steht. Ist es gerade dadurch den Führern großer Wirtschaftsverbände an sich schon erschwert, staatliche und volkswirtschaftliche Existenznotwendigkeiten auch als eigene zu betrachten, so kommt noch die ablehnende Haltung gegenüber der demokratisch-sozialen Republik hinzu. In diesem Staatswesen, dessen Ausichten die großbürgerlichen Schichten mit einem durch Abneigung gesteigerten Pessimismus betrachten, bringen sie jenes Maß von Opferwillen nicht auf, das zu einer Zähmung der Egoismen der einzelnen Produktionszweige notwendig ist. Darum wird der Ausgleich der Produzenteninteressen in allen Körperschaften, in deren Rahmen ein solcher Ausgleich erfolgen muß, mögen sie nun Syndikat, wirtschaftlicher Selbstverwaltungskörper oder Reichswirtschaftsrat heißen, stets zum Schaden dessen geschehen, der praktisch niemals wirksam vertreten ist, nämlich des Verbrauchers.

Man sagt nun freilich, die Zwangssyndikate der Planwirtschaft seien nicht gefährlicher als die freien Syndikate, Kartelle und Trusts, die sich bei ungehemmter Auswirkung des modernen Hochkapitalismus bilden. Auch Sachs (Dresden) hat auf dem Parteitag dieses Argument betont. Freilich ist jedes Übel, das von den Selbstverwaltungskörpern ausgehen würde, auch in den Folgen der freikapitalistischen Verbandsbildungen in Ansätzen, und

mitunter in starken Ansätzen, vorhanden. Aber es gibt außerhalb der Schwerindustrie im engsten Sinne des Wortes — die ja übrigens in ihren wichtigsten Teilen schon zwangssyndiziert ist — wohl keinen privatrechtlichen Verband, der nicht durch seine Umwandlung in eine öffentlich-rechtliche Selbstverwaltungsorganisation im Sinne der Planwirtschaft einen bedeutenden Machtzuwachs erfahren würde. Die öffentlich-rechtliche Organisation befreit die Verbände vor allem von der Gefahr der Außenseiter und damit von der wirksamsten Fessel, die ihnen in ihrem Streben nach rücksichtsloser Ausnutzung aller Gewinnmöglichkeiten auferlegt ist. Sie muß, wenn sie überhaupt Sinn haben soll, diktatorische Rechte des Verbandes gegenüber seinen Mitgliedern schaffen. Der einzelne Unternehmer ist, wie auch die Abgrenzung der Rechte im einzelnen durchgeführt werden mag, völlig in die Hand der Verbandsleitung gegeben, die den Roh- und Hilfsstoffbezug zu genehmigen, wahrscheinlich auch Absatzkontingente zu verteilen und Stilllegungen zu verfügen hat. Damit wird eine bisher fast unerhörte Stosskraft und Geschlossenheit der Verbände erreicht. Heute ist in den weitaus meisten Zweigen des Wirtschaftslebens die Verbandsorganisation noch nicht so straff durchgeführt, daß die Interessenten in der Lage wären, bei einem Nachlassen der Kaufkraft die Preise durch Einschränkung der Produktion zum Schaden der Allgemeinheit auf die Dauer hochzuhalten. Bei einer Wirtschaftsverfassung, die den Selbstverwaltungskörpern die Regelung des Wirtschaftslebens überträgt, können diese kraft ihrer öffentlich-rechtlichen Befugnisse solche Maßnahmen mit Sicherheit durchsetzen.

Bei alledem sind die schwersten Bedenken noch außer Betracht geblieben; sie knüpfen sich an die voraussichtlichen politischen Wirkungen der Zwangsverbände. Die Regierung ist von ihnen abhängig, sobald sie erst einmal zu den Säulen des Wirtschaftslebens geworden sind. Verweigerung ihrer Mitarbeit kann jede Regierung stürzen; und wird mit der Macht nicht vielleicht die Lust zu solchen wirtschaftlichen Staatsstreichen kommen? Sooft die Regierung eine wirtschaftliche Maßnahme durchführen will, mit der die Zwangsverbände nicht einverstanden sind, ist sie in der politisch außerordentlich ungünstigen Situation, in das Selbstverwaltungsrecht eingreifen zu müssen, das sie grundsätzlich gewährt hat. Dies alles wird noch verschlimmert durch die Beteiligung der Arbeiter an den Selbstverwaltungskörpern. Denn so wenig die Arbeiter nach Lage der Sache wirklich Einfluß nehmen können, so leicht dienen sie den Unternehmern als gutgläubige Helfer zur Unterminierung mißliebiger Regierungsmaßnahmen. Wie vielfältige Erfahrung zeigt, pflegen die Unternehmer sich in solchen Fällen mit Vorliebe des politischen Einflusses ihrer Arbeiter zu bedienen. Verwirrung schlimmster Art kann auf diese Weise in die Front der Arbeiterbewegung getragen werden.

Es wird unter diesen Umständen nicht gelingen, die von der zentralen Wirtschaftsleitung als richtig erkannten Maßnahmen durchzuführen. Daher würde die Planwirtschaft heute und in jenem künftigen Zeitraum, für den wir heute Politik machen können, auch keine Erhöhung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit mit sich bringen.

Die Machtmittel, welche die Planwirtschaft dem Unternehmertum verleiht, würden natürlich in erster Linie angewandt werden gegen alle Pläne auf Überführung von Betrieben in das Eigentum der Gesamtheit. Es ist

schwer vorzustellen, wie sozialisiert werden soll, wenn sich die ganze Wirtschaft in den Händen der Zwangssyndikate befindet. Sieht man selbst ab von den zersetzenden Einflüssen, denen infolge der politischen Auswirkungen der so sehr gesteigerten Unternehmermacht der etwa vorhandene antikapitalistische Wille von Parlament und Regierung unterliegen würde, so bleiben noch die ins Vielfache vermehrten Möglichkeiten wirtschaftlichen Widerstandes. Man muß auch dabei wieder berücksichtigen, daß die Übertragung der wirtschaftlichen Verwaltungsbefugnisse diesen ermöglicht, jeden einzelnen Unternehmer zu unbedingter Einfügung in die gemeinsame Kampffront, zu rückhaltloser Disziplin im Dienste der gesamtkapitalistischen Interessen zu zwingen. Man ermesse, was dies für den Fall bedeutet, daß etwa die zuerst in Gemeinbesitz überführten Unternehmungen von den noch kapitalistisch organisierten Produktionszweigen als Abnehmer oder Lieferanten versteckt oder offen boykottiert werden sollten!

Weder als wirtschaftliche Notmaßnahme noch als erster Schritt zum Sozialismus würde die Planwirtschaft heute ihren Zweck erreichen. Sie leidet an einer Verkennung oder besser Nichtbeachtung des Kräfteverhältnisses zwischen Staat und organisierter Unternehmermacht, wie es die heute gegebenen und fürs erste nicht zu ändernden Umstände bedingen. Ihr liegt unbewußt die Vorstellung zugrunde, die von Neurath, dessen Pläne auch sachlich so viele Ähnlichkeit mit denen Wiffells haben, bewußt und klar ausgesprochen worden ist: daß sich die Sozialisierung behandeln lasse als ein gesellschaftstechnisches Problem, losgelöst von den Machtverhältnissen. Wer so vorgeht, wird Schiffbruch erleiden. Erscheint rein organisations technisch betrachtet die Konzentration immer als eine Stufe zum Sozialismus, so kann sie doch im konkreten Moment infolge ihrer besonderen politischen Wirkungen und angesichts des Zustandes der Staatsverwaltung ein entscheidendes Hindernis der sozialistischen Bewegung bedeuten.

Diese Erkenntnis weist aber auch auf die Grenzen der berechtigten Kritik an den Ideen der Wiffell, Neurath, Rathenau hin. Die Bedenken richten sich gegen ein die gesamte Wirtschaft umfassendes System von Selbstverwaltungsorganisationen. Sofern die Selbstverwaltung nur in einzelnen Zweigen des Wirtschaftslebens verwirklicht werden soll, sind die politischen Gefahren erheblich geringer, und es können je nach den besonderen Verhältnissen der betreffenden Industriezweige für die Staatsaufsicht auf dem begrenzten Arbeitsgebiet größere Erfolgsaussichten bestehen. Erweisen sich daher auf einzelnen Produktionsgebieten Notstandsmaßnahmen als erforderlich, die ohne Selbstverwaltungsorganisation schwer oder gar nicht durchzuführen sind, so kann die Errichtung eines Zwangssyndikats sehr wohl zweckmäßig sein, besonders wenn die Ausstattung mit sehr weitreichenden öffentlich-rechtlichen Befugnissen vermieden werden kann. Aber auch über die planwirtschaftliche Idee als allumfassendes Wirtschaftsprogramm könnte ein endgültig ablehnendes Urteil nicht verantwortet werden. Heute würde ihre Verwirklichung einen Schritt vom Sozialismus weg bedeuten. Aber der Gedanke, die Sozialisierung von der Seite der Produktionsorganisation her zu beginnen und die Lösung der Befehrsfrage einer späteren Entwicklungsstufe vorzubehalten, ist damit nicht erledigt. Es läßt sich denken, daß ein Zeitpunkt eintritt, in dem die Staatsgewalt genügend gestärkt ist, um den von den Unternehmern beherrschten Zwangsorganisationen gewachsen

zu sein. Insbesondere erscheint es nicht ausgeschlossen, daß mit der fortschreitenden Vergesellschaftung einzelner Betriebe allmählich die wirtschaftliche Macht des Staates so sehr erstarkt, daß die heute maßgebenden Bedenken zum guten Teil entfallen. Dann wird vielleicht das, was heute der sozialistischen Entwicklung zum Verhängnis werden könnte, ein wichtiger, ja ein entscheidender Schritt auf dem Wege zum Sozialismus sein.

Das Sozialisierungsproblem in der Schwerindustrie

Von Max Sachs

Seit der Revolution ist sehr viel über die Sozialisierung gesprochen und geschrieben worden, ohne daß wir dabei vorwärtsgekommen sind. Vieles läßt sich anführen, um diese Tatsache zu erklären, so das Fehlen einer sozialistischen Mehrheit im Parlament, die Zersplitterung der sozialistischen Parteien und die Zerrüttung des Wirtschaftslebens durch den Krieg und seine Folgen. Aber zweifellos wurden alle Sozialisierungsbestrebungen auch dadurch sehr erschwert, daß es unter den Sozialisten so wenig Leute gibt, die an einer führenden Stelle im Wirtschaftsleben tätig waren und nicht nur theoretisch, sondern auch aus eigener Erfahrung das Wirtschaftsleben kannten. Sollen Maßnahmen getroffen werden, um unsere Wirtschaft umzugestalten, so ist man immer bis zu einem gewissen Grade auf die Ofsachften und Ratsschlüge der »Sachverständigen« angewiesen; und diese Sachverständigen sind leider heute meist einseitig kapitalistisch orientiert. Um so mehr Beachtung verdient das Buch des Bergassessors Alfons Horten,¹ eines Mannes, der jahrelang an führender Stelle im Wirtschaftsleben gestanden hat.

Horten weist in seinem Buche zunächst darauf hin, daß die Preise von Eisen und Stahl im Vergleich zu den Friedenspreisen viel mehr gestiegen sind als die Kohlenpreise, und er ist der Meinung, daß so hohe Eisen- und Stahlpreise bei scharfer Preiskontrolle und vernünftiger Wirtschaft hätten vermieden werden können; eine Anschauung, für deren Richtigkeit die glänzenden Gewinne der Unternehmungen der Eisenindustrie sprechen. Mit Recht hebt Horten hervor, welche Belastung diese hohen Eisen- und Stahlpreise für unser Wirtschaftsleben darstellen. Er geht dann zu einer Kritik der bisherigen Sozialisierungsmaßnahmen über. Von den Wissell-Möllendorffschen Selbstverwaltungskörpern hält er nicht viel. Es würde, meint er, sich dort bald zeigen, daß die von den Unternehmern vielfach beeinflussten Arbeitervertreter gar nicht in der Lage seien, richtig zu prüfen, ob die beantragten Preiserhöhungen durch die bewilligten Lohnaufbesserungen und durch die Verteuerung der Herstellung wirklich notwendig geworden sind. Auch die sogenannten Vertreter der Konsumenten, die in der Praxis in den meisten Fällen Händler seien, versagten bei der Feststellung der Preise vollständig. Die Sozialisierungen des Kohlen- und des Kalisyndikats seien halbe Maßnahmen gewesen, da sie die wichtige Frage der Preisregulierung der Lösung nicht näherbrachten. Das Syndikat habe keinerlei Einblick in die Selbstkosten der Werke, und der Reichskohlenrat habe sich ebenso wie die Wirtschaftskörper für die Eisen- und Stahlindustrie als völlig im kapita-

¹ Sozialisierung und Wiederaufbau. Berlin W 62, Verlag Neues Vaterland.

listischen Fahrwasser segelnd gezeigt. Im Reichskohlenrat hätten die Unternehmer einschließlich der ihnen gefügigen Arbeitervertreter und Händler durchaus das Übergewicht.

Gesteigerte Produktion, Ermäßigung der Preise und Zufriedenstellung der Arbeiter seien die drei Prüfsteine einer erfolgreichen Sozialisierung. Wende man sie auf die bisherigen Sozialisierungsmaßnahmen der Regierung an, so zeige sich, daß diese fast ganz erfolglos gewesen sind. Aber weder die Gesamtheit der Arbeiterschaft, der es an erfahrenen Praktikern fehle, noch irgendeine Gruppe sei in der Lage gewesen, klare Vorschläge zu machen, wie die Sozialisierung praktisch angefaßt werden soll. Herten setzt sich dann mit dem Einwand auseinander, daß die Sozialisierung deshalb nicht möglich sei, weil die Initiative des privaten Unternehmers erhalten werden müsse. Bei Wirtschaftszweigen und Betrieben, die sich im Zustand des Entstehens und der Entwicklung befinden, sei allerdings die Privatinitiative nicht entbehrlich, anders bei solchen Industrien, die bereits den Zustand der Normalisierung und Mechanisierung erreicht haben, deren Erzeugnisse wenig wechseln und deren Herstellungsprozeß allgemein bekannt ist, wie das zum Beispiel beim Steinkohlenbergbau, der Fabrikation von Stahl, Zement, Lokomotiven und elektrischer Kraft der Fall sei. Die Betriebe dieser Wirtschaftszweige gehörten meist Aktiengesellschaften und würden von angestellten Direktoren geleitet, die ihre Aufgabe darin erblickten, möglichst viel Geld zu verdienen. Dieses Ziel könne zwar auch durch Verbilligung der Herstellung erreicht werden, aber dort, wo es sich um lebensnotwendige Produkte handelt, ließe es sich viel bequemer durch Erhöhung des Verkaufspreises erreichen. Das Streben nach hohem Gewinn führe zur Bildung von Syndikaten, die häufig die Produktion künstlich einschränken, um die Preise hochzuhalten. Als Beispiel dafür, wie rücksichtslos die Syndikate sich über die Interessen von Land und Volk hinwegsetzen, wenn sie hohe Gewinne erzielen können, führt Herten an, daß während des Krieges große Mengen Stahl nach dem Ausland gegangen sind, während die Ansprüche der deutschen Heeresleitung nicht befriedigt wurden. Es käme nun darauf an, die Initiative der Werkleiter, die jetzt sogar vielfach dem technischen und wirtschaftlichen Fortschritt gezwungen entgegenwirken müßten, zur vollen Entfaltung im Interesse der Allgemeinheit zu bringen. Helfen könne nur die Ausschaltung des privaten Kapitals und der Privatkapitalisten dort, wo sie überflüssig und schädlich seien.

Die bisherige verknöcherte bürokratische Form des Staatsbetriebs sei allerdings für die Führung eines wirtschaftlich-industriellen Unternehmens völlig unbrauchbar. Hingegen sei die Unternehmungsform der Aktiengesellschaft keineswegs an sich schlecht, sondern dem zu erreichenden Zweck ausgezeichnet angepaßt. Herten kommt zu dem Schluß, daß lebensnotwendige Industrien und Betriebe, die den Charakter des Massenbetriebs hätten, der kapitalistischen Einwirkung zu entziehen seien und durch die Allgemeinheit in der Form der Aktiengesellschaft oder nach dem Muster der Aktiengesellschaft weitergeführt werden müßten. Dadurch würden die Leiter der Werke wieder frei, so daß sie sich völlig der Förderung des technischen und des sozialen Fortschritts und dem Gemeinwohl widmen können.

Bei Kohle und Stahl müßte zuerst mit der Sozialisierung begonnen werden. Falsch sei die Behauptung, daß die Eisen- und Stahlindustrie zu kompliziert sei, als daß sie für eine Sozialisierung in Frage käme. Während

des Krieges seien die großen Wendelschen Hochofen und Stahlwerke, die 14 Hochofen, 3 Stahlwerke und zahlreiche Walzwerke mit 6000 Arbeitern umfaßten, beschlagnahmt worden. Man habe vollständig die Form des privaten Betriebs beibehalten, und der Versuch sei gut gelungen. Horten schlägt nun vor, den Anfang mit einer Teilsozialisierung zu machen. Es sollten zunächst 10 bis 15 Prozent der vorhandenen Betriebe der Kohlen- und Eisenindustrie sozialisiert und so ein großes gemischtes Werk geschaffen werden, das etwa 60 000 bis 70 000 Arbeiter und rund 4000 Angestellte beschäftigen. Es würde sich nicht empfehlen, unter diesen Umfang herabzugehen, damit das Werk alle Massenprodukte der Stahlindustrie herstellen und genügenden Einfluß in den Verbänden und Syndikaten haben könnte. Der Staat solle in der Weise vorgehen, daß er zunächst die erforderlichen Werke enteigne und sie dann in eine Aktiengesellschaft einbringe, deren Aktien er selbst im Besitz behalte. Der Aufsichtsrat der Aktiengesellschaft solle zur Hälfte aus Regierungsvertretern, zur Hälfte aus Angestellten und Arbeitern bestehen. Als Beamte der Gesellschaft sollten möglichst die bereits vorhandenen und eingearbeiteten Angestellten der früheren privaten Werkverwaltungen übernommen werden. Horten hofft, der Gedanke, daß der Ertrag der Allgemeinheit zufließe, werde für die Arbeiter ein erheblicher Ansporn zur sorgfamen Erfüllung ihrer Pflichten sein, zumal wenn ihnen klar gemacht werde, daß es sich hier um eine wichtige Entscheidung für die Zukunft handelt.

Gelänge der erste Schritt auf dem Wege der Sozialisierung, so werde sich die Sozialisierung weiterer Betriebe unwiderstehlich durchsetzen. Durch die Herstellung im eigenen Betrieb würde der Staat seinen Bedarf an Eisensabrikaten billiger decken können als jetzt und große Ersparnisse erzielen. Außerdem würde der Staat an Hand der Erfahrungen in seinem eigenen Betrieb eine wirksame Kontrolle der Selbstkosten der erzeugten Produkte in die Hand bekommen. Habe der erste Schritt einer planmäßigen Sozialisierung zu einem Erfolg geführt, dann könne vorsichtig weitergegangen werden. Von der erzielten Mehrförderung von Kohle müßte ein geringer Anteil zur Baustoffherstellung benutzt werden. Ferner sei es wichtig, daß man auch zu Sozialisierungen in der Maschinenindustrie und in der Elektrizitätsindustrie übergehe. Ob man schließlich zur Vollsozialisierung einzelner Wirtschaftszweige schreite oder sich unter Beibehaltung der privaten Konkurrenz mit einem starken staatlichen Anteil an der Produktion von etwa 20 bis 30 Prozent begnüge, müsse die Zukunft lehren. Im letzten Falle würde dann eine Gemeinwirtschaft, wie sie Wiffell-Möllendorf vorschwebt, auch Ersprießliches leisten können, weil der Staat vollen Einblick in die Produktionskosten erhalte und dadurch die Gefahr des Preiswuchers gemindert werde. Bei der Enteignung der Werke müßte freilich eine Entschädigung gezahlt werden, doch dürfte dabei keineswegs der jetzige künstlich hochgetriebene Kursstand der Entschädigung zugrunde gelegt werden.

Mit dem, was Horten über die Selbstverwaltungskörper ausführt, hat er insofern recht, als diese tatsächlich in der Praxis vielfach versagt haben; aber damit ist nicht gesagt, daß sie versagen müssen und ihre Aufgaben überhaupt nicht erfüllen können. Das wird ganz davon abhängen, wie ihre Organisation beschaffen ist und welches Maß von Einfluß dem Staat, den Arbeiter- und Verbrauchervertretern eingeräumt wird. Man

kann auch hoffen, die fortschreitende wirtschaftliche Erziehung der Arbeiter werde dazu führen, daß sie nicht mehr in dem Maße, wie das bisher leider nur zu oft geschehen ist, den Unternehmern in Preisfragen Gefolgschaft leisten. In jedem Falle wird man zugeben müssen, daß eine Organisation der Industrie in von der Allgemeinheit kontrollierten Selbstverwaltungskörpern einem Zustand vorzuziehen ist, bei dem privatkapitalistische Monopolorganisationen frei walten können. Aber deswegen sind die Vorschläge von Horten durchaus nicht abzulehnen. Alle die Wirkungen, die durch eine planwirtschaftliche Organisation der Unternehmungen erstrebt werden, werden sich um so besser erreichen lassen, wenn gleichzeitig die Allgemeinheit auch Besitzer eines mehr oder minder großen Teils der Betriebe ist und so doppelt Einfluß ausüben kann sowohl als Teilnehmer an der Selbstverwaltungsorganisation wie auch als aufsichtsführende und kontrollierende Gewalt. Wie Horten ganz richtig hervorhebt, wird der Staat diese Aufgabe erst dann wirklich gut erfüllen können, wenn er sich als Besitzer einer Unternehmung einen genügenden Einblick in die Verhältnisse des Industriezweigs verschaffen kann. Sehr wohl wäre es denkbar, daß die Verwirklichung der Hortenschen Vorschläge mit der Ausführung eines der Vorschläge der Sozialisierungskommission verknüpft wird. Wird die Vollsozialisierung im Kohlenbergbau durchgeführt, so braucht daneben nur noch ein Teil der Betriebe der Eisen- und Stahlindustrie vom Staat übernommen werden. Bei Durchführung aber der Rathenauschen Vorschläge würde wenigstens ein Teil der Kohlenbergwerke in der von Horten vorgeschlagenen Form in den Besitz der Allgemeinheit überführt werden.

Man muß Horten recht geben, wenn er sagt, daß die Durchführung seiner Vorschläge kein Experiment bedeutet. Es ist nicht einzusehen, warum die Direktoren einer dem Staat gehörenden Aktiengesellschaft weniger leisten sollten wie die einer Aktiengesellschaft, deren Aktien sich in den Händen privater Kapitalisten befinden. Dabei muß freilich den leitenden Persönlichkeiten der Betriebe die nötige Bewegungsfreiheit gelassen und jede Bürokratisierung vermieden werden. Hoffen wir, daß die deutsche Arbeiterschaft recht bald so viel Macht hat, um Vorschläge, wie sie Horten macht, verwirklichen zu können.

Saint-Simon und seine Schule

Ein Blatt aus der Kindheitsgeschichte des modernen Sozialismus

Von Professor Dr. W. Berg

(Schluß)

III

So sehr nun auch der sittliche Ernst seiner Eigentumsregelung für Bazard einnimmt, so müssen doch seine Gedanken als unzulänglich und anfechtbar bezeichnet werden. Denn der erste Punkt, den Bazard nicht bedacht hat, ist der Umstand, daß die Zahl der wirklichen Talente außerordentlich gering ist. Angenommen, seine Theorie wäre praktisch durchgeführt, so würde die Zahl der Kapitalbesitzer noch geringer sein als heutzutage, und infolge der Herrschaft des Talents würde die Ungleichheit der Verteilung des Kapitals noch größer sein.

Wenn er ferner fordert, daß die Talente auf der Schule erkannt werden sollen, so ist das aus verschiedenen Gründen nicht durchführbar. Oft

genug nämlich sind hochbegabte junge Leute nicht hervorragende Schüler, und noch öfter entsprechen umgekehrt die sogenannten Musterschüler in ihrem späteren Leben durchaus nicht immer den auf sie gesetzten Erwartungen. Ferner ist das Talent überhaupt etwas Inkommensurables, selbst die modernen experimentellen Methoden verbürgen nicht immer sichere Ergebnisse der Untersuchung, und oft tritt das Talent überhaupt erst in der Schule des Lebens hervor und wird dann noch viel bestritten. Sodann würde die Verteilung des Kapitals durch den Staat durchaus nicht die schlimmste Korruption durch Nepotismus und Vetterlezwirtschaft verhüten können. Auch müßte man vom moralischen Standpunkt einwenden, daß die materielle Bevorzugung der Talentvollen eine Ungerechtigkeit gegenüber den Talentlosen in sich schließe, eben weil die Talentvollen schon an und für sich durch ihre Naturmitgift begünstigt sind. Und schließlich würde wohl kein Mensch mehr die Lust verspüren, Kapitalien anzusammeln, wenn er sie nicht den geliebten Angehörigen, sondern ihm ganz gleichgültigen, ja vielleicht unsympathischen Menschen hinterlassen müßte. Das Laster der Prasserei und Schlemmerei würde also überhandnehmen.

Bazard stellte sich die Aufgabe, die brennende Frage des materiellen Lebens systematisch zu lösen. Nicht man aber seine Theorie an dem gesamten Gedankenkreis Saint-Simons, so erkennt man sofort, daß sie nur einen Teil desselben darstellt. Denn nach Saint-Simons Idee ist die materielle Seite nur ein Teil, das »Umfassende und Allerhaltende« ist die neue Religion. Nun gründet Bazard zwar seine Theorie auf diese Religion, hat sie aber selbst noch nicht geschaffen. Kirche und Gesellschaft mußten erst noch verschmolzen werden. Daß diese Lücke noch nicht geschlossen sei, empfand Bazard selbst. Weil er die Bedeutung würdigte, die in den »organischen« Epochen der Menschheitsgeschichte die Religionen stets gehabt haben, so wies er auch darauf hin, daß die dritte, von Saint-Simon eingeweihte »organische« Epoche einer Religion bedürfe, die nach des Meisters Lehre Fleisch und Geist versöhnen solle.

Zur Ausfüllung der von Bazard gelassenen Lücke, das heißt zur Vollendung der religiösen Seite der saint-simonistischen Doktrin glaubte sich ein Genosse Bazards berufen. Das war Barthélemy Prosper Enfantin. Als Sohn eines Bankiers 1798 in Paris geboren, widmete er sich dem Bankfach. Er unternahm längere Reisen ins Ausland, kehrte 1823 nach Paris zurück und wurde Kassierer der Hypothekenbank; später war er als Ingenieur des Khediven von Ägypten am Bau der Nildämme tätig, dann Postmeister in Frankreich, Mitglied der zur Untersuchung der Kolonisationsfrage eingesetzten Kommission in Algier, redigierte kurze Zeit den »Crédit public« und starb 1864 in der einflußreichen Stellung eines Verwaltungsrats der großen Eisenbahngesellschaft Lyon-Méditerranée. Er hatte sich schon früh an Saint-Simon angeschlossen, aber nicht in lauterer Begeisterung, sondern nur von unglaublicher Eitelkeit und dem verzehrenden Ehrgeiz getrieben, eine bedeutende Rolle zu spielen. Nach dem Tode Saint-Simons gründete er mit Rodrigues zusammen die Kommanditgesellschaft zur Erhaltung des »Producteur«, zog sich aber, da der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, von der Sache zurück und trat erst wieder hervor, als die Bewegung sichtbare Erfolge aufzuweisen hatte und seine Spekulation auf die Führerschaft aussichtsvoll erschien. Daß er dieses Ziel tatsächlich er-

reichte, verdankte er dem Umstand, daß er ein vollendeter Komödiant und geistreicher Poseur war, den die Damenwelt der schöngeistigen Salons als adorable satan (liebenswürdigen Teufel) feierte. Er war ohne wissenschaftlichen Ernst und unfähig, die sozialpolitischen Ideen seiner Anhänger zu erweitern oder zu vertiefen, aber er verstand es, durch seinen Esprit zu blenden. Hillebrand nennt ihn treffend einen geborenen »Jaumaturgen«, der halb sich selbst, halb die anderen täuschte, herrschsüchtig, aber mit Ruhe, immer seiner selbst Herr, auch im heftigsten Kampfe, schön von Gestalt und Antlitz, voll verhaltener Glut. Dühring bezeichnet die durch Enfantin eingeleitete und beherrschte letzte Epoche des Saint-Simonismus sarkastisch als »Enfantinismus«.

Das neue Christentum, auf das Saint-Simon hingewiesen hatte, soll nach Enfantin den Antagonismus zwischen Geist und Fleisch in einer höheren Harmonie aufheben, welche die Einheit von Gott-Geist und Gott-Stoff ist. Wie die alten Häretiker des Mittelalters predigte auch er: »Gott ist Eins. Gott ist alles, was ist. Alles ist darum in Gott, alles durch Gott. Keiner von uns ist außer Gott, aber keiner von uns ist Gott. Jeder von uns lebt von Seinem Leben.« Wie jene mittelalterlichen Sektierer gefolgert hatten, daß »Gott über wie unter dem Gürtel wohne«, so lehrte auch Enfantin, daß die Sinne göttlich seien. Schon Saint-Simon hatte der Forderung des Katholizismus: »Züchtigt das Fleisch und seid enthaltsam!« die andere entgegengesetzt: »Heiligt euch durch Arbeit und Vergnügen!« Aber während Saint-Simon noch nicht die letzten Folgerungen gezogen hatte, verkündete Enfantin den Satz, schon auf Erden müsse alle Freude genossen und die Lust der Sinne als heilig angesehen werden. Damit predigte er die nackte Emanzipation des Fleisches und führte damit später den Untergang der Schule herbei. Da nun Gottes Wesen die Liebe ist und die Liebe alle Menschen durchdringen und ihre Handlungen bestimmen soll, muß nach Enfantin dem Priestertum, eben weil es das Gefäß der göttlichen Inspiration ist, die herrschende Gewalt eingeräumt werden.

Durch Vorlesungen in der Rue Taranne sowie durch Aufsätze im »Organisateur« und im »Globe«, den saint-simonistischen Organen, wurden diese Gedanken verbreitet und alsbald tatsächlich, natürlich zunächst erst im Leben der Schule, in die Praxis übertragen. Man richtete ein Kolleg ein, einen Verein der Eingeweihten, an dessen Spitze seit Silvester 1829 als pères suprêmes (hohe Väter) Bazard und Enfantin traten. Bald konnte Henri Journal allein in Paris zwölf saint-simonistische Schulen gründen. Auch in die Provinzen griff die Bewegung über, und es entstanden solche Schulen oder Kirchen in Montpellier, Toulouse, Lyon, Metz und Dijon. In Paris hielt man in den Sälen der Straßen Taranne, Taitbout, Monsigny und im Athenäum fast täglich Versammlungen mit ungeheurem Erfolg ab. Dem entsprachen die Geldspenden. Allein im Jahre 1831 z. B. verfügte die Schule über 330 000 Franken. Dieser Erfolg berauschte Enfantin; sein Übermut wurde zu zynischer Frechheit, zum Parorgismus. In den »Lettres d'un habitant de Genève« (1802) hatte Saint-Simon mit Beziehung auf die Frau nur einmal gesagt: »Die Frauen werden zugelassen werden; sie werden selbst ernannt werden können« (nämlich zu Mitgliedern des Rates). Dem Rate sollte nach Saint-Simons anfänglichen Ideen die Leitung der Gesellschaft obliegen. An diesen Gedanken knüpfte Enfantin an und forderte die Emanzipation der

Frau in sozialer, politischer und religiöser Hinsicht. Als dieser Punkt erörtert wurde, kam der schon lange latente Gegensatz zwischen den beiden Häuptern der Schule zum offenen Ausbruch. Dem Sage, daß die Frau im sozialen Leben die gleiche Stellung haben sollte wie der Mann, hatte Bazard noch zustimmen können, aber Enfantins weiteren Forderungen mußte er entgegentreten. Enfantin hatte erklärt: »Der Mann und das Weib, das erst ist das soziale Individuum. Die neue moralische Ordnung beruft das Weib zu einem neuen Leben. Es soll das Weib uns alles enthüllen, was es fühlt, was es wünscht, alles, was es von der Zukunft verlangt. Jeder, der dem Weib ein Gesetz auferlegen will, ist kein Saint-Simonist. Die einzige Stellung des Saint-Simonisten dem Weibe gegenüber ist die, sich unfähig zu erklären, es beurteilen zu können.« Damit nun das Weib diese Freiheit erlangen könne, hatte Enfantin gefordert, die Ehe müsse lösbar sein, wenn die Neigung erkaltet sei, weil die Gesellschaft allen Naturen gegenüber gerecht sein müsse, auch den Flatterhaften und Koketten. Aus diesem Sage leitete er die Theorie vom Doppelpriestertum (*couple-prêtre*) ab. Da nämlich, wie im gesamten Gesellschaftsleben, so auch in der geschlechtlichen Sphäre ein ordnendes Prinzip herrschen solle, so müsse der Priester ergänzt werden durch die Priesterin.

Bazard aber empfand zu edel, um nicht durch diese mit soviel Emphase gepredigten Emanzipation des Fleisches angewidert zu werden. Er erkannte, daß sich dahinter ein moderner Astarbedienst verstecke, nach Fouriers Wort »eine Kloake von Laster und Heuchelei«. Auch fühlte er sich ganz persönlich in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, denn er besaß eine geliebte Frau. Als er die Unmöglichkeit einsah, Enfantin, der sich in seiner Frechheit sogar göttlicher Inspiration rühmte, von diesem Gedankenkreis abzubringen, schied er im November 1831 mit tiefem Schmerz aus der Schule, deren baldigen Untergang er voraussah. Er hatte sein Wirken sehr ernst genommen und konnte das Scheitern seines mit so edler Begeisterung unternommenen Lebenswerkes nicht ertragen. Am 29. Juli 1832 bereits starb er und wurde an Saint-Simons Seife begraben. Seine Trennung von Enfantin hatte auch andere ernst gerichtete Naturen veranlaßt, aus der Schule auszutreten, zum Beispiel Pierre Leroux, Reybaud, Cavauz, Péreire und andere mehr. Enfantin ließ sich indessen dadurch nicht beirren. Er ließ Bazard's Stelle unbesezt und suchte nach der *mère suprême* (höchsten Mutter), die neben ihn, den *père suprême*, treten sollte, nach dem weiblichen Messias, wie er blasphemierte. Aber alle seine Bemühungen, diesen *Femme-Messie* (weiblichen Messias) oder *Messie femelle* zu finden, alle Bälle und Gesellschaften, alle Reisen, sogar bis nach Arabien, blieben erfolglos. Keine Frau wollte eine so groteske Rolle neben Enfantin spielen. Der Enfantinische Hegenabbat gebärdete sich nun immer zügelloser. Im »Globe« vom 12. Januar 1832 konnte man lesen: man würde Männer und Frauen finden, die in einer noch nicht gekannten Liebe geeint wären, in einer Liebe, die weder Erkalten noch Eifersucht kenne, Männer und Frauen, die sich mehreren hingäben, ohne je aufzuhören, einander anzugehören, deren Liebe im Gegenteil dem göttlichen Gastmahl gleiche, das an Pracht zunähme, je größer die Zahl und Auswahl der Gäste sei.

Während so die Schule einer törichten und tiefunsittlichen Entartung verfiel und sich mit dem Makel der Lächerlichkeit und Schande zugleich be-

fleckte, versuchte Enfantin mit dem Rest seiner Gefreuen — es waren nur noch 42 Personen — im Publikum um jeden Preis Aufsehen zu erregen. Inzwischen hatte sich ein bedeutendes Defizit eingestellt, die Beiträge flossen nur ganz spärlich, die Versuche, einen Messie femelle zu finden, hatten ebenso wie die Erhaltung des »Globe« bedeutende Summen gekostet. Kurz, das Ende des Satirspiels stand unmittelbar bevor. In der letzten Nummer des »Globe« ließ man den Wahnsinn verkünden: »Enfantin ist der Messias Gottes, der König aller Nationen. Die Welt sieht ihren Christus und erkennt ihn nicht. Darum zieht er sich von euch zurück mit seinen Aposteln.« Und der große Komödiant Enfantin selbst ließ sich geheimnisvoll vernehmen: »Eine Phase meines Lebens ist vollendet. Ich habe geredet; jetzt will ich handeln. Aber ich brauche einige Zeit Ruhe und Stille. Eine zahlreiche Familie umgibt mich; das Apostolat ist gegründet; ich nehme vierzig meiner Söhne mit mir; ich vertraue meinen anderen Kindern in der Welt mein Werk an und ziehe mich zurück.« Das war der Anfang des Narrenspiels von Ménilmontant.

Dort besaß Enfantin ein väterliches Gut. Mit seinen letzten Anhängern begab er sich im April 1832 dorthin, kleidete sie in eine Art phantastischer Uniform und beschäftigte sie unter Musikbegleitung und Absingung von Liedern mit landwirtschaftlichen Arbeiten. Und das sollte nun ein praktischer Versuch sein, der Welt die Macht der harmonischen Assoziation zu zeigen, das sollte die Verwirklichung der patriarchalisch-sozialistischen Gesellschaft sein! Die Lächerlichkeit tötet, besonders in Paris. Eine einzige gerichtliche Untersuchung machte dem ganzen Narrenspuk ein Ende. Die Staatsgewalt sah nämlich in der albernen Scharlatanerie von Ménilmontant eine Verletzung des Vereinsgesetzes (Code pénal, Artikel 219) und zugleich der guten Sitten. Am 27. August standen Enfantin, Barrault, Mich. Chevalier, Dupeprier und andere vor den Assisen. Sie erhielten alle teils Geld-, teils Gefängnisstrafen. Damit hörte die Schule auf, zu bestehen. Mit ihr fielen auch die Schulen in der Provinz.

»Die Erinnerung des Publikums«, sagt Lorenz Stein,⁶ »blieb von der ganzen Erscheinung nur die Verwunderung, wie man sich ihr einst hatte zuwenden können, und ein neuer Grund zu Mißtrauen gegen Neuerungen. Ehe ein Jahr verging, sprach man vom Saint-Simonismus wie von einer längst verschollenen Sache; denn alles, selbst das Andenken, lebt schnell in Frankreich.« Und Ludwig Stein⁷ schreibt: »So endete das soziale Drama, das Saint-Simon inaugurirt hatte, in seinem Schöpfer mit einer erschütternden Tragödie, in seinen Adepten aber, insbesondere bei Enfantin, mit einer elenden Farce und öden Boulevardposse, weil Saint-Simon und sein Anhang die Zeit nur halb, die Zeit aber ihn selbst zu wenig und seine Sippe nur zu gut verstanden hat.« Eine Entschuldigung ist für die Anhänger der Schule ihre große Jugend; sie waren mit Ausnahme der beiden Häupter im Jahre 1830 fast alle erst ungefähr zwanzig Jahre alt. Kein Wunder also, daß ihnen der Blick für die Grenzen dessen fehlte, was bei den einmal gegebenen Verhältnissen der Gesellschaft zu verwirklichen möglich war, und daß sie sich vermaßen, historisch Gewordenes sozusagen mit einem Federstrich beseitigen zu können.

⁶ Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich. 1842. S. 215.

⁷ Die soziale Lage im Lichte der Philosophie. 1897. S. 342.

Wie überall folgte auch hier auf den Rausch der Ragenjammer, und reumütig kehrten diese jungen, saint-simonistischen Lannhäuser aus dem Venusberg in die bürgerliche Gesellschaft zurück und zerstreuten sich fortan. »Die ernüchterten Schwärmer«, sagt Hillebrand, »fielen ganz der zufälligen Wirklichkeit anheim, wurden Politiker, die um Macht, Schriftsteller, die um Erfolg, Geschäftsleute, die um Gewinn, Lebemänner, die um Genuß warben.« Zur Zeit des zweiten Kaiserreichs »hatten diese jungen Leute von der Rue Taranne und von Ménilmontant«, wie Legis bemerkt, »Lehr- und Wanderjahre hinter sich; sie waren jetzt Meister geworden. Einige waren Minister und Senatoren, andere imperialdemokratische Journalisten, andere aber Gründer und Finanzmänner geworden, die mit bis dahin unerhörter Genialität die Millionen zu manipulieren wußten.« Auch Heine, der einst Fühlung mit den Jüngern Saint-Simons hatte, spöttelte nach seiner Art später über sie: »Die Märtyrer von ehemals werden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt; sie tragen nicht mehr das Kreuz, wenn es nicht etwa das Kreuz der — Ehrenlegion ist.«

Doch mit dem Ende der Schule hörten die saint-simonistischen Lehren nicht auf, zu bestehen. Im Gegenteil, sie blieben sehr lebendig, denn sie befruchteten die Gemüter und riefen verwandte Gedankenkreise hervor. Man kann daher mit Recht sagen, daß der Saint-Simonismus trotz aller Verirrungen und seines schmachvollen Endes eine weltgeschichtliche Bedeutung hat. Sie besteht darin, daß in dieser Theorie zum ersten Male die ganze Größe des sozialen Problems begriffen und der Menschheit nahegebracht wurde. Darum ist das schöne Bild, mit dem Karl Grün den Saint-Simonismus gekennzeichnet hat, wahr: er gleiche einer Samenkapsel, die man geöffnet habe, deren Hülle aber verlorengegangen sei, während die einzelnen Körner überall Grund finden und aufgehen, eines nach dem anderen. So wurde durch ihn Louis Blancs demokratisch-sozialistische Lehre beeinflusst, ebenso wie Lamennais' religions-philosophische und Leroux' philosophisch-humanitäre Richtung. Besonders fruchtbar erwiesen sich die geschichts-philosophischen Lehren Saint-Simons und seiner Schule, vornehmlich die Auffassung des Klassenkampfes und die ökonomische Geschichtstheorie. Bedeutende Historiker, z. B. Thierry, Mignet und Guizot, haben sie ihren Untersuchungen zugrunde gelegt und weiter ausgestaltet. Doch auch andere Geister, wie zum Beispiel Proudhon,* sind von ihnen stark angezogen worden. Auch in Deutschland, in der nachhegelschen Zeit, hat die von Saint-Simon und Bazard eingeleitete realistische Betrachtungsweise die geschichtlichen Phänomene nachhaltig beeinflusst.

Der Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich und die Sozialversicherung

Von Jakob Brod (Wien)

Obgleich die Anschlußfrage so lange nicht gelöst werden kann, als Frankreich seine Zustimmung verweigert, hat in Österreich doch jeder die Empfindung, daß auf die Dauer die Vereinigung von Deutschösterreich mit dem Deutschen Reich nicht verhindert werden kann. In seiner jetzigen Gestaltung kann Österreich unmöglich leben, weil es keine Rohstoffe hat, um seine Produktion im Gange zu erhalten, und

* De la création de l'ordre dans l'humanité. 1843.

weil es kaum den vierten Teil der Lebensmittel hervorbringt, die es zu seiner Existenz benötigt. Um aber Frankreich vor der Gefahr eines größeren Deutschlands zu bewahren, kann Deutschösterreich nicht bis zum Verhungern »selbständig« bleiben. Der Anschluß an das Deutsche Reich wird daher früher oder später erfolgen müssen. Wenn man von einigen Kapitalisten absieht, die aus geschäftlichen Rücksichten durchaus ein selbständiges Österreich oder eine Donauföderation wünschen, gibt es niemand in Österreich, der den Anschluß ablehnen würde.

In der Voraussicht eines baldigen Anschlusses haben die drei Deutschösterreich verbliebenen Arbeiterunfallversicherungsanstalten Wien, Graz und Salzburg eine Denkschrift veröffentlicht, worin sie für die Angleichung der beiderseitigen Sozialversicherungsgeetze Vorschläge machen. Die Denkschrift geht von der Erwägung aus, daß für sich allein der durch den Frieden von Saint-Germain abgegrenzte deutschösterreichische Staat auf die Dauer nicht bestehen könne. Sein Anschluß an das Deutsche Reich sei, da sich das Notwendige schließlich immer durchsetzt, lediglich eine Frage der Zeit. Um den Anschluß vorzubereiten, sollen rechtzeitig die Gesetze und Einrichtungen in Österreich denjenigen des Deutschen Reiches angepaßt werden.

Der gewinnende Teil wird dabei unstreitig Deutschösterreich sein, da die Sozialversicherung in Deutschland weiter gediehen ist als in Österreich. Die Krankenversicherung erstreckt sich in Deutschland auch auf die in der Landwirtschaft Beschäftigten, ferner auf Dienstboten, unsändig Beschäftigte und auf Wandergewerbe. In Österreich sind diese Arbeiterschichten in die Versicherung noch nicht einbezogen; es soll dies erst jetzt durch eine Novelle zum Krankenversicherungsgesetz geschehen. Die Unfallversicherung umfaßt in Deutschland ebenfalls einen weiteren Arbeiterkreis als in Österreich. Sie müßte deshalb hier eine entsprechende Ausdehnung erfahren. Vor allem müßte in Österreich die Landwirtschaft in die Versicherung einbezogen werden. Gegenwärtig sind nur jene Arbeiter der Landwirtschaft gegen Unfall versichert, die bei einer mit elementarer Kraft oder mit Tierkraft betriebenen Maschine beschäftigt sind. Eine eigentliche Alters- und Invalidenversicherung gibt es in Österreich noch immer nicht. Es wurde über die Invalidenversicherung ein Jahrzehnt beraten; doch als die bezügliche Gesetzesvorlage im Parlament erledigt werden sollte, brach der Krieg aus, der aller Sozialpolitik ein vorläufiges Ende bereitete. Der im Jahre 1914 abgerissene Faden soll jetzt wieder angeknüpft werden. Im September hat Genosse Hanusch, Staatssekretär für soziale Verwaltung, einen Vorentwurf eines Gesetzes über die Invalidenversicherung veröffentlicht, der sich in mancher Beziehung an das deutsche Invalidenversicherungsgesetz anlehnt. Einzelne Bestimmungen sind sogar wörtlich übernommen worden.

Die Einbeziehung von Berufskrankheiten in die Unfallversicherung ist in Deutschland durch den § 547 der Reichsversicherungsordnung möglich gemacht. In Österreich fehlt eine ähnliche Bestimmung. Sie müßte erst getroffen werden, damit wir in die gleiche Linie mit Deutschland kommen.

In allen diesen Punkten muß Österreich die Angleichung vollziehen, weil es im Rückstand geblieben ist; es gibt aber auch Punkte, in denen Deutschland gleichwie Österreich noch nachzuholen hat. Das gilt zunächst von der Versicherung der »Nichtbetriebsunfälle«, das heißt solcher Unfälle, die während des Bestandes des Arbeitsverhältnisses außer jedem Zusammenhang mit dem Betrieb sich ereignen. In der Schweiz ist die obligatorische Versicherung gegen die Folgen der Nichtbetriebsunfälle seit 1. April 1918 eingeführt. Auf Grund der dort gemachten Erfahrungen ist anzunehmen, daß die Belastung durch diese Unfälle etwa 20 Prozent der durch die Betriebsunfälle verursachten Belastung ausmachen würde. Der Beitrag wäre von den Versicherten selbst aufzubringen. Die Mitversicherung der Nichtbetriebsunfälle böte den Vorteil, daß bei allen Unfällen die Erhebungen entfallen würden, die in der Regel gepflogen werden müssen, um festzustellen, ob es sich um einen Betriebsunfall handelt oder nicht.

In gewisser Beziehung verlangt die Angleichung der beiderseitigen Gesehe auch von Deutschland einen Schritt des Entgegenkommens. Das ist der Fall bei der Organisationsfrage und bei dem Finanzsystem der Unfallversicherung. Träger der Unfallversicherung sind im Deutschen Reich die Berufsgenossenschaften, in Deutschösterreich territoriale Versicherungsanstalten. Im alten Österreich gab es sieben solche Anstalten und zwei berufsgenossenschaftliche Anstalten (Eisenbahnen und Bergbau). Gegenwärtig gibt es, wie schon gesagt, deren drei. Die Denkschrift meint, daß Deutschland ebenfalls zum territorialen System übergehen könnte. Die gleichen Gründe, heißt es darin, die zur Errichtung eigener Berufsgenossenschaften für Teilgebiete des Reiches geführt haben (so gibt oder gab es eine norddeutsche, süddeutsche, schlesische, Elsaß-Lothringer, rheinisch-westfälische und sächsische Textilberufsgenossenschaft), schließen es aus, daß einfach alle unfallversicherungspflichtigen deutschösterreichischen Betriebe den bestehenden reichsdeutschen Berufsgenossenschaften zugeteilt werden könnten. Wollte man zur berufsgenossenschaftlichen Organisation der Unfallversicherung übergehen, so müßten zumindest für die größeren Industriegruppen und ebenso für die Land- und Forstwirtschaft Deutschösterreichs besondere Berufsgenossenschaften errichtet werden. Es würde an die Stelle der territorialen Unfallversicherungsanstalten eine Anzahl von neuen Berufsgenossenschaften treten, deren jede einen eigenen Verwaltungsapparat aufstellen müßte, was eine starke Vermehrung der Verwaltungskosten bedeuten würde.

Einen weiteren Grund für die Beibehaltung der territorialen Organisation der Unfallversicherung sieht die Denkschrift darin, daß die bevorstehende Einführung der Alters- und Invalidenversicherung in Österreich nur in den territorialen Unfallversicherungsanstalten geeignete Stellen zu ihrer Mitwirkung findet. In Deutschland war man genötigt, zur Versorgung der Invalidenversicherung die Landesversicherungsanstalten auf territorialer Grundlage zu schaffen. Die Beibehaltung der territorialen Unfallversicherungsanstalten würde uns in Österreich der Schaffung von Landesversicherungsanstalten entheben. Nebenbei bemerkt, ist das Ideal der Organisation der Sozialversicherung folgendes:

1. Einheitskassen für die Krankenversicherung, die zugleich als lokale Organe der Unfall-, Invaliden-, Alters- und Hinterbliebenenversicherung fungieren und nebenbei die Geschäfte anderer Zweige der sozialen Verwaltung (zum Beispiel der Arbeitslosenversicherung) besorgen;

2. territoriale Einheitsanstalten für die Durchführung der Unfall-, Invaliden-, Alters- und Hinterbliebenenversicherung.

Die territoriale Organisation der Versicherung hat auch den Vorteil eines Ausgleichs der verschiedenen Risiken, was für manche Industriezweige, besonders in Krisenzeiten, von großer Bedeutung sein kann.

Was nun das Finanzsystem der Unfallversicherung anbetrifft, so ist es in Deutschland aufgebaut auf dem Umlageverfahren, in Österreich auf dem Prämien-durchschnittsverfahren. Die deutschen Berufsgenossenschaften legen im allgemeinen die zur Bestreitung der Entschädigungsleistungen und der Verwaltungskosten erforderlichen Beträge nebst einem zur Ansammlung einer Sicherheitsrücklage bestimmten Zuschlag alljährlich nach dem Verhältnis der anrechenbaren Löhne und nach dem Gefahrenart auf die einzelnen Betriebe um. In Österreich wird ein nach der Unfallgefahr der Betriebe abgestufter, in Prozenten des anrechenbaren Arbeitsverdienstes ausgedrückter fester Beitrag (Prämie) erhoben, der die Deckung aller in der Versicherungsperiode begründeten Leistungen und der Verwaltungskosten einschließt. Die Vor- und Nachteile beider Systeme wurden seinerzeit viel erörtert. Bödiker, eine Autorität auf dem Gebiet der Arbeiterversicherung, stand auf Seite des Umlageverfahrens, weil das Prämien-system oder das Kapitaldeckungsverfahren, wie er meinte, der Privatversicherung angehörend in die Sozialversicherung nicht hineinpasse. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß die Invalidenversicherung auch in Deutschland auf dem Prämien-system mit

Kapitaldeckung aufgebaut ist. Man kann den Unterschied beider Systeme so ausdrücken, daß man sagt: Beim Umlageverfahren wird die Gegenwart zuungunsten der Zukunft entlastet, beim Kapitaldeckungsverfahren wird die Gegenwart zuungunsten der Zukunft belastet. Denn das Umlageverfahren verlangt nur die Deckung der Ausgaben für ein Jahr, während das Kapitaldeckungsverfahren die Weglegung von so viel Kapital verlangt, daß der betreffende Unfall auch für die kommenden Jahre versicherungstechnisch gedeckt ist.

Die Denkschrift spricht sich für das Kapitaldeckungsverfahren aus und verweist darauf, daß man auch in Deutschland nicht auf der ganzen Linie mit dem Umlageverfahren allein auskommt. So legt die Tiefbauberufsgenossenschaft an Stelle der Barzahlungen den Kapitalwert der Renten um, die für die im Geschäftsjahr vorgekommenen Unfälle zu zahlen sind. Die Zweiganstalten für Bauarbeiten, ferner die Versicherungsgenossenschaften für Halten von Reittieren oder Fahrzeugen erheben feste Prämien nach dem Kapitaldeckungssystem. Die Denkschrift meint, daß es ein Fehler wäre, das Kapitaldeckungsverfahren, nachdem es sich durch dreißig Jahre bewährt hat, zu verlassen. Den Fehler zu vermeiden ist leicht, da ja die derzeitigen Verhältnisse im Reiche beweisen, daß selbst bei einheitlicher Gesetzgebung verschiedene Finanzsysteme nebeneinander bei verschiedenen Anstalten bestehen können.

Im ganzen wird bei der Angleichung der sozialen Versicherungsgesetze die Hauptarbeit Österreich zufallen. Neben der Ausdehnung der Unfallversicherungspflicht hätte es die Alters- und Invalidenversicherung einzuführen. Deutschland hätte nur die Unfallversicherung auf die Nichtbetriebsunfälle auszudehnen. In der Organisation und im Finanzsystem brauchte vorläufig keine Änderung einzutreten. Es wäre zu wünschen, daß die Versicherungsträger Deutschlands den hier aufgeworfenen Fragen ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Rahel als Vorkämpferin der modernen Frauenbewegung¹

Von Anna Blos

Die »Rahel« heißt sie meist schlechtweg, diese Frau aus der Zeit der Romantik. Man weiß, welch großen Kreis bedeutender Menschen diese kleine Berliner Jüdin, die Gattin Varnhagens von Ense, um sich zu sammeln verstand. Es ist bekannt, welch große Anziehungskraft sie für die Menschen hatte, wie sie es verstand, aus jedem ihr Begegnenden das Beste herauszuholen. Aber man weiß doch verhältnismäßig wenig davon, daß die Rahel vor mehr als hundert Jahren Gedanken über die Stellung der Frau in der menschlichen Gesellschaft dachte, so kühn, so radikal, daß sie selbst in unserer fortgeschrittenen Zeit noch nicht überall Verständnis finden. Sie war keine Frau, die öffentlich auftrat, um ihre Gedanken zu verkünden. Sie gab kein Buch heraus, schrieb keine Zeitungsartikel. Aber ihre Gedanken und Aussprüche sind uns erhalten in den zahlreichen Briefen, die sie an ihre Freunde richtete, oder in deren Aufzeichnungen, die sie nach Gesprächen mit Rahel machten.

Wenn Rahel schon früh über die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft nachdachte, ja sich dagegen auflehnte, so steht das in engem Zusammenhang mit ihren Kindheits- und Jugenderlebnissen. Ihr Vater, der Bankier Levin Markus, war ein Despot, der von seiner Familie, insbesondere deren weiblichen Angehörigen, unbedingte Untertänigkeit verlangte. Er regierte mit dem spanischen Rohr und gestattete weder selbständigen Willen noch eine von der seinen abwei-

¹ Nach »Rahel«, eine biographische Skizze von Ellen Key. Halle a. S., Verlag von Edgar Thamm.

chende Meinung. Geistig und körperlich mißhandelt, wuchs Rahel auf. Unvernünftigen Befehlen, hohnvollen Worten, rohen Handgreiflichkeiten mußte sie sich beugen. »Überdammt, überschrien und überhandelt« wurde das intelligente Mädchen, das schon früh von dem Verlangen erfüllt war, sich zur Persönlichkeit zu entwickeln. Nach dem Tode des Vaters nahmen die Brüder die Autorität im Hause an sich. Die Mutter und die Schwestern fügten sich. Rahel litt schwer unter der ihr aufgezwungenen Abhängigkeit.

So kommt es, daß sich ein starker Oppositionsgeist in Rahel entwickelt, daß sie sich empört über die Unterschätzung und Abhängigkeit ihres Geschlechts, über die Zustände der Gesellschaft, in der sie lebt. Ihr ist Sittlichkeit ein veränderlicher Begriff. Der Mensch ist ihr unsittlich, der an ihrer Unveränderlichkeit festhält. Sie verlangt für den Menschen das Recht, wenn er nicht länger leiden will, die Freiheit, aufzuhören zu leben. Sie sieht in der Tugend eine Gefahr, wenn sie die Persönlichkeit des Menschen unterdrückt. »Eine Tugend kann viel schlimmer sein als eine Leidenschaft, und die Pflichterfüllung ist oft nichts anderes als eine Form der Umständlichkeit und Wichtigtuerei.« Sie verlangt für jeden Menschen das Recht, nach seiner besseren Überzeugung zu leben und zu handeln. So fordert sie die Freiheit der Liebe. Ihr gilt eine Ehe, ein Liebesverhältnis als gelöst, wenn die Liebe nicht mehr vorhanden ist. Die Ehe ist eine Form der Liebe, die nicht zum Zwang werden darf. Sie erkennt und begreift Naturen, die nicht für die Ehe geschaffen sind. So kann man sich ihre Freundschaft zu Pauline Wiesel erklären, Prinz Louis Ferdinands und vieler anderer flatterhafter Geliebte. Überhaupt findet man im Kreis von Rahels Freundinnen verschiedene Frauen, welche die Freiheit der Liebe für sich in Anspruch nahmen, solche, die Ehe und Ansehen opferten, um dem Mann ihrer Liebe zu folgen, die in illegitimem Verhältnis lebten. Vorurteilslos stellt sich Rahel auf ihre Seite, wenn sie weiß, daß Liebe und echte Leidenschaft die treibenden Kräfte sind. Ihr ist Liebe der Lebenszustand, der unsere Tage reich, hell und bedeutungsvoll macht. »Seine Handlungen kann man beherrschen,« sagt Rahel. »aber das Herz, das weich, das aus Fleisch und Blut ist, wie soll man es zu Messing machen können?« So erklärt Rahel Naturen, die von anderen treulos, unzuverlässig und schwach gescholten werden, für aufrichtig. Sie meint, daß andere Menschen oft nicht weniger Schwächen, dafür aber weniger Ehrlichkeit haben. »Freiheit für die Liebe, aber Kampf gegen die Unzucht.«

Rahel empört sich gegen die gesellschaftlich geschätzte Geschlechtsmoral. Auch die Ehe, die auf Zwangstreue beruht, in der die Gesellschaftslüge triumphiert, erscheint ihr als Unterdrückung, welche die Zweiteilung in männliche und weibliche Geschlechtsmoral hervorgerufen hat. »Daß in Europa Männer und Weiber zwei verschiedene Nationen sind, ist hart. Die einen sittlich, die anderen nicht; das geht nimmermehr — ohne Verstellung.«

Die Zwangsehe erscheint Rahel als die größte Gesellschaftslüge. Sittlich sind ihr nur die Menschen, die »immer auf das Sein und nicht nur auf den Schein ausgehen.« »Ist intimes Zusammenleben ohne Zauber und Entzücken nicht unanständiger als Ekstase irgendeiner Art? Ist ein Zustand, wo die Wahrheit, die Grazie, die Unschuld nicht möglich sind, nicht dadurch allein verwerflich?«

Nicht mit Unrecht fragt Rahel, warum man sich nicht auch für geschlossene und bekannte Freundschaftsverhältnisse eine Garantie verschafft, sondern hier die Dauer durch die Gefühle bestimmen läßt.

Sie hält nur die Ehen für sittlich, die aus gegenseitiger Liebe geschlossen werden, nur diejenigen, wo beider freie Einwilligung, nicht das Recht des einen das Zusammenleben bestimmt, nur die, in denen volle, klare Wahrheit herrscht.

Auch die Frage, was aus den Kindern werden soll, die aus einem illegitimen Verhältnis oder aus einer gelösten Ehe hervorgehen, hat Rahel natürlich beschäftigt. Sie wirft die Frage auf, ob ein Hausstand an und für sich heilig ist. Sie hält, aus eigener trauriger Kindheits Erfahrung urteilend, die Kinder keineswegs schon da-

durch geschützt, daß sie in ihrer Familie leben. Weiß sie doch, daß die Eltern die Möglichkeit haben, die Kinder innerhalb der Familie physisch und moralisch zu Tode zu martern.

Rahel geht sehr weit in ihren Forderungen für das uneingeschränkte Recht der Mutter: »Kinder sollten nur Mütter haben und deren Namen tragen, und die Mütter das Vermögen und die Macht der Familie; so bestellt es die Natur. Man muß diese nur sittlicher machen; ihr zuwiderzuhandeln gelingt — bis zur Lösung der Aufgabe — doch nie. Fürchterlich ist die Natur darin, daß eine Frau gemißbraucht werden kann und wider Lust und Willen einen Menschen erzeugen kann.« (Wir würden sagen muß, denn auch in solchen Fällen gelten die Strafbestimmungen gegen das Verbrechen am keimenden Leben.) »Diese große Kränkung«, meint Rahel, »muß durch menschliche Anstalten und Einrichtungen wieder gutgemacht werden und zeigt an, wie sehr das Kind der Frau gehört. Jesus hat nur eine Mutter. Allen Kindern sollte ein ideeller Vater konstituiert werden und alle Mütter so unschuldig und in Ehren gehalten wie Maria.«

»Raum für eigene Fäße zu erhalten,« fordert Rahel für ihre Geschlechtsgenossen. Die Frauen sollen bewahrt werden davor, sich nur mit »Stückeleien« zu beschäftigen oder im geistigen Sinn von der Existenz des Mannes oder Sohnes zehren zu müssen. Sie erklärt die Schwächen der Frauen daraus, daß sie durch ihre Erziehung und ihre soziale Stellung minderwertig bleiben müssen, daß die erotische Roheit der Männer sie zur Unwahrheit und Koketterie zwingt.

Keinem Mitglied der menschlichen Gesellschaft, meint Rahel, darf von dieser ein Hindernis in seiner Kraftentwicklung bereitet werden. Gesetz und Vorurteile aber haben der Hälfte des Menschengeschlechts solche Hindernisse bereitet. Sie verlangt, daß die Frauen von den sogenannten männlichen Arbeits- und Gedankengebieten nicht ausgeschlossen werden. »Ist es aus der Organisation bewiesen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann? Wäre dies, so bliebe es dennoch Pflicht, den Versuch immer von neuem zu machen.«

Zu einer Zeit, wo eine Frau es kaum wagte, Bücher zu veröffentlichen, fragt Rahel, warum eine Frau nicht Bücher schreiben, nicht an der Universität studieren soll, wenn sie den »Geist und die Gaben hat, wodurch allein das Studium Früchte trägt«. Warum sollen sich Frauen nicht auf wissenschaftlichem Gebiet betätigen? fragt sie weiter.

Von den Müttern verlangt Rahel, daß sie die Kinder nicht nur zur Welt bringen, sondern auch sie menschlich erziehen sollen. Sie sagt, wenn sie ein Kind hätte, so würde sie diesem helfen, seinem eigensten Ich zu lauschen; alles andere würde sie dafür opfern. Dies zu erzielen, sei die höchste Aufgabe, das größte Talent der Mütter. Erfüllen sie diese Aufgabe nicht, haben sie dieses Talent nicht, so sind sie nicht wert, Mütter zu heißen, sondern nur Kindergebäuerinnen. Sie weiß, daß nur wenige Mütter ihr hohes Amt richtig verwalten. Aber sie verlangt deshalb, daß die Macht der Mütter und damit auch ihre Verantwortung verdoppelt wird. »Denn der Fortschritt der Menschheit oder ihr Untergang hängen von der Tüchtigkeit der Mütter ab, ihre Aufgabe zu erfüllen.«

Ihr ganzes Leben lang litt Rahel mit den arbeitenden Klassen, »weil es die meisten sind und die ärmsten«. Kein Dogma, kein Vaterland, keine Liebe konnte ihr Gerechtigkeitsgefühl bestechen. Sie sah die große Aufgabe der Frauen darin, die Seele ihrer männlichen Freunde zu sein, sie dazu anzuleiten, zum Besten der Menschen zu handeln. »Unendlich viel seelenvoller, edler, besser, hilfreicher sollte jede Frau sein als der Mann, dem sie angehört.« Sie fordert, daß die Frauen stets neutral sein sollten, um alle Not unparteiisch lindern zu können.

Aus ihrer Tätigkeit als Krankenpflegerin in Prag wie in der Cholerazeit in Berlin gewann Rahel die Überzeugung, daß die Frau in die Armenpflege eintreten müsse, damit die Armen auch in den Tagen der Gesundheit Reinlichkeit, Kleider, Arbeit erhielten.

Als infolge der Napoleonkriege die Regierungen in Deutschland die Völker durch die Versprechung einer Verfassung zu beschwichtigen suchten, erkannte Rahel mit dem ihr eigenen Scharfblick, »daß diese Versprechungen über die Versprechenden hinausgewachsen waren, wie Kinder ihren Eltern entwachsen. Und plötzlich stehen die Kinder mit Kräften und Rechten vor den Eltern, von denen diese sich bei der Taufe nichts träumen ließen.«

Die Gesellschaftsordnung nennt Rahel einen Wahnwitz, die verlangt, daß die Mehrzahl sich als gute Christen zeige und zum Vorteil der Minderzahl auf alle Güter dieser Welt verzichte, die Gesellschaftsordnung, in der Arbeitswille, Erfindungsgabe, Kenntnisse an und für sich nicht genug sind, um denen, die sie besitzen, menschenwürdige Lebensbedingungen zu bereiten.

Auch mit der heute so brennenden Dienstbotenfrage hat Rahel sich schon beschäftigt in modernem Sinn. »Es ist unnatürlich, ein Domestik zu sein,« meint sie und ist überzeugt, daß die Hausfrauen, die sich am meisten über ihre Dienstboten beklagen, selbst als Dienende zu ebensovielen, wenn nicht zu mehr Klagen Anlaß geben würden.

Als Varnhagen Rahels Briefe nach ihrem Tode veröffentlichte, als »ein Buch des Andenkens für ihre Freunde«, sprach er die Hoffnung aus, daß, wenn die deutsche Nation zu den schönen Anfängen ihrer Geistesbildung zurückkehrt, Rahel erst recht verstanden wird. Aber nicht nur diese Rückkehr hält er für eine Bedingung des wahren Verständnisses: »Es ist auch notwendig, daß die konventionelle Sittlichkeit nicht mehr gilt, daß Liebe und Ehe aus anderen Gesichtspunkten betrachtet werden, daß man sich dessen schämt, was man heute ehrt, und das ehrt, wessen man sich heute schämt.« Erst dann, meint Varnhagen, werden die Blätter recht verstanden werden, auf denen sich Rahel frei und großzügig, wunderbar in ihrer reinen Vorurteilslosigkeit offenbart, in ihrer Erhabenheit über jede Ziererei und edle Scheinsamkeit, wahr und offen, ehrlich beichtend, was andere verschwiegen haben.

Die moderne Frauenbewegung findet in Rahel ein Kulturideal, das sie noch nicht erreicht hat. Noch fehlt ihr die Vorurteilslosigkeit, die verbunden ist mit Seelenkeuschheit. Rahel zeigt Wege, die erst noch beschriftet werden müssen. Sie sollte noch viel lebendiger unter uns werden, diese Frau, die sich freute, zu leben, »weil wirklich reell die Welt schreitet, weil Ideen, gute Träume ins Leben treten, weil Technik, Industrie, Erfindungen diese Träume verwirklichen. Die Erkenntnis, wie es sein soll, wird schließlich siegen, wenn diese Erkenntnis auch tausend Jahre auf den Sonnenschein warten muß, der die Pflanze wachsen lassen wird.« Ihr ist die Gegenwart Zukunft. Und in Rahels Sinn soll den Frauen, die heute kämpfen in trauriger Gegenwart, der Gedanke an die Zukunft Kraft und Freude geben.

Literarische Rundschau

Vorwärts-Almanach 1921. Mit vielen Abbildungen und Titelbild Bebel's. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 112 Seiten. Preis geheftet 4 Mark.

Ein Jahrbuch soll möglichst vielerlei bringen. Es soll seine Leser, anknüpfend an aktuelle Fragen, in fesselnder Form über die verschiedensten Dinge unterrichten, soll ihnen allerhand Daten und wissenswerte Kleinigkeiten des täglichen Lebens bieten und nicht zum mindesten für ein paar gemächliche Abendstunden zur Unterhaltung beitragen. Alle diese Forderungen erfüllt der Vorwärts-Almanach, der uns in handlicher Form, auf verhältnismäßig gutem Papier gedruckt, mit vielen in Tiefdruck recht gut ausgeführten Abbildungen vorliegt. Es ist wirklich ein Büchlein für alt und jung — jeder von ihnen findet gerade das darin, was sein be-

sonderes Interesse hat: Scheidemann steuert eine Plauderei über die Arbeit, besonders die unentbehrliche Kleinarbeit, in der Partei einst und jetzt bei, in der er die Erinnerung an seine eigene »Partei Jugend« in humorvoller Weise aufleben läßt. Über die Stumpfheit der in zwölf-, vierzehnstündiger Tagesfron aufgeriebenen Arbeitermassen, über die schweren Jahre des Sozialistengesetzes hinweg, in der es keine Mitläufer und Konjunktursozialisten gab, sondern Sozialist sein: Kämpfer und Märtyrer sein hieß, hat sich die Partei durch die unermüdlche, aufopfernde Arbeit ihrer Anhänger im Kampf gegen tausend Widerstände mächtig entwickelt, um nun »auf der Höhe« das traurige Schauspiel zu erleben, daß Unverstand und gegenwärtig unangebrachter, blindwütig alles Bestehende einreißender Radikalismus demagogischer Führer die Aufgabe, die Menschheit dem Sozialismus entgegenzuführen, mehr erschwert, als vor Jahrzehnten die schwärzeste Reaktion vermochte. — Lehrreiche Ausführungen über Geldentwertung und Teuerung, über Valutaschwankungen und Wirtschaftskrisen enthält ein Artikel von Heinrich Cunow. Nestriepkes Ausführungen über Entwicklung und Tätigkeit der Gewerkschaften seit der Revolution, die die durch die Spaltungen der Sozialdemokratie innerhalb der Gewerkschaften hervorgerufenen Zustände beleuchten und erklären, sind ebenfalls jedem Nichtgewerkschafter verständlich und interessant. Elisabeth Röhl plaudert über die »Mode und die arbeitende Frau«, Klara Bohm-Schuch unter Beifügung mehrerer sehr schöner Proben über »Soziale Frauen-Lyrik«, Kurt Heinig über die Verwendung der ehemaligen Hohenzollernschlösser für Kinderheime, Verwaltungsgebäude usw. — sicherlich nützlichere Zwecke als jene, denen sie früher dienten. Ein Artikel von Th. Demmler führt uns in Abbildung und Beschreibung noch einmal einen Teil jener Kunstwerke vor, zu deren Übergabe an die Sieger uns der Friedensvertrag von Versailles zwingt. Franz Diederich steuert einen Aufsatz über den unerreichten Karikaturenzeichner Olaf Gulbransson bei, dem er Proben dieser Zeichenkunst von überwältigender Komik, hervorgebracht durch die einfachsten Mittel der Strichzeichnung, zufügt. — Die wanderlustige Jugend findet ebenfalls das Ihrige, und zwar in dem Aufsatz von E. R. Müller. Noch einige weitere kleinere Beiträge aus den verschiedensten Gebieten enthält das Buch, jedoch auch eine ganze Reihe ernster und lustiger Geschichten und stimmungsvoller Verse und zum Schluß eine Porträtsammlung unserer neugewählten Reichstagsabgeordneten, so daß der Almanach, dessen Kalenderblätter mit ganz allerliebsten Silhouetten von Schachern geschmückt sind, in seiner Zusammenstellung ein wirkliches Familienbuch darstellt — eine schon durch den billigen Preis sehr willkommene Weihnachtsgabe. M. Sch.

G. Sommer, Geistige Veranlagung und Vererbung. Aus Natur und Geisteswelt, 512. Band. Leipzig-Berlin 1919, W. O. Teubner. Zweite Auflage. 122 Seiten. Preis (ohne Teuerungszuschlag) gebunden M. 1.90.

Nach einigen Vorbemerkungen werden die psychischen Eigenschaften, die ererbte seelische Konstitution, die speziellen Anlagen wie Instinkt, Sprache, Begabung, Talent und Genie und die Vererbung im Individualleben erworbener psychischer Eigenschaften behandelt. Was das Büchlein besonders wertvoll macht, ist die fortlaufende Bezugnahme auf die Erziehung, wenn sie gerecht und erfolgreich sein soll. Reflektorische Tätigkeiten zu ethisch und intellektuell beherrschen zu machen, die Grenzen der Begabung zu erkennen, ist die Aufgabe der Erzieher; die Begabten zu fördern, nötigenfalls durch wirtschaftliche Sicherstellung, ist Pflicht der Gesellschaft. Was schon jetzt auf diesem Gebiet Feststehende ist geeignet, dem sogenannten Zufall im menschlichen Schicksal auf eine breite Strecke den Boden streitig zu machen. Dem Fatum ist menschliches Wissen und menschlicher Wille entgegenzustellen. Die Erkennung des weiblichen Geschlechts als des reproduzierenden, des arterhaltenden, worauf das materielle Substrat, das nervöse System in allen feinen Teilen orientiert ist, zeigt der Frau den Weg, auf dem sie ihre

Vorzüge entwickeln kann. Die Vergrößerung des Aktionsradius wird einzelne Frauen befriedigen, für die Frauenwelt aber nicht ohne Opfer möglich sein.

Das Büchlein sei allen warm empfohlen, die an der Erhaltung unseres Ahnen-erbes in diesen schweren Zeiten in jeglicher Richtung mitarbeiten. H. Berger

Romain Rolland, *Liluli*. Illustrationen nach den Holzschnitten von Franz Masereel. Paris, Verlag Ollendorff. Preis 7 Franken.

Dieses Buch ist das poetischste unter den Kriegsschriften Romain Rollands. War er in seinen anderen — »Au dessus de la mêlée« (Über dem Handgemenge) und »Les précurseurs« (Die Vorläufer) — Ankläger, Beobachter, Sammler von kriegsfeindlichen Äußerungen, die Gleichgesinnte seines eigenen Volkes und Brüder jenseits der Schützengräben taten, so steht er hier noch um eine Stufe höher als »Über dem Handgemenge«. Er ist nicht mehr Sklave seines Temperaments, seiner Leidenschaft, die ihn beim Anblick der unsäglichen Leiden während des Krieges aufstöhnen läßt, sondern er hat es bis zum Lachen gebracht. Allerdings nicht zu einem befreienden Lachen, sondern zu einem bitteren Hohnlachen über alles, was den Menschen heilig ist, woran sie glauben und wovon sie sich verführen lassen.

»Liluli« ist ein Schauspiel, und zwar ein symbolisches Schauspiel, das Götter, Dämonen, Fabeltiere und personifizierte Vorstellungen, Einzelpersonen und Volksmassen auf die Bühne bringt und durch sie das »Leben« darstellt — nämlich das Leben, wie Romain Rolland es sieht, also: Unterdrückung der Kleinen durch die Großen, Hinfertigung des Volkes durch seine Führer, Verlockung der Unerfahrenen zum Kriege, Knebelung der Wahrheit, Verherrlichung der Dummheit (öffentliche Meinung) und endlicher Triumph der Illusion über die irregeleiteten Nationen auf beiden Seiten des Abgrundes, die, zu dichten Knäueln geballt, gemeinsam ins Verderben stürzen. Polichinell als Kritiker verfolgt die Vorgänge, die sich vor seinen Augen abspielen. Er warnt den Jüngling vergebens, den Lockungen der Illusion zu folgen, die ihn mit süßen Worten und Gesten bezwingt, das Paradies vorgaukelt, während er auf einer Kanone schläft und ihn zum Kampf verleitet. In dieser Figur hat Romain Rolland sich selbst gezeichnet. Auch er sah mit offenen Augen, wie nicht nur sein eigenes Volk, sondern wie alle Nationen ins Verderben rannten. So karikiert er seine Mission als Prophet und verweist mit bitterem Lächeln auf den Erfolg der falschen Wahrheitskänder, der Priester, Journalisten, Diplomaten, die in feierlichem Aufzug die mit dichten Schleiern verhüllte, geknebelte und gefesselte Wahrheit herumführen.

Das Stück als Ganzes wäre völlig bühnenunwirksam, wenn wirklich ein Theater die Aufführung wagen wollte; aber es sind Szenen darin von großer Schönheit — zum Beispiel die Verführungsszene des jungen Altair durch Liluli — oder von packender Gewalt der Satire, wie das Auftreten Gottes (Maitre Dieu) und seine Auseinandersetzung mit dem Lustigmacher Polichinell. Auch einzelne Redestücke, wie der Chor der Diplomaten oder der von Polonius (Wilson) gesprochene Einweihungstoast bei Eröffnung der Brücke, die den Abgrund zwischen den Völkern überwinden soll, aber von ihnen nicht betreten werden darf, bis nicht alle maßgebenden Faktoren gesprochen hätten (während die Kanonen ohne weiteres darüberfahren dürfen und dem Geld keinen Augenblick der Zutritt verweigert wird), sind Zeugnisse dichterischer Eingebung.

Da mit dem auf eine feine Satire abgestimmten Buche Massenwirkungen nicht zu erzielen sind, hat sich bisher noch niemand gefunden, der es ins Deutsche übersetzt hätte. Es wäre aber eine verdienstvolle Aufgabe, da tatsächlich kaum eine andere Schrift Romain Rollands oder eines anderen kriegbekämpfenden Dichters so deutlich den Kriegsapparat zeigt wie gerade dieses symbolische Schauspiel. J. S.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 12

Ausgegeben am 17. Dezember 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Mary und Engels als Philosophen

Von Albert Kranold

I

Es kann nicht geleugnet werden, daß in den letzten Jahren, besonders seit der Umwälzung Deutschlands, der Sozialismus auch von seinen Anhängern vielfach lediglich als eine Lehre aufgefaßt wird, die die Mittel angibt, wie die wirtschaftliche Lage der unteren Volksklassen gebessert werden kann. Von gegnerischer Seite wirft man sogar der sozialistischen Arbeiterbewegung vor, sie arte in eine bloße Lohnbewegung aus. Daß diese Meinung in den Kreisen der Gegner des Sozialismus herrscht, ist nicht verwunderlich, da diese sich nur selten die Mühe geben, in die Gedankenwelt des Sozialismus wirklich einzudringen. Um so wichtiger aber ist es, daß in den Kreisen der Sozialisten selbst nicht vergessen wird, daß es sich im Sozialismus letzten Endes nicht bloß um eine Lehre von den Mitteln des gesellschaftlichen Fortschritts, sondern um ein neues Ideal der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens handelt. Der Sozialismus ist ein besonderes Kulturideal, und er stellt daher auch eine besondere Sozialphilosophie und Ethik dar, eine besondere Lebensauffassung. Sozialist im eigentlichen Sinne ist mithin nur derjenige, der in seinem ganzen Denken und Fühlen von einem bestimmten sittlichen Ideal durchdrungen ist, nicht aber schon der, welcher in seinem an sich vollberechtigten Interesse nach Verbesserung seiner Lebenshaltung strebt. Dies Streben wird vielmehr erst dann sozialistisch, wenn es um eines höheren geistig-sittlichen Ideals willen, nicht nur um des eigenen, sondern auch um aller anderen Menschen Wohles willen, und wiederum nicht nur um des leiblichen, sondern auch um des geistig-sittlichen Wohles willen geübt wird.

Nur unter dieser Voraussetzung vermag der Sozialismus uns einzelne wie die ganze Menschheit aus dem Elend herauszuführen, in dem wir leben, und das nicht bloß eine wirtschaftliche Not, sondern vor allem ein geistig-sittliches Elend ist. Und wenn sich zumal die Völker des abendländischen Kulturkreises in einer besonders schweren Krise befinden, die sie von der immerhin bereits erreichten Höhe menschlicher geistiger und sittlicher Kultur wieder in die Tierheit hinabzuführen droht, so vor allem deshalb, weil sie geistig und sittlich schwer erkrankt sind.

Entsprechend der geschilderten Sachlage werden nun zumeist auch die großen Führer und Schöpfer der deutschen sozialistischen Bewegung wie Mary, Engels und Lassalle lediglich als volkswirtschaftliche und politische Denker aufgefaßt und gewertet, nicht aber als Philosophen. Und gewiß, sogenannte Philosophen von Fach waren sie nicht oder doch höchstens in ihren ersten Studienjahren. Aber man kann auch Philosoph sein, ohne die Philosophie als sein Sonderfach zu betreiben. Dabei sehe ich ganz davon ab, daß es überhaupt mißlich ist, die einzelnen Fächer so scharf voneinander zu

trennen, obwohl das ja leider unseren Denkgewohnheiten nur allzu sehr entspricht. Denn diese Abgrenzungen sind, sofern sie nicht nach den obersten logischen Gestaltungsprinzipien und den daraus abgeleiteten Methoden der jeweiligen Forschungen sich richten, durchaus willkürlich, da alle unter den gleichen obersten logischen Grundsätzen stehenden Erkenntnisse eine unteilbare Einheit, einen in sich geschlossenen Gedankenzusammenhang bilden. Und wenn man zwischen der Philosophie als einem besonderen Fach und den übrigen Wissenschaften als solchen unterscheidet, so nur dann mit Grund, wenn man die Philosophie allen anderen Wissenschaften als eine besondere Betrachtungsweise gegenüberstellt und überordnet, sie aber nicht als eine weitere Anwendung der gleichen Betrachtungsweise den sogenannten Einzelwissenschaften nebenordnet. Bei der Beurteilung der Frage, ob ein Denker ein Philosoph ist, kommt es nicht darauf an, was für ein Gebiet er bearbeitet, sondern in welchem Geiste er seine Forschungsarbeit leistet. Jeder Forscher, der seine Tätigkeit im Bewußtsein der Abhängigkeit jeder noch so geringfügigen Einzelerkenntnis von den obersten Ordnungsprinzipien nicht nur seiner Wissenschaft, sondern aller Erkenntnis überhaupt betreibt und dementsprechend alle Einzelerkenntnisse stets sofort auf alle anderen bezieht und sie in den allumfassenden Gedankenzusammenhang der Erkenntnis einordnet, ist in viel höherem Maße ein Philosoph als derjenige Forscher auf dem Gebiet der Philosophie als Einzelsach, der dies Fach isoliert, das heißt ohne Beziehung auf die übrigen Wissenschaften bearbeitet.

Es ist ganz zweifellos, daß Marx, Engels und Lassalle in diesem Sinne Philosophen waren, denn nicht nur blieben sie in ihrer Forschungsarbeit nicht auf ein Einzelsach beschränkt, sondern sie betrieben diese ihre Arbeit auch stets im Hinblick auf das Ganze der Erkenntnis und unter ständiger Besinnung auf die logischen Grundlagen ihrer Arbeit. Gehörten sie doch zu denjenigen Denkern, die die Wissenschaft vom sozialen Leben der Menschen begründet haben, das heißt haben sie doch erst die obersten Grundsätze festgelegt, die aus den bis dahin zusammenhanglos nebeneinander bestehenden Einzelerkenntnissen vom sozialen Leben der Menschen einen einheitlichen Gedankengang zusammenfügen. Eben dies leistet nämlich und soll leisten die materialistische Geschichtsauffassung, deren methodischer Charakter heute wohl als außer Zweifel stehend angesehen werden kann. Dabei ist es für diese Frage gänzlich gleichgültig, ob die materialistische Geschichtsauffassung »richtig« ist oder nicht, ob sie die an sie gestellten Anforderungen erfüllt oder nicht, das heißt ob die von ihr festgestellten obersten Ordnungsprinzipien diejenige Ordnung, die sie stiften sollen, tatsächlich stiften. Der philosophische Charakter dieser Arbeit bleibt davon unberührt.

Es ist deshalb außerordentlich verdienstvoll, daß der bekannte philosophische Forscher Karl Vorländer es in einer besonderen Schrift unternommen hat, die drei genannten sozialistischen Führer gerade als Philosophen zu schildern.¹ Er nimmt damit die Arbeit wieder auf, die er bereits vor einem Jahrzehnt in seiner ausführlichen Arbeit über »Kant und Marx«² zu einem vorläufigen Abschluß gebracht hatte. Auch dort hatte er sich schon bemüht, den philosophischen Gehalt insbesondere der Lehre von

¹ Karl Vorländer, Marx, Engels und Lassalle als Philosophen. Stuttgart 1920, Verlag von J. F. W. Dieß Nachf. G. m. b. H. Preis broschiert 5 Mark.

² Tübingen 1911.

Marx darzulegen und so zu zeigen, inwiefern Engels recht hatte, wenn er behauptete, daß die deutschen Sozialisten die geistigen Nachkommen von Kant, Fichte und Hegel seien. In der neuen Schrift erneuert er diesen Versuch im Zusammenhang und dehnt ihn auf Lassalle aus, indem er dabei zugleich alle die reichen Ergebnisse der geistesgeschichtlichen Forschung berücksichtigt, die das letzte Jahrzehnt auf diesem Spezialgebiet in so reichem Maße gezeitigt hat und an deren Gewinnung Vorländer selbst nicht am wenigsten mitbeteiligt ist. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist in gewisser Weise ein Verlassen des Standpunktes, den Vorländer in seiner ersten Schrift einnahm, insofern nämlich, als er offenbar jetzt die sachlichen Beziehungen zwischen der Lehre Kants und dem Marxismus nicht mehr für so eng hält wie früher. Er sagt das in seiner neuen Schrift zwar nicht ausdrücklich; ein Vergleich der beiden Schriften ergibt das aber sofort.

Für eine solche Untersuchung stehen nun zwei Wege offen. Man kann einmal versuchen, historisch-biographisch die sämtlichen Schriften und Aufsätze der in Frage kommenden Denker der Reihe nach durchzugehen und die sachphilosophischen Bestandteile in ihnen herauszulösen und darzustellen; und man kann sich bemühen, die Lehre der betreffenden Denker in ihrem systematischen Zusammenhang ohne besondere Beziehung auf die einzelnen Schriften des Autors zu schildern und ihren philosophischen Sinn zu erörtern. Eine vollendete Darstellung wird beide Wege bewußt nacheinander einschlagen, wie denn eine vollständige Trennung beider Methoden überhaupt nicht möglich ist, da jede historisch-biographische Darstellung zum mindesten der systematischen Gesichtspunkte nicht völlig entraten kann. Immerhin wäre es möglich, die ganze Darstellung einseitig auf einen dieser Gesichtspunkte zu richten. Dabei möchte ich dann aber die systematische Untersuchung für die vorausgehende Fragestellung halten, weil sie offenbar die logisch übergeordnete und daher mit weniger Voraussetzungen belastete ist. Ohne vorhergehende systematische Untersuchung scheint mir die historisch-genetische Darstellung einer Lehre und ihrer Entwicklung nicht unerheblichen Gefahren ausgesetzt, zumal in dem hier in Frage stehenden Falle, wo es sich darum handelt, zu zeigen, inwiefern und inwieweit es sich bei einer Lehre um eine Philosophie handelt. Denn leicht wird eine solche rein historisch-biographische Darstellung erstens allzusehr an Einzelheiten der Lehre, an einzelnen Ausführungen der verschiedenen Schriften hängenbleiben und sodann zu sehr ihr Augenmerk darauf richten, welche Teile dieser Schriften im sachlichen Sinne der Philosophie zuzurechnen sind, anstatt zu prüfen, ob die ganze Lehre philosophischen Geist atmet. Man kann aber dem Inhalt einer einzelnen Schrift eines Autors immer erst dann voll gerecht werden, wenn man die gesamte Lehre dieses Autors übersieht. Als Glied eines Ganzen erhalten einzelne Schriften ebensosehr wie einzelne Sätze oft einen ganz anderen Sinn, als wenn man sie isoliert betrachtet, gehört der Ort, den ein Gegenstand oder hier besser ein Inhalt in einem Zusammenhang einnimmt, doch unmittelbar zu den Merkmalen dieses Gegenstandes oder Inhalts. Die Gefahr, einen Satz oder eine einzelne Schrift eines Autors isoliert zu betrachten, ist aber bei einer historisch-biographischen Darstellung ohne vorausgehende systematische sehr groß.

Wenn Vorländer nun auch letztlich nach dem geistigen Charakter der Denker als lebendiger Personen und nicht unmittelbar nach der geistes-

geschichtlichen Stellung der Lehren fragt, so entscheidet über diesen persönlichen Charakter schließlich doch der Geist ihrer Werke und damit ihrer Lehre. Das Werk läßt sich von dem Menschen nicht trennen und der Mensch nicht von seinem Werk. Greift dann noch die historisch-biographische Darstellung über die Schilderung des isolierten Lebensganges der einzelnen Denker hinaus und faßt historische Zusammenhänge ins Auge, führt sie insbesondere geistesgeschichtliche Vergleiche durch, die ohne systematische Klarheit gar nicht möglich sind, so droht die Gefahr, daß solche Betrachtungen verschwommen werden, ja geradezu die sachlichen Beziehungen verfälschen.

Vorländer hat sich für die historisch-biographische Darstellung entschieden, die nur gelegentlich mit recht knappen systematischen Erörterungen durchsetzt ist — er ist aber auch allen drei obengenannten Gefahren erlegen. So reiches Material auch diese Schrift Vorländers wieder zur Geistesgeschichte des deutschen Sozialismus beibringt, so leidet sie doch an einer nicht unerheblichen Unschärfe der systematischen Untersuchungen und klebt überdies meinem Gefühl nach zu sehr an einzelnen Sätzen. Sie faßt zu wenig den Geist und Sinn der gesamten Lehre von Marx und Engels ins Auge. Überhaupt geht sie viel zu sehr darauf aus, Marx, Engels und Lassalle als Bearbeiter des Fachs Philosophie zu erweisen, anstatt die wahrhaft philosophische Überlegenheit ihres Standpunktes und ihrer Denkweise aufzuzeigen. Er sieht denn auch als Folge davon manche historischen Zusammenhänge schief, ja unterlegt manchen Ausführungen der fraglichen Denker einen Sinn, den sie dem Geist ihrer ganzen Lehre nach nicht haben können. Das trifft besonders auf die Betrachtung der späteren grundsätzlichen Schriften von Engels, des »Anti-Dühring« und der Schrift über Feuerbach zu.

Denn das ist meines Erachtens der eine große Irrtum, dem Vorländer zum Opfer gefallen ist, daß er Ausführungen, die dem ganzen Zusammenhang des Systems von Marx und Engels und seinem Geist nach historisch-psychologisch gemeint sind, philosophisch-erkenntnistheoretisch auffaßt. Es ist ein vergebliches Bemühen, Marx und Engels als Fachphilosophen im Sinne eines Erkenntnistheoretikers erweisen zu wollen. Sie waren sachlich lediglich Vertreter der Sozialwissenschaft und Geschichte, und die Lehre von der Dialektik wie überhaupt die Theorie der materialistischen Geschichtsauffassung sind methodologische Erörterungen im Bereich der Sozialwissenschaft und der Geschichte. Nur deshalb und gerade deshalb waren sie Philosophen, weil sie diese ihre einzelwissenschaftlichen, nämlich gesellschaftlichen und historischen Forschungen im philosophischen Geiste durchführten, indem sie sich auf die logisch-methodologischen Grundlagen dieser Wissenschaften besannen und sich über sie Rechenschaft zu geben suchten. Es ist eine Verkennung des historischen Materialismus, wenn man in ihm bereits eine Erkenntnistheorie sieht. Marx und Engels haben nicht die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnis überhaupt gestellt, sondern lediglich die Frage nach den besonderen Bedingungen der Erkenntnis des sozialen Lebens. Sie wollten unmittelbar das soziale Leben der Menschen erforschen und fragten aus dieser Absicht heraus nur, welche Bedingungen zu erfüllen seien, damit diese Erkenntniswissenschaft im Sinne Kants, nämlich ein einheitlicher Systemzusammenhang über die eigentliche einzelne Gegenstandserkenntnis hinaus werde. Hinter

ihrer Lehre steht also allerdings eine bestimmte Erkenntnistheorie, aber Marx und Engels haben niemals auf sie Bezug genommen, sondern sie stillschweigend vorausgesetzt. Und zwar ist es der Kritizismus Kants, auf dem die Geschichtsmethodologie von Marx und Engels ruht.

Gerade die Eigenschaft des historischen Materialismus als einer bestimmten Methode historischen Denkens, auf die Vorländer selbst zu wiederholen Malen auf das nachdrücklichste hinweist (vergl. zum Beispiel Vorländer, S. 61/62), zeigt, daß er nicht in das Gebiet der Erkenntnistheorie gehört. Diese hat in bezug auf die Methoden der einzelnen Wissenschaften lediglich die Aufgabe, den logischen Ort und die logische und erkenntnistheoretische Funktion und Bedeutung der wissenschaftlichen Methoden überhaupt zu zeigen. Dies geschieht in Kants Ideenlehre und in deren weiterem Ausbau der Kritik der Urteilskraft. Wenn man aber zum historischen Materialismus als solchem Stellung nimmt, handelt es sich nicht mehr um die Frage, ob es sich in ihm um ein regulatives Prinzip systematischer Gesamterkenntnis oder um eine konstitutive Kategorie der einzelnen Gegenstandserkenntnis handelt.

Diese Verkennung des historischen Materialismus durch Vorländer hat erhebliche Widersprüche in dessen Darstellung zur unmittelbaren Folge. Er sieht nämlich in der sozialwissenschaftlich-historischen Feststellung von Marx und Engels, zumal in der Formulierung, die Engels ihr in seiner Schrift über Feuerbach gab, daß die sozialwissenschaftlichen Anschauungen der einzelnen Menschen als reale geschichtliche Tatsache kausal-genetisch der Ausfluß bestimmter ökonomischer Verhältnisse, sachlicher Gegebenheiten sind, die überdies, wie Max Adler in seinen »Marxistischen Problemen«³ sehr gut gezeigt hat, in sich bereits wiederum menschliches Wollen und Denken einschließen, ein Wiederaufleben der von Kant überwundenen Abbildtheorie (Vorländer, S. 52 und 53/54). Es ist zuzugeben, daß die Ausdrucksweise Engels', der von »Begriffen« spricht, in denen sich die »Dinge« »spiegeln«, und der diese Lehre derjenigen Hegels, die umgekehrt die »Dinge« als die »Abbilder« der »Begriffe« hinstellt, einer allerdings philosophisch-erkenntnistheoretisch gemeinten Lehre entgegensteht, dazu verführen kann. Indessen ist das aber nur dann möglich, wenn man diese Ausführungen ohne Beziehung zum Gesamtsystem des Marxismus, das ein System der Sozialwissenschaft und Geschichte darstellt, betrachtet. Dem Sinne der ganzen Lehre nach ist daher mit diesen Ausführungen lediglich eine Darstellung des historisch-genetischen Verhältnisses zweier Teile des sozialen Lebens zueinander, nämlich der wirtschaftlichen Organisation einer Gesellschaft zur philosophischen Denkweise derselben Gesellschaft beabsichtigt, also des Verhältnisses desjenigen Teiles des sozialen Lebens, den Marx und Engels auch den materiellen Unterbau nennen, zu dem, den sie als den ideellen Überbau bezeichnen, wobei auch der materielle Unterbau selbst bereits so starke psychische Momente einschließt, daß Georg Simmel den historischen Materialismus unmittelbar als eine Theorie bezeichnen konnte, »die die Geschichte im eminenten Sinne psychologisch motiviert«,⁴ weil in ihr damit tatsächlich nur ein Teil des psychischen Lebens der Menschen als von einem anderen Teil desselben abhängig bezeichnet

³ Stuttgart 1913, Verlag von J. H. W. Dieß Nachf.

⁴ Vergl. »Probleme der Geschichtsphilosophie«, 3. Auflage, S. 163. Leipzig 1907.

wird, nämlich das philosophisch-ethische Wollen und Denken von dem wirtschaftlichen Wollen und Denken. Das um so mehr, als die Wirtschaft als solche nicht etwa nur mit der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse der Menschen zu tun hat, sondern auch mit der Befriedigung ihrer geistigen und sittlichen Bedürfnisse. Denn Wirtschaft ist die Veranstaltung, die der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse überhaupt dient. Mithin ist jedes geistige Leben und jeder sittliche Fortschritt unmittelbar abhängig von der Wirtschaft.⁵

Die Gegenüberstellung gegen Hegels Lehre vermag daran um so weniger zu ändern, als gerade das Verdienst von Marx und Engels darin bestand,

⁵ Außer auf Marx Adler, der in seiner genannten, Kant ganz schief, weil psychologisch auffassenden Schrift »Marxistische Probleme« hierauf bereits hingewiesen hat, mag hierfür noch die jüngst erschienene, Kant immer noch schief auffassende, aber sonst ausgezeichnete Schrift von Alfred Brauntal über »Marx als Geschichtsphilosoph« angeführt sein. Aus der Fülle der Belege, die Brauntal beibringt, um zu zeigen, daß der historische Materialismus im Grunde lediglich ein bestimmtes Gebiet der geistigen Betätigung der Menschen von einem anderen solchen als abhängig bezeichnet, und daß sich darin sein ganzer sogenannter Materialismus auflöst, vor allem auch die Sage, Marx lege das den Geschichtsverlauf bestimmende Moment in die tote Materie, seien nur kurz folgende erwähnt: Brauntal selbst betont wiederholt (zum Beispiel S. 76, 91, 98/99), daß nach dem historischen Materialismus der Mensch selbst zum bewegenden Prinzip »nicht nur der Geschichte, sondern alles Seins« werde. Denn nichts anderes sei gesagt, wenn die Entwicklung der Produktivkräfte als diese Triebkraft bezeichnet wird, da, wie er sich zu zeigen bemüht habe, die Produktionsverhältnisse und Produktivkräfte für Marx nichts anderes darstellen als Verhältnisse und Kräfte von Menschen (S. 91). Aus den Originalschriften von Marx und Engels vergleiche man hierzu: 1. Marx' Polemik gegen Heinzen, »Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Fr. Engels und Ferdinand Lassalle«, herausgegeben von Mehring, 2. Auflage, Stuttgart 1913, 2. Band, S. 456: »Die Menschen bauen sich eine neue Welt aus den geschichtlichen Errungenschaften ihrer untergehenden Welt. Sie müssen im Laufe der Entwicklung die materiellen Bedingungen einer Gesellschaft selber erst reduzieren...« 2. Marx' Thesen über Feuerbach, insbesondere These 8 »Das Gesellschaftliche ist wesentlich praktisch« und These 3. 3. »Lohnarbeit und Kapital« aus den Jahren 1847/48: »In der Produktion beziehen sich die Menschen ... aufeinander. Sie produzieren nur, indem sie auf eine bestimmte Weise zusammenwirken... Um zu produzieren, treten sie in bestimmte Beziehungen und Verhältnisse zueinander, und nur innerhalb dieser gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse findet ihre Beziehung zur Natur, findet die Produktion statt.« (Berlin 1919, S. 25.) 4. »Der 18. Brumaire des Napoleon Bonaparte«, S. 34 f. 5. Einleitung zur Schrift: »Zur Kritik der politischen Ökonomie«, S. LIV ff. 6. »Kapital«, I, S. 451/452, wo genau abgegrenzt wird, was durch die Naturbedingungen bestimmt wird und was nicht. Marx sagt dort negativ ausdrücklich, daß die Produktivität der Arbeit an Naturbedingungen geknüpft bleibt, wenn man von der mehr oder weniger entwickelten Gestalt der gesellschaftlichen Produktion absteht! Ferner »Kapital«, I, S. 317. Selbst wenn man die Technologie als letzte Ursache ansieht, wird der Mensch doch wieder als Agens hingestellt, denn es heißt dort: »Die Technologie enthüllt das aktive Verhältnis der Menschen zur Natur.« 7. Engels, »Ludwig Feuerbach«, S. 44. In der Gesellschaft »geschieht« »nichts ohne bewußte Absicht, ohne gewolltes Ziel.« »Die Menschen machen ihre Geschichte ... indem jeder seinen eigenen bewußten gewollten Zweck verfolgt, und die Resultate dieser vielen ... Willen und ihrer mannigfachen Einwirkungen auf die Außenwelt ist eben die Geschichte. Es kommt also auch darauf an, was die vielen einzelnen wollen.«

daß sie wichtige philosophische Gedanken Hegels aus der metaphysischen Verkleidung lösten und in das Methodologische wendeten, so unter anderem auch den wichtigen und von Vorländer ebenfalls nicht in seiner Tragweite und seinem eigentlichen Sinn, den er bei Marx und Engels hat, verstandenen Gedanken der Dialektik. Die erwähnte Ausdrucksweise von Marx und Engels und die Gegenüberstellung gegen Hegel sind lediglich historische Reminiszenzen, die in der geistesgeschichtlichen Situation begründet sind, die Marx und Engels vorfanden.⁶ Systematisch sind sie ohne besondere Bedeu-

⁶ Dasselbe gilt auch von Engels' Polemik gegen Kants Begriff des »Dings an sich« in seiner Schrift über Feuerbach, S. 18 und 19. Diese Polemik ist allerdings unhaltbar und zeugt von einer gänzlichen Verkennung von Kants Lehre. Aber das ändert nichts daran, daß der historische Materialismus selbst keine Erkenntnislehre, darstellt. Schon der berühmte Satz aus der Einleitung zu Marx' Schrift »Zur Kritik der politischen Ökonomie« vom Jahre 1859, der am meisten als Stütze der hier bekämpften Auffassung angeführt wird, zeigt das ganz deutlich. Denn er bezeichnet nicht das »Sein« überhaupt als dasjenige, was das Bewußtsein der Menschen bestimme, sondern nur das »gesellschaftliche Sein«. Dieser Satz ist von entscheidender Wichtigkeit. Aberdies ist dieser ganze Satz nur eine Wiederholung des unmittelbar vorher aufgestellten anderen Satzes, daß »die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse« »den sozialen politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt« »bedinge« (S. LIV). Dasselbe zeigt sich auch ganz deutlich in der Darstellung des historischen Materialismus, die Alfred Braunthal jüngst veröffentlichte (Berlin 1920). Braunthal selbst sagt nämlich diese Lehre ebenfalls zu Unrecht erkenntnistheoretisch-philosophisch (S. 145/146). Das ist mir bei ihm um so unverständlicher, weil er an anderer Stelle selbst sehr gut den geschichtlich-wirtschaftswissenschaftlichen Charakter dieser Lehre herausarbeitet, indem er zum Beispiel bei der Besprechung von Marx' Schrift »Das Elend der Philosophie« und der darin enthaltenen Behauptung, daß »die Ideen, Kategorien ebenso wenig ewig seien als die Verhältnisse, die sie ausdrücken« (»Elend der Philosophie«, S. 101) — eine Behauptung, die an sich ebenso unkantisch klingt, wenn man sie nämlich philosophisch nimmt —, sehr gut zeigt, daß es sich hier nicht um die Kategorien oder Ideen im Sinne Kants handelt, sondern um ökonomische Ideen und Kategorien. Er betont ausdrücklich, daß, wenn Marx die logischen Kategorien gemeint hätte, was nicht der Fall sei, er dann damit seine eigene Lehre hinfällig mache. Denn Erkenntnis sei eben überhaupt nur unter Voraussetzung der unverbrüchlichen Geltung der Kategorien möglich (Braunthal, S. 70/71). Ebenso betont Braunthal anlässlich einer Stelle aus dem »Anti-Dühring«, an der Engels die historische Feststellung macht, daß »alle Religion ... nichts anderes« »ist« »als eine phantastische Widerspiegelung in den Köpfen der Menschen«, daß der historische Materialismus nichts über die Formen der Vorstellung, der Erkenntnis lehre, sondern daß diese Lehre nur den Inhalt der Erkenntnis betreffe. Das heißt: »Was« der Mensch denke, verändere sich im Laufe der Geschichte, nicht aber »wie« er es denke. Von den Formen jeder Erkenntnis handle die Philosophie, nicht aber die Geschichtsphilosophie (Braunthal, S. 107 bis 109). Das gilt eben ganz allgemein: wenn in der Lehre des historischen Materialismus die Rede ist vom Verhältnis der »Idee« und des »Bewußtseins« zum gesellschaftlichen Dasein der Menschen, handelt es sich weder um logische Ideen noch um das Bewußtsein als Gedankenzusammenhang, also um das logische Bewußtsein, sondern um die Bewußtseinsinhalte realer historischer Menschen, um materiale Ideale. Das zeigt unter vielen Stellen auch die Stelle im zweiten Teil des »Kommunistischen Manifests« ganz deutlich (Ausgabe des Verlags »Die Aktion«, Berlin-Wilmersdorf 1919, S. 22/23), an der die Einwürfe gegen die Kommunisten besprochen werden, und zwar besonders die Einwürfe, die »von religiösen, philosophischen und ideologischen Gesichtspunkten über-

tung, von Wichtigkeit sind sie lediglich für eine historisch-biographische Darstellung. Und nur weil Vorländer sie nicht auch genügend systematisch, sondern einseitig historisch-biographisch betrachtet, erscheinen sie ihm so bedeutungsvoll.

Mit dieser Auffassung Vorländers vom historischen Materialismus als einer philosophisch-erkenntnistheoretischen Lehre paßt aber seine Stellung zu der Frage, in welchem Verhältnis der historische zum philosophischen Materialismus steht, zum Materialismus als Weltanschauung nicht zusammen. Denn aus dieser Auffassung folgt ohne weiteres, daß der historische Materialismus einen Rückfall in die Metaphysik darstellt, und zwar notwendig in die Metaphysik des Materialismus, was übrigens auch Vorländer betont.⁷ Demgegenüber hebt Vorländer selbst die Stellen hervor, an denen insbesondere Engels (aber auch Marx zum Beispiel im »Kapital«) entschieden den historischen gegen den philosophischen Materialismus abgrenzt (Vorländer, S. 41 und 51), und betont auch gelegentlich selbst, daß sie tatsächlich sachlich nichts miteinander zu tun haben, eben weil ja der historische Materialismus auch nach Vorländers Meinung eine Methode der Geschichte ist.

Diese Verkenntung der Lehre von Marx und Engels hat weiterhin zur Folge, daß Vorländer ihr systematisches Verhältnis zu derjenigen Kants ebenfalls falsch beurteilt, wenn auch seine historisch-biographischen Feststellungen über die Beziehungen zwischen Marx und Engels einer-, Kant andererseits im allgemeinen zutreffen mögen. Indessen scheint mir Vorländer in dieser Beziehung auch den geschichtlich-kausalen Zusammenhang nicht in jeder Hinsicht ganz richtig zu sehen, wenigstens soweit Marx in Frage kommt. Die neuere biographische Forschung über Marx' Leben, insbesondere über seine ersten Studienjahre in Berlin, hat ergeben, daß Marx, bevor er zu Hegel kam, offenbar bereits eingehende und umfangreiche philosophische Studien hinter sich hatte, über deren Inhalt man allerdings nur Vermutungen hat, da Marx die Arbeiten, die ihm aus diesem Studium erwachsen, vernichtete. Immerhin sind einzelne Äußerungen von ihm selbst über sie erhalten geblieben, ich erinnere nur an den großen Brief an seinen Vater aus dem Jahre 1837, in dem er über seine Studien und Anschauungen ausführlich Bericht erstattet. Vorländer übergeht diesen Brief merkwürdig rasch (Vorländer, S. 7). Aus ihm geht aber doch ganz deutlich hervor, daß Marx sich mit Kant und Fichte sehr eingehend beschäftigt hat, überdies zeigt er deutlich, daß seine umfangreichen Arbeiten, die er während dieser Zeit verfaßte, ein System des Idealismus enthielten. Auch im

haupte erhoben werden«. Zum Überflusse stellt Brauntal selbst fest (S. 145), daß Marx in der schon mehrfach erwähnten berühmten Einleitung die Abhängigkeit des Bewußtseins vom Sein lediglich für die Sphäre der Gesellschaft feststellt und damit lediglich »gut kantisch-kritisch« sei, allerdings unter einer psychologischen Auffassung von Kant.

⁷ Auch Brauntal (a. a. O., S. 145) weist darauf hin, daß, wenn man in der Lehre von der Bestimmung oder Bedingtheit des Bewußtseins durch das gesellschaftliche Sein, das Sein den ökonomischen Bedingungen und das Bewußtsein dem geistigen Lebensprozeß nicht gleichsetzt, die materialistische Geschichtsauffassung als Konsequenz des philosophischen Materialismus erscheinen muß. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß er schon hier andeutet, innerlich habe er sich bereits vom Idealismus weggewendet.

weiteren Verlauf seiner Darstellung scheint mir Vorländer die verschiedenen Äußerungen von Marx und Engels über Kant aus ihrer späteren Zeit selbst geschichtlich nicht richtig einzuschätzen. So, wenn Vorländer großes Gewicht auf die verschiedenen Äußerungen legt, in denen an Kant Kritik geübt wurde, oder Kants Lehre geschichtlich als eine Theorie des Liberalismus, als bedingt durch die im Liberalismus und vorher in der Französischen Revolution in Erscheinung getretenen geschichtlich-sozialen Verhältnisse (vergl. zum Beispiel Vorländer, S. 12, 27, 49/50, 51), dagegen alle die Stellen, an denen Marx und Engels, hier kommt vor allem letzterer in Betracht, ausdrücklich Lehren von Kant verteidigen (vergl. zum Beispiel S. 11, 49 und S. 14 in bezug auf die Ethik), schnell übergeht und sie als nebensächlich ansieht. Unerfindlich ist mir daher auch, wie Vorländer behaupten kann, daß Marx und Engels Kants Geschichtsphilosophie nicht kannten. Daß sie sich nirgends ausdrücklich auf sie bezogen, ist kein Beweis dafür. (Vergl. S. 38, vorsichtiger S. 53, Anmerkung.)

(Schluß folgt)

Japans wirtschaftlicher Aufstieg

Von Erich Pagel

1. Gesellschaften

Die in einem früheren Aufsatz¹ geschilderte gewaltige industrielle Entwicklung Japans hat selbstverständlich auch ein entsprechendes Wachstum der Erwerbsgesellschaften mit sich gebracht. Trotzdem ist das Ausmaß der Kapitalsanhäufung, das oft amerikanisch anmutet, geradezu erstaunlich.

Aber den Stand bis zum Weltkrieg sei hier nur bemerkt, daß es in den Jahren 1906 (1911, 1913) insgesamt 9330 (13 031, 15 406) Gesellschaften (hauptsächlich Aktiengesellschaften) in Japan gab mit einem eingezahlten Kapital von 1089,957 (1549,964, 1983,231) Millionen Yen.

Die Verteilung der Gesellschaften auf die einzelnen Berufszweige im Jahre 1913 (Beträge in Millionen Yen) stellt sich folgendermaßen:

Art	Zahl	Eingezahltes Kapital	Reserven
Landwirtschaft	496	27,651	1,498
Industrie	4961	814,304	102,528
Handel	8813	931,215	391,074
Transport	1136	210,061	47,148
Insgesamt	15406	1983,231	542,248

Die Nachfrage auf dem Kapitalmarkt überstieg vor dem Kriege stets das Angebot, so daß das eingezahlte Kapital oft mit beträchtlichen Summen unter dem nominellen Aktienkapital stand (weshalb auch der Zinsfuß für Darlehen immer verhältnismäßig hoch war). Dieser Kapitalhunger bestand auch während des Krieges und wird noch (trotz aller Krisen) längere Zeit andauern, wenn auch im Juni dieses Jahres 50 Millionen Yen auf dem Geldmarkt nicht untergebracht werden konnten.

¹ Vergleiche den Artikel »Die wirtschaftliche Entwicklung Japans« in Heft 17 bis 19 der Neuen Zeit, 2. Band, 38. Jahrgang.

Bereits in dem Abschnitt »Japans Industrie« (siehe Heft 18, S. 421 und 422) ist von den vielen Neugründungen, Kapitalerhöhungen und Gewinnen besonders des letzten Jahres gesprochen worden. Hier noch einige Zahlen zur Erläuterung. Nach den Feststellungen der Mitsui-Bank verteilt sich das in den Jahren 1915 bis 1919 angelegte Kapital einschließlich Anleihen und Obligationen in folgender Weise auf Neugründungen und Betriebserweiterungen (in Millionen Yen):

Jahr	Neue Unter- nehmungen	Erwei- terungen	Gesamt- summe
1915	117	323	440
1916	611	489	1100
1917	1222	855	2077
1918	2005	1175	3180
1919	2766	1535	4301
Zusammen	6721	4377	11098

Das gezeichnete Kapital allein beläuft sich auf insgesamt 8,1 Milliarden Yen, wovon 4,9 Milliarden auf Neugründungen, 3,2 Milliarden auf Erweiterungen entfallen; die restlichen 3 Milliarden sind Anleihen und Obligationen.

Für das Jahr 1919 verteilen sich nach derselben Bank die Kapitalerhöhungen wie nachstehend auf die einzelnen Geschäftszweige (in Millionen Yen):

Art der Unternehmungen	Gründungs- kapital	Erhöhung	Jetziges Kapital
Banken	89,674	280,724	370,398
Finanzgesellschaften	63,840	4,749	68,589
Spinnereien	22,003	3,750	25,753
Elektrizität	152,344	146,614	298,958
Bergbau	97,901	28,775	126,676
Meereserzeugnisse	14,088	0,403	14,491
Eisen- und Straßenbahnen	39,990	18,350	58,340
Schiffahrt	113,954	40,836	160,790
Versicherung	23,000	3,000	26,000
Warenhäuser	9,550	0,967	10,517
Fabriken	642,745	155,175	797,920
Handel (verschiedene Branchen)	442,643	103,052	545,695
Insgesamt	1711,732	792,395	2504,127

Im Monat Dezember allein beliefen sich die Kapitalerhöhungen auf 261 555 000 Yen. Ein sehr beträchtlicher Teil der Kapitalerhöhungen entfällt, wie aus der Zusammenstellung zu ersehen ist, auf das Bankgeschäft. Insbesondere macht sich bei den Provinzbanken allgemein die Neigung zu Kapitalerhöhungen bemerkbar, um hierdurch die Unternehmungen gegenüber künftigen Rückschlägen zu festigen. So hat die 100. Bank beschlossen, ihr bisheriges Kapital von 25 Millionen Yen um 15 Millionen Yen zu erhöhen.

In der Zeit vom 1. Januar bis 31. Mai 1920 sind nach den Berechnungen der Nippon Ginko (»Bank von Japan«) 2160 Millionen Yen in Bank- und anderen Geschäften Japans neu angelegt worden.

Der Wert des gesamten eingezahlten Kapitals aller Banken und Gesellschaften Japans belief sich 1913 auf 2,7 Milliarden, 1916 auf 3,8, Ende 1919 auf 10,2 und am 31. Mai dieses Jahres auf 12,3 Milliarden Yen.

Welche Entwicklung allein die Elektrizitätsgesellschaften genommen haben, kann man daraus entnehmen, daß es nach amtlicher Statistik Ende Januar 1919 deren 757 gab mit einem Kapital von 1 105 826 000 Yen (jezt etwa 1,4 Milliarden).

Die Gewinne haben sich in allen Geschäftszweigen, besonders in der Textilindustrie und bei den Schiffahrtsgesellschaften, bedeutend erhöht. 1915 (1919) betrug das in der Textilindustrie eingezahlte Kapital 83 (142) Millionen Yen, die Schuldverschreibungen und Anleihen 24 (28) Millionen, der Reingewinn im ersten Halbjahr 8 (55) Millionen, die Durchschnittsdividende 14,9 (49,9) Prozent. Die Toyo Spinning Co. zahlte während der letzten Jahre ständig 60 Prozent Dividende und erhöhte ihr Kapital von 25 auf 50 Millionen Yen.

Ein Blick auf den Außenhandel Japans zeigt, wie die Ausfuhr an Fertigfabrikaten, besonders nach Ost- und Südostasien, steigt. Aber auch japanisches Kapital wird ausgeführt, nicht nur in die Kolonien und die Mandschurei, sondern auch anderwärts. So sind neben neuen Gesellschaften in der Mandschurei, japanischen Webereien in Tsingtau auch eine japanische Baumwollpflanzungsgesellschaft in Nordchina (unter Beteiligung von Chinesen, Kapital 20 Millionen Yen) und ein japanisches Zuckerunternehmen auf Java (Kapital 10 Millionen Yen) entstanden. Ende 1919 zählte man auf Britisch-Nordborneo 10 japanische Gesellschaften (darunter die bekannte Firma Mitsubishi), die Kokospflanzungen betreiben und auch beabsichtigen, eigene Ölmühlen zu bauen. Auch die Finanzierung von Anleihen ausländischer Regierungen wird unternommen. Die englische und die französische Regierung haben je eine Anleihe in Japan (vermutlich zur Begleichung von im Kriege aufgenommenen Verbindlichkeiten) aufgelegt. Es sei in diesem Zusammenhang auf die Kurssteigerung der vierprozentigen japanischen Anleihe von 1905 hingewiesen, die am 31. Dezember 1913 90,95, 1918 85,75, am 31. Dezember 1919 aber 138,25 notierte.

Auch die japanischen Versicherungsgesellschaften haben sich gut entwickelt.

Die ersten japanischen Börsen gehen auf das achtzehnte (oder sogar siebzehnte) Jahrhundert zurück; sie beschränkten sich auf das Reisgeschäft. Die jetzigen Börsen sind meist Aktiengesellschaften; es gab 1893 146, 1906 (1911) 50 (46) mit einem eingezahlten Kapital von 10,291 (27,128) Millionen Yen (Ende 1919 von über 50 Millionen Yen); die bedeutendste Börse ist die Effektenbörse von Tokio mit einem Aktienkapital von 20 Millionen Yen.

2. Japans Bankwesen²

Im November 1872 wurde die Nationalbankordnung erlassen. Seit dieser Zeit beginnt die moderne Entwicklung des japanischen Bankwesens. Neben den gewöhnlichen Banken gibt es noch Banken, die durch besondere Gesetze errichtet sind, und von denen die Nippon Ginko (Bank von Japan) berechtigt ist, einlösliche Banknoten auszugeben, die Yokohama Shokin Ginko (B. Speziebank) der Beförderung des auswärtigen Handels dient, die Nippon Kwangio Ginko (Hypothekenbank von Japan), die Nippon Kogyo Ginko (Industriebank von Japan) und die Hokkaido Takushoku Ginko (Siedlungs-

² Man vergleiche hierzu das unter Gesellschaften Gesagte (besonders über die Kapitalausfuhr).

bank für Hokkaido) für den durch ihren Namen ausgedrückten Zweck wirken, die Taiwan Winko (Bank von Formosa) die Bankgeschäfte in Taiwan abwickelt mit der Berechtigung, einlösbare Banknoten auszugeben, und schließlich eine Reihe von landwirtschaftlichen und gewerblichen Banken (46, jeder Regierungsbezirk bildet einen Bankbezirk) das Verbindungsglied zwischen dem Publikum und der Hypothekenbank von Japan bildet.

Ende Februar 1913 betrug die Zahl sämtlicher Banken und Bankgeschäfte 2165 mit einem eingezahlten Kapital von 680 380 000 Yen, am 26. Juni 1920 waren es 2072 mit einem eingezahlten Kapital von 1,8 Milliarden Yen. Hiervon waren im einzelnen (das eingezahlte Kapital in Millionen Yen):

Jahr	Spezialbanken		Landwirtschaftliche und gewerbliche Banken		Gewöhnliche Banken		Sparbanken		Fremde Banken	
	Zahl	Kapital	Zahl	Kapital	Zahl	Kapital	Zahl	Kapital	Zahl	Kapital
1913 . .	6	114,5	46	41,3	1616	391,8	648	68,1	12	7,1
1920 . .	7	310	48	68,5	1350	1100	656	335,4	13 ^a	5,2

Die meisten größeren Banken hatten schon während des Krieges ihr eingezahltes Kapital erhöht. Im Jahre 1919 wurden weitere beträchtliche Erhöhungen (mit Ausnahme der Bank von Japan) vorgenommen, worüber die folgende Aufstellung über die größeren Banken unterrichtet:

Banken	Jehiges Kapital	Früheres Kapital in Millionen Yen	Kapital von 1913
Mitsui Bank	100	20	?
Yokohama Spezie Bank	100	48	30
Bank von Japan	60	60	37,5
Bank von Formosa	60	30	7,5
Mitsubishi Bank	50	1	?
Erste Nationalbank	50	23	?
Industriebank von Japan	50	30	17,5
34. Nationalbank	50	25	?
Waniwa Bank	30	15	?

Die vereinigten Banken von Tokio, Osaka, Kobe und anderen japanischen Großstädten hatten am 31. Januar 1920 ein Gesamtkapital von 600 Millionen Yen, Reserven von etwa 190 Millionen, die Depositengelder machten 4,9 Milliarden und die ausgeliehenen Gelder über 4,6 Milliarden Yen aus. Die Zahl der Konteninhaber bei den Postsparkassen ist von 13 Millionen im Jahre 1914 auf 22 Millionen Ende 1919 gestiegen, die hinterlegten Beträge in dem gleichen Zeitraum von 196 Millionen auf 685 Millionen Yen.

Die Bank von Japan hatte 1919 einen Reingewinn von 7 Millionen Yen (Dividende 12 Prozent), die übrigen Banken verteilen den bisherigen Verichten zufolge Dividenden von 9 und 10 Prozent.

Korea hat eigene Banken.

Die bedeutendsten japanischen Banken haben Niederlassungen und Agenturen nicht nur in den Kolonien und Interessensphären, sondern auch

^a Davon eine Filiale der Bank von Chosen.

an den bedeutendsten Handelsplätzen der Welt, so die Yokohama Speziebank 1915 außer in Japan und den Großstädten Chinas noch in Port Arthur, Charbin, Mukden, Bombay, Kalkutta, Honolulu (auf Hawaii), New York, San Franzisko, Los Angeles, London, Lyon und jetzt auch in Hamburg.

Amerikanische und andere Banken haben Niederlassungen in Japan.

Das Nationalvermögen Japans wurde von Masao Kambe für 1905 (1910) auf 18 (22) Milliarden Yen berechnet, für 1914/15 von Hideomi Takehashi auf 37,523 Milliarden Yen.

3. Japans Finanzen

Von den Einnahmen des Staates (aus Steuern, Zöllen, Staatsunternehmungen usw.) ist ein großer Teil für die sogenannte Landesverteidigung¹ bestimmt. Die Gesamteinnahmen im Jahre 1910/11 betrugen 672 874 000 Yen, die Gesamtausgaben 569 154 000 Yen, davon waren für das Heer 101 324 000 Yen, für die Flotte 83 841 000 Yen bestimmt. Für 1920/21 sind als geschätzte Einnahmen und Ausgaben je 1275 Millionen Yen in den Etat eingelegt, 160 Millionen Yen werden für die Flotte angefordert. Von den 757 Millionen Yen Einnahmen des Jahres 1919/20 stammen allein 522 600 000 Yen aus den indirekten Steuern.

Die Staatsschuld betrug am 31. Juli 1918 2529,666 Millionen Yen (1910/11 2650,395 Millionen Yen), wovon die größere Hälfte ausländische Anleihen.

Die japanische Goldreserve betrug Ende Juli 1920 1940 Millionen Yen (der größte Teil davon befindet sich im Ausland).

In Umlauf befanden sich 1914 (Ende April 1920) an Münzen 171,448 (204) Millionen Yen, an Banknoten 340,641 (1800) Millionen Yen.

(Schluß folgt)

Röntgenstrahlen

Ein Entdeckungsjubiläum

Von M. Schoen

Fünfundzwanzig Jahre ist es her, daß auf dem Gebiet der Physik eine Entdeckung gemacht wurde, die in ihren Auswirkungen zu den fruchtbarsten Ergebnissen geführt hat. Im Jahre 1895 veröffentlichte der damals in Würzburg, später in München wirkende Professor der Physik, W. C. Röntgen, seine merkwürdigen Beobachtungen über eine neue Art von Strahlen, die er X-Strahlen, will heißen: Strahlen unbekannter Natur, nannte und die später in Röntgenstrahlen — den Namen ihres Entdeckers für alle Zeiten festlegend — umbenannt worden sind. Im Gegensatz zu so vielen anderen bedeutenden Entdeckungen und Erfindungen wurden diese X-Strahlen alsbald außerordentlich populär, und sogar die Witzblätter bemächtigten sich ihrer. Zwei Gründe waren es vor allem, die zu dieser Volksförmlichkeit beitrugen. Einmal die klare Darstellung der beobachteten merkwürdigen Erscheinungen durch Röntgen selbst, dann aber die alsbald erkannte Bedeutung der Strahlen für die Heilwissenschaft.

Was sind nun aber diese Röntgenstrahlen? Ihr Entdecker sagt von ihnen in der ersten seiner drei klassischen Veröffentlichungen aus den Jahren

¹ Vergleiche die Notiz S. 120 (Nr. 5 vom 30. April 1920) der Neuen Zeit.

1895 bis 1897, daß sie dadurch festgestellt werden können, daß gewisse Körper von ihnen zum Aufleuchten (Fluoreszieren) gebracht werden. Sie sind unsichtbare Strahlen, die von bestimmten Stellen der Wandungen jener Röhren ausgehen, die man Vakuumröhren nennt, das heißt stark luftentleerte Röhren, in denen man elektrische Funken überspringen läßt. Die an den Enden solcher Röhren in verschiedenen Formen angebrachten Metallteile führen die Namen Kathode und Anode. Von dem einen Ende nun, der Kathode, gehen beim Elektrisieren die bekannten Kathodenstrahlen aus, die aus kleinsten Elektrizitätssteilchen, den dem Namen nach wohl allgemein bekannten Elektronen bestehen. In stark luftverdünnten Röhren bringen diese Kathodenstrahlen das Glas an den Stellen, wo sie auftreffen, zum starken grünlichen Aufleuchten, und von eben diesen Stellen gehen die Röntgenstrahlen aus.

Es ist besonders bemerkenswert, daß diese Strahlen auch dann noch wirksam sind, wenn die leuchtende Röhre mit einer schwarzen Papphülle umgeben wird. Schon Röntgen ist diese Tatsache besonders aufgefallen, und er prüfte sofort die »Durchlässigkeit« verschiedener Körper für diese Strahlen. Er fand dabei beispielsweise, daß ein Aufgangschirm hinter einem eingebundenen Buche von etwa 1000 Seiten noch deutlich leuchtete. Viele andere Körper zeigten ein ähnliches Verhalten. Wir wissen heute, daß die genannte Durchlässigkeit abhängig ist von verschiedenen Umständen, so etwa von der Natur und Dicke der von den Strahlen durchsetzten Körper und von der sogenannten »Weichheit« oder »Härte« der Strahlen selbst.

Diese Durchdringungsfähigkeit der Röntgenstrahlen setzte naturgemäß die Menschen anfangs sehr in Erstaunen. Furchtsame Leute oder solche, die etwas zu verbergen hatten, befürchteten, daß man ihre Taschen nunmehr durchleuchten würde, und den Witzblättern gab diese Tatsache Stoff zu amüsanten Wigen.

Auch das Leuchtendmachen geeigneter Aufgangschirme erschien bemerkenswert, wenn man auch ähnliche Erscheinungen beim Licht schon kannte. Heute kann man intensiv wirkende Röntgenstrahlen sogar zu direkter Durchleuchtung geeigneter Objekte benutzen, wenn man besondere Fluoreszenzschirme, sogenannte Alstralschirme, verwendet. Man hat auf diese Weise Bewegungen des Zwerchfells beim Atmen und die Herztätigkeit unmittelbar beobachten können.

Die Entdeckung Röntgens, daß die X-Strahlen dort entstehen, wo die Glaswandungen am stärksten aufleuchten, gab in der Folgezeit Veranlassung zu einigen Mißverständnissen, führte aber auch zu einer folgenschweren weiteren Entdeckung, die unter der Bezeichnung Radioaktivität heute wenigstens dem Namen nach allgemein bekannt ist. Dadurch erwies sich aber Röntgens Leistung als noch bedeutungsvoller, als man schon ohnehin annahm. Man kann heute wohl ohne Übertreibung sagen, daß durch die Röntgenstrahlen und alles, was damit direkt oder indirekt im Gefolge erschienen ist, eine ungeahnte Erweiterung unserer Naturerkenntnis erzielt worden ist. Von den letzten fünf und zwanzig Jahren spricht man in der Entwicklungsgeschichte der Physik als von einer Revolutionsepöche.

Doch kehren wir zu unseren Strahlen zurück und sehen wir zu, was sie uns sonst noch des Merkwürdigen bieten. In seinem obengenannten Erstbericht erwähnt Röntgen, daß seine X-Strahlen nicht nur verschiedene

Körper zum Ausleuchten bringen, sondern auch photographisch wirksam sind. »Von besonderer Bedeutung«, sagt er, »ist die Tatsache, daß photographische Trockenplatten sich als empfindlich für die X-Strahlen erwiesen haben. Man ist imstande, manche Erscheinung zu fixieren, wodurch Täuschungen leichter ausgeschlossen werden; und ich habe, wo es irgend anging, jede wichtigere Beobachtung, die ich mit dem Auge am Fluoreszenzschirm machte, durch eine photographische Aufnahme kontrolliert.«

Diese Beeinflussung der photographischen Platte und das Ausleuchtenlassen geeigneter Schirme mußte naturgemäß frühzeitig dazu führen, in den X-Strahlen etwas den Lichtstrahlen Ähnliches zu sehen, und schon Röntgen betonte, daß »das von der Wand des Entladungsapparats ausgehende Agens den Namen Strahlen« verdiene und »eine Art von Verwandtschaft zwischen den neuen Strahlen und den Lichtstrahlen« zu bestehen scheine. Röntgen kam zu dieser Auffassung insbesondere deshalb, weil er bald die Beobachtung machte, daß verschiedene Körper, zwischen den Entladungsapparat und den Fluoreszenzschirm oder die photographische Platte gebracht, Schatten warfen, eine Erscheinung, die in der Folgezeit sich als besonders bedeutungsvoll erwies, beruht doch die Anwendung der Röntgenstrahlen in der Heilkunst nicht zum wenigsten gerade darauf.

Röntgen meinte nun allerdings zuerst, daß seine Strahlen, wie der Physiker sagt, »longitudinalen Schwingungen im Äther« zuzuschreiben seien und nicht »transversalen«, wie beim gewöhnlichen Licht. Es würde hier zu weit führen, auseinanderzusetzen, was der Unterschied zwischen Längs- und Querschwingungen ist, es mag nur bemerkt werden, daß man den Schall auf die erste, das Licht und die elektrischen Wellen auf die zweite Art zurückführt.

Wir wissen heute, daß die ursprüngliche Auffassung Röntgens über die Natur der X-Strahlen nicht richtig gewesen ist. Heute sind wohl alle Physiker in dieser Beziehung Anhänger der sogenannten Stokes-Wiechert'schen Stoßwellentheorie. Diese geht von der Auffassung aus, daß jeder von Kathodenstrahlen getroffene Körper Ursprung von Röntgenstrahlen ist. Die auf ein Hindernis auftreffenden Elektronen der Kathodenstrahlen erfahren eine plötzliche Bremsung. Dabei tritt eine stoßartige elektromagnetische Störung ein, die sich infolge des Gesetzes der Trägheit mit der Geschwindigkeit des Lichtes von 300 000 Kilometer in der Sekunde im Raum ausbreitet. Das sind nun die Röntgenstrahlen.

Wir sehen hier wieder die Parallele mit dem Licht. Warum aber hatte Röntgen zunächst seine besonderen Ansichten über die Natur der nach ihm benannten Strahlen? Das Folgende mag es erläutern.

Wir wissen, daß das Licht ganz bestimmte Eigenschaften hat. Es wird beispielsweise gespiegelt, gebrochen, gebeugt. Sind die Röntgenstrahlen von der Natur des Lichtes, dann müssen sie ähnliche Eigenschaften aufweisen. Diese Fragen hatte sich natürlich auch schon Röntgen vorgelegt, und er kam nach eingehenden Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß die X-Strahlen nicht mit den uns bekannten ultravioletten Strahlen, mit denen sie sonst in erster Linie zu vergleichen wären, übereinstimmten. Röntgen zeigte nämlich, daß man die X-Strahlen mit Linsen nicht sammeln kann. Eine große Hartgummilinse und eine Glaslinse erwiesen sich als wirkungslos. Eine Brechung beim Übergang von einem Medium zum anderen konnte gleich-

falls nicht nachgewiesen werden. Weiter sagt Röntgen, daß er »nach Interferenzerscheinungen der X-Strahlen« viel, aber vergebens gesucht habe. Da nun gerade diese Interferenzerscheinungen, das heißt die Erscheinungen der Lichtauslöschung unter bestimmten Voraussetzungen zu den schlagendsten Beweisen der Wellennatur eines Vorganges gehören, so erhöhte sich der rätselhafte Charakter der Röntgenstrahlen. Daß diese Strahlen auch nicht Kathodenstrahlen sein können, bewies schon Röntgen selbst dadurch, daß er ihre Nichtablenkbarkeit durch Magneten zeigte, während die Kathodenstrahlen gerade sehr stark beeinflusbar sind. Am Schlusse seiner dritten Veröffentlichung vom Jahre 1897 kommt Röntgen wieder auf die Natur seiner Strahlen zu sprechen und sagt mit einer gewissen Resignation: »Seit dem Beginn meiner Arbeit über X-Strahlen habe ich mich wiederholt bemüht, Beugungserscheinungen dieser Strahlen zu erhalten. . . . Ich habe keinen Versuch zu verzeichnen, aus dem ich mit einer mir genügenden Sicherheit die Überzeugung von der Existenz einer Beugung der X-Strahlen gewinnen könnte.« Das sind die letzten Worte seiner drei klassischen Publikationen.

Und dennoch! Wir wissen heute mit Bestimmtheit, daß die Röntgenstrahlen von der Natur des Lichtes sind, ja daß sie geradezu Licht sind, das wir nur deshalb nicht unmittelbar wahrnehmen können, weil unser Sehorgan zu roh gebaut ist. Die wissenschaftliche Erforschung der Röntgenstrahlen war jahrzehntelang trotz vieler Bemühungen seit ihrer Entdeckung nicht viel weiter gekommen. Erst kurz vor dem Weltkrieg begann eine neue Entwicklungsperiode, indem es dem deutschen Physiker v. Laue, einem der bedeutendsten der Gegenwart und Träger des Nobelpreises, gelang, sozusagen zwei Fliegen mit einem Schlage zu erledigen. Er und seine Mitarbeiter bewiesen einerseits, daß die Röntgenstrahlen gebeugt werden können, und erschlossen andererseits das Reich der Atome.

Die Röntgenstrahlen sind, wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet, inhomogener Natur, das heißt verschieden geartet. Es gibt, wie schon oben bemerkt, »harte« und »weiche« Strahlen. Schon Röntgen behandelt besonders in seiner dritten Arbeit diese verschiedenen Arten von Strahlen, wobei er zu dem Ergebnis gelangt, »daß die von einem Entladungsapparat ausgehende Strahlung aus einem Gemisch von Strahlen verschiedener Absorbierbarkeit und Intensität« besteht. Heute ist man in der Lage, die Strahlenart, die man haben will, aus dem Strahlengemisch zu isolieren, was auch besonders für Zwecke der Medizin von hervorragender Bedeutung ist, weil manche Heilungsergebnisse nur durch bestimmte Strahlenarten erzielt werden können. So verwendet der Mediziner sogenannte weiche Röhren, die weniger stark luftleer gemacht worden sind und leichter absorbierbare Strahlen ausstrahlen, zur Diagnose, zur Feststellung der Krankheitsart, weil weiche Röhren kontrastreichere Bilder liefern, während man bei der Therapie, der Heilung von Krankheiten, sich meist härterer Strahlen bedient, die eine größere Durchdringungskraft aufweisen.

Um Strahlen mit bestimmten Eigenschaften zu erhalten, bedient man sich verschiedener Methoden. Da die praktische Handhabung der Röntgenstrahlen bis vor kurzem meist nur von Medizinern geübt wurde, so ist auch die Röntgentechnik größtenteils von dieser Seite gefördert worden. Man sorgte für gute Funkenerzeuger, die von Medizinern zu verschiedenen

Zwecken gebrauchten sogenannten Induktionsapparate, man konstruierte immer bessere und bessere Röntgenröhren und gestaltete sie immer zweckmäßiger aus, indem man die Röntgenstrahlen von bestimmten Stellen der Röhren, der sogenannten Antikathode, ausgehen ließ und besondere Kühlvorrichtungen und Regulier- oder Regenerativteile anbrachte. Mit Hilfe der letzteren kann man nun die Härte der Röhren bis zu einem gewissen Grade regulieren, zu harte weicher, zu weiche härter machen. Dann aber benutzte der Mediziner noch besondere Filter, mit deren Hilfe er in der Lage ist, die für seine Zwecke erforderlichen Strahlen zu isolieren. Neuerdings aber ist man auf einem ganz anderen Wege dazu gekommen, ein inhomogenes Strahlenbündel zu zerlegen. Und das geschieht mit Hilfe der Kristalle.

Wir haben oben erfahren, daß Röntgen sich vergeblich bemüht hat, Beugungserscheinungen an X-Strahlen nachzuweisen, und daß dieses erst v. Laue gelang. Dieser wies nämlich darauf hin, daß die zum Nachweis der Beugungserscheinungen benötigten Gitter in der erforderlichen Feinheit von der Natur selbst geliefert werden, und zwar durch die Kristallwelt. Schon seit längerer Zeit ist man in der Lehre von den Kristallen der Meinung, daß diese nach dem Prinzip der Raumgitter gebaut sind, das heißt daß bei ihnen die kleinsten Teilchen gitterförmig angeordnet sind. Die einzelnen Schichten besitzen naturgemäß sehr kleine Abstände voneinander, und diese außerordentlich kleinen Zwischenräume sind gerade ausreichend, um die Röntgenstrahlen zu beugen. Als man ein dünnes Bündel dieser Strahlen durch eine Kristallplatte hindurchschickte, erhielt man das erwartete Resultat. Die photographische Platte, die den Vorgang festhalten sollte, zeigte nicht nur den schwarzen Fleck der direkten Durchstoßung der Strahlen durch den Kristall, sondern noch eine ganze Anzahl symmetrisch angeordneter mehr oder minder dunkler Flecke, die gewissermaßen den inneren Bau des Kristalls wiedergaben. Die ersten Versuche wurden mit der Zinkblende angestellt, spätere Versuche besonders von Rinne in Leipzig an anderen Kristallen bestätigten und erweiterten das erste Resultat.

Wie man nun in der Optik die Wellenlängen der einzelnen Lichtarten aus den Beugungsbildern bestimmen kann, so ist es auch hier endlich gelungen, die Wellenlängen der Röntgenstrahlen zu messen, die sich naturgemäß als äußerst klein erwiesen. Die Schwingungszahlen sind demnach sehr hoch, weshalb man hier denn auch von Hochfrequenzen spricht.

Die Beugungserscheinungen an Kristallen haben sich aber als noch folgenreicher erwiesen. Man ist heute geradezu in der Lage, durch die Beugung ein beliebiges Röntgenstrahlenbündel in einen Fächer bestimmt gearteter Röntgenstrahlen zu zerlegen, wie man etwa gewöhnliches Sonnenlicht durch einen Glaskeil in einen verschiedenfarbigen Fächer zerlegen kann. Ein derartiger »Farbenfächer« wird ein Spektrum genannt, weshalb man auch heute von einer Röntgenspektroskopie spricht.

Die Förderung dieser Erkenntnisse verdanken wir in erster Linie deutschen und englischen Forschern, und insbesondere einer der letzteren, der Physiker Moseley, der ein Opfer des Weltkriegs geworden ist — er ist in Gallipoli gefallen —, hat gezeigt, daß die Hochfrequenzspektren ganz bestimmte Beziehungen zum Bau der chemischen Elemente aufweisen, die in einem nach ihm benannten physikalisch-chemischen Gesetz zum Ausdruck gekommen sind.

Es hat sich nämlich gezeigt, daß das Röntgenspektrum unter anderem einzelne sehr starke Linien aufweist, die von der Natur der Antikathode abhängig sind und die »charakteristische Strahlung« genannt werden. Aus den Versuchen ergab sich die bemerkenswerte Tatsache, daß die Wellenlängen der charakteristischen Strahlung mit steigendem Atomgewicht abnehmen, kürzer werden. Damit aber gewann man ungeahnte Einblicke in den Bau der Kleinwelt der Atome, auf den näher einzugehen es hier zu weit führen würde.

So hat die neueste Phase der Röntgenstrahlenforschung Zusammenhänge aufgedeckt, die vor kurzem kaum geahnt worden sind. Wenn auch noch nicht jedes Problem restlos gelöst ist, so kann man doch sagen, daß wir über das Wesen der Röntgenstrahlen jetzt im wesentlichen unterrichtet sind. Es besteht kein Zweifel, daß die Röntgenstrahlen mit dem gewöhnlichen Licht aufs innigste verwandt sind, ja daß sie geradezu Licht von kleinster Wellenlänge darstellen. Und während ihre wichtigste Bedeutung ursprünglich auf dem Gebiet der Heilkunde gelegen hat, eine Bedeutung, die in Zukunft wohl noch wachsen wird, gehören doch Licht- und Röntgenstrahlen zu den hervorragendsten therapeutischen Hilfsmitteln bei Erkrankungen der Haut, Geschwülsten aller Art, tuberkulösen Wucherungen und anderem, so sind sie heute beim Studium des Feinbaus der Kristalle und der Erforschung der Atomwelt unentbehrlich geworden.

Man sieht gerade in diesem Falle wieder, daß die Naturwissenschaften die unentbehrliche Grundlage des Kulturfortschritts bilden.

Die Ästhetik der Postmarke

Von Dr. John Schikowski

Als vor achtzig Jahren die ersten Briefmarken eingeführt wurden, hatte das allgemeine europäische Geschmacksniveau bereits den Tiefstand erreicht, auf dem es die nächsten Jahrzehnte verharren sollte, und die Erzeugnisse der postalischen Graphik trugen den Stempel des Zeitgeists. Die ältesten Marken waren noch die relativ besten. Wiedere Handwerker hatten sie entworfen. Sie sollten keine Kunstwerke sein, und sie waren keine, aber im Ausdruck der schlichten Linien und im Rhythmus der Flächenaufteilung tönt noch ein leiser Nachklang besserer Zeiten. Die alte Preußen mit dem Kopfe Friedrich Wilhelms IV., die Parma mit der Wappenlilie, die Ziffernmarken von Thurn und Taxis sind Beispiele dafür. Später wurde es schlimmer und schlimmer. Als dann um die Jahrhundertwende die kunstgewerblichen Reformbestrebungen einsetzten, die auch auf die Graphik sich erstreckten und eine höhere Kultur der Druckarbeit anstrebten und teilweise erreichten, blieb das Gebiet der Postmarken davon unberührt. Damals entstand die noch heute gültige deutsche Germaniamarke, die mit ihrer kitschigen Umrahmung im Jugendstil dem Zeitgeschmack Rechnung zu tragen suchte. Das lehrverlorenste Jahrzehnt brachte schließlich mit den Serienausgaben vieler süd-amerikanischer und einiger europäischer Staaten eine Fülle neuer Marken. Aber bei deren Herstellung waren teils fiskalische, teils andere Gesichtspunkte (Jubiläen usw.) ausschlaggebend, die mit der künstlerischen Gestaltung nichts zu tun hatten. Auch die während und nach dem Kriege gegrün-

desen neuen Staatswesen gaben Briefmarken aus, aber der Tiefstand blieb derselbe. Die Erzeugnisse waren den Bedürfnissen der Sammler angepaßt, die mehr auf Seltenheits- und Kuriositätswerte als auf Schönheitswerte Gewicht legten. Der Unfug, der von einigen Ländern getrieben wurde, hatte schon vorher eine solche Höhe erreicht, daß sogar die Philatelisten dagegen Front machten und sich in London ein »Verein zur Unterdrückung der Spekulationsmarken« (Society for the Suppression of Speculative Stamps) bildete. Die verschiedenen Wettbewerbe, die zur Erzielung ästhetisch einwandfreier Postwertzeichen veranstaltet wurden, förderten wenig Brauchbares zutage und haben jedenfalls den amtlichen Schlendrian bisher nicht zu beeinflussen vermocht.

Nun wird es Leute geben, die sagen: Wir haben heute dringendere Bedürfnisse als das nach schönen Briefmarken. Das ist zweifellos richtig, aber ebenso zweifellos ist es, daß Deutschland neue Wertzeichen braucht. Denn die Germaniamarke mit dem Sinnbild eines gepanzerten, lorbeerumkränzten und schwertumgürteten Deutschland wirkt heute lächerlich. Und wenn wir schon neue Marken schaffen müssen, so braucht die Herstellung eines schönen Wertzeichens nicht einen Pfennig teurer zu sein als die eines häßlichen. Ein klein wenig sollte schließlich doch auch der Umstand ins Gewicht fallen, daß die Briefmarke dasjenige amtliche graphische Erzeugnis ist, das nicht nur innerhalb Deutschlands in jedermanns Hände kommt, sondern im internationalen Verkehr auch zu den entlegensten Völkern gelangt und Kunde davon geben könnte, daß das vielgeschmähte Deutschland seine ästhetischen Kulturaufgaben ernst nimmt und wenigstens in einem kleinen Bezirk — für Größeres fehlen ihm Mittel und Möglichkeiten — Mustergültiges zu schaffen imstande ist. Daher mag eine kurze Erörterung der ästhetischen Gesichtspunkte, die bei der Herstellung einer Briefmarke in Betracht kommen, gestattet sein.

Die Postmarke ist eine Art Wertpapier, und aus dieser Eigenschaft ergeben sich bestimmte praktische Forderungen, die der Künstler nicht vernachlässigen darf. Zunächst und vor allem muß der Wert, den sie repräsentieren soll, bestimmt und deutlich angegeben sein. Dies kann entweder dadurch geschehen, daß man für jede Wertsorte einen besonderen Typ herstellt, oder daß ein einziger Typ für alle Werte gilt, die dann untereinander durch wechselnde Zahl und Farbe unterschieden werden. Ob neben der Wertziffer auch der Münzfuß (Mark, Pfennig, Frank usw.) angegeben werden muß, wird von Fall zu Fall zu entscheiden sein. Bei kleineren Werten dürfte, ohne daß Irrtümer zu befürchten sind, im allgemeinen die Angabe der Ziffer genügen. Nie fehlen darf aber die deutliche Bezeichnung des Ausgabestaats. In früheren Zeiten, wo der Gebrauch der Postmarken auf relativ wenige Länder beschränkt war, konnte man darauf vielleicht verzichten (und Rußland hat es auch noch später getan), heute aber ist das nicht mehr statthaft. Neben der Angabe des Wertes und des Ausgabestaats ergibt sich als praktische Forderung ein möglichst weitgehender Schutz gegen Fälschungen. Das ist zum Teil freilich Sache der Reproduktion, die durch die Wahl eines besonderen Papiers (Faserpapier, Waffelung) sowie besonderer Wasser- oder Stecherzeichen ihre Vorkehrungen zu treffen hat. Aber auch der Künstler muß schon beim Entwurf darauf Rücksicht nehmen, indem er seine Zeichnung so gestaltet, daß sie nicht leicht nachgeahmt werden kann, ohne daß die

Nachahmung in die Augen fällt. Aus diesem Grunde sind zum Beispiel Entwürfe, deren charakteristischer Eindruck ganz oder zum Teil durch Zufallswirkungen zustande kommt, prinzipiell zu verwerfen.

Aber nicht nur aus der Eigenschaft der Postmarke als Wertpapier resultieren bestimmte Forderungen, sondern der Gebrauchszweck legt dem Künstler noch weitere Beschränkungen auf. Da ist zunächst das Format, das eine gewisse Größe, und zwar eine sehr knapp bemessene, nicht überschreiten darf, wobei für Briefmarken, die vom Markenbogen abgetrennt werden müssen, die rechteckige oder allenfalls dreieckige Form die gegebene ist, während die aufgedruckte Postkartenmarke auch eine kreisrunde, ovale oder freiornamentale Einfassung haben kann. Dazu kommt die Rücksicht auf das Reproduktionsverfahren, das für die Riesenauflagen, in denen die Markenbogen hergestellt werden, naturgemäß ein anderes sein muß als das sonst bei Kunstdrucken übliche. Stahlschnitt oder Stahlstich in Buchdruck ist die gegebene Technik, der künstlerisch ausgiebigere Tiefdruck oder die Lithographie werden nur selten angewandt werden können. Auch für die Wahl der Papierarten müssen, wie schon angedeutet wurde, andere als rein künstlerische Gesichtspunkte maßgebend sein.

Lassen wir nun die verschiedenen Markentypen kritisch Revue passieren, so erscheint als eine besonders charakteristische und naheliegende Form die der Ziffernmarke, bei der die zahlenmäßige Wertangabe das hervorragende Motiv bildet. Sie war schon in alten Zeiten gebräuchlich (Brasilien 1843) und hat sich bis in die Gegenwart (Dänemark 1904, österreichische Portomärke 1908 bis 1916) erhalten. Einige Fachmänner empfehlen sie als den Idealtyp, und es ist nicht zu leugnen, daß sie, abgesehen von ihren praktischen Vorzügen, durch die schönen Formen der arabischen Ziffern von vornherein eine gewisse ästhetische Qualität besitzt. Trotzdem erscheint das Motiv durchaus nicht geeignet, die Phantasie des Künstlers sonderlich anzuregen.

Ein anderer Typ rückt an Stelle der Wertangabe die Bezeichnung des Ausgabestaats in den Vordergrund und benutzt als Motiv das Porträt des Landesherrn, das Staatswappen, charakteristische allegorische Gestalten, Landschaftsbilder und sogar Landkarten. Ein prinzipieller Einwand läßt sich gegen diese Motive nur dann erheben, wenn sie aus realistischen Landschafts- oder komplizierten vielfigurigen Bildern bestehen. Dann macht schon das winzige Format in der Regel die künstlerische Wirkung unmöglich. Unsere deutschen Marken für höhere Werte (2, 3 und 5 Mark) mit den schwörenden Utermann und der Darstellung von Haupt- und Staatsaktionen Wilhelms II. sind die abschreckendsten Beispiele dieser Art. Aber auch wenn der künstlerische Entwurf geschmackvoller und die technische Ausführung vollendeter ist, wie bei den italienischen Jubiläumsmarken von 1912 oder der nordamerikanischen Kolumbusserie von 1893, kommt bestenfalls etwas zustande, das wie eine verkleinerte Ansichtspostkarte, ein verkleinertes Plakat oder Diplom wirkt. Aus demselben Grunde wird man auch die bosnischen, von Koloman Moser entworfenen Landschaftsmarken ablehnen. Sie sind in einem größeren als dem sonst üblichen Maßstab gehalten, und die Bilder selbst wie ihre dekorative Umrahmung sind gefällig und geschmackvoll, aber trotzdem steht die Fülle und Kompliziertheit des Gegenständlichen zu dem kleinen Format in einem unvereinbaren Gegen-

satz. Ein Landschaftsbild von 25 Millimeter Breite und 18 Millimeter Höhe kann nur mit Hilfe der Lupe genossen werden und bleibt eine stilistische Unmöglichkeit. Eine heikle Sache ist deshalb auch die Übertragung von Kunstwerken, deren Originale in einem anderen Maßstab oder in einer anderen Technik ausgeführt sind, auf die Briefmarke. Selbst Rotys anmutige und gut in der Fläche stehende »Säerin« der französischen Marken wirkt nicht befriedigend, weil sie den Reliefcharakter, in dem sie ursprünglich konzipiert war, nicht verleugnen kann.

Will man für die zeichnerische Gestaltung des Markenbildes allgemeine Regeln aufstellen, so kann man zunächst sagen: ein einziges schlichtes Motiv, in wirksamer Klarheit herausgebracht, ist das empfehlenswerteste. Es entspricht der Kleinheit des Formats, und es entspricht dem einfachen Gebrauchszweck der Briefmarke. Diese soll nicht prunken oder auffallen, sie soll nicht künstlerische Werte vortäuschen wollen, die ihr unerreichbar sind, sie soll ihren ästhetischen Zweck vielmehr darin sehen, der rechteckigen Fläche des Briefumschlags oder der Postkarte einen diskreten Schmuck zu geben. Deshalb darf erstens dem einfachen Motiv nicht viel Beiwerk zugefügt werden, das die ruhige Wirkung stören würde, und deshalb ist zweitens die reine Flächenwirkung die beste. Durch eine Bildgestaltung, die räumliche Eindrücke erzielen will, wird eine harmonische Eingliederung in die ebene Fläche des Umschlags oder der Postkarte erschwert, deren Zweidimensionalität noch durch die Aufschrift der Adresse besonders betont erscheint. Als musterhafte Erzeugnisse im reinen Flächenstil können einige ältere orientalische Marken (vor allem die Japans von 1871) gelten, die ihre Zeichnung ausschließlich oder fast ausschließlich auf geschmackvoll gestaltete und angeordnete Buchstaben beschränken und wie schöne Teppiche wirken. Wenn Porträts, Figuren, Landschaften, Ziffern usw. als Motive gewählt werden, so ist es nötig, sie in strenger flächenartiger Stilisierung zu geben und jede Unterbrechung dieses Stils, etwa durch die früher vielfach angewandte Reliefprägung des Papiers und dergleichen, zu vermeiden. Je schlichter aber das Motiv und je einfacher die Zeichnung ist, desto leichter wird die Marke von Fälschern nachgebildet werden können. Bei geringen Werten erscheint diese Gefahr allerdings weniger drohend, bei hochwertigen Marken aber muß ihr vorgebeugt werden. Größeres Format und relativ reichere Ausstattung werden hier am Platze sein.

Daß die Grundsätze der schlichten Flächenwirkung auch auf die Farbe der Briefmarken angewandt werden müssen, versteht sich von selbst. Leider aber ist in dieser Hinsicht der Einfluß des entwerfenden Künstlers ein sehr geringer und wird es immer bleiben müssen, da die Wahl der Farben im wesentlichen von technischen Bedingungen abhängt. Immerhin kann auch schon der Entwurf durch eindrucksvolle Kontrastierung von hell und dunkel und Musterung des Grundes die koloristische Wirkung beeinflussen. Für diesen Zweck sei besonders auf das altbewährte Mittel der Guillochierung hingewiesen, mit der sich mannigfaltige, auch dem modernen Stilempfinden entsprechende dekorative Effekte erzielen lassen. Da sie überdies die Nachahmung erschwert, empfiehlt sie sich vornehmlich für die reich ausgestatteten hochwertigen Marken.

Das letzte und höchste Ziel wäre, daß die beschriebene Adressenseite des Briefumschlags oder der Postkarte mit der Zeichnung und Farbe der Marke

und zugleich mit dem Entwertungstempel ein harmonisch wirkendes Ganzes bildete. Aber dieses Ziel scheint heute unerreichbar zu sein. Denn die ästhetische Kultur des Entwertungstempels und seiner Anwendung liegt noch ebenso sehr im argen wie unsere allgemeine *Schreibkultur*. Auffallend ist es übrigens, daß gerade die bildenden Künstler, von denen man es am ehesten erwarten sollte, im Privatleben auf die harmonische Wirkung ihrer Handschrift und besonders der Adressenaufschrift in der Regel das geringste Gewicht legen. In der Sammlung von Autogrammen, die ich mir nach diesem Gesichtspunkt angelegt habe, rangieren unsere modernen Maler, Bildhauer und Graphiker, ja sogar spezielle Schriftkünstler, fast durchweg an letzter Stelle, während einige Schriftsteller — vor allem Otto Erich Hartleben, Arno Holz und der jüngst verstorbene Cäsar Flaischlen — sich bemühten oder bemühen, auch in ihren Briefaufschriften und Postkartenadressen kleine graphische Kunstwerke zu gestalten.

Überhaupt wird man sich mit der Tatsache abfinden müssen, daß ganz reine künstlerische Wirkungen sich durch eine Postmarke, zumal eine im Gebrauch befindliche, nicht erzielen lassen. Ein Produkt der hohen Kunst kann und soll die Marke ja auch nicht sein. Es genügt, wenn sie ihrem praktischen Zweck entspricht und innerhalb ihres räumlich und sachlich eng gezogenen Rahmens etwas Sinn- und Geschmackvolles bietet.

Vor Jahr und Tag hatte die deutsche Reichspostverwaltung einen Wettbewerb für die Herstellung neuer Reichspostmarken veranstaltet. Teils wandte sie sich dabei an die Gesamtheit der deutschen Künstler, teils an eine Gruppe besonders geladener. Das Resultat war ein überaus klägliches. Außer einigen passablen Ziffernmarken für niedrige Werte (in erster Linie die von Willi Geiger, dann die von Karl Gröning und Karl Eng) fand sich nicht ein einziger Entwurf, der auch nur bescheidenen Ansprüchen genügen konnte. Geistlose Trockenheit, mißverständlich angewandter »Expressionismus« und spielerischer Kitsch gaben die beherrschende Note. Es wurde eine Anzahl Preise verteilt, und einige zum Teil miserable Entwürfe wurden von der Jury zur Ausführung empfohlen, und damit scheint man die Angelegenheit bis auf weiteres als erledigt zu betrachten. Die alten Typen von der Monstrosität der Germaniamarke bis zu den schwörenden Urgermanen werden auch für die neuen Werte anstandslos weiterverwendet. Die Instanz, die berufen wäre, mit einem heiligen Donnerwetter in die Bummelerei der Geheimratswirtschaft hineinzufahren, scheint bei dem Unternehmen ausgeschaltet zu sein. Freilich ist das Preisausschreiben zu einer Zeit erlassen worden, als die Stelle des Reichskunstwarts noch nicht geschaffen war. Dr. Redslob hat zunächst nicht mehr tun können, als nachträglich sein Urteil über das Ergebnis des Wettbewerbs abzugeben. Das ist im 1. Heft der »Mitteilungen des Reichskunstwarts« in schonender Form, aber doch genügend deutlich geschehen. Redslob weist darauf hin, daß ein Preisausschreiben überhaupt nicht der Weg ist, auf dem man zu dem gewünschten Resultat gelangen kann. Denn es kommt nicht darauf an, ein paar gute Briefmarken, sondern einen Meister für Briefmarken zu finden. Aus der Schar der Berufenen sind die Kräfte auszuwählen, die für die Lösung dieser Aufgabe besonders geeignet erscheinen. Es gilt zunächst — dies ist das gesunde Prinzip, nach dem der Reichskunstwart auf allen Gebieten zu arbeiten entschlossen ist — die Grundlage für eine künstlerische Tradition der deutschen Brief-

marke zu schaffen. Auf dieser Grundlage kann dann, allmählich um- und ausgestaltend, weitergearbeitet werden.

Wenn überhaupt noch die ernste Absicht besteht, etwas Brauchbares zustande zu bringen, so sollte man sich, nachdem die Veranstaltung des Postministeriums offenbar verkracht ist, nunmehr dazu entschließen, die Sache in die Hand des Reichskunstwarts zu legen. Und zwar nicht nach langwierigen bürokratischen Erwägungen, sondern möglichst umgehend. Die Aufgabe unserer Presse sowie unserer Vertreter im Parlament und in der Regierung aber wird es sein, die weitere Entwicklung der bisher recht blamablen Angelegenheit mit kritischem Auge zu überwachen.

Literarische Rundschau

Dr. Marie Elisabeth Lüders, Die Entwicklung der gewerblichen Frauenarbeit im Kriege. (Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch, 44. Jahrgang.)

Dr. Marie Lüders war längere Zeit als Dezernentin im Kriegsministerium tätig, und zwar in der Abteilung für Leitung und Organisation der Frauenarbeit im Kriege. Sie hat im wesentlichen die Dreiteilung geschaffen, die in den letzten beiden Kriegsjahren die Frauenarbeit systematisch zu erfassen und zu lenken versuchte, indem einerseits Hauptstellen geschaffen wurden an größeren Mittelpunkten, Provinzen, Bezirken usw., denen dann wieder Nebenstellen mit Arbeitsberatungsstellen und Fürsorgevermittlungsstellen angegliedert wurden. So ist Frau Dr. Lüders besonders kompetent, die einschlägigen Verhältnisse zu beurteilen. Ihre Darstellung zeichnet sich durch Sachkenntnis und Klarheit aus. Wesentlich Neues vermag sie freilich dem Kenner der Verhältnisse nicht zu bringen. Als wichtigstes wollen wir die Abschnitte über allgemeine Gesichtspunkte für Regelung der gewerblichen Frauenarbeit, über Arbeitsnachweise und über Anlernung und Ausbildung der Frauen erscheinen, die auch für die Gestaltung der Zukunft eine Reihe von Anhaltspunkten ergeben. Wenn insbesondere die Forderung betont wird: »Verteilung der Arbeit unter die Geschlechter nach Kraft und Eignung«, so ist das ein wichtiger volkswirtschaftlicher Gesichtspunkt, der geeignet ist, die höchste Produktivität bei geringstem Kräfteverbrauch zu erzielen. Eigentlich ein so selbstverständlicher Gesichtspunkt, daß es beinahe unerklärlich erscheint und nur durch die bisherige Systemlosigkeit unseres Gesamtwirtschaftsplans erklärlich ist, wenn nicht längst die planmäßige Durchführung dieses Grundsatzes staatlicherseits energisch gefördert wurde.

Zur Frage der Arbeitsnachweise ist die Klage von Frau Dr. Lüders über die völlige Unzulänglichkeit der weiblichen Arbeitsnachweise berechtigt. Es ist das Verdienst der im Eingang erwähnten »Organisation der Frauenarbeit im Kriege«, daß sie zum ersten Male Arbeitsberatung und fürsorgerische Maßnahmen in Beziehung zu den Arbeitsnachweisen gesetzt hat, und es ist bedauerlich, daß der Zusammenbruch von 1918 hier fast allgemein die Entwicklung unterbrochen hat. Man sollte für die Zukunft in dieser Richtung arbeiten, besonders in Industrielegenden einen Zusammenhang zwischen Wohlfahrtsmaßnahmen für Arbeiterinnen und Arbeitsnachweisen schaffen in der Form von örtlichen Arbeiterinnenwohlfahrtsstellen. Hier liegt eine Aufgabe vor für den Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt. — Zu beachten ist der von Frau Dr. Lüders betonte Widerstand der Arbeitgeber gegen Benützung der Arbeitsnachweise, eine unerfreuliche Erfahrung, die geeignet ist, den Erfolg der Arbeitsnachweise stark zu beeinträchtigen.

Bezüglich Anlernung und Ausbildung der Arbeiterinnen gingen nicht alle Industrien gleichmäßig vor. Ausbildung zu Facharbeitern wurde besonders begünstigt in der Eisen-, Metall- und chemischen Industrie, im Berg- und Hüttenwesen sowie

in der Textil- und Holzindustrie. Im allgemeinen wird die Werkstattlehre am Arbeitsplatz bevorzugt. Die Erfahrungen mit den Angelernten wie mit den Facharbeiterinnen waren zum Teil außerordentlich günstig. Es haben sich eine große Zahl von Arbeiterinnen zu Kontroll- und Aufsichtsbeamten, zu Einstellerinnen und Gruppenführerinnen entwickelt.

Einzelne Ausführungen des Schriftchens sind etwas bürgerlich-politisch gefärbt, so ein Ausfall gegen die Bedeutung internationaler Abmachungen, von denen wohl kein Vernünftiger sich verspricht, wie Frau Dr. Lüders andeutet, daß sie wirtschaftliche Blüte und Stabilität erzielen können. Als Voraussetzung für die sozialpolitische Entwicklung sind sie aber dennoch nicht bedeutungslos. Frau Dr. Lüders sieht verschiedentlich die Dinge allzusehr aus dem Gesichtswinkel des auf der sozialen Frauenschule Erlernten, das erfahrungsgemäß in der Praxis nur zu häufig versagt.

Dem Buche angehängt ist eine nicht uninteressante Tabelle über die Anzahl der in verschiedenen Betrieben beschäftigten Männer und Frauen in den Jahren 1914 und 1916.

Die kleine Schrift ist denen, die sich für den Gegenstand interessieren, zu empfehlen. Naturgemäß gibt sie mehr einen Überblick über die Vergangenheit als einen Ausblick in die Zukunft.

S e n n i L e h m a n n

Emil Koniger, *Drei behutsame Geschichten aus den Unterhaltungen der Maler*. Novellen. Basel, Rotapfel-Verlag. 289 Seiten.

Emil Koniger, *Die lautere Quelle*. Ein Märchen. Basel, Rotapfel-Verlag. 294 Seiten.

Es ist eine Eigentümlichkeit aller Schweizer Erzähler — von Gottfried Keller an —, daß ihre Bücher von einer tiefen Innerlichkeit durchglüht sind. Das mag in der geographischen Abgeschlossenheit des Landes und seiner Bewohner begründet sein. Das mag auch in einer alten, tiefwurzelnden Bürgerkultur liegen, der sich selbst die jüngeren Dichter dieses Berglandes — Jahn, Böhmer, Jg — nicht zu entziehen vermögen. Dieses im Leben seines Volkes festverwurzelte Kulturempfinden zeichnet auch die Künstlernovellen Emil Konigers als Erzählungen, die erfüllt sind von einem starken, innerlichen Erleben. Die Schilderung mag hier und da etwas breit und übermäßig lyrisch ausgepinself anmuten, ein in keiner Weise verlagender poetischer Schwung hält sie dennoch fest zusammen. Dazu kommt eine Sprache, deren erlesene Schönheit dem Besten zugezählt werden darf, was die jüngste deutsche Erzählerkunst zu bieten hat. Gerade in unserer von tausend Wirkungen zerrissenen Zeit ist es ein köstlicher Genuß, diese stillen, beschaulichen Geschichten zu lesen, die von einer traumhaften Tiefe, Frische und Köstlichkeit des Empfindens sind. Fast ist es, als wäre Satz für Satz auf musikalische Wirkung eingestellt. Empfindungen schwellen an und verzittern. Kellersche Schlichtheit und Eindringlichkeit umfassen uns; und dann ist es uns wieder, als ständen wir im Banne Goethes, wie er ihn in seinen »Wahlverwandtschaften« so meisterlich auszuüben verstanden hat. Das Leben gleitet an uns vorüber, umsäumt von tausend strahlenden Lichtern, die, ohne seine Schatten ganz zu verwischen, die Welt verklären und leuchtend machen. Besonders stark und ausgeprägt ist dem Dichter die erhebende Reinheit seiner Kunst in der zweiten Novelle (»Candida«) gelungen, die ein Meisterstück moderner Epik genannt zu werden verdient.

Zu dem Märchen »Die lautere Quelle« vermochte ich nicht recht Fühlung zu gewinnen. Es erinnert an die Legenden der »Deutschen Volksbücher« (Mufäus) und erscheint mir vor allem zu breit ausgesponnen; auch ein etwas stark auftragener ironisierender Zug will mir zu dem Märchencharakter nicht recht passen. Aber auch bei ihm verdient die hohe sprachliche Schönheit anerkennend hervorgehoben zu werden.

E. E.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 13

Ausgegeben am 24. Dezember 1920

39. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Wie sieht's in Irland aus?

Von Heinrich Cunow

1. Irische Polizeiverhältnisse

Ein gar seltsames, geradezu zum Spott herausforderndes Nachrichtenpiel hat sich wieder in den letzten Wochen die englische Northcliffe-Presse geleistet — und eine Reihe deutscher, sich ihrer Kenntnis des englischen politischen Lebens rühmender Blätter hat wieder, wie so oft, diese ihr durch Wolffs Telegraphenbureau übermittelten oder über Haag oder Amsterdam zugegangenen schönen Meldungen wahl- und kritiklos übernommen. Zunächst erfolgte am 12. November die Meldung, daß das englische Unterhaus in dritter Lesung die irische Home-Rule-Bill mit 183 gegen 52 Stimmen angenommen habe, eine Nachricht, der vielfach die schönen Hoffnungsworte angehängt waren, daß nun endlich die Grundlage für eine Verständigung Englands mit den Sinn-Fein-Führern gegeben sei. Vielleicht eine von gutem Herzen, zugleich aber auch von einer unerlaubten politischen Naivität zeugende Bemerkung, denn erstens wollen die Führer der Sinn-Fein-Bewegung von dem angenommenen Home-Rule- (Selbstverwaltungs-) Gesetz nichts wissen und höhnen über dieses Machwerk, zweitens nehmen die irischen Führer an den englischen Parlamentsberatungen gar nicht teil, sondern haben ihre eigene Regierung, Dail Eireann (Irische Ratsversammlung) genannt, errichtet, und drittens beweist schon die geringe Beteiligung der englischen Unterhausmitglieder an der Abstimmung — von 707 Mitgliedern haben nur 235 abgestimmt —, daß man in den englisch-parlamentarischen Kreisen selbst nicht glaubt, die irische Frage könne durch die angenommene Vorlage gelöst werden. Zudem aber wurde gleichzeitig aus Rom berichtet, daß die irischen Bischöfe im offiziellen vatikanischen »Osservatore Romano« einen energischen Protest gegen die englischen Unterdrückungsmaßnahmen in Irland veröffentlicht hätten — und die irischen Bischöfe sind sämtlich gute Politiker, die sicherlich nicht diesen Protest im Hauptblatt der römischen Kurie erlassen hätten, wenn nach ihrer Ansicht das neue Gesetz die Aussicht auf eine baldige irisch-englische Verständigung böte.

Die Versuche englischer unionistischer Politiker, im Ausland den Anschein zu erwecken, in England werde, und zwar von Lloyd Georges Kabinett selbst, mit großer Opferwilligkeit an einer Beilegung des Konflikts mit den Iren gearbeitet, sind durchaus begreiflich. Die Erregung der französischen und vornehmlich der amerikanischen Presse über die Vorgänge in Irland und die offene Parteinahme der meisten dieser Blätter für die irisch-nationalen Bestrebungen trat in letzter Zeit so deutlich hervor, daß man in den englischen Regierungskreisen, die den Faktor der öffentlichen Meinung wohl

einzuschätzen wissen, für durchaus nötig hielt, der Welt zu demonstrieren, England sei zu weiten Zugeständnissen an Irland bereit, und wenn es dennoch nicht gelinge, die irischen Führer zu einer Friedensschließung zu bewegen, so liege das allein an deren Unvernunft. Bald wurde denn auch aufs neue aus London gemeldet, daß Verhandlungen mit hervorragenden Führern der irischen Unabhängigkeitsbewegung eingeleitet seien, dann daß eine irische Arbeiterkonferenz sich mit den Vorschlägen der englischen Arbeiterpartei (Labour Party) einverstanden erklärt habe, darauf, daß Artur Henderson nach Irland gereist sei und dort unterhandle, weiter, daß er nach London zurückgekehrt sei, mit Lloyd George konferiert habe und, nachdem er dessen Zustimmung gefunden, aufs neue nach Irland gehe, um die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen — bis dann plötzlich vor einigen Tagen die Blätter meldeten, Hendersons Mission sei gescheitert, die maßgebenden Führer der Sinn-Feiner wären zu keiner Nachgiebigkeit geneigt. Und nun folgte pünktlich die wohl von jedem Kenner der englischen Regierungspraxis vorausgesehene Meldung, die englische Militärregierung in Irland hätte sich infolge des zunehmenden Widerstandes der Sinn-Feiner zu energischeren Maßnahmen gezwungen gesehen und über den Süden Irlands den verschärften Belagerungszustand verhängt. Eine Nachricht, die gestern (am 11. Dezember) durch die weitere Meldung ergänzt wurde, die Hauptstadt von Munster, Cork, sei teilweise niedergebrannt, denn die extremen Sinn-Feiner hätten, um sich zu rächen, Cork angezündet. Der Schaden betrage an 7 Millionen Pfund Sterling (nach dem jetzigen Kurs an 1800 Millionen Mark) usw.

Der Zweck des ganzen Nachrichtenragouts ist erreicht: der mit den irischen Verhältnissen unbekannte Leser, der sein Urteil lediglich auf solche Zeitungsmeldungen stützt, kommt zu der Ansicht, die Sinn-Feiner¹ seien terroristische Mordbrenner, gegen die nur größte Strenge helfe; die brutalen Unterdrückungsmaßnahmen Englands seien also berechtigt. Wie wenige jener Leser wissen, daß »Nebel-Cork«, wie es von den Sinn-Feinern genannt wird, eine Hochburg der irischen Nationalbewegung ist, und zwar des linken Flügels, eine Stadt, in der, abgesehen von eingewanderten Engländern, kaum ein Zwölftel der Bevölkerung englandsfreundlich ist; wie kommen denn die Sinn-Feiner Corks dazu, ihre eigenen Häuser anzuzünden? Viel wahrscheinlicher ist, daß der Brand absichtlich von Mitgliedern der größtenteils aus entlassenen englischen Soldaten bestehenden englischen Militärpolizei, die zurzeit in Irland haust und mit Vorliebe nach Plünderungsgelegenheiten ausschaut, angelegt worden ist.²

Im Grunde genommen konnte von vornherein niemand, der einigermaßen die radikalen Tendenzen kennt, die in der Sinn-Fein-Bewegung während der letzten Monate das Übergewicht erlangt haben, daran zweifeln, daß jene Art der Selbstverwaltung, die die englische Regierung den Ir-

¹ Sinn-Fein (sprich Fe—in) hat in der irisch-keltischen Sprache die Bedeutung von »wir selbst«, »wir für uns selbst«; Sinn-Feiner sind also solche Personen, die für sich selbst sein wollen, ihre Angelegenheiten selbst besorgen wollen.

² In diesem Falle scheinen freilich die Lügen kurze Weine gehabt zu haben. Nach den letzten Meldungen einiger englischen und holländischen Blätter ist tatsächlich die Brandstiftung von englischen Polizeifreiwilligen ausgegangen.

ländern zugestehen will, diese in keinem Falle zur Waffens-tre-ckung bewegen werde. Wohl ist ein beträchtlicher Teil der Ir-länder, vornehmlich der wohlhabenden Bevölkerung in den größeren Städten im Osten der Grünen Insel sowie ferner ein Teil der gewerkschaftlich or-ganisierten irischen Industriearbeiterschaft zur Verständigung mit der eng-lischen Regierung geneigt, denn sie fühlen sich in ihren Interessen mannig-fach mit dem englischen Wirtschaftsleben verknüpft und sehen ihren Erwerb durch den jetzigen Wirrwarr geschädigt; aber selbst dieser sogenannte rechte Flügel verlangt, daß Irland ein über Lloyd Georges Zugeständnisse wesent-lich hinausgehendes sogenanntes Dominion-Homerule erhält. Zwar be-anspruchen sie nicht die volle Autonomie der englischen Dominions, wie sie zum Beispiel Kanada, Australien, Südafrika besitzen, die Leitung aller mili-tärischen Angelegenheiten Irlands (auch der Marine) soll England ver-bleiben, ebenso das Recht der militärischen Verteidigung und der Ver-tretung Irlands nach außen; aber in bezug auf seine Wirtschafts-, Zoll- und Steuerpolitik soll Irland, so fordern sie, künftig selbständig sein, wenn auch die meisten Mitglieder dieser Richtung gewillt sind, England alle Rechte einer meistbegünstigten Nation einzuräumen. Sehr gut weiß man aus langer Erfahrung auf der Grünen Insel, daß eine Autonomie Irlands, die die Steuer- und Finanzverwaltung England überläßt, recht wenig Wert hat, besonders in Zeiten innerer Konflikte. Wer den Daumen auf den Geldbeutel hält, hat auch die Macht.

Aber selbst wenn durch weitgehende beiderseitige Nachgiebigkeit zwischen England und dem rechten Flügel der Sinn-Feiner eine Art Verständigung zustande käme — wer glaubt denn, daß dadurch ein dauernder Friede zwis-chen beiden Nationen gesichert werden könnte? Der linke Flügel der iri-schen Sinn-Fein-Bewegung würde in kei-nem Falle sein Ziel auf-ge-ben: völlige Los-trennung Irlands von England und Anerkennung Ir-lands als selbständige Republik. Die Erbitterung in den Reihen dieses Flügels über die fortgesetzten Versprechungsbrüche, die Täuschungsversuche und Hinterhältigkeit der englischen Regierung, vor allem aber über das Wüten der englischen Militärpolizei in Irland hat ein derartiges Maß er-reicht, daß ein friedliches, nutzbringendes Mit- und Nebeneinanderarbeiten beider Nationen überhaupt nicht mehr möglich ist. Selbst wenn Irland heute die volle Dominionselbstverwaltung zugestanden erhielte, das heißt jenes Maß von Selbständigkeit, das die englischen autonomen Kolonien besitzen — ein Zugeständnis, wogegen sich übrigens nicht nur die englischen Regierungskreise und Unionisten, sondern selbst große Teile der englischen Arbeiter-partei aufs äußerste sträuben —, so würde doch die radikale Unabhängig-keitsbewegung nicht verstummen, sondern morgen mit verstärkter Energie die völlige Los-trennung Alt-Erins von England fordern. Und dieser linke Flügel Sinn-Feins hat, wenn vielleicht auch nicht die größere Masse, so doch entschieden die energischeren, aktiveren Elemente der irischen Bevölke-rung hinter sich, vor allem die irische Intelligenz. Nichts ist verkehrter, als heute noch die irische Nationalbewegung als einen Kampf der irischen Päch-ter und Kleinbauern gegen die englischen Landlords aufzufassen, längst hat sie fast alle Kreise Irlands bis auf die streng protestantische Bevölkerung Ulsters, die Gefolgschaft der sogenannten Orangemen, ergriffen, und in dieser Bewegung spielen heute die Intellektuellen die erste Rolle. Die Ge-

lehrten, freien Berufe, Lehrer, Studenten Irlands sind fast sämtlich Sinn-Feiner, und zwar stehen sie zumeist auf der linken Seite dieser Partei. Eine von einem starken Idealismus getragene nationale Bewegung, hinter der fast die ganze Intelligenz einer Nation steht, läßt sich aber nicht durch halbe Zugeständnisse beschwichtigen.

Die Gelegenheit, Irland durch Gewährung einer mehr oder minder beschränkten Autonomie zu befriedigen und an England zu binden, ist verpabt. Noch vor dem Kriege wäre das wahrscheinlich möglich gewesen; aber bekanntlich wurde durch die Aufschlebungssakte vom September 1914 die Einführung der bereits vom englischen Parlament angenommenen Homerule-Bill auf ein Jahr, dann bis zum März 1916 und schließlich bis zum Ende des Krieges hinausgeschoben. Statt dessen wurde Irland unter eine strenge Militäraufsicht gestellt, besonders als in Irland gegen den von den »jahren Redmonditen« (den Anhängern des gemäßigten Irenführers John Redmond) unternommenen Anwerbefeldzug für das englische Kriegsheer eine streng nationalistische Antikriegsagitation einsetzte, die den jungen Iren empfahl, sich nicht für einen auf fremdem Boden ausgefochtenen, von England lediglich im Interesse seiner wirtschaftlichen und kolonialen Machtpositionen geführten Krieg anwerben zu lassen. Vornehmlich aber erregte es in Mittel- und Südirland ärgste Mißstimmung, als die englische Regierung die antinationale Gegenbewegung in Ulster offen unterstützte, die Bildung konservativer, für den Kampf gegen die irischen Nationalisten gedrückter Freiwilligenkorps im Norden Englands duldete und sogar den Führer dieser Gegenbewegung, Edward Carson, den die irischen Nationalisten als ihren ärgsten Landesfeind betrachteten, im Mai 1915 in das englische Koalitionsministerium berief.

Die fortgesetzten Unterdrückungsmaßnahmen der englisch-irischen Regierung hatten natürlich lediglich den Erfolg, den antienglischen Gegensatz in den Reihen der Sinn-Feiner zu verstärken. Am 23. April 1916 griffen die radikalen Sinn-Feiner in London unter Führung von Thomas Mac Donagh zu den Waffen, bildeten einen Revolutionärausschuß und proklamierten die irische Republik, doch wurde nach hartem Kampfe — die Sinn-Feiner hatten 180 Tote und 614 Verwundete — der Aufstand vom englischen Militär niedergeworfen.²

Zunächst verfuhr die englische Regierung mit äußerster Strenge. Eine Anzahl der irischen Führer wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und ohne weiteres erschossen, ein anderer Teil ins Gefängnis abgeführt. Dann versuchte die englische Regierung es eine Zeitlang mit einer halben Versöhnungspolitik. Da aber die irischen Nationalisten diese als ein Täuschungsmanöver auffaßten, im Herbst 1917 einen irischen Nationalkonvent nach Dublin einberiefen und erneut als Ziel ihres Strebens die Errichtung einer irisch-demokratischen Republik erklärten, stellte die englische Regierung Irland erneut unter eine englische Militärherrschaft, die nun nach bekanntem militärischem Muster Ruhe auf der Grünen Insel zu schaffen suchte.

Da das Ordnungschaffen nach den Begriffen der englischen Militärgewalt nicht durchgreifend genug erfolgte, fand sie heraus, das Irische Zivilpolizeikorps (Royal Irish Constabulary) sei für solche Aufgabe zu wenig

² Näheres über die Irische Revolution enthält mein Artikel »Die Sinn-Fein-Bewegung in Irland«, Neue Zeit, Jahrgang 1917/18, 1. Band, S. 385.

geeignet und zu schwach; es müsse notwendig militarisiert und direkt unter militärischen Befehl gestellt werden. So wurde denn die »Königliche Irische Konstablerschaft« in eine Militärpolizei umgewandelt. Das hatte die Folge, daß ein großer Teil der Konstabler, die mit solcher Neuformation ihres Korps nicht einverstanden waren, aus dem Polizeidienst austraten. Zur Ersetzung der Fehlenden und um das neue Korps zu vergrößern, wurden für den irischen politischen Polizeidienst in den größeren englischen Städten sogenannte Freiwillige angeworben, zum großen Teil aus dem Felde heimgekehrte Soldaten, die daheim keine Arbeit gefunden oder draußen in Frankreich, Belgien oder Asien das Arbeiten verlernt hatten — im ganzen recht zweifelhafte Elemente, die Irland als Feindesland betrachteten.

Daß die Irländer diese ihnen zur politischen Überwachung aufgezwungene Militärpolizei nicht gerade freundlich begrüßten, ist begreiflich, zumal die neue politische Musterpolizei sich sofort durch brutale Willkürakte und rücksichtsloses Draufgängertum einführte. Bald kam es hier und dort zwischen Iren und Polizeifreiwilligen zu Prügeleien und blutigen Zusammenstößen, dann dazu, daß die Polizisten, die sich besonders verhaßt gemacht hatten, auf ihren Streifzügen überfallen, verhauen und, wenn sie von ihren Waffen Gebrauch machten, niedergeschossen wurden. Die Polizeifreiwilligen antworteten mit sogenannten Repressionen. Sie zogen in die Dörfer und Städte, in denen derartige Überfälle vorgekommen waren, schossen die Verdächtigen ohne Verhör nieder und steckten die Häuser in Brand. So hat sich in Irland eine Feindschaft zwischen Nationalisten und Polizeifreiwilligen entwickelt, die in manchen Gegenden aller Beschreibung spottet. Die Polizisten unternehmen auf eigene Faust, ohne ihre Offiziere zu fragen, Strafexpeditionen in die Umgegend ihrer Standorte, plündern eine Anzahl Häuser aus und zünden sie an. Disziplin ist nicht mehr vorhanden. Die Offiziere haben ihre Polizeitruppen gar nicht mehr in der Hand.

Das mag übertrieben scheinen, ist aber tatsächlich so. Aus den Berichten englischer Reisender und Beamten in Irland lassen sich dafür zahlreiche Beispiele beibringen — nicht aus irisch-nationalistischen Blättern, sondern aus angesehenen englischen Zeitschriften, geschrieben von Engländern, die sich eines vorzüglichen Rufes erfreuen. Hier zwei kurze Auszüge aus solchen Berichten.

Im letzten Septemberheft der »Contemporary Review« erklärte Lord Monteaagle, in Irland geboren, aber unionistischer Pair von England:

Worin besteht nun die reguläre Tätigkeit dieser Polizei? Wir haben vorhin gesehen, was sie alles nicht tut; doch was tut sie denn? Es gibt in Irland sicherlich wenige gemeine Verbrechen, und den Ausbrüchen des patriotischen Mobs zu wehren, dazu ist diese Polizei, wie schon oben ausgeführt wurde, völlig unfähig. Demgemäß hat denn auch ihre Tätigkeit seit Monaten fast ausschließlich in der Unterdrückung politischer Beleidigungen und Angriffe bestanden, ferner in dem vergeblichen Versuch, die erschütterte Autorität der britischen Regierung über ihre eigene Anhänger- und Gefolgschaft wiederherzustellen. Und bei dieser anrüchigen Aufgabe wurden ihre Kraftaufwendungen zu einem großen Teil dadurch in Anspruch genommen, sich gegen die Belagerung ihrer Kasernen zu verteidigen. . . .

Neben solchen militärischen Pflichten, die in anderen Fällen ihnen allgemeine Sympathie und Achtung eintragen würden, bestand ihre Tätigkeit in der Unterdrückung von Hunderten von Versammlungen und Zeitungen, in Tausenden von

politischen Verhaftungen, Zehntausenden von Hausdurchsuchungen und unzähligen Personendurchsuchungen, ferner in der Verhinderung der Abhaltung von Märkten und Messen, Versagung von Automobilpässierscheinen und anderen Freiheitseinschränkungen, wie sie sonst nur in Kriegszeiten üblich sind, weiter in der ganz unnötigen, nur Erbitterung schaffenden Einmischung in Geldsammlungen und Darlehensgewährungen der Sinn-Feiner, in Unternehmungen zur Förderung der industriellen oder agrikulturellen Entwicklung, soweit sie von Sinn-Feinern ausgehen, oder auch in die von Sinn-Feinern unterhaltenen Gerichte und Polizeimannschaften. Mit anderen Worten, ihre ganze Tätigkeit besteht lediglich in dem meist unwirksam bleibenden Versuch, jedem Unternehmen der Sinn-Feiner entgegenzutreten, mag dies gut oder schlecht, aufbauend oder zerstörend sein — eine Tätigkeit, die rein politische Zwecke verfolgt und nur zu oft recht gemeine Mittel anwendet.

Noch charakteristischer ist der Bericht des Spezialberichterstatters der »Review of Reviews« (Oktober-November-Heft) eines englischen Offiziers, der auch mehrere Jahre in irischen Regimentern gedient und während dieser Zeit Irland näher kennengelernt hat. Er erzählt, wie er vor seiner neuen Reise durch die Provinzen Südirlands den General Macready in Dublin besucht und mit ihm über Irland gesprochen hat. Der General klagte, daß alles in Irland drüber und drunter ginge, da er nicht von England aus mit genügend Kräften versorgt würde; wenn nur die englische Regierung zu größerer Nachsicht geneigt sein würde, wolle er schon »in vierzehn Tagen oder höchstens in drei Wochen das Land zur Ruhe bringen«.

Dann fährt der Korrespondent der »Review of Reviews« fort:

Ich habe nirgends einen Irländer getroffen, der mit General Macready's Ansicht in diesem Punkt übereinstimmt. Ich habe auch keinen getroffen, der überhaupt glaubt, daß der General noch in der Lage ist, der bewaffneten Macht, die dem Namen nach unter seiner Aufsicht steht, die allergeringste Disziplin aufzuzwingen. Eines der am meisten beunruhigenden Geheimnisse der gegenwärtigen irischen Verwaltung ist die Tatsache, daß, obwohl General Macready mit großem Trompetengeschmetter in sein Amt eingeführt wurde, die vereinigte Leitung der Militär- und der Polizeigewalt zu übernehmen, wofür seine Erfahrungen in Scotland Yard ihn, nachdem er seinen Posten als Generaladjutant des Kriegsamts verlassen hatte, besonders qualifiziert erscheinen ließen, er doch nach eigenem Geständnis keine Kontrolle über die irische Polizei zu erlangen vermocht hat. Kein Mensch vermag in Irland zu sagen, wessen Befehle von der königlich irischen Konstablerschaft ausgeführt oder nicht ausgeführt werden. Was die »Black and Tans«⁴ anbetrifft, die die neue Verstärkung der irischen Polizei bilden, so ist allgemein bekannt, daß sie nur ihrem eigenen Belieben folgen. Sie sind aus zwei verschiedenen Klassen zusammengesetzt. Da ist zunächst die Spezialhilfsdivision der Royal Irish Constabulary, die lediglich aus früheren, gegen Entschädigung von 1 Pfund Sterling pro Tag angeworbenen Armeeeoffizieren besteht und dazu bestimmt ist, die Polizei bei der Verteidigung der wenigen Polizeikasernen zu unterstützen, in der jetzt die Polizeimannschaften konzentriert sind. Dann kommen die gewöhnlichen »Black and Tans«, von denen in den letzten Monaten allein 8000 angeworben sind und die sich in kurzem überall dort, wohin sie in Irland gesandt wurden, den wohlbegründeten Ruf als vollgültiger Mob erworben haben. Ob mit Recht oder Unrecht, man glaubt in allen Schichten Irlands, daß die allerniedrigsten Elemente der Unbeschäftigten Englands ganz besonders ihre Rekruten für diese »Black and Tans« geliefert haben; jedenfalls beweist die praktische Erfahrung.

⁴ »Schwarze und Gербfäuerliche«, so werden die englischen Polizeifreiwilligen (pöttisch in Irland genannt).

die man mit ihnen in den verschiedenen irischen Grafschaften gemacht hat, daß recht viele von ihnen unzweifelhaft ihre Stellung als undisziplinierte Polizisten dazu zu benutzen verstehen, sich unter dem Vorgeben, Hausdurchsuchungen nach Waffen und Munition vornehmen zu müssen, fremdes Eigentum anzueignen und zu plündern.

In die Stadt Waterford, den einzigen südirischen Wahlkreis, von dem bei der letzten allgemeinen Wahl ein konstitutioneller Nationalist ins Parlament entsandt wurde, waren gerade, bevor ich dort ankam, die ersten Blacks und Tans eingezogen. Niemals ist in diesem Distrikt eine Gewalttätigkeit gegen die Polizei vorgekommen. Die Bevölkerung hatte bisher ihr Gewerbe in normaler Weise betrieben, unbelästigt durch politische Unruhen irgendwelcher Art. Doch die Ankunft der Blacks und Tans rief alsbald einen Zustand banger Furcht hervor. Einer der führenden Stadtväter erzählte mir, er hätte bereits mehrere Drohbriefe empfangen, in denen ihm der Tod angekündigt werde, falls irgendein Angriff auf die Polizei in Waterford erfolgen sollte. Ferner sei an dem vorausgegangenen Abend seine Tochter, als sie mit zwei anderen jungen Mädchen vor einem Ball heimkehrte, plötzlich in der Dunkelheit von sechs dieser Polizisten angehalten worden, die den Mädchen ihre Revolver vors Gesicht hielten, sie beschimpften und mit gemeinen Ausdrücken belegten und dann anschnitten, ihre Hände hochzuhalten. Durchsucht wurden die Damen nicht; nachdem man sie bedroht und beschimpft hatte, wurde ihnen befohlen, ihren Weg fortzusetzen.

In derselben friedlichen Stadt sprach ich auch mit dem Lord-Mayor, einem sehr beschäftigten Arzt, den seine Praxis zwingt, seinen Geschäften manchmal 24 Stunden am Tage nachzugehen. Ich fand, daß die Fenster seiner Wohnung völlig zertrümmert waren, und ich war durchaus nicht erstaunt, als er mir sagte, daß er, obgleich ihm große Unannehmlichkeiten durch die offenen Fenster entstünden, doch nicht an das Einsetzen neuer Scheiben denke, da er wisse, daß sie sofort wieder eingeworfen würden.

Wie schon aus diesen Äußerungen hervorgeht, besitzt im größten Teil Irlands weder die englische Regierung noch die Militärpolizei irgendwelche Autorität mehr. Die Nationalisten betrachten die von England eingesetzte Landesregierung in Dublin als Fremdgewalt, deren Dekrete und Verfügungen sie zu nichts verpflichten. Die Dubliner Befehle zu ignorieren, gilt sogar als nationalpolitische Pflicht. Weit größere Autorität genießt im ganzen Süden und Westen der Grünen Insel die von irischen Parlamentsmitgliedern und Führern errichtete, bald hier, bald dort an unbekannter Stätte zusammentretende irisch-nationale Geheimregierung, Dail Eireann genannt. Während die englische Regierung ihre Verfügungen vielfach trotz Militär- und Polizeiaufgebote nicht durchzusetzen vermag, befolgt der Irlande freiwillig die Gebote oder Verbote dieser »illegalen« Nebenregierung, die heute tatsächlich die Hauptregierung ist. Darüber Näheres in einem zweiten Artikel.

Marx und Engels als Philosophen

Von Albert Kranold

(Schluß)

II

Die im ersten Artikel dargelegte unrichtige Beurteilung der Marxschen Lehre, besonders der Geschichtstheorie, ist aber nur die notwendige Folge der Meinung, die Vorländer von dem sachlichen Verhältnis des Marxismus zur Lehre Kants, insbesondere dessen kritischer Philosophie, hat, be-

hauptet Vorländer doch an mehreren Stellen (zum Beispiel S. 12, 49, 54, 55), Marx und Engels seien »nie tiefer in — Kant eingedrungen«, sie hätten die kritische Fragestellung überhaupt nicht verstanden. Der wichtigste Grund Vorländers für diese Behauptung fällt indessen von vornherein in sich zusammen. Denn wenn es falsch ist, in dem Grundsatz des historischen Materialismus, daß die »Begriffe« nur die »Abbilder« der »Dinge« seien, einen erkenntnistheoretischen Satz zu sehen, wenn dieser Satz vielmehr, wie bereits gezeigt, eine historische Feststellung über die Struktur des sozialen Lebens ist, so trifft auch die daraus gezogene Folgerung über den erkenntnistheoretischen Rückschritt von Marx und Engels hinter den Kritizismus nicht zu. Das muß man aber immer im Auge behalten. Man darf nie vergessen, daß es recht eigentlich Marx' und Engels' Lebensaufgabe auf dem Gebiet der Wissenschaft war, die historische Wirklichkeit in die gesetzmäßige Erkenntnis, das heißt in die Wissenschaft einzugliedern, daß Marx dieses Ziel schon als junger Mensch im Auge hatte und bis an sein Lebensende verfolgte. Auch das ist bereits in dem vorhin erwähnten Briefe an seinen Vater ausgedrückt, wenn er dort davon spricht, er habe die bestimmte Absicht, »die geistige Natur ebenso notwendig zu finden wie die körperliche«. Und so ist denn auch der historische Materialismus in erster Linie eine Übertragung des Gedankens der kausalen Notwendigkeit, so wie er die »Natur« konstituiert, auf die Geschichte, die eben dadurch auch zur »Natur«, selbstverständlich im logischen Sinne, wird. Eben das hat man ja in neuester Zeit dem historischen Materialismus vom Standpunkt eines willkürlich gebildeten Idealbegriffs der Geschichte aus vorgeworfen; man denke nur an Rickert und dessen Geschichtslehre. Damit fallen die sämtlichen bezüglichen Ausführungen Vorländers (S. 49/50 und 54) in sich zusammen. Stübig hätten Vorländer in dieser Beziehung doch schon die methodischen Ausführungen von Marx zu seiner Schrift »Zur Kritik der politischen Ökonomie« machen müssen über das Verhältnis des Konkreten zum Abstrakten und die Frage, welche Methode wissenschaftlich vorzuziehen sei, die, welche vom Konkreten zum Abstrakten aufsteigt, oder die, die vom Abstrakten zum Konkreten hinuntergeht. Dort heißt es nämlich auf S. XXXV: »Das Konkrete ist konkret, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, also Einheit des Mannigfaltigen. Im Denken erscheint es daher als Prozeß der Zusammenfassung, als Resultat, nicht als Ausgangspunkt, obgleich es der wirkliche Ausgangspunkt und daher auch der Ausgangspunkt der Anschauung und Vorstellung ist. Im ersten Wege wird die volle Vorstellung zu abstrakter Bestimmung verflüchtigt. Im zweiten führen die abstrakten Bestimmungen zur Reproduktion des Konkreten im Wege des Denkens. Hegel geriet daher auf die Illusion, das Reale als Resultat des sich in sich zusammenfassenden, in sich vertiefenden und aus sich selbst sich bewegenden Denkens zu fassen, während die Methode, vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen, nur die Art für das Denken ist, sich das Konkrete anzueignen, es als Konkretes geistig zu reproduzieren.«

Gewiß, auch hier muß man von der psychologischen Ausdrucksweise absehen, sie beweist aber nicht einmal besonders viel, weil Marx sich auch hier ganz auf dem Gebiet der einzelwissenschaftlichen Methode hält. Jedenfalls wären diese Darlegungen gewiß nicht möglich ohne eine Ahnung von dem kritischen Begriff des Gegenstandes. Man könnte sogar den Satz, daß das

Konkrete konkret sei, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen, also die Einheit des Mannigfaltigen ist, unmittelbar als eine sehr gute Definition des kritischen Gegenstandsbegriffs bezeichnen.

Aber nicht nur dies Negative veranlaßt mich, die erwähnten Behauptungen Vorländers in ihrem vollen Umfang zu bestreiten, es kommt noch etwas Positives hinzu, das Vorländer überhaupt nicht berührt. Das ist der Umstand, daß der Marxismus ohne den Kritizismus systematisch gar nicht möglich wäre und daß die wichtigsten Gedanken des Marxschen Systems, soweit es eine methodische Theorie der Sozialwissenschaft und Geschichte darstellt, nur eine Ausgestaltung kantischer Gedankengänge, in gewisser Beziehung durch Vermittlung des Hegelschen Systems, insbesondere des Gedankens der Dialektik, bilden. Denn Vorländer tut meines Erachtens auch Hegel unrecht, indem er ihn ganz einseitig als Metaphysiker betrachtet, aber übersieht, daß seine Lehre doch auch schwerwiegende und folgenreiche logisch-erkenntnistheoretische Gedanken enthält, die es allerdings aus der metaphysischen Umstrickung, in der sie bei Hegel gefangen sind, zu lösen gilt. Dies ist um so erstaunlicher, als Vorländer ein Vertreter der neukantischen Richtung ist, die sich sowohl in der Ausprägung, die ihr die Heidelberger, wie in der, die ihr die Marburger Schule gab, im letzten Jahrzehnt merklich mit gewissen Hegelschen Gedankengängen zu befreunden beginnt.⁸ Doch das nur nebenbei. Hier kommt es weniger auf Hegelsche Gedanken an sich selbst an, sondern mehr auf das, was Marx und Engels aus ihnen gemacht haben.

Sie haben aber gerade den methodischen Charakter dieser Lehre von der Dialektik herausgearbeitet. Das kann hier jedoch lediglich festgestellt werden. Im einzelnen nachweisen werden wir das in einem späteren Aufsatz.

Auch auf dem Gebiet der Ethik beurteilt Vorländer aus ähnlichen Gründen das Verhältnis des Marxismus zum Kritizismus falsch. Leider behandelt Vorländer in der vorliegenden Schrift dies Gebiet überhaupt ein wenig stiefmütterlich, wenn er auch die stillschweigend ethische Einstellung des Marxismus gelegentlich hervorhebt, was ich besonders deshalb bedaure, weil es, wie ich bereits in der Einleitung zu dieser Abhandlung betonte, heute wichtiger als je ist, daß den Sozialisten selbst sowohl wie ihren Gegnern die tiefe ethische Bedeutung der sozialistischen Lehre recht deutlich wird. Allerdings enthalten die Schriften von Marx und Engels nur sehr wenige und knappe Ausführungen über ethische Fragen, aber es wäre doch eine sehr dankbare Aufgabe gewesen, zu zeigen, wie der Marxismus als Ganzes nicht nur ein System der Geschichts- und Sozialwissenschaften ist, sondern auch die gewaltigste Prophetie der Neuzeit, eine Heilslehre voll eines überwältigenden Pathos. Das gilt nicht nur für das »kommunistische Manifest«, dessen Feuerhauch heute leider nicht mehr gefühlt zu werden scheint, sondern auch für das an sich trockenste, gelehrteste und streng systematische Werk von Marx, das »Kapital«. Gewiß, wenn man die ersten Kapitel über die Wertlehre liest, möchte einen fast frieren in der eisigen Luft der Abstraktion, die hier herrscht, um so wärmer wird einem in den historischen Abschnitten, besonders dem über die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals.

⁸ Für die Heidelberger Schule vergl. hierzu Wilhelm Windelbands Heidelberger Akademierede aus dem Jahre 1910: »Die Erneuerung des Hegelianismus«, Präliminarien, 4. Auflage, 1. Band, Tübingen 1911.

Es wäre gut, wenn das Gefühl für die sittliche Größe des sozialistischen Ideals in unserer politischen Bewegung wieder etwas lebendiger würde.

Sachlich ist zu Vorländers bezüglichen Forderungen vor allem zu sagen, daß er auch hier zu unrecht Marx und Engels in einen Gegensatz zu Kant bringt. Und zwar liegt das abermals daran, daß er die Ausführungen von Marx und Engels über ethische Fragen als Teile einer philosophischen Ethik im Sinne Kants nimmt, anstatt lediglich als historische Feststellungen über das konkrete ethische Denken der wirklichen Menschen. Die Fragestellung ist auch in dieser Beziehung im Marxismus eine ganz andere als die Fragestellung der kritischen Ethik. Die kritische Ethik fragt nach der zeitlosen Geltung des ethischen Grundgesetzes, das heißt nach der formalen Struktur der ethischen »Erkenntnis«, Marx und Engels dagegen fragen gerade nach der zeitlichen Gültigkeit konkreter ethischer Vorschriften für bestimmte Menschen, das heißt nach der Dauer der tatsächlichen Anerkennung durch Menschen in der Zeit. Die objektive Richtigkeit, das heißt zeitlose Geltung eines Satzes hat aber gerade nach Kants Lehre mit seiner historischen Anerkennung in der Zeit nichts zu tun. Infolgedessen reden beide Lehren auch von ganz verschiedenen Dingen: Kant spricht vom formalen Grundgesetz der ethischen »Erkenntnis«, Marx und Engels sprechen von materialen, konkreten, einzelnen ethischen Vorschriften. Und da scheint Vorländer ganz zu übersehen, daß Kant für diese letzteren selbst feststellt, daß »alle materialen praktischen Prinzipien . . . unter daselbe allgemeine Prinzip der Selbstliebe oder der eigenen Glückseligkeit« »gehören« und daß »alle praktischen Prinzipien, die ein Objekt (Materie) des Begehrungsvermögens als Bestimmungsgrund des Willens voraussetzen, insgesamt empirisch« »sind« und »keine praktischen Gesetze« »abgeben« »können«.⁹

Damit ist aber die historische Relativität aller konkreten sittlichen Vorschriften festgestellt. Denn »worin . . . jeder seine Glückseligkeit zu setzen habe, kommt auf jedes sein besonderes Gefühl der Lust oder Unlust an . . . ist also objektiv ein gar sehr zufälliges praktisches Prinzip, das in verschiedenen Subjekten sehr verschieden sein kann«.¹⁰ Mithin ist Marx' Lehre von der historischen Relativität des ethischen Denkens nur eine Konsequenz und Ausführung der kritischen Ethik Kants. Denn Kant hat diese Lehre zum ersten Male logisch begründet.

Dieselbe Verwechslung zwischen der zeitlosen Geltung einer Wahrheit und der tatsächlichen Anerkennung einer solchen durch konkrete Menschen begeht Vorländer auch in seiner Polemik gegen die Leugnung der Existenz »ewiger« oder »endgültiger« Wahrheiten durch Engels im »Anti-Dühring« (Vorländer, S. 50). Denn auch dort hat Engels lediglich Wahrheiten im Auge, die für alle Zeiten gelten. Man darf dabei auch historisch nicht vergessen, gegen wen Engels im »Anti-Dühring« polemisiert. Dühring war sicherlich kein strenger Kantianer, der »zeitlose« Geltung und »ewige« Gültigkeit auseinanderhielt. Das tat zu jener Zeit wohl überhaupt nur Hermann Cohen. Die Stellen, die Engels aus Dührings Schriften anführt, zeigen jedenfalls, daß Dühring unter »ewigen« Wahrheiten solche verstand, die zu

⁹ Vergl. Kant, »Kritik der praktischen Vernunft«, 1. Teil, 1. Buch, 1. Hauptstück, § 2 und 3, Ausgabe von K. Vorländer, Philosophische Bibliothek, 38. Band, S. 26/27.

¹⁰ A. a. O., S. 32.

allen Zeiten gelten (vergl. Anti-Dühring, S. 78). Auch geht aus Engels dortigen Ausführungen klar hervor, daß er den Dogmatismus bekämpfen will, und daß er lediglich die historisch-psychologische Entstehung der Erkenntnis im Auge hat (vergl. S. 80 und 81 des »Anti-Dühring«). Mit Recht weist aber Ludwig Woltmann in seinem Buche über den »historischen Materialismus«¹¹ darauf hin, daß auch in Kants »Kritik der reinen Vernunft« neben kritischen Untersuchungen der Erkenntnis eine genetische Erklärung ihrer Entstehung wenigstens in ihren Elementen enthalten ist, daß Kant zwar beide Untersuchungen sehr scharf voneinander trenne (eine Behauptung, die ihm eigentlich schon zu viel Ehre antut) und nur die erste als eigentlichen Zweck seines Buches bezeichne, daß aber die zweite, soweit sie durchgeführt ist, sich mit der Marxschen Lehre eines historischen Relativismus ziemlich eng berührt. Jedenfalls gibt es geschichtlich auch nach Kant keine ewigen Wahrheiten. Und Woltmann hat mit dieser Behauptung zweifellos nicht unrecht, sind doch in Kants »Kritik der reinen Vernunft« so viele genetische und psychologische Aufstellungen enthalten, daß mehrere Jahrzehnte lang fast alle philosophischen Forscher Kants Lehre genetisch aufgefaßt und zum Teil daraus sogar einen ganz extremen erkenntnistheoretischen Relativismus entwickelt haben. Richtig ist allerdings, daß Engels die kritische Seite des kantischen Hauptwerkes fast völlig beiseite läßt. Daraus darf man aber noch nicht ohne weiteres schließen, daß er sie überhaupt nicht erkannt hätte, zumal er an jenem Ort gar keinen Anlaß hatte, sie zu behandeln, hatte er doch nur die ebenfalls historisch-genetischen Darlegungen Dührings sich gegenüber.

Zugegeben soll dabei werden, daß Engels' Polemik gegen Kants Lehre vom Ding an sich für Vorländers Meinung spricht, ebenso die gegen das Apriori (»Anti-Dühring«, erster Abschnitt, III), denn Engels erkennt zweifellos den logischen Charakter des Apriori und sagt es zeitlich. Es war ein Fehler, es überhaupt in der genetischen Untersuchung, die er durchführt, zu behandeln. In sich werden jedoch seine genetischen Darlegungen dadurch nicht falsch. Ja, er kommt sogar selbst, worauf Woltmann (S. 271) ebenfalls aufmerksam macht, in seiner Polemik gegen das zeitliche Apriori unbewußt zum logischen Apriori, indem er sagt, daß die Ableitung der mathematischen Sätze auseinander nicht ihre apriorische Entstehung, wohl aber ihren »rationalen Zusammenhang« beweise. Und Woltmann sieht in diesem Begriff des »rationalen Zusammenhangs« mit Recht den Begriff des logischen Apriori. Auch hebt Woltmann hervor (S. 272), daß der historischen Feststellung von Engels, daß »wie alle anderen Wissenschaften ... auch die Mathematik aus den Bedürfnissen der Menschen hervorgegangen« ist, die Erkenntniskritik sehr wohl zustimmen könne.

Daß Marx und Engels in dieser Weise als Historiker zu verstehen sind, nicht als philosophische Ethiker und Erkenntniskritiker, geht ferner aus ihrer Polemik gegen die utopischen Sozialisten hervor. Ihnen gegenüber erklären sie es als die Aufgabe der Stunde und damit auch als ihre eigene Absicht, die historisch-genetische, kausale Erklärung der kapitalistischen Wirtschaftsweise und im Anschluß daran die der sozialistischen zu geben. Andererseits lehnen Marx und Engels aber eine systematische Rechtfertigung des Sozial-

¹¹ Ludwig Woltmann, »Der historische Materialismus«. Düsseldorf 1900.

lismus durchaus nicht ab. Wie Vorländer selbst sehr gut zeigt (Vorländer, S. 15), hat Marx in seinen jüngeren Jahren in der »Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie« den Sozialismus selbst ethisch-systematisch begründet, damals, als er sich selbst erst zum Sozialismus durchrang. Später hielten Marx und Engels eine solche Begründung für überflüssig und die andere Aufgabe für dringlicher. Aber auch dann erkannten sie ausdrücklich an, daß die utopistischen Sozialisten zu ihrer Zeit nichts anderes hätten tun können, daß sie nicht nur dazu berechtigt, sondern auch verpflichtet waren, ihn ethisch zu rechtfertigen.¹²

Marx und Engels sind also keineswegs Gegner der systematischen Begründung wie überhaupt der Systematik; sie ergänzten sie nur historisch, weil sie das als die Aufgabe ihrer Zeit erkannten. Überdies hat Marx die systematisch-ethische Rechtfertigung des Sozialismus, sofern sie in realen Menschen lebendig war, als ein Element in der Erklärung der historischen Genesis, als eine Bedingung der Entstehung des Sozialismus unter vielen anderen Bedingungen mit in Rechnung gestellt. Denn sobald sie in den Köpfen der Menschen leben, oder um Kants Ausdrucksweise anzuwenden, sobald sie zu Maximen des Willens werden, werden sie zu wirklichen Tatsachen. Das gilt schon, sobald sie nur in den Köpfen einzelner Menschen lebendig sind, es gilt um so mehr, sobald sie ein Bestandteil der wirklich herrschenden Klassenmoral werden.

Die kantische Ethik und die sozialistische Ethik stehen sich denn auch inhaltlich sehr viel näher, als man noch vor kurzem, insbesondere in der philosophischen Wissenschaft, die Kant fast immer als ethischen Individualisten auffaßte, wahr haben wollte. Darauf hat vor jetzt fast zwanzig Jahren Vorländer selbst schon hingewiesen,¹³ und er hat erst in jüngster Zeit in einer anderen verdienstvollen Schrift, in der er die drei großen klassischen deutschen Philosophen Kant, Fichte und Hegel als Sozialisten aufzeigt,¹⁴ wieder den Finger darauf gelegt.

Man muß in Kants Ethik zwei Teile unterscheiden, erstens die Kritik der ethischen Erkenntnis, das ist die Logik der Ethik, die die logisch-formale Struktur und Möglichkeit eines allgemeingültigen ethischen Grundsatzes darlegt und insbesondere auch zeigt, in welchem Sinne man von einem solchen überhaupt sprechen kann; und zweitens die Ableitung eines konkreten obersten Sittengesetzes als unmittelbarer Vorschrift für das Wollen. Diese beiden Untersuchungen sind tatsächlich bis zu einem gewissen Grade voneinander unabhängig und haben sachlich nichts miteinander zu tun. Der kategorische Imperativ Kants gehört streng genommen in die zweite Untersuchung hinein, da er kein formaler oberster ethischer Grundsatz mehr ist, sondern bereits eine bestimmte oberste inhaltliche Vorschrift enthält. Kant selbst freilich war anderer Meinung und glaubte in ihm lediglich den obersten formalen Grundsatz der Ethik festgestellt zu haben. Jedenfalls war das seine Absicht, und nur auf einen solchen beziehen sich alle Ausführungen über die erkenntnistheoretische Dignität und den Geltungswert dieses Imperativs.

¹² Vergl. dazu den Brief von Engels an Marx vom 28. Juli 1846, bei Vorländer zitiert S. 28.

¹³ Vergl. Vorländer, »Kant und der Sozialismus«, Berlin 1900, und derselbe, »Kant und Marx«, Tübingen 1911. Vergl. dazu auch Max Adler, »Wegweiser«.

¹⁴ Vergl. Vorländer, »Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus«, Berlin 1920.

Meiner Ansicht nach hat sich Kant darin geirrt, was allerdings seiner kritischen Ethik sonst keinerlei Abbruch tut, weil es eine besondere Frage ist, ob der Grundsatz, den er herausdestilliert, wirklich den Absichten entspricht, die Kant hatte. An den allgemeinen erkenntnistheoretischen Ausführungen ändert sich nichts, ob nun der bestimmte Satz selbst ein kategorischer Imperativ ist oder nur ein hypothetischer.

Der angebliche kategorische Imperativ ist in jeder der drei Formen, die Kant ihm gibt, deshalb nur ein hypothetischer Imperativ, das heißt eine materiale sittliche Vorschrift, weil er nicht nur den formalen Gedanken der Pflichtidee enthält, sondern darüber hinaus noch eine konkrete ethische Vorschrift für das Wollen der Menschen, die ein bestimmtes Ideal des Zusammenlebens der Menschen zur Voraussetzung hat. Dieser Gedanke ist der Gedanke der Menschenwürde, in dem die beiden Ideale der Gerechtigkeit und Freiheit zu einem neuen höheren Ideal verschmolzen sind. Lediglich der Pflichtgedanke, rein als solcher, wäre ein wirklicher im Sinne Kants kategorischer Imperativ. Nun enthält der Satz, den Kant für einen solchen hält und begründet, zwar auch diesen Pflichtgedanken, und das ist selbstverständlich, denn als oberster formaler Grundsatz der ethischen Erkenntnis steht auch diese konkrete ethische Erkenntnis unter diesem formalen Prinzip, aber er enthält nicht ihn allein. Er sagt auch aus, was Pflicht ist. Und das ist das Entscheidende, das stempelt Kants kategorischen Imperativ zu einem hypothetischen in dem von Kant selbst festgestellten Sinne. Dadurch gehört er streng genommen gar nicht mehr in die kritische Ethik, hat auch nach Kants eigenen Voraussetzungen keine allgemeine logische Geltung. Die Pflichtidee allein ist der wirkliche kategorische Imperativ, also der bloße Satz: Du sollst deine Pflicht tun. Das Verdienst Kants um die logische Begründung der Pflichtidee und der Feststellung ihrer Funktion bleibt von diesem Schönheitsfehler unberührt. Andererseits wird erst dadurch, daß Kant auch ein einheitliches oberstes sittliches Ideal aufstellt, die kantische Ethik überhaupt erst vergleichbar mit dem Sozialismus, der ebenfalls ein solch oberstes inhaltliches sittliches Ideal aufstellt und nur ein solches. Der bloß formale Gedanke der Pflichtidee dagegen könnte, da er logisch ganz ungleichartig vom sozialistischen Ideal ist, mit diesem gar nicht verglichen werden, er steht an sich selbst jenseits des Gegensatzes von ethischem Sozialismus und ethischem Individualismus, denn dieser Gegensatz ist einer von konkreten sittlichen Idealen.

Vergleicht man nun, wie es allein möglich ist, den inhaltlichen Bestandteil von Kants kategorischem Imperativ mit dem sozialistischen sittlichen Ideal, so ergibt sich, daß beide identisch sind, denn auch dieses ist das Ideal der Menschenwürde, der Gerechtigkeit und Freiheit. Dieses Ideal der Menschenwürde ist es denn auch, das der Lehre von Marx und Engels zumeist stillschweigend, bisweilen aber auch ausgesprochenerweise zugrunde liegt. Denn fast alle Lehren von Marx sind ethisch gefärbt und nicht völlig wertfrei im strengen Sinne der reinen Erkenntnis. Also auch in dieser Beziehung fügt sich der Marxismus zwanglos an die Ethik Kants. Soweit es sich in Kants Ethik um ein konkretes sittliches Ideal handelt, fällt er sogar mit ihm unmittelbar zusammen. Und soweit der eigentliche kritische Bestandteil von Kants Ethik in Frage kommt, sind sie einander nicht entgegen, vielmehr ist dann Kants Ethik die Voraussetzung auch des Marxismus, der selbst in keiner Weise dagegen streift.

Wir sahen, daß Marx und Engels in erster Linie Historiker waren. Nur auf zwei Gebieten waren sie Systematiker, vorzüglich Marx, nämlich auf dem Gebiet der historischen Methode und sodann auf dem Sondergebiet der Nationalökonomie. Diesem Gebiet müssen wir noch ein paar Worte widmen. Margens Interesse war sowohl der Dynamik als auch der Statik der Sozialwirtschaft zugewandt. Darüber hinaus war er Historiker des gesellschaftlichen Lebens der Menschen überhaupt. Dies Zusammen von historischer und systematischer Betrachtung auf dem Gebiet der Sozialökonomie gibt ihm eine ganz besondere Stellung unter den Vertretern dieses Faches. Sie unterscheidet ihn sowohl von den rein systematischen Denkern der Sozialökonomie, wie zum Beispiel den sogenannten Klassikern Adam Smith, Ricardo usw., als auch von der reinen historischen Schule der Nationalökonomie, die gerade in der Zeit entstand, in der Marx und Engels die Grundsteine ihres Systems legten, und gegen deren Gründer Roscher Marx und Engels nicht selten auf das heftigste polemisiert haben. Die beiden großen Sozialisten haben damit der Sozialökonomie als Sonderfach das Gesicht gegeben, das sie noch heute oder besser heute endlich nach unendlich langem und erbittertem Richtungsstreit zeigt und das eine wechselseitige Durchdringung und Befruchtung der systematischen Untersuchung wirtschaftlicher Sachverhalte durch und mit historischer Erklärung ihrer Zusammenhänge aufweist.

Auch in dieser methodischen Neuorientierung der Sozialwissenschaft, deren klassisches Denkmal das »Kapital« von Marx ist, zeigt sich der überlegene philosophische Kopf. Hat er doch durch die wechselseitige Beziehung der historischen auf die systematische Betrachtung und umgekehrt hier der funktionellen Analyse der kapitalistischen Wirtschaftsweise in seiner Wertlehre auf die Darstellung der Entstehung der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals und damit überhaupt der kapitalistischen Wirtschaft, nicht nur für dies Gebiet, sondern für alle Wirklichkeitserkenntnis überhaupt gezeigt, daß beide Betrachtungsarten logisch aufeinander angewiesen sind. Kantische Grundsätze stellte er aber wiederum, allerdings auch jetzt nur immanent, damit auf, daß er die Wertlehre voranstellte und damit klarmachte, daß Historie nicht getrieben werden kann ohne relativ feste Begriffe oder funktionell-strukturelle Unterscheidungen, die nur die Systematik liefern kann. Er zeigte dadurch für sein Sondergebiet, daß der Systematik vor der Genetik die logische Priorität zukommt. Er bewies damit bereits die Unfruchtbarkeit einer Art Historik, die ohne begriffliche Klarheit, ohne sachlich feste Einstellung und ohne leitende sachliche Ideen einfach wahllos historische Daten zusammenträgt, lange bevor diese falsche Historik die ganze Sozialökonomie überschwemmte. Andererseits zeigt er durch die Beziehung dieser Statik des Kapitalismus auf dessen Dynamik, daß jede Statik nur die Statik eines augenblicklichen Stadiums eines dynamischen Prozesses ist, und er löst dadurch die Starrheit auf, in der noch die statischen Lehren der nationalökonomischen Klassiker befangen waren, eine Statik, durch die die betreffenden statischen Zusammenhänge isoliert und verabsolutiert wurden.

Noch heute haftet an vielen statisch-systematischen Untersuchungen der Sozialökonomie, speziell auf dem Gebiet der Wertlehre, diese Starrheit, dieser dogmatische Absolutismus; noch heute werden diese zwar zeitlos geltenden Systemzusammenhänge auf dem Gebiet der Sozialökonomie vielfach

zu »ewigen«, das heißt dauernd Anerkennung heischenden Sachzusammenhängen hypostasiert und damit an Stelle des historischen Relativismus, den Marx begründet hatte, eine Art ökonomischer Metaphysik begründet, über die sich Marx selbst schon mit Recht bitter lustig gemacht hat, und die besonders deshalb gefährlich ist, weil sie, wie alle Metaphysik, leicht ins Ethische hinübergleitet und aus einem augenblicklich Seienden etwas Vernünftiges macht.

Daß Marx übrigens auch das Bewußtsein von der Bedeutung dieser seiner methodischen Grundsätze hatte, geht aus der von Kautsky im Jahre 1902 in Marx' Nachlaß aufgefundenen, von Marx selbst zurückgehaltenen Einleitung zu seiner Schrift »Zur Kritik der politischen Ökonomie« aus dem Jahre 1859 hervor, die Vorländer mit Recht (S. 33/34 seines Buches) ausführlich zitiert. Es ist bezeichnend, daß in der Vorrede zu der gleichen Schrift von Marx sich auch jene berühmte Stelle befindet, die man mit Recht als die wichtigste Äußerung Marx' über den historischen Materialismus zu betrachten pflegt.

Die eingehenden systematischen Auseinandersetzungen über das Verhältnis des Marxismus zu Kants Lehre, die ich hier gebracht habe und die ich in nicht allzu ferner Zeit in positivem Sinne noch ergänzen zu können hoffe, sollen nun keineswegs die geschichtlich-biographischen Darlegungen Vorländers verdrängen oder ersetzen, wenn sie auch, wie gezeigt, nicht ohne jede Bedeutung für diese sind. Diese werden keineswegs dadurch überflüssig, im Gegenteil, die systematische Betrachtung kann auch vielerlei Anregungen und Hinweise von ihnen empfangen. In vielen Punkten berühren die systematischen Darlegungen die historisch-biographischen Vorländers überhaupt nicht. Dagegen haben sie allerdings die Bedeutung, die rein biographischen Ausführungen Vorländers geistes- oder ideengeschichtlich zu ergänzen. Die ideengeschichtliche Einordnung wird durch sie erst möglich. Die geistes- oder ideengeschichtliche Betrachtung ist ja in strengem Sinne keine historische mehr, da sie nicht den »wirklichen«, nämlich kausal-genetischen Werdeprozess behandelt, den kausalen Zusammenhang vielmehr auflöst. Statt dessen fügt sie die verschiedenen nacheinander in der Zeit auftretenden, aber aus dem unmittelbaren kausalen Zusammenhang herausgerissenen Lehren der einzelnen Denker zu einem neuen, eigentümlichen, rein auf den Inhalt dieser Lehren sich beziehenden und ihn allein einbegreifenden Zusammenhang aneinander. Andererseits entsteht erst aus der Ergänzung der kausal-genetischen Betrachtung durch die system-genetische, wie man diese vielleicht nennen könnte, oder dialektische Betrachtung »Geschichte« in einem umfassenden, vor allem auch logisch bestimmten Sinne. Erst das Ineinander beider Betrachtungsarten ergibt Geschichte. Außerdem aber mischen sich in Vorländers im allgemeinen rein biographische Darstellung vereinzelt auch solche Elemente. Gegen sie richten sich allein diese Ausführungen.

In dieser geistesgeschichtlichen Beleuchtung erscheint nunmehr der Marxismus als kein Gegensatz zum oder gar Rückschritt hinter den Kritizismus Kants. Daß er sogar nur dessen Fruchtbarmachung und weitere Ausgestaltung, seine Anwendung auf Sozialwissenschaft und Geschichte darstellt, wird eine spätere Untersuchung erweisen.

Japans wirtschaftlicher Aufstieg

Von Erich Pagel

(Schluß)

4. Außenhandel

Die Ein- und Ausfuhr^a Japans hat sich in den letzten Jahren, veranlaßt durch den Krieg und den Weltwarenhunger, bedeutend gesteigert. Von 1900 bis 1914 war, mit Ausnahme von 1906 und 1909, die Handelsbilanz Japans passiv, seit 1915 aber übertraf der Wert der Ausfuhr den der Einfuhr, 1919 (und soweit zu sehen, auch 1920) überwiegt die Einfuhr wieder. Doch wird diese passive Handelsbilanz durch die Gewinne der Schiffsahrtsgesellschaften (die Frachtraten sind bedeutend erhöht) ausgeglichen. Schon aus den Einzelheiten unter Industrie (Heft 18, letzter Band: »Die wirtschaftliche Entwicklung Japans«) geht hervor, was besonders auch die Außenhandelsstatistik zeigt, daß Japan hauptsächlich Rohstoffe ein- und Fertigfabrikate ausführt. Der Gesamtwert der Einfuhr (Ausfuhr) ohne Edelmetalle stieg von 419 (424) Millionen Yen im Jahre 1906 auf 2173 (2098) Millionen Yen im Jahre 1919; für 1920 sind, nach den bisher veröffentlichten Zahlen zu urteilen, noch höhere Summen zu erwarten. Die Einfuhr (Ausfuhr) an rohen und gemünzten Edelmetallen (hauptsächlich Gold) bewerteten sich 1906 auf 47,211 (25,784) Millionen Yen, 1919 auf 327,477 (5,054) Millionen Yen.

Die Haupteinfuhrartikel sind Rohbaumwolle, Eisen, Wolle, Reis, Rohzucker, Ölkuchen und Maschinen. Es wurden davon 1906 (1919) eingeführt: Rohbaumwolle für 83 (668) Millionen, Eisen für 18 (156^a) Millionen, Wolle für 9 (61) Millionen, Reis für 26 (162) Millionen, Rohzucker für 24 (58) Millionen, Ölkuchen für 15 (135) Millionen und Maschinen für 31 (89) Millionen Yen. Die wichtigsten Ausfuhrwaren zeigt folgende Zusammenstellung (in Millionen Yen):

	1906	1919		1906	1919
Baumwollgarn	35	114	Spielzeug	—	13
Baumwollgewebe	25	280	Streichhölzer	11	33
Baumwollene Wirkwaren und			Töpferwaren	8	23
Unterzeug	?	28	Glas- und Glaswaren	—	20
Rohseide	110	624	Papier	5	25
Seidenwaren	33	102	Tea	11	18
Kohle	16	38	Reinigter Zucker	11	22
Kupfer (1917: 87)	25	20			

Am größten ist der Handel mit Asien, den Vereinigten Staaten und Großbritannien; die wichtigsten Außenhandelsstaaten sind in der Tabelle auf Seite 313 aufgeführt.

Auch der Handel mit Südamerika (besonders Chile und Argentinien) ist bedeutend, wenn er sich auch im Jahre 1919 vermindert hat. In China hat besonders 1919 eine Boykottbewegung gegen japanische Waren eingesetzt, die aber eine große Wirkung nicht gehabt hat; die japanische Ausfuhr nach China hatte 1919 einen Wert von 432 Millionen Yen, die Einfuhr aus

^a Es muß bemerkt werden, daß eine Steigerung der Werte nicht auch immer eine entsprechende Steigerung der Warenmengen bedeutet. Japan hatte ebenfalls seine »Kriegspreise«; auch nach dem Kriege sind für viele Bedarfsartikel die Preise erhöht worden (natürlich lange nicht in dem Ausmaß wie in Deutschland).

^a Außerdem für 58 Millionen Yen Rohseisen.

Länder	Einfuhr aus in Millionen Yen		Ausfuhr nach in Millionen Yen	
	1906	1918	1906	1918
China	57	282	118	359
Kwantung		101		116
Hongkong	0,7	0,8	27	64
Französisch-Indochina	8	55	0,2	10
Straits Settlements	2	29	4	42
Niederländisch-Indien	24	49	1	72
Philippinen	1	17	1	24
Britisch-Indien	60	268	10	203
Australien	4	49	4	65
Vereinigten Staaten	70	626	126	530
Britisch-Amerika	1	8	4	27
Großbritannien	101	66	23	143
Frankreich	5	4	40	142
Deutschland	43	3	8	—

China von 307 Millionen. Immer umfangreicher wird der Handel mit den Vereinigten Staaten (er nimmt die erste Stelle ein), die Einfuhr von dort nach Japan bewertete sich 1919 auf 766 Millionen, die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten auf 828 Millionen Yen. Im Außenhandel Britisch-Indiens steht Japan an zweiter Stelle (die erste nimmt Großbritannien ein).

5. Verkehr

Eisenbahn. Der größte Teil der Eisenbahnlinien befindet sich seit 1906 in den Händen des Staates. Bei der Betrachtung des japanischen Eisenbahnwesens darf man nicht außer acht lassen, daß nur die vier großen Inseln sowie Karafuto (Sachalin), Taiwan (Formosa) und Chosen (Korea) für die Anlegung von Bahnlinien in Frage kommen können, und daß die Natur des Landes (viele Gebirge) technische Hindernisse in den Weg legt. Während 1902 die Gesamtlänge der Bahnlinien 4237 englische Meilen (davon 1227 staatlich) betrug, war 1917 die Gesamtlänge (einschließlich Taiwan) 7890 englische Meilen (davon 5856 staatlich). Es wurden 1902 (1919) 110 (311) Millionen Reisende und 16 (57) Millionen Tonnen Güter befördert und daraus eine Gesamteinnahme von 52 (293) Millionen Yen erzielt. Die allmähliche Einführung des elektrischen Betriebs auf den japanischen Staatsbahnen ist beschlossen worden.

Elektrische Straßenbahnen gibt es in allen größeren Städten Japans (daneben Verbindungsbahnen zwischen Ortschaften), die meisten werden von Privatgesellschaften betrieben, die großenteils daneben noch Elektrizität für Licht und Kraftanlagen abgeben. Die Bahnen in Tokio, Kiofo und Osaka sind städtisch. Ende 1916 waren es 70 Gesellschaften, die Linien von 1469 englischen Meilen Gesamtlänge betrieben und im selben Jahre 699 Millionen Personen beförderten. Für Tokio ist der Bau einer Ufergrundbahn geplant.

Der Kraftwagenverkehr kann sich nicht sehr entwickeln, da die Brücken und Straßen für Kraftwagen, besonders Lastkraftwagen, oft nicht geeignet und die Straßen in vielen Orten zu eng sind. Immerhin gab es Ende 1918

schon über 4500 Kraftwagen (darunter nur 200 Lastautos), von denen sich über 2000 in Tokio befanden. In Tokio sind versuchsweise auch einige Linien mit Automobilomnibussen eingerichtet worden. In Yokohama will eine Gesellschaft den Rikschaverkehr durch zweifelhige Kleinkraftwagen ersetzen.

Das Flugwesen befindet sich noch in den Anfängen. Als erste Strecke wurde zwischen Tokio und Osaka ein Flugpostdienst ins Leben gerufen.

Schiffahrt und Schiffsverkehr. Die japanische Handelsflotte ist nicht nur an Zahl der Schiffe, sondern auch an immer größeren Schiffen gewachsen und steht jetzt in der Welthandelsflotte an dritter (!) Stelle (an erster Großbritannien, an zweiter die Vereinigten Staaten).

An Dampfern und an Segelschiffen (abgesehen von den unter 5 Tonnen) hatte Japan:

Jahr	Dampfer	Gesamttonnage	Segelschiffe	Gesamttonnage
1903	1570	663 000	23 406	487 000
1913	3290	1 530 000	31 875	684 000

Dampfer (Segelschiffe) über 20 Tonnen gab es 1903 1088 (3514), 1913 3072 (7843). 1913 hatten 199 Dampfer über 1000 Tonnen Raumgehalt, keiner über 10 000, 1913 bereits 388 Dampfer über 1000 Tonnen und 3 über 10 000 Tonnen. Ende Februar 1920 hatte die japanische Handelsflotte 2873 Dampfer mit einem Gesamtgehalt von 2 877 000 Tonnen, darunter 732 Dampfer über 1000 Tonnen mit einem Gesamtgehalt von 2 404 832 Tonnen (nach Feststellung des japanischen Verkehrsministeriums waren es Ende März dieses Jahres 786 Dampfer über 1000 Tonnen mit 2 579 000 Tonnen Gesamttonnage). Lloyds Register gibt für Juni 1920 die Gesamttonnage der japanischen Handelsflotte auf 2 996 000 Tonnen an (die Hälfte des deutschen Vorkriegsbestandes). Die Zahl der Segelschiffe nimmt ab, Ende 1916 gab es 9314.

An Reedereien, die je über mehr als 10 000 Tonnen verfügten, gab es Ende März 1920 38, davon 11 mit je über 40 000 Tonnen. Die bedeutendste Schiffahrtsgesellschaft ist die Nippon Yusen Kaisha (Japanische Postdampfer-Gesellschaft) mit 97 Dampfern (462 000 Tonnen), die im Weltschiffsverkehr bald so bekannt sein dürfte wie früher die Hamburg-Amerika-Paketschiff-Aktiengesellschaft (Hapag), Norddeutscher Lloyd, Cunard-Line usw.; im Suezkanalverkehr steht sie jetzt an sechster Stelle. Sie hatte bei einem eingezahlten Kapital von 58 Millionen Yen im Fqbjahr April bis September 1918 eine Reineinnahme von 53,7 Millionen Yen, im gleichen Zeitraum 1919 von 33,2 Millionen. Aus dem Gewinn des letzten Geschäftsjahrs wurde 1919 eine Jahresdividende von 50 Prozent verteilt (außerdem noch ein Bonus von 25 Prozent). Das Bauprogramm der nächsten fünf Jahre soll den Gesamtflottenraum dieser Gesellschaft auf 153 Schiffe mit 1 114 800 Tonnen bringen.

Die anderen drei größten Gesellschaften sind die Osaka Shosen Kaisha (Handelschiffsgesellschaft von O.) mit 79 Dampfern (319 000 Tonnen), Kokusai Kisen Kaisha⁷ (Internationale Dampfer-Gesellschaft) mit 53 Dampfern (265 000 Tonnen) und die Toyo Kisen Kaisha (Orientalische Dampfer-Gesellschaft) mit 10 Dampfern (90 000 Tonnen).

⁷ Erst 1919 von der Kawasakiwerft und einigen Großfirmen mit einem Kapital von 100 Millionen Yen gegründet.

Während des Weltkriegs waren die Gewinne aller Schiffahrtsgesellschaften sehr groß, sind doch zum Beispiel 1918 bis zu 100 Prozent Dividenden verteilt worden (daneben noch »versteckte« Gewinne). Wenn nach Beendigung des Krieges die Einnahmen auch gesunken sind, so können doch noch annehmbare Dividenden ausgeschüttet werden.

Die Regierung unterstützt durch Subventionen den Schiffbau und die größeren Schiffahrtsgesellschaften. Nach dem Fünf-Jahr-Programm von 1915 betragen die Subventionen für 1919/20 4 536 000 Yen.

Dampferlinien gehen nach Nord- und Südamerika, Australien, Java, Ozeanien, China, Korea, Indien und Europa (von der Nippon Yusen Kaisha und der Osaka Shosen Kaisha sind auch Linien Japan-Hamburg im Verkehr). Besonders lebhaft hat sich der Verkehr mit der Südsee, Niederländisch-Indien und Indien gestaltet. Daneben besteht natürlich ausgedehnte Küstenschiffahrt. Die Frachtraten sind neuerdings um 30 Prozent, die Passagierpreise um durchschnittlich 50 Prozent erhöht worden.

Es liefen 1917 in japanische Häfen ein 7463 japanische Dampfer (mit 14 179 000 Tonnen), 401 japanische Segelschiffe und Dschunken (mit 485 000 Tonnen), 1816 ausländische Dampfer (mit 5 228 000 Tonnen) und 12 ausländische Segelschiffe (mit 5853 Tonnen).

Um dem gestiegenen Verkehr zu genügen und auch die größeren Schiffe aufnehmen zu können, sind viele Häfen an der japanischen Küste ausgebaut worden. Für den Ausbau der großen japanischen Häfen wie Yokohama usw. will das japanische Ministerium 230 Millionen Yen auswerfen.

Um dem Wettbewerb der amerikanischen Handelsflotte erfolgreich begegnen zu können, plant die japanische Regierung die Bildung eines japanischen Schiffahrtstrusts.

* * *

Demnach vollzieht sich ein tiefgreifender Wandel in der wirtschaftlichen Gestaltung Japans. Immer mehr kommt es dort zu einer »Europäisierung« oder vielleicht richtiger »Amerikanisierung« des äußeren Lebens. Wer sich hier in Europa in die Kultur des alten Japan vertieft hat, wird sehr erstaunt und ernüchtert, wenn er Nippons Boden betritt. Über das Land trägt ihn die Eisenbahn, in den Städten wird er statt des Jirikischa vielfach den Kraftwagen vorfinden, statt der alten Kunsthandwerkstätten sieht er große Fabriken. Nur die stummen Zeugen der alten Kultur und das andere Aussehen der Menschen erinnern ihn daran, daß er in Japan ist. Die Seele und Poesie des alten Nippon haben sich in abgelegene Orte des Landes geflüchtet. Bald wird auch in Japan das Lied und die Klage von der »guten alten Zeit« ertönen, das schon immer zu hören war, wenn neue Wirtschaftsformen das Gefüge der alten Gesellschaft ins Wanken brachten. So denkt auch Elcero wiederholt wehmütig an die »gute alte Zeit«, wo Kato und andere alte Römer noch lebten. Treffend bemerkt Rathgen⁸ über die Umgestaltung Japans:

»Was die Demokratisierung der Gesellschaftsordnung und die Entfesselung des Wirtschaftslebens an neuen Lebensordnungen heraufführen werden, wie die ungeheure geistige Anstrengung des Anpassungsprozesses auf die Japaner und ihre Kultur wirken wird, wer möchte darüber prophezeien!

⁸ Rathgen, Staat und Kultur der Japaner, S. 138. Bielefeld 1907.

Nur eines ist sicher: langsam aber unabwieslich versinkt das Alte. Die Volksschule entgöttert den Himmel, die Polizei zerstört die alten Bräuche, die Konkurrenz stürzt die Herrschaft des Herkommens. Zweckmäßiger wird die japanische Kultur werden. Ihre Eigenart aber wird verschwinden, wie die Schönheit des äußeren Bildes schon zu einem großen Teil sich vermischt. Wo sich vor vierzig Jahren (1907 geschrieben) feierliche Daimyo-Züge bewegten, sehen wir heute Paraden von Truppen in Khaki und statt ritterlicher Gefolgsschaften Parlamentarier im schwarzen Rock. Der Rauch der Siegesfahnen der Panzerschiffe und der Qualm der Fabrikschornsteine verschleiern mehr und mehr das fremdartige, fesselnde Bild der altjapanischen Kultur.

Die Freigeld-Utopie

Von Friedrich Oll (Elberfeld)

Unsere wirtschaftliche Not ist ein äußerst fruchtbarer Boden für Utopien und Messias Hoffnungen. Es ist daher natürlich, daß die fortschreitende Entwertung unseres Papiergeldes auch das Währungsproblem zum Gegenstand der spekulativen Betrachtung macht. In letzter Zeit hat die »Freiland-Freigeld-Bewegung« durch eifrige Agitation unter Arbeitern, Festbesoldeten, Kleinrentnern usw. die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen. Die Agitation geht von dem im September 1919 in Arnstadt in Thüringen gegründeten »Freiland-Freigeld-Bund« aus, der heute am Niederrhein, im Wuppertal, in Thüringen, Franken usw. über starke Ortsgruppen verfügt. Die »neue« Lehre fußt in ihrer augenblicklichen Gestalt auf Silvio Gesell (Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld, Freiland-Freigeld-Verlag, Rehbrücken bei Berlin), der Finanzminister der Münchener Räterepublik war und vom Münchener Standgericht mit der Begründung freigesprochen worden ist, daß ihm nicht bewußt geworden wäre, daß er als Finanzminister ein System unterstützt hätte, das sich durch Gewalt an die Macht gebracht und durch Gewalt an der Macht erhalten hat. Nach Volle (»Beseitigung des arbeitslosen Einkommens«) ist das Ziel der Bewegung: Verstaatlichung des gesamten Grund und Bodens! Schaffung eines Geldes, das keinen Zins mehr bringt.

Der Nerv der Bewegung ist die Lehre vom »Freigeld«. Es ist das »ideale« Geld, die absolute Währung nach Silvio Gesell: »Die Mark als Währung ist das Unveränderliche, das Währende, die Grundlage aller Betrachtungen; die Mark als Geld hat nur den Ausgangspunkt mit jener gemein.« Kein Mensch wird behaupten wollen, daß dieser Gedanke nicht schon vor Gesell durchdacht worden ist. Gesell aber behauptet, daß er durch diese Formel der vieltausendjährigen, automatisch einsetzenden Sabotage des Produktionsprozesses, die man die Krise nennt, ein Ende macht.

Das Geld ist nach Gesell nichts anderes als Tauschmittel. Es soll durch körperliche Eigenschaften nicht arg belästigen und den Austausch der Waren sichern, beschleunigen und verbilligen. Das Geld muß, um dem nachzukommen, als Ware möglichst verschlechtert werden, wenn es als Tauschmittel verbessert werden soll. So will man einen unbedingten Zwang zur Nachfrage schaffen. Da das Angebot nach Gesell eine vom Willen

des Warenbesitzers losgelöste Sache ist, so soll auch die Nachfrage eine vom Willen des Geldbesitzers befreite Sache sein. Der Staat hat die Aufgabe, die Nachfrage stets haarscharf dem Angebot anzupassen, wozu das abwechselnde Einziehen oder Ausgeben geringfügiger Geldmengen genügt.

Diese Theorie übersieht völlig, daß Geld, da es für alle Waren Äquivalent ist, auch selbst Ware ist und damit Wert verkörpert. Selbst Papier wird durch reflektierten Arbeitswert Geld und ist, was das Goldgeld ist: ein gesellschaftliches Verhältnis, ausgedrückt in einer Sache. Das Geld wird erst Maß aller Werte, weil alle Waren ihren Tauschwert in ihm messen. In den Werten aber messen sich die Arbeitszeiten.

Die falschen Folgerungen Gesells sind nur deshalb möglich, weil die Marxsche Werttheorie für ihn überwunden und der Preis für ihn ausschließlich das Ergebnis von Angebot und Nachfrage ist. Von diesem Trugschluß aus verfällt er — da für ihn die Krise nur in der durch Einzelpersonen zu bestimmenden Beweglichkeit des heutigen Hart- und Papiergeldes begründet ist — auf den Irrtum, die Produktion, Warenzirkulation, Arbeitsmöglichkeit usw. allein durch die Anpassung der Nachfrage an das Angebot regeln und im Gang halten zu können.

Der Zauberstab ist das sogenannte Freigeld, auch neuphysiokratisches und Schwundgeld genannt. Dieses Freigeld ist Papiergeld mit Zwangskurs und verliert wöchentlich nach Gesell 1 %₁₀₀₀ an Zahlkraft, und zwar auf Kosten der Inhaber. Der Empfänger dieses Geldes, der sich natürlich diesem Schaden entziehen will, sucht nun das Geld so schnell wie möglich weiterzugeben. Am Ende eines Jahres wird das Geld durch das Währungsamt, das unsere Reichsbank vertreten soll und mehr Geld in Umlauf zu setzen hat, wenn die Preise abwärts neigen, und Geld einziehen muß, wenn die Warenpreise aufwärts streben, da die Preise ja von der Menge des angebotenen Geldes abhängen, gegen neue Geldscheine umgetauscht. Durch den entstehenden Wirbel der Geldzirkulation erhofft man unter anderem unbeschränkten Warenabsatz, Beseitigung der Handels- und Wirtschaftsstörungen und Konjunkturen, sofortige Beseitigung von Arbeitslosigkeit, Reduzierung der Handelsunkosten, Heruntergehen des Kapitalzinses. Demzufolge ist die Sozialisierung eine Überflüssigkeit, Ideal die natürliche Freiwirtschaft. Der Abbau der Preise wird wegen wirtschaftlicher Komplikationen bekämpft. Um die Grundrente aus der Welt zu schaffen, fordert man Enteignung des Bodens gegen Entschädigung.

Es ist also in Gesell wieder einmal ein Apostel aufgestanden, der die Übel unserer Zeit im Handumdrehen heilen könnte — aber die bösen »Parteimänner« wollen nicht an den neuen Finanz»gott« glauben. Was ist nun eigentlich neu an der ganzen Freigeldtheorie? Entkleiden wir das Ganze von seinem agitatorischen Nachwerk, so bleibt das kleine Ideechen von der »Währung ohne Kurschwankung«, das sich zwischen Berg und Tal der Geldtheorien seit langem bereits die Stiefelsohlen abgelaufen hat, ohne ein offenes Haus zu finden. Schon der Straßburger Professor Knapp hat seine Idee von einem »idealen Paplergeld«, die unter anderem Heyn vertritt, für den das Geld einen von dem Wert seines Materials unabhängigen Wert hat, der sich auf die gesetzlich festgestellte Zahlkraft stützt (Wertmaß sei nicht das Geld, sondern die Mark) für undurchführbar gehalten.

Das Papiergeld vertritt das Metallgeld und hat volle Funktionen des Geldes, aber es ist kein Wertmesser. Es kann sicherlich bewußt geregelt werden, aber nur innerhalb des Zirkulationsminimums. Da die Zirkulationsmenge stets schwankt, muß stets Goldgeld ein- und ausfließen können, sonst treten Abweichungen vom Nominalwert ein (Papiergeldentwertung). Die deutsche Papiergeldwirtschaft hat ihre Wurzel in dem Gesetz vom 1. Juni 1909, das die Noten der Reichsbank zum gesetzlichen Zahlungsmittel machte, und der Reichsanleihe vom 4. August 1914. Die erste Kriegsanleihe wurde ohne Spezialisierung bewilligt und ermöglichte den Wechselkredit für das Reich. Ü bernimmt ein Staat, der Papiergeld ausgibt, nicht die Verpflichtung oder hat er praktisch nicht mehr die Möglichkeit zur Einlösung, so kann sich die Papiermenge leicht über das Zirkulationsminimum, das heißt über das für den Verkehr notwendige Maß erhöhen. Eine solche Überhöhung und die Verschlechterung der Staatsfinanzen begleiten gemeinhin die Papierwährung; die Folgen sind Kurschwankungen des Papiergeldes, die etwas anderes als der Wechselkurs beim Metallgeld sind. Eine Beobachtung dieser Kurschwankungen lehrt, daß die Warenpreise nicht sofort in dem Verhältnis steigen, wie die papierernen Umlaufsmittel zum Metallgeld steigen. Zuerst steigen wohl die Preise für ausländische Waren, um das sogenannte Metallagio, das heißt um die Größe des Papiergeldes gegenüber dem Metallgeld. In der Folge erfahren dann alle Waren eine Steigerung um das Agio.

Das Leben wird nun teuer: die festen Einkommen erleiden Verluste, Festbesoldete kaufen für »ihr« Geld eine geringere Menge von Produkten. Den größten Verlust erleidet der Staat, der Papier einzieht, aber in »klingender Münze« an das Ausland zahlen muß. Steuererschraube! Vorteile haben von dieser Erscheinung die Inhaber langjähriger Schulden. Steigt der Kurs, so ist der Festbesoldete im Vorteil und der Staat, der bei Einkäufen im Ausland jetzt geringere Verluste erleidet.

Die Schäden der Papierwährung liegen auf der Hand bezüglich jeder wirtschaftlichen Berechnung, Aufstellung der Etats, Einkommen des Lohnarbeiters usw., alles Härten eines wirtschaftlichen Rückganges, die man mit gleitender Lohnskala, Anpassung des Steuerfolls an die Kaufkraft des Geldes und ähnlichen Salben mildern will.

Es gibt nur zwei Wege aus der Papiergeldflut zur stabileren Goldwährung, die Devaluation, indem der Staat die Tatsache des gesunkenen Papierwerts und zugleich auch seine Unfähigkeit, dieses einzulösen, anerkennt. Das ist partieller Staatsbankrott, unter dem die kleinen Einkommen am meisten leiden würden und den auch Gesell schließlich vorschlägt, wenn er sich die »Einziehung« des »alten« Geldes so vorstellt, daß das »Geld« gegen Freigeld umgetauscht wird. Manche Sowjetpolitiker scheinen mit dem Gedanken zu spielen, den Sowjetrubel ($\frac{1}{2300}$ seines Nennwerts) auf Ruß sinken zu lassen (Ballo: Sowjetrußland).

Der zweite Weg ist der, das Papiergeld auf seinen Nominalwert zu heben, um es durch Metallgeld einzulösen. Das ist der sichere, aber auch der längste Weg. Gebrauchte doch Rußland, um aus seiner durch Katharina II. veranlaßten Asignatenrubelwirtschaft herauszukommen, über ein Jahrhundert. Ob nun ein Staat sich dafür entscheidet oder an der Devaluation nicht vorbeikommen kann, immer ist Voraussetzung für eine solche

Geldreform eine weise, sehr weise Staatspolitik, damit man nicht wieder in die Papierwirtschaft zurückfällt. So ist die Frage der Geldreform eine eminent wirtschaftliche und politische Frage. Und Gesell, dem sein Gönner Nikisch vor den Münchener Richtern das Zeugnis eines »politischen Kindes« ausstellte, scheint uns dazu nicht der richtige Schmied zu sein.

Was uns die Freigeldwirtschaft bringen würde, wäre zuerst ein Geldwirbelsturm. Aus den wirtschaftlichen Trümmern könnten wir die Lehre ziehen, daß Warenzirkulation und Geldzirkulation im kausalen Zusammenhang stehen, daß aber die letztere nicht die erstere bedingt. Es hat wohl bei größter Trägheit der Waren und Mangel der Waren das Geld nie so schnell aus den Händen der Munitionsarbeiter in die Taschen der Kriegsgewinnler »zirkuliert«, wie während des Krieges.

Ist das Geld nur Zahlmarke, so wird das sicherlich seine schädlichen Rückwirkungen auf die Produktion ausüben und den Handel so weit sabotieren, daß sich jeder sträubt, überhaupt noch dieses Geld anzunehmen. Jeder wird den Wert, das heißt die Ware behalten wollen, ganz zu schweigen davon, wie das in diesem Falle zu bemitleidende Reichsernährungsamt den Geldbedarf oder Nichtbedarf bestimmen will. Nähere Aufschlüsse darüber zu geben, hält die Freigeld-Literatur allem Anschein nach für überflüssig. Wenn das Wesen des Geldes nur darin bestehen soll, daß der Staat seinen Wert »proklamiert« und seine Einheit (Mark, Rubel, Frank usw.) historisch definiert und wir mit geformten Sachen zahlen, denen eine juristische Bedeutung zukommt, so erleidet dieser Anspruch des Staates sofort Schiffbruch, wenn die Wertfestsetzung seines Geldes nicht mehr im Einklang mit den terroristischen Bedingungen steht. Die terroristischen Mittel der großen Französischen Revolution konnten nicht verhindern, daß die Assignaten zu guter Letzt nur noch $\frac{1}{10000}$ ihres »proklamierten« Wertes betrugen.

Die Freigeldtheorie scheitert überdies von vornherein an unserem Auslandsbedarf an Lebensmitteln und Rohstoffen und an der volkswirtschaftlichen Tatsache, daß das Inlandsgeld immer die stoffliche Form des Geldes annimmt, mit dem man über die Grenze handelt. Unter Voraussetzung eines festen Wechselkurses (als ob das so mühelos ginge) will Gesell den nach Verrechnung bleibenden Schuldenrest durch Geld bezahlen, nachdem er bereits (siehe »Natürliche Wirtschaftsordnung«, 4. Auflage, S. 247, Absatz 6) das eingeschmolzene Gold als Armbänder, Ketten usw. den Bräuten in Deutschland als Hochzeitsgeschenk verehrt hat. Wie man angesichts unserer schwachen Handelsbilanz, angesichts der Tatsache, daß wir in diesem Wirtschaftsjahr allein für 50 Milliarden Lebensmittel einführen müssen, auf derartige Phrasen verfallen kann, wird wohl Geheimnis der Freigeldleute bleiben. Die deutsche Ausfuhr an Eisen, Eisenwaren, Maschinen, Kohle und Kohlenprodukten, Wollwaren, Baumwollwaren im Jahre 1913 machte 3931,40 Millionen aus, umfaßte aber 39,2 Prozent der gesamten Ausfuhr. In den letzten fünf Jahren vor dem Kriege war unsere Ausfuhr durchschnittlich jährlich um 1 480 000 000 Mark niedriger als die Einfuhr. Dadurch allein wird der »Strohalm« der Freigeldleute richtig gekennzeichnet. Es ist doch zum mindesten in Rechnung zu stellen, daß der Versailler Vertrag gerade die genannten Exportindustrien vernichtete. Wenn nun Dölle (a. a. O.) sich auf die deutschen Kalischähe beruft, so halbe

ich es für meine Pflicht, ihn daran zu erinnern, daß wir 1913 nur für sage und schreibe 63 000 000 Mark Kali gleich 0,6 Prozent des ganzen Exports ausführten.

Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Abgesehen von der Tatsache, daß sich der Antisemitismus (siehe Dolle, a. a. O.) der Freigeldbewegung bemächtigt hat, wird sie eine Gefahr für die Schlagkraft des Proletariats, weil durch die Freigeldbewegung (siehe Blumenthal, »Die Befreiung von der Geld- und Zinsherrschaft«) die Sozialisierung aufs schärfste bekämpft wird.

Literarische Rundschau

Karl Hauptmann, *Der Mörder*. Dresden, Verlag von Rudolf Kämmerer.

Eigentlich gibt es keine feste Vorstellung von einem »Mörder«. Mit dem alten Theaterbegriff ist ausgeräumt worden, man weiß, daß der Mörder nicht immer zerseht und zerlumpt, mit einer schweren Waffe in der Hand herumerschleicht; man weiß im Gegenteil, daß er oft sehr feine Manieren hat, seine blutige Tat in Handschuhen ausübt und sich mit seinem tadellosen Auftreten keinen Augenblick als Totschläger verrät. In gewissem Sinne gibt es aber überhaupt keinen absoluten Begriff »Mörder«.

Der Mordtrieb ist oft nur etwas Krankhaftes, wobei er — wie die meisten Krankheiten — sich bei dem einen als heilbar, bei dem anderen als unheilbar erweist. Einen solchen unheilbaren Mörder, dessen Urinstinkt auch das heilige Gewand des Mönches nicht zu bannen vermag, führt uns Karl Hauptmann in seiner überaus packend geschriebenen Novelle »Der Mörder« vor. Schon der Knabe trägt das Kainszeichen des Verbrechers auf der Stirne. Die Kameraden fürchten sich vor ihm. Hauptmann schildert ihn als »ein Junge von Leib und Gliedern, die mit bronzenem Glanze prunken. Mit jachem, düsterem Auge, das viel Weißes zeigte. Sah hart und bedrohlich aus. War ein Maulheld und schöner Verführer. Und die Jungen, die sich mit ihm auf den Meerwellen trugen und hinausspülen ließen, hatten heimlichen Widerwillen gegen ihn, weil er hundert Dinge immer zu Tode schändete. Er konnte im Streite plötzlich die Hände krampfen, als wenn er jemand erwürgte, konnte dabei mit den Zähnen knirschen und am Munde schäumen.«

Aber er war nicht allein krankhaft von Natur aus, sondern hatte die schlimmen Reime auch als Erbteil des Vaters, eines wüsten Räubers, mitbekommen. Die im Grunde gleichen Naturen stießen hart im Raume des engen Elternhauses aufeinander, der Knabe ging in die Fremde, kam als Mönch zurück und fand nur mehr die Schwester am Leben, die sich und ihr Erbteil der heiligen Mutter Gottes geweiht hatte. Der heimgekehrte Bruder erzwang sich Einlaß ins Kloster und neidete der Schwester den Besitz des köstlichen Geschmeides, das sie aus den Trümmern des einstmaligen großen väterlichen Vermögens gerettet hatte. Er warf sich über sie, schändete und beraubte sie und entfloh, führte ein unstetes Leben, trieb sich mit liederlichen Frauenzimmern als Räuber in den Hafenorten umher und spielte sich so lange als großer Herr auf, bis der nahende Tod ihn auf die Knie zwang. Auf dem Sterbebett beichtete er alles und bettelte um die Gnade Gottes.

Gerade der Kontrast zwischen der vom Gewand des Mönches ausstrahlenden Ruhe und Abgeklärtheit und der Wildheit der Natur, die sich auch in der Kutte nicht zu verleugnen vermag, bestärkt die Erklärung des Verbrechens als Krankheit und bringt in der Hauptmannschen Novelle — rein als Kunstwerk gewertet — die größten Wirkungen hervor.

Irma Hift

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 14

Ausgegeben am 31. Dezember 1920

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Abstimmung in Oberschlesien

Von Theodor Müller (Breslau)

Die Bewohner Oberschlesiens hat der Friedensvertrag vor eine Entscheidung von folgenswerter Bedeutung gestellt: sie sollen in einer Volksabstimmung erklären, ob sie in Zukunft bei Deutschland bleiben oder ob sie sich von ihm trennen und sich mit dem in Bildung begriffenen polnischen Staatswesen vereinigen wollen. Wenn man von Oberschlesien spricht, versteht man darunter in erster Linie das Industriegebiet. Man hat in dieser Beziehung zwischen einem Industriegebiet in engerem und einem solchen in weiterem Sinne zu unterscheiden. Der engere Industriebezirk umfaßt das Gebiet zwischen den Städten Tarnowitz, Myslowitz und Gleiwitz, den südlichen Teil des Kreises Tarnowitz, die Landkreise Beuthen, Kattowitz und Hindenburg sowie die Stadtkreise Beuthen, Kattowitz, Königshütte und Gleiwitz. Dieses Gebiet führt vielfach auch den Namen »Hüttenrevier«. Zum weiteren Industriegebiet gehören der nordöstliche und nordwestliche Teil des Kreises Tarnowitz sowie die Kreise Tost-Gleiwitz, Lublinitz, Groß-Strehlitz und Oppeln. Im Süden schließen sich an den Industriebezirk die Kreise Pleß und Rybnik an, die immer mehr der Industrie erschlossen werden. Der übrige Teil Oberschlesiens — in seiner Größe der bedeutendere — ist landwirtschaftlich benutzter Boden. Er zerfällt in das Land rechts der Oder, in dem die polnisch sprechende Bevölkerung stark vertreten ist, und in das Land links der Oder — das frühere Bistum Neiße — das, wenn man von einer kleinen mährischen Kolonie im südlichen Zipfel des Kreises Ratibor absieht, ausschließlich von einer rein deutschen Bevölkerung bewohnt ist.

In seiner Geschichte Schlesiens schreibt Grünhagen: »Das ganze erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung ist für unser Schlesien ein weißes, unbeschriebenes Blatt.« Diese Worte gelten besonders für Oberschlesien, dessen erste Bewohner nach römischen und griechischen Geschichtschreibern dem großen gotischen Stamme der Ostgermanen angehörten. Es waren Vandalen, die in Schlesien den Namen Lugier führten. Im Jahre 999 wurde Oberschlesien von den Polen erobert und wider den Willen der Bewohner dem polnischen Reich einverleibt. Die Verbindung Schlesiens mit Polen hat nicht länger als bis zum Jahre 1163 gedauert. Damals trat Schlesien dadurch aus dem polnischen Staatsverband heraus, daß Kaiser Friedrich I. (Rotbart) das Land von der Oberherrschaft des polnischen Großherzogs Boleslaus befreite und es dessen drei Neffen überwies. Seitdem blieb Oberschlesien außer jedem Zusammenhang mit dem polnischen Reich. Es gibt dort keine nationalen polnischen Traditionen und Erinnerungen. Von polnischer Vorzeit und polnischer Geschichte weiß der Oberschlesier nichts. An den polnischen Freiheitskämpfen hat er sich nicht mitbeteiligt. Er stand viel-

mehr diesen Bewegungen vollkommen fremd und teilnahmslos gegenüber. Für die Abtrennung Oberschlesiens kann Polen keinerlei Rechtsansprüche geltend machen, namentlich nicht solche, die sich auf die Grundsätze des Präsidenten Wilson stützen. Jedenfalls werden die für Polen geforderten Gebiete nicht von einer unbestreitbar polnischen Bevölkerung bewohnt.

Über die bisherige Willensrichtung der Bevölkerung geben die Wahlen von 1903 und 1907 zum Deutschen Reichstag einen deutlichen Ausdruck. Vor 1903 ist überhaupt kein polnischer Abgeordneter gewählt worden. Im Jahre 1907 erhielten die Polen 115 090, die Deutschen 176 287 Stimmen, im Jahre 1912 die Polen 93 029 und die Deutschen 210 000 Stimmen. Bei den Wahlen zur Deutschen National- und Preussischen Landesversammlung im Jahre 1919 hatten die Polen Wahlenthaltung proklamiert. Es haben trotzdem fast 60 Prozent aller Wahlbeteiligten gewählt, und zwar die aufgestellten deutschen Kandidaten. Da bei den deutschen Wahlen erfahrungsgemäß etwa 10 Prozent der Wähler aus äußerlichen Gründen verhindert sind, können die Polen höchstens etwa ein Drittel der wahlberechtigten Stimmen für sich in Anspruch nehmen. Auch nach dem Zusammenbruch der deutschen Macht fehlten nicht die Anzeichen für den vorwiegend deutschen Charakter dieses Landesteils. Auf Grund der neuen Bestimmungen konnten die Eltern von 250 000 Schulkindern sich entscheiden, ob sie ihre Kinder in deutscher, polnischer oder mährischer Sprache unterrichten lassen wollten. Es haben sich die Eltern von nicht ganz 22 Prozent der Schulkinder für den Unterricht in nichtdeutscher Sprache erklärt.

Es ist ein großer Irrtum, ohne weiteres anzunehmen, daß die polnisch sprechenden Oberschlesier wirklich Polen seien. Von dem polnischen Volke selbst wurde die obereschlesische Bevölkerung niemals als seinesgleichen betrachtet. Nach ihren Wohnplätzen an der Oder und dem wasserreichen Waldgebiet, das das heutige Industriegebiet bildet, führte die obereschlesische Bevölkerung polnischer Zunge von jeher die Bezeichnung »Wasserpolen«. Es steht fest, daß die hochpolnische Bevölkerung in Galizien und im sogenannten Kongresspolen diese Bezeichnung als ein Schimpfwort anwandte und damit ein ihrem Volke wesensfremdes Element bezeichnen wollte. Wohl sind die polnisch sprechenden Oberschlesier slawischen Ursprungs; aber es ist eine so starke Vermischung zwischen slawischen und germanischen Stammesangehörigen in ganz Schlesien eingetreten, daß ein Mischvolk entstanden ist. Dies ergibt sich schon daraus, daß nur deutsch sprechende Elemente polnische Namen führen, während andererseits zahlreiche Bewohner Oberschlesiens, die kerndeutsche Namen tragen, sich des obereschlesischen polnischen Dialekts als Muttersprache bedienen. Das obereschlesische Polnisch ist vom Hochpolnisch so grundverschieden, daß es von der Bevölkerung des eigentlichen Polens fast gar nicht verstanden wird. Wie oft konnte nicht in obereschlesischen Versammlungen festgestellt werden, daß aus Polen herübergekommene Redner sich der deutschen Sprache bedienen mußten, weil sie des obereschlesischen Polnisch nicht mächtig waren und das Hochpolnisch von ihren Zuhörern nicht verstanden wurde. Das obereschlesische Polnisch verfügt nur über einen geringen Wortschatz, der über das Sichtbare und Naheliegende nicht weit hinausgeht. Eine eigene Schriftsprache ist nicht vorhanden. Der polnisch sprechende Oberschlesier wendet die deutsche oder die hochpolnische Schriftsprache an.

Der Anteil der mährischen (der tschechoslowakischen) Bevölkerung beträgt nach der letzten Volkszählung im Kreise Ratibor 39,7 Prozent, im Kreise Leobschütz nur 7,6 Prozent. Es kann also auch in diesen beiden Kreisen von einer überwiegend tschechoslowakischen Bevölkerung nicht gesprochen werden.

Oberschlesien verdankt seine ganze Entwicklung in geistiger und materieller Beziehung deutscher Arbeit. Die Vertreter und Führer der Kunst und Wissenschaft, die Führer des wirtschaftlichen Lebens in Handel und Gewerbe, in Landwirtschaft und Industrie sind ausnahmslos Deutsche, ebenso die Arbeiterführer und die Leiter der Gewerkschaften; denn auch heute noch steht der polnisch sprechende Oberschlesier auf einer verhältnismäßig tiefen Kulturstufe. Die sogenannte »polnische Intelligenz« wird ausschließlich durch Zugewanderte aus hochpolnischen Distrikten verkörpert. Alles, was in kultureller Beziehung errungen wurde, ist von Deutschland und von den germanischen Elementen in Oberschlesien ausgegangen. Noch an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts schrieb Goethe in das Fremdenbuch der Friedrichsgrube, daß er sich dort »fern von gebildeten Menschen« fühle. Erst der Aufschwung der Industrie hob die Bevölkerung auf ein höheres Kulturniveau.

Das wirtschaftliche Schwergewicht Oberschlesiens liegt im sogenannten Industriebezirk. Kennenswerte Anfänge der Montanindustrie finden sich bereits in der österreichischen Periode Schlesiens. Eine zielbewußte Industrialisierung setzte jedoch erst unter Friedrich II. ein, der den Freiherrn Fr. v. Reden zum Leiter des ober-schlesischen Berg- und Hüttenwesens bestimmte. Im Jahre 1788 wurde auf der Friedrichsgrube in Tarnowitz die erste durch Dampfkraft getriebene Wasserhebe- und Wasserschneidemaschine des Kontinents in Tätigkeit gesetzt, und um das Jahr 1800 wurde in Wessola der erste Zinkofen Deutschlands in Betrieb genommen. Auch die Verwendung von Steinkohlenkokas anstatt Holzkohle im Hochofen fand auf dem Kontinent zuerst in Oberschlesien statt. Die ober-schlesische Eisenindustrie rückte damit an die erste Stelle. Die Entwicklung, die die ober-schlesische Montanindustrie genommen hat, war nur infolge der enormen Bodenschätze möglich. Kaum ein anderer Punkt der Erde weist auf engem Gebiet so viel Bodenschätze in abbaubaren Lagern auf wie Oberschlesien. Zuunterst lagert die Steinkohle, darüber befinden sich Zink- und Bleierze sowie die für den Hüttenbetrieb notwendigen Materialien, Kalk und Dolomit, und auf diesem lagern die Eisenerze. Oberschlesien verfügt allein über so viele fossile Brennstoffe wie die Gesamttheit der britischen Inseln.

In Oberschlesien werden Kohlenflöze unter 30 Zentimeter überhaupt nicht abgebaut. Dagegen sind Kohlenbänke bis 10 Meter Mächtigkeit festgestellt worden. Der Vorrat des ober-schlesischen Industriegebiets an Kohlen beträgt — für den preussischen Anteil — nach ziemlich genauen Schätzungen und unter Berücksichtigung aller Kohlenbänke von 30 Zentimeter Mächtigkeit aufwärts — 166 Milliarden Tonnen. Von diesen sind 68 Prozent oder 113 Milliarden Tonnen abbaubar. Neben den Steinkohlen, die durch ihren hohen Kohlegehalt den besten englischen Kohlen nahezu gleichkommen, verdient auch der Eisenbergbau Erwähnung. Im Jahre 1912 wurden noch 153 895 Tonnen Brauneisenerze gefördert. Die Eisenerzförderung ist jedoch in ständigem Rückgang begriffen. Die hochentwickelte ober-

schlesische Hüttenindustrie bezieht ihr Roheisen zu einem großen Teil aus Schweden, aber auch aus Polen. Dieses verfügt über ziemlich bedeutende Vorräte; auch die Blei-, Zink- und Kupfervorkommen Polens sind nicht unbeträchtlich. Der Bergbau auf Zink- und Bleierz wurde vor dem Kriege auf 16 oberschlesischen Grubenanlagen betrieben. Die Zinklagerstätten enthalten in den oberen Schichten ein ziemlich reines kohlenfaures Zinkerz, den Galmei. In größeren Tiefen geht der Galmei mehr und mehr in schwefelhaltiges Zinkerz, in die Zinkblende über.

Neben der gewaltigen Industrie des eigentlichen Hüttenbezirks stehen noch eine Reihe anderer Industriezweige in hoher Blüte, zum Beispiel die Industrie der Steine und Erden, die Holz- und Papierindustrie, die chemische Industrie, die Eisen- und Metallverarbeitung, die Textilindustrie, die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel und die elektrische Industrie. Die Landwirtschaft kann mit keinen günstigen Bodenverhältnissen rechnen; die vorherrschende Wirtschaftsform ist der Großgrundbesitz, doch plant das neue Deutschland eine umfassende Agrarreform zugunsten der kleineren Siedler. Sehr groß sind die Waldgebiete Oberschlesiens.

Die kulturellen Verhältnisse haben sich in den letzten Jahrhunderten wesentlich gebessert, Oberschlesien ist heute ebensogut ein Kulturland wie manche anderen Landstriche in Deutschland. Die frühere deutsche und preussische Regierung hat es nicht verstanden, den Bedürfnissen der oberschlesischen Bevölkerung in vollem Umfang gerecht zu werden. Die unheilvolle Ostmarkenpolitik rächt sich jetzt bitter. Es war ein großer Fehler, daß die oberschlesische Bevölkerung vielfach von Berlin aus mit den großpolnischen Kreisen Polens zusammengeworfen und demnach behandelt wurde. Auch gab man den Oberschlesiern Beamte, die aus anderen Landesteilen kamen und von den speziellen Bedürfnissen der Bevölkerung wenig oder keine Ahnung hatten. Das wirtschaftliche Elend Deutschlands während und nach dem Weltkrieg rief in der oberschlesischen Bevölkerung eine größere Erregung hervor wie in anderen Gegenden unseres Vaterlandes; die Unzufriedenheit griff mehr und mehr um sich und wurde von dem Nationalpolentum geschickt für seine Zwecke ausgenutzt. Wilde Streiks brachen los, und über Nacht wurden ungeheure Lohnforderungen gestellt. Sie wurden bewilligt und mußten bewilligt werden, um die Kohlenförderung aufrechtzuerhalten und Deutschland vor dem sofortigen Zusammenbruch zu behüten. Auch die politischen Wünsche der Oberschlesier wurden soweit als möglich erfüllt oder die Erfüllung wenigstens eingeleitet.

Nun hat der Versailler Friedensvertrag die Oberschlesier vor eine Entscheidung gestellt, die für Deutschland von größter wirtschaftlicher Bedeutung ist. Verlieren wir Oberschlesien, dann verlieren wir den Krieg zum zweiten Male, dann erfriert und verhungert der Osten, dann bekommen wir vermehrte Arbeitslosigkeit, da unsere gesamte dortige Industrie auf die Kohle angewiesen ist. Dann kann auch der Dampfpflug nicht gehen und nicht mit Dampf gedroschen werden. Die Zukunft liegt daher dunkel vor uns. Wo findet der Oberschlesier besser seinen Vorteil — bei Deutschland oder bei Polen? Deutschland ist ein relativ gefestigter Staat. Viele in Deutschland seit langem eingeführte, längst selbstverständlich gewordene Staatseinrichtungen und Kulturerregenschaften müssen in Polen erst gleichsam aus dem Boden gestampft werden — eine Herkulesarbeit, ganz

abgesehen von den ungeheuren Kosten. Polen hat heute noch nicht einmal feste Grenzen. Es muß sich seinen Bestand erst noch durch Kriege erkämpfen. Und an politischen Rechten und Freiheiten bietet dem Oberschlesier Deutschland weit mehr als Polen. Nach der deutschen Verfassung ist in den Gebieten mit polnisch sprechender Bevölkerung die polnische Sprache sowohl im Religionsunterricht wie in der Verwaltung gleichberechtigt mit der deutschen. Die Zeiten des Hakatismus können in dem republikanischen Deutschland nicht wiederkehren. Oberschlesiens Industrie lebt und stirbt mit Deutschland. Das dortige Industriegebiet hat eine überaus ungünstige geographische Lage, ihm fehlen die großen Wasserstraßen für den Transport der Industrieerzeugnisse, und der Arbeiterschaft bieten die starken Organisationen ihrer deutschen Brüder mehr Gewähr für eine durchgreifende Verbesserung ihrer Lebensbedingungen und für die Eroberung der politischen Macht, als es in Polen der Fall ist. Auch der Steuerdruck wird jenseits der Grenze noch stärker sein als bei uns, denn mit einer geradezu ungeheuren Last von Schulden und neuen Aufgaben tritt das junge Polenreich sein Leben an. Ein polnisches Oberschlesien muß kulturell immer tiefer sinken. Und ferner: kann der Oberschlesier hoffen, daß er als Pole mehr zu essen haben wird? Muß er in Anbetracht der elenden Lebensverhältnisse Polens nicht eher fürchten, daß ihm von dem wenigen, das er jetzt hat, zum Besten seiner östlichen »Stammesbrüder« noch manches fortgenommen werden wird?

Der Tag der Abstimmung naht heran. Deutschland ohne Oberschlesien, ohne die großen industriellen Werte und Bodenschätze dieses Landes ist jedenfalls absolut nicht imstande, den Bedingungen des Versailler Vertrags nachzukommen. Infolge dieser ungemeinen Bedeutung der Abstimmung ist es begreiflich, daß sich die beiden interessierten Staaten mit der größten Lebhaftigkeit um das Wohlwollen der Oberschlesier bemühen und auf das demnächstige Ergebnis einzuwirken suchen. Soweit das von Seiten der Polen mit gesetzlichen Mitteln geschieht, wird nichts dagegen einzuwenden sein; doch steht fest, daß es auch mit dem Mittel des Terrors geschieht, der sogar vor Mordtaten nicht zurückscheucht.

Polen hat ein Autonomiegesetz für die Oberschlesier erlassen. Am 15. Juli 1920 hat der polnische Reichstag das »Verfassungsgesetz, enthaltend das organische Statut der Woiwodschaft Schlesien« verabschiedet, das gemeinhin als das polnische Autonomiegesetz für Oberschlesien bezeichnet wird. Sehen wir uns das gegenwärtige staatsrechtliche Verhältnis des obereschlesischen Abstimmungsgebiets an. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Gebiet einen Bestandteil des Deutschen Reiches und Preußens bildet. Die Unterstellung unter einen Ausschuß und die militärische Besetzung durch die Entente (§ 2 der Anlage zu Artikel 88 des Friedensvertrags) bildet lediglich eine vorläufige Maßnahme, die an der staatsrechtlichen Zugehörigkeit zum Reich und zu Preußen nichts ändert. Dies ergibt sich ohne weiteres auch aus dem § 3 der Anlage zu dem genannten Artikel des Friedensvertrags, wonach der Ausschuß »außer in gesetzgeberischer oder steuerlicher Hinsicht« alle Befugnisse der deutschen oder preußischen Regierung besitzt, außerdem »an Stelle der Regierung, der Provinz oder des Regierungsbezirks tritt«. Mit anderen Worten: die Staatsgewalt ist ihrer Substanz nach dem Reich und Preußen verblieben, die Ausübung

aber in bestimmten Beziehungen dem Ausschluß übertragen. Es fragt sich, ob unter solchen Umständen der polnische Staat jetzt schon in der Lage ist, ein gültiges Gesetz für das von ihm begehrte Gebiet zu erlassen. Diese Frage ist unbedingt zu verneinen. Die Gesetzgebung ist eine Funktion der Staatsgewalt, ebenso wie die Verwaltung und Rechtsprechung. Sie erheischt daher in erster Linie die Gebietshoheit. Sollte das in Aussicht genommene polnische Autonomiegesetz für Oberschlesien wirklich Gesetzeskraft erlangen, würde es überdies dem Lande herzlich wenig geben: eine ihrer Zusammensetzung nach fragwürdige Volksvertretung mit spärlichem Gesetzgebungsrecht, eine staatspolnische Verwaltung, nur schwach mit Laienelementen verziert, eine reine staatliche Justiz und endlich eine Finanzverfassung, die dem polnischen Staat unter dem Deckmantel der Autonomie einen Vorwand gibt, Oberschlesien zu den Lasten des gesamten Staatswesens beträchtlich schärfer heranzuziehen als das übrige Staatsgebiet.

Die Frage der Autonomie war damit jedoch in die Bevölkerung geworfen worden. Sie hatte etwas Faszinierendes erlangt. Die Lösung der Autonomiefrage wird daher für die Abstimmung von maßgebendem Einfluß sein. Es ist auch anzuerkennen, daß Oberschlesien sowohl nach der Zusammensetzung seiner Bevölkerung wie nach seiner industriellen Entwicklung sich als ein Gebiet darstellt, in dem sich eine bestimmte völkische Eigenart ausgeprägt hat; doch hätte im normalen Gang der Dinge der Artikel 18 der Reichsverfassung genügende Bewegungsfreiheit zur Ausgestaltung dieser Eigenart geboten. Durch die Agitation von polnischer Seite ist aber jetzt auch für Deutschland die Frage der Autonomie zu einem entscheidenden Faktor bei der Abstimmung geworden. Als der Deutsche Reichstag in seiner Sitzung vom 25. November 1920 dem »Entwurf eines Gesetzes, betreffend Oberschlesien« zustimmte, wußte er, daß der preussische Staat und bestimmte Parteien mit großen Sorgen an diese Autonomie denken, doch die Interessen des Reiches, des Staates und Oberschlesiens forderten diesen Entschluß.

Die Konzentration in der Montanindustrie

Von Dr. Artur Heichen

1. Der Stinnessche Elektromontantruff

Die »Wirtschaftlichen Nachrichten aus dem Ruhrbezirk« haben eine Sondernummer unter dem Titel »Die Kohle in der organischen Wirtschaft« herausgegeben. Diese Sondernummer des »zugleich amtlichen Blattes der Handelskammern Bochum, Dortmund, Duisburg-Wesel und Essen« dient der Abwehr der drohenden Sozialisierung der Kohle. Man hat da aufmarschieren lassen, was man hat erreichen können: Unternehmervertreter, Universitätsprofessoren, Pädagogen, Vertreter des Kohlenhandels und der Arbeitnehmer (Winnefeld und Heinrichsbauer). Alle sollen von ihrem verschiedenen Standpunkt aus die Unmöglichkeit und Undurchführbarkeit der Sozialisierung der Kohle »beweisen«. Auf einer höheren Warte steht ein Beitrag von Dr. W. Näbrüg (Essen): »Die Organisation der Kohlenwirtschaft im Wandel der Zeit.« Die historische Einstellung dieses Verfassers ermöglicht es ihm, Dinge zu sehen, die die anderen nicht erkennen wollen. Zu-

sammenfassend schildert er die historischen Entwicklungstendenzen im Kohlenbergbau folgendermaßen so: »Mit der Konsequenz einer dialektischen Entwicklung ist der Kohlenbergbau des Ruhrreviers aus der Ära des Liberalismus und der Ungebundenheit ihrer Produktion und der Regellosigkeit ihrer Marktgestaltung wieder in eine Ära der Zusammenfassung und der Gebundenheit hinübergelenkt worden und hat einen Zustand erreicht, der mannigfache Ähnlichkeit mit der Ära des Direktionsprinzips des Merkantilismus aufweist. Aber auch die Unterschiede sind zu greifen. Der Zusammenschluß der einzelnen Zechen unter der Herrschaft der alten Bergordnungen kam von außen her, war das Werk einer aufgeklärten Regierung, gründete sich auf staatlichen Machtspruch. Die Neugestaltung der Produktion in den Großbetrieben und Betriebsgemeinschaften der Gegenwart und die Syndizierung des Absatzes sind von innen her, durch freiwilligen Akt der Produzenten erfolgt, und so haben sie die der Privatwirtschaft innewohnenden starken Triebkräfte, die der Liberalismus freigelegt hatte, die Initiative kaufmännischen Wagens und das Streben nach höchst rationaler Betriebsgestaltung der neuen Organisation der Kohlenwirtschaft erhalten.« — Und einige Sätze weiter räumt der Verfasser freimütig ein: »So ist die Eingliederung der Arbeiterschaft und die Herstellung einer äußeren und inneren Arbeitsgemeinschaft zwischen allen am Produktionsprozeß beteiligten Faktoren noch heute ein ungelöstes Problem.«

Aber diesen Widerspruch zwischen wirtschaftlich-technischer Entwicklung der Kohlenproduktion einerseits und der rechtlichen und faktischen Eingliederung der Arbeiterschaft nach wirtschaftsliberalen Prinzipien kommt man auch heute noch nicht — trotz des Betriebsrätegesetzes — hinweg. Und während sich nun eine ganze Welt um die Beseitigung dieses Gegensatzes abmüht, mitten in dem nun schon seit Monaten währenden Kampf um die Kohlensozialisierung macht der industrielle Konzentrationsprozeß mit rasender Geschwindigkeit Fortschritte, so schnell und so intensiv, daß die wirtschaftliche Tagesberichterstattung den sich überstürzenden Ereignissen der Kapitalerhöhungen, Fusionen, Interessengemeinschaften, Überfremdungen und »Einbrüche« kaum folgen kann.

Vor allen anderen Industriezweigen ist es die Montanindustrie, in der dieser Prozeß der Zusammenballung der Unternehmen zu großen frustartigen Gebilden die reißendsten Fortschritte macht. Diese Entwicklung mag je nach dem politischen Standpunkt des Betrachtenden erfreulich sein oder nicht — eine Gefahr ist unverkennbar, die Gefahr nämlich, daß sich aus diesen Riesenkonzernen jene »industriellen Herzogtümer« entwickeln, die die Führung der ganzen Wirtschaft der Nation an sich reißen und unterjochen, sich die Arbeiterschaft, die Konsumenten, die Fertigindustrie boshäßig und dienstbar machen. Dort, wo die Welt eine politische und soziale Revolution vor wenigen Jahren gesehen hat, da erhebt sich über den Trümmern einer verschütteten Wirtschaft ein neuer Kapitalismus zu höchster Blüte, da wächst ebenso schnell wie der »neue Reichtum« eine neue machterfüllte Industrie feudalität aus dem Boden, deren vornehmstes Kennzeichen jene kapitalistische Anonymität von Aufsichtsräten und Direktoren ist, deren Personalien man schon in Handbüchern oder in Direktorialzimmern erfragen muß, deren äußerlicher Habitus schmucklos und zivil — sozusagen demokratisch — ist. Aber ihre Machtfülle ist größer als die der alten zusammen-

gebrochenen Feudalität militäristischer und bürokratischer Observanz mit ihrem traditionellen Klimbolum von Hofrangordnung, Titeln, Orden, bunten Uniformen usw. Die alte Feudalität ist tot — dreivierteltot wenigstens —, aber eine neue lebt und reckt sich gigantisch empor, und ihre soziale Auftriebskraft ist eben jene Konzentration in der Montanindustrie. Und die Entwicklung befindet sich noch in vollem Fluß, so daß fast jede Woche neue Meldungen bringt und dieserhalb unsere nachfolgenden Ausführungen mehr den Wert einer lockeren Skizze als den eines naturgetreuen Konterfeis haben. Die Gründe für diese gewaltige Konzentrationsbewegung, für die das Schlagwort »vertikaler Aufbau« geprägt worden ist, sind recht verschiedener Art, die im einzelnen zu zergliedern wir uns für später vorbehalten möchten. Aber die Hauptwurzel ist der Kampf um die Kohle. Steinkohle hat Seltenheitswert gewonnen — ganz besonders in Deutschland, das ja dieses Naturprodukt als unbezahlten Mehrwert für den Entente kapitalismus schwitzen muß. Es ist gewiß nicht ohne Reiz, festzustellen, daß die neudeutsche Industrie feudalität (Stinnes, Vöglers und all die rechtsparteilichen Patrioten eingeschlossen) in diesem Sinne ökonomisch in den Rechtsätzen des Spaar-Abkommens, einer Satzung des Entente kapitalismus, verankert ist. Wenn man heute (das heißt Mitte Dezember 1920) ein Bild von dem Stande der Konzentrationsbewegung entwerfen will, dann geschieht dies am besten durch eine Schilderung jener Konzerne und Trusts, wie sie sich im Verlauf kurzer Zeit gebildet haben. Der ökonomische Aufbau dieser industriellen Herzogtümer eröffnet gleichzeitig den denkbar besten Einblick in die Triebkräfte, die zu ihrer Konstituierung Anlaß gegeben haben. Wir beginnen mit dem

2. Elektromontankonzern (Stinneskonzern)

Dieser Konzern hat die umfangreichsten Transaktionen gesehen und steht sowohl zahlenmäßig wie auch der Verschiedenheit seiner Unternehmungen nach an erster Stelle. Die Glieder dieses größten Gebildes, sowohl seine Montan- als auch seine Elektrobestandteile, haben eine reiche Geschichte hinter sich und sind selber die Produkte bedeutender Zusammenschlüsse. So war die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft — gegründet 1873 — bis zum Jahre 1904 reine Kohलगewinnerin, freilich von großer, durch Fusionen immer größer werdender Bedeutung. Erst damals entschloß man sich, von der horizontalen zur vertikalen Ausdehnung überzugehen. Es wurde der Aachener Hüttenverein und der Schalker Verein angegliedert. Man kam dadurch neben Kohle in den Besitz von Erz, Hochöfen, Stahlwerken, Drahtfabriken. Abgesehen von einigen wenigen anderen Ausdehnungen (Interessengemeinschaften mit Röhrenfabriken) beschränkte man sich vor dem Krieg auf die Ausführung eines riesenhaften Bauprogramms, auf Modernisierung usw. Dementsprechend arbeitete Gelsenkirchen bis vor kurzem mit 188 Millionen Mark Aktien- und 57 Millionen Mark Anleihkapital und stand damit an der Spitze der deutschen Montankonzerne. Die Bedeutung Gelsenkirchens auf dem Gebiet der Kohlenförderung ist am besten dadurch gekennzeichnet, daß es zu Kriegsbeginn beim Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndikat eine Beteiligung von über 11 Prozent (10 Millionen Tonnen von insgesamt 88,5) besaß, während sich die entsprechenden Ziffern für Deutsch-Luxemburg und den Bochumer Verein auf 3,63 beziehungsweise

0,64 Millionen Tonnen stellen. Die deutsche Niederlage führte die Zerschlagung Gelsenkirchens herbei. Es verlor den gesamten linksrheinischen Besitz an die Arbed. Damit war Gelsenkirchen vor die Alternative gestellt, sich entweder zur reinen Zeche zurückbilden oder aber nach ergänzenden Gesellschaftern sich umschauen zu müssen. Diese Zwangslage führte zur Annäherung an die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft, und es kam Anfang Juli 1920 ein Interessengemeinschaftsvertrag (mit Wirkung vom 1. Oktober 1920 und auf die Dauer von achtzig Jahren) zustande.

Deutsch-Luxemburg ist einer der jüngsten deutschen Montankonzerne. Entstanden 1901 aus der Vereinigung der Zeche Dannenbaum mit Differdingen hat er eine Menge Fusionen hinter sich, von denen die bedeutendste die mit der Dortmunder Union im Jahre 1910 war. Die Deutsch-Luxemburg ist eine der ursprünglichen Stinnes-Unternehmungen. Wohl unter dem Einfluß dieses Mannes suchte man den Weg an die See, die Verbindung mit der Schifffahrt, gliederte sich die Nordseewerke an, erlangte die Kontrolle der Hohenzollernhütte in Emden, beteiligte sich an der Midgard in Bremen. Auch in die Binnenschifffahrt drang man ein. Nun könnte zwar Deutsch-Luxemburg auch heute noch in sich ein geschlossenes Ganzes bilden, weil der jetzt so hervortretende Gedanke, die Rohprodukte möglichst weitgehend selbst zu verfeinern, bei diesem Konzern längst durchgeführt gewesen ist. Doch wurde auch dieses Unternehmen durch den Kriegsausgang in seiner Kohlen- und Erzbasis erheblich geschwächt. Es verlor Differdingen, Rümelingen und die Beteiligung an den Saar- und Moselkohलगruben. Ihm verblieben nur die vertraglich auf dreißig Jahre zustehenden jährlichen 500 000 Tonnen Erz und ferner eine Stahlproduktion von 600 000 Tonnen.

Von beiden einander auf solche Weise ergänzenden Gesellschaften, der Deutsch-Luxemburg und der Gelsenkirchen, wurde nun als Spitzenorganisation die Rhein-Elbe-Union G. m. b. H. gegründet. Neben Stinnes sind die leitenden Kräfte dieser Konzentration Generaldirektor Vögler und Emil Rirdorf. Im Oktober hat die Rhein-Elbe-Union die Aktienmajorität des Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation erworben und damit diese Gesellschaft in die Interessengemeinschaft einbezogen. Der Bochumer Verein ist damit mehr Objekt als Subjekt der Interessengemeinschaft geworden. Gegründet 1854, ist er weitaus älter als seine jetzigen Beherrscher. Diese haben die benötigten Mittel — das gesamte Aktienkapital des Bochumer Vereins beträgt 57 Millionen Mark — durch die notwendig gewordenen Abtretungen erhalten. Durch diese Transaktionen ist der Zusammenschluß der drei größten Gemischwerke des Westens zur Tatsache geworden.

Aber die Entwicklung ist damit nicht zum Stillstand gekommen. Durchaus nicht zufällig ist die Interessengemeinschaft auf die verfeinerte Elektroindustrie ausgedehnt worden, wodurch sich diese neue Gemeinschaft zum »Elektromontantrust« ausweitete. Allerdings harren die gegenseitigen Abmachungen noch der Bestätigung durch die Ende 1920 stattfindenden Generalversammlungen der Einzelunternehmungen; am Zustandekommen der Gemeinschaft selbst aber ist nicht mehr zu zweifeln. In die Interessengemeinschaft soll in vorderer Linie rechtspersonlich eintreten: die Aktiengesellschaft Siemens & Halske und die Aktiengesellschaft Schuckert. Der Selbstständigkeitsdrang der Familie Stinnes ist der beste Beweis dafür,

daß sehr zwingende Gründe vorgelegen haben, um mit anderen zu paktieren. Erst 1897 wurde das Familienunternehmen Siemens in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Mit Siemens verbündete sich 1903 Schuckert (Nürnberg). In einer gemeinsamen Gesellschaft, der Siemens-Schuckert-Werke G. m. b. H., wurde die Herstellung von Starkstrom vereinigt, während die Schwachstromabteilung unter den alten Firmen unabhängig voneinander weitergeführt wurde. Siemens hat seinen Einfluß auch auf die einzige noch unabhängig gebliebene deutsche Elektrizitätsfirma, auf Bergmann, ausgedehnt. Weiterhin sind ihm entweder allein oder zusammen mit der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft eine Anzahl von Finanzierungs- und Holdinggesellschaften, frühere Konkurrenzfirmen oder Lieferantenfirmen affiliiert, sei es nur durch Aktienbesitz oder durch bloße Personalunion in den Aufsichtsräten. Wir zählen einige dieser Firmen auf, ohne die finanzielle und wirtschaftliche Verflechtung im einzelnen darzulegen. Von den Lieferantenfirmen sind es die Ostram und die Vereinigten Lausitzer Glaswerke Aktiengesellschaft, von den früheren Konkurrenzfirmen die schon erwähnte Bergmann-Elektrizitäts-Werke, Berlin, und die Wolfram, von den Finanzierungs- und Holdinggesellschaften sind es die Deutsch-Überseeische Elektrizitätsgesellschaft, die Elektro-Aktiengesellschaft, Dresden, die Elektro-Treuhand-Aktiengesellschaft und die Kontinentale Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, Nürnberg. Die Aufzählung der außerordentlich zahlreichen großen Abnehmerfirmen, auf die Siemens und Schuckert bestimmenden Einfluß haben, würde zu weit führen.

Es sind nicht die Interessen der beiden Muttergesellschaften, der Aktiengesellschaft Siemens & Halske und der Aktiengesellschaft Schuckert, um deren willen man die Rohstoffgemeinschaft mit der Rhein-Elbe-Union aufsucht, sondern es sind die gemeinsam in der G. m. b. H. geführten Geschäfte der Starkstromtechnik, die die Elektrounternehmungen zu einer solchen Gemeinschaft mit der Rhein-Elbe-Union treiben. Diese bringt für den Siemenskonzern sowohl Eisen als auch Kohle, außerdem aber auch Aluminium, Messing, Frachtraum ein. Als Gegenleistung aber erhält der Siemenskonzern die Stinnes'schen Aufträge. Ubrigens eine politische Zwischenbemerkung: in Zukunft wird Herr Hugo Stinnes und wird Herr Karl Friedrich Siemens, der eine ein Führer der Volkspartei, der andere eine Stütze der Demokraten, gemeinsam die Geschicke des Elektromontantrusts bestimmen. Ob ihre nunmehr gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen nicht auch richtunggebend für ihre politischen Interessen werden können, wer kann es wissen? Gehen erst die Wählermassen nach rechts, dann wird vielleicht auch die Demokratische Partei — trotz Nürnberg — den Weg nach rechts finden und über den Republikanismus mit sich reden und verhandeln lassen. Auch eine demokratische Mittelpartei kann dem Geschick verfallen, im vertikalen Aufbau der Reaktion misfusioniert zu werden. Die bayerischen Spuren schrecken!

Die Bedeutung des Elektromontankonzerns wird am besten durch die Taffache illustriert, daß dieser Konzern etwa 200 000 Arbeiter beschäftigt. Der finanzielle Aufbau des Trusts ergibt sich aus der auf S. 331 folgenden Übersicht.

Daß innerhalb eines solchen Riesengebildes reiche Möglichkeiten gegeben sind, den Arbeitsprozeß, vom Rohstoff beginnend, nicht nur zu ver-

Kapitalmäßiger Aufbau des Elektromontantrufes:

	Ausstehendes		Offene Reserven nach letzter Bilanz
	Grund- kapital in Millionen Mark	Obligationen und Hypotheken in Millionen Mark	
Gelsenkirchen	130	75	55 1/2
Deutsch-Luxemburg	130	79	34,65
Bochumer Verein	57	8,66	28
Siemens & Halske	126	63,—	32,50
Schuckert, A.-G.	70	37,60	10,70
Siemens-Schuckert Werke	90	143 1/2	20

edeln, sondern auch zu verbilligen, ist selbstverständlich. Je breiter die Kapitalbasis ist, desto größer ist auch die Möglichkeit, den höchsten technischen und wirtschaftlichen Wirkungsgrad zu erreichen. Und daß ein solcher Trust ganz andere Möglichkeiten der Kapitalbeschaffung, der Finanzierung von Neuerungen und Erweiterungen, der Kräfteersparung, der Absatzorganisation hat, daß er gegen Konjunkturschwankungen ungleich gefestigter ist als ein Einzelunternehmen, zumal in einer Zeit mit unaufhörlichen Preisveränderungen — das alles braucht nicht im einzelnen aufgeführt zu werden.

Der erweiterte Interessengemeinschaftsvertrag wird auf der gleichen Grundlage abgeschlossen wie der Vertrag der Rhein-Elbe-Union. Die Unternehmungen bleiben in ihrer Selbstständigkeit unangetastet. Eine Zusammenschüttung der Gewinne und eine Dividendenausgleichung sowie eine wechselseitige Vertretung in den Aufsichtsräten ist vorgesehen. Schließlich hat sich die Rhein-Elbe-Union eine Anzahl Aktien der Gebrüder Böhrer Aktiengesellschaft zum Zweck einer Interessengruppierung der deutschen Edelfahlproduzenten gesichert. Da Steinkohle unter den Folgen des Spaa-Abkommens knapp geworden ist, so kommt man in dem Streben auf Brennstoffsicherung ganz von selbst auch auf die Braunkohle. So heißt es, die Rhein-Elbe-Union habe von der Kommerz- und Privatbank die Aktienmehrheit der Braunschweigischen Kohlenbergwerke (Aktienkapital 17 Millionen Mark) erworben. Die Rhein-Elbe-Union besitzt bereits mehrere Braunkohlengruben, unter anderem auch die Aktienmajorität der Riebeck'schen Montanwerke, deren Aufsichtsratsvorsitzender wieder Hugo Stinnes ist.

Das ist der Aufbau des Elektromontantrufes in großen Umrissen. Weil die stärkste Individualität in jenem Gebiet zweifellos Hugo Stinnes ist, so hat man diesen Konzern schlechtweg *Stinneskonzern* genannt. Unter der geistigen Leitung von Stinnes stehen aber noch eine große Anzahl anderer Unternehmen, die mit dem Elektromontantrust nur durch die Persönlichkeit von Stinnes in seiner Eigenschaft als Aufsichtsratsmitglied — also sozusagen durch Personalunion — verknüpft sind. Aber gemeinsame Aufsichtsräte bedingen nicht ohne weiteres gemeinsame Interessen! In die Gruppe dieser Stinnesunternehmen gehört in erster Linie das größte Kraftwerk Deutschlands, das von ihm gegründete gemischtwirtschaftliche Stromerzeugungswerk, an dem außer ihm selber eine Reihe westfälischer und rheinischer Gemeinden beteiligt sind: das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk. Auf dem Wege des Aktienkaufs hat dieses Werk sich die Sächsischen Kraftwerke Aktiengesellschaft in Osnabrück angegliedert und so eine

Erweiterung erfahren. Mit dem Braunkohlenwerk Roddergrube hat es weiterhin einen Betriebsgemeinschaftsvertrag für die Dauer von zwanzig Jahren abgeschlossen und eine Dividendengarantie übernommen. Die »vertikalen« Ausdehnungsbestrebungen des Stinneskonzerns ins Bereich gewisser verarbeitender Industrien sind in politischer Hinsicht von ganz besonderem Interesse. Der Stinneskonzern hat nämlich die Aktienmajoritäten der Königsberger Zellstoff Aktiengesellschaft und der Norddeutschen Zellulosefabriken Aktiengesellschaft erworben. Er hat ferner die Berliner Lohndruckerei W. Bürgenstein aufgekauft und in die Firma Buch- und Zellstoffgewerbe Hugo Stinnes G. m. b. H. eingebracht. Überdies kaufte Stinnes, wie bekannt ist, die Norddeutsche Buchdruckerei und Verlags-Aktiengesellschaft, die Verlegerin der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« und der »Industrie- und Handelszeitung«. Vielleicht gedenkt Herr Stinnes auf diese Weise auch die »öffentliche Meinung« seinem Konzern anzugliedern. Im Zeitalter der politischen Demokratie kann eben auch die ökonomische Macht einzelner auf die Dauer nur auf dem sicheren Grunde politischer Massenideologien verankert werden. Der Majoritätserwerb von Aktien der Loeb-Automobilwerke in Charlottenburg deutet darauf hin, daß Stinnes auch den Willen hat, in der Automobilindustrie festen Fuß zu fassen. In Gemeinschaft mit der Hamburg-Amerika-Linie errichtete ferner Stinnes die Hamburger Verkehrs-Aktiengesellschaft, die Besitzerin von Hotels in Berlin (Esplanade), Hamburg, Frankfurt a. M. usw. An der Woermann- und Ostafrika-Linie beteiligte sich Stinnes zusammen mit der Hamburg-Amerika-Linie schon im Kriege. An Werftbeteiligungen besitzt der Stinneskonzern seit langem die »Nordseewerft« in Emden durch die Deutsch-Luxemburg, und die Gelsenkirchener errichtet in Flensburg eine eigene Schiffswerft. Stinnes hat auch mit den Metallwerk-Aktiengesellschaften in Olpe und Eveking Beziehungen angeknüpft und sich weiter an Aluminium-Neugründungen beteiligt, während die Interessengemeinschaft als solche bisher nicht über die für die Elektroindustrie so notwendigen Kupfer- und Messingwerke verfügte. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist der Stinneskonzern ebenso auch wie die anderen Konzerne, die wir in einem später folgenden Beitrag behandeln wollen, noch lange nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt.

Wie sieht's in Irland aus?

Von Heinrich Cunow

(Schluß)

2. Die irische Nationalregierung

Tatsächlich gibt es heute zwei Regierungen in Irland: die offizielle englische Militärregierung in Dublin und die illegale republikanische Nationalregierung der Sinn-Feiner. Nach der letzten allgemeinen englischen Parlamentswahl weigerten sich bekanntlich die in Irland gewählten Abgeordneten der Sinn-Fein-Richtung, ihre Sitze im englischen Unterhaus einzunehmen; sie gründeten vielmehr mit anderen hervorragenden nationalistischen Führern zusammen die bereits im vorausgegangenen Artikel erwähnte Dail Eireann genannte irische Nationalregierung. Wenn die Sinn-Feiner von ihrer Regierung sprechen, meinen sie fast stets diese illegale irische Re-

gierung; die englische wird von ihnen nur noch so weit respektiert, als sie durch das englische Militär und die englische Militärpolizei dazu gezwungen werden. Diese irische Regierung erfreut sich denn auch in großen Teilen Irlands einer weit größeren Autorität als das in Dublin Castle sitzende englische Gouvernement.

Wahrscheinlich mit mancher mit der jüngsten politischen Entwicklung Irlands Unbekannte annehmen, daß diese Nationalregierung nur ein Scheinleben führt und keinerlei andere Machtmittel besitzt als einen im geheimen ausgeübten Terror. Das ist unrichtig. Die irische Nationalregierung hat nicht nur einen geheimen Verwaltungsdienst eingerichtet, sondern auch ihre eigene irische Polizei und ihre eigenen Gerichtshöfe, die in den rein nationalen Gegenden Süd- und Westirlands meist gut funktionieren und bei ihren Rechtshandeln sogar oft von Engländern in Anspruch genommen werden.

Ich möchte mich auch in diesem Fall, um nicht den Anschein der Voreingenommenheit oder der Übertreibung zu erwecken, auf die Bericht englischer Politiker in englischen Zeitschriften berufen. So berichtet zum Beispiel Basil Williams in der letzten Nummer von »New Europe« über diese Sinn-Fein-Regierung:

Ihren erwählten Vertretern ist es verboten, sich zu versammeln. Einige sind in den Kämpfen erschossen worden; manche von ihnen sitzen im Gefängnis oder werden von der Justiz verfolgt. Die Sinn-Fein-Organisation, zu der eine große Mehrheit der irischen Bevölkerung gehört, ist für ungesetzlich erklärt worden, und die Versuche dieser irischen Regierung, Gesetze auszuführen und die Mittel zu studieren, die Lebensverhältnisse des Volkes zu verbessern oder die gewöhnlichen Verrichtungen einer Regierung zu erfüllen, werden als Verrätereien behandelt. Diese irische Regierung hat auch keine regelmäßigen Einkünfte; sie ist, um ihre Arbeiten ausführen zu können, lediglich auf unbezahlte Freiwillige und auf die freiwilligen Beiträge angewiesen, die in Irland oder von den Iren jenseits des Ozeans beigesteuert werden.

Dennoch, obgleich die Sinn-Fein-Regierung außerhalb des Gesetzes steht und wie Jagdwild gehegt wird, lebt sie nicht nur weiter, sondern verrichtet auch, wie Mr. Williams sagt, teilweise ihre Funktion mit beträchtlichem Geschick:

Sie hat ihre eigene republikanische Polizei, deren Mitglieder gewärtig sein müssen, festgenommen oder niedergeschossen zu werden, wenn sie bei der Ausführung ihres Werkes von der rivalisierenden (englischen) Polizei oder dem Militär angetroffen werden, und doch ist diese Polizei (der Sinn-Feiner) in manchen Teilen Irlands die einzige Macht, die fähig und willens ist, die gewöhnlichen polizeilichen Pflichten der Verhütung und Aufdeckung von Verbrechen zu erfüllen. Sinn-Fein hat auch seine eigenen republikanischen Gerichtshöfe, vor denen nicht nur Kriminalfälle verhandelt, sondern vor die auch oft freiwillig von Privatpersonen ihre zivilen Streitigkeiten gebracht werden. In Kriminalfällen scheinen die abgegebenen Urteile und die festgesetzten Strafen dieser Gerichte gewöhnlich als berechtigt hien- teile und die festgesetzten Strafen dieser Gerichte gewöhnlich als berechtigt hien- Strafbefehle zu erlassen, die Rückgabe von gestohlenen Gütern sowohl an Unionisten¹ wie an andere Personen zu erzwingen und sogar die Verbannung von der Grünen Insel auszusprechen. Sie haben auch die Schließung der Wirtschaften zu

¹ Die konservativen und gemäßigt liberalen Anhänger des Vereinigbleibens Irlands mit England.

bestimmten Stunden durchgesetzt. Unerlaubte Destillationen werden auf ihre Verfügung hin zerstört und der Trank in die Flüsse gegossen. Selbst dem Viehwegtreiben (von den Gütern der Landlords) haben sie in manchen Fällen Einhalt getan. Es fehlt sogar nicht an Beispielen, daß in privaten Streitfällen auch die Unionisten sich an solche Gerichte gewendet haben, teils weil diese sich eines allgemeinen Vertrauens erfreuen, teils weil sie oft die einzigen Gerichtshöfe sind, die die Fähigkeit besitzen, die Beachtung ihrer Entscheidungen durchzusetzen.

Solche Zustände dünken manchen vielleicht geradezu unwahrscheinlich; doch werden sie von den verschiedenen Seiten bestätigt, und zwar von Engländern. Auch der bereits im ersten Artikel erwähnte Lord Monteagle rühmt in seinem Aufsatz über das irische Problem (Septembernummer der »Contemporary Review«) die Tätigkeit der Sinn-Fein-Gerichtshöfe. Nachdem er auseinandergelegt hat, wie mit dem Verfall des alten Polizeiwesens auch die englische Strafrechtspflege und selbst die Ziviljustiz in Irland zusammengebrochen ist, fährt er fort:

Während so das Polizeisystem zusammenbrach und das Justizsystem mehr und mehr gelähmt wurde, hat Sinn-Fein in drei Vierteln von Irland zunächst Schiedsgerichte und darauf nach und nach Zivil- und Kriminalgerichte errichtet — Gerichte, die ihre Autorität von der irischen Regierung herleiten und, wenn nicht *de jure*, doch *de facto* Strafen verhängen, Bestrafungen vollziehen und Rechtsentscheidungen fällen.

Ferner aber hat Sinn-Fein sich eine eigene Polizei geschaffen, deren Tätigkeit sich besonders auf die Verhütung und Entdeckung von Diebstählen, Einbrüchen, Pöbelegessen und ferner auf die Ausführung der von den Sinn-Fein-Gerichten erlassenen Befehle richtet.

Natürlich sind diese Handlungen der »Regierung« usurpatorische Akte, und obgleich manchmal allem Anschein nach die Behörden recht gern darüber hinwegsehen würden, werden sie häufig von der Militärpolizei unterdrückt oder durchkreuzt und müssen daher unter großen Schwierigkeiten ausgeführt werden....

Die Sinn-Fein-Gerichte lassen sich nicht so leicht unterdrücken, aber auch sie sind gezwungen worden, »unterirdisch« zu verhandeln.

Das Bemerkenswerte, sowohl was diese Gerichtshöfe als die Polizei anbetrifft, ist ihr großer Wirkungskreis. Auch Landlords, Viehzüchter, Ladenbesitzer und Farmer haben häufig freiwillig diese Gerichte angerufen, die Richtigkeit ihrer Entscheidungen anerkannt und ihren Dank für die Durchführung der betreffenden Verfügungen durch die Sinn-Fein-Polizei ausgesprochen.

Wo die englische Militärpolizei und die illegale irische Sinn-Fein-Polizei in den politisch aufgeregten Distrikten nebeneinander »arbeiten«, fehlt es natürlich nicht an blutigen Reibereien; in den ländlichen Gegenden, wo die Militärpolizei fehlt und die Sinn-Fein-Polizei allein den »Dienst« versieht, soll es dagegen, wie von Reisenden versichert wird, durchaus friedlich hergehen. So berichtet zum Beispiel in der von J. Ramsay Macdonald herausgegebenen »Socialist Review« (Oktober-Novemberheft) Margaret Newbould, die als Touristin von Cork an der Küste entlang nach Schull und von dort nordwärts über wenig begangene Gebirgspfade nach Killarney gewandert ist, daß sie, obgleich sie durch ihren Dialekt sofort als Engländerin erkannt wurde, überall die freundlichste Aufnahme gefunden hat:

»In jenen drei herrlichen Wochen«, schrieb sie, »habe ich keinen einzigen Unionisten getroffen. Sogar der Protestant vergißt die Religion über die neue Bewegung und hat anscheinend keine Furcht mehr vor »Roms Herrschaft«. Diese Ein-

kracht ist ebensosehr durch das Versagen der englischen Regierung wie durch den Abscheu vor ihrer Methode hervorgerufen. So sehr auch so ein irischer Protestant sticheln und höhnen mag über die „gaelische Erneuerung“, kommt er doch am Ende seiner Wißgelei zu dem Schlusse: „Aber ihr Engländer habt niemals Irland regiert und werdet das auch niemals; warum könnt ihr uns denn nicht allein lassen?“ Das ist tatsächlich alles, was wir für Irland tun können.“

Die Verfasserin hat recht. Das beste, was England heute tun kann, wäre, Irland sich selbst zu überlassen. Halbe Homerule-Zugeständnisse vermögen Irland nicht mehr zu befriedigen. Die jahrhundertelange Mißwirtschaft Englands auf Erins Boden hat abgewirtschaftet. Die englische Autorität ist völlig dahin. Nur durch Anwendung der brutalsten Militärgewalt vermag England äußerlich noch den Anschein aufrechtzuerhalten, als regiere es in Irland. Allerdings wäre für Englands Weltherrschaft die Konstituierung Irlands als selbständige »Irische Republik« ein Riesenverlust.

Die Frauen und die Partei

Ein Nachtrag zum Kasseler Parteitag

Von Henni Lehmann (Öfftingen)

Auf dem Parteitag in Kassel berichtete Marie Juchacz, daß die Zahl der in der Partei organisierten Frauen zurückgegangen sei, während auf dem Frauentag von verschiedenen Seiten der Wunsch ausgesprochen wurde, die Frauen stärker herangezogen zu sehen zu verantwortlichen Stellen. Bei Wahlen müßten den Frauen auf den Listen mehr und sicherere Plätze eingeräumt werden, und ferner sei es nötig, mehr Parteisekretärinnen anzustellen. Vor allem aber müßten die in der Partei arbeitenden Frauen in Fühlung zueinander gebracht werden. Dieser Wunsch nahm stellenweise sogar die Form einer Anklage an.

Die Frage des Verhältnisses der Frauen zur Partei ist ernsthaft genug, um auf Grund solcher Forderungen ein genaues Durchdenken nötig zu machen. Zunächst ist die Frage zahlenmäßig von Belang. Wir haben etwa anderthalb Millionen mehr Frauen als Männer in Deutschland. Die Frauenstimmen vermögen daher bei den Wahlen den Ausschlag zu geben. Nun haben wir es bei den letzten Reichstagswahlen erlebt, daß, da man an einzelnen Orten (Köln, Hannover) Frauen- und Männerstimmen getrennt zählte, ein Überschuß der Frauenstimmen über die Männerstimmen festgestellt wurde bei der Zentrumspartei und den Deutschnationalen. Bei allen anderen Parteien blieb die Zahl der Frauenstimmen hinter der der Männerstimmen zurück. Wenn man auch bei den Zentrumswählerinnen diese Erscheinung erklärt aus dem starken persönlichen Einfluß der Geistlichen, so ist doch kaum anzunehmen, daß bei der Stimmenabgabe für die Deutschnationalen der kirchliche Einfluß ebenfalls von erheblicher Bedeutung war. Es ist dort aber gelungen, die große Zahl der Wählerinnen in ein stärkeres Verhältnis zur Partei zu setzen und sie organisatorisch besser zu erfassen.

Die organisatorische Erfassung der proletarischen Frauen, denn um diese handelt es sich in erster Reihe, sollte bei der Art unserer Parteiorganisationen eigentlich nicht allzu schwer sein. Dennoch gelang sie bisher nicht. Wer Gelegenheit hat, viel in kleineren Orten und auf dem Lande zu

sprechen, der wird in den Wahlvereinen immer wieder die gleiche Klage hören, daß es gar nicht oder nur sehr schwer möglich ist, die Frauen in den Vereinen zu organisieren oder sie zum Besuch der Wahlvereinsversammlungen zu veranlassen. Nur an den Orten, wo eine eifrige und organisatorisch geschickte Genossin arbeitet, bietet sich ein anderes Bild. Das spricht dafür, daß in der Tat die Zahl der Parteisekretärinnen zu vermehren ist, damit die Frau zur Frau sprechen kann; denn lange nicht an allen Orten sind solche Genossinnen bis heute vorhanden, die die organisatorische Arbeit einer Sekretärin überflüssig machen.

Die organisatorische Erfassung der Frauen jedoch ist in den allermeisten Fällen eine Vorbedingung dafür, daß sie wirklich in ein inneres nahestes Verhältnis zum Sozialismus kommen. Der umgekehrte Weg wäre natürlich der idealere, der grundsätzlich richtige, daß nämlich zuerst die Probleme des Sozialismus und der Demokratie erkannt werden und dann auf Grund des inneren Bekenntnisses zu ihnen, auf Grund des Zwanges durch gefestigte Überzeugung, der Weg zur Partei gefunden wird. Doch wenn wir ehrlich sein wollen: Wie groß ist überhaupt die Zahl derjenigen, Männer wie Frauen, in jeder politischen Partei, die auf der Basis einer vollausgereiften, sozusagen wissenschaftlichen Erkenntnis und Weltanschauung dieser Partei folgen? Wieviel größer ist nicht die Zahl der anderen, die auf Grund allgemeiner Vorstellungen und gefühlsmäßiger Eindrücke sich anschließen, allzu leicht durch bestechende Schlagworte geblendet? Gerade das erklärt die ungeheuren Schwankungen im Stimmenverhältnis der Parteien, die wir bei ganz kurz aufeinanderfolgenden Wahlen erlebt haben. Die meisten werden über die eigentlichen Probleme erst nach der organisatorischen Erfassung durch die Veranstaltungen der Partei und durch eine geeignete Presse wirklich zur Klarheit und Festigkeit gebracht, wenn sie diese überhaupt ihrer Befähigung und ihrem Willen nach zu erlangen imstande sind. Es muß uns aber darauf ankommen, die Frauen zu solcher Klarheit und Festigkeit zu führen, wie jedes männliche Parteimitglied. Gedankenlose Mitläufer bedeuten eine Gefahr, da mit ihnen sozialistische Ziele kaum zu verwirklichen sind.

Fraglos scheint mir, daß sowohl die Deutschnationalen wie die Zentrums-politiker besser verstehen, wie ich schon oben sagte, ihre Frauen in ein starkes Verhältnis zur Partei zu bringen, und der Grund scheint mir zum Teil darin zu liegen, daß ihnen die gefühlsmäßige Erfassung besser gelingt. Dieser sind sicherlich Frauen stärker zugänglich als Männer: »Wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib«, dieses Schillerwort läßt sich wohl auch auf die politische Überzeugung deuten. Die Überzeugungen des Herzens sind überhaupt die besten und bei den Frauen die einzig zuverlässigen. Es wäre wohl nicht allzu schwer, die Frauen den Sozialismus lieben zu lehren, wenn er nicht nur gezeigt würde als eine platte wirtschaftliche Nützlichkeitslehre, sondern als eine sittliche Weltanschauung, die aus den tiefsten Quellen eines guten menschlichen Empfindens entspringt und anknüpft an die besten Traditionswerte. Die Frau steht allgemein fester in der Tradition als der Mann. Es entspringt dies natürlich ihrem stärkeren Verwurzelte sein im Hause und in der Familie. Wer mehr hinaustritt und mehr herumgetrieben wird im Leben, löst sich leichter von überkommenen Anschauungen. Gerade dieses weibliche Hängen an der Tradition erklärt mir den Einfluß der Deutsch-

nationalen, die ja unentwegt im Gewesenen wurzeln, auf eine Anzahl von Frauen.

Wenn ich sagte, daß die Frauen stärker gefühlsmäßig zu erfassen sind als bisher, so meine ich beileibe nicht, daß mit billigen Sentimentalitäten an sie herangefahren werden soll. Sentimentalität ist immer oberflächlich; der sittliche Gedankeninhalt des Sozialismus sollte jedoch an die Tiefen rühren. Wer Marx gelesen hat, weiß, wie heiß bei aller klaren Erwägung wirtschaftlicher Beziehungen und Notwendigkeiten Schmerz und Zorn in ihm brannten über das ungezählte Menschenleid, das durch die vorhandenen wirtschaftlichen Bedingungen geschaffen worden ist, über die ungeheure Ungerechtigkeit unserer gesellschaftlichen Ordnung. Was soll die ganze Umstellung der Produktion, der Übergang von Produktionsmitteln aus privatem Besitz in den Machtbereich der Allgemeinheit letzten Endes bezwecken, wenn nicht ein besseres Recht der zu lange Entrechteten? So will der Sozialismus gefühlt und erlebt werden, und dazu werden besonders Frauen fähig sein. Er will auch so als große Entwicklung begriffen werden, nicht als persönlicher Einzelnutzen, als den ihn zu sehen gerade heute noch eine Anzahl von Frauen geneigt ist. Diesen kann die Enttäuschung nicht ausbleiben, dann aber werden sie lahm in ihrem Interesse für Sozialismus und Demokratie — freilich nicht nur Frauen.

Nur Verantwortlichkeit erzieht. Frauen waren bisher so frei von jeder politischen Verantwortlichkeit, daß es nicht verwunderlich ist, wenn ihnen heute, da sie plötzlich die Verantwortlichkeit des Wahlrechts fragen, die politische Erziehung fehlt. Und je weniger Frauen innerhalb der Partei selbst eine politische Verantwortung zu tragen haben, desto langsamer wird die Erziehung vonstatten gehen.

Damit komme ich zu der auf dem Kasseler Frauentag erhobenen Forderung, die Frauen mehr herauszustellen in verantwortliche Stellen. Wenn man an Einzelorten oder auch im großen diese Forderung vertritt, so erhält man zunächst die Antwort: »Wir haben keine, oder wir haben nicht genug geeignete Frauen.« Da bewegen wir uns dann freilich in einem *circulus vitiosus*. Die Frauen reifen nicht genügend, weil man ihnen keine Verantwortlichkeit überträgt, und man überträgt ihnen keine Verantwortlichkeit, weil sie nicht genügend reif sind. Irgendwo auf einer der beiden Seiten muß denn doch der Anfang gemacht werden, und da glaube ich allerdings sehr stark an ein Hineinwachsen in die Verhältnisse. Das Wort: »Wem der liebe Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand« hat sich ja wohl im alten Deutschland nicht allzu glänzend bewährt, aber es hat doch seinen gesunden Kern. Wenn man Frauen für Parteiämter, für Wahllisten bei den verschiedenen Körperschaften aussucht nach ihrer allgemeinen persönlichen Art und Eignung, so werden sie im Amt und in der Verantwortung lernen, vielleicht oft überraschend schnell. Man darf sie freilich nicht nur als Dekoration hinstellen, sondern muß ihnen wirklich Arbeit und Verantwortung überfragen.

Nun komme ich zu einer letzten Erwägung, die vielleicht einigermaßen heikel ist. Nicht die Frau nur, auch der Mann wurzelt gefühlsmäßig in der Tradition. Und wenn er noch so sehr überzeugter Sozialist ist, noch so sehr den Standpunkt als richtig erkennt, daß jedem gleiches Recht werden soll, ohne Unterschied der Rasse, des Geschlechts usw. — im persönlichen Leben hängt

ihm noch die Eierschale der überkommenen Einstellung der Frau gegenüber an, die Meinung, daß sie sich eigentlich um gewisse Dinge nicht zu kümmern braucht, und dazu gehört, wenn es auch viele nicht eingestehen, die Politik. Daß die öffentlichen Angelegenheiten die Frau nichts angehen, ist im letzten Grunde ein Überrest der alten Hörigkeit der Frau, die ein Ding war und über sich bestimmen lassen mußte. Es gibt nichts, was sie mehr angeht, als innere und äußere Politik, denn alle Entwicklungen ihres persönlichen Lebens in Haus und Familie, ihre ganze Stellung in gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung hängt von der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten ab. Und gerade weil die Frauen hörig waren, ist für sie noch so unendlich vieles umzugestalten. Daß diese Umgestaltung auch auf dem Wege liegt, den der Sozialismus Hand in Hand mit der Demokratie zu gehen hat, unterliegt keinem Zweifel. Auch das müßte viel weitgehendender als bisher von der großen Schar der Frauen begriffen werden, um sie der Partei, die auf der Grundlage des Sozialismus und der Demokratie arbeitet, zu verbinden. Dafür würde freilich ein wenig mehr direkter Anschauungsunterricht durch die sozialistische Praxis, ein möglichst rasches allgemeines Abstreifen der oben erwähnten Eierschalen (auch in bezug auf andere Fragen: Entlohnung der Frau, Ausbildung, Berufsausübung) recht sehr von Nutzen sein.

Endlich muß noch ein Fehler vermieden werden. Allzusehr ist man geneigt — übrigens bei allen Parteien —, die Arbeit der Frauen auf bestimmte Interessen zu beschränken. Kinderfürsorge, Wohlfahrtspflege, kurz Arbeitsgebiete, auf denen bisher schon Frauen sich bewährt haben. Es ist ja natürlich, wenn man sie besonders hinzuzieht auf Gebieten, auf denen sie Sachverständige sind, aber das Hinzuziehen darf kein Zurückdrängen werden, kein Zurückdrängen von anderen Aufgaben, von der Mitarbeit an großpolitischen Fragen — sonst müßte es durchaus den Gesichtskreis verengen. Alles das sind Fragen persönlicher Eignung und individuellen Interesses. Es gibt Männer, die viel von Kinderfürsorge und gar nichts von Politik verstehen, und Frauen, bei denen es umgekehrt ist; und es gibt Männer und Frauen, die auf beiden Gebieten leistungsfähig sind. Wer allgemein tüchtig ist, pflegt, wo er auch steht, etwas zu leisten. Gerade den großpolitischen Sinn und das Verständnis der Frauen zu erziehen, darauf kommt es an.

Das Ganze ist überhaupt wesentlich eine Erziehungsaufgabe für Frau und Mann, eine Aufgabe, die zu lösen ist, wenn die rechte Beziehung zwischen Frau und Partei geschaffen werden soll. Wir dürfen über allen drängenden praktischen Anforderungen und zu bewältigenden Problemen nie vergessen, daß die Erziehungsaufgaben letzten Endes die wichtigsten von allen sind, denn von ihnen hängt es ab, ob die Entwicklung einen Fortschritt bedeuten wird oder nicht.

Die Beitragsleistung zur Arbeitslosenversicherung

Von Dr. Biensfeldt (Hamburg)

Daß in der Ausführung begriffene Unternehmen der Arbeitslosenversicherung greift in noch größerem Umfang in das Wirtschaftsleben ein als die bisherige Sozialversicherung; liegt der Versicherungsfall der Arbeitslosenversicherung doch zum

großen Teil in der Organisation oder besser in der Nichtorganisation des Wirtschaftslebens begründet, während die Merkmale des Versicherungsfalles in der übrigen Sozialversicherung im wesentlichen in der Person des Versicherten zu suchen sind. Die bisherige Erwerbslosenfürsorge steht in sachlichem Zusammenhang mit dem Kriege, sie wird als Ausgleich für die Folgen des Krieges denjenigen Personen geboten, die sich infolge des Krieges durch gänzliche oder teilweise Erwerbslosigkeit in bedürftiger Lage befinden. Anders bei der Arbeitslosenversicherung: Hier begründet der aus allgemeinen wirtschaftlichen Ursachen eintretende Arbeitsmangel den Versicherungsfall. Der vorliegende Entwurf der Arbeitslosenversicherung sieht nun vor, daß die Mittel durch Beiträge der Arbeitgeber, der Versicherten, des Reiches und des für den Kassenbezirk zuständigen Gemeindeverbandes aufzubringen sind. Arbeitgeber und -nehmer sollen zu gleichen Teilen laufende Beiträge entrichten, während Reich und Gemeindeverband je ein Viertel der Beiträge von Arbeitgebern und -nehmern aufzuschießen. Zur Begründung dieser Beitragsverteilung wird folgendes vorgebracht:

»Wie bei der Kranken-, der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung rechtfertigt sich die Auserlegung eines Beitrags auf die Versicherten aus der Erwägung, daß sie für die Gestaltung ihres Beschäftigungsverhältnisses die eigene Verantwortung tragen. Die Arbeitgeber zu beteiligen ist um deswillen geboten, weil sie ein Interesse daran haben müssen, das Los der von ihnen Beschäftigten gegen die Wechselfälle des wirtschaftlichen Lebens sicherzustellen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben beide am Arbeitsertrag teil; beide sind aufeinander angewiesen.«

Man lese in der Begründung eines sozialpolitischen Gesetzentwurfs im Jahre 1920, die Auserlegung eines Beitrags auf die Versicherten rechtfertige sich aus der Erwägung, »daß sie für die Gestaltung ihres Beschäftigungsverhältnisses die eigene Verantwortung tragen«. Welche Weltfremdheit spricht aus diesem Satz! Wir wollen vollständig von der politischen Machtverschiebung absehen, wir wollen an die anderen neuen sozialpolitischen Gesetze gar nicht denken. Wir wollen vielmehr zurückgehen auf die Arbeiten des Kaiserlichen Statistischen Amtes in den Jahren 1905 bis 1906, deren Ergebnisse in einer Denkschrift über die bestehenden Einrichtungen zur Versicherung gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit im Ausland und im Deutschen Reich niedergelegt sind. Was hier an Zahlenmaterial sowohl wie an volkswirtschaftlichen Betrachtungen zusammengestellt ist, beweist allerdings das gerade Gegenteil, daß nämlich die Versicherten nur sehr wenig für die Gestaltung ihres Beschäftigungsverhältnisses die Verantwortung tragen, daß vielmehr das Beschäftigungsverhältnis überwiegend von der Jahreszeit (Saisonarbeiten) oder von der Konjunktur abhängig ist. In Magdeburg wurden zum Beispiel am 24. Januar 1904 1783 Arbeitslose gezählt. Hier von war in 1341 Fällen der Grund der Arbeitslosigkeit Arbeitsmangel, in 103 Fällen Witterungsverhältnisse und in 30 Fällen Betriebseinstellungen, -veränderungen oder -verlegungen. In den wenigen übrigen Restfällen sind die Ursachen mehr oder weniger abhängig von den Versicherten. Ein ähnliches Bild zeigte die Kölner Zählung vom 17. Januar 1904: In 80,4 Prozent der Fälle bestimmten allgemeine, von dem Willen des Arbeiters unabhängige Verhältnisse, in 19,6 Prozent andere Gründe den Eintritt der Arbeitslosigkeit. Dieses Verhältnis änderte sich bei einer Zählung vom 15. Februar 1905 nur unerheblich, indem 77,7 Prozent allgemeine wirtschaftliche gegen circa 22 Prozent persönliche Ursachen festgestellt wurden. Eine Münchener Zählung vom 27. November 1904 kam zu dem Ergebnis, daß unter den Ursachen der Arbeitslosigkeit bei den männlichen Personen der Mangel an Arbeit mit 71 Prozent weitaus den größten Raum einnimmt. Unter diesen Umständen war schon in jener Denkschrift ausgeführt, daß die unfreiwillige und unverschuldete Arbeitslosigkeit arbeitsfähiger Arbeiter aus wirtschaftlichen Gründen (Mangel an Arbeit) in erster Linie den Gegenstand jeder Arbeitslosenversicherung zu bilden haben. Auch der Entwurf folgt dieser Anschauung, indem er in § 14 die Gewährung der Arbeitslosenversiche-

zung ausschließt, wenn der Versicherte seine Stelle freiwillig ohne triftigen Grund aufgegeben hat oder wegen schuldhaften Verhaltens entlassen worden ist. Wie der Entwurf aber dann bei der Verteilung der Beitragslast noch von einer »eigenen Verantwortung der Versicherten für die Gestaltung ihres Beschäftigungsverhältnisses« sprechen kann, ist schwer verständlich. Die Arbeitslosenversicherung soll gerade nur denjenigen gewährt werden, die ohne eigenes Verschulden arbeitslos geworden sind, die somit für die Gestaltung ihres Beschäftigungsverhältnisses überhaupt nicht verantwortlich gemacht werden können.

Geht man aber von diesem an sich durchaus richtigen Grundgedanken des Gesetzentwurfes aus, so wird man der vorgesehenen Verteilung der Lasten der Arbeitslosenversicherung nicht beitreten können. Ähnlich wie bei den Saisonarbeitern die Löhne während der Saison schon unter Berücksichtigung der Erwerbslosigkeit während der stillen Zeit festgesetzt werden, müßten die Unkosten der Arbeitslosenversicherung grundsätzlich als Lohnzuschlag ausschließlich von den Arbeitgebern zu tragen sein. Die Ursachen der Arbeitslosigkeit, die den Versicherungsfall der Arbeitslosenversicherung begründen, sind in einer Reihe von Faktoren zu suchen, die bei jeder Wirtschaftskrise wiederkehren, Geldknappheit, Übermaß an spekulativen Neugründungen, Überproduktion und dergleichen, lauter Faktoren, für die das Unternehmertum mitverantwortlich gemacht werden muß. Den engen Zusammenhang zwischen Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit und Privatindustriepolitik zeigt besonders deutlich auch die letzte Absatzkrise, die durch den Staatssekretär Professor Dr. Hirsch in dem Wirtschafts- und Sozialpolitischen Ausschuss des Reichswirtschaftsrats ihre eingehende Darstellung und Bewertung fand. Auch die Literatur erblickt übereinstimmend in einer planmäßigen Gestaltung der Produktion eine der wichtigsten Maßnahmen gegen die Krisen. Liegt aber ein großer Teil dieser Ursachen für Krisen und Arbeitsfloodungen auf Seiten der Leitung der Produktion, so werden die hierfür verantwortlichen Stellen auch in stärkerem Umfang zu der Aufbringung der Mittel der Arbeitslosenversicherung herangezogen werden müssen. Gegenüber der im Entwurf vorgesehenen Halbierung der Beiträge wird man daher eine sachgemäßere Verteilung in der Weise vorzuschlagen haben, daß von den laufenden Beiträgen die Arbeitgeber drei Viertel und die Arbeitnehmer ein Viertel aufzubringen haben (auch die Driftteilung dürfte den Verhältnissen noch nicht entsprechen). Eine derartige Verteilung würde auch mit dem im Entwurf vertretenen Gesichtspunkt übereinstimmen, der die Beteiligung an der Aufbringung der Mittel als eine Frage der Leistungsfähigkeit jedes Teiles hinstellt, sie würde diesem Gesichtspunkt richtiger entsprechen als der Vorschlag des Entwurfes, in dem ausgeführt wird: »In welchem Umfang sie an der Aufbringung der erforderlichen Mittel beteiligt werden sollen, ist eine Frage der Leistungsfähigkeit jedes Teiles; der Entwurf schlägt vor, Arbeitgeber und Versicherte zu gleichen Beiträgen heranzuziehen.« Warum die Leistungsfähigkeit des Versicherten die gleiche sein soll wie die des Arbeitgebers, dafür bleibt der Entwurf die Begründung schuldig. Im allgemeinen darf man wohl annehmen, daß die größere Leistungsfähigkeit auf der Seite des Arbeitgebers liegt.

Wie hoch endlich die Beiträge gesetzt werden müssen, wird sich nach der Leistungsfähigkeit des Reiches und der Gemeinden richten. Es ist bekannt, daß die augenblickliche Finanzlage des Reiches die Verwirklichung aller bevorstehenden Geseze des Arbeitsrechts ernsthaft gefährdet. Sollte daher auch hier die vorgesehene Verpflichtung des Reiches und der Gemeinden die Ausführung der Arbeitslosenversicherung in Frage stellen, so dürfte man meines Erachtens vor einer höheren Beitragsleistung der Arbeitgeber um so weniger zurückscheuen, als die längere Beibehaltung der Erwerbslosenunterstützung der Reichserwerbslosenverordnung vom 26. Januar 1920 auf die Dauer nicht nur unsozial wirkt, sondern auch dem öffentlichen Finanzinteresse widerspricht.

Literarische Rundschau

Dr. Müller-Freienfels, *Psychologie der Religion*. (Sammlung Göschen, Band 805/806.) 1920.

Paul Feldkeller, *Die Idee der richtigen Religion. Eine Theorie der religiösen Erkenntnis*. Gotha 1920, F. A. Perthes N.-G. Preis 16 Mark.

Wie man aus der Anordnung des Ganzen schon ersieht, stellt Müller-Freienfels das Psychologische und Subjektive — den »Geist« — an die Spitze und leitet das Sachliche, Tatsächliche aus ihm ab, zum mindesten läßt er die Auffassung des letzteren vorwiegend von jenem bestimmt werden. Darum behandelt er im ersten Band die Psychologie angeblicher Offenbarungen und die sonstigen ideologisch-phantastischen Anschauungen über Religionsentstehung und kommt erst im zweiten Band zu den Mythen und Kulte (auch hier gehören die Kulte vor die Mythen). Es entspricht das seiner unbegründeten Voraussetzung, die Religion sei die Stellungnahme des Gefühls zur transzendenten Abergwelt. Die naturgeschichtlich und ökonomisch gerichtete Geschichtsauffassung muß aber daran festhalten, daß Religion in allererster Linie der aus Seelen- und Zauberglauben (von dem neuerlichen Prioritätsstreit zwischen beiden kann abgesehen werden) entstandene, vorerst reiner Nützlichkeit gewidmete Kult ganz konkret vorgestellter Geister ist. Erst als mit dem Entstehen einer höheren Gefühlswelt und des Gedankens einer transzendenten Abergwelt sich diese beiden dem Kult gegenüberstellen konnten, ist dieser einigermassen, aber niemals völlig, zurückgetreten. Eine »Religion« ohne Kult ist eben Philosophie oder richtungslose Schwärmerei. Der Verfasser sagt selbst sehr richtig: »Eine ganz intellektualisierte Religion hört auf, Religion zu sein.« Aber der von ihm befürwortete Waffenstillstand zwischen letzterer und dem Kult ist darum eine sehr zweifelhafte Sache.

Wir möchten dem Werkchen, weder der Kritik des ersten Bandes noch den Betrachtungen über die religiösen Vorstellungen und Handlungen des zweiten, nicht alles Verdienst absprechen. Der Verfasser ist völlig theologiefrei und überhaupt tendenzlos; er steht der Religion nur als wissenschaftlicher Betrachter gegenüber, wenngleich er sich von dem wissenschaftlichen Aberglauben an eine ursprüngliche »Naturerscheinungsreligion« noch nicht ganz frei gemacht hat und die systematische Entwicklung der religiösen Handlungen und Vorstellungen, wie sie die ethnologische Religionsgeschichte aufstellt, von ihm noch nicht angenommen ist. Freilich, wer nicht schon mehreres in das Gebiet Gehörige kennt, wird schon infolge des geringen Umfangs (200 Seiten Kleinoktav), insbesondere aber wegen der oft zu formalistischen Behandlung des Gegenstandes die Heftchen nur mit geringem Nutzen lesen.

Auf demselben Gebiet bewegt sich das tiefgründige religionsphilosophische Buch Feldkellers, der eine mystische Weltanschauung vertritt, ähnlich der Spinozas (aber verbunden mit der größeren Lebensfeindlichkeit der älteren deutschen Mystik), die man noch bis in die jüngste Zeit mit dem Pantheismus der modernen Naturwissenschaft zusammenwarf, die man jedoch neuerdings mit Recht als dessen völliges Gegenteil streng von ihm scheidet. Der erste Teil des Werkes behandelt die natürliche, das heißt uralte Kultreligion oder die »Verabsolutierung« des Menschlichen. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß sich die logische Unzulänglichkeit natürlichen religiösen Denkens ebensowenig bemängeln lasse wie seine erkenntnistheoretische Falschheit. »Die natürliche Religion läßt sich daher überhaupt nicht rechtfertigen. Denn die Wahrheitsfrage ist eine Kardinalfrage der Religion, und auf sie verzichten heißt aller Religion überhaupt entsagen. Darum besteht keine positive Religion vor ihrer immanenten Kritik. Es gibt, angesichts der Unmöglichkeit, die Urteile der natürlichen Religion zu beweisen, für einen denkenden und innerlich sauberen Menschen nur den Ausweg des ehrlichen »Atheismus«.« — Der zweite Teil: Die Religion des Geistes oder die Vermenschlichung

des Absoluten, zeigt das innere wie äußere (geschichtliche) Wachstum der mystischen Anschauung und »Erkenntnis« in hochinteressanter Darstellung. Daß seine und seiner Vorgänger Theorie einer transzendenten Geisteswelt konsequent oder gar beweisbar sei, will Verfasser selbst nicht behaupten — diese Unmöglichkeit liegt im Wesen der Mystik, deren Gefühle ja überhaupt sprachlich kaum darstellbar sind — »wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!« Das Organ hierfür wird eben beim modernen Menschen immer rudimentärer. Es wird wohl »der Geschichte ehernes Muß« sein, daß die gefühlsinnige und billige Liebe zur Gottnatur und Gottmenschheit immer mehr zurücktritt gegenüber der tatkräftigen und Opfer fordernden Verbrüderung der menschlichen Lebewesen. Sommer

Stephan Zweig, Romain Rolland. Der Mann und das Werk. Frankfurt, Rütten & Löning.

Romain Rolland ist heute eine der wenigen Hoffnungen jener Menschen, die gleich ihm auf das jenseitige Ufer gelangen und den Boden einer besseren Gesellschaftsordnung unter ihren Füßen fühlen möchten. Er ist unbeslekt von jenem häßlichen Makel der Kriegsberauschung, die anfangs so viele Köpfe verwirrte, und hat während des ganzen Krieges sein Leben und seine Freiheit aufs Spiel gesetzt, indem er in strenger Abgeschlossenheit und Vereinsamung unermüdlich die Feder gegen den Krieg führte. In den wenigen ihm zur Verfügung stehenden Schweizer Zeitschriften hat er Manifest um Manifest veröffentlicht, um das verwirrte Europa zur Besinnung zu rufen, mochten auch seine Bemühungen mit Lachen beantwortet werden. Erst jetzt darf er die Früchte seines unermüdlichen Kampfes einheimsen. Vor dem Kriege ein Unbekannter — bis der Akademiepreis für den vollendeten »Jean Christophe« und Übersetzungen des Werkes in eine Reihe fremder Sprachen ihn berühmt machten —, ist er heute ein Führer der geistigen Welt. Von der Presse zunächst totgeschwiegen, hat er ohne andere Anerkennung als die Selbstbefriedigung Werk auf Werk geschaffen, über deren reiche Fülle die eben erschienene Biographie Romain Rollands »Der Mann und das Werk« von Stephan Zweig erschöpfend Aufschluß gibt. Daß die erste tief in das Wesen und Wirken des großen Franzosen eindringende Lebensbeschreibung (die 1912 von dem Schweizer Paul Seippel veröffentlichte ist wenig bekannt geworden) von einem Deutschen stammt, ist Zeichen und Merkmal seiner ins Welt wirkenden Persönlichkeit.

Es ist Stephan Zweigs Verdienst, uns die in mönchischer Einsamkeit schaffende Gestalt des französischen Dichters nahegebracht und sein Leben und Arbeiten in beschwingter, von Daten und kleinlichem Beiwerk unbeschwerter Darstellung geschildert zu haben. Indem er das Werk Romain Rollands bis zu seinen ersten Anfängen, von denen sich nicht viel mehr als die bloßen Titel erhalten haben, verfolgt, stellt er die Zusammenhänge zwischen jenen ersten Äußerungen eines höchsten Idealen zugewandten Geistes mit den jüngsten Manifesten aus der Kriegszeit und der ihm folgenden Epoche des verhängnisvollen Friedens her und verknüpft die Fäden, die von den Gestalten seines »gläubigen« Schaffenskreises zu denen der Revolutionsdramen, der tragischen Helden seiner heroischen Biographien und zu der Hauptfigur seines künstlerischen Schaffens, zum »Jean Christophe«, führen. Er löst die Erscheinungen aus ihrer stofflichen Umgebung und läßt ihre Wesenheiten als in der Form vielfältig wechselnden, aber stets inhaltgleichen Ausdruck der Weltanschauung des Dichters erkennen. Denn sowohl die Wahl der Stoffkreise — nie begnügt sich Romain Rolland mit einem Ausschnitt aus dem Weltbild, nie mit einer Einzelheit, immer sucht er den großen Rahmen, in den er sein Werk hineinsetzt (die Zeit der Renaissance, der Revolution) — als die Wahl seiner Helden, die alle Fanatiker und Märtyrer einer Idee sind, zeigt deutlich, daß hier ein Geist auf der Suche ist, der nichts Wesensfremdes gestalten, sondern nur

seine eigenen inneren Erlebnisse in Fleisch und Blut kleiden, seinen Ideen Beweiskraft verleihen möchte, indem er ihr Vorkommen bei verwandten Geistern aufzeigt.

Wie alle in zwanzigjährigem, einsamem Ringen zutage geförderten Arbeiten nur Vorbereitung für Romain Rollands Hauptwerk scheinen, an dem er fast fünfzehn Jahre trug, für seinen »Jean Christophe«, so stellt auch Stephan Zweig dieses Buch in den Mittelpunkt seiner Darstellung. Er weist mit Nachdruck auf das Freundespaar Jean Christophe und Olivier hin, das in edlen Verkörperungen französischen und deutschen Geist repräsentiert, und läßt an mehreren Stellen den Dichter selbst zu Worte kommen, wo dieser seiner schweren Vorahnung künftiger Kriege zwischen Deutschen und Franzosen Ausdruck gibt. Denn Romain Rolland war lange Jahre, bevor der Krieg über Europa hereinbrach, gepeiniget von der Sorge des Zusammenpralls von »Geist und Gewalt«.

Von Johann Christoph und seinem immer wieder betonten Versöhnungsgedanken führen direkte Wege zu dem Wirken Romain Rollands während des Krieges, zu seinen ergreifenden, später in Buchform herausgegebenen Aufsätzen »Über dem Gefummel« und »Die Vorläufer«, zu dem satirischen, im November 1918 vollendeten Schauspiel »Lilull« und dem erst nach vierjähriger Arbeit, Sommer 1920, herausgegebenen Roman »Clérambault«. In allen diesen Werken setzt sich der Dichter mit dem Geiste des Krieges auseinander, da ihm die Bekämpfung des Krieges in seiner grausamen Wirklichkeitsform unmöglich und aussichtslos erscheint. Den »Geist des Krieges« aber sieht er verkörpert in den Diplomaten und Intellektuellen, den Zeitungsschreibern und Literaten, und sie stellt er daher auch als die Schuldigsten am Kriege und die gefährlichsten Feinde von Volkswohl und Völkergemeinschaft hin.

Trotz selbsterlittenen und mitangeschauten Unrechts ist Rolland, ein würdiger Schüler seines russischen Meisters Tolstoi, kein Menschenhasser und Menschenverächter geworden, sondern bietet den gequälten Brüdern dieser unvollkommenen Erde immer wieder seine hilfreiche, oft zurückgestoßene Hand. Hat auch der Weltkrieg seine frohe Hoffnung zunichte gemacht, in die das 1902 geschriebene Drama »Die Zeit wird kommen« ausklang: die Hoffnung, daß es bald eine Zukunft geben werde, da der Welt Herrschaftsbüchel zertrümmert am Boden liegt, so geht er doch neuerdings daran, einen Bau zu errichten, in dem alle Völker heimisch sind und in Frieden und Freundschaft leben sollen, den Tempel der »Clarté«, zu dem er in enger Gemeinschaft mit Henri Barbusse, Anatole France, Marcel Martinet den ersten Spatenstich getan hat.

Dr. Irma Hift

Max Schippel, Arbeitsgemeinschaften, Betriebsräte und Gewerkschaften in England. Dresden 1920, Verlag von Zahn & Jaensch. Preis 5 Mark.

In der Reihe der »Veröffentlichungen der sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft« erscheint als neuntes Heft diese von Max Schippel besorgte Übersetzung der Whitley Reports, der Berichte einer im Auftrag der Regierung gebildeten, zum Teil aus Gewerkschaftsvertretern bestehenden Sachverständigenkommission über Betriebsausschüsse, Einigungswesen, Schiedsgerichte und andere einschlägige Fragen. Die Kommission macht verschiedene Vorschläge zur Durchführung der für notwendig erachteten Betriebsdemokratie: In Industrien mit starken Organisationen sollen paritätische, zentrale Industrieausschüsse, paritätische Bezirksausschüsse und Betriebsräte gebildet werden, für schwach oder gar nicht organisierte Industrien wird die Anpassung und Ausdehnung des Systems der Lohnämter empfohlen. Hierdurch soll eine repräsentative paritätische Vertretung der betreffenden Industrien geschaffen werden, die alle wirtschaftlichen Angelegenheiten zu behandeln und für die fortschreitende Hebung der Industrie zu sorgen haben. Außerdem wird gefordert, daß möglichst bald in jeder Fabrik und Werkstätte ein Betriebsrat geschaffen wird als Vertretung der Betriebsleitung und der Arbeiterschaft, der die

Aufgabe hat, alle Fragen zu besprechen, die das Leben und Treiben und Wohlergehen der Arbeiter sowie den Erfolg der Arbeit betreffen. Außerdem werden Vorschläge gemacht zur Errichtung beziehungsweise Ausbau der Einigungsämter und Schiedsgerichte.

Der Herausgeber weist in seinem Vorwort darauf hin, daß die Einzelheiten dieser Berichte in Deutschland bislang noch unbekannt geblieben seien, weshalb eine Veröffentlichung im Wortlaut angebracht erscheine. Wie in Deutschland, so gehe auch in England das Streben dahin, lebensvolle, gemeinsame Vertretungen des organisierten Unternehmertums und der organisierten Arbeiterschaft ins Leben zu rufen, um dadurch eine Selbstverwaltung aller Wirtschaftskräfte zu schaffen. Das Ziel sei die Errichtung eines überragenden nationalen Wirtschaftsparlamentes. In interessanten Ausführungen zieht Schippel Vergleiche zwischen der deutschen und englischen Entwicklung zur Betriebs- und Wirtschaftsdemokratie, wobei er hervorhebt, daß die englische Auffassung dahin gehe, nur Vertreter der beiderseitigen Organisationen zu diesen Wirtschaftsparlamenten zuzulassen.

Die vorliegende Schrift verdient das Interesse und das Studium aller jener Personen, die als Gewerkschaftsleiter oder als Betriebsräte oder als Mitglieder von Schlichtungsausschüssen und Arbeitsgemeinschaften tätig sind. Sie können manches daraus lernen.

Franz Laufkötter

Johann Fersch, *Am Kreuzweg der Liebe*. Roman. Wien-Leipzig, C. Barth. 143 Seiten.

Fersch geradezu unheimlich fruchtbare Feder hat schon wieder einen neuen Roman vollendet. Wie zahlreiche andere Veröffentlichungen desselben Autors ist auch *Am Kreuzweg der Liebe* eine Streitschrift des Neomalthusianismus gegen den Mutterchaftszwang. Die Dornenkronen falscher Moralanschauungen sind um die Stirnen zweier sympathischer, wenn auch für Fersch besondere Zwecke ein wenig stark konstruierter Brautleute gewunden. So ziemlich alles, was die Gegenwart geistig-revolutionär durchbrodelt, ist in einen Topf geworfen: Sozialismus, Malthusianismus, Kirchenaustritt, Korpfscherei, überlebtes Strafrecht usw. An Handlung fehlt es dem Buche nicht; auch eine — leider nur etwas geschaubte — Tragik ist ihm nicht abzuspochen. Aber als Dichtung ist es auf keinen Fall zu bewerten; höher als eine brave, sicherlich gut gemeinte Streitschrift kann man den neuen Roman Fersch wohl kaum einschätzen.

1

Wilhelm Meyer-Förster, *Die Liebe der Jugend*. Erzählung. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. Preis 15 Mark.

Der Verfasser des vielgelesenen und noch mehr aufgeführten Nährstücks *Alt-Heidelberg* hat soeben eine neue Buchveröffentlichung seinen Zeitgenossen überreicht. Wenn der Verfasser von *Alt-Heidelberg* nicht so überaus erfolgreich gewesen wäre, brauchte man auf sein neues Buch an dieser Stelle erst gar nicht hinzuweisen: weder inhaltlich noch literarisch ist ihm ein besonderer Wert beizumessen. Im Gegenteil: es ist leichteste Durchschnittsware, fälschlich aufgeschminkte Raritätenauslese, was uns geboten wird. Eine Schülerliebe. »Er« ein durchs Abiturium rassender Primaner, »sie« der übliche Backfisch, Tochter eines polternden Offiziers mit dem bekannten goldenen Herzen. Natürlich können sie »zusammen nicht kommen«. So wird er denn ein gefeierter Schriftsteller und sie eine biedere Leutnantsfrau. Alles das aber interessiert natürlich die Leser der *Neuen Zeit* verzwweifelt wenig; das aber dürfte sie interessieren, daß diese Erzählung mit einer Nährfeligkeit sondergleichen arbeitet, daß sie inhaltlich lebensunwahr anmutet und schon aus diesem Grunde Arbeitern nach Möglichkeit fernzuhalten ist.

—n

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 15

Ausgegeben am 7. Januar 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Karl Legien †

Die alte Garde der deutschen Arbeiterbewegung, die Schar jener Männer, die schon während der harten Jahre des Sozialistengesetzes sich der Arbeiterbewegung angeschlossen und seitdem in deren Reihen als Führer und Leiter politischer und gewerkschaftlicher Organisationen manchen schweren Kampf überstanden haben, schmilzt immer mehr zusammen. Wieder hat ein tückisches Geschick einen der Besten dieser alten Kämpfer aus unseren Reihen gerissen, einen Organisator und klugen, mit scharfen Augen die Erfolgsmöglichkeit abwägenden Taktiker, wie die deutsche Arbeiterschaft bisher nur ganz wenige befaßt hat: Karl Legien, den früheren Vorsitzenden der Generalkommission der Gewerkschaften und späteren Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, der zugleich jahrelang an der Spitze der Gewerkschaftsinternationale gestanden hat. Wohl wußten wir, daß Legien an einem schweren Magenleiden (wahrscheinlich Magenkrebs) litt, und hörten auch, daß er vor Weihnachten nach einer Privatklinik im Westen Berlins geschafft worden sei, um sich dort einer Operation zu unterziehen; doch stand er vor unseren Augen so sehr als der Tatkraftige, körperliche Störungen mit fester Willenskraft Niederzwingende, daß wir fest hofften, er werde trotz seiner 59 Jahre bald wieder seine Tätigkeit als unbefristeter Führer der Gewerkschaftsbewegung aufnehmen können, hatte er doch, obgleich ihn sein Leiden zu größter Schonung nötigte, sich in seinem Pflichtgefühl nicht abhalten lassen, noch an den Besprechungen des Internationalen Gewerkschaftsvorstandes in Amsterdam und an dem Londoner gewerkschaftlichen Kongreß teilzunehmen. Um so schmerzlicher traf uns der Schlag, als am zweiten Weihnachtsfeiertag die Meldung einlief, Legien sei am Morgen infolge eines zweiten operativen Eingriffs gestorben.

Karl Legien ist aus der aufsteigenden deutschen Gewerkschaftsbewegung der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen und mit dieser Bewegung emporgewachsen: ein Mann, von dem man im vollsten Sinne des Wortes sagen kann, daß mit den Zwecken und Zielen der Gewerkschaftsbewegung stetig auch seine Ziele wuchsen, sein Überblick über das Wirtschaftsgetriebe sich weitete und mit dem Umfang der Aufgaben zugleich auch sein taktisches Geschick stieg. Er war in seiner ganzen Eigenart eng mit dem deutschen Gewerkschaftswesen verbunden, gewissermaßen selbst ein Produkt der Gewerkschaftsentwicklung, nur durch seine tiefere Einsicht und seine klare Erfassung jeweiliger Kampflagen über die meisten der übrigen Gewerkschaftsmitglieder auf eine höhere Stufe der Reifigkeit emporgehoben. In dieser Verwachsenheit

seines Wesens mit dem gewerkschaftlichen Leben und dessen Entwicklung liegt auch die Ursache, weshalb Legien, wenngleich auch ihm wie anderen Gewerkschaftsführern nach verlorengegangenen Streiks bittere Vorwürfe nicht erspart geblieben sind, einen so überragenden Einfluß auf die gewerkschaftliche Kampfpraxis auszuüben vermochte. Die Masse der Gewerkschafter fühlte sich, wenn Legien auch weiter sah und dachte, doch mit ihm gefühls- und wollensverwandt. Sie sah in ihm ein Stück ihrer eigenen Wesenheit, ihres eigenen Strebens.

Am 1. Dezember 1861 in Marienburg (Westpreußen) geboren, erlernte Legien in Thorn das Drechslerhandwerk, gelangte auf seiner Wanderung als Handwerksbursche nach Hamburg und schloß sich dort der gewerkschaftlichen Vereinigung seines Berufs an. Mit einem gewissen Organisations-talent ausgestattet, tatkräftig und gewandt, wurde er bereits mit dreißig Jahren Leiter der Vereinigung der Drechsler Deutschlands und darauf, nachdem 1890 die damaligen gewerkschaftlichen Verbände in der »Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands« eine ihre Kräfte zusammenfassende Spitze erhalten hatten, deren Vorsitzender. Heute eine mächtige, damals aber nur eine bescheidene öffentliche Stellung, denn die Mitgliederzahl belief sich erst auf 277 000. Unter Legiens geschickter taktischer Leitung wuchsen jedoch mit der rapiden Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat auch die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften, so daß der an die Stelle der Generalkommission getretene Deutsche Gewerkschaftsbund heute 59 Gewerkschaften mit ungefähr 8 Millionen Mitgliedern umfaßt.

Sicherlich hat zu diesem Erfolg der gewerkschaftlichen Organisationsbestrebungen die mächtige Entfaltung des industriellen Lebens in Deutschland während der letzten dreißig Jahre wesentlich beigetragen. Wäre Deutschlands Wirtschaftsgetriebe auf dem Stande des Jahres 1890 zurückgeblieben, alles organisatorische Geschick, alles Wissen und alle Tatkraft würden nicht jene gewerkschaftliche Riesenarmee von 8 Millionen Mitgliedern geschaffen haben. Aber einen beträchtlichen Anteil an diesem Erfolg hat immerhin Legiens Tatkraft und kühle taktische Fähigkeit, die starke Widerstände selten durch nutzlosen heftigen Anprall zu sprengen suchte, sondern sich meist, mit Scharfblick die Schwächen des Gegners erkennend, darauf verlegte, durch Besetzung einer Machtposition nach der anderen und kluges Abwarten des zum Hauptangriff geeigneten Moments, das erstrebte Ziel zu erreichen.

In dieser Abwartungstaktik lag eine besondere Stärke Legiens. Er hielt es für verkehrt, einem bezüglich seines Ergebnisses völlig unsicheren Frontangriff oder einem bloßen Augenblickserfolg große Kräfte zu opfern, wenn sich durch eine geschickte Umgehungstaktik das gleiche Resultat ohne solche Opfer erreichen ließ. Nüchterner Wirklichkeits- und Tatsachensinn, kluges Abwägen der gegenseitigen Stärke sind jene Eigenschaften, denen Legien vor allem seine Erfolge verdankt. Gewagtes Experimentieren oder das kühne Hinwegsehen über das historisch Gegebene waren ebenso wie das Berauschen an großen Worten und das Hineinphantasieren in schöne Illusionen seinem Wesen zuwider. Er hatte dafür nur ein verächtliches Lächeln. Wohl hatte er seine hohen Ideale und konnte recht warm werden, wenn er im Freundeskreis von ihnen sprach, aber er war viel zu sehr Gegenwarts-mensch und viel zu sehr auf praktische Gegenwartsarbeit eingestellt, als daß

er sich schöne Luftschlösser zu bauen vermochte. Ebensovienig war er wissenschaftlicher Theoretiker, wenn er auch der Theorie, sofern sie sich nicht in spekulative Hypothesen verlor, ihre Berechtigung nicht absprach. Obgleich kein Freund von Ignaz Auer, glied doch Legien diesem in vielen seiner Charakterzüge.

Den Phantasiemenschen und Zukunftskonstrukteuren, die ohne Wirklichkeitsinn sich an ihren phantastischen Idealgebilden berauschen und nur zu oft schöne Wünsche für Wirklichkeiten nehmen, hat denn auch Legien vielfach als trockener Nützlichkeitspolitiker, Gewerkschaftsbureaukrat und Revisionist gegolten. Tatsächlich ist er nie im gewöhnlichen Sinne Revisionist gewesen, sondern nur ein Politiker, dem seine Beobachtungsgabe nicht gestattete, den Unterschied zwischen historischer Wirklichkeit und idealen Zukunftshoffnungen zu übersehen, und der nicht glaubte, daß sich die einzelnen Phasen eines sich notwendig vollziehenden Entwicklungsganges überspringen lassen.

In dieser Eigenart Legiens liegt es auch begründet, daß er als sozialistischer Politiker und als Parlamentarier viel weniger hervorgetreten ist, denn als Gewerkschaftsführer. Zwar hat er von 1893 bis 1898 und von 1903 bis zu seinem Tode dem Reichsparlament angehört, aber in die großen politischen Debatten hat er selten eingegriffen. Seine parlamentarische Tätigkeit stand hauptsächlich im Dienste der Gewerkschafts- und Sozialpolitik. Dagegen war er bis zu seinem Lebensende eifrig bemüht, Brücken zwischen den Gewerkschaftsverbänden aller Kulturländer zu schlagen und sie in einer großen internationalen Organisation zusammenzufassen.

Der Tod hat Legien mitten aus rastloser Arbeit hinweggerufen, aus einem Werk, zu dessen mächtigem Aufbau er selbst in mehr als dreißigjähriger Tätigkeit Stein auf Stein herbeigeschleppt hat. Und wie dieser Bau wird auch der Name »Karl Legien« die Gegenwart mit ihren Kämpfen und Zweifeltigkeiten überdauern. Mit festen, unvergänglichen Lettern steht dieser Name in die Geschichtstafeln der deutschen Arbeiterbewegung eingegraben.

Sozialdemokratie und Agrarfrage

Kritisches zu den sozialdemokratischen Richtlinien in der Agrarpolitik¹

Von Ernst Andree (Hannover)

Seit es eine sozialdemokratische Arbeiterbewegung gibt, ist die Agrarfrage in der Partei erörtert und ein Agrarprogramm gefordert worden. Man hatte schon in der Jugendzeit der Bewegung erkannt, daß man mit einem auf die Agitation unter der industriellen Arbeiterschaft eingestellten Parteiprogramm auf dem flachen Lande nichts anzufangen vermochte. Das Bedürfnis nach einem besonderen Agrarprogramm war daher allgemein, aber erst 1895 war man so weit, daß dem damaligen Parteitag in Breslau

¹ Wir sind nicht mit allen Ansichten des Genossen Andree einverstanden, stellen aber seine sehr beachtenswerte Kritik um so bereitwilliger zur Diskussion, als wir es für durchaus nötig halten, daß der Aufstellung eines Agrarprogramms eine sorgfältige Erörterung der agrarpolitischen Fragen unserer heutigen Zeit vorausgeht.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

der Entwurf eines Agrarprogramms zur Beschlußfassung unterbreitet werden konnte. Dieser Entwurf wurde jedoch auf Antrag Kautsky verworfen, weil er, wie es in diesem Antrag hieß, »der Bauernschaft eine Stärkung des Privateigentums« in Aussicht stelle und »dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel« zuweise, die den Klassenkampf des Proletariats erschwerten.

Dann ging die Debatte weiter, bis endlich auf dem Parteitag in Jena (1913) eine Agrarstudienkommission eingesetzt wurde mit der Aufgabe, »die Entwicklungstendenzen und die derzeitigen Verhältnisse der Landwirtschaft zu studieren und der Partei das gewonnene Material zu unterbreiten«. Diese Kommission hat, nachdem sie einige sachkundige Genossen aus dem Reiche zur Mitarbeit herangezogen hatte, ihre Arbeiten auch aufgenommen, jedoch nicht vollendet, denn inzwischen brach der Krieg aus, der jeder gründlichen Untersuchung ein Ende machte. Dann kam der Zusammenbruch. Die Sozialdemokratie wurde aus einer Oppositionspartei die maßgebende Regierungspartei. Damit trat die Agrarfrage für die Partei aus dem Stadium der theoretischen Erörterung in das der praktischen Gegenwartarbeit. Immer dringender wurde das Bedürfnis nach einem brauchbaren Agrarprogramm, doch stellten sich der Lösung der Frage jetzt neue Schwierigkeiten in den Weg. Der ruhige Gang der Entwicklung in der Vorkriegszeit ist einer vorläufig noch unübersehbaren Neugestaltung der Dinge in der Landwirtschaft gewichen. Die Besitzverhältnisse haben sich infolge Übergangs zahlreicher Güter in die Hand von Kriegsgewinnlern vielfach total geändert; die Verschuldung der Landwirtschaft ist durch die ungeheuerlich gestiegenen Preise aller landwirtschaftlichen Produkte entweder stark zurückgegangen oder sogar in ein erhebliches Vermögensplus verwandelt worden, an dem auch die kleinen Landwirte nicht unbeteiligt sind. Andererseits ist der intensive Betrieb in weiten Landstrichen durch eine extensive Bewirtschaftung verdrängt worden, die durchschnittlichen Sektarerträge sind infolgedessen sehr stark herabgemindert. Wie könnte in der allein schon durch diese Tatsachen charakterisierten gärenden Übergangszeit ein einigermaßen klares Bild von der Gestaltung der Verhältnisse in der Landwirtschaft gewonnen und demzufolge ein Agrarprogramm von einiger Dauer geschaffen werden? Die vom Parteivorstand im Laufe des Sommers zusammengerufenen sachkundigen Genossen haben sich denn auch mit Recht darauf beschränkt, dem Kasseler Parteitag nur einige Richtlinien für die Agrarpolitik der Partei vorzulegen, denen der Parteitag seine Zustimmung gegeben hat. Die Richtlinien laufen:

Um der land- und forstwirtschaftlich tätigen Bevölkerung eine auskömmliche und gesicherte Existenz zu schaffen und um die ausreichende und gesunde Ernährung des ganzen Volkes unter erträglichen Bedingungen sicherzustellen, muß die Land- und Forstwirtschaft durch die Einsicht, den guten Willen und durch die Tätigkeit der in der Land- und Forstwirtschaft wirkenden Bevölkerung selbst gefördert werden. Diese muß dauernd unterstützt werden durch die Regierungen und vor allem durch die organisierte Arbeiterklasse.

Der Parteitag begrüßt das große Interesse, das die Genossen und Genossinnen den agrarischen Problemen entgegenbringen. Der Parteitag stellt für die politische und wirtschaftliche Wirksamkeit im Interesse der ländlichen Bevölkerung das Folgende fest:

1. Die zur Gemeinwirtschaft reifen großen land- und forstwirtschaftlichen Betriebe sind zu sozialisieren. Die übrigen Besitzverhältnisse sind nicht zu stören.

2. Die Vorzüge des Klein-, Mittel- und Großbetriebs in der Landwirtschaft sind unter Berücksichtigung der Bodenbeschaffenheit, des Klimas, der Möglichkeiten von Bodenbehandlung und Bodenbearbeitung zu beurteilen.

3. Von Reich, Staat und Gemeinde hat alles zu geschehen, was die Produktivität und einen intensiveren Betrieb in der Landwirtschaft steigern kann.

4. Nichtbearbeitung sowie unwirtschaftliche Verwertung des Bodens hat die Enteignung nach sich zu ziehen.

5. Jede Spekulation mit land- und forstwirtschaftlichem Grundbesitz ist zu unterbinden; der Handel mit solchen Grundstücken ist unter Staatsaufsicht zu stellen.

6. Die Siedlungspolitik ist zu fördern unter besonderer Berücksichtigung der Kultivierung der Ob- und Heideländereien, deren rationelle Bewirtschaftung unter Zuhilfenahme der technischen Errungenschaften nach den Leitfäden dieses Aktionsprogramms zu sichern ist. Auch ist Land aus übermäßigem Großgrundbesitz, vornehmlich von Kriegsgewinnlern erworbenes Land, zu Siedlungszwecken zu enteignen.

7. Die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion erfordert vor allem den Ausbau der Volksschulen sowie der landwirtschaftlichen Fortbildungs- und Fachschulen.

8. Die Verkehrsverhältnisse sind durch Ausbau der Kleinbahnen, Land- und Wasserstraßen unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der Land- und Forstwirtschaft gründlich zu verbessern.

9. Licht-, Kraft- und Wasserversorgung ist der ländlichen Bevölkerung zu sichern.

10. Die Produktion und Verteilung der für die landwirtschaftliche Erzeugung notwendigen Maschinen und Betriebsmaterialien, vor allem der künstlichen Düngemittel und der Kohlen, sind zu sozialisieren.

11. Alle Maßnahmen zur Ertragssteigerung, wie Bodenverbesserung, Umlage der Grundstücke (Flurbereinigung), Saatucht, Bekämpfung der Pflanzenschädlinge, der Tierseuchen usw., sind kräftig zu unterstützen.

12. Die Bewirtschaftung der Wälder ist unter Staatsaufsicht zu stellen, die die unwirtschaftlichen Kahlschläge zu vereiteln, die Aufforstung absoluten Waldbodens wie die Abholzung des zum Ackerbau geeigneten Waldbodens zu veranlassen und überhaupt die wirtschaftliche Nutzung des Waldes sicherzustellen hat.

13. Fischzucht und Fischerei sind durch Errichtung staatlicher Fischbrutanstalten wie durch die Belehrung und Unterstützung der Kleinfischer nachdrücklich zu fördern. Zum Schutze der Fischer gegen die Gefahren ihres Berufs sind alle zweckdienlichen Maßnahmen zu treffen.

14. Die Ausschaltung des Zwischenhandels mit landwirtschaftlichen Produkten ist zu beschleunigen.

15. Die kredit-, betriebs- und absatzgenossenschaftliche Zusammenfassung der Kleinbetriebe ist nach jeder Richtung kräftig zu fördern.

16. Die engste Zusammenarbeit der Großeinkaufsgesellschaft mit den landwirtschaftlichen Genossenschaften ist auf das lebhafteste zu begrüßen.

17. Die Kleinbauern, Pächter und landwirtschaftlichen Arbeiter sind gegen Überarbeit und Unfallgefahr zu schützen. Ihnen ist eine gesunde Wohnung und befriedigende Lebenshaltung zu sichern. Die Arbeitsbedingungen sind durch Tarifverträge, Schiedsgerichte und Arbeiterschutzesetze festzulegen. Alle Zweige der Sozialversicherung sind den Bedürfnissen der Kleinbauern, Pächter und landwirtschaftlichen Arbeiter anzupassen. Zur Erledigung der Streitigkeiten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern aus dem Arbeitsverhältnis sind Landarbeitergerichte nach Art der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte zu errichten.

18. Zur Förderung und Sicherstellung der landwirtschaftlichen Erzeugung sind Landeskulturstellen einzurichten und theoretisch und praktisch vorgebildete Landwirtschaftsinspektoren anzustellen, die auch die Durchführung der zum Schutze der Arbeiter und Bauern und zur Besserung ihrer sozialen Lage erlassenen Gesetze und Verordnungen zu überwachen haben.

19. Sozialisierung aller Zweige des land- und forstwirtschaftlichen Versicherungswesens.

20. Schaffung einer erschöpfenden, zuverlässigen land- und forstwirtschaftlichen Statistik.

21. Die Aufklärung der land- und forstwirtschaftlichen Bevölkerung hat unter Festhaltung unserer Parteigrundsätze zu geschehen.

22. Im Rahmen dieses Aktionsprogramms können für Gebiete mit besonders eigenartig vorherrschenden Betriebs- und Besitzformen in der Land- und Forstwirtschaft ergänzende Forderungen aufgestellt werden. Sie sind vor ihrer Veröffentlichung dem Parteivorstand zur Bestätigung vorzulegen.

Mit diesen Richtlinien ist den agrarpolitischen Forderungen der Sozialdemokratie zum ersten Mal eine programmatische Prägung gegeben worden. Ob der Versuch aber geglückt ist, wage ich zu bezweifeln. Nach meinem Dafürhalten fordern Form und Inhalt der Richtlinien lebhaft Bedenken heraus. Schon ein flüchtiger Blick zeigt, daß es sehr leicht möglich gewesen wäre, die Richtlinien hinsichtlich ihrer allgemeinen, ihrer bodenpolitischen, ihrer sozialpolitischen usw. Forderungen organisch zu gliedern. Dadurch wären sie übersichtlicher und verständlicher geworden. Bedenklich vor allem aber sind die Richtlinien durch den Inhalt einiger Leitsätze.

Zunächst muß zugestanden werden, daß im ersten Teil des Einleitungssatzes das Ziel aller sozialistischen Agrarpolitik glücklich formuliert worden ist. Aufgabe unserer Agrarpolitik muß es in der Tat sein, einerseits »der land- und forstwirtschaftlich tätigen Bevölkerung eine auskömmliche und gesicherte Existenz zu schaffen«, andererseits »eine ausreichende und gesunde Ernährung des ganzen Volkes unter erträglichen Bedingungen sicherzustellen«. Wenn es dann aber im zweiten Satzteile weiter heißt, es müsse daher »die Land- und Forstwirtschaft durch die Einsicht, den guten Willen und durch die Tätigkeit der in der Land- und Forstwirtschaft wirkenden Bevölkerung selbst gefördert« werden, so läßt dieser Satz völlig außer acht, daß die Förderung der Landwirtschaft durch »die Einsicht und den guten Willen« der Landbevölkerung ein frommer Wunsch sein wird, solange das private Eigentum an Grund und Boden bestehen bleibt. Wie in der Industrie, so schlägt auch in der Landwirtschaft das Privateigentum an den Produktionsmitteln jede Betätigung des Gemeinnsinns tot. Es kennt nur eine Triebfeder der produktiven Tätigkeit: den Eigennuß und das Gewinnstreben des Einzelproduzenten. Das richtig formulierte Ziel unserer Agrarpolitik läßt sich nur erreichen durch die Überführung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln, Grund und Boden usw. in gesellschaftliches Eigentum. Das hätte in den Richtlinien zum Ausdruck gebracht werden müssen.

Nun heißt es allerdings im ersten Leitsatz, daß die zur Gemeinwirtschaft reifen großen land- und forstwirtschaftlichen Betriebe zu sozialisieren seien. Die Erfahrungen, die wir mit ähnlichen Forderungen anderswo gemacht haben, sollten uns lehren, daß die Forderung auf Sozialisierung der »reifen« Betriebe viel zu allgemein gehalten ist. Auch bürgerliche Parteien fordern die Sozialisierung der »reifen« Betriebe; da aber nach ihrer Meinung kein Betrieb reif zur Sozialisierung ist, steht diese Forderung eben nur auf dem Papier, sie verpflichtet zu nichts. Soweit im ersten Leitsatz das Ziel der sozialistischen Agrarpolitik angedeutet werden sollte, könnte das weniger miß-

verständlich geschehen, wenn man den Einleitungssatz etwa folgendermaßen fassen würde:

»Die Überführung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Geräten, Werkzeugen, Maschinen — in gesellschaftliches Eigentum ist das Ziel der Sozialdemokratie auch auf agrarpolitischem Gebiet; nur sie vermag einerseits der land- und forstwirtschaftlich produktiv tätigen Bevölkerung eine auskömmliche und gesicherte Existenz zu schaffen und andererseits eine ausreichende und gesunde Ernährung des ganzen Volkes unter erträglichen Bedingungen sicherzustellen.«

In Anlehnung an den entsprechenden Wortlaut des Erfurter Programms ist hier vom kapitalistischen Privateigentum an Produktionsmitteln die Rede. Damit ist gesagt, daß der Grund und Boden des Kleinbauern oder des Landarbeiters, der nur durch die eigene Arbeitskraft des Besitzers bestellt wird, nicht vergesellschaftet werden soll, wohl aber aller Grundbesitz, der kapitalistisch, das heißt durch Ausbeutung fremder Arbeitskräfte bewirtschaftet wird. Der von mir formulierte Einleitungssatz bringt unser agrarpolitisches Ziel viel klarer zum Ausdruck, vor allem vermeidet er solch vage Wendungen wie die von der Einsicht und dem guten Willen der Landbevölkerung.

Außerordentlich dürftig sind die boden- und siedlungspolitischen Forderungen der Richtlinien. Die volksschädigenden Wirkungen des privaten Eigentums an Grund und Boden zeigen sich vor allem in den exorbitant gestiegenen Güterpreisen. Die anormale Preissteigerung des landwirtschaftlich genutzten Bodens war schon vor dem Kriege zu einer volkswirtschaftlichen Gefahr geworden. In den letzten Jahren aber sind die Preise für landwirtschaftliche Güter geradezu ins ungeheuerliche gestiegen. Der Grund und Boden ist zum Gegenstand wüster Spekulation geworden. Demgegenüber genügt es nicht, wenn gefordert wird, daß der Handel mit Grundstücken unter Staatsaufsicht gestellt werden müsse, oder wenn es noch allgemeiner heißt, die Spekulation mit land- und forstwirtschaftlichem Grundbesitz müsse unterbunden werden. Derart allgemein formulierte Forderungen nützen unseren Leuten in ihrer Agitation auf dem Lande gar nichts, und sie werden je nach dem Weitblick und dem politischen Verständnis unserer Anhänger Veranlassung sein, alle möglichen Maßnahmen zur Unterbindung der Bodenspekulation zu empfehlen. Dann aber weisen sie auch keinen gangbaren Weg für die praktische Wiederaufbauarbeit unserer Genossen in den Verwaltungen der Länder, Provinzen, Kreise usw. Hier können nur ganz konkrete, faßbare Forderungen nützen und Klarheit bringen. Und das sind: Vorkaufsrecht und Enteignung. Es muß die umfassendste Anwendung des Vorkaufsrechts des Staates, der Gemeinden oder gemeinnütziger Organisationen für alle Fälle des Eigentumswechsels bei landwirtschaftlichen Grundstücken über den zweiten Grad der Verwandtschaft hinaus, und zwar unter Ausschluß jedes Spekulationsgewinns, am besten gegen Zahlung des gemeinen Wertes, mit allem Nachdruck gefordert werden. Bei allen Verkäufen von landwirtschaftlichen Grundstücken, freiwilligen wie unfreiwilligen, muß der Staat usw. das Recht haben, das Grundstück in sein Eigentum zu übernehmen.

Diese Forderung möchte ich als einen Kernpunkt unserer ganzen Agrarpolitik bezeichnen, denn mit der Anwendung des Vorkaufsrechts unter den angegebenen Bedingungen läßt sich der spekulativen Ausnutzung des Ackerbodens außerordentlich wirksam begegnen. Ein solchermaßen gestaltetes Vorkaufsrecht ist von hervorragender Bedeutung für die allmähliche Überleitung des privaten Eigentums am Boden in gesellschaftliches Eigentum; es bewirkt einen um so stärkeren Abbau und eine um so empfindlichere Schwächung der privaten Eigentumsverhältnisse, als im Durchschnitt jedes landwirtschaftlich genutzte Grundstück alle fünfzehn Jahre einen anderen Besitzer erhält. Hieran allein schon kann man den hohen Wert des Vorkaufsrechts für die Bekämpfung des Bodenwuchers ermessen, ganz davon abgesehen, daß es, wie kein anderes Mittel, geeignet ist, der gewerbsmäßigen Güterschlächtereier, die in den letzten Jahren zum Krebsübel unserer Volkswirtschaft geworden ist, das unsaubere Handwerk zu legen. Zu Tausenden sind in der Kriegs- und Nachkriegszeit von Kriegsgewinnlern und Schiebern zum Zwecke der Steuerhinterziehung Landgüter zu unglaublich hohen Preisen erworben worden.

Die Grundstückspreise sind dadurch so hoch getrieben worden, daß von den gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften Land zu erschwinglichen Preisen kaum noch erworben werden kann. Das Vorkaufsrecht muß hier um so energischer gefordert werden, als es dann gar keines besonderen Verbots der Spekulation und des Handels mit Grundstücken bedarf. Voraussetzung ist dabei allerdings, daß das Vorkaufsrecht wieder ähnlich gestaltet wird, wie es in der Verordnung der Volksbeauftragten vom 23. Dezember 1918 vorgeschrieben ist, daß nämlich die Kaufsumme nach dem gemeinen Wert der Grundstücke geschätzt wird.

Kann man mit dem Vorkaufsrecht im Laufe der Zeit einen recht beträchtlichen Teil des Bodens der privaten Spekulation entziehen und in das Verfügungsrecht der Gesamtheit überleiten, so muß die Enteignung überall dort durchgeführt werden, wo schnelles Handeln erforderlich ist. Bei brachliegendem Ödlandbesitz, bei unwirtschaftlich geleiteten Betrieben usw. muß das Enteignungsrecht angewendet werden können. Es gibt im Reich noch Millionen Hektar Moor- und Heideland, die sich zum weitaus überwiegenden Teil in Privatbesitz befinden. Ein Verkauf dieses Ödlandes erfolgt nur noch in seltenen Fällen, dann aber gewöhnlich zu ganz horrenden Preisen, die denen für altes Kulturland kaum nachstehen. Meist läßt der Besitzer das Ödland liegen, weil er auf noch höhere Preise rechnet. Konnten wir uns vor dem Krieg unbearbeitetes Land in diesem Ausmaß leisten, so ist das jetzt anders geworden. Die Ernährungsnot fordert nicht nur die intensivste Ausnutzung des Kulturbodens, sondern auch die restlose Erschließung des Ödlandes. Weigern sich die Besitzer oder sind sie nicht imstande, nach einer gewissen, möglichst kurz zu bemessenden Frist ihr Land zu kultivieren, dann muß es denen gegeben werden können, die dazu willens und fähig sind. Die jetzt geltenden Enteignungsvorschriften genügen bei weitem nicht; praktisch ist mit ihnen nichts anzufangen, denn sie zwingen den Staat respektive die gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften, in vorhandene Kaufangebote einzutreten, wodurch der Spekulation und dem Bodenwucher freilich erst recht Tür und Tor sperrangelweit

geöffnet sind. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, mit Praktikern der inneren Kolonisation zusammenzukommen, wird erstaunt sein, ein wie radikales Enteignungsrecht selbst diese im Grunde ihres Herzens konservativ denkenden Leute ersehnen, um mit ihrer Arbeit vorankommen zu können. Es muß ein klares, schnell arbeitendes Enteignungsrecht gefordert werden. Die Entschädigungsfrage mußte dabei unter ähnlichen Gesichtspunkten wie bei der Anwendung des Vorkaufsrechts gelöst werden.

Von all diesen wichtigen bodenpolitischen Maßnahmen ist in den Richtlinien überhaupt nicht oder nur sehr unklar die Rede, obschon ohne sie, wie mir scheint, eine sozialistische Agrarpolitik überhaupt nicht denkbar ist. Aber noch ein weiteres Problem wird unbeachtet gelassen.

Dienen das Verkaufs- und das Enteignungsrecht dazu, Grund und Boden in die Verfügungsgewalt des Staates oder anderer öffentlich-rechtlicher Verbände zu bringen, so ist ein nicht minder wichtiges Problem sozialistischer Agrarpolitik, dieses Land dem Allgemeinbesitz zu erhalten und seinen Rückfall in Privatbesitz zu verhindern. Der Staat muß Eigentümer alles in seinen Besitz gelangenden Bodens bleiben. Er überträgt den Zebauern nur die Nutznießung an seinen Grundstücken. Am geeignetsten geschieht das durch Verpachtung. Ich denke an eine ähnliche Einrichtung, wie sie in den Staatsdomänen schon lange besteht. Diese werden langfristig verpachtet und bleiben meist jahrzehntelang im Besitz der Pächterfamilien. Darüber hinausgehend könnte den Siedlern durch die Einführung der Erbpacht die Möglichkeit der dauernden Sesshaftigkeit gegeben werden. Den Bedürfnissen nach stabilen Verhältnissen würde man damit aufs weitestgehende entgegenkommen. Dem Schaffens- und Tatendrang des einzelnen Pächters würde keinerlei Zwang auferlegt, nur den Gedanken, sein Land einmal mit einem Spekulationsgewinn verkaufen zu können, müßte er sich aus dem Kopfe schlagen. Ein solches System der Verpachtung hat gewiß seine Schattenseiten, zum Beispiel beim Erbgang, wenn mehrere Erbberchtigte vorhanden sind, oder bei Aufgabe der Verpachtung, aber sie sind unbedeutend im Vergleich zu den schweren Schäden, die die privatwirtschaftliche Ausnutzung des Bodens heute bereits mit sich bringt und die sich in Zukunft sicher noch fühlbarer machen werden.

Man könnte nun sagen, da das Vorkaufsrecht besteht, kann der Boden den Siedlern ohne Bedenken als privates Eigentum überlassen werden, ohne befürchten zu müssen, daß er der Spekulation anheimfällt, denn für den Fall der Veräußerung würde ja doch wieder der Staat durch Geldendmachung des Vorkaufsrechts Eigentümer des Bodens werden; eine spekulative Ausnutzung sei also schon dadurch für immer ausgeschlossen. Das hört sich im ersten Augenblick überzeugend an, bei näherem Durchdenken aber zeigt sich für uns die Unzulänglichkeit einer solchen Bodenpolitik.

Unser Ziel ist die planmäßige Gütererzeugung in der Industrie und in der Landwirtschaft. Die planlose, anarchische Produktion, bei der kein Unternehmer den wirklichen Bedarf des Marktes kennt und daher nur die Güter herstellt, die ihm den meisten Profit einzubringen versprechen, soll einer organisierten Bedarfswirtschaft weichen. Ist es schon in der jetzigen privatrechtlichen Epoche gelungen, durch Kartelle, Syndikate, Trusts und anderen organisatorischen Schöpfungen den verheerenden Wirkungen der Anarchie auf dem Weltmarkt mit Erfolg entgegenzuwirken, so ist es

Aufgabe einer sozialistischen Wirtschaft, dieses Werk im Sinne einer planvollen Gestaltung des Gütererzeugungsprozesses zu vollenden.

Soweit wir uns mit diesem Problem zukünftiger Wirtschaftsgestaltung bisher beschäftigt haben, beherrschte der planmäßige Aufbau der industriellen Gütererzeugung unsere Vorstellungswelt. Nicht minder wichtig ist aber, auch einmal daran zu denken, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen die landwirtschaftliche Produktion planmäßig organisiert werden kann. Eine sozialistische Gesellschaft ohne eine geregelte Landwirtschaft ist undenkbar. Im Gegensatz zur Industrie ist aber die landwirtschaftliche Gütererzeugung in den letzten Jahren anarchischer denn je geworden. Hier produziert jeder Landwirt nach den größtmöglichen Gewinnaussichten, und wäre er nicht einigermaßen durch die Bedingungen des Fruchtwechsels und die klimatischen Bodenverhältnisse gebunden, wir würden unser Wunder erleben, wie verwüstend die verfehlte Höchstpreispolitik der Regierung gewirkt hat.

Aufgabe einer sozialistischen Agrarpolitik wäre also nicht nur, die spekulative Ausnutzung des Bodens zu verhindern, sondern im weiteren Verlauf der Entwicklung die landwirtschaftliche Produktion auf den tatsächlichen Bedarf einzustellen. Und da ist ohne weiteres ersichtlich, daß sich dieses Ziel um so leichter und vollkommener erreichen läßt, je stärker der Einfluß des Staates auf das wichtigste Produktionsmittel, den Boden, ist. Begibt sich der Staat seines Rechtes am Boden, indem er diesen den Bauern als privates Eigentum überläßt, so ist natürlich sein Einfluß auf die planmäßige Gestaltung der Produktion sehr viel geringer, als wenn er selbst Eigentümer des Bodens bleibt. In letzterem Falle wird er mit wenig Mühe und mit viel mehr Aussicht auf Erfolg die Bauern, seine Pächter, in den Rahmen einer planmäßigen Bedarfswirtschaft hineinzubringen vermögen. Aus diesem entscheidenden Grunde müssen wir somit dafür eintreten, daß der durch das Vorkaufs- und das Enteignungsrecht in den Besitz des Staates gelangende Grund und Boden Gemeineigentum bleibt und nur in der Form der Verpachtung den Bauern überlassen wird.

Demgegenüber ist die Frage, ob die Bewirtschaftung der Staatsländereien im großen auf genossenschaftlichem Wege oder im kleinen durch Einzelsiedler zu erfolgen hat, von untergeordneter Bedeutung. Diese Frage muß nach den jeweiligen Umständen und Ausbeutungsbedingungen entschieden werden. Eines paßt nicht für alle, und besonders in der Landwirtschaft muß man sich hüten, schablonenmäßig oder nach vorgefaßten Meinungen an diese Frage herangehen zu wollen.

Bei der Neuformulierung der agrarpolitischen Richtlinien respektive bei der Aufstellung eines Agrarprogramms wird man nach meinem Dafürhalten an diesen boden- und siedlungspolitischen Problemen nicht vorbeigehen können. Opportunitätsgründe dürfen uns nicht dazu verleiten, unsere Ziele schamvoll zu verhüllen.

Wie unser Agrarprogramm aber auch in Zukunft beschaffen sein möge: wir müssen uns vor überspannten Hoffnungen auf die erträumten Zauberwirkungen dieses Programms hüten. Auch ein noch so fein ausgedacht Programm wird die Herzen und die Hirne der bäuerlichen Besitzer nicht im Sturm für die sozialistischen Bestrebungen empfänglich machen. Das wäre nur dann der Fall, wenn wir nach dem Vorbild der russischen Bolsche-

wissen die bedingungslose Aufteilung des großen Grundbesitzes fordern, das heißt wenn wir die kleinbürgerliche Agrarreform der großen Französischen Revolution wiederholten. Diese opportunistische Agrarpolitik, die mit Sozialismus nicht das geringste zu tun hat, lehnen wir ab. Unser Ziel: die Vergesellschaftung des Grund und Bodens, dürfen wir nicht aus den Augen verlieren. Damit erweisen wir uns von neuem als die wirklichen Revolutionäre der Taf.

Die Autonomie Oberschlesiens

Von Theodor Müller (Breslau)

Die Ratifikation des Friedensvertrags im Juli 1919 hat den östlichen Provinzen Preußens keinen endgültigen Abschluß der Kriegszeit gebracht. Besonders Schlesien, vor allem aber Oberschlesien ist ein hart umstrittener Boden, soll doch die Bevölkerung Oberschlesiens erst demnächst entscheiden, ob sie bei dem deutschen Vaterland zu bleiben gedenkt. Der Artikel 13 der von Deutschland als geeignete Grundlage für Friedensunterhandlungen angenommenen Wilsonschen Grundsätze lautete: »Es soll ein unabhängiger polnischer Staat errichtet werden, der die von unbestritten polnischer Bevölkerung bewohnte Gebiete einschließt.« Daß man versuchen würde, beim Friedensschluß auf diesen Grundsatz hin die Zugehörigkeit Oberschlesiens zum Deutschen Reich zu bestreiten, konnte die Reichsregierung und auch die im gefährdeten Bezirk wohnende Bevölkerung nicht ahnen. In Oberschlesien wohnt keine unbestritten polnische Bevölkerung. Die Erregung war deshalb groß, als am 7. Mai 1919 der Friedensvertragsentwurf bekannt wurde, worin die Abtrennung Oberschlesiens von Deutschland und dessen Angliederung an den im Werden begriffenen Staat Polen vorgesehen wurde. Ein solcher Plan konnte auch deshalb nicht vorgeahnt werden, weil Wilson neben anderen Programmpunkten auch folgenden für die Friedensunterhandlung aufgestellt hatte: »Es sollen keine Völker durch eine internationale Konferenz oder eine Vereinbarung zwischen Gegnern von einer Staatshoheit an eine andere ausgeliefert werden, nationale Ansprüche müssen geachtet werden. Die Völker dürfen nur noch gemäß ihrer eigenen Bestimmung beherrscht und regiert werden. Das Selbstbestimmungsrecht ist nicht eine bloße Phrase, es ist ein gebieterischer Grundsatz des Handelns, den die Staatsmänner künftig nur auf ihre eigene Gefahr mißachten werden.« So sprach Wilson im Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika am 11. Februar 1918.

Als der Lösungsplan, wie er im Friedensvertrag vorgesehen war, in Oberschlesien bekannt wurde, versammelte sich die Bevölkerung zu Hunderttausenden, um gegen die beabsichtigte Vergewaltigung Protest zu erheben. Sie wollten mit Polen keine Gemeinschaft haben. Der Anspruch Polens auf Oberschlesien läßt sich auch historisch durchaus nicht begründen, wie unser Artikel in der vorigen Nummer der Neuen Zeit nachweist. Infolge des stürmischen Protestes der ober-schlesischen Bevölkerung mußten die Vertreter der alliierten und assoziierten Regierungen ihren zuerst vorgehabten Plan, Oberschlesien ohne Selbstentscheidung des Volkes Polen anzugliedern, aufgeben. Es wurde bestimmt, daß zur Vorbereitung der zugestandenen Abstimmung die von einer Kommission der Alliierten zu bezeichnenden Be-

hörden vierzehn Tage nach der endgültigen Ratifizierung des Friedensvertrags den Abstimmungsbezirk verlassen müssen, ferner, daß die bestehenden Arbeiterräte aufgelöst und ihre nicht im Abstimmungsbezirk geborenen Mitglieder die Abstimmungszone zu verlassen haben. Die sozialistischen Arbeiter waren in den Monaten nach der Revolution Träger des deutschen Gedankens gewesen; dafür wurde an ihnen Rache geübt.

Die Abstimmung selbst findet nach Ablauf einer von den alliierten und assoziierten Mächten festzusetzenden Frist statt, jedoch nicht früher als sechs und nicht später als achtzehn Monate nach der endgültig vollzogenen Anerkennung des Friedens. Wenn auch die Abstimmungsbedingungen Kautelen enthalten, die alles andere, nur nicht angenehm sind, so wurde doch das Zugeständnis einer allgemeinen Abstimmung als eine Erleichterung von der Bevölkerung empfunden, bestand doch nun die Hoffnung, daß, wenn eine freie und unbeeinflusste Abstimmung garantiert werde, Oberschlesien dem Deutschen Reiche erhalten bleibe.

Die national-polnische Bewegung ist künstlich von Posen und Galizien aus nach Oberschlesien verpflanzt worden. Vor 1900 war von ihr nichts zu verspüren. Noch bei der Reichstagswahl im Jahre 1898 wurden für national-polnische Kandidaten in Oberschlesien nicht einmal 1000 Stimmen gezählt. Erst durch die verderbliche Polenpolitik der preussischen Regierung, die von dem junkerlichen Dreiklassenhaus gestützt wurde, ist die Basis für eine national-polnische Propaganda geschaffen worden. Noch in seiner Nr. 229 vom Jahre 1892 hat der »Kurjer Poznański« den polnischen Standpunkt gegenüber Oberschlesien mit folgenden Worten gekennzeichnet:

Es erscheint unpassend und unberechtigt, Schlesien in den Kreis der politischen Tätigkeit, beziehungsweise Bestrebungen der nach dem Jahre 1772 mit Preußen vereinigten Polen hineinzuziehen. Der rechtlich politische Standpunkt der Polen in der Provinz Posen ist ein anderer als der eines Schlesiens. Schlesien ist über 700 Jahre von der früheren polnischen Monarchie tatsächlich und rechtlich abgetrennt und kann von den hiesigen Polen als ein politischer Bezirk zur Tätigkeit in groß-polnischem Sinne nicht betrachtet werden. In Schlesien fehlt es dem Volke an jeder geschichtlichen Überlieferung. Wenn demnach das oberschlesische Volk heutzutage dem Zentrum zum Troß polnische Abgeordnete wählen wollte, so könnte man überzeugt sein, daß die polnische Fraktion dieselben in ihrer Gesellschaft nicht aufnehmen würde, dazu auch nicht befugt wäre, weil sie einen völlig anderen rechtlich-politischen Standpunkt einnehmen. Wir sind auch völlig dagegen, daß aus unserer Mitte eine politische Agitation in Schlesien nach irgendeiner Richtung hin hervorgehe.

So stand es noch vor knapp dreißig Jahren. Neben der großpolnischen Agitation setzte zugleich die verheerende preussische Kautistenpolitik ein. Von Posen aus ging man an die Gründung einer polnischen Presse in Oberschlesien. Diese Blätter stießen aber zunächst bei der eingeseffenen Bevölkerung auf gewisse Widerstände, da die hochpolnische Sprache nicht verstanden wurde. Allmählich jedoch gewannen die Blätter Verbreitung und Einfluß. Nun folgte auf diesem vorbereiteten Boden die national-polnische Propaganda von Mund zu Mund. Sie bemächtigte sich eines Teiles der Kirche und Schule und schuf in der polnischen Berufsvereinigung auch eine gewerkschaftliche Vertretung der oberschlesischen Arbeiterschaft. Allerdings ist diese Vereinigung gegenüber den freien Gewerkschaften stark in der Minderheit geblieben. Im allgemeinen hatte die Arbeiterbewegung hier vor dem

Kriege nur erst wenig festen Fuß gehabt, und wenn auch während und nach dem Kriege die Unzufriedenheit gewaltig stieg und damit auch die Zahl der Mitläufer der Sozialdemokratie bedeutend answoll, so ist das doch kein Beweis dafür, daß die Arbeiterbewegung an Kraft gewann. Diese Masse ist undiszipliniert und hat auch zum Teil ganz entgegengesetzte Interessen. Ungleich fester gefügt steht der Kapitalismus da. Ebenso hat die katholische Kirche sehr gute Augen für ihren Vorteil. Die Spaltung in den sozialistischen Parteien hat auch vor der Sozialdemokratie Oberschlesiens nicht halt gemacht; sie wurde zersplittert. Das Kapital aber und die alten herrschenden Gewalten haben ihre Kraft vorsichtig geschenkt.

Bei der enormen Wichtigkeit der Abstimmung ist es begreiflich, daß sich die beiden interessierten Staaten Polen und Deutschland mit der größten Lebhaftigkeit bemühen, größten Einfluß in ihrem Sinne zu erringen. Deutschland versuchte die politischen Wünsche der Oberschlesier nach Möglichkeit zu erfüllen. Es wird daran gearbeitet, diesem Landesteil eine Beamtenschaft zu geben, die die Bedürfnisse des Volkes versteht und sich dessen Eigenart anzupassen vermag. Es sind Zugeständnisse in den Fragen der Religionsausübung und der Schulpolitik gemacht worden. Das Hauptaugenmerk aber richtete sich auf die Bekämpfung der allgemeinen Not, die immer schärfere Formen annimmt. Die in sprachlicher und wirtschaftlicher Beziehung besonders gearteten Verhältnisse in Oberschlesien haben schon im Oktober 1919 die preußische Regierung und Landesversammlung zu einer Teilung der Provinz Schlesiens bestimmt, bevor noch auf Grund des Friedensvertrags der größte Teil der nunmehrigen Provinz Oberschlesien besetzt wurde. Diese Besetzung hat die Durchführung der Umbildung Oberschlesiens zu einer preußischen Provinz unterbrochen.

Auch Polen versucht mit erlaubten und unerlaubten, mit anständigen und unanständigen Mitteln auf die bevorstehende Abstimmung einzuwirken. So sind erst in letzter Zeit wieder von der polnischen Reichsregierung eine Menge polnischer Studenten nach Oberschlesien geschickt worden, denen die Interalliierte Kommission die Erlaubnis zum Erteilen von Schulunterricht gewährt hat. Ferner richtete das Exekutivkomitee der polnischen Sozialisten (P. P. S.) an die Sozialisten obereschlesischer Abstammung einen Aufruf, in dem es diese beschwört, entweder der Abstimmung fernzubleiben oder aber für Polen zu stimmen. Der Aufruf läßt die Frage offen, unter welcher Macht die obereschlesische Arbeiterschaft durch den Anschluß an Polen geraten würde. Wagt die P. P. S. zu bestreiten, daß in Polen der rücksichtsloseste Militarismus und Kapitalismus herrscht und auch ein großer Teil der polnisch sprechenden Proletarier Oberschlesiens es entschieden vorzieht, gemeinsam mit den deutschen Proletariern den Kampf gegen den deutschen Kapitalismus zu führen, statt dem polnischen Militarismus als Kanonensutter zu dienen und dem internationalen Finanzkapital unterworfen zu sein? Um ihr Ziel zu erreichen, arbeiten die National-Polen zugleich mit allen Mitteln des Terrors. Selbst Mordtaten sind nichts Seltenes.

In Polen scheint man sich der festen Hoffnung hinzugeben, daß die Abstimmung günstig für das neue Polen ausfällt; denn am 15. Juli 1920 hat, wie schon im vorigen Artikel erwähnt wurde, der Polnische Reichstag das »Verfassungsgezet, enthaltend das organische Statut der Woiwodschaft Schlesiens« verabschiedet. Ohne eine Gebietshoheit über Oberschlesien zu be-

sigen, ohne die Staatsgewalt innezuhaben, erläßt der polnische Staat ein Autonomiegesetz für diese preussische Provinz, dessen Inhalt, kurz skizziert, folgender ist:

Oberschlesien erhält einen eigenen Landtag, der aus allgemeinen, unmittelbaren und geheimen Wahlen nach den Grundsätzen der Verhältniswahl hervorgeht. Der Landtag hat eine Reihe von Gesetzgebungsbefugnissen. Verwaltungsbehörden sind der Woimode und der Woimodschafsrat. Der Woimode ist Organ der polnischen Staatsverwaltung und wird, wie auch sein Stellvertreter, auf Antrag des polnischen Ministerrats vom Staatspräsidenten ernannt. Seine Stellung ist der eines preussischen Oberpräsidenten nachgebildet, jedoch reichen seine Befugnisse wesentlich weiter. Der Woimodschafsrat besteht aus dem Woimoden, dessen Stellvertreter und fünf vom Landtag gewählten Mitgliedern. Seine Stellung entspricht der des preussischen Provinzialrats und Provinzialausschusses, zugleich aber auch der des preussischen Bezirksausschusses. Innerhalb des Woimodschafsrats übt der Woimode ähnliche Befugnisse aus wie der preussische Regierungspräsident im Bezirksausschuß. Seine Machstellung ruht also auf doppelter Grundlage. Soweit die Einzelheiten der Verwaltungsorganisation nicht festgelegt sind, bleiben sie einem befonderen, vom Landtag zu erlassenden Gesetz über die innere Verfassung der Woimodschaf vorbehalten.

Die bisherige Gerichtsverfassung erfährt insofern eine Änderung, als an die Stelle des Oberlandesgerichts ein neuzubildendes Berufungsgericht, an die Stelle des Reichsgerichts das oberste Gericht in Warschau tritt.

Nach dem Gesetz soll nun für bestimmte Gegenstände neben die polnische Staatsgesetzgebung eine autonome Gesetzgebung der »Woimodschaf Schlesien« treten. Die Gegenstände sind in der Reihenfolge des Gesetzes: Die Amtssprache, die Behördenorganisation, die öffentliche Gesundheitspflege, die Organisation der Polizei und Gendarmerie, die Bau-, Feuer- und Wegepolizei sowie die Unterhaltung der Landstraßen, das Schul- und Fortbildungswesen, die Kirchengesetzgebung mit Ausnahme der in den Bereich der Auslands politik fallenden Angelegenheiten, die Armenfürsorge und Bekämpfung des Bettlertums, die landwirtschaftliche Berufsorganisation, die Organisation des landwirtschaftlichen Kredits, die Landumlegung, die Hebung der land- und forstwirtschaftlichen Produktion, die Jagd, Viehzucht, Fischerei, Feldpolizei, die landwirtschaftlichen Restaurationen, die Wassergesetzgebung unter Ausschluß der Gesetzgebung betreffend künstliche Wasserstraßen, schiffbare Flüsse und Grenzflüsse, die Versorgung mit elektrischer Kraft, die Lokaleisenbahnen, elektrischen Straßenbahnen und Motorwagen, die Wuchergesetzgebung und die öffentlichen Wohlfahrts einrichtungen.

Weiter soll die Woimodschaf eine eigene Finanzverwaltung erhalten. Die Festsetzung des jährlichen Budgets, die Bestätigung der Rechnungsabschlüsse, die Aufnahme von Woimodschafsanleihen, die Veräußerung, der Tausch und die Belastung von Grundstücken der Woimodschaf und die Übernahme von Garantien soll in Gesetzesform durch den Landtag beschlossen werden. Die Selbständigkeit des Landtags erleidet hier allerdings eine erhebliche Einbuße, indem seine Zuständigkeit auf dem Gebiet des Finanzwesens wie das Verhältnis des ober schlesischen Steuersystems zu dem des polnischen Staates und das Verhältnis der ober schlesischen Finanzverwaltung zur polnischen in gleichlaufenden ober schlesischen und staatlichen Gesetzen festgelegt werden soll. Bis dahin soll es im allgemeinen bei den bisherigen Steuern und Abgaben verbleiben, soweit nicht polnische Staatssteuern an die Stelle der bisherigen Steuern oder neben sie treten. Von den genannten Einnahmen muß aber Oberschlesien einen »seiner Einwohnerzahl und Steuerkraft entsprechenden« Teil an den politischen Staat für dessen Bedürfnisse abtreten. Die bei der Verteilung anzuwendende, sehr sinnreich erdachte Formel setzt allerdings andere Faktoren ein, von denen unten die Rede sein wird.

Endlich soll dem obererschlesischen Landtag die Gesetzgebung über die soziale Versicherung und über die Fürsorge für Kriegsinvaliden, -witwen und -waisen vorbehalten bleiben, solange nicht die Beteiligten durch die polnische Gesetzgebung besser oder wenigstens gleichwertig versorgt werden.

Eine Reihe von Bestimmungen gelten der wirtschaftlichen Verwaltung. So werden gewisse Maßnahmen von der Zustimmung des obererschlesischen Landtags abhängig gemacht. Dahin gehört die Einschränkung der Produktion, die Monopolisierung und die Besteuerung derjenigen Industriezweige Oberschlesiens, die mindestens ebensoviel Arbeiter beschäftigen als die entsprechenden Unternehmungen im übrigen Polen zusammengekommen. Andere Maßnahmen sollen im Wege der Vereinbarung zwischen polnischer Regierung und Woiwodschaftsrat getroffen werden, so die allmähliche Vereinnahmung der obererschlesischen Eisenbahnverwaltung mit der staatlichen und die Einführung der polnischen Valuta. In letzterer Hinsicht soll keine Anwendung finden der Artikel 2 des polnischen Gesetzes vom 20. November 1919, wonach in den an Polen abgetretenen, ehemals deutschen Gebieten alle auf deutsche Mark lautenden Verpflichtungen in polnischer Mark zu zahlen sind.

Sicherlich ist der polnische Staat nicht berechtigt, schon jetzt gütliche gesetzliche Bestimmungen für das von ihm begehrte Gebiet zu erlassen. Die Unterstellung unter einen Ausschuß und die militärische Besetzung Oberschlesiens durch die Entente (§ 2 der Anlage zu Artikel 88 des Friedensvertrags) bildet lediglich eine vorläufige Maßnahme, die an der staatsrechtlichen Zugehörigkeit zum Reich und zu Preußen nichts ändert. Wohl läßt sich nicht verkennen, daß auf den ersten Blick eine Reihe von Bestimmungen für Oberschlesien als vorteilhaft erscheinen müssen. Aber würde Polen, wenn ihm Oberschlesien zufiele, Wort halten? Man denke an das Verhalten Polens gegenüber den Deutschen in den abgetretenen Gebieten und gegenüber Danzig. Würde Frankreich, der große Protektor Polens, eine solche Gesetzgebung dulden? Zudem steht das polnische Autonomiegesetz auch deshalb auf sehr schwachen Füßen, weil die notwendige Unterlage, die Verfassung des polnischen Staates, noch gar nicht feststeht. Bei Licht betrachtet, ist das Gesetz nichts anderes als ein geschickt entworfenes Trugbild, ohne irgendwelche Gewähr für die Zukunft.

Mit diesem Vorgehen Polens war die Frage der Autonomie erneut in die obererschlesische Bevölkerung geworfen worden. Schon bei den Beratungen über die Errichtung einer Provinz Oberschlesien in der Preussischen Landesversammlung hatte die Autonomiefrage eine Rolle gespielt; doch wurden zunächst noch gegen einen selbständigen Staat große Bedenken erhoben. Wenn Oberschlesien nach staatlicher Ausgestaltung seiner Eigenart ruft, so hätte im normalen Gang der Dinge der Artikel 18 der Reichsverfassung genügt; aber durch die Art der Agitation von polnischer Seite ist die Autonomiefrage zu einem entscheidenden Faktor bei der Abstimmung geworden. Dies veranlaßte die Reichsregierung, einen Gesetzentwurf betreffend Oberschlesien einzureichen, zu dessen Begründung sie sagt:

Nach sorgfältiger Beobachtung der Reichsregierung und nach der übereinstimmenden Überzeugung von Kennern Oberschlesiens legen weite Kreise der dortigen Bevölkerung Wert darauf, die Sicherheit zu erlangen, daß das ihnen verfassungsmäßig in Aussicht gestellte Recht, gemäß Artikel 18 der Reichsverfassung über die Art ihrer Eingliederung ins Reich selbst zu entscheiden, ihnen nicht etwa verkümmert werden wird, wenn das Verbleiben Oberschlesiens beim Reich entschieden sein wird.

Die Reichsregierung erachtet es daher als ihre Pflicht, die Volksgenossen in Oberschlesien von diesem Zweifel zu befreien. Nach Aufhebung der Besetzung und

nach Ablauf der Sperrfrist des Artikel 167 der Reichsverfassung für die Volksabstimmung über die Neubildung deutscher Länder wäre die Bevölkerung Oberschlesiens ohnehin berechtigt, nach den Bestimmungen des Artikel 18 Absatz 4 darüber abzustimmen, ob Oberschlesien ein selbständiges Land im Rahmen des Deutschen Reiches werden soll. Im Hinblick auf die mehr als siebenhundertjährige Kulturgemeinschaft Oberschlesiens mit dem Deutschum trägt die Reichsregierung keine Bedenken, diese bedeutsame Entscheidung ausschließlich und endgültig in die Hand der obereschlesischen Bevölkerung selbst zu legen. Sie will ihr durch Einbringung dieses Gesetzesentwurfs in unwiderruflicher Form die Möglichkeit bieten, das höchste Maß von Selbständigkeit und Selbstbestimmungsrecht für sich in Anspruch zu nehmen, das nach der Reichsverfassung zugestanden werden kann. Schon jetzt soll, obwohl eine Befragung der Bevölkerung über ihre Wünsche infolge der Besetzung Oberschlesiens nicht möglich ist, jeder Zweifel darüber beseitigt werden, welche Stellung Oberschlesien in Gesetzgebung und Verwaltung einnehmen wird, sobald den deutschen Behörden die vollen Verwaltungsbefugnisse zurückgegeben sind und die Bevölkerung selbst ihren Willen kundgegeben haben wird. Aus diesen Gründen hat sich die Reichsregierung zur Vorlage dieses verfassungsändernden Gesetzes entschlossen.

Die Abänderung der Reichsverfassung, die dieses Gesetz mit sich bringt, beschränkt sich darauf, das in der Reichsverfassung zur Sanktionierung der Abstimmung vorgesehene Reichsgesetz unter Verzicht auf das Volksbegehren vorwegzunehmen. Beide Ausnahmebestimmungen sind bedingt durch die besonderen Verhältnisse des besetzten, ohnehin einer mit lebhafter Agitation verbundenen Volksabstimmung unterworfenen Gebiets und können keinen Anlaß bieten, von den wohlwollenden Bestimmungen des Artikel 18 auch für andere Landesteile abzuweichen.

In seiner Sitzung vom 25. November 1920 beschäftigte sich der Deutsche Reichstag in zweiter und dritter Lesung mit dieser Gesetzesvorlage. Nicht alle Teile im deutschen Volke waren von vornherein begeisterte Freunde dieser Autonomie, ist es doch der erste Fall, wo sich die Neugliederung des Reiches in einem Teile vollzieht. Doch fand schließlich die Vorlage im Reichstag eine Mehrheit. Es wurde das nachstehende Autonomiegesetz beschlossen:

Der Reichstag hat das folgende Gesetz beschlossen, das mit Zustimmung des Reichsrats hiermit verkündet wird:

Artikel 167 der Reichsverfassung erhält folgende Absätze 2 und 3:

In der preussischen Provinz Oberschlesien findet innerhalb zweier Monate, nachdem die deutschen Behörden die Verwaltung des zurzeit besetzten Gebiets wieder übernommen haben, eine Abstimmung nach Artikel 18 Absatz 4 Satz 1 und Absatz 5 darüber statt, ob ein Land Oberschlesien gebildet werden soll.

Wird die Frage bejaht, so ist das Land unverzüglich einzurichten, ohne daß es eines weiteren Reichsgesetzes bedarf. Dabei gelten folgende Bestimmungen:

1. Es ist eine Landesversammlung zu wählen, die binnen drei Monaten nach der amtlichen Feststellung des Abstimmungsergebnisses zur Einsetzung der Landesregierung und zur Beschlussfassung über die Landesversammlung einzuberufen ist. Der Reichspräsident erläßt die Wahlordnung nach den Grundsätzen des Reichswahlgesetzes und bestimmt den Wahltag.

2. Der Reichspräsident bestimmt im Benehmen mit der obereschlesischen Landesversammlung, wann das Land als eingerichtet gilt.

3. Die obereschlesische Staatsangehörigkeit erwerben:

a) die volljährigen Reichsangehörigen, die am Tage der Einrichtung des Landes Oberschlesien (Nr. 2) in seinem Gebiet Wohnsitz oder ständigen Aufenthalt haben, mit diesem Tage;

b) sonstige volljährige preussische Staatsangehörige, die im Gebiet der Provinz Oberschlesien geboren sind und innerhalb eines Jahres nach Einrichtung des Landes (Nr. 2) der Landesregierung erklären, daß sie die obereschlesische Staatsangehörigkeit erwerben wollen, am Tage des Eingangs dieser Erklärung;

c) alle Reichsangehörigen, die durch Geburt, Legitimation oder Eheschließung der Staatsangehörigkeit einer der unter a und b bezeichneten Personen folgen.

Das Gesetz beschränkt sich auf die Schaffung der notwendigsten Voraussetzungen für das staatliche Eigenleben des obereschlesischen Landes. Um das baldige Inslebentreten des Landes zu gewährleisten, soll innerhalb einer Frist von drei Monaten, nachdem das Abstimmungsergebnis zugunsten der Landesbildung festgestellt ist, eine Volksvertretung für Oberschlesien gewählt und mit größter Beschleunigung versammelt werden, deren wichtigste Aufgabe ist, die Landesregierung einzusetzen und die Landesverfassung zu beschließen. Hierfür sind die Bestimmungen des Artikel 17 Absatz 1 der Reichsverfassung maßgebend. Mit Rücksicht darauf, daß Oberschlesien noch nicht zur Wahl einer Provinzialvertretung schreiten konnte, welche die Wahlordnung zur verfassungsgebenden Landesversammlung beschließen könnte, und zur Beschleunigung der Durchführung der Wahlen empfiehlt es sich, den Reichspräsidenten zum Erlass der Wahlordnung zu ermächtigen. Als Richtlinien für diese Wahlordnung sollen die Grundsätze des Reichswahlgesetzes dienen, denen sich im wesentlichen auch der Entwurf eines Wahlgesetzes für den Preussischen Landtag angeschlossen hat. Von der Gestaltung der Wahlordnung ist ferner die Frist abhängig, innerhalb deren die Wahlvorbereitungen getroffen werden können. Es erscheint daher zweckmäßig, dem Reichspräsidenten auch die Bestimmung des Wahltags zu übertragen. Bis zur Übernahme der Regierungsgeschäfte durch die von der Landesversammlung berufene Landesregierung wird das Oberpräsidium in Oppeln die Regierungsgeschäfte führen.

Von den Oberschlesiern ist zu erwarten, daß sie in diesem Gesetz einen Weg erblicken, der geeignet ist, alle Steine aus dem Wege zu räumen. Es besteht die Zuversicht, daß unsere dortigen Volksgenossen, die in den schweren Tagen der Besetzung die Treue zum alten Vaterland bewahrt haben, diese auch am Tage der Abstimmung bewähren werden, garantiert ihnen doch das Autonomiegesetz, daß sie künftig die Geschicke ihres Landes selbst zu bestimmen vermögen.

Was aber bietet ihnen Polen? Dieses in seinen Ansprüchen gegen Deutschland durch die Entente verwöhnte Land wird nur schwer zur Ordnung kommen. Ganz abgesehen von dem streitsüchtigen äußeren Gehaben der Polen ist die polnische Frage schwanger an inneren Gefahren. Was Frankreich durch Errichtung eines Großpolens erzielen wollte, das ist eine möglichst starke Klammer zur östlichen Umfassung Deutschlands. Deshalb gab es den unerfülllichen Machtgelüsten der Polen nach und ließ sie ungehemmt einer unseligen Eroberungssucht frönen. Dabei wird übersehen, daß ein in sich geeinter und national einheitlicher Staat viel kräftiger in seiner äußeren Machtentfaltung sein kann als ein an Kopfszahl vielleicht doppelt so starker Staat, dessen innere Kräfte in labilem Gleichgewicht stehen, weil sie sich gegenseitig in scharfen Zwistigkeiten gebunden halten. Nun liegen für die polnische Nation bei ihren eigenartigen Siedlungsverhältnissen die Dinge so, daß sie wohl das Material zu einem geschlossenen

Nationalstaat von etwa 16 Millionen Seelen abgeben könnte; was jedoch heute dessen Grenzen umfassen, das ist ein von feindlich gesinnten Fremdstämmen durchsetzter Nationalitätenstaat von etwa 36 Millionen Einwohnern. Und wollte man dem unersättlichen Nachhunger der Polen willfahren, der nach den Grenzen von 1772 verlangt oder gar »von Meer zu Meer« seine Grenzen stecken möchte, dann ergäbe sich ein Reich von etwa 52 Millionen, mit Teilen, in denen das Polentum weniger als 3 Prozent beträgt.

Zur Lage der Seefischerei

Von Otto Dellerich, M. d. L.

Der Krieg hat in der Seefischerei Umwälzungen herbeigeführt, die auf die Preisgestaltung der Seefische von außerordentlicher Wirkung sind. Schon vor dem Kriege war die deutsche Seefischerei nicht in der Lage, die deutsche Bevölkerung mit ihrem Bedarf an Fischen zu versorgen. Heute ist das noch weniger der Fall, da die Nachfrage nach Seefischen infolge der Knappheit anderer eiweißhaltiger Nahrungsmittel eine bedeutend größere ist als vor dem Kriege. Aber eines ist sicher: der Krieg hat auch die Fischdampferreederei »gesund« gemacht. Und dieser sogenannte Gesundungsprozeß hält auch noch heute an und wird aller Wahrscheinlichkeit nach, trotz verschiedener Schwierigkeiten, noch recht lange den Reedern schöne Profite abwerfen.

Bei Ausbruch des Krieges wurden von der Marineverwaltung die brauchbaren Fischdampfer eingezogen und als Minenleger und Minensuchboote sowie Vorpostenboote verwendet. Die Chartergelder, die das Reich dafür zahlte, waren so hoch, daß die Reeder dabei gute Geschäfte machten. Der verbliebene Rest von Fischdampfern ging die erste Zeit noch an der Küste auf den Fang aus und erzielte naturgemäß hohe Preise für seine Fänge. Dieses nahm aber ein gewaltsames Ende, als mit einem Schlage England 42 Fischdampfer auf einmal kaperte. Dadurch wurde die Fischereiflotte ganz erheblich reduziert. Der Verlust konnte durch Neubauten nicht schnell wieder ausgeglichen werden, zumal die Marineverwaltung auch Ersatz für verlorene Fischdampfer brauchte. Deutschland war nun allein auf die Fänge der Flußfischer und auf Zufuhren aus dem Ausland angewiesen.

Daher stiegen die Preise rapide; denn der freie Wettbewerb war aufgehoben. Die einkommenden Fische wurden an die einzelnen Geschäfte, entsprechend ihren früheren Umsätzen, verteilt und mit einem ihnen vorgeschriebenen Nutzen an die Konsumenten abgegeben. Dieser Zustand hat bis zum letzten Jahre angehalten. Jetzt haben wir wieder auf den Fischmärkten die freie Wirtschaft. Die Fische werden in öffentlichen Auktionen verkauft, und alles regelt sich wieder nach Angebot und Nachfrage. Letztere war bisher sehr groß, da bei der gebundenen Fleischwirtschaft der Konsument so wenig Fleisch erhielt, daß er den Seefisch gern hinzukaufte. Und heute, wo die Fleischwirtschaft frei ist, sind die Fleischpreise bereits derartig gestiegen, daß die große Masse der Bevölkerung auch kaum mehr Fleisch konsumieren kann als zur Zeit der gebundenen Wirtschaft. Naturgemäß bleibt daher die Nachfrage nach Seefischen sehr rege, und die Preise halten sich auf beträchtlicher Höhe.

Im letzten Kriegsjahr laß man in den Zeitungen, daß allerorts Fischereigesellschaften gegründet würden in der sicheren Voraussicht, daß die Nachfrage nach Seefischen noch auf Jahre hinaus sehr beträchtlich sein werde. Alle diese Gründungspläne sind jedoch nicht verwirklicht worden. Die Ursachen liegen in der ungeheuren Preissteigerung der Fischdampfer. Vor dem Kriege kostete ein guter Fischdampfer ungefähr 175 000 Mark. Heute kostet derselbe Dampfer an 4 Millionen Mark. Ebenso liegt es mit den übrigen Bedarfsartikeln der Hochseefischreedereien. Vor dem Kriege kostete beispielsweise ein Normalfischnetz 600 Mark, heute 12 000 Mark. Die Versicherungsprämie betrug vor dem Kriege für einen Nordseefischer $3\frac{1}{2}$ Prozent, für einen Isländer 4 Prozent. Heute müssen die Reeder zirka 20 Prozent zahlen, und zwar wegen der bedeutend größeren Gefahrenklasse, verursacht durch die in der Nordsee liegenden Minen. In den ersten Monaten nach dem Kriege sind viele Fischdampfer mit ganzer Mannschaft durch Minenexplosionen verlorengegangen. In den Weserhäfen verging anfänglich keine Woche, in der nicht derartige Unglücksfälle gemeldet wurden. Auch dieser Zustand wird aller Voraussicht nach noch ziemlich lange anhalten. Die Marineverwaltung gab zwar in den letzten Tagen bekannt, sie rechne damit, daß im Jahre 1921 die Nordsee von Minen geräumt sein werde; aber auch dann noch werden Unglücksfälle nicht ausbleiben, weil es immer noch gesunkene Minen geben wird, die durch die Grundschleppnetze der Fischdampfer heraufgeholt werden und dann vielfach explodieren.

Endlich darf nicht vergessen werden, daß auch die Löhne der Mannschaften gegenüber der Zeit vor dem Kriege nicht unerheblich gestiegen sind. Wenn auch nicht verkannt werden soll, daß die Fischer einen äußerst schweren und gefährvollen Beruf haben und keiner von ihnen damit rechnen kann, daß er bis zu seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahr diesen Beruf ausüben kann, so wirken doch diese Löhne ganz erheblich auf die Preisgestaltung der Seefische ein.

Ein Fischdampfer hat elf Mann Besatzung. Schreiber dieses hat eine Abrechnung von einem Fischdampfer zur Hand für die Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni 1920, derzufolge die Mannschaft an Löhnen und Provisionen 173 022 Mark verdient hat, davon allein der Kapitän 41 143 Mark. Trotzdem war die Reederei in der Lage, neben erheblichen Rücklagen 25 Prozent Dividende auszuschütten, so daß man ohne Übertreibung sagen kann, daß die Fischereigesellschaften geradezu glänzende Geschäfte machen — soweit sie noch über altes, aber gutes Dampfermaterial verfügen. Die größeren Reedereien bauen jetzt neue Schiffe. Sie können das, weil die übrigen Schiffe sich derart rentieren, daß sie die Kosten dieser neuen ersetzen.

Nach Beendigung des Krieges haben einige Kommunen auch den Fischereibetrieb mit in ihren Wirtschaftsbereich aufgenommen. Diese werden als G. m. b. H. geführt, und sollen die Reinerträge im sozialen Interesse der Fischerei verwendet werden. So hat beispielsweise die Stadt Berlin zusammen mit den Fischgroß- und -kleinhändlern in Berlin und mit der Stadt Geestemünde, ebenso die Stadt Bremerhaven zusammen mit der Stadt Lehe und mit dem Norddeutschen Lloyd derartige Gesellschaften ins Leben gerufen; doch ist die Zeit zu kurz, um irgendwelche Schlüsse auf Rentabilität aus diesen Gründungen ziehen zu können, zumal die Gründungen unter ungünstigen Verhältnissen erfolgt sind. Keine dieser beiden Gründungen ver-

fügt bis dato über eigene Schiffe, sondern beide haben vorerst vom Reiche Fischdampfer gechartert, Dampfer, die das Reich als Minensuchboote oder dergleichen im Kriege gebraucht und nunmehr zu Fischdampfern umgebaut hat. Solche Dampfer aber haben natürlich erhebliche Mängel, weil die Schiffe nicht von Spezialwerften gebaut und ursprünglich anderen Zwecken gedient haben. Außerdem sind die Charterkosten recht hoch. Das Reich verlangt für jeden Tag eine Chartergebühr von 500 Mark. Die erstgenannte Gesellschaft ist deshalb dazu übergegangen, neue Schiffe zu bestellen, um mit diesen die Fischerei auszuüben. Zudem leidet noch immer die Fischerei sehr unter dem Kohlenmangel. Es hat Zeiten gegeben, wo die Dampfer bis zu drei Wochen haben stillliegen müssen wegen Kohlenmangels. Das verteuert den Betrieb ganz erheblich, da die Dampfer mit voller Besatzung liegen bleiben, also die Löhne fortlaufen.

Neue Agrarliteratur

Heinrich Wittich, *Die Landwirtschaft der Zukunft*. Frankfurt a. M., Union-Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. Preis 60 Pfennig.

Genosse Wittich hat sich in seinem Büchlein die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, wie die Herbeiführung geordneter Ernährungsverhältnisse als Grundlage für den Wiederaufbau Deutschlands am besten gefördert werden kann. Deshalb unternimmt er es, die Frage zu beantworten: Kann die deutsche Landwirtschaft unsere Bevölkerung überhaupt mit hinreichenden Lebensmitteln versorgen? Es leuchtet ein, daß Wittich bei Beantwortung dieser Frage auch die Rentabilität der einzelnen landwirtschaftlichen Betriebsgrößen erörtern und das Siedlungsproblem berühren muß. Interessant ist es nun, zu beobachten, daß auch den Genossen Wittich seine Studien und Erfahrungen zu der Überzeugung von der unbedingten Überlegenheit des mit den modernen Errungenschaften arbeitenden landwirtschaftlichen Großbetriebs geführt haben. Am bedeutungsvollsten in seinen Darlegungen ist für uns folgende Stelle: »Der Grundsatz, daß durch die verbesserte Technik im Produktionsprozeß die menschliche Arbeitskraft gespart werden soll, muß endlich auch bei dem Landwirt zum Ausdruck kommen. Auch er muß außer der Arbeit Muße und Erholung für den Geist finden. Aus volkswirtschaftlichen Gründen muß daher dafür gesorgt werden, daß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die größte Bodenergiebigkeit erreicht wird.« Wittich ist ehrlich genug, zuzugeben, daß in der Viehzucht der Kleinbetrieb durch die individuelle Behandlung bei der Geburt und im frühen Alter des Viehes eine gewisse Überlegenheit aufweist. Er fügt aber sehr richtig hinzu, daß später der Großgrundbesitz durch bessere Ausnutzung der Futtermittel und methodische Behandlung bessere Massenerfolge erzielen kann. Wir möchten ergänzend dazu bemerken, daß die Kleinbetriebe, die auf den Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche bedeutend mehr Arbeitskräfte beschäftigen als der Großbetrieb, gezwungen sind, zur vollen Ausnutzung dieser Arbeitskräfte mehr Vieh zu halten, daß aber die Kleinbetriebe sehr häufig unrationelle Futterverschwendung treiben und infolgedessen niemals die im Großbetrieb möglichen Reinerträge erzielen. Wittich verlangt daher auch mit vollem Recht, daß die kleineren und mittleren Bauernwirtschaften über das Existenzminimum hinausgehoben werden und sich durch genossenschaftlichen Zusammenschluß die moderne Produktionsmethode dienstbar machen. Deshalb ist auch Wittich ein Verfechter der Ansicht, daß der Grund und Boden, dessen Bewirtschaftung im Interesse der Allgemeinheit erfolgen soll, soweit als möglich in Staatsbesitz übernommen werden muß. Zu diesem Zweck soll der Staat bei allen Grundbesitzver-

käufen das Vorkaufsrecht haben. Wir können nach allem die kleine Schrift Wittichs jedem, der sich mit dem Agrarproblem beschäftigen will, zu eingehendem Studium empfehlen.

Karl Marchionini, *Ein Plan zur Sozialisierung der Landwirtschaft*. Leipzig, Verlag der Leipziger Buchdruckerei A.-G. Preis 2 Mark.

Die Schrift Marchioninis muß als eine recht fleißige Arbeit gelten, der man in vielen Punkten zustimmen kann, wenn sie auch in einzelnen grundlegenden Fragen schwere Mängel aufweist. Einer sachlichen Kritik kann sie nicht immer standhalten. Marchionini betont unseres Erachtens ganz richtig, daß uns nur die Organisation der Produktion für den Bedarf auf der Grundlage des gesellschaftlichen Eigentums aus den heutigen Ernährungsnoten herausführen kann und daß das Hauptübel der jetzigen unhaltbaren Zustände die Profitwirtschaft in der Landwirtschaft ist. Er versucht nachzuweisen, daß immer nur das angebaut wird, was am meisten Geld bringt, hat aber in seiner Zusammenstellung auf S. 16 und 17 übersehen, daß die Anbaufläche für Futterpflanzen aller Art lediglich deshalb eine solche Ausdehnung angenommen hat, weil in den Kriegsjahren die Einfuhr ausländischer Futtermittel für das Vieh gänzlich unterbunden war. Marchionini kommt ebenso wie der Schreiber dieser Zeilen und wie der Genosse Wittich zu der Forderung der sofortigen Sozialisierung der Düngerindustrie, weil nur dadurch die zweckentsprechende Verteilung und Anwendung der künstlichen Düngemittel und damit die größtmögliche Produktionssteigerung in der Landwirtschaft zu erreichen ist.

In seinen weiteren Ausführungen über die zweckmäßigste Art der Sozialisierung der Landwirtschaft setzt Marchionini voraus, daß die Arbeiterklasse bereits die politische Macht erlangt hat, und baut auf diesem Gedanken ein utopistisches Kartenhaus auf, das von jedem Windhauch umgeworfen wird. Er beruft sich vielfach auf das von den Kommunisten veröffentlichte Agrarprogramm und begeht ebenso wie diese den schweren Fehler, daß er dem Rätesystem in der Landwirtschaft eine übertriebene Bedeutung beimißt. Alle Kenner der Verhältnisse sind sich darüber einig, und Genosse Georg Schmidt, der Vorsitzende des Deutschen Landarbeiterverbandes, hat es in seinem Referat auf dem Kasseler Parteitag offen ausgesprochen, daß die Landarbeiter heute in ihrer Mehrzahl noch nicht reif sind für die Übernahme größerer Betriebe in genossenschaftliche Bewirtschaftungsform. Auch Marchionini will ebenso wie die Kommunisten die landwirtschaftlichen Betriebe bis zur Größe von 400 Morgen von der Sozialisierung ausschließen. Er begehrt damit nicht nur Bauernfang, sondern setzt sich auch in Widerspruch zu seiner Forderung der Vergesellschaftung des gesamten Grund und Bodens. Endlich beweist Marchionini mit diesen Absichten, daß er über die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland nicht hinreichend informiert und in der Hauptsache auf die ostelbische Besitzverteilung eingestellt ist. Denn es kann zum Beispiel in Bayern und Württemberg schon ein Besitztum von 100 Morgen als Großbetrieb angesprochen und nach den Auffassungen Marchioninis als zur Sozialisierung reif bezeichnet werden, während derartige Betriebe in Nord- und Ostdeutschland als Kleinbetriebe gelten. Wo und wie sollte da also die Grenze gezogen werden?

Trotz vieler anerkennenswerter Darlegungen ist also auch diese Schrift Marchioninis ein neuer Beweis für die heillose Verwirrung, welche die Politik der Unabhängigen in den Köpfen angerichtet hat.

H. Hink, *Die Landgemeinde als Anbau-, Tierzucht-, Absatz- und Einkaufsgenossenschaft*. Freiburg im Breisgau, Verlag J. Neufeld. Preis M. 2.40.

Es ist merkwürdig, wie sich manchmal auch politisch gegensätzliche Richtungen in ihren Anschauungen berühren, wenn auch beide Teile von ganz verschiedenen

Voraussetzungen ausgehen und zu durchaus verschiedenen Schlüssen gelangen. So fordert zum Beispiel Karl Kaufsky in seinem Buche »Die Sozialisierung der Landwirtschaft« die »Landwirtschaft der Dorfgemeinde auf genossenschaftlicher Grundlage nach vorgenommener Vergesellschaftung des Grundbesitzes«, während der badische Tierzuchtinspektor Hink denselben genossenschaftlichen Betrieb der Landgemeinde gerade auf der Grundlage des Privatgrundbesitzes verlangt. Beide Auffassungen gehen ebenso wie die bereits besprochenen Bücher von der Forderung der größtmöglichen Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung aus. Können wir den Ausführungen Hinks im allgemeinen zustimmen und ihm auch darin beipflichten, daß nur bei dem direkten Verkehr zwischen Erzeuger- und Verbraucherorganisation ein Abbau der Lebensmittelpreise möglich ist und daß ohne diesen Abbau Deutschland zugrunde gehen muß, so enthält seine Arbeit doch einen gewaltigen Trugschluß. Dieser liegt darin, daß sich auch die badischen Bauern dem beabsichtigten zwangsweisen Zusammenschluß zur Landgemeindengenossenschaft so lange nicht unterwerfen werden, als sie freies Verfügungsrecht über ihre landwirtschaftlichen Besitztümer haben. Auch sie sind noch weit entfernt von dem Gemeinschaftsgedanken und nur darauf bedacht, das Hilfsmittel des genossenschaftlichen Zusammenschlusses sich zum Zwecke der eigenen Bereicherung nutzbar zu machen.

Ferner ist die Arbeit Hinks lediglich auf badische Verhältnisse zugeschnitten und für die Allgemeinheit deshalb nicht verwertbar, weil in den übrigen deutschen Gebieten die Zusammensetzung der ländlichen Bevölkerung eine durchaus andere, nicht rein bäuerliche, und die Art der Grundstücksverkopplung so unglücklich ist, daß eine wirklich planmäßige Feldbewirtschaftung für die ganze Dorfgemeinde nur nach Zusammenlegung der Grundstücke möglich wäre. Diese aber scheitert wieder an dem Privateigentum an Grund und Boden. Es ist also das landwirtschaftliche Problem für die Zukunft erst nach Lösung der Bodenfrage in sozialistischem Sinne als spruchreif anzusehen.

C. Kugler, Leistungen der bayerischen Landwirtschaft auf Grund von Buchungsergebnissen im Jahre 1917. München 1920, Selbstverlag des Verfassers. Preisangabe fehlt.

Kugler bringt an Hand amtlichen statistischen Materials den Beweis dafür, daß auch in Bayern die größeren landwirtschaftlichen Betriebe in der Kriegszeit durch reichlichere Ablieferung der wichtigsten Lebensmittel für die städtische Versorgung erheblich mehr geleistet haben als die bayerischen Kleinbetriebe. Wenn es dabei auch nicht ohne einige höhnische Seitenhiebe auf verfrühte Sozialisierungsversuche abgeht, so kann man doch die Arbeit Kuglers als ein neues Glied in der Kette von Tatsachen für die Überlegenheit rationell geleiteter Großbetriebe ansehen. In seinen Vorschlägen zum Wiederaufbau gibt Kugler manch wichtigen Fingerzeig, den sich die praktische Landwirtschaft sicher gern zunutze machen wird.

U. L i p s i t z

Literarische Rundschau

Karl Schrepfer (Mitglied des Bayerischen Landtags), Das Handwerk in der neuen Wirtschaft. München und Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

Das Schriftchen ist im Sinne liberaler Handwerkerpolitik geschrieben und zeichnet sich von Schriften ähnlicher Art vor allem durch große Sachlichkeit und eine ruhige, wägende Betrachtungsweise aus. Der Verfasser hat ein ziemlich umfangreiches wissenschaftliches Material verarbeitet, dessen Ergebnisse er mit den Problemen der neuen Zeit, mit der Frage des Wiederaufbaus und der Sozialisierung verbindet. Wenn man auch dem Verfasser nicht in allen seinen sozialpoli-

tischen Gedankengängen folgen kann, so ist dennoch die Schrift auch für den Sozialdemokraten lesenswert, vor allem für die Genossen auf dem platten Lande, die sich in der Agitation mit der Handwerkerfrage auseinanderzusetzen haben. Wo nämlich das Handwerk den wirtschaftlichen Fortschritt nicht hemmt, wo es lebensfähig ist und bleiben wird, da kann auch die Sozialdemokratie nicht Gegnerin des Handwerks sein. Auch der berechtigten Interessen eines lebensfähigen Handwerks wird sie sich — sei es nun auf dem Land oder auch in der Stadt — annehmen müssen, dies um so mehr, je mehr sie sich von einer Partei des Industrieproletariats zu einer alle nichtkapitalistischen Schichten umfassenden Volkspartei entwickeln wird.

A. Heichen

Notizen

Arbeiterbildungswesen in Wien und Deutschösterreich. In ihrer Zeitschrift »Die Bildungsarbeit« veröffentlicht die Wiener »Zentralstelle für das Bildungswesen« einen Bericht über das Arbeitsjahr vom 1. Juli 1919 bis 30. Juni 1920. Sie vermag trotz der äußeren Widerwärtigkeiten viel Erfreuliches über ihre Tätigkeit mitzuteilen. Obgleich dieser Bericht keine Statistik der vier Wiener Volkshochschulen und der volkstümlichen Universitätskurse umfaßt, läßt er doch die Bewegung der Bildungsarbeit deutlich erkennen und zeigt die Kräfte auf, die in ihr vorwalten. Der Aufschwung ist um so anerkennenswerter, als die finanziellen Schwierigkeiten geradezu unüberwindlich scheinen. So stand der Volksbildungsverein schon vor der gänzlichen Sperre. Er hat sich nur mit Mühe und Not und nur mit Hilfe idealistisch gesinnter Arbeiter aufrechterhalten. Zudem hat im Berichtsjahr der Heiz- und Lichtnotstand seinen Höhepunkt erreicht, und dieser Mangel hat als weitere unangenehme Begleiterscheinungen frühe Haustorsperren (Wien kennt den Segen des Hauschlüssels noch nicht, und das Sperrgeld, das man beim Öffnen des Hauses zahlen muß, fällt unangenehm ins Budget), Straßenbahneinschränkungen usw. hervorgerufen. Ungeachtet dieser und anderer Schwierigkeiten hat sich nach den Mitteilungen der Bildungsstelle die Anzahl der Einzelkurse, Vortragszyklen, Lichtbildervorträge usw. sehr erweitert. Die Stoffkreise dieser Vorträge umfassen die Gebiete der Geschichte, der Gesellschaftswissenschaft, des Sozialismus, Politik, Wirtschaft, während naturwissenschaftliche Vorträge mehr auf den Volkshochschulen abgehalten werden. Neben diesen Einzelkursen, die von Oktober 1918 bis Oktober 1919 bereits von 12 auf 110 gestiegen waren und im Berichtsjahr 1919/20 zum Beispiel an 110 Abenden Vorlesungen über Politik, an 87 über Wirtschaft, an 65 über Gesellschaftslehre und an 30 über Gesundheitslehre boten, und den Vortragszyklen (14 im genannten Jahre) gibt es noch Elementarkurse, in denen Lesen, Schreiben, Buchhaltung, Stenographie, fremde Sprachen, Schnittzeichnen usw. gelehrt wird, im ganzen 17 Fächer an 900 Abenden.

Mit besonderem Stolz und Nachdruck weist die Bildungsstelle auf die Errichtung von sechs Arbeiterschulen hin, wo in mehrmonatiger ernsthafter Ausbildung der Arbeiter und Arbeiterinnen die wichtigste Waffe im politischen Kampf geschmiedet wurde, das Wissen. Die Unterrichtsfächer sind dieselben wie in den freien Einzelvorträgen und Kursen, also hauptsächlich Sozialismus, Geschichte, Sozialisierung, Arbeiterrecht usw. Spezielleren Charakter tragen die Betriebsrätschulen, die die Betriebsräte für ihre Tätigkeit als Vertrauenspersonen vorbereiten und ihnen die wichtigsten Kenntnisse aus den Gebieten der Volkswirtschaft, der Handels- und Fachtechnik vermitteln sollen.

Die Bildungsstelle will aber nicht nur für die wissenschaftliche Ausrüstung des Arbeiters sorgen, sondern ihn auch auf dem Wege der Unterhaltung und des Vergnügens mit den Idealen der Kunst, Musik und des Schauspiels bekanntmachen. Die sogenannte Kunststelle hat vermocht, im Berichtsjahr 162 Arbeiterdarstellungen in den besten Theatern Wiens und vorzügliche Sinfoniekonzerte zu ver-

anstalten, wobei ihr die Gemeinde Wien durch bedeutende Subventionen entgegenkam. Nur organisierte Mitglieder der Gewerkschaften und Angestelltenverbände hatten Zutritt. In ihrem Bericht erwähnt die Zentrale die Schwierigkeit der Stückwahl, die natürlich in erster Linie vom künstlerischen Wertstandpunkt aus getroffen wird, jedoch auch das Unterhaltungsbedürfnis des Arbeiters berücksichtigen muß, weshalb eine bloße Einstellung auf ein »klassisches« Programm ein Fehler wäre, der sich bald in der Ermüdung der Besucher dieser Vorstellungen äußern würde.

Auch in die Provinz wurde die Schaffensfreudigkeit der Zentralstelle hineingetragen, und auch von dort — vorläufig allerdings nur aus Niederösterreich — gingen erfreuliche Berichte über die Erfolge dieser Bestrebungen ein. Arbeiter- und Betriebsräteschulen wurden an zahlreichen Orten gegründet, und überall bestätigte der rege Besuch das Bedürfnis nach Bildungseinrichtungen.

Als Ergänzung der mündlichen Belehrung durch Vorträge und Schulen wurde stets von bildungsfördernden Anstalten die Heranziehung des Buches als Hilfsmittel für notwendig erachtet, ja eigentlich ist die Geschichte des volkstümlichen Bibliothekwesens schon älter als die der Belehrung in eigenen Arbeiterschulen und Vortragskursen. Nun ist aber gegenwärtig gerade das Buch als Bildungsfaktor für alle jene ausgeschaltet, die nicht über reiche Geldmittel verfügen, denn gerade in Österreich sind infolge seiner Abhängigkeit vom deutschen Büchermarkt bei dem verweiselten Stand seiner Valuta die Bücherpreise ins Maßlose gestiegen. Nur einen Ausweg gibt es, das sind die Bibliotheken. Da es jedoch bei der Knauferigkeit der früheren Habsburgerregierung um das österreichische öffentliche Bibliothekwesen sehr schlimm bestellt ist, ein Zustand, den die Republik aus denselben Gründen, die den einzelnen Käufer treffen, die phantastischen Preise, bisher nicht ändern konnte, so ist das Unternehmen der Bildungsstelle außerordentlich zu begrüßen, durch Einkäufe im großen billigere Preise für ihre Bibliotheken zu erzielen. Diese erst seit Februar dieses Jahres arbeitende Zentralbüchereinkaufsstelle hat schon ganz ansehnliche Verkäufe an die Bezirks- und Provinzbibliotheken aufzuweisen. Die Erweiterung der Büchereinstellen wird auf diese Weise kräftig gefördert. Sehr interessant ist die Statistik, die die Zentralstelle veröffentlicht und die entgegen allen bezüglichen Vermutungen und Behauptungen ein starkes Ansteigen der Entlehnungen aufweist, wobei auch die Qualität des Lesestoffes eine wesentliche Veredelung erkennen läßt. Im ersten Halbjahr 1920 machten die wissenschaftlichen Entlehnungen bereits 14,5 Prozent der Gesamtzahl aus.

Erkennt man den wirklichen Wert der Bildung und des Wissens für den Klassenkampf an, so wird man sagen müssen, daß die Bildungsstelle einen Hauptfaktor in der Arbeiterbewegung darstellt. Österreich, das lange die Nachhut bei allen Bildungsbestrebungen bildete — man erinnere sich nur an den Kampf gegen die Arbeiterbildungsvereine Lassalles, der heftiger war als selbst der Widerstand gegen wichtige wirtschaftliche Anforderungen und Reformen —, schien in der letzten Zeit der Republik unter Führung der Sozialdemokraten den Riesenvorsprung der anderen Nationen einholen zu wollen. Die Schulreform machte große Fortschritte, die Gratisabgabe der Lehrmittel an unbemittelte Schüler wurde entsprechend dem Grundsatz des allgemeinen und gleichen Anrechtes auf Bildung und Wissen teils vorbereitet, teils durchgeführt, und das Staatsamt für Unterricht suchte sich, wenn auch vorerst mit geringem Erfolg, den Einfluß auf die Preisstellung für Lehrbücher zu wahren, um auch hier in gleichem Sinne zu wirken. Allerdings ist die neue Regierung daran, die hoffnungsvollen Ansätze wieder zu verschütten; aber sie wird nicht imstande sein, die Entwicklung zu hemmen. Die Arbeiterbildungsbewegung schreitet fort, und wie sie die bisherigen Schwierigkeiten überwunden hat, so wird sie auch diese feindlichen Absichten niederzuschlagen wissen. Dr. Irma Hift

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 16

Ausgegeben am 14. Januar 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Wirtschaftliche Verhältnisse in Österreich

Von H. Fehlinger

Das alte Österreich war ein an Bodenschätzen sehr reicher Staat. Nach dem Zusammenbruch im Herbst 1918 aber fiel der größte Teil dieser Schätze an die böhmisch-slowakische Republik und an Polen. Nur die wichtigsten Eisenerzvorkommen blieben in österreichischem Besitz. Besonders schwer empfunden wird der Verlust der Kohlenreviere in den Sudetenländern, denn auf diese Kohle sind Industrie und Verkehrswesen Österreichs angewiesen. Sie ist auch notwendig für die Heizung und Beleuchtung in den Städten. Es ist zwar ganz gut möglich, daß ein Staat bestehen und gedeihen kann, auch wenn ihm Naturprodukte abgehen, die eine große Rolle in der Volks- und Weltwirtschaft spielen. Unter normalen Verhältnissen kann er damit auf dem Wege des Außenhandels aus wirtschaftlichen Ergänzungsländern versorgt werden. Bei sehr vielen wirtschaftlich ärmlich ausgestatteten Lebensräumen wird das stets der Fall sein, wenn ein wirtschaftlicher Wettbewerb mit anderen Ländern angestrebt wird. Solche der Ergänzung bedürftigen Staaten dürfen nicht ohne weiteres als minderwertig betrachtet werden. So mangelt zum Beispiel der Schweiz und Dänemark Kohle und Eisen fast ganz, und trotzdem sind die Bewohner in beiden Staaten im Durchschnitt besser gestellt als jene mancher an Naturschätzen aller Art reichen Staaten, und beide Staaten nehmen im Welthandel eine hervorragende Stellung ein, die weit über ihre Größe und Einwohnerzahl hinausgeht.

Auch Österreich könnte seine Wirtschaft ohne Schwierigkeit aufrechterhalten, wenn die Möglichkeit bestünde, die erforderlichen Rohstoffe von auswärts einzuführen. Aber dem stehen die durch den Krieg geschaffenen Umstände entgegen. Es herrscht nirgends in Europa Überfluß an Gütern.ogar in der kohlenreichen böhmisch-slowakischen Republik besteht mindestens zeit- und ortsweise Kohlenmangel, und sie muß trotz ihrer ausgedehnten Weizenböden den größten Teil des Brotgetreides für die städtische Bevölkerung einführen. Allerdings kann sie das leichter, da sie viel weniger als Österreich unter Geldentwertung leidet. Schon die Währungstrennung hat Österreich die Warenbezüge aus den Sukzessionsstaaten sehr erschwert. Wenn es von Jugoslawien Getreide oder Fett beziehen will, muß es Industrieprodukte liefern und sich infolgedessen beim eigenen Bedarf die größten Beschränkungen auferlegen. Im Verkehr mit der böhmisch-slowakischen Republik muß es sich die Valuta fast ausschließlich durch Effektenverkäufe beschaffen. Aber die Schwierigkeiten der Geldbeschaffung sind nicht das einzige Hindernis eines an sich schon sehr beschwerlichen Warenhandels. Weit drückender wird es empfunden, daß die Nationalstaaten die Notlage Österreichs auch für ihre politischen Zwecke ausnützen. Insbesondere die böhmisch-slowakische Republik ist nicht umsonst in die Schule der früheren

österreichischen Regierungen gegangen. Aus der Rüstkammer der Obstruktionspartei hat sie die Einrichtung des »Junktim« übernommen, mit dem sie virtuos umzugehen versteht, so oft sie mit österreichischen Unterhändlern am Verhandlungstisch sitzt. Es sei nur ein Beispiel angeführt. Bei der Schuldenaufteilung zwischen den Nachfolgestaaten ist Österreich durch seinen großen Besitz an Renten und Eisenbahnschuldverschreibungen im Vorteil gegenüber den anderen Staaten und wird von ihnen in ihren höherwertigen Schuldscheinen zu entschädigen sein. Die böhmisch-slowakische Regierung hat nun zum Beispiel die Verhandlungen über die Zuckerlieferungen mit dieser Angelegenheit in einen Zusammenhang gebracht, hat ein »Junktim« hergestellt und will Zucker nur liefern, wenn den böhmischen Sparkassen gestattet wird, Renten in Wien anzuschaffen und in ihre Heimat zu befördern. Da Österreich auf diese harte Bedingung nicht eingegangen ist, so sind die Verhandlungen ergebnislos verlaufen.

Von den Naturschätzen, die Österreich noch besitzt, sind nennenswert die Braunkohlenvorkommen in Steiermark und Oberösterreich, die Eisenerzvorräte in Steiermark und Kärnten, Kupfererze in Salzburg und Tirol, Salz im Salzkammergut und in Hall in Tirol, selbst Gold ist in geringeren Mengen vorhanden. Dazu kommt der Holzreichtum der Alpenländer, der gleichzeitig auch die Grundlage für eine noch sehr entwicklungsfähige Papierindustrie bilden kann.

Dagegen vermag Österreich infolge weiter wenig ergiebiger Gebiete in den Alpenländern, starker Anhäufung der Bevölkerung in Wien und in den Industriegebieten Niederösterreichs für seine Ernährung und Bekleidung nicht aufzukommen. Wenn Ungarn zur Einhaltung des Friedensvertrags bewogen werden kann oder wenn Österreich selbst die Kraft haben wird (was nicht wahrscheinlich ist), das ihm zuerkannte deutsche Gebiet Westungarns zu besetzen, dann könnte das Land seinen Nahrungsbedarf ganz oder fast ganz selbst versorgen. Voraussetzung bleibt allerdings auch dann, daß man die deutsch-ungarischen Bauern dahin brächte, der Produktionsfähigkeit ihres Landes entsprechend Getreide und Vieh nach Wien abzuliefern, zu dessen natürlichem Wirtschaftsgebiet die Landschaften bis zum Neu-Siederssee gehören. Die Viehwirtschaft ist in den österreichischen Alpenländern sehr ausgebreitet, und sie könnte ohne große Schwierigkeit noch weiter entwickelt und gehoben werden. Wenn zum Beispiel nur auf in Obersteiermark die Zahl der großen Bauerngüter auf ihren Stand von 1880 gebracht würde, gelänge es, eine Vermehrung des Rindviehbestandes um 50 000 Stück herbeizuführen. Schon in dem Friedensdezennium 1900 bis 1910 war der Rindviehbestand in den sechs obersteierischen Bezirkshauptmannschaften von 153 647 auf 136 449, also um 17 198 Stück gesunken. Die Vermehrung des Viehstandes hätte dann auch durch die Zunahme des Düngers wieder einen günstigen Einfluß auf die Acker- und Gartenwirtschaft, die übrigens im Kriege durch die Heim- und Schrebergärten an Ausdehnung gewonnen, an Ertrag aber im Großbetrieb mangels entsprechender Düngemittel und Arbeitskräfte abgenommen hat.

Die Zerrüttung des Wirtschaftslebens durch den Krieg ist überall deutlich wahrnehmbar, selbst die Siegerstaaten sind davon nicht verschont geblieben. Nirgends jedoch ist die Aufrichtung des Wirtschaftslebens so erschwert wie in Österreich, weil dieses bis zum Zusammenbruch größtenteils

mit Hilfsquellen aus Ländern wirtschaftete, die ihm verlorengingen. Solange die Wasserkräfte nicht genutzt werden, wird namentlich der Kohlenmangel stets schwere Sorgen und Hemmungen verursachen. Die industrielle Produktion läßt sich infolge der Kohlennot nicht so entfalten, daß Österreich als weiterverarbeitendes Land ausländischer Rohstoffe — wie etwa die Schweiz — in nennenswertem Maße in Betracht käme und daß damit seine Kaufkraft auf dem Weltmarkt gehoben würde. Andererseits werden auf diese Art Tausende arbeitsfreudiger Menschen zum Feiern gezwungen und ihnen dadurch die Möglichkeit genommen, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen, was wieder nicht nur ihnen, sondern auch der Industrie und dem Staate Lasten aufbürdet, von denen sie im Falle einer ordnungsgemäßen und unge störten Produktion vollständig frei wären.

Nach den Angaben, die der Chef der geologischen Staatsanstalt in Wien in seinem Buche über »Bergbau und Bergwirtschaft« macht, betrug die Jahresförderung von Kohle in Österreich vor dem Kriege rund 41 000 000 Tonnen, 1919 aber belief sie sich bloß auf 2 074 000 Tonnen. In den Revieren, welche 1919 diese Produktion aufwiesen, wurden 1913 noch 2 709 000 Tonnen Kohle gefördert. Im Monatsdurchschnitt machte die Kohlenförderung 1919 bloß 173 000 Tonnen aus, der Bedarf aber 1 268 000 Tonnen. Etwa 1 095 000 Tonnen müssen monatlich eingeführt werden, und zwar hauptsächlich aus der böhmisch-slowakischen Republik und aus dem Deutschen Reich (Oberschlesien). Das südslawische Trifaller Kohlenrevier liefert nur eine Kleinigkeit.

Das ganze Steinkohlenvermögen Österreichs wird auf 7,5 Millionen Tonnen geschätzt, kleine Lager befinden sich an der kärntnerisch-steierischen Grenze, dann in Niederösterreich im Wiener Becken. Das ist aber Steinkohle jüngeren Alters, die sogenannte Schwarzkohle; ihr Heizwert beträgt 5500 bis 7600 Kalorien, die Kohle des Ostrau-Karwiner Reviers hingegen hat einen Heizwert von 6800 bis 8200 Kalorien. Die meiste Braunkohle besitzt Steiermark: bei Köflach-Voitsberg (drei Flöze von Kohle ziemlich guter Qualität, 3200 bis 5000 Kalorien), bei Leoben und im Mürztaler Revier. In Niederösterreich gibt es Braunkohle bei Zillingsdorf (2850 bis 3260 Kalorien, also geringer Heizwert), ferner bei Sollenau, Pitten, St. Pölten und an anderen Orten. Oberösterreich besitzt im Hausruck große Braunkohlenlager. Das gesamte Braunkohlenvermögen Österreichs beträgt 308,4 Millionen Tonnen, das ist nur 0,76 Prozent des gesamten Kohlenvermögens vom alten Österreich.

Nur die Ausnutzung der Wasserkräfte kann die meisten Schwierigkeiten beseitigen, die aus dem Kohlenmangel erwachsen. Es wird beispielsweise der Plan eines Donaukraftwerkes erörtert, das nach vorsichtigen Berechnungen 150 000 Pferdestärken (450 Millionen Kilowattstunden) ergeben würde. Durch dieses Kraftwerk könnte die ganze Industrie Wiens und seiner Umgebung, die Straßenbahn- und Straßenbeleuchtung, die Beleuchtung der Wohnungen und der Betrieb der Stadtbahn versorgt werden. Wien hätte damit eine gesicherte Kraftzufuhr, die Industrie könnte voll arbeiten, und mit den Erträgen dieser Produkte könnte das ausländische Brot bezahlt werden. Wie Dr. Ellenbogen, der Vorsitzende des »Wewa« (Wasser- und Elektrizitätswirtschaftsamt) in einem Artikel der »Arbeiter-Zeitung« (vom 31. März 1920) ausführt, würden die Kosten dieses Werkes samt den

Leistungen $1\frac{3}{4}$ Milliarden Kronen betragen; der jährliche Aufwand des Werkes für Verzinsung, Abschreibung und Betriebsanlagen würde rund 220 Millionen Kronen erfordern. »Man würde mit dem gleichen jährlichen Aufwand, den man heute, gering gerechnet, für die Kohle ausgeben muß, nicht nur den Energiebedarf des Elektrizitätswerkes und der Industrie decken, sondern noch eine Energiemenge von 80 Millionen Kilowattstunden für andere Zwecke, insbesondere für die Stadtbahn, gewinnen. . . . Die durch die Wasserkraft erzeugte Energieeinheit stellt sich um rund 20 Prozent billiger als mit der Kohle, trotz der gewaltigen Anlagekosten.«

Sehr unwahrscheinlich ist es jedoch, daß die gegenwärtige Regierung irgend etwas zur Verwirklichung dieses Planes tun wird.

Eisenerze besitzt Österreich in Steiermark und in Kärnten in ansehnlicher Menge. Von der Gesamtförderung des Jahres 1913 stammten 67 Prozent, von jener des Jahres 1915 sogar 73 Prozent aus den nicht abgetretenen Gebieten. Bis 1898 wurden in den Alpenländern sämtliche Erze mit Holzkohle verhüttet, was durch den großen Holzreichtum ermöglicht wurde. Das Holz wurde aber immer teurer und teurer, so daß diese Hochöfen von den Kokshochöfen der Sudetenländer zurückgedrängt wurden, deren erster im Jahre 1831 zu Witkowitz in Mähren in Betrieb gesetzt wurde. Es wurde hier der alte Bergmannsbrauch wahr, daß das Erz zur Kohle kommen müsse, und so sehen wir, daß 1907 zirka 60 Prozent der ganzen österreichischen Roheisenproduktion durch Böhmen, Mähren und Schlesien aufgebracht wurden, da sich die moderne Eisenindustrie auf die wichtigsten Steinkohlenländer konzentrierte. Die großen Hochöfenanlagen der Witkowitz Bergbau- und Eisenhütten-Gewerkschaft sind vollständig auf die Zufuhr fremder Erze angewiesen. Die Eisenerzförderung des österreichisch gebliebenen Gebiets betrug 1913 nur 2,0 und 1915 1,9 Millionen Tonnen.

In den österreichischen Alpen befinden sich der Hauptsache nach zwei ausgedehnte Eisenerzzüge; der eine (nördliche) mit der wichtigsten Lagerstätte im Erzberg von Eisenerz (in Steiermark); der andere (südliche) ist der Kärntner Erzzug mit dem Hüttenberger Erzberg. Die reichste Quelle für steirische Eisenerze ist der zwischen Vordernberg und Eisenerz liegende steirische Erzberg, der bis zu einer Höhe von 1537 Meter ansteigt. Er wird bereits seit zwölf Jahrhunderten ausgebeutet. Die ausgeschlossene Menge von Erz (sehr reiner Spateisenstein mit durchschnittlich 38 bis 40 Prozent Eisengehalt) des Eisenerzer Erzbergs wird mit 206 Millionen Tonnen angegeben, wozu noch 157 Millionen Tonnen an »Rohwand« kommen. Die Förderung belief sich 1915 auf 1,8 Millionen Tonnen.

Die steiermärkische Roheisenerzeugung betrug 1913 541 000 und 1915 607 000 Tonnen. Die Eisenindustrie hat sich in Obersteiermark zu einer Großindustrie entwickelt und hat mit den besten Hilfsmitteln der Technik das Kleingewerbe fast vollständig verdrängt.

Im letzten Bericht der österreichischen Gewerbeaufsichtsbeamten (für das Jahr 1919) wird die Zahl aller Gewerbebetriebe mit rund 350 000 angegeben, wovon auf Wien allein 118 000 Gewerbe- und Handelsbetriebe beziehungsweise 14 279 unfallversicherungspflichtige Unternehmen und 2129 Fabriken entfallen. Das Erwerbsleben der Stadt Wien nimmt im ganzen Staat den ersten Platz ein. Aber die Veränderungen, die seit dem Zusammenbruch in der Zahl der Betriebe und der beschäftigten Arbeiter stattfanden, haben wir

keine Angaben, doch steht ein Rückgang ganz außer Zweifel. Nicht in allen Fällen waren die Betriebseinstellungen durch Mangel an Material und Aufträgen erzwungen; manche von ihnen waren — vom volkswirtschaftlichen Standpunkt — leichtfertig. So schreibt »Die Gewerkschaft«, das Organ der österreichischen Gewerkschaftskommission, in Nr. 44 (Jahrgang 1920) in bezug auf die Betriebseinstellungen und Maschinenverkäufe:

Keinesfalls kann geleugnet werden, daß es manchen Unternehmern nicht rosig geht. Aber das hindert noch lange nicht, daß in verschiedenen Fällen die Betriebe dennoch weitergeführt werden könnten. In einzelnen Industrien ist die Geschäftsstockung nur eine Teilercheinung. Es wäre bei einigem guten Willen möglich, hier oder dort die auftretenden Schwierigkeiten zu überwinden, wenn man eben wollte. Aber die Wahrnehmung ist leicht zu machen, daß die Maschinenverkäufe oft in leichtfertiger, die Arbeiterschaft schädigender Form erfolgen. In solchen Fällen zeigt sich der wahre Patriotismus der Kapitalisten. Den Unternehmern ist es vielfach zu wenig aussichtsreich und politisch zu unsicher, die Betriebe auch in bedrängter Zeit aufrechtzuerhalten; sie greifen zu dem einträglicheren Mittel, durch Verkauf an das Ausland ein Geschäft zu machen, obgleich des Jammers kein Ende ist, wenn die gutqualifizierten Arbeitskräfte dann auch ins Ausland eilen. Als andere Erscheinung ist das Eindringen des Auslandskapitals in die Wirtschaft mit Riesenschritten zu verzeichnen. Die Verklavung des Landes und seiner Bewohner wird von den Unternehmern geradezu herbeigeführt. Eine kürzlich bekanntgewordene Meinungsäußerung der Unternehmer zum beabsichtigten Verkauf der Industriewerke des Staates bestätigt diese Behauptung.

Es ist weit weniger der Mangel mineralischer Bodenschätze noch die größtenteils gebirgige Landesnatur Österreichs, die diesen Staat wirtschaftlich hemmt und die Herstellung geordneter wirtschaftlicher Verhältnisse erschwert, als das »Problem Wien«, das Mißverhältnis zwischen Hauptstadt und zugehörigem Wirtschaftsgebiet. Die Länder, auf welche sich die österreichische Volkszählung vom 31. Januar 1920 erstreckte,¹ hatten 6 072 000 Einwohner, verglichen mit 6 295 000 im Jahre 1910 und 6 528 000 im Jahre 1914. In Wien allein wurden 1 842 000 Personen gezählt, das heißt um 189 000 weniger als 1910 und um 295 000 weniger als 1914. Weit aus der größte Teil der Bevölkerungsverluste trifft Wien, wo der Geburtenausfall in der Kriegszeit und die Übersterblichkeit (besonders in der Nachkriegszeit) ungewöhnlich groß war. Die Städte Graz, Linz, Innsbruck, Villach, Salzburg, Bregenz, Wiener-Neustadt, St. Pölten, Baden bei Wien, Bruck a. d. Mur und noch manche andere weisen Bevölkerungszunahmen auf, und es bessert sich dort auch (obzwar langsam) die Wirtschaftslage. Wien jedoch ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit. Falls nicht eine kaum zu erwartende günstige Wendung eintritt, wird diese am äußersten Ostrand ihres Wirtschaftsgebietes liegende Stadt auch weiterhin an Bevölkerung verlieren, vielleicht nicht durch Übersterblichkeit,² aber durch Abwanderung. Wien braucht nicht niederzugehen, sondern könnte in der Versorgung des nahen und fernen Ostens eine überragende Rolle spielen (um so mehr als es in der böhmisch-slowakischen Republik an einer West-Orientierung der Verkehrswege mangelt und diese auch sobald nicht durchzuführen sein wird); doch besteht

¹ Ausgeschlossen blieben Westungarn und das kärntnerische Abstimmungsgebiet; letzteres ist klein und schwach bevölkert.

² Im Jahre 1920 trat bereits ein Wechsel vom Überschuß der Sterbefälle zu einem Geburtenüberschuß ein. Die Sterbefälle überwogen von 1915 bis ins dritte Vierteljahr 1920.

keine Aussicht, die noch immer nahezu zwei Millionen betragende Einwohnerſchaft hinreichend zu ernähren. Die Einfuhr wird erſchwert durch die geringen Auslandsvorräte und die Entwertung des öſterreichiſchen Geldes, während auf der anderen Seite die einheimiſche Bauernſchaft kaum zu bewegen ſein wird, der nicht gerade beliebten Hauptſtadt genügend Nahrungsmittel zu liefern. Die Gewährung noch ſo hoher Preiſe für Lebensmittel vermag die Bauern nicht zur Ablieferung zu veranlaſſen. Die wohlhabenden Volkskreiſe erlangen zwar das Meiſte, was ſie brauchen, gegen Wucherpreiſe durch den Schleichhandel, aber für die Beſitzloſen bleibt nur eine lächerlich geringe Nahrungsmenge einheimiſcher Herkunft, weil die Bauernſchaft ihre wiſchaftliche Lage inſolge der ſeit ſechs Jahren herrſchenden hohen Preiſe bedeutend verbessert hat und ſich nicht veranlaßt findet, beſonders viel von ihren Produkten abzugeben. Der Unterverbrauch in den Städten, namentlich in Wien, iſt die Folge des Überkonſums auf dem Lande. Daß iſt wohl auch anderwärts ſo, aber nirgends hängt eine ſo große Stadt wie Wien von einer ſo wenig zahlreichen Bauernbevölkerung ab.

Öſterreich befindet ſich in einer furchtbaren Lage. Schon zwei Monate nach der Ernte iſt ſeine Stadtbevölkerung auf ausländiſche Lebensmittelbezüge angewieſen. Es braucht aber vom Ausland nicht bloß Lebensmittel, es braucht auch Kohle, Rohſtoffe, Chemikalien; es braucht überdies Fertigwaren wie Leder und ausländiſche Textilwaren. Da es nur wenig Waren exportieren kann, ſo beläuft ſich das Deſizit ſeiner Handelsbilanz auf viele Milliarden. Die daher erforderlichen Mengen ausländiſcher Zahlungsmittel können nicht auf offenem Markte, ſondern nur durch Kredite beſchafft werden. Der Hunger nach Auslandsvaluten entſpringt nicht dem ſtaatlichen Bedarf, ſondern anderen Urfachen, und eine der wichtigſten iſt wohl die Psychoſe, von der ein großer Teil der Bevölkerung ergriffen iſt. Da die Kaufkraft der Krone unabläſſig ſinkt, ſo iſt das Vertrauen zu ihr auch im Inland geſchwunden, fühlt ſich niemand mehr ſicher in ihrem Beſitz und ſucht ſich jeder ſeiner Kronenguthaben, ſoweit er ſie nicht im Geſchäft braucht, zu entledigen. Viele Leute ſind von der Angst ergriffen, daß ein Tag kommen könnte, an dem die Krone trotz Zwangskurs auch im Inland nicht mehr angenommen werden wird. Und da heute ſchon die Fälle nicht ſelten ſind, daß Geſchäftsleute von ihren Kunden Zahlung in Auslandsvaluten verlangen, ſo ſucht jeder für den Fall einer ſolchen Kataſtrophe vorzubeugen, indem er ſich eine Reſerve in ausländiſchem Geld anlegt. Noch niemals waren in Wien ſo ungeheure Mengen fremder Valuten aufgeſtapelt. Wer nicht in der Lage iſt, Dollars, Pfunde, holländiſche Gulden oder Schweizer Franken anzuschaffen, begnügt ſich wenigſtens mit Lei, tſchechiſchen Kronen oder Dinars. Wäre der Staat imſtande, dieſe verborgenen Schätze in ihren Verſtecken aufzuſtöbern, dann hätte er die Auslandsanleihe, die er zum Ankauf von Rohſtoffen ſo dringend braucht; aber den Kampf gegen dieſe Kronenflucht aufzunehmen, iſt die Regierung nicht imſtande.

Inſolge des Währungsleids ſinkt die Kaufkraft des Geldes raſch. Eine Teuerungswelle löſt die andere ab, Löhne und Gehälter müſſen unausgeſetzt erhöht werden, um, kaum bewilligt, auch ſchon von dem verteuerten Lebensaufwand verſchlungen zu werden. Das Deſizit im Staatshaushalt wächſt der Finanzverwaltung unterderhand, alle neu erſchloſſenen Steuerquellen verſchlingend und alle Voranſchläge über den Haufen werfend.

Österreich lebt von seinem Volksvermögen. In den zwei Jahren, die seit Kriegsende verfloßen sind, hat es seine Schiffe, seine Erz- und Magnesitlager, seine Anteile an Petroleumgruben in Galizien und an den Industrieunternehmungen in der böhmisch-slowakischen Republik, viele der wertvollsten Häuser in Wien, von anderen Sachgütern gar nicht zu reden, an das Ausland verkauft, und es ist im Begriff, auch seine Kunstschätze an das Ausland zu veräußern. Aber ebensowenig wie ein Privatmann kann ein Staat auf die Dauer von seinem Vermögen leben, ohne schließlich gänzlich zu verarmen. Der alte Reichtum Wiens hat weite Kreise seiner Bevölkerung bisher über die Währungskrise hinweggetäuscht, und die Notenhochflut hat ihr einen fröhlicheren Reichtum vorgespiegelt, der viele zum Leichtsinne verleitet. Man hat noch immer nicht begriffen, daß ein zugrunde gegangener, auf das Mitleid des Auslandes angewiesener Staat nur durch Arbeit emporkommen kann. Die Schieber, Spekulanten und Preiswucherer, die in dem frühen Sumpfe des Währungsjammers reiche Beute machen, halten Österreich für ein Land von unbegrenzten Erwerbsmöglichkeiten. Das weitere Schicksal von Land und Volk ist ihnen gleichgültig. Diejenigen aber, die sich nicht bereichern können, tragen zu einem recht großen Teil eine staunenswerte Gleichgültigkeit zur Schau. Das Unglück Österreichs ist nicht Saint-Germain allein. In noch höherem Maße ist es der Gleichmut einer Bevölkerung, die blind in den Tag hineinlebt und noch nicht begriffen hat, daß die altgewohnte Fröhlichkeit und Lustigkeit zum Verderben führen muß.

Die Konzentration in der Montanindustrie

Von Dr. Artur Heichen

(Schluß)

II

Den im vorausgegangenen Artikel (Neue Zeit, Nr. 14) erwähnten großen industriellen Interessengemeinschaften, die sich in letzter Zeit gebildet haben, reihen sich einige weitere an:

Der Klöckner Konzern

Zu diesem Konzern gehören bereits seit längerer Zeit als Hauptwerke der Lothringer Hütten- und Bergwerksverein und das Hasper Eisen- und Stahlwerk. Der Lothringer Verein hat durch den Friedensvertrag seinen in Lothringen und Frankreich gelegenen Erz-, Hütten- und Walzwerksbesitz, vor allem aber sein größtes Werk in Kneuttingen (Roheisen- und Stahlherstellung) verloren und nur seine Kohlenwerke in Westfalen behalten. Um für Ersatz zu sorgen, wurde in Düsseldorf bei der mit dem Lothringer Verein in Interessengemeinschaft stehenden Düsseldorfer Eisen- und Drahtindustrie ein Siemens-Martin-Stahlwerk mit fünf Stahllöfen in Bau genommen.

Bei den Arbeiten für den Wiederaufbau, besonders bei den Plänen wegen Errichtung eines Hüttenwerks in Raugel, ging es nicht so rasch voran, als man geglaubt hatte. Daher schritt man zu Angliederungen und weiteren Interessengemeinschaften. Das Hasper Eisen- und Stahlwerk, das mit dem Lothringer Verein schon durch Personalunion verknüpft war, wird deshalb von diesem auf dem Wege der Fusion übernommen, die durch eine

Interessengemeinschaft mit der »Königsborn« Aktiengesellschaft für Bergbau in Unna-Königsborn sowie mit dem Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenverein in Osnabrück ergänzt wird. Zur Durchführung dieser Transaktion hat der Lothringer Verein das Aktienkapital von 14 auf 72 Millionen Mark erhöht. Das Hasper Werk war schon seit Jahren bestrebt, die Mittel zum Erwerb einer Zeche bereitzustellen. Mit Rücksicht auf die unzureichende Kohlengrundlage des Hüttenvereins, dem zur Entwicklung von großen Siemens-Martin-Betrieben die Gaskohlen fehlen, ist man zum Georgs-Marien-Verein gekommen, der in Werne über einen großen Reichtum an Gaskohlen verfügt, dem aber wieder die Fettkohle, also die Kokskohle, mangelt und der aus diesem Grunde auch seinerseits bemüht war, einen Dauerlieferanten für Fettkohle zu finden. Der Konzern verfügt nunmehr über eine Kohlengrundlage von jährlich 5 Millionen Tonnen Beteiligung im Syndikat, wovon heute bereits über 10 000 Tonnen täglich gefördert werden. Er wird die Stahlmengen selbst herstellen können, die erforderlich sind, um die Verfeinerungsanlagen der Mannstädterwerke sowie der Gewerkschaft Quint bei Trier zu versorgen. Zur Versorgung dieses schon bisher in Interessengemeinschaft mit dem Lothringer Hüttenverein stehenden Facon-Eisenwalzwerks L. Mannstädt und der erwähnten Düsseldorf-Eisen- und Drahtindustrie mit Stahl dienen vor allem die Weisweiler Eisenwerke, welche die Lothringer Hütte — die davon eine Anzahl Aktien besitzt — gemeinschaftlich mit dem Thyssen-Konzern betreibt.

Von der Kohle und dem Hochofen beginnend, wird also der Konzern mit Ausnahme von Röhren sämtliche Eisenartikel erzeugen bis zur größten Verfeinerung. Und dabei glaubt sich die Verwaltung noch nicht am Ende ihrer Tätigkeit. Sie wird — so erklärte sie jüngst in der Generalversammlung der Lothringer Hütte — sich bemühen, in der Verfeinerung durch Ausbau der Werke und Angliederung passender Betriebe weitere Fortschritte zu machen.

Es ist bemerkenswert, wie der Leiter dieses Konzerns, Klöckner (Inhaber der Eisenhandelsfirma Klöckner & Co.) das Konzentrationsstreben innerhalb der Montanindustrie begründet. Er sieht dessen Notwendigkeit vor allem in der heraufziehenden Wirtschaftskrise, die schon heute Amerika ergriffen hat und bald an die Tore Europas klopfen wird. Um die Gefahren der Geldknappheit und der Beschäftigungslosigkeit überwinden zu können, dazu sei es notwendig, daß die Werke sich innig verbinden und von der Kohle bis zum Rohöl und elektrischen Motor sowie bis zu den höchsten Stahlqualitäten alles selbst erzeugen, um in den Betrieben die wirtschaftlichen Höchstleistungen zu erreichen.

Der Klöckner-Konzern besitzt ferner maßgebenden Einfluß auf die Maschinenbauanstalt Humboldt in Köln. Er ist in geringerem Maße auch interessiert an der Isselburger Hütte und an den Kresfelder Stahlwerken.

Dem Hüttenverein steht die Führung der Interessengemeinschaft zu. Während aber das Hasper Eisen- und Stahlwerk vollkommen mit dem Hüttenverein fusioniert wird, bleibt die Georgs-Marien-Hütte als Aktiengesellschaft mit Aufsichtsrat und Vorstand selbständig. Von dem Ende des Jahres zusammengefügten Reingewinn erhalten beide Gesellschaften (Lothringer Hütte und Georgs-Marien-Hütte) zunächst 8 Prozent. Für die

Verteilung des Überschusses darüber hinaus sind besondere Modalitäten vorgesehen. Der Hüttenverein hat das Recht, nach Beginn des elften Jahres der Vertragsdauer das Gesellschaftsvermögen der Georgs-Marien-Hütte als Ganzes zu erwerben. Der Königsborn-Aktiengesellschaft wird für die Dauer der 24jährigen Interessengemeinschaft eine Dividende von 20 Prozent garantiert, die Übernahme kann später erfolgen gegen Zahlung von 7500 Mark pro Aktie in bar oder von einer Hüttenvereinsaktie und 3500 Mark in bar — durch diese Tauschofferte wird den Königsborn-Aktionären der Verzicht auf ihren Aktienbesitz zugunsten des Lothringer Vereins nahegelegt.

Der Klöckner-Konzern wird an die größten Trusts der Montanindustrie, besonders an Gelsenkirchen-Deutsch-Luxemburg, nicht im entferntesten heranreichen. Sein Umfang wird auch jetzt nur der eines größeren gemischten Werkes der Vorkriegszeit sein.

Der Thyssen-Konzern

Die Thyssen & Co.-Aktiengesellschaft ist im Besitz der Kohlgewerkschaften Rhein I und Lohberg in Hamborn, der Gewerkschaft »Deutscher Kaiser«, der Maschinenfabrik Thyssen. Ferner besitzt Thyssen bei der Friedrichshütte, der Maschinenfabrik Rheinland, der Preß- und Walzwerke-Aktiengesellschaft in Düsseldorf-Reisholz, der Aktiengesellschaft für Hüttenbetrieb in Meiderich und den Oberbiller Stahlwerken ausschlaggebenden Einfluß. In Gemeinschaft mit Klöckner besitzt er Beteiligungen an den Geisweider Eisenwerken und in Gemeinschaft mit der Kölner Eisenhandelsfirma Otto Wolf solche an den Stahlwerken von der Zypen. In Ausführung des Friedensvertrags wurde das Thyssen gehörige Werk Hagendingen durch Frankreich liquidiert. Wie Stinnes vor allem und die übrigen Konzerne streckt auch Thyssen seine Hand nach dem Schiffsbau aus, um auf diesem Umweg in den Besitz von Frachtraum zu kommen. Er ist sowohl an der Flensburger Schiffsbau-Gesellschaft als auch an der Schiffswerft Bremer Vulkan beteiligt. Außerdem betreibt die Firma Thyssen & Co. ein weitverzweigtes Eisenhandelsgeschäft.

Der Haniel-Konzern

In erster Linie gehört die Gutehoffnungs-Hütte in Oberhausen zu diesem Konzern. An der Deutschen Werft-Aktiengesellschaft ist der Konzern gemeinsam mit der Hamburg-Amerika-Linie und der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft beteiligt. Nach der »Frankfurter Zeitung« soll auch die Gutehoffnungs-Hütte gemeinsam mit dem Großindustriellen Kramer-Allett die Aktienmehrheit der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg erworben haben. Ein Zusammenschluß beider Unternehmen, bei dem die Selbständigkeit eines jeden gewahrt bleibt, ist vor wenigen Wochen in Form einer Interessengemeinschaft erfolgt. Im Geschäftsbericht der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg befindet sich der kennzeichnende Satz: »Nie ist die Abhängigkeit der weiterverarbeitenden Eisenindustrie von den Rohstoffwerken deutlicher in die Erscheinung getreten.« Damit dürfte die wichtigste der Triebkräfte dieses Zusammenschlusses bloßgelegt sein.

An der Maschinenfabrik Esslingen (Aktienkapital 24 Millionen Mark) besitzt Haniel ferner eine Beteiligung in Höhe von 8 Millionen Mark. Auch

das Neuwalzwerk Bösperde dürfte in einiger Zeit durch eine Interessengemeinschaft mit der Gutehoffnungs-Hütte in den Bereich des Haniel-Konzerns einbezogen werden. Durch seine Kohlenhandelsorganisation (Franz Haniel & Co. G. m. b. H.) will der Konzern jetzt auch künstliche Düngemittel wie Thomasmehl, schwefelsaures Ammoniak usw. vertreiben.

Der Stumm-Konzern

Vor einiger Zeit wurden die im pfälzischen Teil des Saargebiets liegenden Werke der Firma Gebrüder Stumm G. m. b. H. in eine Aktiengesellschaft mit 5 Millionen Mark eingebracht. Einige Zeit später wurde auch für das Neunkirchener Werk eine Aktiengesellschaft gegründet. Die Dauer der Neunkirchener Gesellschaft ist auf 99 Geschäftsjahre bestimmt. Gegenstand des Unternehmens ist der Fortbetrieb der sämtlichen industriellen Unternehmungen, welche die Firma Gebrüder Stumm im Saargebiet, wie dieses im Friedensvertrag begrenzt ist, betreibt. Das Grundkapital beträgt 20 Millionen Mark und zerfällt — das ist für die Frage der *U b e r f r e m d u n g s f e c h n i k* interessant! — in 20 000 Aktien, wovon 12 000 die Bezeichnung Gruppe A, die weiteren 8000 die Bezeichnung Gruppe B führen. Gruppe A ist die *f r a n z ö s i s c h e* Gruppe. Sämtliche Aufsichtsratsmitglieder (7) sind Franzosen. Gruppe B mit 5 Mitgliedern (darunter Unterstaatssekretär a. D. Wilhelm v. Stumm-Berlin und Staatssekretär Richard v. Kühnmann-Berlin) ist die *d e u t s c h e* Gruppe. Das französische Kapital ist also an der Neunkirchener Eisenwerk-Aktiengesellschaft vormals Gebrüder Stumm mit 60 Prozent beteiligt. Das Unternehmen kann demnach als ein überwiegend französisches angesprochen werden. Gewiß ein bestes Zeichen für die neueste Entwicklung im Saargebiet.

An dem kleineren Stummschen Unternehmen, der schon erwähnten Homburger Eisenwerk-Aktiengesellschaft, soll nach der »Kölnischen Zeitung« französisches Kapital mit 40 Prozent beteiligt sein. Durch Abstoßung dieser Anteile der Saarwerke an ein französisches Konsortium erhielt Stumm größere flüssige Mittel, und er ging nun mit diesen im Sinne der vertikalen Konzentration expansiv vor. Er hat damit Aktienmajoritäten oder starke Minoritäten einer Reihe von mittleren Eisen- und Kohlenwerken aller Grade aufgekauft. Unter diesen sind zu nennen: das Annener Gußstahlwerk, das Stahlwerk Deking, das Gelsenkirchener Gußstahl- und Eisenwerk, die Vereinigten Presse- und Hammerwerke in Dahlhausen-Bielefeld, die Eisenindustrie zu Menden und Schwerte-Aktiengesellschaft, das Gußstahlwerk Witten, der Aplerbecker Aktienverein für Bergbau, die Norddeutsche Hütten-Aktiengesellschaft in Bremen, die Metallgießerei in Köln-Ehrenfeld, die Westfälischen Eisen- und Drahtwerke in Langendreer, die Münchener Eggenfabrik-Aktiengesellschaft, die Fabrik für Eisenbahnbedarf Brenne, Hangarter & Co. in Haspe.

Mit dem Essener Bergwerksverein König Wilhelm hat außerdem die Stummsche Steinkohlengewerkschaft Achenbach einen Interessengemeinschaftsvertrag auf 25 Jahre abgeschlossen, wobei dem Essener Bergwerksverein von Stumm eine bestimmte Dividende garantiert wird. In die oben erwähnte Homburger Eisenwerks-Aktiengesellschaft vormals Gebrüder Stumm wurden ferner die »Bayerischen Werke von Gebrüder Stumm m. b. H.« eingebracht. Der Stumm-Konzern nahm gleichfalls Einfluß auf die

Schiffswerft J. Frerichs & Co. Aktiengesellschaft in Einwarden. Auch in den Eisenhandel versuchte er vorzudringen, indem er seinen Interessenkreis auf einige der Frankfurter Eisenhandelsfirma J. Adler jun. nahestehende Unternehmungen ausdehnte.

Phönix-Konzern

Ungefähr 40 Prozent der Phönixaktien sind an eine Gruppe übergegangen, die sich aus der bekannten Eisengroßhandelsfirma Otto Wolff und einem holländischen Konsortium zusammengesetzt, das in Holland ein Hochofenwerk errichtete. Dieser »Überfremdungsfall« erregte vor einiger Zeit großes Aufsehen. Wie andere Montanunternehmen hat auch die Phönix-Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb ihren Interessenkreis bis an die Wasserkante gespannt und sich an der Reihertieg-Schiffswerft, Hamburg, beteiligt.

Der Röschling-Konzern

hat ebenfalls wie die Gebrüder Stumm G. m. b. H. einen Anteil an seinen Saarwerken nach Frankreich verkauft und wurde in jüngster Zeit mehrfach als Reflektant bei Konzentrationen genannt. Zusammen mit den Buderuswerken hat er die Stahlwerke Aktiengesellschaft Buderus-Röschling gegründet, von der beide Gesellschaften je 15 Millionen Mark Aktien übernahmen. Die Buderus-Stahlwerke liefern die Rohblöcke zur Weiterverarbeitung an die Interessengemeinschaft.

Der Krupp-Konzern,

auch heute noch ein Familienunternehmen, hat sich bisher in bezug auf die Konzentration größter Zurückhaltung befleißigt. Seine Verbindung mit der Capito- und Klein-Aktiengesellschaft und der Westfälischen Eisen- und Drahtindustrie-Aktiengesellschaft ist bereits älteren Datums. Dem allgemeinen Wettlauf um Kohle kann sich jedoch auch der Krupp-Konzern nicht ganz entziehen. So wurde vor einigen Wochen gemeldet, daß die Friedrich-Krupp-Aktiengesellschaft in Essen in der Gemeinde Schkortleben bei Merseburg 500 Morgen Land zum Bau zunächst eines neuen Gießerei- und Walzwerkes erworben habe. Bestimmend für den Kauf sei die Nähe der Kohlengruben des Geiseltales gewesen. Ebenso verlautete vor einiger Zeit mit großer Bestimmtheit, daß die Gewerkschaft des Steinkohlenbergwerksvereins Helene und Amalie in Essen in den Besitz der Firma Krupp übergehen wird, die schon seit längerer Zeit durch Kuxenbesitz an der Gewerkschaft beteiligt sein soll und der schon wiederholt die Absicht eines Ankaufs einer Zeche nachgesagt wurde. Angeblich soll die Angliederung der Zeche Helene und Amalie jetzt auf dem Wege über die Westfälische Drahtindustrie erfolgen, die zu diesem Zwecke ihr Aktienkapital erhöhen wird. Die einzige bisher durchgeführte Ausdehnung des Krupp-Konzerns in der Zeit nach dem Kriege ist die Interessengemeinschaft mit den Ernmann-Werken. Im übrigen beschränkte sich die Friedrich-Krupp-Aktiengesellschaft auf die Umstellung ihrer militärischen Zwecken dienenden Anlagen für die Friedenswirtschaft.

Die Lothringer-Funkesche Gruppe

Die Kohलगewerkschaft Lothringen, die sich in eine Aktiengesellschaft umgewandelt hat, hat mit der Funkeschen Essener Steinkohlenbergwerks-

Aktiengesellschaft einen Interessengemeinschaftsvertrag abgeschlossen. Die Mehrheit der Harzer Werke zu Rübeland (Kapital jetzt 2,3 Millionen Mark), die Gießerei, Ofenfabrikation usw. neben dem Bergbau betreiben, ist an den Lothringer Konzern übergegangen. Damit setzt sich die Funkesche Gruppe nun auch in einem Eisen- und Erzwerk des Harzes fest, nachdem sie vor kurzem schon ihre Vertreter in den Märkisch-Westfälischen Bergwerksverein miteinfand hatte. Während dieses Siegerländer Unternehmen vornehmlich Zink- und Bleierze fördert und nur wenig Eisen- und Kupfererz, ist die Harzer Verechtfame der Harzer Werke vornehmlich für Eisenerz verliehen. Vor einiger Zeit wurde auch gemeldet, daß der kommende Elektrizitätsverband Rheinland und Westfalen in Hagen, zu dem sich zehn kleinere Elektrizitätswerke des rheinisch-westfälischen Industriebezirks zusammengeschlossen haben, offenbar um sich einer Aufsaugung durch das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk entgegenzustellen, mit der Gewerkschaft, beziehungsweise Aktiengesellschaft Lothringen über eine Interessengemeinschaft zur Sicherung des Kohlenbedarfs der ihm angeschlossenen Werke verhandelt. Wie weit die Verhandlungen gediehen sind, ist nicht bekannt. Durch diese Zusammenschlüsse würde sich die Lothringer Gruppe vom reinen Zechenbetrieb zum gemischten Betrieb entwickeln. Mit dem umfangreichen Kohlenzechenbesitz der Lothringengruppe sind heute schon gewichtige Interessen der chemischen Erzeugung (Lothringen G. m. b. H.), des Maschinenbaues (Sekuritaswerke), des Schiffbaues (Ottowerft), der Sprengstofffabrikation (Espagnit) und der Erzgewinnung verbunden.

Die Tagespresse meldete vor kurzer Zeit eine neue Ausdehnung der Lothringen-Aktiengesellschaft, eine bevorstehende Interessengemeinschaft Henschel-Lothringen. Für diese Interessengemeinschaft kommt die Lokomotivfabrik Henschel & Sohn in Kassel allerdings nur hinsichtlich ihrer Erzbergwerke und Hütten in Frage. Wenn das Projekt verwirklicht wird, das den anscheinend noch nicht abschlußreifen Verhandlungen mit Henschel zugrunde gelegt wird, so kommen die recht bedeutenden eisenindustriellen Anlagen Henschels mit Lothringen in eine enge betriebliche Verbindung. Die Henschelschen schwerindustriellen Anlagen bestehen aus der seinerzeit aus dem Besitz der Dortmunder Union erworbenen Heinrichshütte bei Hattingen an der Ruhr, deren Stahlwerk zu den größten in Deutschland gehört und auf deren Ausbau schon vor dem Kriege erhebliche Mittel verwendet wurden. Vier Hochöfen, acht Martinöfen, Walzwerke für Stabeisen und Bleche usw., eine Stahlformgießerei, mechanische Werkstätten, eine Eisengießerei, eine Radsackfabrik, eine Schlackensteinsfabrik und anderes mehr gehören dazu. Im Kriege (1916) wurde auch von Henschel eine Eisenerzbasis geschaffen durch Erwerb der Siegerländer Gruben Alte Dreißbach bei Eisfeld und Ver. Borgholzhausen bei Herdorf. Auch diese Gruben wären ein günstiger Zuwachs für die Lothringer Aktiengesellschaft, die bisher durch ihre Beteilung beim Märkisch-Westfälischen Verein schon auf die deutsche Zink- und Kupfererzförderung und durch den Anschluß der Harzer Werke auch auf die Eisenerzförderung Einfluß gewonnen hat.

Hoesch-Köln-Neueness

Die Eisen- und Stahlwerke Hoesch gehörten bisher zu den Unternehmen, die sich weder aktiv noch passiv an Konzentrationen beteiligt haben.

Eine am 20. Dezember einberufene Generalversammlung dieser Gesellschaft und der Köln-Neuessen hat nun über einen zwischen beiden Gesellschaften abgeschlossenen Interessengemeinschaftsvertrag beschlossen und die Zustimmung erteilt. Das Grundkapital der Hoesch betrug bisher 35 Millionen, das der Köln-Neuessen 45 Millionen Mark. Die Kohlengrundlage von Hoesch — sie wird, was Beteiligungsziffer, Leistungsfähigkeit der Schachtanlagen und tatsächlich erzielte Förderleistung angeht, mit etwa 60 Prozent derjenigen Köln-Neuessens eingeschätzt — hat unter den bisherigen Verhältnissen eine volle Ausnutzung des Werkes und Erweiterungen nicht zugelassen. Für Köln-Neuessen bedeutet der Entschluß, seinen Wirkungsbereich über den eines reinen Kohlenbergwerks hinaus zu erweitern, die Aufgabe eines jahrzehntelang erfolgten Grundsatzes. Neben anderen Gründen wiesen von vornherein die im Lippegebiet gelegenen Kohlenfelder beider Gesellschaften auf ein Zusammengehen hin. Die Köln-Neuessen gehörenden Grubenfelder Julius und Karl bilden dort zusammen mit den durch die Baldurschächte schon aufgeschlossenen Feldern der Gewerkschaften Trier und den ebenfalls durch eine Doppelschachtanlage schon seit längerem aufgeschlossenen Feldern Fürst Leopold, Fortsetzung von Hoesch, ein zusammenhängendes großes Feldergelände, das in vorteilhaftester Weise durch einheitliche Leitung und gemeinsamen Betrieb ausgenutzt werden kann. Die Altkessener Felder Köln-Neuessens bieten durch ihr reiches Kokskohlenvorkommen die Unterlage für Betriebserweiterungen von Hoesch. Der Gedanke der Flurbereinigung ist hier eine Triebfeder der Konzentration, ein Gedanke, den der schwerindustrielle Essener Vorschlag Stinnes-Vöglers-Silberberg erneut in den Vordergrund rückt. Die Durchführung des Programms bezweckt ein Interessengemeinschaftsvertrag, der auf die Dauer von 80 Jahren geschlossen werden soll. Die Ausgestaltung des Vertrags ist derartig, daß seine wirtschaftliche Wirkung einer Verschmelzung beider Unternehmen vollkommen gleichkommt. Als oberstes Organ der Interessengemeinschaft wird ein Gemeinschaftsausschuß bestellt, in den die Aufsichtsräte der Gesellschaften je sieben ihrer Mitglieder entsenden. Dieser Gemeinschaftsausschuß hat die Entscheidung in allen wichtigen, die Gemeinschaft angehenden Fragen. Zwecks Herstellung einer engen Arbeitsgemeinschaft ist vorgesehen, daß je zwei Aufsichtsratsmitglieder jeder Gesellschaft in den Aufsichtsrat der anderen Gesellschaft treten. Weiterhin ist vorgesehen, daß der Vorstand Köln-Neuessen auch im Vorstand Hoesch vertreten ist, um so eine einheitliche Oberleitung zu gewährleisten. Die Oberleitung des gesamten Bergwerksbetriebs beider Gesellschaften wird in die Hand des derzeitigen Generaldirektors von Köln-Neuessen gelegt werden, der zu diesem Zweck auch in den Vorstand von Hoesch eintritt.

* * *

Das sind nur einige größere Konzerne, die in letzter Zeit im neuen Deutschland entstanden oder doch im Entstehen begriffen sind. Die Konzentrationsbewegung ist damit keineswegs erschöpft. Bereits werden schon allerlei neue Zusammenschlüsse und Fusionspläne gemeldet. Freilich wird sich in dem begonnenen neuen Jahre das Tempo wohl etwas mäßigen — schon aus dem Grunde, weil der Kreis der angliederungsfähigen Unternehmen immer kleiner wird.

Die preußische Agrargesetzgebung seit der Revolution

Von W. Paehel, Mitglied der Preussischen Landesversammlung

Die von der Preussischen Landesversammlung während der zu Ende gehenden Tagung verabschiedeten Agrargesetze entsprechen bezüglich ihres Zweckes der Denkschrift über die schleunige Inangriffnahme der Besiedlung und über die Siedlandkultur in Preußen, die der Landwirtschaftsminister, Genosse Otto Braun, am 25. März 1919 der Preussischen Landesversammlung überreichte. In der Denkschrift heißt es:

Die Steigerung unserer landwirtschaftlichen Erzeugung ist die dringendste und bedeutsamste Aufgabe der nächsten Zukunft; ihre Lösung gewährleistet allein eine auskömmliche Ernährung unseres Volkes und damit einen erfolgreichen Wiederaufbau unserer Wirtschaft. Wir müssen deshalb unsere Landwirtschaft mit allen Mitteln auf eine möglichst hohe Stufe der Entwicklung zu bringen suchen. Nur dadurch wird es ferner möglich, uns auf dem Gebiet der Volksernährung vom Ausland unabhängig zu machen und eine sonst unvermeidliche Auswanderung wertvoller Volkskräfte zu verhindern oder doch einzuschränken. Da unsere Industrie jedenfalls in den ersten Jahren nach dem Friedensschluß nur geringe Ausfuhrmöglichkeiten haben und in der Hauptsache auf den inneren Markt angewiesen sein wird, muß die Einfuhr im Interesse der Hebung unserer Valuta auf die unumgänglich notwendigen Rohstoffe beschränkt bleiben. Damit wird die Versorgung unseres Vaterlandes im Wege der Eigenproduktion zu einer Lebensfrage für unser Volk.

Der Krieg hat die wirtschaftliche Grundlage der industriellen Entwicklung ebenso schwer erschüttert wie die soziale Grundlage der landwirtschaftlichen Großbetriebe, die auf Wanderarbeiter angewiesen sind, weil ihnen diese Arbeitskräfte künftig fehlen werden. Die Produktionssteigerung kann deshalb nur gleichzeitig mit der Lösung der sozialen Frage erfolgen. Da die Industrie in der nächsten Zukunft an Bedeutung gegen früher erheblich zurücktreten und sich damit unsere wirtschaftliche Basis zugunsten der Landwirtschaft verschieben wird, ist die Lösung der sozialen und damit auch der wirtschaftlichen Frage nur auf agrarischem Gebiet möglich. Die Lösung beider Fragen hat eine zweckmäßige Bodenverteilung zur Voraussetzung. Diese muß, wie jetzt wohl allgemein anerkannt wird, in einer gesunden Mischung von Groß-, Mittel- und Kleinbesitz bestehen. Es gilt also in erster Linie und unverzüglich eine dieser Forderung entsprechende Grundbesitzverteilung zu schaffen.

Die Denkschrift spricht nicht von der »Sozialisierung« der Landwirtschaft. Warum nicht? Braun wußte, daß eine Mehrheit in der Landesversammlung, die zum Teil sein Tun ohnehin mit Argusaugen überwachte, für eine Sozialisierung nicht zu haben sein würde. Und ferner gestatten unsere Ernährungsverhältnisse nicht, eine Erschütterung in der landwirtschaftlichen Produktion hervorzurufen, die die Sozialisierung sicher zur Folge gehabt hätte.

Merkwürdigerweise war es auch nicht der Ruf nach Sozialisierung der Landwirtschaft, sondern der Ruf nach Land, der sich überall erhob. Man wollte seine eigene Scholle haben, den Kleinbesitz vergrößern. Das war und ist noch heute der Wunsch Tausender, die den Großgrundbesitz zerschlagen und die Staatsdomänen aufteilen möchten, oft ohne sich der Tragweite dieser Forderung bewußt zu werden.

Die Richtlinien für sein Vorgehen fand Braun in der am 30. Januar 1919 in Kraft getretenen Reichsbesiedlungsverordnung, die später Gesetz

wurde. Nach der Absicht ihres Verfassers, des Professors Sering, soll ein Drittel der landwirtschaftlich genutzten Fläche der Güter von 100 und mehr Hektar, insgesamt über 2 Millionen Hektar, der inneren Kolonisation erschlossen und in 200 000 bis 300 000 Familienbetriebe umgewandelt werden. Da von den 2 Millionen Hektar über neun Zehntel auf Preußen entfallen, hängt die Versorgung Deutschlands im Wege der Eigenwirtschaft vornehmlich von der baldigen Umgestaltung der Besitzverhältnisse in den östlichen Provinzen ab.

Nach der Betriebszählung von 1907 hatte der Großgrundbesitz in Ostpreußen 24,7 Prozent, Westpreußen 24,3, Brandenburg 21,9, Pommern 34,1, Posen 29,4, Schlesien 21,8, Sachsen 17,4, Schleswig-Holstein 10,3, Hannover 6,6, Westfalen 4,0, Hessen-Nassau 8,9, Rheinland 3,2 Prozent der landwirtschaftlich benutzten Fläche inne. Dieser Latifundienbesitz, dünn bevölkert und bisher meist von etwa 750 000 ausländischen Arbeitern bearbeitet, bietet viel Raum für Siedler und Schaffung neuer Dörfer. Die Städte zu entlasten, den Zug der Landlosen in die Städte, die keine genügenden Verdienstmöglichkeiten mehr bieten, zu verhindern, ist aber eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit. Mit der durch das Reichsiedlungsgesetz beabsichtigten Vermehrung und Vergrößerung des Kleinbesitzums ist jedoch die Frage der wirtschaftlichen Überlegenheit des Groß- oder Kleinbesitzes und der Sozialisierung der Landwirtschaft wieder aufgerollt. Jede Besitzschicht behauptet und bringt den zahlenmäßigen Nachweis, daß sie den größeren Anteil an der Ernährung des Volkes habe. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle eingehend dieses Thema zu behandeln, das die sozialdemokratische Partei seit ihrem Bestehen beschäftigt. Insbesondere haben David¹ und Kautsky² in ihren leider vollständig ausverkauften Büchern das Für und Wider dieser Frage eingehend erörtert. Die Wahrheit liegt aber auch hier in der Mitte. Der Großgrundbesitz als Musterbetrieb, der die vollendetsten und arbeitssparenden Maschinen anwenden kann, ist zweifellos dem Kleinbesitzer, besonders im Körnerbau, ebenso überlegen wie die moderne Fabrik dem kleinen Handwerker. Der Kleinbesitzer hat die längere Arbeitszeit und muß körperlich schwerer arbeiten, um das Ziel zu erreichen. Aber er erreicht es. Die Viehhaltung, besonders Kleinvieh, seine Aufzucht und Pflege, liegt in seiner Hand, und an Lieferung von Agrarprodukten steht er, wie Süd- und Westdeutschland beweisen, nicht zurück, insbesondere wenn man berücksichtigt, daß er als Selbstversorger weit mehr Menschen ernährt als der Großgrundbesitz. Dieser Umstand muß berücksichtigt werden. Er war mit ausschlaggebend bei Schaffung des Reichsiedlungsgesetzes. — Nirgends sind die Verhältnisse so verschieden wie in der Landwirtschaft; Klima, Lage und Bodenbeschaffenheit entscheiden über die Lebensfähigkeit der Betriebsgrößen. Nirgends hat aber auch der Gedanke der Sozialisierung so wenig Boden gefunden wie auf dem Lande. Die Sehnsucht nach der eigenen Scholle, gefördert durch den Hungerkrieg, ist so stark, daß eine Volksabstimmung für oder gegen die Sozialisierung der Landwirtschaft kaum ein Ergebnis haben dürfte, das die Fürsprecher der Sozialisierung befriedigen würde. Nach dem Reichsiedlungsgesetz sollen zunächst die schlecht bewirtschafteten Güter, worunter auch solche zu verstehen sind, die dauernden Arbeiterwechsel haben, der Siedlung verfallen; dann solche, die

¹ Sozialismus und Landwirtschaft. ² Die Agrarfrage.

dauernd den Besitzer wechseln (Walzgüter), ferner die von Kriegsgewinnern erworbenen Güter und solche, deren Besitzer die Landwirtschaft nicht selbst oder nicht im Hauptberuf betreiben. Dagegen sollen Musterbetriebe geschont werden. Bei der Aufteilung soll ferner darauf geachtet werden, daß ehemalige Bauernhöfe, die den großen Gütern durch Kauf oder Bauernlegung einverleibt wurden, möglichst wiederhergestellt werden.

Auch die Hebung des Kleinbesitzes bis zur Größe einer selbständigen Ackerwohnung und das Recht auf Pachtland für Land- und Forstarbeiter ist in dem Reichsiedlungsgesetz verankert. Das Gesetz legt das ganze Siedlungswesen in die Hände der gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften, die mit Staatsmitteln arbeiten und ein Vorkaufsrecht auf freiwerdenden Grund und Boden haben. Sie können auch enteignen, wo andere Mittel versagen, und zahlen keine Spekulations-, sondern angemessene Preise.

Die Ausführung dieses Gesetzes machte den Erlaß eines Ausführungsgesetzes zum Reichsiedlungsgesetz, eines Gesetzes über die Reform der Auseinandersetzungsbehörden, eines Gesetzes über die Bildung von Genossenschaften zur Bodenverbesserung von Moor- und Südländereien und eines Gesetzes über die Beaufsichtigung von Privatwaldungen notwendig. Hierzu kam noch ein Gesetz betreffend Selbstbewirtschaftung von Domänen durch den Staat und ein solches über die Wahlen zu den Landwirtschaftskammern.

Wie ersichtlich, ein großes Programm. Leider ist es die Tragik der Sozialdemokratie, in einer Zeit das Staatssteuern führen zu müssen, wo alle Klassen leer sind, das Volk demoralisiert ist und innerer Hader die »Proletarier aller Länder« spaltet; um so mehr muß anerkannt werden, was Braun geleistet hat. Bis jetzt sind 4860 Siedlungen geschaffen worden (man beachte, daß eine kleine Siedlung infolge der hohen Materialpreise statt 10000 Mark im Frieden heute 119 000 Mark kostet). Bis Ende 1919 wurden für die Anliegersiedlungen vergeben aus:

Domänenbesitz in Eigentum und Pacht	16000 Hektar
Forstbesitz in Eigentum	4000 -
Forstbesitz in Pacht	2000 -
Privatland	30000 -
Zusammen	52000 Hektar

oder 208 000 preußische Morgen. Vornehmlich in Schlessien ist es gelungen, auf dem Gebiet der Anliegersiedlungen beachtenswerte Fortschritte zu erzielen. Bis zum 30. Juli wurden im Bereich des Landeskulturamts Breslau, das heißt in den Provinzen Niederschlessien und Oberschlessien, Kaufverträge über 3826,13 Hektar und Pachtverträge über 8536,63 Hektar abgeschlossen, während Kaufverträge über 3189,27 Hektar und Pachtverträge über 7899,60 Hektar ausgeführt sind. Im ganzen kamen in Schlessien bislang zustande: 309 Kaufverträge mit 5724 Käufern und 1550 Pachtverträge mit 14 590 Pächtern oder 18 815 Hektar an 20 314 Pächter. Die preußische landwirtschaftliche Verwaltung hat außerdem auf Ersuchen des Reiches mit der Soldatenfiedlung in Truppenlagern und fiskalischen Mooren begonnen. Auch dort sind die Arbeiten in vollem Gange.

Zur Lösung der durch die neuen Agrargesetze gestellten Aufgaben ist eine besondere Organisation durch Umwandlung der alten General- und Spezialkommissionen in Kulturbehörden geschaffen. Es sind dies die Kulturrämer, Landeskulturrämer und das Oberlandeskultur-

a m t. Alle Anträge und Anfragen der Landheischenden sind an das nächste Kulturamt zu richten, das die Aufgabe hat, die gestellten Ansprüche nach Möglichkeit zu erfüllen und planmäßig zur Ausführung zu bringen.

Das Gesetz über die Bildung von Bodenverbesserungsgenossenschaften ergab sich aus der Tatsache, daß in Preußen insgesamt 645 424 Hektar Moore vorhanden sind, ohne die zahllosen kleineren Moore unter 50 Hektar, die der Umwandlung in bebauungsfähiges Ackerland, Wiese und Weide harren. Die Not der Zeit erheischte, vor dem Eingriff in die Eigentumsverhältnisse nicht zurückzuschrecken und nicht zu warten, bis die Besitzer der Moor- und Ödländereien sich selbst dazu bequemen, mit der Melioration zu beginnen. Deshalb können nach dem erwähnten Gesetz die Eigentümer solcher Ländereien zwangsweise zu Genossenschaften vereinigt werden, um diese Ländereien nach einem einheitlichen, vom Staate geleiteten Plan in Acker, Wiese, Weide oder Holzung umzuwandeln. Das Verfahren liegt in den Händen des Präsidenten des Landeskulturamts. Leider sind allerlei Rücksichtnahmen zum Schutze des Privateigentums in dieses Gesetz durch die bürgerlichen Parteien hineingebracht worden, die ein Wehegeschrei nach dem anderen über die Zwangsvorschriften erhoben, um sich dann doch vielfach letzten Endes »schweren Herzens« mit manchen Bestimmungen abzufinden.

U m l e g u n g v o n G r u n d s t ü c k e n (Umlegungsordnung). Nach Artikel 155 der Deutschen Reichsverfassung ist die Bearbeitung und Ausnützung des Bodens eine Pflicht der Grundbesitzer gegenüber der Gemeinschaft. Das setzt voraus, daß die Grundstücke eines Besitzers nicht zerstreut und im Gemenge mit anderen liegen, sondern wirtschaftlich zusammenhängen. Nach Erfahrungen in den westlichen Provinzen haben die Grundstücke in solchen Gemeinden, in denen die frühere Zersplitterung durch Umlegung der Grundstücke beseitigt oder stark vermindert worden ist, nicht nur höhere Erträge gebracht, sondern auch schneller bestellt und abgeerntet werden können als in jenen Gemeinden, in denen das Umlegungsverfahren noch nicht stattgefunden hat. Bisher konnte dieses Umlegen nur auf Antrag der Beteiligten vorgenommen werden, was bei dem Mißtrauen der ländlichen Bevölkerung oft nicht leicht zu erreichen war. Es mußte daher die gesetzliche Möglichkeit geschaffen werden, von Amts wegen solche wirtschaftliche Umlegungen vornehmen zu können, wird doch damit zugleich eine Verbilligung der Verwaltung erreicht, weil planmäßig gearbeitet und der Wunsch der kleinen Besitzer, ihre Stellen durch Zukauf von Land aus anliegendem Großgrundbesitz zu vergrößern, zweckmäßig erfüllt werden kann. Dieser Zweck wird durch die neue U m l e g u n g s o r d n u n g im ganzen erreicht. Der Verabschiedung dieses Gesetzes ging die heftigste Bekämpfung durch die Rechtsparteien, Zentrum, Liberalen und Konservativen, voran, die in dieser Ordnung eine Gefährdung der Eigentumsrechte der Besitzer erblickten. Und doch enthält das Gesetz an sich nichts Neues; es bietet nur die Möglichkeit, zwangsweise dort mit der Umlegung vorzugehen, wo diese gutwillig nicht zu erreichen ist, das heißt die zerstreut und durcheinanderliegenden Felsen Landes zusammenzulegen und wirtschaftlicher zu gestalten, ohne daß die Besitzer eine Einbuße erleiden. Dabei ist dem Schutze von Naturdenkmälern, Gebäuden, Gärten, Weinbergen, Kunstwiesen, Fischteichen usw. in weitester Weise Rechnung getragen worden. Es erhalten die Teilnehmer für die abzutreten-

den Grundstücke gleichwertige Stücke zurück, und dort, wo dies nicht möglich ist, wird diese Schädigung mit Geld ausgeglichen. Die Kosten der Umlegung haben freilich die Teilhaber zu fragen, wie dies schon bisher bei Umlegungen der Fall war.

Das Gesetz zur Beaufsichtigung der Privatwaldungen kam in der Landesversammlung nicht mehr zur Beratung. Leider, denn es bestand bisher keine gesetzliche Möglichkeit, den Waldverwüstungen in Privatforsten, hervorgerufen durch die hohen Holzpreise, wirksam zu begegnen. Als Ersatz wurde in letzter Stunde ein Gesetzentwurf über Kahlschläge in Privatwaldungen eingebracht, das insofern eingreifen soll, als es alle Kahlhiebe, die ein Sechzigstel der Betriebsfläche einer Hochwaldung oder eines hochwaldähnlichen Forstes überschreiten, der Genehmigungspflicht unterstellt, die in Landkreisen beim Landrat, in Stadtkreisen bei der Ortspolizeibehörde liegt.

Das neue preussische Landwirtschaftskammergesetz wurde erst in allerletzter Zeit der Landesversammlung vorgelegt und wirkte wie Sprengpulver in der Vereinigung der Koalitionsparteien. Die Landwirtschaftskammern in ihrer bisherigen Zusammensetzung waren Sammelrichtungen der Reaktion, in denen der Großgrundbesitzer den Ton angab. Braun wollte hiermit aufräumen und durch eine andere Zusammensetzung der Kammern nicht nur einen neuen Geist, sondern auch eine wirkliche Vertretung aller in der Landwirtschaft tätigen Personen schaffen. Es sollte dies durch eine Gruppierung in Groß-, Mittel- und Kleinbetriebe und Landarbeiter erreicht werden. Die Haltung der bürgerlichen Parteien zeigte, daß durch künstliches Hinschleppen der Beratungen das Gesetz nicht zur Verabschiedung gelangen sollte. Aus diesem Grunde haben die Sozialdemokraten mit Unterstützung der Demokraten ein Notgesetz durchgebracht, das die Wahl zu den bestehenden Landwirtschaftskammern regelt. Hiernach finden die Neuwahlen auf Grund eines unmittelbaren und geheimen, die Grundsätze des Verhältnissystems anerkennenden Wahlrechts statt. Die Landarbeiter sind freilich vollständig ausgeschaltet. Sie werden, gestützt auf ihre starke Organisation, ihre Rechte wie bisher wahren müssen. Doch die Macht des Junkertums und seiner Gefolgschaft ist zerbrochen.

Zuletzt sei noch ein Gesetz erwähnt, betreffend die Bereitstellung von Staatsmitteln zur Selbstbewirtschaftung von Domänen. Nach diesem Gesetz will die Staatsregierung die Ermächtigung haben, zur Selbstbewirtschaftung geeigneter Domänen im Gesamtumfang von 30 000 Hektar 180 Millionen Mark verwenden zu dürfen. Den Anlaß dazu gibt der geringe Pächtertrag der Domänen, der im Durchschnitt in Preußen während des Jahres 1920 nur 46 Mark pro Hektar betragen hat. Bei den gegenwärtigen Preisverhältnissen, die an den Domänenpächter höhere Ansprüche stellen in bezug auf Beschaffung von Vieh und Geräten, könnte die Gefahr eintreten, daß der Staat nicht genügend Pächter findet. Ferner muß der Staat eine gewisse Reserve an Land zur Verfügung haben, damit er in besonderen Fällen für die Siedlung leichter Grund und Boden bereitstellen kann. Das ganze Unternehmen soll, straff geleitet, in die Hände von sachverständigen Landwirten gelegt werden, die neben der Leitung und Organisation auch die Wirtschaftsführung und Betriebseinrichtung auf den einzelnen Gütern zu ordnen und zu überwachen haben. Da

diese Einrichtung frei von allen Hemmnissen sein soll, die das Staatsrecht und die Kontrolle der Oberrechnungskammer im Gefolge haben, so wird vorgeschlagen, eine »Domänen-Treuhand-Gesellschaft« (Aktiengesellschaft) mit einem Kapital von 100 000 Mark zu gründen und ihr die Bewirtschaftung der Domänen für Rechnung des Staates zu übertragen.

Braun hat also in der kurzen Zeit seiner Amtsführung durchzuführen versucht, was mit Unterstützung seiner Partei möglich war. Auch die bürgerlichen Parteien mußten der Zeit Rechnung tragen und manches hinnehmen, was ihnen durchaus nicht behagte. Ihr Klasseninstinkt sagte ihnen aber, daß, was sie nicht verhindern könnten, solle zum mindesten zu ihren Gunsten verwässert werden. Diese Absicht ist von ihnen nicht ohne Erfolg konsequent durchgeführt worden.

Krüppelfürsorge

Von Eduard Gräf

Man kümmerte sich bisher in Deutschland nur um die hilfsbedürftigen Geisteskranken, Idioten, Epileptischen, Taubstummen und Blinden, nicht um die vielen verkrüppelten Menschen. Auch bei Beratung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz vom 11. Juni 1891 wurden die Krüppel vergessen. Die Landarmenverbände hatten demnach nur die gesetzliche Pflicht »für die Bewahrung, Kur und Pflege der hilfsbedürftigen Geisteskranken, Idioten, Epileptischen, Taubstummen und Blinden« einzutreten. Kurzweg wurde erklärt, daß die Städte, in erster Linie die Großstädte, die meisten Fälle von Verkrüppelungen aufzuweisen hätten, das flache Land käme als kerngesund gar nicht in Frage. In den Städten sei aber auch in Notfällen bereits für entsprechende Hilfe gesorgt. Eine gesetzliche Regelung dieser Frage sei deshalb gar nicht notwendig. In dem Jahrbuch des »Erziehungsvereins des Deutschen Verbandes für evangelische Jugendberziehung« führt denn auch auf S. 54 ein Pastor folgendes aus: »Eine besondere Not mancher Landkinder greife ich noch besonders heraus, die der Verkrüppelten, mit denen man nichts anzufangen weiß, weil man die vorhandenen Hilfsmöglichkeiten nicht kennt. Kenntnis und Vermittlung der Hilfe kann auf diesem wie auf den anderen Gebieten die wertvollsten Dienste leisten.«

Damit wird die Auffassung unserer Genossen bestätigt, daß nur eine gesetzliche Regelung dieser Frage Abhilfe schaffen kann. Das neue Gesetz vom 6. Mai 1920, das nunmehr auch in Preußen die Krüppelfürsorge zu den Aufgaben der Landarmenverbände macht, ist deshalb sehr zu begrüßen. Die Zahl der Verkrüppelten hat sich nach dem unseligen Kriege in Stadt und Land enorm erhöht. Unterernährung und Rachitis usw. fordern ihre Opfer. Man gehe nur einmal in ein modernes Krüppelheim und besuche die Sprechstunden der Ärzte, und man wird entsetzt sein über den Zustand vieler Kinder, die schon im zartesten Alter vollständig schief gewachsen sind und zeitlebens verkrüppelt bleiben werden, wenn nicht rechtzeitig Hilfe einsetzt. Daß die Zahl der Fälle sich auch auf dem Lande vermehrt hat und überdies die Kosten für Bewahrung, Kur und Pflege der Verkrüppelten ganz erheblich gestiegen sind, wußten natürlich auch die Vertreter der Landarmenverbände. Sie machten daher vielfach die größten Anstrengungen, das ganze Gesetz zu sabotieren, indem sie weiteren Aufschub verlangten oder dem Staate die Pflicht aufzuerlegen suchten, die Kosten dieser wichtigen Fürsorge selbst zu übernehmen. Unsere reich gewordenen Bauerngemeinden sind aber jetzt recht wohl in der Lage, in dieser wichtigen Frage mitzuhelfen, damit den verkrüppelten Menschenkindern baldige Heilung wird.

Damit hört dann endlich auch das Abschieben jener Kranken nach den Städten auf, die, für die schwere Landarbeit zu schwach, den Städten zur Last fallen. Dadurch

wurde bisher in den Städten die Zahl jener halben Arbeitskräfte noch vermehrt, die fast alle geheilt oder doch erheblich gebessert hätten werden können, wenn rechtzeitige Hilfe eingesetzt hätte. Heute sind sich alle Fachärzte darüber einig, daß nur frühzeitige Hilfe vollen Erfolg verspricht, daß aber mit der Heilung der körperlichen Gebrechen zugleich auch die seelische Erfassung Hand in Hand gehen müsse, denn jede körperliche Abweichung vom Normalen wirkt auch auf das Eigenbewußtsein des Verunstalteten einen Schatten, trübt sein Selbstgefühl und bringt den Willen ins Stocken und Schwanken. Wenn der Kranke sein Mindervermögen mit dem Mehrkönnen der Gesunden häufig vergleicht, trifft nur zu leicht eine mehr oder minder starke Beeinträchtigung seines Befindens und seiner Willenskraft ein. Es entstehen dann leicht jene seelischen Entgleisungen und Schwächen, die für das Krüppeltum typisch sind: erhöhte Empfindlichkeit, Reizbarkeit, Neid, Mißtrauen, oft auch übersteigertes Ehrgefühl.

Wichtig ist daher die rechtzeitige Erfassung der Verkrüppelten, damit diese der Heilung sofort zugeführt werden können. Manche Krankenkassen waren zwar schon bisher bemüht, in dieser wichtigen Frage mitzuwirken, indem sie den verkrüppelten Kindern nicht allein freie ärztliche Hilfe, sondern auch Zuschüsse zu den nötigen Heilmitteln gewährten; doch sind die Kosten solcher Hilfeleistungen derart gestiegen, daß die Krankenkassen kaum mehr weiterhelfen können. Kostet doch zum Beispiel ein Stühlsessel, der vor dem Kriege um 100 Mark zu haben war, heute mehr als 3000 Mark. Man denke sich nur in den Seelenzustand eines Kindes hinein, das eine kaum begonnene Kur wieder unterbrechen muß und alle Hoffnungen auf Beseitigung seiner Verunstaltung schwinden sieht. Das neue Gesetz hat daher mit Recht die Hebammen, Ärzte, Lehrer, Krankenschwestern usw. mit der Anzeigepflicht betraut. Daß schon bei der Geburt des Kindes die Krüppelfürsorge beginnen muß, ist sehr richtig erkannt worden, denn es heißt im § 3 des Gesetzes: »Wer als Arzt oder Hebamme Geburtshilfe leistet, ist verpflichtet, das mit seiner Hilfe geborene Kind auf die Anzeichen von Verkrüppelungen zu untersuchen und, falls sich solche vorfinden, die gleiche Anzeige zu erstatten.«

Die Hebammen müssen darüber belehrt werden, Neugeborene auf angeborene Verkrüppelungen zu untersuchen und namentlich darauf zu achten, daß das sogenannte Blauwerden wie auch die Atemlosigkeit der Neugeborenen eine große Gefahr bedeutet und häufig die Ursache für die sogenannte Gliederstarre ist. Die größten Hoffnungen setzt man natürlich auf die Mithilfe der Ärzte und auch der Lehrer. Die Lehrer, die (nach § 4 des Gesetzes) »gelegentlich des zur Erfüllung der Schulpflicht erteilten Unterrichts oder des Ersatzunterrichts hierfür bei ihren Schülern Verkrüppelungen wahrnehmen, sind verpflichtet, diese Schüler namhaft zu machen«.

Das neue Gesetz bestimmt auch den Begriff des Krüppeltums in § 9:

»Eine Verkrüppelung im Sinne dieses Gesetzes liegt vor, wenn eine Person (Krüppel) infolge eines angeborenen oder erworbenen Knochen-, Gelenk-, Muskel- oder Nervenleidens oder Fehlen eines wichtigen Gliedes oder von Teilen eines solchen in dem Gebrauch ihres Rumpfes oder ihrer Gliedmaßen nicht nur vorübergehend derart behindert ist, daß ihre Erwerbsfähigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt voraussichtlich wesentlich beeinträchtigt wird.«

Da die Krüppel als Kranke zu betrachten sind, so hat natürlich in erster Linie der Arzt zu entscheiden, wie die Heilung durchgeführt werden kann. Während noch vor dreißig bis vierzig Jahren die Heilkunst auf diesem Gebiet verhältnismäßig wenig leistete, hat sich inzwischen als Sonderfach der Medizin die Orthopädie entwickelt, deren soziale Betätigung die Krüppelfürsorge ist. Sie bedient sich heute blutiger wie unblutiger Methoden und technischer Hilfsmittel, um diese Gebrechen zu heilen. Das Ziel, die Erwerbsfähigkeit des Krüppels zu sichern, muß von Anfang an ausschlaggebend für die Aufstellung des Heilplans sein. Wenn aber trotz aller Bemühungen noch eine Anzahl von Unheilbaren übrigbleibt, die als Sieche be-

stimmten Heimen zugeführt werden müssen, dann ist darauf zu achten, wie auch aus den Motiven des Gesetzes klar hervorgeht, daß Jugendliche mit Erwachsenen nicht zusammengelegt werden dürfen, da eine Mischung Erwachsener mit Kindern in solchen Anstalten sich aus bestimmten Gründen als nicht zweckmäßig erwiesen hat und beide Teile darunter leiden.

Die Kuren werden bei dem heutigen Geldstand zwar enorme Kosten verursachen, müssen aber trotzdem als zweckmäßig gelten, denn nur durch sie werden viele Kinder so leistungsfähig gemacht werden können, daß sie nicht aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden müssen. Da viele Fälle erst in den ersten Schuljahren zur Kenntnis der Behörde kommen dürften, so ist bei der langen Dauer einer solchen Kur für entsprechenden Schulunterricht während der Behandlungszeit zu sorgen. In jeder Fürsorgeanstalt müssen daher Lehrer oder Lehrerinnen tätig sein, um den kranken Kindern den nötigen Unterricht zu erteilen.

Literarische Rundschau

W. Kulemann (Landgerichtsrat a. D.), *Der Gewerkschaftsgedanke in der Beamtenbewegung*. Berlin 1919, Bernhard Simion Nachf.

Das Buch gibt eine gute Einführung in die Gewerkschaftsbewegung, doch werden die Ausführungen über die Beamtenbewegung nur gefragen von reinen Zweckmäßigkeitserwägungen und weichen jeder grundsätzlichen Stellungnahme aus. Solange für die Beamten besondere Rechte aus dem Arbeitsverhältnis abgeleitet werden, wird es meines Erachtens ein vergebliches Bemühen bleiben, den Gewerkschaftsgedanken im Sinne der Arbeiterbewegung auf die Beamtenbewegung zu übertragen. Von einer Gewerkschaftsbewegung wird man nur dann in der Beamtenenschaft sprechen können, wenn dort die Kämpfe um Verbesserung der Arbeitsbedingungen auf dem gleichen Rechtsboden sich abwickeln wie in der Arbeiterbewegung. Bei der unkündbaren Stellung und Vorausleistung des Gehalts bedeutet das Streikrecht der Beamten eine starke Übervorteilung der anderen Volksgenossen. Gegenstand des Dienstverhältnisses der Beamten ist auch nur die Ware »Arbeitskraft«. Der Preis dieser Arbeitskraft bildet die Grundlage der Befriedigung aller Lebensbedürfnisse. Solange wir aber in einer Gesellschaftsordnung leben, die sich vornehmlich auf die Warenwirtschaft aufbaut, werden wir nicht vermeiden können, in Auswirkung der gleichen Rechtsgestaltung aller Volksgenossen auch gleiche Rechtsfäße anzuwenden — zur Regelung der Beziehungen, die sich aus dem Verkehr der Ware »Arbeitskraft« ergeben.

W. Kulemann bewegt sich in Widersprüchen. Er sagt unter anderem: »Für die Organisationen der Beamten gilt grundsätzlich dasselbe wie für die der Arbeiter. Der Streik ist als politisches Kampfmittel unter gewissen Voraussetzungen nicht zu beanstanden, aber unzulässig zur Verfolgung wirtschaftlicher Zwecke. Politische und wirtschaftliche Fragen sind letzten Endes doch reine Nachfragen. Dabei laufen wirtschaftliche und politische Wirkungen vielfach durcheinander. Eine Trennung wird nur mehr oder weniger in stark ausgeprägter Willkür möglich sein. Was sind nun die gewissen Voraussetzungen, die den politischen Streik erlauben? Was soll geschehen, wenn der politische Streik zur wirtschaftlichen Wirkung kommt? Gerade für Beamte werden politische Wirkungen fast immer gleichbedeutend sein mit wirtschaftlichen Folgen. In den meisten Fällen wird man diese Fragen nur mit einem ethischen Urteil beantworten können. Eine formal-juristische Überlegung wird nur sehr wenig zum Ziele führen. Wenn man nun bedenkt, daß unsere Gesetzgebung in Zukunft immer mehr dahin geht, das Wirtschaftsleben zu einer Staatsangelegenheit zu machen und mit öffentlich-rechtlichen Rechtsnormen zu durchdringen, und berücksichtigt, daß dadurch auch die Merkmale des Unterschieds einer politischen und wirtschaftlichen Handlung immer flüssiger werden, so wird man nur fordern

können, daß für alle Volksgenossen die gleichen Voraussetzungen zur Geltendmachung ihrer Rechtsansprüche geschaffen werden müssen.»

Die weitgehende Unklarheit über die Streikfrage innerhalb der Beamtschaft, die auch der Verfasser hier wieder feststellt, wird am zweckmäßigsten dadurch bekämpft, wenn dem Gewerkschaftsgedanken nicht nur Form, sondern auch Inhalt gegeben wird durch weitestgehende Aufklärung über die Mittel zur Förderung des Allgemeinwohls. Dann wird sich von selbst eine Mittellinie des Einvernehmens finden zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern des öffentlichen Rechts. W. O.

Dr. E. Gruner (Präsident des Aufsichtsamts für Privatversicherung a. D.), *Die Arbeiter-Gewinnbeteiligung*. Berlin 1919, Verlag von Karl Siegmund.

Der Verfasser gibt für seine Forderung nach Gewinnbeteiligung der Arbeiter ausführliche lohntheoretische Begründungen. Er weist die Einwendungen zurück, daß der Arbeiter nicht am Gewinn beteiligt werden könne, weil er den Geschäftsverlust nicht mittrage oder weil er zur Erzeugung des Gewinns meist gar nicht oder nur ganz nebensächlich beitrage oder endlich, daß das Gesetz von Angebot und Nachfrage eine höhere Arbeitsvergütung als die durch dieses Gesetz bedingte nicht zulasse. Er schildert die Gewinnbeteiligung in ihrer praktischen Durchführung, die zu erwartenden wirtschaftlichen und sozialen Vorteile. Das vorhandene Erfahrungsmaterial, auf das sich der Verfasser stützt, wirkt allerdings nicht recht überzeugend. Ein Eingreifen des Staates zugunsten der Arbeiter-Gewinnbeteiligung durch gesetzgeberische Maßregeln wird zurückgewiesen.

Die Arbeiterschaft wird sich mit dem Problem der Gewinnbeteiligung ernstlich befassen müssen, seitdem in England seit dem letzten Bergarbeiterstreik ein solches System im Bergbau verwirklicht ist. Daß von der Schwerindustrie (wie neulich in den Generalversammlungen der Phönix A.-G. und des Hapser Eisen- und Stahlwerks A.-G.) die Parole der Gewinnbeteiligung ausgegeben worden ist, wirkt allerdings nicht anfeuernd in dieser Richtung und läßt den Verdacht aufsteigen, man wolle durch solche Maßnahmen sich gegen Sozialisierungsgefahren versichern. Noch weniger überzeugend wird diese Aufforderung wirken, wenn die »Kreuzzeitung« in der Gewinnbeteiligung — pfiffig-schlau — ein Mittel sieht, »den deutschen Arbeiter nach Möglichkeit den sozialdemokratischen Einflüssen zu entziehen« und »die Sozialdemokratie zu bekämpfen«. Ein solches Unterfangen ist trotz »Kreuzzeitung« allerdings ein vergebliches Bemühen. Die Arbeiterschaft wird ihre wirtschaftliche Solidarität nicht für das Einsengericht der Gewinnbeteiligung hingeben. Immerhin ist eine erneute Prüfung des Standpunktes der Arbeiterschaft zu dieser Frage angezeigt. Das kann allerdings nicht im Rahmen einer Buchbesprechung geschehen. Es scheint mir jedoch ausgemacht, daß vorderhand keine Veranlassung vorliegt, von dem ablehnenden Standpunkt, den Gewerkschaften und Sozialdemokratie zu dieser Frage bisher eingenommen haben, abzugehen. A. Heichen

Edgar Hahnwald, *Peter Schlemihls Erlösung*. Dresden, Raden & Co. Preis M. 7.50.

Franz Gaudeck hat dieses märchenfame Buch mit Federzeichnungen geschmückt, die den Dukt der Erzählung in kultivierter Schwarz-Weiß-Art wiedergeben. Eines der Bilder sei besonders herausgegriffen: eine schwarze dämonische Schattengestalt steht vor einem leidbedrückten Menschen und hält ihm einen Goldbeutel zauberisch vor die Nase. Dieses Menschheitsymbol, das hier in knappe Linien gebannt ist, macht Hahnwald zum Mittelpunkt seiner Erzählung. Er läßt Chamisso's unvergängliche Gestaltung jenes unseligen Peter Schlemihl wieder aufleben, der seinen Schatten gegen einen Wunderbeutel verkauft. Aber soviel Goldstücke das Beutelschen auch deckt, der Schattenlose wird nicht glücklich, wirft das Zauberding weg und durchforstet die Erde mit Siebenmeilenstiefeln. Hier beginnt Hahnwalds Fortsetzung der Geschichte ins Gegenwärtige: Schlemihl irrt auch ohne Glückssäckel

friedlos umher, bis er den Säckel zum zweiten Male aufnimmt. Ein Wohlleben folgt, das sich bis in den Weltkrieg erstreckt. Die Goldnot beginnt, Schlemihls ewiger Goldvorrat wird verdächtig; wieder beginnt ein ruheloses Umherziehen, das erst ein Ende nimmt, als Schlemihl entdeckt, daß sein ausgeliehenes Gold inzwischen Zinsen, Dividenden, Mehrwert geheckt hat. Er kann dadurch nur seghaft, nicht glücklicher werden; er leidet unter dem Leid der Massen, aber von der Gewohnheit des Reichtums kommt er nicht los — er bleibt »dem Zauber des Goldes untertan«.

Noch unsere Zeit ist mit Siebenmeilenstiefeln über Chamisso's Zeit hinweggeeil: Hahnwald konnte dem in der Ichform philosophierenden Schlemihl einen Partner stellen, der die Spitze der Erzählung weit ins Zukünftige hineintreibt. Schlemihl ist der Vertreter einer versinkenden Ordnung, Paul der Känder einer werdenden: Geduld Schlemihl, die Rote der sozialistischen Gesellschaft dämmert am Horizont; in einer sozialistischen Gesellschaft hat das Gold seine verwirrende Macht verloren. ... Da ahnt Schlemihl das Zukünftige, der Schatten kehrt zurück, der Friedlose ist erlöst.

Was Hahnwald gibt, ist klug geformte Gesellschaftsatire, ist utopistische Weiterleitung eines weltliterarischen Märchens, ist moderne sozialpsychologische Abwandlung einer alten Märchenfigur, ist eine neue reizvolle Literaturgattung. Der Reichtum der Hahnwald'schen Umbichtung offenbart sich in den verborgenen Möglichkeiten, die in breiterer Form noch auszuschöpfen wären. Hier einige Fragezeichen, die die Ausstrahlungen und Vielfarbigkeit der Idee aufzeigen wollen: Wie, wenn eine sozialistische Gesellschaft Schlemihls Goldmacherei durchaus brauchen könnte? Wenn das Volksganze den Säckel zu seinem Eigentum machte? Wenn eine verzweifelnde, zusammengebrochene Nation — sofern der Säckel an den Eigentümer des verkauften Schattens gebunden wäre — ihren Schatten, das heißt ihre Vergangenheit und Herkunft verkaufte, um mit dem gütigsten aller Edelmetalle wieder auf die Beine zu kommen?

Die Erzählung fließt dahin in der rhythmischen Form eines fein abgetönten Gesprächs, das, durchsetzt von stillen Weisheiten und sozialphilosophischen Erkenntnissen, ein Weltbild formt. Der Sozialist wird es mit doppeltem Interesse hinnehmen und die dämonischen Konsequenzen des Goldbeutels über den Rahmen des geschmackvollen Wändchens hinausspinnen. ... Wie wär's, Edgar Hahnwald? In deiner nachdenklich-goldigen Erzählung schlummert noch ein Schatz, der in großen Ausmaßen zu heben wäre. ...

Robert Grösch

Das Weimar der arbeitenden Jugend. Niederschriften und Bilder vom Ersten Reichsjugendtag der Arbeiterjugend vom 28. bis 30. August 1920 in Weimar. Herausgegeben vom Hauptvorstand des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands, Sitz Berlin. Bearbeitet von E. R. Müller, Magdeburg. Verlag des Hauptvorstandes des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands. 102 Seiten. Preis 10 Mark.

Ein wunderschönes Buch, inhaltlich sowohl wie in der Ausstattung! Nicht nur ein Erinnerungsbuch für alle Teilnehmer am Ersten Reichsjugendtag in Weimar, sondern zugleich auch ein Erbauungsbuch für Fernstehende und dem jugendlichen Alter Entwachsene. Es tut gut, mitten in der Trostlosigkeit der Gegenwart in diesem Buch zu blättern. Hier spricht die Zukunft, das kommende Geschlecht. Zielbewußter, planvoller Arbeit haben wir die Wege zu bereiten. Stürmende, Begeisterung entfachende Worte klingen an. Kraft und Kämpferwollen brausen in jeder Zeile. Jugendfrische und gärender Mut sind auch in dem am Boden liegenden Deutschland noch nicht ausgestorben. Vorwärts und aufwärts weisen die Pfade, die unsere Arbeiterjugend betreten hat. Die Sonnenjünger sind noch nicht ausgestorben. Darum: Glück auf den Weg!

Es ist etwas Erfrischendes für einen älteren Parteigenossen, in diesem Buche der Jungsozialisten zu blättern, das sie zu einem guten Teil selbst geschrieben, ge-

dichtet und gestaltet haben. Eine hohe und reine Freude läßt einem das Herz rascher schlagen. Und wem mitunter Zweifel das alternde Herz umschleichen wollen, der wird lachend sich zusammenraffen und sagen: wir haben nicht umsonst gewirkt und gelebt! Das Buch selbst will gelesen sein. Nirgends auch nur eine Spur von einem trockenen Bericht! Alles ist tiefes, pulsendes Erlebnis. Die ganze Art der Zusammenstellung ist eine vorbildliche. Selten ist in einer Parteiveröffentlichung das Leben so unmittelbar und so — man verzeihe den Ausdruck! — bühnenwirksam zur Sprache gekommen. Prächtige Bilder — Photographien und Strichzeichnungen der Magdeburger Jugendgenossin Lene Müller — verschmelzen sich mit dem Text und beleben ihn. Die Arbeiterschaft kann stolz sein auf dieses Buch und ihrer Jugendorganisation dankbar, die es ihr geschenkt hat. L. L.

H. M i e h e, Allgemeine Biologie. Aus Natur und Geisteswelt, Band 130. Leipzig, Berlin 1920, B. G. Teubner. Dritte Auflage. 129 Seiten. Preis ohne Teuerungszuschläge gebunden M. 1.90.

Die dritte Auflage dieses ausgezeichneten Büchleins spricht dafür, daß die ersten beiden Auflagen viele Anhänger gewonnen haben. Was über Vitalismus gesagt wird, über Tier und Pflanze, über die allgemeinen Lebensbedingungen, über vegetative und sexuelle Fortpflanzung, über Entwicklung und Tod, das ist alles so allgemeinverständlich und, soweit das möglich ist, so vollständig dargestellt, daß der an das Büchlein gehende Leser auf seine Kosten kommt. Die 44 Abbildungen im Text verdeutlichen das Gesagte, soweit es dessen bei der ganzen Darstellungsweise überhaupt bedarf, ausgezeichnet. Berger

Annie Harrar, Rasse, Menschen von gestern und morgen. Band 45 der »Zellenbücherei«. Leipzig, Dürr & Weber. Preis M. 6.50.

Man kann dieses gehaltvolle Büchlein als die erste volkstümliche Arbeit auf dem Gebiet der Rassenbiologie ansprechen. Eine überaus schwierige Aufgabe, rein Abstraktes in elastischer Darstellung allgemeinverständlich zu formulieren, ist glänzend gelöst. Ein beweglicher, farbiger Stil, den die Verfasserin prächtig zu meistern versteht, fesselt an das Buch, selbst dort, wo das rein Wissenschaftliche etwas allzu streng in den Vordergrund tritt. Schon die geschickte Wiedergabe des Ganzen gibt den Beweis dafür, daß hier jemand am Werke war, der durch Begabung und Auffassung dazu berufen ist, derartige volkstümliche Darstellungen einer noch im Werden begriffenen Wissenschaft zu geben. Gedanken über Abstammung, Vererbung, Geschichte und Staatswissenschaft sind zu einem System vereinigt, das die Rassenunterschiede als biologische, geschichtliche und wirtschaftliche Faktoren gewertet wissen will. Die Verfasserin holt ihre Beweise aus der nordischen Mythologie, aus den Gräberfunden der vorgeschichtlichen Zeit, aus dem alten Ägypten, aus dem Weltreich der Römer, aus der Französischen Revolution. An der Verschiedenheit des Schädelbaus und des Gesichtsausdrucks einzelner zur Macht gelangten begründet sie geschichtliche Verwicklungen der Epoche, welcher jene Personen angehörten. Nicht in allen Fällen wird man ihrer Beweisführung zustimmen können, wenn sie auch noch so bestechend aufgeputzt ist; besonders wird das bei jenem Kapitel der Fall sein, das sie den Persönlichkeiten der Französischen Revolution widmet und Schlussfolgerungen auf die Gegenwart offen läßt, die direkt einer rassenbiologischen Kritik zu unterziehen sie vermeidet. Im wesentlichen kommt sie zu dem Schlusse, daß der Untergang einer Kultur immer ein Produkt der Entartung der Rasse ist, die diese Kultur schuf und verkörperte. Jedenfalls verdient das Büchlein, dem zehn Abbildungen beigegeben sind, auch von bildungsfreudigen Arbeitern gelesen zu werden, schon der Bedeutung seiner entwicklungsgeschichtlichen Tendenzen halber. 1

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 17

Ausgegeben am 21. Januar 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Deutschlands Nachbar — das kleine Dänemark

Von Th. Stauning (Kopenhagen)

Der Weltkrieg hat die Bevölkerung aller europäischen Staaten mit der auswärtigen Politik in engere Berührung gebracht. Mehr als jemals nimmt heute in dem chaotischen Zustand, den Europa aufweist, die auswärtige Politik das öffentliche Interesse in Anspruch. In den heutigen Nationalitäts- und Grenzstreitigkeiten, in den ungerechten offenen und verhüllten Annexionen, die der Krieg mit sich brachte, in dem Bestreben der Bevölkerungen, sich mit den notwendigen Lebensmitteln, Rohprodukten und Hilfsmaterialien zu versorgen, verbergen sich eine Reihe von Problemen der äußeren Politik, die in den kommenden Zeiten gelöst werden müssen; und wenn die Arbeiterklasse sich die Möglichkeit erhalten will, auf diese für die Bevölkerung allerwichtigsten Verhältnisse einen Einfluß auszuüben, muß sie durch ihre politischen Parteien das Verlangen nach völliger Klarheit der äußeren Politik aufrechterhalten und sich in weit wirksamerer Weise, als dies in früheren Zeiten geschehen ist, an der Behandlung und Entscheidung der großen außenpolitischen Fragen beteiligen.

Zu diesen Erwägungen fühlt man sich angeregt, wenn man die Zerstörung betrachtet, die der Kapitalismus durch den Krieg und in nicht geringerem Maße durch den Friedensschluß über die Welt verhängt hat. Zu gleichen Erwägungen wird man auch angeregt, wenn man das außenpolitische Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark betrachtet, wie sich dieses durch die Zeiträume entwickelt hat, besonders wenn man ernsthaft das Resultat der sozialdemokratischen Mitwirkung an allen politischen Verhältnissen beachtet, das wir während der Kriegsjahre erlebt haben.

Schauen wir in der Geschichte zurück, so finden wir Dänemark als ein Reich, das ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Nationalitäten über große Teile von Europa herrschte. Dies Verhältnis wurde allmählich von einer Befreiung und Selbständigmachung der Nationalitäten abgelöst; aber dennoch finden wir unter der dänischen Krone noch bis in späte Zeiten Volkssteile deutscher Nationalität in den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. Daß solches Verhältnis nicht bestehen bleiben konnte, war nur natürlich, aber dieser Teil von Deutschland-Dänemarks gemeinsamer Geschichte liefert uns mehrfach Zeugnisse dafür, wie die außenpolitischen Probleme nicht gelöst werden können und dürfen. Die Geschichte zeigt uns eine kurzfristige dänische Politik und Bismarcksche Rücksichtslosigkeit, eine bedauernswerte Verachtung von Menschen, einen einfältigen Glauben an die Militärmacht, und wir erfahren auch, daß die Redensart von der internationalen Intervention zugunsten der kleinen Nationen dazumal schon ebensowenig Wert hatte wie in unserer Zeit.

Dänemarks Auftreten der Bevölkerung der Herzogtümer gegenüber bis zum Kriege von 1864 war kaum als verständig zu bezeichnen, und gleichzeitig sorgten die damaligen Annexionisten deutscherseits dafür, die Bevölkerung derart aufzuwiegeln, daß eine Versöhnung ausgeschlossen war. Unter Preußen und somit unter Bismarcks Leitung ließen die deutschen Staaten sich in annexionistischer Richtung vorwärtstreiben, so daß der Krieg von 1864 zwischen Deutschland und Dänemark nicht nur mit der Eroberung deutscher Landesteile, sondern auch mit der Aneignung ausgeprägt dänischer Gebiete mit einer kompakten dänischen Bevölkerung endete. Die Geschichte jener Zeit birgt viele empörende Momente; wahr ist aber selbstverständlich, daß das deutsche Volk nichts von dem wußte, was auf diesem außenpolitischen Gebiet begangen wurde, ebensowenig wie das dänische Volk die auswärtige Politik der damaligen dänischen Regierungen kannte.

Die Besetzung von Jütland, die Bedrohung der rein dänischen Monarchie und die Annexion durchaus dänischer nordschleswiger Landesteile, das waren die Tatsachen, mit denen die dänische Bevölkerung Bekanntschaft machte und die eine verhängnisvolle Wirkung ausübten, eine Wirkung, die, wenn auch in verringertem Maße, bis auf den heutigen Tag zu spüren ist.

Es waren aber nicht nur diese Ereignisse. Was darauf folgte, war nicht weniger vernichtend für das nachbarliche Verhältnis. Die preussische Vergewaltigung in Nordschleswig, der gegen die dänische Sprache ausgeübte Zwang, die Unterdrückung dänischen Geistes durch Kirche und Schule, das Verbot von Vereinen und Versammlungen, die brüskten Ausweisungsbefehle usw. wirkten vielleicht noch mehr erbitternd als die Annexion selbst. Den älteren Mitgliedern der deutschen Sozialdemokratie sind diese Verhältnisse bekannt. Wir haben in Dänemark nur gute Erinnerungen an jenen Beistand, den unsere deutschen Genossen dem Dänentum leisteten, als sonst niemand im Deutschen Reiche das Recht der dänischen Nationalität anerkannte. So bewahren wir eine lebhafteste Erinnerung an Wilhelm Liebknechts Briefwechsel mit unserem verstorbenen Parteivorsitzenden P. Knudsen und wissen daraus, daß die deutsche Sozialdemokratie sowohl die Unterdrückung der Nordschleswiger als die gegen sie gerichteten Übergriffe verdammt. — Wir gedenken auch des Kongreßbeschlusses der deutschen Sozialdemokratie, durch den sie dem Beschluß des Schleswig-Holsteinischen Parteitags vom 1. September 1902 beitrug, der für die dänische Nationalität in Nordschleswig das Selbstbestimmungsrecht anerkannt hatte.

Noch übte diese Haltung keine hinreichende Wirkung auf die allgemeine Stimmung aus, denn die Sozialdemokratie war ohne Einfluß auf die auswärtige Politik. Diese wurde im geheimen betrieben, und die Arbeiter-Politiker hatten noch nicht eingesehen, daß die äußere Politik auch sie sehr wohl angehe. Die offizielle deutsche Regierung regelte das Verhältnis zu anderen Ländern, und daraus ergaben sich in aller Welt üble, unfreundliche Stimmungen — mit Unrecht gegen das deutsche Volk gerichtet. So ging es auch in Dänemark. Bismarcks Politik von 1864, Preußens Unterdrückung der dänischen Bevölkerung in Nordschleswig und die bekannte Koller-Politik erzeugten eine weitverbreitete dänische Volksverstimmung. Das ehrenhafte Verhalten der deutschen Sozialdemokratie wurde nur von dem verständigen Teil der dänischen Arbeiterbevölkerung beachtet. Außerhalb

dieses Kreises hinterließ es keine Spuren, denn man rechnete nicht mit dieser Partei als politischem Faktor. Sie schien die negative Opposition als Zweck zu betreiben.

Natürlicherweise übte die deutsche Auffassung im Nachbarland ihren Einfluß aus. Bismarck wurde tatsächlich das Vorbild der politischen Reaktion in Dänemark, die eine Reihe von Jahren hindurch wider den Willen des Volkes das Zepher führte. Trotzdem wurde Deutschland fortwährend als der Erbfeind gekennzeichnet, als die Macht, gegen die Dänemark sich rüsten müsse. Deutschland wurde somit nach dem Jahre 1864 auch in anderer Beziehung, als es eben damals der Fall war, zu einem Unheil für das dänische Volk. Im Dienste innerpolitischer Zwecke wurde Deutschland in nicht zu verantwortender Weise als Schreckbild benutzt, und diejenigen, die diese Politik betrieben, wußten sich Beistand zu verschaffen. Die Geschichtsschreibung, der Schulunterricht, sogar die Kirche mußten herhalten, bewußt oder unbewußt, dem Militarismus und der schwarzen Reaktion Dienste zu leisten. Das war freilich nur möglich, weil die äußere Politik ein dem gemeinen Volke in so hohem Grade verschlossenes Gebiet war. Freilich gewann diese schädliche Bewegung allmählich eine andere Richtung, je mehr die Arbeiterklasse in die Politik und das Gesellschaftsleben eindrang; es gab aber viele Mächte, die bis zu den spätesten Zeiten an den alten verheßenden Mitteln festhielten, und daher war die antideutsche Stimmung noch bis in die jüngsten Zeiten eine ziemlich starke.

Nach und nach entfaltete sich jedoch zwischen Deutsch und Dänisch auf dem Gebiet der Wissenschaft, des geistigen Lebens, des Handels und der Organisation ein vielgestaltiges und gutes Zusammenwirken. Namentlich war das der Fall unter den Arbeitern. Es bestand ja eine Verwandtschaft zwischen den beiden Völkern, und es verstand sich von selbst, daß die dänischen Arbeiter ihre Organisationsarbeit nach dem in Deutschland geschaffenen Vorbild in Angriff nahmen, hatte dieses Land doch die hervorragendsten und klarsehendsten Begründer und Bahnbrecher des Sozialismus hervorgebracht. Es entwickelte sich ein inniges Zusammenwirken zwischen deutschen und dänischen Arbeiterorganisationen, und die dänischen Arbeiter sahen es als ihre Pflicht an, zur Entwicklung der internationalen Arbeiterorganisation sowohl auf gewerkschaftlichem als auf politischem Boden das Ihrige beizutragen. Wir sahen zahlreiche Beweise des guten Charakters des deutschen Volkes, namentlich Beweise der Treue und guten Kameradschaft der deutschen Arbeiter. Unvergesslich ist in der Beziehung die großartige Opferwilligkeit der deutschen Kameraden während unseres gewerkschaftlichen Kampfes von 1899 und im großen Ausstand der schwedischen Arbeiter 1909.

Dank dieser Zusammenarbeit gewann mehr und mehr in Dänemark ein anderer Geist die Oberhand, wenn auch von seiten bestimmter Gruppen auf Erhaltung der alten Vorstellungen hingearbeitet wurde. In weiten Kreisen lebte noch die Erinnerung an das deutsche Unrecht gegen Dänemark, und das fehlende Verständnis des Unterschieds zwischen dem damaligen und dem heutigen Deutschland trug wesentlich bei zur Aufrechterhaltung einer Verstimmung gegen das ganze deutsche Volk — obschon dieser Unwille sich eigentlich nur gegen das imperialistische System richtete, gegen das auch die deutschen Arbeiter ankämpften.

Derart war unser nachbarliches Verhältnis, als 1914 der Krieg ausbrach. Hatte Dänemark auch nur eine minimale Bedeutung, so war doch sein Verhalten nicht ganz ohne alle Bedeutung für Deutschland, und das Auftreten Deutschlands war von entscheidender Bedeutung für Dänemark. Wäre der Krieg vor Jahren ausgebrochen, wäre die gegenseitige Haltung wahrscheinlich in ganz anderem Grade durch die herrschenden Stimmungen beeinflusst worden, als es nun der Fall war. Die politische Entwicklung und der politische Einfluß der dänischen Arbeiter gewannen nun eine erhöhte Bedeutung, und bald gewann auch die deutsche Sozialdemokratie die Möglichkeit, sich in der deutschen Politik kräftiger geltend zu machen, als das früher der Fall gewesen war. Es muß zugegeben werden, daß alle verantwortlichen Politiker in Dänemark seit einer Reihe von Jahren — seit 1901 — eine äußere Politik angebahnt hatten, die auf ein versöhnlicheres Verhältnis zu Deutschland gerichtet war und, nicht zum wenigsten unter dem Einfluß der ausgesprochen antimilitaristischen Haltung der dänischen Sozialdemokratie, ein neutrales Verhalten im Falle etwaiger kriegerischer Verwicklungen bezweckte.

Indes muß man im Auge behalten, daß die Volksstimmung im ganzen eine andere war, wenn auch nur sehr beschränkte Kreise direkt gegen ein neutrales Verhalten waren. In den Kreisen der sogenannten Geistesaristokratie und in den Kreisen der Presse, die zur Förderung ihrer militaristischen Pläne eines Feindes bedurften, lebte noch immer eine antideutsche Stimmung, getragen von innerpolitischen Motiven und unklaren Vorstellungen einer Wiedereroberung nicht nur des dänischen Teiles Nordschleswigs, sondern auch anderer größerer oder kleinerer Teile der ehemaligen Herzogtümer, mochten letztere auch ausgeprägt deutsch sein. Es muß daher als ein Glück, namentlich für Dänemark, betrachtet werden, daß im Jahre 1913 auf Grund einer aus den Wahlen von 1913 hervorgegangenen Reichstagsmajorität und einer Koalition zwischen der Freisinnigen Partei (der radikalen Linken) und der Sozialdemokratie eine neue freisinnige Regierung gebildet worden war. Unsere Partei war in dieser Koalition die stärkere, überließ aber nichtsdestoweniger der anderen Partei die Bildung der Regierung, da man zu den Männern, denen die Regierungsgewalt übertragen wurde, volles Vertrauen hatte und stets die Möglichkeit bestand, die zu befolgende Politik mit ihnen zu erörtern (erst während des Krieges trat ein Sozialdemokrat in das Ministerium ein).

Wenn ich es trotz der seit 1901 herrschenden offiziellen Haltung Dänemarks als von entscheidender Bedeutung betrachte, daß beim Ausbruch des Krieges eine von der genannten Koalition getragene Regierung die Zügel in Händen hatte, so stütze ich diese Auffassung auf die historischen Tatsachen aus der Zeit vor dem Kriege von 1864 und habe sie durch die inneren dänischen Verhältnisse während der neuerdings überstandenen Kriegsjahre bestätigt gesehen. Die Regierungen, die in den Jahren vor 1864 eine Politik führten, die Preußen den Vorwand für einen kriegerischen Überfall lieferte, und die Regierung, die mit unheilvoller Hand die Unterhandlungen der dänischen Vertreter in der Londoner Konferenz derart leitete, daß die Konferenz erfolglos blieb und der Krieg wiederaufgenommen wurde, hegten kaum von Anfang an weitgehende Pläne und kriegerische Wünsche. Diese Regierungen verstanden wohl, daß um Dänemarks Schicksal Hasard ge-

spielt wurde, wurden aber von sogenannten Volksstimmungen zu Handlungen bewogen, welche die Machthaber im Nachbarvolk reizten, und ließen sich schließlich zu dem wahnsinnigen Versuch freiben, sich mit den Waffen durchzuschlagen. Das dänische Volk wurde durch eine rücksichtslose Presse fanatisiert. Noch gab es keine Sozialdemokratie, keine politisch einsichtige Arbeiterbevölkerung, und die wechselnden Regierungen folgten einfach der genannten Presse und der von dieser hervorgerufenen oberflächlichen Stimmung.

Falls Dänemark 1914 eine von demjenigen Teil der dänischen Presse abhängige Regierung gehabt hätte, der dieselbe Sprache führte, die bis 1864 geführt wurde, so hätten die Wirkungen davon sich bald wieder gezeigt; und ich muß es als naheliegend betrachten, daß ein derartiges Verhältnis wiederum einen wesentlichen Einfluß auf die deutschen Machthaber von 1914 ausgeübt hätte, wie es 1863 und in den diesem vorausgegangenen Jahren der Fall war. Wohl würde nun nicht eine so einhellige öffentliche Meinung bestanden haben wie in der genannten früheren Periode. Inzwischen war eine Sozialdemokratie entstanden, die sich kraftvoll gegen Neutralitätswidrige Handlungen erhoben haben würde. Aber wer weiß, wieviel Unglück hereingebrochen sein würde, bevor die sozialdemokratische Aktion gewirkt hätte. In meinen Vermutungen fühle ich mich, wie bereits erwähnt, bestärkt durch das, was ich während der Kriegsjahre innerhalb Dänemarks Grenzen erlebte. Es bestand in beiden Parteien, auf denen die Regierung beruhte, sowie unter deren Mitgliedern volle Einigkeit in betreff einer unbedingten Neutralitätspolitik, und anscheinend herrschte diese Einigkeit auch unter allen anderen verantwortlichen Mitgliedern des Reichstags — das wurde einmal ums andere festgestellt. Die Nachfolger der rücksichtslosen Preßorgane, die in den Jahren vor 1864 das Volk und die Regierung irreleiteten, ließen sich aber von Regierung und Reichstag nicht auf den rechten Weg leiten. Trotz aller mit der dänischen sozialdemokratischen Auffassung übereinstimmenden offiziellen Beschlüsse mußte die sozialdemokratische Partei und ihre Presse wider den Strom ankämpfen, weil wir wollten, daß Dänemark eine ehrliche und keine Scheinneutralität wahren solle.

Was gegen die Sozialdemokratie und speziell gegen ihre leitenden Persönlichkeiten an Angriffen, Unwahrheiten und Schmähartikeln aufgebracht worden ist, grenzt ans Unglaubliche — und doch wollte die Sozialdemokratie nichts anderes, als was der dänische Reichstag in außenpolitischen Fragen immer wieder guthieß.

Naturgemäß spielte Dänemark in den Erwägungen der Großmächte keine große Rolle, aber die einwandfreie dänische Außenpolitik übte doch ganz unzweifelhaft in mehreren Fällen, wo Entscheidungen zu treffen waren, ihre Wirkung, und zwar sowohl in Deutschland als an anderen Orten. Wer sich in den Kriegsjahren an der deutschen Politik beteiligt hat, weiß, daß dies der Fall gewesen ist; und trotz aller dänischen Preßlügen ist es wahr, daß die dänische Außen- und Handelspolitik auch in den übrigen kriegführenden Staaten volle Anerkennung fand, selbstverständlich weil sie das war, was sie zu sein vorgab, ein ehrliches neutrales Verhalten, bei dem das kleine Land seine Verbindungen nach allen Seiten hin wahrte.

Die Versuche, die von gewissen Seiten in Dänemark gemacht wurden, um während des Krieges die dänische Regierung im westlichen Ausland in

übten Ruf zu bringen, mißlingen, während man es vielleicht erreichte, meinen sowie andere sozialdemokratische Namen auf gewisse existierende »schwarze Listen« zu bringen.

Daß die befolgte Politik für das dänische Land die rechte war und eine überaus große Bedeutung hatte, ist unzweifelhaft; denn unter dem Schutze dieser Politik gelang es trotz der großen Umwälzungen, das Erwerbsleben aufrechtzuerhalten. Dänemark hatte kraft seines gleichmäßigen Verhaltens gegenüber beiden kriegsführenden Seiten die Möglichkeit, seine Erzeugnisse absetzen und sich die unentbehrlichen Rohstoffe verschaffen zu können, und nicht zum mindesten lieferte Deutschland unserer Industrie sehr lange die erforderlichen Hilfsmittel.

Andererseits bin ich überzeugt, daß Dänemark auch für die kriegsführenden Mächte eine gewisse Bedeutung hatte und daß durch eine kriegerische Inanspruchnahme des Landes niemand viel gewonnen hätte. Für Deutschland als nahen Nachbar war es natürlicherweise von Bedeutung, daß die verkündete Neutralität zuverlässig war. Das war sie, wie die Zeit zeigte; und es ist sicher, daß die Sozialdemokratie die Macht besaß, jeden Versuch, das Land aus dieser Stellung herauszudrängen, zum Scheitern zu bringen, falls er gemacht worden wäre.

Schließlich haben nun auch die beiden Nachbarn sich miteinander über die Grenzregelung auseinandergesetzt, die ein Glied des Friedensvertrags von Versailles ausmachte, und wenn Deutschland wie auch Dänemark befugt war, gegen gewisse Einzelheiten Einwände zu erheben, so wurde die Entscheidung doch auf Grund des Prinzips des Selbstbestimmungsrechts der Völker getroffen, wie die Sozialdemokratie in Deutschland es einst verlangt hatte.

Nun ist die Grenze abgesteckt worden, soweit es möglich ist, Nationalitäten auf einem Gebiet, das seit mehreren Menschenaltern eine gemischte Bevölkerung hat, voneinander zu trennen. Den Teil von Schleswig, dessen Bismarck sich 1864 mit Unrecht bemächtigte, hat Dänemark zurückgewonnen; und es kann und soll nunmehr in betreff der Grenze Ruhe herrschen. Die Frage ist erledigt.

Auch in dieser Sache sind innerhalb Dänemarks Grenzen Stimmen laut geworden, die an die rücksichtslosen und unklugen Stimmen von vor 1864 erinnern. Die Sozialdemokratie hat wieder einen Kampf zu bestehen gehabt gegen eine aufgeheizte Presse, gegen einen unwahren Nationalismus, gegen Stimmungen, die den dänischen Interessen entschieden widersprachen. Wir haben trotz der nationalistischen Agitation daran festgehalten, daß wir eine wahrhaft nationale Grenze zu erhalten wünschten, daß wir gegen den Willen der Mehrheit nicht die Bevölkerung von Flensburg noch die von Mittelschleswig in Dänemark einverleiben wollen, daß wir Achtung für die dänische Mehrheit verlangen, aber auch die deutsche Mehrheit respektieren wollen. Die dänische Sozialdemokratie mußte in dieser Sache wider den Strom kämpfen, wie so oft während des Krieges, aber wir besaßen glücklicherweise die Kraft, es tun zu können, wenn es vielleicht auch bewirkt hat, daß unser Fortschritt nach dem Kriege geringer wurde, als er sonst wohl gewesen sein würde.

Wenn ich gewünscht habe, diese Züge aus der Geschichte der jüngsten Jahre hervorzuheben, geschieht es, wie erwähnt, um darauf aufmerksam zu

machen, daß die Arbeiterklasse auf alle politischen Fragen zu achten hat, die großen wie die kleinen. Sie darf auch das, was ihr zunächst fernzuliegen scheint, nicht vernachlässigen, wie zum Beispiel die Fragen der auswärtigen Politik, denn das Ergebnis würde sein, daß die oberen Klassen die Aufgaben dieser Politik allein in Angriff nehmen, und zwar von ihren Gesichtspunkten aus.

Die dänische Sozialdemokratie ist fortwährend in die positive Politik, auch in die auswärtige, eingedrungen und hat Grund, mit Zufriedenheit auf die vergangene Zeit zurückzuschauen. Wenn auch im Augenblick bürgerliche, kapitalistische Parteien in Dänemark die Gewalt innehaben, so wissen wir doch, daß die wirkliche Macht durch die dänische Arbeiterklasse vertreten wird. Nur kraft eines übertrieben hohen Wahlrechtsalters nehmen die Parteien der oberen Klassen eine leitende Stellung ein. Die Sozialdemokratie ist den übrigen Parteien an Größe weit überlegen. Unsere 400 000 Stimmen bei den Wahlen im September vorigen Jahres werden hoffentlich schnell eine solche Mehrung erfahren, daß unsere Partei die führende Stellung erhält, die ihr zukommt.

Das Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark ist kein zweifelhaftes mehr. Unter dem gewichtigen Einfluß der Sozialdemokratie wurde die Basis der Politik der Zukunft gelegt. Ein gutes nachbarliches Verhältnis zu Deutschland ohne Grenzstreit, ein ehrliches Zusammenwirken auf allen Gebieten zur Förderung und Entwicklung der Interessen der beiden verwandten Völker — das muß das Programm der Zukunft sein!

Entdeckungsfahrten eines deutschen Kommunisten

Von Dr. Elias Hurwicz (Berlin)

Sowjetrußland ist seit der bolschewistischen Staatsumwälzung und in der Folge immer mehr zu einem Lande geworden, das gleichsam durch eine chinesische Mauer von der Außenwelt abgesperrt ist. Was Wunder, wenn es manchen gelüstete, dorthin Entdeckungsfahrten zu unternehmen und die Früchte seines frisch erworbenen Wissens der erstaunten Welt darzureichen? Das Unglück will nur, daß die meisten dieser Entdeckungsreisenden erstens nur auf kurze Zeit ins Land reisen, zweitens für diesen kurzen Aufenthalt eine der beiden Hauptstädte, zumeist Moskau, wählen und drittens — last not least — die Landessprache nicht kennen. Alle diese negativen Merkmale treffen auf einen der letzten dieser Entdeckungsreisenden zu, den Berliner Kommunisten Alfons Goldschmidt. Er verbrachte im Sommer verfloßenen Jahres etwa zwei Monate in Moskau und gesteht uns selbst, so voll von Wissen und Eindrücken zu sein, daß er förmlich »Bücher kriegen« mußte. Diese literarischen Kinder sind nun glücklich zur Welt gebracht: »Moskau 1920« und »Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands« (beides im Verlag von Ernst Rowohlt, Berlin 1920).

Schon das erste Buch machte einen recht eigentümlichen Eindruck. Gewiß war auch darin, wie in allen Berichten, Briefen, Zeitungsnachrichten aus und über Sowjetrußland, von Sowjetbureaukratismus und Amtsmißbrauch, Diebstahl, Spekulation und Schleichhandel die Rede. Aber die idyllischen Schilderungen friedlich flanierender Spaziergänger, träumerisch schlum-

mernder Kirchen, im großen Schuhlugus prangender Damen und dergleichen überwogen so sehr und dagegen die Entbehrungen des Volkes, die Proletarisierung der Intelligenz, die großen Defekte und teilweiser Tod der Industrie trafen so sehr in den Hintergrund, ja verschwanden ganz von der Bildfläche, daß Moskau geradezu einen idyllischen, zuweilen beinahe blühenden Eindruck machte.

Und wie steht's mit dem russischen Sozialismus? Zugegeben wird, daß er sich erst im Anfangsstadium befindet — ein dehnbares und unbestimmtes Wort, dieses »Anfangsstadium« (bedeutet der Bolschewismus nicht vielmehr, nach den Äußerungen Lenins selbst, die Realisation des marxistischen Endstadiums?) — aber ein bequemes Wort: was unvollkommen ist (und vieles ist recht unvollkommen), schiebt man eben auf den Anfang; in Zukunft wird es schon »werden«. Und wie steht es um die Opposition? »Ich weiß nicht, was der Redner sprach, ich weiß nur, daß er Seele sprach« — das ist alles, was der Verfasser uns über eine von ihm besuchte Versammlung zu berichten weiß, in der Abramowitsch, der Führer der Menschewiki, redete. Und wie ist es mit dem Geldwesen? Das Geld wird immer mehr entwertet, antwortet Goldschmidt, aber um so besser: man »schwindelt« dadurch die Geldwirtschaft vollends »zu Tode«. Wir sehen, er versteht sehr wohl, wo es not tut, auch dialektisch zu argumentieren. Wir müssen aber gestehen, daß diese Art der Dialektik für uns keine Überzeugungskraft hat; wir sind immer noch zu »reaktionär«, um auf die Unterscheidung zwischen Phantasie und tatsächlicher Beweisführung zu verzichten.

Aber Goldschmidt erklärt ja selbst sein »Moskau« nur für eine expressionistische Sammlung momentaner Eindrücke und Federzeichnungen, für ein leichtes Vorspiel zu dem ernst-wissenschaftlichen Werke, das er in der »Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands« vorlegen will. Und in der Tat: hier kommt er ausgerüstet mit einer neuen wissenschaftlichen Entdeckung, einer neuen wissenschaftlichen Wahrheit. Die tief sinnige Entdeckung lautet: Die Ursache der russischen Revolution, der Desorganisation der russischen Wirtschaft, ja des Bolschewismus selbst liegt zutiefst in der — Entfernung der Industriezentren von den Zentren der Rohstoffgewinnung. Denn diese Entfernung habe den Arbeiter dauernd von der Scholle getrennt und revolutionisiert, der gesamten russischen Volkswirtschaft einen unorganischen Charakter verliehen, einen gewaltsamen Exportimperialismus geschaffen usw. Die Krise mußte kommen: in Gestalt der Revolution und des Bolschewismus, dessen innerstes, immanentes Ziel eben ist, Industrie und Landwirtschaft und Rohstoffgewinnung schon räumlich einander anzunähern, Stadt und Land und damit die gesamte Volkswirtschaft zu einer organischen Einheit zu gestalten.

Einem aufmerksamen Leser der beiden Bücher Goldschmidts wird auch nicht entgangen sein, woher er diesen ganzen Gedanken hat, also die Genesis dieser ganzen Konstruktion. Denn schon im »Moskau« enthüllt er uns offenerherzig den fiesen Eindruck, den auf ihn die Zukunftspläne (immer wieder Pläne und Pläne) der bolschewistischen Wirtschaftsgenies (Goldschmidt hat nur mit Genies zu tun), ganz besonders aber der Plan machte, die heutigen Standorte der Industrie, vornehmlich in Zentralrußland, in die Nähe der respektiven Rohstoffquellen (im Donezbasin, Kaukasus usw.) zu verpflanzen. Dieser Zukunftsplan wächst sich nun im Kopfe Goldschmidts zu einer Art

Universaldoktrin aus, die auch die Vergangenheit und Gegenwart Sowjetrußlands erklärt.

Allein wie soll der Bolschewismus, der den Ausgleich zwischen Stadt und Land in bisher noch nicht dagewesener Weise erschütterte, zwischen diesen beiden Faktoren einen »Ausgleich« schaffen? Indem der Bolschewismus die Produktivität der Industrie so steigert, daß die Hauptursache des Gegensatzes von Stadt und Land, nämlich der Mangel des Bauers an Industrieerzeugnissen, dadurch behoben wird, antwortet Goldschmidt. Hat aber das bolschewistische System die Produktivität der Industrie gesteigert? wird der naive Leser fragen. Ist denn nicht unter diesem System die Produktivität des Donezbeckens auf ein Sechstel des Friedensstandes, die Ausbeute des Urals gleichfalls auf ein Sechstel, die Textilindustrie auf ein Zehntel, die Papierindustrie auf ein Fünftel usw. gesunken? (Die Zahlen sind einem Vortrag des keineswegs bolschewistenfeindlichen Volkswirtschaftlers Karl Ballod entnommen.) Darüber findet aber der Leser bei Goldschmidt nicht ein einziges Wort. Dafür prangt im Vorwort dieser »wissenschaftlichen« Untersuchung das folgende nationalökonomische Kredo, das in nuce das ganze Geheimnis der Goldschmidtschen Lehren, Erklärungen und Zukunftshoffnungen enthält. Dieses Kredo lautet: »Die Frage nach der Produktionssteigerung ist zweiten Grades. Die Produktionssteigerung ist eine selbstverständliche Konsequenz der gelungenen Zentralisation«.¹

Gegen eine solche Kraft des Glaubens ist die Kritik allerdings machtlos.

Und bei diesem sorglos nachlässigen Verhältnis zur Produktivitätsfrage hat Goldschmidt noch den Mut, sich auf Marx zu berufen und die einzig richtige Auslegung des Marxismus für sich in Anspruch zu nehmen.² Denselben Marx, für den die Produktivitätsfrage nicht »zweiten Grades«, sondern allerersten Ranges war, und der nicht müde wurde, zu wiederholen, daß sie auch der Angelpunkt der ganzen sozialen Frage, die Voraussetzung der Revolution selbst mit ihrer neuen Organisation der Wirtschaft ist. Bei Goldschmidt aber verwandelt sich diese Voraussetzung in eine »selbstverständliche Konsequenz«. Übrigens mußte Marx bekanntlich schon bei Lebzeiten mehr als einmal äußern: »Moi, je ne suis pas marxiste.«

Der treffliche Satz, daß die Produktionsfrage eine »selbstverständliche Konsequenz« der Organisationsfrage ist, steigert sich diesem »Marxisten« unterderhand zur Identität der Produktions- und der Organisationsfrage: »... Das Produktionsproblem ist ein Organisationsproblem...«³ Und gemäß diesem Identitätsdogma stellt das Buch nicht etwa eine Untersuchung der tatsächlichen Lage der heutigen russischen Wirtschaft, des Standes der Produktion, der Lohnfrage, der Arbeitsbedingungen, sondern eine ausführliche Schilderung des hierarchisch eingerichteten Wirtschaftsapparats Sowjetrußlands dar mit großartigen Plänen und graphischen Schemata.

Freilich ist es nicht gut möglich, neben diesen, den breitesten Raum einnehmenden Wirtschaftsformalien die Wirtschaftsrealien ganz unerwähnt zu lassen. Sie springen ja zu sehr in die Augen. Wie aber unser Verfasser

¹ Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands, S. 7. Druck von mir gesperrt.

² A. a. O., S. 88.

³ L. c., S. 46. Druck von mir gesperrt.

sich dieser unbequemen Aufgabe entledigt, das möge sein Buch selbst veranschaulichen.

Bei der Besprechung des Ausgleichs zwischen Stadt und Land muß er gesehen: »Allerdings setzt die Erfassung der Agrarprodukte auch eine kollektivistische Entwicklung der Landwirtschaft voraus, wenigstens bis zu einem gewissen Reifegrad. Mindestens eine seelisch-kollektivistische Entwicklung.« (S. 143.) Aber diese Entwicklung ist nicht da (S. 140: »Jedenfalls ist die Situation: wesentlich organisierte Industrie, aber unorganisierte Landwirtschaft«). Was nun? Antwort: »Da jedoch der Gang (?) nicht Land-Stadt, sondern umgekehrt Stadt-Land ist, da wenigstens (!) die Hauptfruchtung so ist, ist die organisierte Industriebelieferung der Landwirtschaft die wesentlichste Voraussetzung des Ausgleichs. Die kollektivistische Entwicklung der Landwirtschaft hängt ab von der Industrieproduktion, die ihrerseits von der Industrieorganisation abhängig ist.« (S. 143.) Mit Hilfe dieses Schemas, das künftige Entwicklungen so leicht antizipiert und mit großen Faktoren der Volkswirtschaft so umgeht, als wären sie leicht umstellbare Schachbrettfiguren, mit Hilfe eines solchen Schemas wird also die Frage einfach »gelöst«, die die Sowjetregierung selbst als die schwierigste Frage ihrer ganzen Wirtschaftspolitik offen und ehrlich hinstellt.

Mitunter kommt allerdings auch Goldschmidt der Gedanke, daß der logische und der historische Begriff der Entwicklung wohl nicht ganz ein und dasselbe sind. Aber er hält trotzdem beharrlich an seinen Zukunftsplänen und angeblich immanenten Tendenzen fest und behilft sich mit dem schönen Wörtchen »noch« oder »noch nicht«: »Es ist eben noch nicht möglich, die Kaufkräfte des Geldes in Stadt und Land einigermaßen auszugleichen.« (S. 142.) »Noch immer wüten Privatwirtschaftsreste, Gefühlsrudimente gegen die Organisation. Noch immer wollen sie sich nicht einfügen.« Über: »Endlich wird die ganze Bevölkerung aus Sowjetlagern gespeist werden, endlich wird man das Entschlupfe, das Hintenherum entbehren können. Dieser Augenblick wird kommen.« (S. 208, 209.⁴) Daß unter jenen »Gefühlsrudimenten« die schwierigste, die psychologische Frage des ganzen Kommunismus sich verbirgt, wird eben durch das Wörtchen »noch« verdeckt und — abgetan oder vielmehr nicht einmal gesehen.

Zuweilen wird, wo die gewollte Entwicklung sich nicht einstellen will, einfach der kategorische Imperativ zu Hilfe genommen: »Im Tempo der Organisationsausfüllung muß auch das Geld abgebaut werden«; ... »die Rückentwicklung des Konsum- und Händlergeldes muß kommen.« (S. 144.)

Bei der Erwähnung des Schleichhandels macht er mit Recht auf den inneren Widerspruch aufmerksam, zwischen dessen Gegensätzen die festgeheftete russische Wirtschaft hin und her schwankt: »Der Schleichhandel in der russischen Wirtschaft ist insoweit unvermeidlich, als die Industrieorganisation noch leer läuft« (ein lucidum Intervallum!). »Die Sowjetrepublik braucht Ventilmärkte« — andererseits muß der Schleichhandel verfolgt werden: »Der Schleichhandel ist nicht mehr berechtigt, da das Privateigentum aufgehoben ist.« Hier liegt das eigentliche Stigma der gegenwärtigen Wirtschaftsweise. Goldschmidt aber ist gleich mit dem Beruhigungsrezept bei der Hand: »Von dem Augenblick an, wo die Landwirtschaft so

⁴ Druck von mir gesperrt. Ebenso in den weiteren Zitaten.

beliefert werden kann (!), daß sie keine Not mehr leidet, muß (!) der russische Schleichhandel aufhören.« (S. 144.)

Eine der weiteren Hauptkrisen, die Geldkrisis, »löst« er folgendermaßen: »Der Abstrom des Sowjetgeldes schwillt an, wird kataklysmisch im Tempo der Organisationsvervollkommenung. Das ist festzuhalten. Denn daraus ergibt sich, daß keine Geldwirtschaftsgefahr besteht. Je stärker die Industrieorganisation wird, um so ungeheurer zwar die Geldmenge, um so geringer aber auch die Gefahr der geldwirtschaftlichen Zersetzung der Organisation und damit der Produktion.« (S. 144.) An solchen Wortgebilden berauscht sich Goldschmidt. Für uns aber ist es nicht einmal Worttausch, sondern einfach Wortgeräusch.

Ich muß schließen und gestehen: die geradezu hahnebüchene Naivität, mit der Goldschmidt die schwierigsten Probleme löst, die Monstrosität seiner wissenschaftlichen Konstruktionen, die unglaubliche Leichtfertigkeit seiner Beweisführung machte mir während der Lektüre des Buches wiederholt einen derartigen Eindruck, daß mir unwillkürlich der Zweifel an seinen geistigen Fähigkeiten kam. Und als ich am Schluß des Buches den Hinweis fand, daß es unter »heftiger Nervenabspannung« (S. 223) verfaßt wurde, war ich keineswegs erstaunt.

Produktionsweise und Produktionsverhältnisse nach Marxscher Auffassung

Von Heinrich Cunow

Wie in früheren revolutionären Zeiten, regt auch jetzt wieder die schnelle Aufeinanderfolge politischer und wirtschaftlicher Umwälzungen die Historiker und Gesellschaftstheoretiker zur Beschäftigung mit entwicklungs- und geschichtsphilosophischen Fragen an. Besonders steht die Marxsche materialistische oder ökonomische Geschichtsauffassung im Vordergrund der geschichtstheoretischen Diskussion. Neben einer Reihe Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften lassen sich mehrere im letzten Jahre erschienene Bücher und Broschüren aufzählen, die sich mit der Marxschen Geschichtstheorie auseinandersetzen und diese entweder unter Bezugnahme auf die Ereignisse der letzten Jahre kritisch zu widerlegen oder zu erläutern suchen. Freilich, wer große wissenschaftliche Anforderungen an diese Literatur stellt und hofft, in ihr neue Einblicke in die ursächlichen Zusammenhänge des geschichtlichen Entwicklungsverlaufs oder in die geschichtlichen Bewegungsgesetze zu finden, dürfte sich enttäuscht fühlen. Zumeist bewegen sich die Erläuterungen und Kritiken der Marxschen Geschichtsauffassung in alten, ausgefahrenen Geleisen. Der enge Zusammenhang zwischen Hegel und Marx oder richtiger der Aufbau der Marxschen Geschichtstheoretik auf Hegelschen Begriffsfundamenten wird wenig verstanden, besonders nicht von jenen Autoren, die von Kant und dessen Sozialphilosophie ausgehen. Wohl wird auf die Hegelsche Geschichtsdiagnostik hingewiesen, teilweise auch die Marxsche Übertragung der Hegelschen abstrakten Begriffsdialektik auf den konkreten gesellschaftlichen Bewegungsprozeß ziemlich treffend dargestellt; doch die von Marx daraus abgeleitete dialektische Verknüpfung

zwischen den einzelnen Bewegungsfaktoren des Gesellschaftslebens wird gewöhnlich gar nicht in ihrer Bedeutung begriffen. Und noch weniger findet man die Erkenntnis, daß Marx in seiner Auffassung des Wirtschaftsprozesses als des funktionellen Lebensprozesses der Gesellschaft von einer bestimmten auf Hegel zurückführenden, wenn auch von Marx erweiterten Gesellschaftsauffassung ausgeht, die streng zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft (Marx sagt gewöhnlich Gemeinwesen) unterscheidet und damit auch in weiterer Folge zwischen Gesellschafts- und Staatsordnung, zwischen sozialem und staatlichem Gesetz. Selbst der Marxsche Wirtschaftsbegriff, besonders aber der Sinn, den Marx mit den Worten »Produktionsweise« und »Produktionsverhältnisse« verbindet, wird nicht erfaßt und unter »Produktionsweise« lediglich das technische Verfahren bei der Herstellung von Sachgütern verstanden. Nicht selten wird sogar der Marxsche Ausdruck »gesellschaftliche Produktionsweise« oder, wie es in der bekannten Marxschen Definition der materialistischen Geschichtsauffassung im Vorwort zur »Kritik der politischen Ökonomie« heißt, »Produktionsweise des materiellen Lebens« ohne weiteres mit der angewandten Betriebschnik oder auch der bloßen Technologie identifiziert und demnach die Produktionsform mit der industriellen oder landwirtschaftlichen Betriebsform verwechselt sowie ferner unter dem Marxschen Ausdruck »Produktionsverhältnisse« technische Betriebsverhältnisse oder die Naturbedingungen des Produktionsverfahrens zusammengefaßt.

Daß infolge solcher Verwechslungen Marx nicht nur ganz sonderbare Anschauungen unterschoben werden, sondern auch viele Argumente seiner Kritiker die materialistische Geschichtsauffassung gar nicht treffen, ist selbstverständlich. Eine kritische Musterung der neueren anti- und promargistischen geschichtsphilosophischen Literatur würde das klar erweisen; doch wäre dazu eine lange Reihe von Artikeln nötig, denn kurze polemische Ausfälle gegen einzelne Mißverständnisse der betreffenden Autoren haben wenig Zweck. Soll die Kritik einen Wert haben, muß sie positiv sein, das heißt sie muß nachweisen, wie tatsächlich die Marxschen Thesen und Aussprüche zu verstehen sind. Das ist aber ohne ein Zurückgehen auf die Marxschen Grundbegriffe und deren inneren systematischen Zusammenhang nicht möglich. Ich möchte mich deshalb im nachstehenden auf die Erläuterung des Marxschen Begriffs der »Produktionsweise« und des »Produktionsverhältnisses« beschränken, die beide fast regelmäßig, und zwar auch in den neueren Schriften marxistischer Theoretiker, mißverstanden werden.

1. Was versteht Marx unter »Produktionsweise«?

Marx geht im Anschluß an Hegel von der Auffassung des Gesellschaftslebens als eines Systems von Bedürfnissen und der zu ihrer Befriedigung nötigen Arbeitstätigkeit aus. Sein Gesellschaftsbegriff ist kein bloßer Kollektivitätsbegriff. Nicht jede beliebige Vereinigung von Menschen zu irgendwelchen Zwecken gilt Marx als Gesellschaft. Eine Dorfschaft, ein Stamm, eine Kirchengemeinde, ein Staat ist keine Gesellschaft, sondern eine Gemeinschaft. Grundlage alles gesellschaftlichen Lebens ist vielmehr die allgemeine materielle Bedürfnisbefriedigung, das gegenseitige Zusammenwirken zur Gewinnung der nötigen Subsistenzmittel; und die aus diesem

Prozeß der allgemeinen Unterhaltsbeschaffung sich ergebenden Wechselbeziehungen (gegenseitige Wirtschaftsbeziehungen) bilden die grundlegenden Gesellschaftsbeziehungen. Die Gesellschaft im Marx'schen Sinne ist demnach der Komplex aller solcher Personen, die zu einer gegebenen Zeit unmittelbar oder mittelbar in wirtschaftlichen Wechselbeziehungen bestimmter Art zueinander stehen.

Marx sieht also im Wirtschaftsprozeß die eigentliche Lebensfunktion der Gesellschaft, wie er denn auch mehrfach (zum Beispiel im ersten Bande des »Kapital«, 4. Auflage, S. 46, Dießsche Volksausgabe, S. 43) den materiellen Produktionsprozeß kurzweg als »gesellschaftlichen Lebensprozeß« bezeichnet. Zwar erschöpfen die Wirtschaftstätigkeit und die sich aus ihr ergebenden Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen zwischen den Gesellschaftsmitgliedern nicht den Gehalt des Gesellschaftslebens, aber der Wirtschaftsprozeß bildet den Hauptinhalt und die Basis des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Damit eine Gesellschaft zu existieren und ihre geistigen Funktionen auszuüben vermag, ist erste Bedingung, daß sie zunächst ihre materiellen Funktionen erfüllt, das heißt sich die zu ihrer Lebenserhaltung und -fortsetzung nötigen Unterhaltungsmittel beschafft. Wie der menschliche Körper zusammenbricht, wenn er nicht fortgesetzt die zu seiner Erhaltung nötigen Stoffe aufnimmt, umwandelt und sich assimiliert, also den Stoffwechselprozeß vollzieht, so vermag auch die Gesellschaft nur zu bestehen, wenn sie in stetiger Wiederholung die der Befriedigung ihrer materiellen Lebensbedürfnisse dienenden Gebrauchsgegenstände aller Art erzeugt, und zwar hat jede Gesellschaftsformation ihre besonderen materiellen Lebensbedingungen, die, wie Marx sagt, »selbst wieder das naturwüchsige Produkt einer langen und qualvollen Entwicklungsgeschichte sind«.

Für Marx ist demnach alle Produktion eine gesellschaftliche Funktion, denn sie ist an gesellschaftliche Voraussetzungen und Bedingungen gebunden und erfolgt mit gesellschaftlichen Mitteln in gesellschaftlicher Zusammenarbeit zur Deckung gesellschaftlicher Bedürfnisse. So sagt denn auch Marx in dem fragmentarischen Programmentwurf für seine Schrift »Zur Kritik der politischen Ökonomie« (Neue Zeit, 21. Jahrgang, 1. Band, S. 710):

In Gesellschaft produzierende Individuen — daher gesellschaftlich bestimmte Produktion der Individuen ist natürlich der Ausgangspunkt. Der einzelne vereinzelte Jäger und Fischer, womit Smith und Ricardo beginnen, gehört zu den phantasielosen Einbildungen des achtzehnten Jahrhunderts....

Je tiefer wir in der Geschichte zurückgehen, je mehr erscheint das Individuum und daher auch das produzierende Individuum als unselbständig, einem größeren Ganzen angehörig: erst noch in ganz natürlicher Weise in der Familie und in der zum Stamme erweiterten Familie: später in dem aus dem Gegensatz und der Verschmelzung der Stämme hervorgehenden Gemeinwesen in seinen verschiedenen Formen. Erst im achtzehnten Jahrhundert, in der »bürgerlichen Gesellschaft«, treten die verschiedenen Formen der gesellschaftlichen Zusammenhänge dem einzelnen als bloßes Mittel für seine Privat Zwecke entgegen, als äußerliche Notwendigkeit. Aber die Epoche, die diesen Standpunkt erzeugt, den der vereinzeltsten einzelnen, ist gerade die der bisher entwickeltesten gesellschaftlichen (allgemeinen von diesem Standpunkt aus) Verhältnisse. Der Mensch ist im wörtlichsten Sinne ein *zoon politikon*, nicht nur ein geselliges Tier, sondern auch ein Tier, das nur in

der Gesellschaft sich vereinzeln kann. Die Produktion der vereinzelt einzelnen außerhalb der Gesellschaft — eine Rarität, die einem durch Zufall in die Wildnis verschlagenen Zivilisierten wohl vorkommen kann, der in sich dynastisch schon die Gesellschaftskräfte besaß — ist ein ebensolches Umding als Sprachentwicklung ohne zusammenlebende und zusammenprechende Individuen. ...

Und tatsächlich, überall, wo wir in Marxschen Schriften auf das Wort »Produktion« stoßen, ist darunter, falls nicht ausdrücklich von individueller Erzeugung gesprochen wird, die gesellschaftliche Produktion zu verstehen. Die Arbeitsteilung wie der ganze Produktionsmechanismus und die Verteilung der Produkte ist eben gesellschaftlich gegliedert und beruht auf einem Ineinandergreifen der verschiedenen individuellen Kräfte.

Aber warum spricht Marx in seiner Definition der materialistischen Geschichtsauffassung von einer »gesellschaftlichen Produktion ihres (der Menschen) Lebens« und von einer »Produktionsweise des materiellen Lebens«? Nicht, wie einige Kritiker in ihrer Einfalt annehmen, weil er seine Gedanken nicht klar auszudrücken vermochte, sondern weil er mit den Worten »gesellschaftliche Produktion« und »Produktionsweise des materiellen Lebens« einen viel umfassenderen Sinn verbindet als den, in welchem sie meist in politisch-ökonomischen Schriften gebraucht werden. Gewöhnlich versteht man unter Produktion lediglich die Erzeugung von Waren, oft gar nur von Gegenständen des individuellen Gebrauchs, von Lebens- und Genußmitteln, Haushaltungsgegenständen usw., seltener die in den Herstellungsprozeß eingehenden Mittel konsumtiver Produktion, wie zum Beispiel Arbeitswerkzeuge, Maschinen, Fabrikgebäude, Speicher, Transportmittel usw. Unter Produktionsweise wird denn auch häufig nur die Art und Weise verstanden, wie, technisch betrachtet, die Erzeugung solcher Gegenstände vor sich geht. Für Marx reicht aber der Begriff gesellschaftlicher Produktion viel weiter: er umfaßt die gesamte produktive Bedürfnisbefriedigung, die erforderlich ist, um eine Gesellschaft auf der erreichten Entwicklungsstufe zu erhalten, also die Produktion aller Gegenstände, die zur Aufrechterhaltung des Gesellschaftslebens auf einer bestimmten Kulturstufe nötig sind, und zwar handelt es sich nicht um eine bloße Produktion im gegenwärtigen Lebensmoment der Gesellschaft, sondern um ständige Fortsetzung und Weiterentwicklung des gesellschaftlichen Lebens, also um fortgesetzte Reproduktion. Solche Reproduktion aber erfordert, daß auch die Vorbedingungen für ihren stetigen Wiederbeginn immer wieder neu erzeugt werden. Derartige Vorbedingungen sind zum Beispiel heute auch die Errichtung und Erhaltung von Schulen und Bildungsanstalten aller Art. Demnach gehört zur Produktion im Marxschen Sinne zum Beispiel auch die stetige Wiedererzeugung von Unterrichtsanstalten, chemischen Untersuchungsanstalten, Museen usw. nebst den für diese Anstalten erforderlichen Einrichtungen, Lehr- und Arbeitskräften, Lehrmitteln usw.

Ferner aber ist eine stetige Reproduktion nicht möglich, wenn nicht die erzeugten Gegenstände, je nach dem Stande der Wirtschaftsentwicklung, verteilt und dem Verbrauch zugeführt werden, und zwar nicht nur dem persönlichen Konsum, es müssen auch naturgemäß dem Erzeugungsprozeß immer wieder alle erforderlichen Roh- und Hilfsstoffe, technische Arbeitsmittel und Arbeitskräfte zugeleitet werden, damit er sich auf wirtschaftlich gegebenen

Grundlagen stetig zu wiederholen vermag.¹ Demnach umfaßt die gesellschaftliche Produktion auch die Aufrechterhaltung der Verteilung, also zum Beispiel auch die Herstellung und Unterhaltung von Eisenbahnen und Schiffen, Straßen und Brücken, Speichern und Geschäftshäusern usw.

Der Begriff der gesellschaftlichen Produktion umspannt also hier ein viel weiteres Gebiet als in der üblichen ökonomischen Terminologie. Er bedeutet: Befriedigung des gesamten materiellen Lebensbedarfs der Gesellschaft in ständiger Wiederholung. Eben deshalb gebraucht Marx Bezeichnungen wie »Produktion des gesellschaftlichen Lebens«, »Produktionsweise des materiellen Lebens«, »Lebenserzeugungsprozeß« usw.

Daß das noch immer nicht begriffen wird, ist um so befremdender, als Marx an verschiedenen Stellen seiner Schriften genaue Interpretationen seines Produktionsbegriffs gibt. So heißt es zum Beispiel im »Kapital« (1. Band, S. 136 der Volksausgabe 1919 oder 4. Auflage, S. 143):

Im weiteren Sinne zählt der Arbeitsprozeß unter seine Mittel außer den Dingen, welche die Wirkung der Arbeit auf ihren Gegenstand vermitteln und daher in einer oder der anderen Weise als Leiter der Tätigkeit dienen, alle gegenständlichen Bedingungen, die überhaupt erheischt sind, damit der Prozeß stattfinden. Sie gehen nicht direkt in ihn ein, aber er kann ohne sie gar nicht oder nur unvollkommen vorgehen. Das allgemeine Arbeitsmittel dieser Art ist wieder die Erde selbst, denn sie gibt dem Arbeiter die Grundlage, auf der er steht, und seinem Prozeß den Wirkungsraum (field of employment). Durch die Arbeit schon vermittelte Arbeitsmittel dieser Art sind zum Beispiel Arbeitsgebäude, Kanäle, Straßen usw.

Ferner heißt es in dem schon erwähnten Marxschen fragmentarischen Entwurf für seine »Kritik der politischen Ökonomie« bezüglich der Verteilung als eines Teils des Gesamtproduktionsprozesses (Neue Zeit, 21. Jahrgang, 1. Band, S. 742):

Die Distribution in der flachsten Auffassung erscheint als Distribution der Produkte, und so weiter entfernt von und quasi selbständig gegenüber der Produktion. Aber ehe die Distribution Distribution der Produkte ist, ist sie erstens Distribution der Produktionsinstrumente und zweitens, was eine weitere Bestimmung desselben Verhältnisses ist, Distribution der Mitglieder der Gesellschaft unter die verschiedenen Arten der Produktion (Subsumption der Individuen unter bestimmte Produktionsverhältnisse). Die Distribution der Produkte ist offenbar ein Resultat dieser Distribution, die innerhalb des Produktionsprozesses selbst einbegriffen ist und die Gliederung der Produktion bestimmt. Die Produktion abgesehen von dieser in ihr eingeschlossenen Distribution zu betrachten, ist offenbar leere Abstraktion, während umgekehrt die Distribution der Produkte von selbst gegeben ist mit dieser ursprünglich ein Moment der Produktion bildenden Distribution.

¹ Im »Kapital«, 1. Band (4. Auflage, S. 528, Volksausgabe S. 501) heißt es: »Die Bedingungen der Produktion sind zugleich die Bedingungen der Reproduktion. Keine Gesellschaft kann fortwährend produzieren, das heißt reproduzieren, ohne fortwährend einen Teil ihrer Produkte in Produktionsmittel oder Elemente der Neuproduktion rückzuverwandeln. Unter sonst gleichbleibenden Umständen kann sie ihren Reichtum nur auf derselben Stufenleiter reproduzieren oder erhalten, indem sie die während des Jahres zum Beispiel verbrauchten Produktionsmittel, das heißt Arbeitsmittel, Rohmaterialien und Hilfsstoffe durch ein gleiches Quantum neuer Exemplare der gleichen Art ersetzt, welches von der jährlichen Produktionsmasse abgetrennt und von neuem dem Produktionsprozeß einverleibt wird. Ein bestimmtes Quantum des jährlichen Produkts gehört also der Produktion.«

Das Endergebnis faßt Marx schließlich in den Satz zusammen:

Das Resultat, wozu wir gelangen, ist nicht, daß Produktion, Distribution, Austausch, Konsumtion identisch sind, sondern daß sie alle Glieder einer Totalität bilden, Unterschiede innerhalb einer Einheit. Die Produktion greift über sowohl über sich in der gegensätzlichen Bestimmung der Produktion als über die anderen Momente.

Noch deutlicher spricht sich Marx im »Kapital«, 3. Band, 2. Teil, S. 415, aus. Dorf erklärt er:

Andererseits, wenn die kapitalistische Produktionsweise diese bestimmte gesellschaftliche Gestalt der Produktionsbedingungen voraussetzt, reproduziert sie dieselbe beständig. Sie produziert nicht nur die materiellen Produkte, sondern reproduziert beständig die Produktionsverhältnisse, worin jene produziert werden, und damit auch die entsprechenden Verteilungsverhältnisse.

Es ist Karl Kautsky verdacht worden, daß er in einem Aufsatz, betitelt »Was will und kann die materialistische Geschichtsauffassung leisten?«, auch die angewandte Mathematik zu den technischen Produktionsbedingungen rechne, die immer wiedererzeugt werden müssen, wenn der wirtschaftliche Lebensprozeß der Gesellschaft seinen Fortgang nehmen soll. Kautsky sagt an der betreffenden Stelle (Neue Zeit, 15. Jahrgang, 1. Band, S. 233): »Die Herren Philosophen wären in der Naturwissenschaft mit ihren ‚Gedankenrevolutionen‘ nicht weit gekommen ohne Fernrohre, Mikroskope, Waagen und Meßinstrumente, Laboratorien und Observatorien usw. Diese liefern nicht nur die Mittel zur Lösung der Probleme der Naturwissenschaft, sie liefern auch die Probleme selbst. Sie selbst aber sind Ergebnisse der ökonomischen Entwicklung — Ergebnisse, die durch den Menschen zu Ursachen neuen Fortschritts werden. Die Entwicklung der Naturwissenschaften geht Hand in Hand mit der Entwicklung der Technik, dies Wort in weitestem Umfang genommen. Man darf unter den technischen Bedingungen einer Zeit nicht bloß ihre Werkzeuge und Maschinen verstehen. Die modernen Methoden der chemischen Forschung und die moderne Mathematik bilden integrierende Bestandteile der bestehenden Technik. Man baue einmal ein Dampfschiff oder eine Eisenbahnbrücke ohne Mathematik! Ohne die heutige Mathematik wäre die kapitalistische Gesellschaft unmöglich. Der jetzige Stand der Mathematik gehört ebenso zu den ökonomischen Bedingungen der bestehenden Gesellschaft wie der jetzige Stand der Maschinentechnik oder des Welthandels.«

Kautsky hat in diesem Falle völlig recht. Ein bestimmter Stand der Mathematik gehört unzweifelhaft zu den technischen Bedingungen der Produktion und daher die Wiedererzeugung (Erneuerung und Erhaltung) dieses Standes zu jenem Komplex der Arbeitsfähigkeit, den Marx mit »Produktion des materiellen Lebens« bezeichnet.

Diese Auffassung, daß die Verteilung der erzeugten Produkte in der Gesellschaft zwar nicht die Produktion selbst, wohl aber eine von dieser völlig abhängige Unterfunktion ist und daher mit zum gesellschaftlichen Gesamtproduktionsprozeß in seiner stetigen Wiederholung gehört, finden wir auch bei Engels. Im zweiten »Politische Ökonomie« überschriebenen Abschnitt seiner Streifschrift gegen Eugen Dühring hebt er immer wieder hervor, daß mit der Art und Weise der Produktion auch zugleich die Art und Weise der Verteilung ihrer Erzeugnisse gegeben ist und macht Dühring zum

Vorwurf, daß er die Verteilung neben die Produktion »als einen zweiten, ganz äußerlichen Hergang« hinstellt. Dennoch hat man aus einer Stelle, in der Engels seinerseits kurz den Grundgedanken der materialistischen Geschichtsauffassung skizziert, einen gewissen Widerspruch gegen die Marxsche Definition im Vorwort zur »Kritik der politischen Ökonomie« herausgelesen, zum mindesten aber, daß Engels später die Marxsche Definition als zu eng erschienen sein müsse und er deshalb sich in seinem »Anti-Dühring« bewogen gefühlt habe, diese Definition zu erweitern und zu ergänzen. Engels sagt dort:

Die materialistische Anschauung der Geschichte geht von dem Satz aus, daß die Produktion, und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte, die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist, daß in jeder geschichtlich auftretenden Gesellschaft die Verteilung der Produkte und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen oder Stände sich danach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird.

In diesem Satze wird von einer ganzen Reihe antimarxistischer Kritiker ein »Gegensatz« zu der Marxschen Definition gefunden, denn Marx habe dort von »Produktionsverhältnissen« gesprochen, Engels füge den Austausch, also die Verteilungsverhältnisse, hinzu, folglich habe Engels selbst Marx korrigiert usw.

Die ganze Beweisführung stützt sich, wie nach den vorausgegangenen Ausführungen nicht näher dargelegt zu werden braucht, auf das Nichtverstehen der Marxschen Ausdrucksweise. Der Marxsche Begriff der Produktion des materiellen Lebens umfaßt auch die Zuführung der Produkte in die individuelle und produktionselle Konsumtion, die Verteilungs-, beziehungsweise Austauschverhältnisse gehören demnach mit zu den Produktionsverhältnissen. Der Unterschied zwischen beiden Definitionen liegt einfach darin, daß Marx an der betreffenden Stelle von der gesamten Produktion des gesellschaftlichen Lebens spricht, Engels hingegen, wie die dem obigen Zitat folgenden Sätze deutlich zeigen, nur von der »Warenproduktion« — einem viel engeren Begriff. Deshalb setzt er, um nicht die Anschauung zu erwecken, die Verteilung (der Handel) komme für das Wirtschaftsleben gar nicht in Betracht, die Worte »und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte« hinzu.

Die Tatsache, daß die Verteilung der Produkte eine von der Erzeugung abhängige bloße Unterfunktion des gesellschaftlichen Gesamtproduktionsprozesses ist, besagt natürlich nicht, daß nicht die Verteilungsverhältnisse und -formen im Laufe der Wirtschaftsentwicklung mannigfach wechseln und verschiedenartige Bedeutungen für das gesellschaftliche Leben erlangen können. In primitiven Verhältnissen, bei Jagd- und Fischervölkern sowie auf den unteren Stufen des Landbaus hat die Verteilung der Produkte noch eine relativ untergeordnete Bedeutung. Die Produktion erfolgt im wesentlichen noch für den Eigen-, beziehungsweise den Familienbedarf. Heute hingegen nimmt die Produktenverteilung mit der zu ihrer Aufrechterhaltung erforderlichen Handels- und Verkehrstechnik eine ungleich wichtigere Stellung im Wirtschaftsgetriebe ein. Gleichwohl wird auch heute die Verteilungsweise durch die Erzeugungsweise bedingt, und die Verteilungsverhältnisse sind nur ein Teil der aus der Gesamtunterhaltsbeschaffung sich ergebenden wirtschaftlichen Wechselbeziehungen, wenn auch heute ein für die Wirtschaftsstruktur weit wichtigerer Teil als früher auf niederen Kulturstufen.

(Schluß folgt)

Die Relativitätstheorie

Von M. Schoen (Leipzig)

I

Alle Welt spricht heute von der Relativitätstheorie, und jeder hält sich für verpflichtet, zu ihr Stellung zu nehmen. Sogar die Politik ist von ihr nicht unberührt geblieben. Diese Volkstümlichkeit steht in einem merkwürdigen Gegensatz zur Kenntnis der Grundlagen der Theorie nicht nur bei der großen Masse der Bevölkerung, sondern auch in den Kreisen, von denen man eine bessere Bekanntschaft damit erwarten sollte.

Zur Einführung in diese Probleme steht heute schon eine ausgebreitete wissenschaftliche und mehr oder minder volkstümliche Literatur zur Verfügung. Dennoch dürfte ein orientierender Aufsatz im Rahmen dieser Zeitschrift als An- und Einleitung zum eingehenderen Studium der Relativitätstheorie nicht ganz unwillkommen sein.

Es muß von vornherein betont werden, daß viele, die heute von der Relativitätstheorie hören oder sprechen, ganz falsche Vorstellungen damit verknüpfen. Man könnte heute schon ganze Aufsätze mit Darlegungen darüber schreiben, was die Relativitätstheorie nicht ist, nicht sein kann und auch nicht sein will. Mit anderen Worten, wir haben es hier mit einem allerdings tiefgreifenden physikalischen Problem zu tun, das bei seiner Bedeutung naturgemäß auch verschiedene Nachbarwissenschaften berührt, aber keinesfalls etwa als eine Art neuer Weltanschauung zu betrachten ist. Soweit natürlich exakt naturwissenschaftliche Erkenntnisse als Grundlagen zum Aufbau einer Weltanschauung dienen, werden diese einer entsprechenden Nachprüfung auf ihre Haltbarkeit zu unterziehen sein, im übrigen aber wird die Welt nicht aus »ihren Angeln« gehoben.

Es ist hier nicht der Ort, den Begriff des »Relativen« philosophisch zu diskutieren. Das, was schließlich jeder darunter verstehen wird, nämlich das Gegenteil des »Absoluten«, genügt zum Verständnis des Folgenden. Wollen wir das eben Gesagte, vielleicht, noch etwas gegenständlicher ausdrücken, so können wir sagen: wir stellen das »Gleichberechtigte« dem »Bevorzugten« gegenüber.

Der sogenannte »naive« Mensch ist geneigt, mit Begriffen und Vorstellungen zu arbeiten, denen er »Ewigkeitswerte« beimißt. Auf allen Gebieten menschlicher Betätigung wimmelt es geradezu von solchen »ewigen Werten«, man denke nur an gewisse religiöse, sittliche und soziale Auffassungen. Auch die Wissenschaften sind von derartigen Vorstellungen nicht ganz frei; selbst in den Naturwissenschaften gibt es noch genug »Mystisches«, wie man sich wohl gelegentlich ausgedrückt hat. Aber das Bestreben insbesondere der sogenannten exakten Naturwissenschaften, also der Physik und Chemie, geht dahin, mit solchen ererbten Vorstellungen aufzuräumen, die überkommenen Begriffe auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Eine solche Aufräumarbeit leistet nun auch Einstein mit seiner Relativitätstheorie.

Der Begriff des Relativen ist der Physik an sich nicht unbekannt. Im Gegenteil, die sogenannte »klassische« Mechanik baut schon längst ihre Lehren darauf auf. Wie das gemeint ist, mögen nachstehende Beispiele erläutern. Jeder hat sicher schon die Erfahrung gemacht, daß man im geschlossenen

Wagen eines Eisenbahnzugs sitzend nicht ohne weiteres entscheiden kann, welche von mehreren parallel laufenden Zügen in Ruhe und welche in Bewegung sind. Man muß dazu irgendeinen »wirklich ruhenden« Gegenstand zum Vergleich heranziehen, einen sogenannten »Bezugskörper«. Die beiden Begriffe »Ruhe« und »Bewegung« sind also »relativ«. Ich kann mich tatsächlich in die Illusion hineinwiegen, daß die Telegraphenstangen, die Bäume, Gebäude usw. sich bewegen und ich in einem ruhenden Zuge sitze, wenn »in Wirklichkeit« der Zug sich »gleichförmig« in der Landschaft bewegt. Auch die Art der Bewegung ist »Standpunktsache«. Wie fällt ein Gegenstand in dem eben genannten in Fahrt befindlichen Zuge? Der Mitreisende sagt: »geradlinig«, ein außerhalb des Zuges befindlicher Beobachter antwortet: »in einer krummen Linie«. Jeder hat von seinem Standpunkt aus betrachtet recht. Diese Tatsachen sind, wie gesagt, dem Physiker längst bekannt, und er drückt das mit den Worten aus, daß alle gleichförmig-geradlinig gegeneinander bewegten »Koordinatensysteme« (Bezugskörper) für die mechanische Betrachtung gleichberechtigt sind.

Da man nun seit jeher versucht hat, die verschiedenen physikalischen Erscheinungen mit den Prinzipien der Mechanik zu bewältigen und auf manchen Gebieten der Physik, wie beispielsweise in der Wärmelehre, damit auch in der Tat bedeutende Erfolge zu verzeichnen gewesen sind, so wäre demnach alles in bester Ordnung und das Relativitätsprinzip für das Gesamtgebiet der Physik als allgemein verbindlich anerkannt. Es stellte sich jedoch heraus, daß sich mancherlei Vorgänge auf optischem und elektrischem Gebiet der einfachen mechanistischen Behandlungsweise entzogen, sich nicht zwanglos in das mechanistische Lehrgebäude einfügen ließen. Neue Forschungsergebnisse veranlaßten eine eingehende Revision der physikalischen Grundbegriffe, woraus die neue Relativitätstheorie erwuchs, die an den Namen Einsteins anknüpft. Diese Relativitätstheorie zerfällt schon heute wieder in die spezielle, die allgemein anerkannt sein dürfte, und in die viel weitergreifende allgemeine, die so viel Staub aufgewirbelt und Einsteins Namen in alle Welt hinausgetragen hat, obgleich gerade dieser Teil der Relativitätstheorie die größten Anforderungen an die Denkkraft des Lesers oder Hörers stellt.

In seiner Broschüre »Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie« (Sammlung Vieweg, Heft 38) sagt Einstein an einer Stelle selbst, »daß die (spezielle) Relativitätstheorie aus der Elektrodynamik und Optik herausgewachsen ist«. In der Tat kannte man schon längst gewisse optische Erscheinungen, deren Deutung großen Schwierigkeiten begegnete. Es dürfte jedermann bekannt sein, daß das Licht sich nicht zeitlos ausbreitet, sondern eine Ausbreitungsgeschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde besitzt. Diese Tatsache ist schon seit Jahrhunderten auf astronomischem Weg erwiesen. Im vorigen Jahrhundert haben insbesondere französische Forscher mit Erfolg physikalische Methoden angewandt, um diese Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes in verschiedenen Medien möglichst genau zu bestimmen. So stellte beispielsweise der Physiker Foucault fest, daß sich das Licht in Wasser nur mit drei Viertel der Fortpflanzungsgeschwindigkeit in der Luft ausbreitet, wodurch eine hier nicht weiter zu erörternde Streitfrage jener Zeit endgültig gelöst wurde. Ein Landsmann dieses Physikers, Fizeau, stellte dann Versuche auf diesem Gebiet an, die berufen waren, neue

Probleme zu schaffen. Hatte Foucault die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes in einem ruhenden Medium untersucht, so legte sich Fizeau die Frage vor, ob und wie die Lichtgeschwindigkeit von dem Bewegungszustand des Mediums beeinflusst werde. Die mit großer Sorgfalt angestellten, später von anderen Physikern mehrfach wiederholten Versuche ergaben ein ganz merkwürdiges Resultat. Man hatte nur mit den beiden Möglichkeiten gerechnet, daß die Lichtgeschwindigkeit von dem Bewegungszustand des körperlichen Mittels entweder beeinflusst oder nicht beeinflusst werde, Fizeau aber fand, daß zwar die Strömungsgeschwindigkeit des Wassers (mit diesem wurde gearbeitet) auf die Lichtausbreitung einen Einfluß ausübe, aber in einer Weise, die von der körperlichen Natur des Mediums (seinem »Brechungsindex«) abhängig ist. Die Hauptfrage jedenfalls, ob der von den Physikern angenommene Träger der Lichtbewegung, der sogenannte Äther, als ruhend anzusehen sei oder nicht, blieb unentschieden.

Um diese wichtige Frage, die unbedingt beantwortet werden mußte, einer endgültigen Klärung zuzuführen, hatte dann der Amerikaner Michelson wiederholt den nach ihm benannten berühmten Versuch angestellt, den man wohl als experimentellen Anstoß zu der unter dem Namen Relativitätstheorie erfolgten Neuorientierung der Physik betrachten kann.

Michelson benutzte zu seinen Versuchen einen Apparat, der aus zwei zueinander rechtwinkligen gleich langen festen Stäben bestand, an deren Enden sich je ein Spiegel befand. Der eine Arm wurde in die Bewegungsrichtung der Erde, der andere senkrecht dazu gestellt. Da der Apparat drehbar war, so konnte die Einstellung der beiden Arme vertauscht und somit auch der geringste Fehler in der Länge der Arme ausgeglichen werden. An der Kreuzungsstelle der beiden Arme befand sich unter 45 Grad gegen beide geneigt eine Glasplatte, die dazu angebracht war, einen ankommenden Lichtstrahl zu spalten und an die beiden Spiegel zu senden, von wo sie derart zurückgeworfen wurden, daß sie sich an der Glasplatte wieder trafen und hier durch ein Fernrohr beobachtet werden konnten. Der Apparat war so fein gebaut und die Anordnungen so getroffen, daß Michelson mit Sicherheit etwa ein Hundertstel desjenigen Ergebnisses festzustellen imstande war, das er vorausberechnet hatte. Was ergaben nun aber die wiederholt angestellten Versuche? Nichts — rein gar nichts! Die Versuche fielen immer wieder negativ aus.

Danach sollte man annehmen, daß die Voraussetzung des ruhenden Äthers, für die verschiedene wichtige Gründe sprachen, beispielsweise solche astronomischer Art, wie etwa der Nachweis der Unabhängigkeit der Lichtgeschwindigkeit vom Bewegungszustand der Lichtquelle, doch nicht ganz zutreffend sei. Da traf der holländische Physiker H. A. Lorentz, der sich viel mit den Problemen der elektrischen und optischen Vorgänge in bewegten Körpern beschäftigt hatte, schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit einer Erklärung des Michelson-Versuchs auf den Plan, die, so willkürlich sie auch auf den ersten Blick erschien, doch wenigstens in der Lage war, den negativen Ausfall des Versuchs zu deuten. Danach soll jeder Körper, der sich im Äther bewegt, in der Richtung seiner Bewegung verkürzt werden. Eine Kugel im Ruhezustand würde also zu einem abgeplatteten Körper im Bewegungszustand werden, und diese Abplattung wäre desto größer, je mehr die Geschwindigkeit des Körpers wüchse. So gelang

es Lorenz allerdings, den Michelson-Versuch zu »erklären«, aber unbefriedigend blieb die ganze Angelegenheit doch.

Nun trat im Jahre 1905 Einstein mit einer Arbeit auf, worin die ganze hier in Betracht kommende Fragestellung auf ein ganz anderes Feld gerückt wurde. Hatte man bisher nur versucht, die schadhast gewordenen Stellen des stolzen physikalischen Lehrgebäudes auszubessern, für mürbe gewordene alte Bausteine neue einzusetzen, so wurde jetzt das ganze Fundament auf seine Haltbarkeit hin untersucht, und zu aller Erstaunen erwies sich dieses Fundament als nicht so fest, wie man bis dahin vermutet hatte.

Einstein geht in seiner grundlegenden Arbeit »Zur Elektrodynamik bewegter Körper« (erschienen 1905 in den »Annalen der Physik«, Heft 17) von gewissen unbefriedigenden Ergebnissen auf elektrischem und optischem Gebiet aus und baut auf zwei Voraussetzungen eine neue Theorie auf. Diese beiden Voraussetzungen machen aber nichts anderes aus als den Inhalt der von nun an so genannten speziellen Relativitätstheorie. Die erste Voraussetzung lautet in der Einsteinschen Fassung, »daß dem Begriff der absoluten Ruhe nicht nur in der Mechanik, sondern auch in der Elektrodynamik keine Eigenschaften der Erscheinungen entsprechen, sondern daß vielmehr für alle Koordinatensysteme, für welche die mechanischen Gleichungen gelten, auch die gleichen elektrodynamischen und optischen Gesetze gelten«. Diese »Vermutung«, wie sich Einstein ausdrückt, soll das »Prinzip der Relativität« genannt werden. Die zweite Grundannahme ist die, »daß sich das Licht im leeren Raume stets mit einer bestimmten, vom Bewegungszustand des emittierenden (das heißt lichtaussendenden) Körpers unabhängigen Geschwindigkeit fortpflanzt«, sie wird das »Prinzip der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit« genannt.

Die Zugrundelegung dieser beiden Prinzipien aber führt zu ganz merkwürdigen Ergebnissen. Die physikalischen Ereignisse spielen sich in Raum und Zeit ab, in einem gewissen Etwas, das wir »Welt« nennen. Der Physiker bedarf zu seinen Untersuchungen der Raum- und Zeitmessung. Was sind aber »Raum« und »Zeit«? Die Wissenschaft gibt heute darauf sehr eigenartige Antworten, die näher zu beleuchten hier nicht der Ort ist. Wir fragen hier nur, welche Bedeutung hat der Zeitbegriff für den Physiker? Was heißt beispielsweise: zwei Ereignisse spielen sich gleichzeitig ab? Wenn an zwei weit voneinander entfernten Stellen eines Bahndamms zwei Blitzschläge »gleichzeitig« das Geleise treffen, dann sieht ein gerade in der Mitte zwischen den beiden Orten befindlicher Beobachter, die Konstanz der Lichtgeschwindigkeit vorausgesetzt, die beiden Blitzschläge auch »gleichzeitig« erfolgen. Erscheinen aber einem gerade um diese Zeit des Einschlags in einem Zuge fahrenden und in der Wegmitte befindlichen Beobachter die beiden Ereignisse auch als »gleichzeitig«? Offenbar nicht! Er wird vielmehr den Einschlag an derjenigen Stelle, der er zueilt, eher beobachten als den anderen. Der Zeitbegriff verliert somit seinen bisherigen »absoluten« Wert. Jeder Bezugskörper hat seine eigene Zeit. »Eine Zeitangabe hat nur dann einen Sinn, wenn der Bezugskörper angegeben ist, auf den sich die Zeitangabe bezieht.«

(Schluß folgt)

Literarische Rundschau

Alfred Amonn, *Die Hauptprobleme der Sozialisierung*. (Wissenschaft und Bildung, Heft 159.) Leipzig 1920, Quelle & Meyer. 111 Seiten. Preis gebunden 5 Mark.

Die Schrift des Prager Professors und ehemaligen Mitglieds der Deutsch-österreichischen Staatskommission für Sozialisierung erfüllt nicht alles, was man von einer knappen Übersicht und Einführung wünschen könnte. Aber sie befriedigt ein unleugbares, vielseitig empfundenes Bedürfnis besser als irgendeine ähnliche, bisher erschienene, auf weitere Kreise berechnete Zergliederung und Darlegung des Sozialisierungsproblems, wie es allgemein-theoretisch erscheint und wie es unter den heutigen abnormen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen seinen besonderen Zuschnitt erfährt.

Die leider eingerissene, bedauerlich verschwommene Fassung des Begriffes Sozialisierung weist Amonn mit Recht zurück. Die Sozialisierungsbewegung ist geschichtlich als eine ganz bestimmte Seite der Arbeiterklassenbewegung emporgewachsen. Soweit die jüngste Revolution wirklich einen Gipfel des Aufstiegs der Arbeiterklasse darstellte — was meines Erachtens gleich von Anfang an wenig zutraf und nunmehr eher in das Gegenteil umzuschlagen droht —, so weit soll sie dieser klassenbestimmten proletarischen Forderung zum stärkeren oder vollständigen Durchbruch verhelfen. Gerade nach einer solchen Vergangenheit und in einer solchen geschichtlichen Situation ist es erst recht nicht angängig, jeden Eingriff in das schrankenlose individualistische *laissez faire et aller* (um in der Art der ehemaligen Katheder- und Staatssozialisten zu reden), jede Ordnung des sich selbst überlassenen Verkehrs (um mit Rodbertus zu sprechen), jede Rationalisierung und Syndizierung oder sonst irgendwelche gruppenweise Zusammenfassung der Produktion und Verteilung unterschiedslos zur Sozialisierung zu rechnen, für die alsdann natürlich, wie in Österreich, jeder Christlichsoziale oder, wie in Deutschland, jeder bürgerliche Planemacher und jeder »Planwirtschaftler« mit oft recht kapitalistischer Anschauung und Interessiertheit seelenruhig eintreten kann. Amonn nennt demgegenüber Sozialisierung nur »jene bestimmte konkrete Gestaltung, beziehungsweise Umgestaltung der menschlichen Wirtschaft, welche der Sozialismus erstrebt, also eine ausgesprochen sozialistische Ordnung des Wirtschaftslebens«.

Dabei faßt er allerdings selbst wieder den Ausdruck Sozialismus etwas zu klassenfarblos (S. 6) als »gesellschaftliche Disposition über die Produktionsmittel und gerechte Verteilung des Produktionsertrags«. Das trifft noch immer nicht ganz »den Sozialismus«, wie er der jüngsten gesellschaftlichen Klasse der Lohnarbeiter vor Augen schwebte: als Endziel ihrer Emanzipationskämpfe und im Gegensatz zum »Kapitalismus« — nicht etwa bloß zur Systemlosigkeit und Kräftevergeudung der unbegrenzt freien Konkurrenz, dieser keineswegs endgültigen und letzten Form des Kapitalismus. Praktisch-politisch mag jedoch die Formulierung und vor allem die Anwendung des Begriffes Sozialisierung durch Amonn genügen.

Ganz folgerichtig wird dann die (früher mehr wie gegenwärtig übliche) Identifizierung von *Verstaatlichung* oder *Kommunalisierung* mit Sozialisierung abgelehnt. »Verstaatlichung an sich bedeutet noch keineswegs, daß die Verwaltung der Produktionsmittel auch im gesellschaftlichen (richtiger: im lohnarbeiterklassenemanzipatorischen) Interesse erfolgt; sie erfolgt vielmehr oft bloß im Interesse der herrschenden Klassen und Parteien.«

Was in den Abschnitten »Methoden der Sozialisierung« und »Umfang und Grenzen der Sozialisierung« über Voll- und Teil- (über »einheitliche« und »fukzesive«) Sozialisierung sowie über die »Reife« der verschiedenen Wirtschaftsgebiete gesagt wird, ist stets beachtenswert und mit reichlichem Material aus der Literatur und den parlamentarisch-gesetzgeberischen Vorgängen, aus der Statistik veranschaulicht. Die Vielseitigkeit der Entschädigungsfrage wird gleichfalls gut und

unbefangen entwickelt, ebenso die Gefahr und die Vermeidbarkeit der bürokratischen Verwaltung der sozialisierten Produktionsmittel und Produktion, wobei den Genossenschaften, den denkbaren Selbstverwaltungskörpern, ferner dem gemischtwirtschaftlichen Betrieb, der Aufgabe und dem zweckmäßigen Aufbau der Arbeitervertretungen bei der Mitverwaltung der neuen Wirtschaftsschöpfungen besondere Betrachtungen gewidmet werden. Hier liegt abermals der Hauptwert oft in den aufschlußreichen Belegen, in erster Linie aus Otto Bauers Schriften und Reden.

Weniger glücklich ist das Kapitel über »die Verteilung des Produktionsertrags in der sozialisierten Volkswirtschaft«. Was Amonn — ein österreichischer Nationalökonom muß immer an die »subjektive Wertlehre« anknüpfen — als »reinen Arbeitsertrag im Gegensatz zum Bodenertrag und Kapitalsertrag« bezeichne, ist reichlich unklar. Und ebenso ist es zwar, bei Amonns unbestreitbarer Arbeiterfreundlichkeit, praktisch belanglos, aber doch theoretisch verwirrend, wenn er sich unverständlicherweise darauf versteift, den »Lohn« als »allgemeinere Kategorie, als Kategorie des gesellschaftlichen Wirtschaftslebens überhaupt« zur Anerkennung bringen zu wollen: »Es wird deshalb in der sozialistischen Wirtschaft insbesondere auch einen Arbeitslohn geben.« Ein irgendwie bestimmtes individuelles und wahrscheinlich gruppenweise geschichtetes Arbeitereinkommen sicherlich! Aber es ist doch kein Zufall, daß wir seit langem und seit jeher von Lohnarbeiterklasse im Gegensatz (nicht nur in quantitativer Einkommensunterscheidung) zu Mehrwert-, das heißt Renten-, Gewinn- und Zinsempfängern, von Lohnsystem und Beseitigung des Lohnsystems sprechen und daß die damit hervorgehobene klassen-soziale Gegenföhllichkeit sich jedem ernstesten politischen und wirtschaftlichen Beobachter immer unauslöschlicher eingeprägt hat. Lohnarbeit ist eben eine ganz bestimmte Arbeitsverfassung mit bestimmten polaren Gegensätzen: Lohn ist infolgedessen ein auf solcher geschichtlichen Sozialgrundlage, durch eine derartige Gegenföhllichkeit bestimmtes Arbeitseinkommen. Und wenn dieses eigenartige Klasseneinkommen, einmal den Preiskämpfen, dem Druck und dem Feilschen von zwei grundverschiedenen antagonistischen Marktparteien entzogen, durch rein gesellschaftlich-allgemeine Entwicklungsrücksichten unmittelbar geregelt sein wird, so hat es offensichtlich eine vollkommene innere und äußere Umwandlung erfahren, und das Wort »Lohn« bleibt deshalb am besten der ganz anderen sozialgeschichtlichen Entwicklungsstufe vorbehalten.

Der marxisch-wissenschaftliche Sprachgebrauch ist deshalb keine bloße Wort- und Silbenstecherei, sondern ein ganz natürliches Ergebnis des täglichen politischen und wirtschaftlichen Anschauungsunterrichts und der theoretischen Verarbeitung dieser Beobachtungen. Der Sprachgebrauch, auch der wissenschaftliche, kann selbstverständlich wechseln; aber in diesem Falle liegt gar kein Anlaß zum Wechsel, vielmehr aller Anlaß zum Festhalten vor, weil durch die Wortdifferenzierung zugleich der Blick für den wesentlichen sachlichen Unterschied nur gewinnen, durch die Wortvermischung nur verlieren kann. Amonn zeigt sonst viel Vertrautheit mit der sozialistischen Theorie und Anschauungsweise, aber hier versagt er, während er eine gewisse Überlegenheit herauszukehren sucht.

Die Aussichten der Sozialisierung scheinen Amonn wenig tröstlich:

»Hinter dem Sozialismus an sich steht keine Mehrheit, und innerhalb der Massen, welche hinter ihm stehen, besteht selbst keine einheitliche positive Überzeugung von der Zweckmäßigkeit der Sozialisierung unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Schließlich steht die Mehrheit der Bevölkerung und der politischen Parteien des Auslandes, von dem wir derzeit mehr denn je abhängen, dem Sozialisierungsgedanken ablehnend bis feindselig gegenüber. Weiter ist der Zustand der Volkswirtschaft heute derart, daß das Interesse an einem raschen Wiederaufbau bedeutend stärker ist als das an einem von Grund auf geänderten umfassenden Neubau, und dies um so mehr, als eben für einen solchen noch feste Pläne fehlen.«

Dankenswert ist endlich der Überblick über die bisherigen deutschen und österreichischen Sozialisierungsschritte und -kundgebungen. Wenn bei der teils summarischen, teils wörtlichen Wiedergabe der Entwürfe und Gesetze Österreich sogar ausführlicher zu Worte kommt, so ist dies nicht unverdient. Denn unter Otto Bauers Anregung und Mitarbeit hat Österreich in der Tat Höheres früher erstrebt wie Deutschland. Daß diese Bemühungen vollkommen gescheitert sind, nimmt ihnen nichts von ihrem symptomatischen Wert.

M a g S c h i p p e l

Sozialdemokratisches Handbuch für die preußischen Landtagswahlen. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 182 Seiten. Preis geheftet für Mitglieder 8 Mark, sonst 12 Mark.

Karl Voigt, Der Arbeiterjugendverein. Aufbau und Aufgaben, Mittel und Wege. Magdeburg, »Die Biene«, Verlag für Arbeiterjugendliteratur. 31 Seiten. Preis kartoniert M. 2.50.

Arbeiter-Notizkalender 1921. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. Preis kartoniert M. 3.50.

Drei Büchlein, die zum Grundstock des Bücherbestandes jedes Arbeiters gehören sollten, da sie Antwort auf die verschiedensten Fragen des Arbeiterlebens bieten und besonders über die Entwicklung der Parteiorganisationen sachliche Auskunft geben.

Das umfangreichste und für die nächste Zukunft wichtigste Werkchen ist das Handbuch für die preußischen Landtagswahlen, das besonders allen Genossen, die in der Wahlagitiation tätig sind, ganz unentbehrlich ist. Wenn sie sich das darin gebotene Material zu eigen gemacht haben, treten sie gut gewappnet in die Arena des Wahlkampfes ein; denn über alle nur erdenklichen Fragen des politischen Lebens, die in Referaten und Diskussionen aufgeworfen werden könnten, informieren die einzelnen Abschnitte in zweckdienlicher Weise. Man findet darin Erläuterungen der preußischen Verfassung, der Tätigkeit der höheren sozialdemokratischen Beamten, der Tätigkeit der alten verfassunggebenden preußischen Landesversammlung, der Schul- und Bildungsfragen, der Wirtschaftspolitik und Arbeiterfrage, der Abfindung der Hohenzollern, der Beamtenfragen, der Landwirtschaftslage und der Ernährungsverhältnisse. Ein Schlagwortverzeichnis erleichtert die schnelle Auffindung des Gewünschten. Doch nicht allein für die »Agitatoren« ist das Buch geschrieben, sondern für jeden, dem die sozialistische Entwicklung am Herzen liegt und der in einfachen Unterhaltungen mit Kollegen und Bekannten aus anderen politischen Lagern Angriffe parieren muß.

Verfasser des zweiten Büchleins ist der Bezirksjugendsekretär **Karl Voigt**. Das Prinzip der Arbeiterjugendvereine ist »Selbstverwaltung«. Um die jungen Menschen, die in den Fragen der Selbstverwaltung noch keine Erfahrung besitzen, aber eifrig und fleißig bei der Sache sind, vor Fehlschlägen und Irrtümern zu bewahren, gibt der Verfasser den Funktionären der Arbeiterjugend (und solchen, die es werden wollen) in verständlicher, übersichtlicher Form Ratschläge, wie ein Arbeiterjugendverein zu gründen, zu leiten und zu einer starken Organisation zu entwickeln ist, wie die einschlägigen gesetzlichen Erlasse lauten und wie die Vereinigungen finanziell zu kräftigen sind. Alle Jugendgenossen sollten sich diese kleine Schrift anschaffen.

Der Arbeiter-Notizkalender zeigt auch 1921 das gewohnte Bild: Kalendarium, alle wichtigen Adressen aus Partei- und Gewerkschaftsleben, Termin-Kalender mit Raum für Tagesnotizen, eingestreute kleine Abhandlungen über Steuerabzug, Sonne, Mond und Erdbugel und zum Schluß außer weißen Notizblättern ein Anzeigenteil. Im ganzen das, was der Arbeiter für die Rocktasche braucht. M. Sch.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 18

Ausgegeben am 28. Januar 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Hegel und die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie

Von Friedrich Engels

Der nachfolgende Artikel, der den zweiten Teil einer längeren Besprechung der bekannten Marxschen Schrift »Zur Kritik der politischen Ökonomie« enthält, ist zuerst im August 1859 in dem damals von Karl Marx redigierten Londoner Wochenblatt »Das Volk« erschienen. Da diese Besprechung mehr als irgendeine andere Arbeit unseres Altmeisters Friedrich Engels zeigt, welche Stellung dieser in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von seinem wirtschaftstheoretischen Standpunkt aus zur Hegelschen Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie einnahm, war der Artikel zum Wiederabdruck in der am 28. November vorigen Jahres erschienenen Engels-Nummer der Neuen Zeit bestimmt. Mäßliche Umstände haben damals die Veröffentlichung verhindert; doch glauben wir deshalb nicht, auf den Wiederabdruck des für die Engels'sche Betrachtungsweise charakteristischen Aufsatzes verzichten zu sollen, zumal Marx mit der Engels'schen Behandlung seiner Schrift durchaus einverstanden gewesen ist. Das geht deutlich aus dem Briefe hervor, mit dem Engels am 3. August 1859 seine Besprechung an Marx als Leiter des »Volk« gesandt hat. In diesem Schreiben heißt es nämlich:

»Hierbei der Anfang des Artikels über Dein Buch. Sieh es (das Geschriebene) genau durch, und wenn es Dir in toto nicht gefällt, so zerleiße es und schreibe mir Deine Meinung. Ich bin aus dieser Art Schriftstellerei aus Mangel an Übung so heraus, daß Deine Frau über meine Unbeholfenheit sehr lachen wird. Kannst Du es zurechtmachen, so tue es. Einige schlagende Exempel von der materialistischen Anschauung wären am Platze, statt des lahmen von der Februarrevolution.«

Marx erhielt also das Recht, an der Besprechung nach seinem Gutdünken und Belieben zu ändern, und er würde diese kaum in der vorliegenden Form im »Volk« veröffentlicht haben, wenn sie nicht im ganzen seiner eigenen Auffassung entsprochen hätte.

* * *

Seit Hegels Tod ist kaum ein Versuch gemacht worden, eine Wissenschaft in ihrem eigenen, inneren Zusammenhang zu entwickeln. Die offizielle Hegelsche Schule hatte von der Dialektik des Meisters nur die Manipulation der allereinfachsten Kunstgriffe sich angeeignet, die sie auf alles und jedes und oft noch mit lächerlichem Ungeschick anwandte. Die ganze Hinterlassenschaft Hegels beschränkte sich für sie auf eine pure Schablone, mit deren Hilfe jedes Thema zurechtkonstruiert wurde, und auf ein Register von Wörtern und Wendungen, die keinen anderen Zweck mehr hatten, als sich zur rechten Zeit einzustellen, wo Gedanken und positive Kenntnisse fehlten. So kam es, daß, wie ein Bonner Professor sagte, diese Hegelianer von nichts etwas verstanden, aber über alles schreiben konnten. Es war freilich auch danach. Indessen hatten doch diese Herren, trotz ihrer Suffisance, so sehr das Bewußtsein ihrer Schwäche, daß sie sich von großen Aufgaben möglichst fernhielten. Die alte Japfwissenschaft behauptete ihr Terrain durch Überlegen-

heit an positivem Wissen; und als erst Feuerbach dem spekulativen Begriff aufgekündigt hatte, schloß die Hegelei allmählich ein, und es schien, als habe das Reich der alten Metaphysik mit ihren fixen Kategorien von neuem in der Wissenschaft begonnen.

Die Sache hatte ihren natürlichen Grund. Auf das Regime der Hegelschen Diadochen, das sich in pure Phrasen verlaufen hatte, folgte naturgemäß eine Epoche, in der der positive Inhalt der Wissenschaft wieder die formelle Seite überwog. Deutschland warf sich aber auch gleichzeitig mit einer ganz außerordentlichen Energie auf die Naturwissenschaften, entsprechend der gewaltigen bürgerlichen Entwicklung seit 1848; und mit dem Modewerden dieser Wissenschaften, in denen die spekulative Richtung nie zu irgendwelcher bedeutenden Geltung gekommen war, riß auch die alte metaphysische Manier des Denkens bis auf die äußerste Wolffsche Platitude wieder ein. Hegel war verschollen. Es entwickelte sich der neue naturwissenschaftliche Materialismus, der sich von dem des achtzehnten Jahrhunderts theoretisch fast gar nicht unterscheidet und meist nur das reichere, naturwissenschaftliche, namentlich chemische und physiologische Material voraus hat. Bis zur äußersten Platitude reproduziert finden wir die bornierte Philisterdenkweise der vorkantischen Zeit bei Buchner und Vogt, und selbst Moleschott, der auf Feuerbach schwört, reitet sich jeden Augenblick auf höchst ergögliche Weise zwischen den allereinfachsten Kategorien fest. Der steife Karrengaul des bürgerlichen Alltagsverständes stockt natürlich verlegen vor dem Graben, der Wesen von Erscheinung, Ursache von Wirkung trennt; wenn man aber auf das sehr kupierte Terrain des abstrakten Denkens parforcejagen geht, so muß man eben keine Karrengäule reiten.

Hier war also eine andere Frage zu lösen, die mit der politischen Ökonomie an sich nichts zu tun hat. Wie war die Wissenschaft zu behandeln? Auf der einen Seite lag die Hegelsche Dialektik vor, in der ganz abstrakten »spekulativen« Gestalt, worin Hegel sie hinterlassen; auf der anderen Seite die ordinäre, jetzt wieder Mode gewordene, wesentlich wolffisch-metaphysische Methode, in der auch die bürgerlichen Ökonomen ihre zusammenhanglosen dicken Bücher geschrieben. Diese letztere war durch Kant und namentlich Hegel theoretisch so vernichtet, daß nur Trägheit und der Mangel einer anderen einfachen Methode ihre praktische Fortexistenz möglich machen konnten. Andererseits war die Hegelsche Methode in ihrer vorliegenden Form absolut unbrauchbar. Sie war wesentlich idealistisch, und hier galt es die Entwicklung einer Weltanschauung, die materialistischer war als alle früheren. Sie ging vom reinen Denken aus, und hier sollte von den hartnäckigsten Tatsachen ausgegangen werden. Eine Methode, die ihrem eigenen Geständnis nach »von nichts durch nichts zu nichts kam«, war in dieser Gestalt hier keineswegs am Platze. Trotzdem war sie, von allem vorliegenden, logischen Material, das einzige Stück, an das wenigstens angeknüpft werden konnte. Sie war nicht kritisiert, nicht überwunden worden; keiner der Gegner des großen Dialektikers hatte Bresche in ihren stolzen Bau schließen können; sie war verschollen, weil die Hegelsche Schule nichts mit ihr anzufangen gewußt hatte. Vor allen Dingen galt es also, die Hegelsche Methode einer durchgreifenden Kritik zu unterwerfen.

Was Hegels Denkweise vor der aller anderen Philosophen auszeichnete, war der enorme historische Sinn, der ihr zugrunde lag. So abstrakt und

idealistisch die Form, so sehr ging doch immer seine Gedankenentwicklung parallel mit der Entwicklung der Weltgeschichte, und letztere soll eigentlich nur die Probe auf die erstere sein. Wenn dadurch auch das richtige Verhältnis umgedreht und auf den Kopf gestellt wurde, so kam doch überall der reale Inhalt in die Philosophie hinein; um so mehr, als Hegel sich dadurch von seinen Schülern unterschied, daß er nicht wie sie auf Ignoranz pochte, sondern einer der gelehrtesten Köpfe aller Zeiten war. Er war der erste, der in der Geschichte eine Entwicklung, einen inneren Zusammenhang nachzuweisen versuchte, und wie sonderbar uns auch manches in seiner Philosophie der Geschichte jetzt vorkommen mag, so ist die Großartigkeit der Grundanschauung selbst heute noch bewundernswert, mag man seine Vorgänger oder gar diejenigen mit ihm vergleichen, die nach ihm über Geschichte sich allgemeine Reflexionen erlauben haben. In der Phänomenologie, der Ästhetik, der Geschichte der Philosophie, überall geht diese großartige Auffassung der Geschichte durch, und überall wird der Stoff historisch, im bestimmten, wenn auch abstrakt verdrehten Zusammenhang mit der Geschichte behandelt.

Diese epochemachende Auffassung der Geschichte war die direkte theoretische Voraussetzung der neuen materialistischen Anschauung, und schon hierdurch ergab sich ein Anknüpfungspunkt auch für die logische Methode. Hatte diese verschollene Dialektik schon vom Standpunkt des »reinen Denkens« aus zu solchen Resultaten geführt, war sie zudem wie spielend mit der ganzen früheren Logik und Metaphysik fertig geworden, so mußte jedenfalls mehr an ihr sein als Sophisterei und Haarspalterei. Aber die Kritik dieser Methode, vor der die ganze offizielle Philosophie sich gescheut hatte und noch scheut, war keine Kleinigkeit.

Marx war und ist der einzige, der sich der Arbeit unterziehen konnte, aus der Hegelschen Logik den Kern herauszuschälen, der Hegels wirkliche Entdeckungen auf diesem Gebiet umfaßt, und die dialektische Methode, entkleidet von ihren identistischen Umhüllungen, in der einfachen Gestalt herzustellen, in der sie die allein richtige Form der Gedankenentwicklung wird. Die Herausarbeitung der Methode, die Marx' »Kritik der politischen Ökonomie« zugrunde liegt, halten wir für ein Resultat, das an Bedeutung kaum der materialistischen Grundanschauung nachsteht.

Die Kritik der Ökonomie, selbst nach gewonnener Methode, konnte noch auf zweierlei Weise angelegt werden: historisch oder logisch. Da in der Geschichte, wie in ihrer literarischen Abspiegelung, die Entwicklung im ganzen und großen auch von den einfachsten zu den kompliziertesten Verhältnissen fortgeht, so gab die literargeschichtliche Entwicklung der politischen Ökonomie einen natürlichen Leitfaden, an den die Kritik anknüpfen konnte, und im ganzen und großen würden die ökonomischen Kategorien dabei in derselben Reihenfolge erscheinen wie in der logischen Entwicklung. Diese Form hat scheinbar den Vorzug größerer Klarheit, da ja die wirkliche Entwicklung verfolgt wird, in der Tat aber würde sie dadurch höchstens populärer werden. Die Geschichte geht oft sprungweise und im Zickzack und müßte hierbei überall verfolgt werden, wodurch nicht nur viel Material von geringer Wichtigkeit aufgenommen, sondern auch der Gedankengang oft unterbrochen werden müßte; zudem ließe sich die Geschichte der Ökonomie nicht schreiben ohne die der bürgerlichen Gesellschaft, und damit würde die

Arbeit unendlich, da alle Vorarbeiten fehlen. Die logische Behandlungsweise war also allein am Plage. Diese ist aber in der That nichts anderes als die historische, nur entkleidet der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten. Womit diese Geschichte anfängt, damit muß der Gedankengang ebenfalls anfangen, und sein weiterer Fortgang wird nichts sein als das Spiegelbild, in abstrakter und theoretisch konsequenter Form, des historischen Verlaufs; ein korrigiertes Spiegelbild, aber korrigiert nach den Gesetzen, die der wirkliche geschichtliche Verlauf selbst in die Hand gibt, indem jedes Moment auf dem Entwicklungspunkt seiner vollen Reife, seiner Klassizität betrachtet werden kann.

Wir gehen bei dieser Methode aus von dem ersten und einfachsten Verhältnis, das uns historisch, faktisch vorliegt, hier also von dem ersten ökonomischen Verhältnis, das wir vorfinden. Dies Verhältnis zergliedern wir. Darin, daß es ein Verhältnis ist, liegt schon, daß es zwei Seiten hat, die sich zueinander verhalten. Jede dieser Seiten wird für sich betrachtet; daraus geht hervor die Art ihres gegenseitigen Verhaltens, ihre Wechselwirkung. Es werden sich Widersprüche ergeben, die eine Lösung verlangen. Da wir aber hier nicht einen abstrakten Gedankenprozeß betrachten, der sich in unseren Köpfen allein zuträgt, sondern einen wirklichen Vorgang, der sich zu irgendeiner Zeit wirklich zugetragen hat oder noch zuträgt, so werden auch diese Widersprüche in der Praxis sich entwickeln und wahrscheinlich ihre Lösung gefunden haben. Wir werden die Art dieser Lösung verfolgen und finden, daß sie durch Herstellung eines neuen Verhältnisses bewirkt worden ist, dessen zwei entgegengesetzten Seiten wir nun zu entwickeln haben werden usw.

Die politische Ökonomie fängt an mit der *W a r e*, mit dem Moment, wo Produkte — sei es von einzelnen, sei es von naturwüchsigen Gemeinwesen — gegeneinander ausgetauscht werden. Das Produkt, das in den Austausch tritt, ist Ware. Es ist aber bloß dadurch Ware, daß sich an das *D i n g*, das Produkt, ein *V e r h ä l t n i s* zwischen zwei Personen oder Gemeinwesen knüpft, das Verhältnis zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten, die hier nicht mehr in derselben Person vereinigt sind. Hier haben wir gleich ein Beispiel einer eigentümlichen Tatsache, die durch die ganze Ökonomie durchgeht und in den Köpfen der bürgerlichen Ökonomie böse Verwirrung angerichtet hat: die Ökonomie handelt nicht von Dingen, sondern von Verhältnissen zwischen Personen und in letzter Instanz zwischen Klassen; diese Verhältnisse sind aber stets an *D i n g e* gebunden und erscheinen als *D i n g e*. Diesen Zusammenhang, der in einzelnen Fällen diesem oder jenem Ökonomen allerdings aufgedämmert ist, hat Marx zuerst in seiner Geltung für die ganze Ökonomie aufgedeckt und dadurch die schwierigsten Fragen so einfach und klar gemacht, daß jetzt selbst die bürgerlichen Ökonomen sie werden begreifen können.

Betrachten wir nun die Ware nach ihren verschiedenen Seiten hin, und zwar die Ware, wie sie sich vollständig entwickelt hat, nicht wie sie sich im naturwüchsigen Tauschhandel zweier ursprünglicher Gemeinwesen erst mühsam entwickelt, so stellt sie sich uns dar unter den beiden Gesichtspunkten von Gebrauchswert und Tauschwert, und hier treten wir sofort auf das Gebiet der ökonomischen Debatte. Wer ein schlagendes Exempel davon haben will, daß die deutsche dialektische Methode auf ihrer jetzigen Ausbildungs-

stufe der alten platt-kannegießernden, metaphysischen wenigstens ebenso überlegen ist wie die Eisenbahnen den Transportmitteln des Mittelalters, der lese nach bei Adam Smith oder irgendeinem anderen offiziellen Ökonomen von Ruf, welche Qual diesen Herren der Tauschwert und der Gebrauchswert machte, wie schwer es ihnen wird, sie ordentlich auseinanderzuhalten und jeden in seiner eigentümlichen Bestimmtheit zu fassen, und vergleiche dann die klare, einfache Entwicklung bei Marx.

Nachdem nun Gebrauchswert und Tauschwert entwickelt sind, wird die Ware als unmittelbare Einheit beider dargestellt, wie sie in den Austauschprozeß eintritt. Welche Widersprüche sich hier ergeben, mag man S. 20, 21 nachlesen. Wir bemerken nur, daß diese Widersprüche nicht nur theoretisches abstraktes Interesse haben, sondern zugleich die aus der Natur des unmittelbaren Austauschverhältnisses, des einfachen Tauschhandels hervorgehenden Schwierigkeiten, die Unmöglichkeiten widerspiegeln, auf die diese erste rohe Form des Austauschs notwendig hinausläuft. Die Lösung dieser Unmöglichkeiten findet sich darin, daß die Eigenschaft, den Tauschwert aller anderen Waren zu repräsentieren, auf eine spezielle Ware übertragen wird — das Geld. Das Geld oder die einfache Zirkulation wird nun im zweiten Kapitel entwickelt, und zwar 1. das Geld als Maß der Werte, wobei dann der im Geld gemessene Wert, der Preis, seine nähere Bestimmung erhält; 2. als Zirkulationsmittel und 3. als Einheit beider Bestimmungen als reales Geld, als Repräsentant des ganzen materiellen bürgerlichen Reichtums. Hiermit schließt die Entwicklung des ersten Heftes, dem zweiten den Übergang des Geldes ins Kapital vorbehaltend.

Man sieht, wie bei dieser Methode die logische Entwicklung durchaus nicht genötigt ist, sich im rein abstrakten Gebiet zu halten. Im Gegenteil, sie bedarf der historischen Illustration, der fortwährenden Berührung mit der Wirklichkeit. Diese Belege sind daher auch in großer Mannigfaltigkeit eingeschoben, und zwar sowohl Hinweisungen auf den wirklichen historischen Verlauf auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung wie auch auf die ökonomische Literatur, in denen die klare Herausarbeitung der Bestimmungen der ökonomischen Verhältnisse von Anfang verfolgt wird. Die Kritik der einzelnen mehr oder minder einseitigen oder verworrenen Auffassungsweisen ist dann im wesentlichen schon in der logischen Entwicklung selbst gegeben und kann kurz gefaßt werden.

Ölfrage und Weltherrschaft

Von Erwin Barth

Eine neue Herrschaft über die Welt ist in fortschreitender Entwicklung begriffen. Das Erdöl! Die breiten Massen der Völker stellen sich in der Hauptsache das Erdöl als Petroleum vor, das als Beleuchtungsmittel dient und das durch Gas und Elektrizität weit in die hinteren Reihen der Wirtschaftsgegenstände gedrückt worden ist. Diese Vorstellung ist richtig und falsch zugleich. Das Leuchtpetroleum ist freilich von keiner überragenden Bedeutung mehr, jedoch das Leuchtpetroleum ist nur eines von den mannigfachen Nebenprodukten des Erdöls. Das Erdöl selbst gewinnt eine täglich steigende wirtschaftliche Bedeutung. Mehr als das: es ist bereits als ausschlaggebend-

der Herrschaftsfaktor in der Weltpolitik anerkannt und steht im Mittelpunkt der Weltmachtpolitik.

Bisher war der Besitz von Kohle die stärkste Grundlage für die Wirtschaft, Handels- und Weltgeltung eines Landes. Seit einigen Jahren haben namentlich die Seemächte erkannt, daß der Besitz von Petroleum weit wichtiger ist. Die Kohlenfrage hat für das kontinentale Europa zurzeit noch das bedeutungsvollste Gewicht. Sie wird auch noch eine Weile die Haupt Sorge der Länder des europäischen Kontinents bleiben. Die Verminderung dieser Sorge wird jedoch nicht nur durch die intensive Aufschließung der Braunkohlen- und Torfvorkommen und durch Gewinnung elektrischer Energie aus den natürlichen Wasserkraften, sondern auch durch die kraftvolle Verwendung von Erdöl, Erdölprodukten und Erdölrückständen zur Erzeugung von Antriebskraft erreicht.

Hier sollen die wirtschaftlich-technischen Seiten der Ölverwendung nur gestreift werden, soweit ihre Erörterung zum Verständnis der weltpolitischen Bedeutung des Erdöls notwendig ist.

Durch die Erfindung der Ölfeuerungsmaschine und der Ölverbrennungsmotore sowie durch die stürmische Ausbreitung ihrer Anwendung ist dem Siegeszuge des Erdöls der Weg frei gemacht. Die rheinisch-westfälische Kohle enthält 7500 Kalorien, die englische Kohle 8000, das Treiböl 11 000. Die Ölfeuerung ist sparsamer als die Kohlenfeuerung. Der Dampfkessel auf Kohlenfeuerung erzielt nur 15 Prozent, die Dampfturbine 17 Prozent Nutzeffekt der verheizten Kohlenmenge. Bei der direkten Umsetzung des Öles in Kraft im Dieselmotor werden aber etwa 80 Prozent der Wärme nutzbar gemacht. Neben dieser besseren Ausnutzung des Ölheizmaterials kommt als Hauptwert des Erdöls sein Charakter als höchstkonzentrierte Arbeitsenergie in Betracht. Es ermöglicht, auf dem kleinsten Raum den größten Energievorrat zu stapeln und diesen noch dazu — infolge seines flüssigen Zustandes — in jedem sonst nicht nutzbar zu machenden Winkel unterzubringen.

Was das Öl für die Industrie und für allgemeine Verkehrsmittel bedeutet und bedeuten kann, ist aus diesen Angaben bereits zu entnehmen. Für den Weltverkehr und für die Weltbeherrschung — für die Beherrschung der den größten Teil der Erdoberfläche ausmachenden und alle Kontinente umschließenden Meere ist das Erdöl heute schon ausschlaggebend geworden. Der Kampf um die Weltgeltung und Weltherrschaft muß zum Kampfe um den Besitz der Ölfelder werden und ist es bereits geworden.

Vor dem Kriege, wo Kohlen überall in der Welt zu einem billigen Preise zu haben waren, konnte sich die Ölfeuerung nur in unbedeutendem Umfang in der Schifffahrt Eingang verschaffen. Die Erfahrungen mit der Ölfeuerung waren infolge des billigen Kohlenpreises und des günstigen Angebots an Kohlen in nicht eben reichem Maße zu sammeln. Das Beharrungsvermögen tat ein übriges, um die Experimentierlust zu fesseln. Der Krieg hat erstens die große Bedeutung eines ausgedehnten Aktionsradius der Schiffe gezeigt, zweitens hat er eine große allgemeine Kohlenknappheit und infolgedessen sowie auch infolge der Steigerung der Gesteinskosten eine starke Verteuerung der Kohle gebracht. Die menschliche Arbeitskraft, die im Kohlenbergbau im größten Umfang nötig ist, ist enorm teuer geworden, die Ölproduktion und -verarbeitung erfordert relativ wenig Menschenhände. Leistungsfähigkeit und Unabhängigkeit von Kohlenplätzen sind für Kriegsfahrzeuge allein schon

genügend starke Entscheidungsmomente. Ist damit aber noch eine größere Wirtschaftlichkeit verbunden, so gibt es auch für die Handelschiffahrt keine Bedenken mehr gegen eine Neuerung. Die Wirtschaftlichkeit ist für die auf eigenem Territorium Öl erzeugenden Länder heute schon bejaht. In einigen Ländern (in solchen ohne eigene Kohle) ist Öl heute schon billiger als Kohle.

In England ist Öl heute etwa doppelt so teuer als die feurere englische Kohle. Die amerikanischen Englandsfahrer mit Ölheizung haben jedoch nicht nötig, in England zu bunkern. Sie können bequem so viel Öl in Amerika an Bord nehmen, als sie zur Hin- und Rückreise brauchen. Und der Preis des Öles in Amerika steht beinahe mit dem Preise der Kohle in englischen Häfen auf gleicher Höhe. Die amerikanische Schiffahrt wird binnen kurzem nur noch mit Ölheizung fahren, die gesamte amerikanische Zerstörerflotte läuft zurzeit schon mit Ölfeuerung. Nach Lloyds Register (England) weisen bereits 16 Prozent aller klassifizierten Schiffe Ölfeuerung auf.

Die »Aquitania« hat für ihre Fahrt Amerika—England—Amerika 7500 Tonnen Öl an Bord genommen. Eine solche Menge Heizkraft hätte das Schiff nie in Kohlenbunkern unterbringen können. Das Schiff mußte früher 21 Kessel dauernd unter Volldampf halten; heute genügen leicht 18 Kessel mit Ölfeuerung. Der im letzten Sommer auf Ölfeuerung umgebaute Riesendampfer »Olympic« hat stündlich eine Seemeile mehr Geschwindigkeit erzielt als bei Kohlenfeuerung.

Der Umbau von Schiffen auf Ölfeuerung wird in rasendem Tempo betrieben. Er ist nur beschränkt durch die effektive Leistungsfähigkeit der Fabriken für Ölfeuerungsanlagen und -apparate!

* * *

Die technisch-wirtschaftliche und verkehrspolitische Bedeutung der Ölfeuerung ist enorm. Noch größer und aktueller ist die Bedeutung der Ölfeuerung für die Machtpolitik. Die Stellung eines Landes als Weltmacht ist bei der alles umspülenden Ausdehnung des Meeres (Erdoberfläche rund 510 Millionen Quadratkilometer; davon 368 Millionen Quadratkilometer oder 72 Prozent Meeresfläche) in erster Linie eine Frage der Seegeltung und der Beherrschung der Meere. Beim heutigen Stande der Dinge erscheint es ausgeschlossen, daß es einer Macht gelingen könnte, über alle Meere eine effektive Vorherrschaft aufzurichten. Dahin strebt aber wohl auch zunächst niemand. Aber der Wille, große Teile der Weltmeere souverän, wenigstens machtpolitisch zu kontrollieren und zu beherrschen, ist bei verschiedenen Mächten vorhanden.

Englands wirtschaftliche und machtpolitische Existenz hängt von der Sicherheit seines ausgedehnten Kolonialreichs ab. Indien, Persien, Mesopotamien, der Süden Afrikas, Australien, Kanada — um nur die wichtigsten Namen zu nennen — muß es frei und ungehindert erreichen können. Auf dem Wege nach dem Indischen Ozean hat es alle bemerkenswerten Wege und Sperrstationen oder -küsten in Händen: Gibraltar, Malta, Suez, Ägypten, Hedschas, Aden. In Europa hat es seit der maritimen Vernichtung Deutschlands keinen ernststen Konkurrenten in seiner Seegeltung. Die Schiffahrt um Afrika herum ist ungefährdet. Differenzmöglichkeiten bestehen nur für die Beherrschung der Seewege nach seinen Besitzungen auf dem amerikanischen Kontinent und in Hinterindien. Dort kreuzt England die Wege zweier anderen Weltmächte: Amerika und Japan.

Die Vorherrschaft Englands zur See ist nicht nur durch die Besignahme der wichtigsten militärischen Seestützpunkte, sondern auch durch die Anlage einer großen Anzahl von Kohlenhäfen in den verschiedensten Teilen der Welt gesichert worden. Englische Schiffe fanden überall die Etappenstationen mit den erforderlichen Schiffsbetriebskohlen. Auch für die Schiffe anderer Nationen war England der Hauptreiseverpfleger, soweit Kohlen in Frage kamen. England war seiner insularen Lage und seiner eigenen reichen Kohlenproduktion zufolge die erste Seeweltmacht geworden und richtete sich entsprechend ein. Was nützen fremden Staaten große Flotten, wenn sie nicht überall auf ihrer Fahrt Kohlenhäfen anlaufen und die leeren Bunker auffüllen konnten? Die englischen Kohlenhäfen standen allen Schiffen offen. Während des letzten Krieges wurde die leichte Verwundbarkeit der Versorgung solcher Kohlenstationen und damit der Schifffahrt erstmals scharf gesehen, und das Verlangen, diesen Fährnissen auf die Dauer zu entflüpfen, führte zu der stürmischen Entwicklung der Ölfeuerung in der Schifffahrt. Die Ölfeuerung hat die Entfernungen überwunden; die Zukunft der Verwendung der Dieselmotore in der Schifffahrt wird sie auslöschen. Die Kohlenhäfen verlieren ihre Bedeutung, sie sterben langsam ab. Englands vorzüglichste Instrumente für die Abhängigmachung der fremden Schifffahrt sind überwunden. Die militärischen Seestützpunkte, die Beherrschung der Meerengen und die Seefestungen genügen allein nicht mehr.

England ist also zu schneller Durchführung der Ölfeuerung gezwungen, um seiner Schifffahrt den Aktionsradius zu schaffen, der für die militärischen Leistungen zur See unentbehrlich geworden ist, seitdem Amerika zum Schiffsantrieb durch Erdöl übergegangen ist. Der König »Kohle« wird vom Kaiser »Öl« abgelöst! Der englische Admiral Fisher sagte, »daß die Macht in der zukünftigen Welt durch den Besitz von Petroleumquellen bestimmt und daß das kommende Zeitalter ganz von der Ölfrage beherrscht werden wird«. Und der erste Lord der englischen Admiralität, Long, sprach politisch deutlicher: »Wenn wir uns erst die Ölzufuhren der Welt sichern, können wir tun, was wir wollen.«

Diese beiden Äußerungen hervorragender englischer Marineführer sind natürlich nicht zufällig, sie deuten die politischen Haupt Sorgen Englands an. Auch die englische Presse und überhaupt die englische Öffentlichkeit ist lebhaft mit der Diskussion der Ölpolitik beschäftigt und verhehlt sich keineswegs, daß möglicherweise das Ringen um den Besitz des Öles zu einem schließlich mit Waffengewalt durchzuführenden Konflikt führen könne. Der »Manchester Guardian« schrieb in einem Artikel, daß auch »der Weltfrieden vom Besitz der Ölfelder abhängig« sei. — Äußerungen dieser Art können aus der englischen Presse in beliebiger Anzahl zitiert werden. Aber auch in der amerikanischen Presse wird dem englisch-amerikanischen Kampfe um die Beherrschung des Öles größte Aufmerksamkeit gewidmet und der Besorgnis Ausdruck gegeben, daß England binnen kurzem die Vormacht auf dem Ölmarkt haben könnte. Der amerikanische Senat und das Staatsdepartement haben sich mit dieser Frage schon beschäftigt, und es ist seit einiger Zeit bereits ein diplomatischer Kampf im Gange. Amerika hält den Engländern in einer Note die Bestimmungen der Vereinbarung von San Remo vor, nach der »jede private Petroleumgesellschaft, die Ölfelder in Mesopotamien verwerfet, unter dauernder britischer Aufsicht stehen soll«.

Auch das erfolgreiche Vordringen englischen Kapitals in der Petroleumproduktion Mexikos beunruhigt Amerika in stärkstem Maße. Bei der nahe bevorstehenden Erschöpfung der amerikanischen Ölfelder sind die Vereinigten Staaten auf Beteiligung an den Ölvorkommen Zentral- und Südamerikas interessiert. Namentlich die mexikanischen Felder, deren Ausbeute nur noch von der Petroleumproduktion Nordamerikas überflügelt wird, sind für Amerika wichtig. Schon jetzt ist der Einfluß Englands in der mexikanischen Petroleumindustrie so stark, daß die Möglichkeit einer Sabotage der Petroleumzufuhr nach den Vereinigten Staaten im Kriegsfall gegeben ist. Es ist beim gegenwärtigen Stand der Dinge für Amerika eine Lebensfrage, auch im Kriegsfall ungehindert an die Petroleumschätze Mexikos heranzukommen. Durch die reichen Erdölfunde in Persien und Mesopotamien und durch die Beteiligung des englischen Kapitals an allen bemerkenswerten Ölvorkommen der Alten Welt hat England jetzt bereits das Fundament zu einem englisch geleiteten Petroleummonopol über Europa, Asien und Afrika gelegt. Die Petroleumfundstätten der Alten Welt können im Falle eines großen Weltkriegs von Amerika nicht bedroht werden. Hingegen ist Mexiko vom Osten und vom Westen, von England und Japan sehr leicht verwundbar.

England ist bereits nahe daran, auch auf dem Gebiet des Öltransports führend zu werden. Die Tank-Dampferflotte der Welt umfaßt 696 Schiffe mit 3,430 Millionen Bruttotonnen. Die Vereinigten Staaten besitzen 291 Schiffe mit 1,65 Millionen Tonnen, und England besitzt 285 Schiffe mit 1,26 Millionen Tonnen. England ist also nahe daran, Amerika einzuholen und zu übertreffen.

In dem Kampfe der beiden Mächte um das Öl hat sich jede der beiden zu Flottenrüstungen zwingen lassen, die an Umfang und Intensität bisher noch nicht erlebt worden sind. Der Friedensvertrag von Versailles, der nach dem Willen der Alliierten, zu denen sowohl Amerika wie England gehören, eine allgemeine militärische Abrüstung und den sogenannten ewigen Frieden bringen sollte, hat nichts von beiden gebracht.

Die Bedrohung des Weltfriedens durch das englisch-amerikanische Weltrüstungen zur See wird von den militärisch intakten Mächten mit aktiver Aufmerksamkeit verfolgt. Es ist sehr merkwürdig, daß in der letzten Zeit wiederholt englische Dementis erschienen sind gegen die Auffassung, daß das englisch-japanische Militärabkommen irgendeine Spitze gegen Amerika haben könne. Nach den bisherigen Erfahrungen in der Weltpolitik ist man berechtigt, anzunehmen, daß tatsächlich eine derartige Spitze besteht. Japan ist der Konkurrent Amerikas im Stillen Ozean und in Ostasien, und zwischen diesen beiden Mächten ist schon seit langer Zeit die Atmosphäre getrübt. Es ist nur allzu leicht verständlich, daß im Fall eines englisch-amerikanischen Konflikts Japan nicht desinteressierter Zuschauer sein wird.

Auch Frankreich beschäftigt sich mit der Frage, was es zu tun habe, falls der Atlantische Ozean Kriegsschauplatz wird. Der Admiral Fournier forderte am 10. Januar im »Matin« den sofortigen Bau starker Torpedoboots- und besonders U-Bootsflotten, die schon jetzt für die westlichen Flottenstützpunkte notwendig seien. Keine Seemacht könne heute verkennen, daß »im A m p f um die Beherrschung des Transatlantischen Ozeans zwischen der englischen und einer gleichwertigen anderen Flotte (gemeint kann nur die amerikanische sein) die Entscheidung des Sieges davon abhängen werde, welchem der

beiden Gegner Frankreich diese Flottenstützpunkte an der Westküste zur Verfügung stellen werde«. Zum Überfluß fügt der »Matin« hinzu, daß bei dem heftigen Wettkampf Englands und der Vereinigten Staaten um die Seeherrschaft Frankreich nicht teilnahmloser Zuschauer bleiben könne.

Ob sich der englisch-amerikanische Konflikt gütlich beilegen läßt, scheint zweifelhaft. Ein Zurück gibt es für diese beiden Mächte kaum. Die enge Verknüpfung militärischer, wirtschaftlicher und imperialistischer Interessen ist in diesem Falle so klar wie kaum in einem anderen. Der Sieg wird über die Beherrschung des Petroleummonopols entscheiden, und die Herrschaft über die Petroleumschätze entscheidet die See- und Weltherrschaft.

Produktionsweise und Produktionsverhältnisse nach Marxscher Auffassung

Von Heinrich Cunow

(Schluß)

2. Was ist ein Produktionsverhältnis?

Soweit wir überhaupt das Wort »Produktionsverhältnis« von bürgerlichen Kritikern beachtet finden, werden darunter die technischen Verhältnisse oder Betriebseinrichtungen, das technische Verhältnis der Industriezweige zueinander, die landwirtschaftlichen Bodenqualitätsverhältnisse, manchmal auch die Verteilung der Anbaufläche usw. verstanden. Daß tatsächlich Marx unter dem Ausdruck etwas ganz anderes verstanden hat, mußte eigentlich jedem klar sein, der in der erwähnten Marxschen Definition die Produktionsverhältnisse zugleich als Eigentumsverhältnisse und als bürgerliche Produktionsverhältnisse bezeichnet findet, die, wie Marx sagt, aus dem in den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen begründeten Antagonismus herauswachsen. Sind denn technische Einrichtungen, Bodenqualitäten, Anbaumethoden usw. Eigentumsverhältnisse, die im gesellschaftlichen Antagonismus wurzeln? Und noch komplizierter wird die Sache, wenn wir in anderen Marxschen Schriften, zum Beispiel dem »Kapital«, lesen, daß die Produktionsverhältnisse zugleich Rechtsverhältnisse, Herrschafts- und Knechtsverhältnisse (»Kapital«, III, 2, S. 324) sowie Verhältnisse des Kapitalisten zum Lohnarbeiter und Grundeigentümer (III, 2, S. 412) sind und daß auch die Lohnrechtsbeziehungen zu den Produktionsverhältnissen zählen (III, 2, S. 413); ferner, daß die Produktionsverhältnisse soziale Verhältnisse darstellen, die eng mit den Produktivkräften und der Art der Lebensunterhaltsgewinnung verknüpft sind (»Elend der Philosophie«, Ausgabe von 1885, S. 101). Auch das Kapital wird von Marx (»Kapital«, I, 4. Auflage, S. 731, Volksausgabe, S. 693) als »ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen«, als ein »historisches Produktionsverhältnis«, als ein Rechtstitel auf die zukünftige Produktion der Gesellschaft bezeichnet, nämlich »das Recht, fremde, unbezahlte Arbeit oder ihr Produkt sich anzueignen«.

Tatsächlich versteht denn auch Marx nicht, wie behauptet wird, unter dem Wort »Produktionsverhältnisse« technische oder »mechanische« Betriebsverhältnisse, sondern vielmehr die wirtschaftlichen

Beziehungen, die sich zwischen den Gesellschaftsmitgliedern aus ihrer Teilnahme am gesellschaftlichen Produktionsprozeß ergeben. Eben deshalb bezeichnet Marx (*»Kapital«*, III, 2, S. 415) auch die Produktionsverhältnisse als »Verhältnisse, welche die Menschen in ihrem gesellschaftlichen Lebensprozeß eingehen«, und als Verhältnisse, die einen »spezifischen, historischen, vorübergehenden Charakter haben«.

Produktionsverhältnisse sind also nicht, wie immer wieder in Abhandlungen über die materialistische Geschichtsauffassung unterstellt wird, betriebstechnische Verhältnisse, sondern aus dem Zusammenwirken im gesellschaftlichen Wirtschaftsprozesse sich ergebende Wechselbeziehungen zwischen den an diesem Prozesse Beteiligten. Daß das immer noch nicht verstanden wird, ist um so unbegreiflicher, als Marx schon in seinem 1849 geschriebenen Aufsatz *»Lohnarbeit und Kapital«* deutlich erklärt hat:

In der Produktion wirken die Menschen nicht allein auf die Natur, sondern auch aufeinander. Sie produzieren nur, indem sie auf eine bestimmte Weise zusammenwirken und ihre Tätigkeiten gegeneinander austauschen. Um zu produzieren, treten sie in bestimmte Beziehungen und Verhältnisse zueinander, und nur innerhalb dieser gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse findet ihre Einwirkung auf die Natur, findet die Produktion statt.

Je nach dem Charakter der Produktionsmittel werden natürlich diese gesellschaftlichen Verhältnisse, worin die Produzenten zueinander treten, die Bedingungen, unter welchen sie ihre Tätigkeit austauschen und an dem Gesamtkakt der Produktion teilnehmen, verschieden sein...

Die gesellschaftlichen Verhältnisse, worin die Individuen produzieren, die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse ändern sich also, verwandeln sich mit der Veränderung und Entwicklung der materiellen Produktionsmittel, der Produktionskräfte. Die Produktionsverhältnisse in ihrer Gesamtheit bilden das, was man die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesellschaft nennt, und zwar eine Gesellschaft auf bestimmter, geschichtlicher Entwicklungsstufe, eine Gesellschaft mit eigentümlichem, unterscheidendem Charakter...

... Auch das Kapital ist ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis. Es ist ein bürgerliches Produktionsverhältnis, ein Produktionsverhältnis der bürgerlichen Gesellschaft. Die Lebensmittel, die Arbeitsinstrumente, die Rohstoffe, woraus das Kapital besteht, sind sie nicht unter gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen, in bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgebracht und aufgehäuft worden? Werden sie nicht unter gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen, in bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen zu neuer Produktion verwendet? Und macht nicht eben dieser bestimmte gesellschaftliche Charakter die zu neuer Produktion dienenden Produkte zu Kapital?

Wenn ein nordamerikanischer Indianer sich mit anderen seines Stammes vereinigt, um mit ihnen einen Jagdstreifzug zu unternehmen, entsteht daraus zwischen ihnen ein Produktionsverhältnis; wenn ein melanesischer Häuptling sein großes Boot an eine Kriegsgenossenschaft zur Ausführung eines Raubzugs gegen Zusicherung eines Anteils an der Beute verleiht, ist das ebenfalls ein Produktionsverhältnis. Und ebenso entsteht ein Produktionsverhältnis, wenn heute ein Fabrikant einen Arbeiter gegen Lohn einstellt oder wenn er von einem Gelddarleiher sich gegen Zinsen eine Geldsumme zur Erfüllung irgendwelcher Zahlungsverpflichtungen borgt. Produktionsverhältnisse sind also einfach jene Wechselbeziehungen zwischen

Personen, die sich aus ihrem wirtschaftlichen Zusammenwirken im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß ergeben. Sehr gut hat Engels das in einer Besprechung der Margischen Schrift »Zur Kritik der politischen Ökonomie« in dem Londoner Arbeiterblatt »Das Volk« (am 6. und 20. August 1859) dargelegt:

Die politische Ökonomie fängt an mit der Ware, mit dem Moment, wo Produkte — sei es von einzelnen, sei es von naturwüchsigen Gemeinwesen — gegeneinander ausgetauscht werden. Das Produkt, das in den Austausch tritt, ist Ware. Es ist aber bloß dadurch Ware, daß sich an das Ding, das Produkt, ein Verhältnis zwischen zwei Personen oder Gemeinwesen knüpft, das Verhältnis zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten, die hier nicht mehr in derselben Person vereinigt sind. Hier haben wir gleich ein Beispiel einer eigentümlichen Tatsache, die durch die ganze Ökonomie durchgeht und in den Köpfen der bürgerlichen Ökonomie böse Verwirrung angerichtet hat. Die Ökonomie handelt nicht von den Dingen, sondern von Verhältnissen zwischen Personen und in letzter Instanz zwischen Klassen; diese Verhältnisse sind aber stets an Dinge gebunden und erscheinen als Dinge.

Selbstverständlich gehören, da die gesellschaftliche Produktion auch die Verteilung der Produkte mit umfaßt, zu den Produktionsverhältnissen nach Margscher Auffassung auch die Verteilungsverhältnisse. So sagt denn auch Marx (»Kapital«, III, 2, S. 415), daß die Verteilungsverhältnisse im wesentlichen mit den Produktionsverhältnissen identisch sind — »nur eine Rehrseite derselben, so daß beide denselben historisch vorübergehenden Charakter teilen«. In einer Kritik Sismondis (»Theorien über den Mehrwert«, 3. Band, S. 55) heißt es: »Er (Sismondi) schwankt nun beständig: sollen die Produktivkräfte von Staats wegen gefesselt werden, um sie den Produktionsverhältnissen adäquat zu machen, oder die Produktionsverhältnisse, um sie den Produktivkräften adäquat zu machen? Er flüchtet sich dabei oft in die Vergangenheit; wird laudator temporis acti (Lobredner vergangener Zeit) und möchte auch durch andere Regelung der Revenuen im Verhältnis zum Kapital oder der Distribution im Verhältnis zur Produktion die Widersprüche bändigen, nicht begreifend, daß die Distributionsverhältnisse nur die Produktionsverhältnisse sub alia specie (unter anderer Gestalt) sind.«

Die Gesamtheit aller dieser Produktionsverhältnisse innerhalb einer gegebenen Gesellschaft nennt Marx die »ökonomische Struktur« der Gesellschaft. Demnach bezeichnet dieser Ausdruck, der in der Kritik der Margschen materialistischen Geschichtsauffassung vielfach recht sonderbare Auslegungen gefunden hat, nichts anderes als die Summe der aus dem jeweiligen sozialen Arbeitsprozeß erwachsenden wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zwischen den Gesellschaftsmitgliedern.

Diese Bedeutung des Margschen Ausdrucks »Produktionsverhältnisse« ist selbst von manchen sozialistischen Theoretikern nicht erfaßt worden — eine Tatsache, die seltsame Mißverständnisse Margscher Auffassungen nach sich gezogen hat. So erklärt zum Beispiel Max Adler in einem »Der soziale Sinn der Lehre von Karl Marx« beifolgenden Aufsatz (Grünbergsches »Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung«, 4. Jahrgang, S. 19), die Produktionsverhältnisse seien jene »elementaren Verhältnisse der

Menschen«, die »alles das erst zu erzeugen gestatten, was die Sicherstellung und Weiterführung des menschlichen Lebens« verlangt. »Zu ihnen«, meint er, »gehört auch die Boden- und Naturbeschaffenheit des Ortes, an dem die Menschen leben, und sie bilden in ihrer Gesamtheit gleichsam den sozialen Raum, in dem die Menschen jeweils leben und ihre Bewegungsmöglichkeiten finden.«

Das ist ein Mißverständnis, das geradezu das Begreifen der Marxschen Gesellschaftsauffassung unmöglich macht. Die Bodenbeschaffenheit und sonstigen geographischen Eigenheiten des Wohnraums sind Naturverhältnisse, aber keine Produktionsverhältnisse. Es dürfte jedenfalls Marx Adler recht schwer fallen, zum Beispiel die Bodenbeschaffenheit als ein Eigentums- und Rechtsverhältnis nachzuweisen oder gar darzutun, daß die Bodenbeschaffenheit ein gesellschaftliches Verhältnis ist, das, wie Marx sagt, die Menschen in der Produktion ihres materiellen Lebens miteinander »eingehen«. Wohl kann die Bodenbeschaffenheit im Laufe der Wirtschaftsentwicklung einen Anstoß zur Herausbildung bestimmter Produktionsverhältnisse geben, nämlich insofern, als sie die Entstehung besonderer Nutzung-, Pacht-, Besitz-, Arbeitsverhältnisse begünstigt, aber sie selbst ist im Marxschen Sinne kein Produktionsverhältnis.

Deshalb spricht auch Marx von »feudalen« und »bürgerlichen« oder kapitalistischen Produktionsverhältnissen und bezeichnet diese zugleich als soziale wie auch als Eigentums- und Rechtsverhältnisse. Ein Landnutzung- oder Pachtverhältnis ist zum Beispiel zweifellos, juristisch betrachtet, ein Rechtsverhältnis. Dem Nutznießer wird von einer Gemeinschaft oder einer Einzelperson das Recht zugestanden, irgendwelche Landstücke unter bestimmten Bedingungen zu benutzen, und er tritt dadurch zu den Eigentümern in eine Rechtsbeziehung. Zugleich aber ist dieses Verhältnis ein Eigentumsverhältnis; denn, um einem Nutznießer jenes Recht gewähren zu können, muß jene Gemeinschaft oder Einzelperson Eigentümer des betreffenden Landes sein, und er überträgt, wenn auch nicht sein volles Eigentumsverhältnis, so doch mit der Landübergabe einen Teil des ihm als Eigentümer zustehenden Benutzungs- oder Verfügungsrechts auf den Nutznießer. Ebenso ist das Lohnverhältnis zwischen Fabrikherrn und Arbeiter zweifellos zugleich ein Rechtsverhältnis und Eigentumsverhältnis. Der Arbeiter verkauft gegen Lohn seine Arbeitskraft, und der Fabrikbesitzer erhält dagegen das Recht, diese Arbeitskraft in seinem Betrieb auszunutzen. Er läßt den Arbeiter dann mit Werkzeugen, Roh- und Hilfsstoffen, die ihm, nicht dem Arbeiter gehören, bestimmte Produkte herstellen und wird dadurch Eigentümer dieser Produkte.

Auch dieser Rechts- und Eigentumscharakter der Produktionsverhältnisse ist vielfach nicht verstanden worden. So wurde zum Beispiel auf dem Ersten Deutschen Soziologentag zu Frankfurt a. M. (19. bis 22. Oktober 1910) behauptet, daß nach der materialistischen Geschichtsauffassung neben den Produktionsverhältnissen auch die Eigentumsverhältnisse die sozialen Lebensformen bestimmten. Das ist grundfalsch. Produktionsverhältnisse und Eigentumsverhältnisse sind nach Marx nicht nebeneinander her laufende, ganz verschiedenartige Verhältnisse, sondern die Produktionsverhältnisse sind, juristisch betrachtet, zugleich Eigentumsverhältnisse oder, wie Marx in seiner Definition der materialistischen Geschichtsauffassung (Vorwort zur »Kritik

der politischen Ökonomie») sagt, die Eigentumsverhältnisse sind »nur ein juristischer Ausdruck« für die Produktionsverhältnisse.

Demnach versteht Marx denn auch unter der »ökonomischen Struktur der Gesellschaft« etwas ganz anderes als die meisten seiner Kritiker und Interpreten. Gewöhnlich wird unter dieser Bezeichnung einfach die Gesamtheit der sogenannten technischen Verhältnisse, genauer der technischen Betriebsverhältnisse verstanden, wie denn auch durchaus nicht selten die Produktionsweise einfach mit der Produktionstechnik verwechselt wird (zum Beispiel von Professor Werner Sombart und Hermann Borker), worauf dann gewöhnlich hinterher die kuriose Frage folgt, wie denn der »Mechanismus« der Produktion sich in eine bestimmte Ideologie umzusetzen vermöge.

Das ist Unsinn. Marx versteht unter »ökonomischer Gesellschaftsstruktur« gar nicht die Summe der technischen Betriebsverhältnisse, sondern die Summe der aus der Gesamtunterhaltsbeschaffung einer bestimmten Gesellschaftsformation sich zwischen den verschiedenen Gesellschaftsmitgliedern ergebenden wirtschaftlichen Wechselbeziehungen (Gruppen- und individuellen Beziehungen), wie er denn auch deutlich genug in der bekannten Definition seiner Geschichtstheorie nirgends von produktionstechnischen oder betriebstechnischen Verhältnissen, sondern von »bestimmten, notwendigen, von ihrem Willen unabhängigen (das heißt von der Wirtschaftsentwicklung ihnen aufgezwungenen. S. C.) Verhältnissen« spricht, die die Menschen in der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens eingehen, und dann hinzufügt: »Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft.«

Wer diese begriffliche Bedeutung der Ausdrücke »Produktionsweise« und »Produktionsverhältnisse« nicht erfaßt hat, kann auch die Marxsche materialistische oder ökonomische Geschichtstheorie nicht verstehen, und tatsächlich findet man denn auch in der neueren Literatur über die Marxsche materialistische Geschichtsauffassung vielfach geradezu komische Mißverständnisse der einfachsten Marxschen Begriffe.

Marx, Engels und Kant¹

Von Karl Vorländer

Mit Recht hat Albert Kranold kürzlich an dieser Stelle die alte, aber in der Gegenwart anscheinend, bei Freund und Feind, vielfach in Vergessenheit geratene Wahrheit hervorgehoben, daß der Sozialismus keine bloße Magenfrage, sondern letzten Endes ein Kultur-, ein geistig-sittliches Ideal bedeutet. Darum wird auch kein ernsthafter Sozialist bestreiten, daß es einer beständigen nicht nur volkswirtschaftlichen und politischen, sondern auch philosophischen Erörterung seiner Grundlagen bedarf. Daß ein bedeutsamer Teil

¹ Der in den Nummern 12 und 13 veröffentlichte Aufsatz Albert Kranolds »Marx und Engels als Philosophen« hat zwei Erwiderungen hervorgerufen: die eine aus der Feder Karl Vorländers, die andere aus der Feder F. Staudingers. Beide Arbeiten bieten höchst interessante Beiträge zu der Frage, in welchem Verhältnis die Marxsche Sozialphilosophie zur Kantischen Erkenntnistheorie steht. Sie sollen deshalb in der Neuen Zeit zum Abdruck kommen — zunächst der kürzere Artikel des Genossen Vorländer. Die Redaktion der Neuen Zeit.

der letztgenannten Arbeit im letzten Vierteljahrhundert von kritizistischer, das heißt Kant nahestehender Seite innerhalb wie (damals notgedrungen noch) außerhalb der Partei geleistet worden ist, ist bekannt und wird auch von einem alten Gegner dieser Richtung, Heinrich Cunow, in seinem soeben erschienenen Margbuch (*»Die Margsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie«*) zugegeben. Daß gerade meine Person in den letzten zwanzig Jahren an dieser Arbeit besonders beteiligt war, darf ich bei den Lesern der Neuen Zeit wohl ebenfalls als bekannt voraussetzen. Darum dürfte es wohl auch des sachlichen Interesses nicht entbehren, wenn ich mich zu der Behauptung Kranolds äußere, daß ich in meiner kürzlich veröffentlichten Schrift *»Marx, Engels und Lassalle als Philosophen«* den Standpunkt meines größeren Buches über *»Kant und Marx«* (Tübingen 1911) »in gewisser Weise verlassen« hätte und »offenbar jetzt die sachlichen Beziehungen zwischen der Lehre Kants und dem Marxismus nicht mehr für so eng halte wie früher« (Neue Zeit, 39. Jahrgang, 1. Bd., S. 275).

Diese Behauptung hängt zusammen mit einem anderen Einwurf: daß meine neueste Schrift den systematischen Standpunkt zu stark hinter den historisch-biographischen zurücktreten lasse. Die Tatsache ist richtig; aber mit Absicht geschehen. Das kleine Buch ist eben nicht für Fachleute, sondern in erster Linie für Arbeiterkreise geschrieben. Es wollte deshalb vor allem zu zeigen suchen, wie die philosophische Stellung unserer drei großen Theoretiker sich aus ihrer Persönlichkeit und geistigen Entwicklung herausgebildet hat. Schweres systematisches Geschütz aufzufahren, habe ich daher in meinem populären Büchlein mit Bewußtsein vermieden. Insbesondere gehörte eine systematische Auseinandersetzung mit dem Kritizismus nicht hinein: schon weil Marx, Engels und Lassalle selbst das Bedürfnis zu einer solchen niemals empfunden haben. Darum liegt mir aber gerade diese Auseinandersetzung nicht weniger als früher am Herzen.

Kämpfe ich doch schon seit zwei Jahrzehnten für eine Synthese von *»Marx«* und *»Kant«*; wobei ich mit diesen Namen nicht sowohl die geschichtlichen Personen als die von ihnen vertretene Methode im Auge habe: die entwicklungsgeschichtliche einer-, die erkenntniskritische beziehungsweise ethische andererseits. Meine philosophische Grundstellung zu Marx-Engels ist noch heute die alte: Die sogenannte *»materialistische«* Geschichtsauffassung von Marx, in Verbindung mit der von Hegel übernommenen, aber in die historische Wirklichkeit übersehten *»dialektischen«* Methode, halte ich noch heute, wenn sie nicht dogmatisch, sondern eben als Untersuchungsmethode, als Leitfaden zur Ordnung und Erklärung sozialgeschichtlicher Ereignisse verwendet wird, zumal in den ihr von dem späteren Engels gegebenen Modifikationen, für eine methodologisch höchst fruchtbare Theorie. Ich vermissen an ihr nur — wie schon Josef Diehgen vor vier Jahrzehnten — den *erkenntniskritischen Unterbau* und den *ethischen Ausbau*. Im übrigen denke ich heute noch genau so, wie ich es in meinem am 8. April 1904 vor den Wiener *»Fabianern«* (darunter E. Pernerstorfer, Max Adler, K. Renner, R. Goldstein und anderen) gehaltenen Vortrag² erklärte: *»Ich wüßte wahrhaftig nicht, was ein vernünftiger, sozusagen realistischer, an Kant gebildeter Idealismus gegen eine solche Gesellschaftstheorie einwenden*

² *»Marx und Kant«, Vortrag. Gedruckt im Verlag von E. Pernerstorfers »Deutschen Worten«. Wien 1904. S. 12 f.*

könnte, warum er sie nicht vielmehr durchaus akzeptieren sollte.« Und ich schließe mich noch heute, wie damals, dem Doppelsatz meines Freundes Staudinger an: »Sobald der Marxismus sich bewußte und planmäßige Umgestaltung des Gegebenen zum Ziele macht, kommt er, in konsequenter Verfolgung seines eigenen Prinzips, zu Kant«; und umgekehrt: »sobald der Kantianer seine Ideale für die Praxis des Lebens fruchtbar machen will, sobald er klar erkennt, daß die Gesetze der Zweckbildung ein leeres Schema bleiben, wenn nicht die Naturgesetze des tatsächlichen Lebens, die Gesetze der bisherigen wirtschaftlichen Entwicklung die Grundlage darbieten, kommt er in folgerechter Entwicklung seiner eigenen Grundgedanken zu Marx.« Immer wieder »Kant« und »Marx« im methodisch-systematischen, nicht im geschichtlich-persönlichen Sinne genommen.

Im Grunde scheint mir nun Kranold, falls ich ihn recht verstehe, genau dasselbe Ziel zu verfolgen, auch er eine »Synthese« von Marx und Kant zu wünschen. Nur geht er diesem Ziele, wie mir dünkt, mit zum Teil untauglichen Mitteln nach. Ohnehin läuft, wer eine Synthese zweier an sich verschiedener philosophischer Standpunkte anstrebt, Gefahr, von beiden Seiten angegriffen zu werden. So wurde auch ich schon vor zwei Jahren von O. v. Schulze-Gävernitz (»Marx oder Kant?«) und Robert Drill (in Naumanns »Patria«) und neuerdings von H. Delbrück (im Novemberheft der »Preussischen Jahrbücher«) als einseitiger Marxist abgekanzelt, während ich von K. Kautsky, F. Mehring und anderen als reiner Kantianer abgelehnt wurde. In diese Gefahr, sich zwischen zwei Stühle zu setzen, gerät jedoch Kranold meines Erachtens weit mehr als ich. Um die Standpunkte von Marx (womit Engels immer mitgemeint ist) und Kant miteinander verbinden zu können, bedarf es zuvor reinlicher Scheidung zwischen beiden. Es muß zunächst klar auseinandergehalten werden: Was wollte Marx? und Was wollte Kant?, ehe man zu einer Verbindung beider Gesichtspunkte schreitet. In dem Streit um Kant und Marx in unserem Lager wäre mancher persönliche Zwist, vor allem aber manche sachliche Verwirrung verhütet worden, wenn man sich gehütet hätte, beide Denker u m d e u t e n zu wollen, wenn man nicht, um mit Cunow (a. a. O., S. 214 f.) zu reden, Kant marxistisch und, wie wir hinzufügen möchten, Marx kantisch »frisiert« hätte. Dieser aus Übereifer entspringenden unbewußten Färbung der Tatsachen unterliegt meiner Ansicht nach auch Kranold. Prüfen wir das in möglichster Kürze hinsichtlich der beiden obengenannten Hauptpunkte: 1. der e r k e n n t n i s - k r i t i s c h e n Unterlage und 2. des e t h i s c h e n Ausbaus. Ich behaupte: beides fehlt bei Marx-Engels und muß erst von u n s hinzugefügt werden.

Marx und Engels wollen, das haben sie oft genug betont, n i c h t ein allumfassendes System der Philosophie, sondern lediglich eine neue Theorie der s o z i a l g e s c h i c h t l i c h e n E n t w i c k l u n g geben. Das hebt ja auch Kranold wiederholt (zum Beispiel S. 276) hervor. Wer bei dieser Tatsache stehen bleiben, ja mit Cunow (a. a. O., S. 13) diese ihre Theorie selbst wiederum als bloßes »zeitgeschichtliches Entwicklungsprodukt« ansehen will, der handelt damit nur folgerecht. Er kann sagen: Eine erkenntnistheoretische Begründung meiner Theorie interessiert mich nicht; und ebensowenig eine ethische Begründung des Sozialismus, den ich entwicklungsgeschichtlich von selbst kommen sehe. Bei Marx und Engels ist es sogar philosophiegeschichtlich sehr leicht zu erklären, weshalb sie ein solches Bedürfnis nicht emp-

fanden. Sie standen eben in ihren entscheidenden Entwicklungsjahren philosophisch noch durchaus unter dem Banne Hegels, der ja auch weder erkenntnistheoretisch noch ethisch (im wissenschaftlichen Sinne der kritischen Ethik) interessiert ist. Ich stimme also mit Kranold vollkommen darin überein, daß der historische Materialismus weder eine Erkenntnistheorie darstellt (S. 276), noch überhaupt »in das Gebiet der Erkenntnistheorie gehört« (S. 277).

Nun ist aber doch zu einer Philosophie, auch nach Kranold, Erkenntnistheorie erforderlich oder, wie er S. 274 sehr richtig ausführt, »Bewußtsein der Abhängigkeit jeder noch so geringfügigen Einzelerkenntnis von den obersten Ordnungsprinzipien nicht nur seiner Wissenschaft, sondern aller Erkenntnis überhaupt«; demgemäß steter »Hinblick auf das Ganze der Erkenntnis«, ständige Besinnung auf die logische Grundlage der eigenen Arbeit. Mögen Marx und Engels das auch in ihrem Innersten empfunden haben, mögen sich einzelne Ansätze dazu auch in ihren Schriften finden: jedenfalls sind sie zu dem bewußten Auf- und Ausbau einer solchen Erkenntnistheorie, die den eigentlichen Philosophen macht, nicht gekommen, sondern eben nur zu einem »System« oder, wie wir statt dieses von beiden absichtlich vermiedenen Ausdrucks lieber mit ihnen sagen möchten, zu einer bestimmten »Auffassung« der »Sozialwissenschaft und Geschichte«. Ich bin es demnach sicher nicht, der den historischen Materialismus als eine »erkenntnistheoretische Lehre« auffaßt und ihn damit »verkennt« (S. 280), sondern ich behaupte im Gegenteil, daß derselbe philosophisch unvollständig ist, weil ihm die erkenntnistheoretische Unterlage fehlt.

Eben darum, weil Marx und Engels aus wohl zu verstehenden Gründen das erkenntnistheoretische Interesse abging, interessierten sie sich auch nicht für den innersten Kern von Kants philosophischer Lebensarbeit: die kritische Methode und ihre Fragestellung. Daß der achtzehn- bis neunzehnjährige Karl Marx seinen frühesten Standpunkt als »Idealismus« bezeichnet hat, den er »beiläufig« (!) auch »mit Kantischem und Fichteschem verglichen und genährt« habe, habe ich selbst hervorgehoben und bin auch sonst seit Jahren allen Spuren Kantischen Einflusses in der philosophischen Entwicklung beider gewissenhaft nachgegangen; habe indes leider sehr wenig davon feststellen können.

Vor allem — und darauf kommt in der Tat viel mehr als auf einzelne ihrer Aussprüche über Kant an — kaum irgendwelchen systematischen Einfluß des Kritizismus auf ihre Denkweise. Gewisse methodische Ähnlichkeiten finden sich allerdings hier und da, in »Zur Kritik der politischen Ökonomie« wie im »Kapital«; darauf hat schon vor zwanzig Jahren Ludwig

* Deshalb meint auch ein neuerer bürgerlicher Marx-Kritiker, der Leipziger Historiker Erich Brandenburg, in seiner Rektoratsrede über »Die materialistische Geschichtsauffassung« (Leipzig 1920, Quelle & Meyer, S. 22 f.): »Abgesehen wollten Marx und Engels gar nicht Philosophen sein; erst ihre Epigonen haben sie dazu zu stempeln versucht. Ihre Bekanntschaft mit der theoretischen Philosophie war gering, wie die teilweise recht oberflächlichen Äußerungen von Engels über Kants Erkenntnistheorie beweisen. Sie wollten keine neue Weltanschauung geben (?), sondern eine neue Theorie des sozialen Lebens. Es war daher für sie im Grunde gleichgültig, ob diese Theorie, deren Richtigkeit ihnen durch die Erfahrung erwiesen schien, sich irgendeinem philosophischen System restlos einfüge oder nicht.«

Wolffmann hingewiesen. Aber gerade mein der Wissenschaft zu früh ent-rissener Freund Wolffmann war mit seiner regen Phantasie allzusehr geneigt, Ähnlichkeiten in dem Verschiedensten aufzuspüren, wie er denn eine Zeitlang eine »Synthese« von — Kant, Darwin, Marx und Nietzsche erstrebte. Doch ich kann auf dieses weitschichtige Thema hier nicht näher eingehen. Mir genügt für meinen heutigen Zweck das Zugeständnis Kranolds, daß Engels »die kritische Seite des Kantischen Hauptwerks fast völlig beiseite gelassen« (S. 307), daß seine Polemik gegen Kants »Ding an sich« »unhaltbar ist« und »von einer gänzlichen Verkennung von Kants Lehre zeugt« (S. 279, Anmerkung). Kranold möge uns doch eine einzige Stelle in sämtlichen Schriften von Marx und Engels aufweisen, an der eine unmittelbare, unwiderlegbare deutliche Beeinflussung durch Kants Erkenntniskritik oder Geschichtsphilosophie zu erkennen ist. Wir kennen keine solche. Um noch einmal kurz die letztere zu berühren, Marx und Engels haben die in ihrer Jugendzeit — es gab damals noch keine Gesamtausgabe von Kants Werken — auch den Fachphilosophen fast unbekannt gewordenen, in alten Zeitschriften verstreuten geschichtsphilosophischen Abhandlungen Kants von 1784 bis 1786 schwerlich gekannt, jedenfalls aber, wenn sie sie gekannt haben sollten (was ja an sich denkbar wäre), sie niemals auch nur im geringsten berücksichtigt. Das bedauern wir selbst am meisten. Aber an dieser Tatsache kommt man nicht vorbei.

Noch einfacher und klarer liegt die Sache in bezug auf die Ethik. So offenbar unsere beiden großen Sozialtheoretiker in ihren sozialistischen Anfängen von ethischen Motiven ausgegangen sind, ebenso deutlich haben sie doch in ihrer maßgebenden, sozusagen »klassischen« Zeit bis an ihr Ende den ethischen Standpunkt bewußt aus ihrer Geschichts- und Sozialtheorie ausgeschaltet. Schon deshalb konnte meine Schrift, die einfach ihre philosophische Entwicklung schildern wollte, dies Gebiet nicht anders als »ein wenig kiefmütterlich behandeln«. Mir persönlich liegt das ethische Fundament des Sozialismus nicht weniger als Kranold am Herzen, und ich habe mich über die Wärme und Entschiedenheit, mit der er es (namentlich S. 304 ff.) vertritt, sehr gefreut. Ich habe auch von jeher bei jeder Gelegenheit, wo es angebracht war, die im Marxismus trotz alledem tief verankerte Ethik nach Kräften hervorgehoben. Damit kommt man jedoch wiederum nicht an der Tatsache vorbei, daß Kants kritische oder formale Ethik, wie Kranold selbst S. 306 sehr richtig feststellt, eine durchaus andere Fragestellung verfolgt als Marx' und Engels' rein historisch interessiertes Fragen »nach der zeitlichen Gültigkeit konkreter ethischer Vorschriften für bestimmte Menschen«. Es ist bei dieser Klarheit der Sachlage, die ich keineswegs leugne, vielmehr stets anerkannt habe, ziemlich töricht, wenn mein Kritiker mir, der ich mich seit zwei Jahrzehnten mit diesen Dingen beschäftige, logische »Verwechslungen« und historische oder systematische »Verkennungen« simpelsster Art vorwirft. Solche Polemik ist sehr unfruchtbar.

Marx und Engels sind, um es zum Schluß noch einmal mit Kranolds eigenen Worten (S. 307 unten) zusammenzufassen, »als Historiker zu verstehen, nicht als philosophische Ethiker und Erkenntniskritiker«, und sie waren »Systematiker«, außer auf dem Gebiet der historischen Methode, nur auf dem uns hier nicht näher angehenden Sondergebiet der Nationalökonomie (S. 310). Wer sie also, im Interesse einer voll-

ständigeren philosophischen Begründung des Sozialismus, nach der erkenntnistheoretischen und ethischen Seite auszubauen mit uns für notwendig hält, der muß sich dabei bewußt bleiben, daß er damit etwas Neues, Eigenes hinzufügt, höchstens in ihnen immanent liegende Ansätze systematisch weiterbildet. Nur in diesem systematischen, nicht im historischen Sinne ist eine Verbindung von »M a r x« und »K a n t« möglich.

Die Relativitätstheorie

Von M. Schoen (Leipzig)

(Schluß)

II

Zu der im vorigen Artikel dargelegten Relativierung des Zeitbegriffs kommt eine solche des Längen- oder Entfernungsbegriffs. Sind zwei Maßstäbe von »an sich« gleicher Länge auch wirklich gleich lang, wenn der eine im »ruhenden System« sich befindet, der andere aber in einem »bewegten System«, wobei der letztere vom ruhenden System aus beurteilt werden soll? Es läßt sich zeigen, daß das nicht der Fall ist. Ein bewegter starrer Stab erweist sich als kürzer als derselbe Stab im Ruhezustand, ein Ergebnis, das zwar dem sogenannten »gesunden Menschenverstand« ein Schnippchen schlägt aber aus den oben gemachten Voraussetzungen mit Notwendigkeit folgt. Für die Zulässigkeit der Annahme des Prinzips der konstanten Lichtgeschwindigkeit spricht die Erfahrung, und was das Prinzip der Relativität der gleichförmig-geradlinig bewegten Bezugssysteme anbelangt, so spricht einerseits die unter dieser Voraussetzung abgeleitete Einfachheit der Naturgesetze dafür, andererseits das allgemeine Einverständnis, man kann wohl sagen, der gesamten Fachwelt mit, so zahlreiche Kritiker auch die allgemeine Relativitätstheorie gefunden hat.

Hat man nun einmal eingesehen, daß die Zeit- und Raumangaben immer mit dem in Betracht kommenden Bezugssystem zu machen sind, so ergibt sich die Aufgabe: Wie schlägt man die Brücke zwischen den Angaben zweier Bezugssysteme, die sich gleichförmig-geradlinig — das ist hier stets zu beachten — gegeneinander bewegen? Einstein hat diese Aufgabe gelöst und die sogenannten »Transformationsgleichungen« gefunden, die den Übergang von einem System zum anderen gestatten. Dabei hat es sich gezeigt, daß die oben erwähnten Annahmen von Lorentz durchaus nicht so unberechtigt gewesen sind, wie es zunächst erscheinen mochte; denn die Einsteinschen Gleichungen liefern die Lorentzschen Ergebnisse mit, wenn auch von anderen Voraussetzungen, wie wir gesehen haben, ausgehend. Man nennt die in Frage kommenden Gleichungen heute geradezu die »Lorentz-Transformation«. Damit ist aber ohne weiteres gesagt, daß der oben beschriebene Michelson-Versuch durch die Relativitätstheorie seine einwandfreie Deutung findet. Ebenso ergeht es dem Fizeau-Versuch, den man geradezu als »experimentum crucis«, als einen Hauptzeugen zugunsten der Relativitätstheorie anführen kann. Und so ließen sich noch eine Menge weiterer Beweismittel für die Richtigkeit der speziellen Relativitätstheorie anführen, so daß v. Laue in seinem Werke »Das Relativitätsprinzip« (Sammlung »Wissenschaft«, Heft 38) mit Recht sagen kann, »daß ihr zurzeit keine einzige Beobachtung widerspricht, dagegen eine immerhin beträchtliche Zahl

von Erfahrungen sie bestätigt, darunter auch solche, die den älteren Theorien unerklärlich waren».

Die spezielle Relativitätstheorie ist in ihren Schlußfolgerungen aber noch viel weitgreifender, als hier dargelegt. So zeigt sie beispielsweise ganz merkwürdige Beziehungen zwischen der Masse und Energie eines Körpers auf, deren eingehendere Behandlung aber den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten würde. Wollen wir doch noch einen kurzen Blick auf die Weiterentwicklung der speziellen zur allgemeinen Relativitätstheorie werfen.

Hat schon, wie aus dem Dargelegten ersichtlich, die spezielle Theorie Hervorragendes geleistet, so scheint die allgemeine berufen zu sein, noch grundstürzender zu wirken, noch wirkungsvoller mit überkommenen Begriffen und Vorstellungen aufzuräumen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ein als fruchtbar erkanntes Prinzip bestrebt ist, über sich hinaus zu wirken. So auch hier. Die spezielle Relativitätstheorie lehrt, wie wir gesehen haben, die Gleichwertigkeit aller gleichförmig-geradlinig gegeneinander bewegten Bezugssysteme. Die Frage ist natürlich berechtigt: Warum nur dieser? Einstein sagt selbst an einer Stelle: »Nachdem sich die Einführung des speziellen Relativitätsprinzips bewährt hat, muß es jedem nach Verallgemeinerung strebenden Geiste verlockend erscheinen, den Schritt zum allgemeinen Relativitätsprinzip zu wagen.« Was versteht man aber unter letzterem? »Exakt« wissenschaftlich kann man es im Rahmen dieses Aufsatzes gar nicht definieren, da hierzu weitläufige mathematische Erörterungen notwendig wären, und vor der Mathematik haben die meisten Deutschen, leider, eine heilige Scheu. Es mag deshalb eine weniger »exakte« Erklärung hier folgen, die besagt, daß »alle Bezugskörper für die Naturbeschreibung gleichwertig sind, welches auch deren Bewegungszustand sein mag«.

Eine solche Definition ist leichter aufgestellt als in die Tat umgesetzt; denn gerade hier sind schier unüberwindlich scheinende gedankliche und sonstige Hindernisse zu bewältigen. Die hier wieder in erster Linie von Einstein geleistete Gedankenarbeit ist geradezu ungeheuer zu nennen und stellt an die Denkkraft eines jeden, der sich damit zu beschäftigen hat, die größten Anforderungen. Allerdings hat sich Einstein bei seiner Arbeit der besonders von deutschen Mathematikern, wie Gauß, Riemann, Minkowski und anderen geleisteten ganz hervorragenden Vorarbeiten bedienen können, und er sagt selbst von der Leistung Minkowskis, daß ohne diese die »allgemeine Relativitätstheorie vielleicht in den Windeln steckengeblieben wäre«.

Die allgemeine Relativitätstheorie geht von der Gleichsetzung der beiden Begriffe »träge« und »schwere« Masse aus, womit gesagt sein soll, daß derselbe Körper mir einmal als »schwerer«, ein anderes Mal als »träger« Körper entgegentreten kann. Will ich einen Gegenstand aufheben, der »von der Erdschwere angezogen wird«, so erscheint er mir schwer; will ich ihn aber etwa in horizontaler Richtung in Bewegung setzen, so habe ich mit seinem »Beharrungsvermögen«, seiner »Trägheit« zu kämpfen. Es ist bekannt, daß alle Körper im luftleeren Raume gleich schnell fallen, wie groß auch ihre Massen sein mögen, eine Tatsache, die dem Anfänger schwer klarzumachen ist; denn er weiß, daß zwei verschiedene Massen durch gleiche Kräfte verschieden schnell bewegt werden. Hier nun wird dieses zwiefache Verhalten kritisch unter die Lupe genommen. Einstein gelangt schließlich

dazu, die Geseze in Schwerfeldern auf solche in beschleunigten Systemen zurückzuführen. Hierbei finden dann die obenerwähnten mathematischen Hilfsmittel ihre entsprechende Verwendung. Die sich beim Ausbau dieses mathematisch-physikalischen Gebäudes ergebenden Schlußfolgerungen sind von so großer Kühnheit, daß es sogar dem »Fachmann« etwas ängstlich zumute wird und man sich fragt: Kann das wirklich stimmen? Da ist es nun außerordentlich bemerkenswert, daß einige dieser Schlußfolgerungen schon jetzt eine Bestätigung gefunden haben, wie man sie sich glänzender kaum vorstellen kann. Nur eine davon mag hier besonders erwähnt werden.

Einstein hat nämlich aus seiner Theorie geschlossen, daß ein Lichtstrahl in einem Schwerfeld, beispielsweise das Licht eines Fixsternes in der Nähe der Sonne eine Ablenkung aus seiner Bahn erfährt. Er berechnete auch den Zahlenwert dieser Ablenkung.

Zur experimentellen Nachprüfung dieser Voraussage rüsteten die Engländer im Jahre 1919 zwei Expeditionen nach Brasilien und Afrika aus zwecks Beobachtung der Sonnenfinsternis. Die Beobachtungsergebnisse stimmten so gut überein mit den theoretisch ermittelten Werten, daß man, wie Freundlich in einer eingehenden Besprechung des englischen Beobachtungsmaterials in den »Naturwissenschaften« (Heft 34, Jahrgang 1920) zusammenfassend sagt: »bisher alles Recht habe, das Ergebnis der englischen Sonnenfinsternisbeobachtungen als eine Bestätigung der allgemeinen Relativitätstheorie zu verstehen«, und der obenerwähnte Physiker v. Laue betrachtet das Ereignis »als einen der größten Triumphe des menschlichen Geistes«. Und ein solcher Auspruch eines Mannes wie Laue will schon etwas besagen, ist er doch selbst einer der Großen im Reiche der Naturwissenschaften.

Damit könnten wir denn unsere Betrachtungen schließen, doch muß bemerkt werden, daß die Auswirkungen der allgemeinen Relativitätstheorie noch bedeutend weitgreifender sind, als das oben Dargelegte besagt. Ist man doch mit ihrer Hilfe in der Lage, sich sogar bestimmte Vorstellungen über den »Bau der Welt« und die »Struktur des Raumes« zu machen. Hierbei werden tatsächlich »letzte Fragen« der Erkenntnis berührt. Vielleicht wird es möglich sein, bei einer anderen Gelegenheit auch diese wichtigen Fragen und Ergebnisse moderner Forschung etwas eingehender zu behandeln.

* * *

Einige Bemerkungen zur Literatur über die Relativitätstheorie als Nachwort.

Die Literatur zur und über die Relativitätstheorie ist heute kaum übersehbar. Bei der Aktualität des Themas und der starken Nachfrage auch der »Laienwelt« nach Werken, die die einschlägigen Fragen behandeln, ist natürlich auch manches minderwertige Druckwerk auf dem Markt erschienen. Deshalb ist vor einem kritiklosen Kauf von Büchern, die den Stempel »Relativitätstheorie« tragen, zu warnen. Nachstehend möchten einige Werke genannt werden, die dagegen zur Einführung in beide Teile der Relativitätstheorie, die spezielle sowohl wie die allgemeine, geeignet sind. Natürlich sind sie verschieden zu bewerten, je nach den Anforderungen, die sie an die Denklust und Kenntnisse des Lesers stellen.

Man kann die gesamte in Betracht kommende Literatur wohl in drei Gruppen einteilen.

In der ersten Gruppe befinden sich die streng wissenschaftlichen Werke, die, von Fachleuten geschrieben, meist auch für Fachleute bestimmt sind und mit dem ganzen modernen mathematischen Rüstzeug auftreten, also mathematische Vorkenntnisse in erster Linie verlangen. Dazu gehört beispielsweise die unter dem Titel »Das Relativitätsprinzip« erschienene Sammlung von Abhandlungen des Dreigestirns Lorentz—Einstein—Minkowski (Verlag Teubner). Unter dem gleichen Titel erschien im Verlag Vieweg & Sohn (Braunschweig) die oben zitierte zusammenfassende Arbeit von Laue. Damit mag die erste Gruppe sich begnügen.

Aus der zweiten Gruppe, die sich an alle »Gebildeten« wendet, ziemlich allgemeinverständlich ist, jedoch mathematische Ableitungen nicht ganz vermeidet und immerhin eine gewisse Denkfähigkeit verlangt, möge einerseits das wichtige Werk von Einstein selbst (»Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie«, Verlag Vieweg), andererseits das sehr lesenswerte, flott geschriebene Büchlein von W. Bloch »Einführung in die Relativitätstheorie« (»Aus Natur und Geisteswelt«, Nr. 618, Verlag Teubner) genannt werden.

Schließlich möchten aber auch die Kreise bedacht werden, die entweder nicht in der glücklichen Lage waren, eine bessere mathematische Ausbildung zu bekommen, oder die vor der Mathematik eine unüberwindliche Abneigung haben. Für sie hat Harry Schmidt ein wirklich gediegenes, etwa 140 Seiten umfassendes Werkchen unter dem Titel »Das Weltbild der Relativitätstheorie« (Paul Hartung, Hamburg) erscheinen lassen, das angelegentlich empfohlen sei. Es liest sich sehr schön und ist doch nicht leicht. Einige kleinere Versehen und Druckfehler, die aber den Wert des Buches nicht beeinträchtigen, dürften bei einer Neuauflage leicht zu beheben sein.

Literarische Rundschau

Gustav Schmoller, *Zwanzig Jahre deutscher Politik*. München und Leipzig 1920, Verlag von Duncker & Humblot. Preis 18 Mark.

Die in dem vorliegenden Buche gesammelten Aufsätze und Vorträge Schmollers aus den Jahren 1897 bis 1917 gewähren einen interessanten Einblick in seine Auffassung von Staat und Gesellschaft. Wenn Schmoller auch kein Politiker im Parteilinn war, so nahm er doch von seinem Standpunkt als Volkswirtschaftler und Historiker aus lebhaften Anteil an den politischen Ereignissen des Tages, und er fand seine Befriedigung darin, in Zeitungsartikeln und Vorträgen zu diesen Tagesfragen Stellung zu nehmen. Die wichtigsten dieser Äußerungen werden nun dem Publikum dargeboten, sie geben ein Bild von der Weltanschauung eines Mannes, der im innersten Herzen konservativ und monarchisch gesinnt war, sich aber den Forderungen seiner Zeit nicht verschloß. Er hat bereits in der Vorkriegszeit erkannt, daß Preußen-Deutschland demokratische Einrichtungen unbedingt notwendig habe: »Wir können nicht mehr leben ohne die Teilnahme der Massen am öffentlichen Leben, ohne Heranziehung derselben zur Selbstverwaltung, ohne weitgehende Konzessionen an das Stimmrecht und das Organisationsrecht der unteren Klassen« (S. 91). Er verkennet nicht die großen Gefahren, die aus einer schnellen Demokratisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens für eine gesunde Weiterentwicklung Deutschlands erwachsen können, und er warnt vor utopistischen Hoffnungen, aber er erwartet von dem inneren Erziehungsprozeß, der sich unter der

Einwirkung der Sozialdemokratie vollzieht, eine Beseitigung dieser Gefahren. Er hält es nicht für ausgeschlossen, daß es infolge der Kurzsichtigkeit und der Interessenpolitik der Oberschichten zu revolutionären Ausbrüchen und zu unterdrückenden Reaktionen kommen werde, aber er hofft, daß dadurch der Gesundungsprozeß nicht dauernd ins Stocken geraten werde. Eine gewaltsame Unterdrückung der Sozialdemokratie, die in der Vorkriegszeit manchen Politikern als Heilmittel und Ausweg erschien, lehnt er grundsätzlich ab, »die Sozialdemokratie muß so, wie sie geworden ist, eingefügt werden in unseren Staats- und Gesellschaftsorganismus, man muß lernen, sie zu verstehen, wie sie lernen muß, die anderen Parteien und Elemente unseres Volks- und Staatslebens zu begreifen« (S. 99). In diesen und ähnlichen Gedankengängen bewegen sich die Ausführungen Schmollers zur damaligen Tagespolitik. Er versucht vorwiegend vermittelnd und ausgleichend zu wirken, indem er die neuen Gedanken und Forderungen, die sich empordrängen, in den Strom der Entwicklung lenken will. Die langsame Umbildung und Erziehung der Menschen zum Neuen, die steigende Einsicht, daß Reformen eine unabwiesbare Notwendigkeit geworden sind, soll und wird seiner Meinung nach Deutschland vor revolutionären Erschütterungen bewahren. Dabei nimmt er Stellung gegen die Heher von rechts und von links, die die Gegensätze nicht überbrücken, sondern vertiefen.

Es ist anders gekommen, als Schmoller es sich gedacht hatte, und nur mit einer gewissen Wehmut vermag man seine Artikel aus der Vorkriegszeit zu lesen. Aber sie haben ein hohes zeitgeschichtliches Interesse, sei es, daß sie die einschlägigen sozialen oder sozialpolitischen Fragen behandeln, sei es, daß sie sich mit wirtschaftlichen oder sozialwirtschaftlichen Dingen beschäftigen. Alles, was Schmoller geschrieben hat, ist lehrreich und darum lesenswert, und so verdient auch die vorliegende Sammlung das Interesse aller Genossen, die geschichtlichen Sinn haben. Hervorzuheben ist noch das ernste Bemühen des Verfassers um eine unparteiische Beurteilung und Würdigung der neuen Menschen und der neuen Gedanken. So schreibt er zum Beispiel folgende Sätze nieder: »Die Größe von Marx und Engels liegt in ihren Werken und ihrem kühnen Idealismus, in der Aufopferung ihres Lebens für die Sache der Arbeiter. Mögen sie in vielem noch so sehr geirrt, übertrieben, gefehlt haben: sie sind und bleiben die größten Apostel der sich organisierenden Arbeiterklasse. Und diese Organisation ist eine historische und soziale Notwendigkeit gewesen und ist es heute noch« (S. 143). Ein solches Urteil aus dem Munde eines entschiedenen Gegners des Marxismus hebt sich wohlthuend ab von der landläufigen Meinung jener Schreiber und Redner, die in erkennbarer Absicht das Bild von Marx und Engels verzerren und verdunkeln.

Alles in allem genommen verdient das vorliegende Buch wärmste Empfehlung, da es ein Bild gibt von der geistigen Verfassung aller der Männer der Vorkriegszeit in Deutschland, die auf eine Verständigung der verschiedenen Klassen hinarbeiteten und die — vergeblich! — durch weitgehendes Entgegenkommen gegenüber der Arbeiterklasse und durch wirkliche Sozialreform der Revolution vorzubeugen suchten. Beim Lesen des Buches taucht vor unseren Blicken das wilhelminische Zeitalter auf, das die soziale Frage nach dem Rezept: »Wasch' den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!« lösen wollte und das an seinen Halbheiten zugrunde gegangen ist.

Franz Laufkötter

J. M. Vernon, The Speed of Adaption of Output to Altered Hours of Work. (Reports of the Industrial Fatigue Research Board, Nr. 6.) London 1920, Stationary Office.

Das vorliegende Heft enthält Beobachtungen über die Veränderung der Arbeitsleistung infolge der Verkürzung oder Verlängerung der Arbeitszeit. Wenn die Arbeitszeit verkürzt wird, ist oft keine sofortige Änderung in der Stundenleistung zu merken; erst nach Verlauf von Wochen zeigt sich eine Steigerung, die gewöhnlich eine Zeitlang anhält und dann wieder sinkt, bis schließlich ein neues

Leistungsgleichmaß erreicht wird. In Blechwalzwerken wurde beobachtet, daß — wie auch in anderen Betrieben — der Verkürzung der Arbeitsdauer erst nach einiger Zeit eine Steigerung der Stundenleistung folgt, während die Rückkehr zur längeren Arbeitsdauer sogleich zu einem Leistungsausfall führt. Dr. Vernon bemerkt darüber: »Wenn die Arbeiter beim Übergang zur längeren Arbeitsdauer mit derselben Geschwindigkeit weiterarbeiten, die sie bei der Sechsstundenschicht erreicht hatten, so werden sie bald übermüdet, und es bleibt ihnen nichts übrig, als in der Arbeitsintensität nachzulassen. Wenn andererseits an längere Schichtdauer angewöhnte Arbeiter auf einmal eine Verkürzung der Arbeitszeit erfahren, so braucht es verhältnismäßig lange Zeit, bis sie dazu kommen, die verbleibende überschüssige Kraft zu einer Steigerung der Leistung auszunutzen.« Sie vergrößern nach und nach die Arbeitsgeschwindigkeit unbewußt und nur um kleine Beträge. Da sie dadurch nicht übermüdet werden, behalten sie die neue Arbeitsgeschwindigkeit bei. Wenn über das Maß hinausgegangen wird, das ohne Übermüdung zulässig ist, so tritt ein Rückschlag ein, aber im allgemeinen bleibt eine Mehrleistung in der gleichen Zeiteinheit bestehen.

Als weitere Folgen aus den Beobachtungen Vernons ergibt sich, daß bei wiederkehrender Verkürzung und Verlängerung der Arbeitsdauer die ungewollte Neigung besteht, die verringerte Stundenleistung der längeren Arbeitsdauer auch während der folgenden Verkürzung der Arbeitsdauer noch eine Reihe von Wochen hindurch beizubehalten. Es erhellt daraus, daß Überstundenarbeit zu einer Minderung der durchschnittlichen Stundenleistung des ganzen Arbeitstags führt, und daß diese Minderung nicht sofort wegfällt, wenn wieder zur gewöhnlichen Arbeitsdauer zurückgekehrt wird. Damit ist auf dem Weg exakter Beobachtung die Nachteiligkeit der Überstundenarbeit für die Volkswirtschaft klipp und klar bewiesen.

Die Zeit, die verstreicht, bis nach einer Arbeitszeitänderung ein neues Gleichmaß der Leistung erreicht wird, ist von Industrie zu Industrie und Beschäftigungsart zu Beschäftigungsart verschieden; ihre Dauer wird bedingt durch die Art der Arbeitsleistung wie auch von der größeren oder geringeren Abhängigkeit von anderen arbeitsteiligen Verrichtungen. Die Vermeidung einer Übermüdung von Vorarbeitern hat augenscheinlich einen sehr vorteilhaften Einfluß auf die Leistung der ihnen unterstellten Personen, auch wenn die Arbeitsdauer der letzteren nicht verkürzt wird. In einem in dieser Schrift behandelten Fall leisteten Arbeiterinnen sogar mehr nach der Verkürzung der Arbeitszeit ihrer Vorarbeiter bei gleichzeitiger Verlängerung der eigenen Arbeitsdauer; doch ist es möglich, daß es sich hier um ein ausnahmsweises Vorkommnis handelt.

H. Fehlinger

A. H. Zeig, Die roten Tage. Roman. Berlin, Verlag von Erich Reiß. Preis geheftet 15 Mark, gebunden 20 Mark.

Wieder ein Roman, der die Berliner Novembertage von 1918 zu schildern sucht. Im Mittelpunkt der Held, ein Akademiker, der sich in keine sozialistische »Partei-schablone« einschacheln lassen will. Ihm gegenüber der Parteiführer, der die Partei egoistisch an seiner Kandare führt. Zweifellos ist die eine wie die andere Figur, an den bekannten politischen Typen gemessen, nicht echt, wenn auch manches an die großen Irrungen des sozialistischen Bruderkampfes, wie er im Verfolg der Revolution ausgefochten werden mußte, erinnert. Die Stärke des Buches sind eigenwillig und kraft geformte Reflexionen. Um der in expressionistischen Zuckungen gehaltenen Darstellung noch eine Kraft mehr einzugliedern, ist eine ganz überflüssige Entbindungsszene eingefügt. Sachlich ist mit dem Buche wenig anzufangen. Schon die Form ist nicht geeignet, einen solchen Stoff überzeugend zu gestalten, so tief auch der Verfasser aus seinem seelischen Gefühl geschöpft haben mag. **Kl**

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 19

Ausgegeben am 4. Februar 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Wilhelms II. auswärtige Politik

Von Dr. A. Köster, Reichsminister a. D.

Wenn man aus Wilhelms II. dreißigjähriger Außenpolitik einen festen Kern herauschälen will, so ist es seine Idee, den durch Bismarck in Zentraleuropa geschaffenen deutschen Militärstaat durch Bau einer möglichst starken Flotte einerseits und durch ein System von kontinentalen Bündnissen andererseits so zu verstärken, daß die weltpolitische Monopolstellung Englands durch ihn zerbrochen werden konnte. Es hat Zeiten gegeben, da diese anti-englische Spitze seines politischen Denkens weniger scharf hervortrat. Aber immer ist sein Ehrgeiz, Deutschland zu einer Weltflottenmacht neben und eventuell auch gegen England zu machen, der kräftigste Motor seiner außenpolitischen Aktivität geblieben. Das wird gerade durch die eigensinnige Ablehnung der von England ihm angetragenen Bündnisse bewiesen.

Die Flotte war Wilhelms ureigenes Produkt. Er hat sie hartnäckigem Widerstand zum Trotz Deutschland aufgezwungen, hat die konservativen Bedenken mit Gewährung von Zöllen und das Sträuben des Zentrums mit kulturpolitischen Konzessionen zu besänftigen gewußt. Die immer neue Verstärkung der Flotte ist die einzige ganz gerade und konsequente Linie in Wilhelms außenpolitischem Handeln geblieben. Die Flotte wurde als Defensivflotte propagiert, aber als Angriffswaffe gebaut. Darüber kann heute kein Streit mehr sein. Schon damals war es nur das biedere deutsche Bürgertum, das Herrn Tirpitz und seinem Presseanhang das Märchen von der »defensiven« Hochseeflotte glaubte. Im Ausland haben Wilhelms harmlose Abwehr-Schlachtkreuzer von Anfang an als das gewirkt, was sie waren. Es hat eine Reihe deutscher Diplomaten gegeben, die abrieten und warnten. Diese Diplomaten hatten die Aufgabe noch nicht erfäht, die Herr v. Tirpitz der deutschen Diplomatie im Jahre 1899 gestellt hatte, nämlich »einen Eierfanz aufzuführen, bis die Rüfungen zur See beendet seien«.

Daß der Flottenbau das englische Mißtrauen wecken, englische Gegenrüstungen hervorrufen und auf der ganzen Welt das diplomatische Widerspiel Englands gegen Deutschland aufs äußerste verschärfen würde, mußte allen, auch Wilhelm II., klar sein. Er ist zudem immer wieder darauf aufmerksam gemacht worden. Aber das nützte nichts. Er wußte es und war darauf gefaßt — auch auf die Konsequenzen. Und er konnte auch diese Konsequenzen seiner Flottenpolitik zweifellos auf sich nehmen, wenn der andere Pfeiler seiner weltpolitischen Konstruktion standhielt — die kontinentale Einigkeit Europas gegen England. An ihr hing sein ganzer Traum von deutscher Weltmacht. Die Flotte allein tat es nicht. Deutsche

Weltpolitik gegen England war praktisch nur insoweit möglich, als es der deutschen Politik gelang, Europa unter deutscher Führung gegen England zu einigen. Wie aber sah es damit aus?

Bismarck hatte das Hineinwachsen der deutschen Wirtschaft in die Weltwirtschaft noch miterlebt. Die ersten kolonialpolitischen Schritte hatte das Reich unter ihm getan. Dabei war der natürliche Gegensatz Englands zu dem neuen Rivalen manchmal schon lebhaft in die Erscheinung getreten. Es ist nicht uninteressant, zu sehen, wie Bismarck sich in dieser Situation benommen hatte.

Keine Politik gegen England — das war die Grundbedingung auch seiner kontinentalen Orientierungen gewesen. Nur so viel Kolonialpolitik, als ein gutes Verhältnis zu England fragen kann — diesen Grundsatz hat er schon Ende der achtziger Jahre gegen gewisse weltpolitische Schreier kaltblütig durchgefochten: »Die Freundschaft Lord Salisburys ist mir mehr wert als zwanzig Sumpfskolonien in Afrika.« Der große Routinier der Diplomatie alter Schule wußte nur zu gut, daß ohne ein einheitliches Europa gegen England keine Politik zu machen war. Er war einst gezwungen worden, sogar zwischen Österreich und Rußland zu wählen. Er wußte, daß der Frankfurter Friede für immer zwischen Deutschland und seinem westlichen Nachbarn lag. Und er wußte, daß selbst das verbündete Italien nur so lange beim Dreibund zu halten war, als zwischen England und Deutschland der Draht funktionierte. Er hat daher nicht nur niemals die deutsche Politik gegen England auszurichten versucht, sondern gegen das Ende seiner Wirksamkeit, als das Verhältnis Deutschlands zu Rußland immer spröder, die Gefahr einer russisch-französischen Entente immer akuter wurde, im Gegenteil die Beziehungen zwischen Deutschland und England fester zu knüpfen sich bemüht. Ja er hat am 22. November 1887 in einem privaten Schreiben dem englischen Premierminister Salisbury ein direktes Bündnis zwischen Deutschland und England angeboten.

Auch nach seinem Abgang blieb diese damals zweifellos richtige Grundrichtung in der deutschen Politik zunächst noch wirksam. Auch Caprivi war ein ausgesprochener Feind jeder abenteuerlichen Flottenpolitik und Kolonialpolitik, solange Deutschland gegen seine verbündeten Kontinentalgegner Rußland und Frankreich nicht durch ein Einvernehmen mit England gedeckt war. Erst Mitte der neunziger Jahre kommt Wilhelm II. außenpolitisch zum Bewußtsein. Und sofort beginnt mit der Burenpolitik Marischalls jener scharfe anti-englische Kurs, der am 4. August 1914 in der Kriegserklärung Englands seine letzte Konsequenz zeitigte.

Wilhelm II. hat eine Zeitlang von einem einigen Kontinentaleuropa geträumt. Den russischen Staatsmann Witte schätzte er besonders hoch, weil er diese Ideen vertrat. Wir wollen die Frage nicht aufwerfen, ob es Witte der neunziger Jahre nicht schon viel zu spät für den Versuch war, Dreibund und Zweibund zu jener »Quintupelallianz« zu verschmelzen, von der Wilhelm II. in einem seiner Briefe an den Zaren räsoniert. Nur so viel ist sicher, daß Wilhelm II. dazu gänzlich ungeeignet war und nichts Ernsthaftes unternommen hat, die Politik eines einheitlichen Europa, das die Vorbedingung seiner Flottenpolitik war, zu ermöglichen. Es war absurd, mit Rußland wirkliche Politik machen zu wollen und gleichzeitig in

der Türkei und Vorderasien den Freund und Schützer der Türken zu spielen (Bagdadbahn, Palästinareise). Bismarck hatte für die Bedürfnisse einer deutsch-russischen Politik mehr Verständnis, als er den Russen an den Dardanellen freie Hand ließ. Man konnte nicht Österreich-Ungarn und Rußland vor einen Karren spannen und gleichzeitig das Verhältnis zwischen Deutschland und der Donaumonarchie so rein sentimental, so wenig realpolitisch auffassen, wie Wilhelm das von Anfang seiner Regierung an getan hat. Niemals hat Bismarck die Wiener Politik auf dem Balkan so durch dick und dünn unterstützt wie Wilhelm und seine »nibelungentreuen« Ratgeber.

Wilhelm hat eine Zeitlang sogar daran gedacht, die »sozialistische Sansculottenrepublik« jenseits des Rheins in sein kontinentales Gespann einzufschirren. Der Wertschätzung, deren sich im allgemeinen dieser Staat der verfl. Demokraten bei ihm erfreute, entsprach der hochnäsige Ton, mit dem er Nikolaus gegenüber von dieser ihm sehr bitteren Bündnisergänzung sprach. Aber das war weniger wichtig. Die Hauptsache war auch hier: Während Wilhelm auf der einen Seite mit den Franzosen Kontinentalpolitik machen wollte, verkrachte er sich auf der anderen Seite andauernd mit ihnen wegen Marokko. Und ebensowenig hatte er dafür ein Gefühl, daß eine radikale Änderung der Elsaß-Lothringen-Politik Vorbedingung jedes ernsthaften deutsch-französischen Zusammenwirkens war. Die deutsche Politik unter Wilhelm II. wollte nicht begreifen, daß man, um wirkliche lebenskräftige Bündnisse zu erlangen, Konzessionen machen muß, wie das England und Frankreich getan haben. Noch einmal: Vom Standpunkt der deutschen Machtpolitik war eine Politik gegen England mit kontinentaler Rückendeckung theoretisch möglich. Dann hätten aber zum mindesten die Gesamtdispositionen der deutschen Außenpolitik auf dieses kontinentale System ausgerichtet werden müssen. Statt dessen fuhr die deutsche Politik wie ein blöder Brummer in der ganzen Welt umher, setzte sich Freund und Feind auf die Nase und landete endlich in jener splendid isolation, die sie England zugebracht hatte. Es mißlang Wilhelm II. nicht nur, Rußland und Frankreich an sich zu ketten, sondern automatisch stieß er in demselben Maße, wie er sich mit England verkrachte, das auf England angewiesene Italien aus dem Dreibund heraus.

Im Jahre 1887 hatte England das von Bismarck angebotene Bündnis abgelehnt. Deutschland war für England noch nicht bündnisreif. Im Jahre 1895 bot England dem Deutschen Kaiser eine großzügige Zusammenarbeit in der Türkei an. Deutschland war stark geworden. Einen Starken schlägt man nieder, oder man verbündet sich mit ihm. England versuchte das letztere. Es war just in den Jahren, als Wilhelms Politik sich definitiv gegen England entschied. England bot viel: die Teilung der Türkei zwischen Deutschland, Österreich und England. Für Salisbury hatte dieser Plan nach seinen eigenen Worten zwei große Vorteile: den Gewinn der fruchtbarsten Gegenden und reichsten Bodenschätze der Welt und die Garantie dafür, daß England und Deutschland niemals ernstlich aneinandergeraten könnten, indem beide Teile auf Jahrhunderte hinaus vollauf mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun hätten. Herr v. Eckardtshein, dem wir die genaueste Kenntnis über diese deutsch-englischen Bündnisverhandlungen verdanken, hat zehn

Jahre später mit August Bebel über diesen deutsch-englischen Plan geredet. Bebel traf den Nagel auf den Kopf, als er sagte, daß Wilhelm II. und seine Ratgeber, die dieses Angebot ausgeschlagen hatten, vom deutsch-nationalen wie auch sozialen Standpunkt aus gehängt zu werden verdienten.

Natürlich kam England mit seinem Angebot weder im Jahre 1895 noch drei Jahre später um unserer schönen Augen willen zu uns. Wir mußten uns klar sein, daß ein Bündnis mit England unter Umständen den Krieg gegen Rußland bedeutete. Das konnte für eine pazifistische Politik der Totalabstinenz ein Grund der Ablehnung sein, aber nicht für eine Politik wie diejenige Wilhelms, die mit Flottenbau, Bagdadbahn, Kiautschouerwerb und anderen schönen Dingen das Risiko eines Krieges auf sich zu nehmen offen erklärte. Die Gefahr kriegsrischer Verwicklungen war sowohl bei der sogenannten »westlichen« Orientierung (an England) wie bei der sogenannten »östlichen« Orientierung (an Rußland) gegeben. Der Unterschied war nur der, daß der östliche Kontrahent schon fest gebunden, der westliche noch frei war — daß der westliche ein offenes Angebot machte, der östliche sich seit dem Berliner Kongreß sträubte. Die Voraussetzungen für ein Kontinentalbündnis unter deutscher Führung existierten nur in der Phantasie und dem Ehrgeiz Wilhelms II. Die Möglichkeiten zu einer Welt-politik als »Juniorpartner« neben England lagen zweifellos vor. Deutschland und England wären bei diesem Bündnis auf ihre Rechnung gekommen. Die Kriegsgefahr dieser Kombination war nicht größer als die der anderen — wohl aber die Aussicht auf Erfolg. Nur auf eines mußte Deutschland verzichten — auf den Traum, England in seiner Welt-herrschaft ablösen zu wollen. Das aber traf Wilhelms II. Ehrgeiz ins Mark. So sind auch die englischen Annäherungsversuche von 1898, die vor allem von dem englischen Kolonialminister Joseph Chamberlain ausgingen, an dem Widerstand des Kaisers gescheitert, der gerade in jenem Jahre wieder einmal tief in russische Bündnishoffnungen verstrickt war.

Diese englischen Angebote, die Eckardtstein auf Grund wochenlanger vertraulicher Unterredungen zwischen Chamberlain, Lord Beresford und anderen auf der einen Seite, Graf Hatzfeldt, dem deutschen Botschafter in London, auf der anderen Seite dem Kaiser nach Homburg überbrachte und die selbstverständlich ihre Spitze gegen Rußland hatten, sind es, die das Thema jenes berühmten Briefes Wilhelms an den Zaren vom 30. Mai 1898 bildeten. Aus diesem Briefe geht hervor, wie ernst das englische Angebot sich auch dem Kaiser darstellte und daß es auf ein Bündnis mit dem Dreibund unter Hinzunahme von Japan und Amerika hinauslief. Der Kaiser rühmt sich, daß er das Angebot zunächst kühl und dilatorisch in farbloser Weise beantwortet habe. Trotzdem aber »wurde das Ersuchen zum dritten Male in einer nicht mißzuverstehenden Weise erneuert und von so enormen Anerbietungen begleitet, die eine weite und große Zukunft für mein Land eröffneten, daß ich es für meine Pflicht Deutschland gegenüber halte, die Angelegenheit ernstlich zu erwägen, bevor ich antworte«.

Wie diese Erwägungen endigten, haben wir gesehen. Auf die Frage Wilhelms, was Nikolaus ihm bieten könne, wenn er das englische Anerbieten ausschlage, ist eine ernsthafte Antwort nicht erfolgt. In einem Briefe vom 18. August bekräftigte Wilhelm noch einmal strahlend,

daß es England nie gelingen würde, aus Deutschland seinen »Festlandsdegen« gegen Rußland zu schmieden. Er machte sich lustig darüber, daß das von Deutschland abgewiesene England nunmehr versuche, mit Frankreich anzuknüpfen. Er merkte nicht, daß dies der Weg war, auf dem Deutschland später eingekesselt werden sollte und erwürgt worden ist.

Vorher aber ist die Schicksalsfrage noch einmal — zum letzten Male — an Deutschland gestellt worden. Das war während der englischen Verwicklungen in Südafrika. In der Zwischenzeit hatten sich die ersten Fäden zwischen England und Frankreich (gleich nach dem Tschoda-Konflikt) angesponnen. Deutschland war gewarnt. Frankreich arbeitete auf eine radikale Beseitigung aller französisch-englischen Konfliktstoffe hin. Rußland hatte eine so starke Position, daß es gar nicht daran dachte, Deutschland entgegenzukommen. England war in Südafrika fest engagiert. Chamberlain äußerte schon im Herbst 1899, wenn die Besprechungen zwischen England und Deutschland endgültig scheiterten, bliebe ihm nichts übrig, als den Pakt mit Rußland und Frankreich zu machen.

Im Spätherbst 1899 haben Wilhelm II. und Bülow mit Chamberlain im Schloß Windsor die deutsch-englische Zukunft besprochen — in einem Sinne, daß Chamberlain kurz darauf in seiner berühmten Leicester-Rede öffentlich erklären konnte, daß »die natürlichste Allianz die zwischen England und dem Deutschen Reiche« sei. Auf speziellen Wunsch des Kaisers hatte er die Vereinigten Staaten bei dieser Kombination in sympathischem Sinne erwähnt. Auf der Londoner Botschaft glaubte man einen Augenblick, das Ziel sei nunmehr erreicht. Aber man hatte nicht mit dem Charakter Wilhelms, der eigensinnigen Grundrichtung der deutschen Weltpolitik, dem politischen Unverstand des deutschen Volkes gerechnet. Der Burenrummel feierte gerade damals seine schlimmsten Orgien. Die Tirpitz-Presse hegte schamloser als je. Weder Bülow noch Wilhelm waren imstande, die von ihnen großgezogene Anti-England-Hege gegenüber den Wühlereien von Tirpitz und seinen Vereinen einzudämmen. Bülow hielt — dem Druck dieser Hege nachgebend — eine unglaublich kaltchnäuzige Rede an die Adresse von Chamberlain. Die Beschlagnahme des Dampfers »Bundesrat« goß weiteres Öl ins Feuer. Wilhelm — nach den Äußerungen des Staatssekretärs v. Richthofen sofort nach der Ankunft in Berlin wieder ganz unter dem Einfluß der draufgängerischen Militär- und Marinepartei — drohte England wegen der Beschlagnahme des »Bundesrat« mit einem acht- undvierzigstündigen Ultimatum. Binnen weniger Wochen war die alte Spannung wieder da.

Das war der vorletzte Akt der Schlußtragödie. Der letzte spielte sich im ersten Halbjahr 1901 ab. England war infolge der schwankenden Politik Deutschlands schon nervös geworden und faßte die Eventualität, mit Rußland und Frankreich zu gehen, ernster als früher ins Auge. Wieder stand Joseph Chamberlain im Vordergrund. In der Bibliothek des Schlosses Chatsworth formulierte er mit seinem Kollegen, dem Herzog von Devonshire, in den Januartagen 1901 seine Aussichten folgendermaßen: »Die Zeit der splendid isolation ist für England vorüber. England ist gewillt, sämtliche noch offenen Fragen in der Weltpolitik, vor allem die marokkanische und ostafrikanische, gemeinschaftlich mit der einen oder anderen der zurzeit bestehen-

den Völkergruppen zu lösen. Wohl werden bereits innerhalb des Kabinetts Stimmen laut, welchen einen Anschluß Englands an den Zweibund (Frankreich und Rußland) befürworten. Wir aber gehören zu denjenigen, die einen Anschluß an Deutschland beziehungsweise den Dreibund vorziehen würden. Sollte es sich aber herausstellen, daß ein Anschluß an Deutschland nicht möglich ist, so würden auch wir ein Zusammengehen mit Frankreich und Rußland selbst unter den schwersten Opfern (Marokko, Persien, China usw.) ins Auge fassen.«

Kurz nach diesen Besprechungen starb die Königin Viktoria. Die Verhandlungen wurden eine Zeitlang unterbrochen. Wie Berlin sie prinzipiell beurteilte, geht vielleicht schon daraus hervor, daß Bülow und Holstein dringend baten, dafür zu sorgen, daß der Kaiser bei seinem Begräbnisbesuch die neuen Angebote gar nicht erwähne. Immerhin schien der jedem Eindruck erliegende Monarch einem Übereinkommen mit England in diesem Augenblick willfähriger als je gegenüberzustehen.

Leider wiederholte sich auch jetzt das Spiel von 1899. Kaum war Wilhelm in Berlin, als unter dem Druck der anti-englischen Stimmung seiner Umgebung er wieder umzufallen begann. Wie damals den Fall des »Bundesrat« behandelte die deutsche Regierung jetzt die Entschädigungsansprüche gewisser deutscher südafrikanischer Firmen sowie die Frage der chinesischen Kriegsentschädigung. Anstatt den von Chamberlain begonnenen Faden weiterzuspinnen, geriet man zur Freude Rußlands und Frankreichs mit England in immer hitzigere Debatten über Fragen, die neben der großen Frage der Grundorientierung der deutschen Politik nur als Bagatellen zu bezeichnen waren. Man glaubte das tun zu können, weil man ein Einvernehmen zwischen England und Rußland für unmöglich hielt. Chamberlain wurde wieder nervös: »Wir würden gern mit weitgehenden Vorschlägen an Deutschland herantreten, welche diesem zum mindesten dieselben, wenn nicht größeren Vorteile bieten würden als uns selbst. Da wir aber genau wissen, daß alles, was Berlin erfährt, sofort nach Petersburg weitergegeben wird, so kann sich niemand wundern, wenn wir uns Berlin gegenüber in Zukunft die größte Reserve auferlegen.« Er hege aber im Prinzip noch dieselben Ansichten, wie er sie dem Kaiser und Bülow im vorigen Jahre in Windsor geäußert habe. Nur habe er keine Lust, sich nochmals die Finger zu verbrennen.

In diesem Sinne und trotz der fahrigten hin und her forkelnden Berliner Politik kamen im Laufe des März noch einmal wirkliche Verhandlungen zustande, die auf ein deutsch-englisches Bündnis mit Hinzutritt Japans lossteuerten. Am 25. März war die Londoner Botschaft mit Lord Lansdowne über die Hauptpunkte einig. Da plakte »die Gereiztheit des Kaisers über Englands Saumseligkeit in der Frage der chinesischen Kriegsentschädigung« (Telegramm Holsteins vom 25. März) wieder dazwischen. Auf der Londoner Botschaft war man außer sich über das »Narrenparadies in Berlin«. Die deutsche Regierung schickte einen speziellen Kommissar nach London, der die Entschädigungsverhandlungen mit allem Nachdruck betreiben sollte. In dieselbe Zeit fiel auch jener berühmte Brief Wilhelms an Eduard, in dem er die Mitglieder des englischen Ministeriums »Erschafköpfe« nannte. In diesem Wirrwarr zogen sich die Verhandlungen noch eine Weile hin. Sie führten erst auf den toten Strang, als sie von

London nach Berlin verlegt wurden. »Ihre Verhandlungen in London waren Tacheles (Geschäft), was jetzt noch in Berlin geschieht, ist aber nur Schabbeschemus. Auf die schönen nichts sagenden Phrasen Bülow's fällt kein Mensch mehr in England herein. Frank Lascelles (englischer Botschafter in Berlin) lacht über die Ungeschicklichkeit, mit der man in Berlin die Sache behandelt. Außerdem scheint Ihre Regierung noch heute nicht zu wissen, was sie will« — schrieb Alfred Rothschild, der immer an der deutsch-englischen Verständigung gearbeitet hat, über dies letzte Stadium der im Sande verlaufenen Verhandlungen, von denen Wilhelm gar nichts mehr erfahren hat.

Das war im Juni 1901. Deutschland wollte nicht. Mit derselben eigensinnigen Kühle, wie die Bündnisverhandlungen überhaupt, behandelte er im Juli einen englischen Teilvorschlag, der eine gemeinsame Politik in Marokko unter Ausschaltung Frankreichs betraf. Deutschland glaubte immer noch nicht weder an die englisch-französische noch an die englisch-russische Verständigung. So nahm das Schicksal seinen Lauf. Schon im Oktober dieses Jahres beantwortete Chamberlain die deutschen Angriffe auf Englands südafrikanische Kriegsführung mit seiner berühmten Angriffsrede in Edinburg. Balfour folgte ihm. 1903 begannen die englisch-französischen Besprechungen, die 1904 in dem Geheimabkommen über Ägypten und Marokko ihren vorläufigen Abschluß fanden. 1902 war das englisch-japanische Bündnis geschlossen. Als Rußland besiegt war, erfolgte die englisch-russische Annäherung, die in dem Übereinkommen von 1907 ihren ersten öffentlichen Ausdruck fand. Die Grundlage zur Einkreisung Deutschlands war erfolgt. Durch die deutsch-englische Spannung war Italien im Dreibund wertlos geworden. Von nun an beginnt das diplomatische Ringen zwischen dem zerbröckelnden Dreibund und dem immer mehr sich konsolidierenden Dreiverband. Deutschland rollt auf der schiefen Ebene dem Abgrund zu. Die vor dem Kriege unternommenen Versuche Bethmann Hollwegs und Lichnowskys, mit England doch noch ins reine zu kommen, das Versäumte nachzuholen, werden durch die ausbrechende Katastrophe verschlungen.

Mit England zerfallen, von Frankreich getrennt, durch Italien spröde behandelt, hat Wilhelm II. immer wieder versucht, in Rußland jene Rückendeckung zu finden, die er bei England haben konnte, aber leichtfertig in den Wind schlug. Er hat den Zaren immer wieder beschworen und beflümmt. Und als er nach langen Bemühungen und nach immer erneuten Konzessionen an Rußland in Björkö (1905) einen Vertrag erreichte, war es ein Windei. Wer diesen Vertrag außer Wilhelm II. von deutscher Seite eigentlich unterschrieben hat, ist nie herausgekommen. Der russische Außenminister hat ihn nicht unterschrieben. Statt seiner unterzeichnete neben dem Zaren der russische Marineminister, freilich — wie Graf Witte in seinen demnächst erscheinenden Memoiren erzählt — ohne den Vertrag zu lesen. Der Vertrag wurde kurz nach seiner Unterzeichnung von Rußland annulliert.

Das ist eine kurze Skizze der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen. Noch einmal: Theoretisch war eine Kontinentalpolitik gegen England möglich. Aber indem ihre Voraussetzungen fehlten, war sie praktisch von

vornherein zum Scheitern verurteilt. Ohne den einheitlichen Kontinent hing die deutsche Flotte in der Luft. Wilhelm baute sie und führte Deutschland so zwischen die zwei Feuer, die es zermalmten haben. Ein Außenpolitiker, der diese Katastrophe auf dem Gewissen hat, gehört vor den Staatsgerichtshof. Das deutsche Volk soll seine Geschichte studieren. Die Frage der Wiedereinführung der Monarchie ist eine Frage historischer Erkenntnis.

Planwirtschaft und Sozialisierung

Von Max Sachs

In Nr. 11 der Neuen Zeit faßt Genosse Dr. Landauer die Bedenken zusammen, die gegen die sogenannte »Planwirtschaft« sprechen. Im wesentlichen wendet er gegen die Planwirtschaft ein, daß die Bildung öffentlich-rechtlicher Selbstverwaltungskörper der Industrie die Macht der Unternehmer stärken würde, weil Arbeiter und Verbrauchervertreter in den Selbstverwaltungskörpern nur zu leicht zu den Gefolgschaftsleuten der geschäftsgewandteren Unternehmer würden. Manche Erfahrungen, die wir mit den bereits bestehenden Selbstverwaltungskörpern gemacht haben, scheinen die Befürchtungen des Genossen Landauer zu bestätigen. Wir haben wiederholt beobachtet, daß die Arbeitervertreter gemeinsam mit den Unternehmern für Preiserhöhungen eintreten, wenn sie gleichzeitig Lohnerhöhungen durchsetzen konnten.

Aber ist das bisher vorliegende Beweismaterial durchschlagend? Es können auch Belege dafür angeführt werden, daß die bestehenden Selbstverwaltungskörper und die staatliche Kontrolle günstig auf die Preisgestaltung gewirkt haben. Die Braunkohlenpreise sind schon im Sommer um 15 Prozent ermäßigt worden, was kaum geschehen wäre, wenn die Kohlenindustrie bloß privatwirtschaftlich organisiert wäre. Erst in den letzten Wochen ist eine von den Kohleninteressenten verlangte Preiserhöhung für Ruhrkohle durch das Reichskabinett verhindert worden, und im Eisenwirtschaftsbund haben sich gerade die Arbeitervertreter für eine starke Ermäßigung der Eisenpreise eingesetzt, so daß man auf Unternehmenseite über den Eisenwirtschaftsbund sehr ungehalten ist und ihn als politischen Diskussionsklub bezeichnet.

Nun könnte Genosse Landauer darauf antworten, daß unter staatlicher Kontrolle stehende Selbstverwaltungskörper bisher nur in solchen Wirtschaftszweigen geschaffen worden sind, wo die Unternehmer bereits stark organisiert waren und über eine große wirtschaftliche Macht verfügten, daß aber in vielen Industrien, besonders in den Fertigungsindustrien, erst durch die Schaffung von Selbstverwaltungskörpern Organisationen von einer Straffheit entstehen würden, wie sie die auf privater Vereinbarung beruhenden Konventionen und Verbände heute vielfach noch nicht erreicht hätten.

Aber gerade wenn unsere Industrie allenthalben in Selbstverwaltungskörpern organisiert wäre, würde darin ein Schuß gegen die Gefahr liegen, daß die Arbeiter die Preiswuchergelüste der Unternehmer blind unterstützen. Nehmen heute die Bergarbeiter, um eine Lohnerhöhung durchzusetzen, eine Steigerung der Kohlenpreise mit in Kauf, so hat das immer noch einigermaßen Sinn. Sie können damit rechnen, daß sie wenigstens für einige Zeit

auf diese Weise einen Vorsprung von den übrigen Arbeitern haben werden. Verfolgen aber die Arbeiter in den Selbstverwaltungskörpern aller Wirtschaftszweige eine solche auf Preiserhöhungen gerichtete Politik, so würden sie bald sehen, daß ihnen die Lohnerhöhungen nichts nützen, weil sie gleichzeitig ihre Lebenshaltung entsprechend verteuerte. So dumm sind doch schließlich die Arbeiter nicht, daß sie nicht einsehen, wie wenig sie davon haben, wenn sie sich gegenseitig die Preise in die Höhe schrauben. Dazu kommt, daß die Unternehmer, und besonders diejenigen der Fertigindustrien, auch bei einer sehr guten Organisation die Preise ihrer Erzeugnisse nicht ungestraft beliebig in die Höhe treiben können. Augenblicklich freilich sind wir durch den Stand unserer Valuta in hohem Maße vor der ausländischen Konkurrenz geschützt. Der Zustand aber, daß ein so großer Unterschied zwischen dem Wert unseres Geldes im In- und Ausland besteht, muß doch einmal ein Ende nehmen, und dann setzt schon die ausländische Konkurrenz den Preiserhöhungen Schranken, selbst wenn der Staat nicht mächtig genug sein sollte, ungerechtfertigte Preissteigerungen zu verhindern. Die Arbeiter aber haben allen Grund, sich vermeidbare Preissteigerungen nicht gefallen zu lassen, weil diese nur zu leicht eine Verringerung des Absatzes und eine Vermehrung der Arbeitslosigkeit zur Folge haben. Der Unternehmer kommt unter Umständen auch bei einem beschränkten Absatz auf seine Rechnung, wenn er nur seinen Profit genügend in die Höhe schrauben kann. Die Arbeiter haben schwer darunter zu leiden, wenn ihnen durch hohe Preise die Arbeitsmöglichkeit verringert wird. Schließlich muß aber auch das Interesse der Unternehmer an Preiserhöhungen sich vermindern, wenn sie nicht nur von vornherein den Arbeitern in Gestalt höherer Löhne einen Teil ihres Profits abgeben, sondern auch damit rechnen müssen, daß ihre Arbeiter bald mit weiteren Lohnforderungen kommen, weil in anderen Wirtschaftszweigen auch die Preise erhöht und dadurch die Kosten der Lebenshaltung verteuert werden.

Entsteht, wie anzunehmen ist, in den Selbstverwaltungskörpern ein Gegensatz zwischen den Unternehmern auf der einen, den Arbeitern und Verbrauchervertretern (die ja nicht Händler zu sein brauchen, sondern zum Beispiel aus Konsumentenorganisationen, Verbraucherkammern usw. gewählt werden könnten) auf der anderen Seite, so ist auch nicht zu befürchten, daß die Zwangsverbände dem Staate gegenüber eine so große Macht bekämen, wie das Genosse Landauer glaubt, und da sich sehr bald zeigen würde, daß die Preise nicht beliebig in die Höhe getrieben werden können, würden die Selbstverwaltungskörper darauf hingewiesen, daß sie versuchen müssen, durch eine Rationalisierung der Produktion eine Besserung der Lage der Arbeiter und der Unternehmer zu erzielen. Es ist gar nicht gesagt, daß man von Anfang an überall den Selbstverwaltungskörpern das Recht überlassen müßte, einheitliche Preise für die Erzeugnisse ihres Wirtschaftszweigs festzusetzen. In manchen Fertigindustrien dürfte auch die Mannigfaltigkeit der Produkte einer einheitlichen Preisfestsetzung entgegenstehen. Die Tätigkeit der Selbstverwaltungskörper wäre vielmehr zum Beispiel etwa so zu denken, daß sie zunächst Fachleute anzustellen hätten, die die kaufmännische und technische Organisation der Betriebe zu prüfen und dann auf Grund ihrer Erfahrungen Vorschläge darüber zu machen hätten, wie der ganze Wirtschaftszweig am zweckmäßigsten gestaltet werden könnte; etwa durch Nor-

mierung und Typisierung, durch eine Arbeitsteilung zwischen den Betrieben, durch Schaffung gemeinsamer Einkaufs- oder Verkaufsorganisationen, durch Errichtung oder den Ankauf solcher Betriebe, die Produktionsmittel, z. B. Werkzeuge, für den betreffenden Industriezweig herstellen usw. Dabei würde vielleicht irgendwelcher öffentlich-rechtlicher Zwang sehr oft nicht einmal angewendet zu werden brauchen, wenn freilich öffentlich-rechtliche Befugnisse den Selbstverwaltungskörpern auch nicht fehlen sollten. Es wäre denkbar, daß die Leitung eines Selbstverwaltungskörpers sich zur Schaffung einer besseren Organisation ihres Wirtschaftszweigs ähnlicher Mittel bedient, wie sie heute schon von privatrechtlicher Seite gebraucht werden. Man könnte zum Beispiel den Selbstverwaltungskörpern das Recht verleihen, Obligationen auszugeben, für die die angeschlossenen Unternehmungen solidarisch zu haften hätten. Das durch die Ausgabe dieser Obligationen aufgebrachte Kapital könnte dann zum Beispiel zum Ankauf stillzuliegender Betriebe, zur Aufstellung neuer Maschinen, zur Errichtung neuer Fabriken oder zur Sicherung der Rohstoffversorgung benutzt werden.

Aufgabe der Selbstverwaltungskörper würde es natürlich auch sein, soweit wie möglich die Produktion dem Bedarf anzupassen, wobei freilich ihrer Wirksamkeit enge Grenzen gesetzt wären. Bedarf und Nachfrage nach sehr vielen Waren sind von Weltmarktvorgängen abhängig, die sich nur selten voraussagen lassen. Ist aber unsere ganze Wirtschaft von Selbstverwaltungskörpern durchsetzt, so würde doch der Leitung eines Selbstverwaltungskörpers in den Angaben der Leitung des Selbstverwaltungskörpers der weiterverarbeitenden Industrie häufig gewisse Anhaltspunkte dafür gegeben sein, wie groß etwa die Produktion sein muß, um den Bedarf zu decken. Ferner wäre es ein großer Fortschritt, wenn überhaupt eine Stelle vorhanden sein würde, die die ganze Produktion ihres Wirtschaftszweigs übersehen kann. Es könnte dann zum Beispiel vermieden werden, daß bei einem Steigen der Nachfrage sich die Erzeugung gleich sprunghaft und im Übermaß vermehrt, weil die einzelnen Unternehmer voneinander nichts wissen. Die Leitung des Selbstverwaltungskörpers könnte dafür sorgen, daß in diesem Falle die Produktion nur allmählich und mit Vorsicht gesteigert wird, und wenn auch die planwirtschaftlichen Zwangsverbände Krisen nicht verhüten würden, so könnten sie doch die Gefahr des Ausbruchs einer Krise vermindern. Ebenso könnte bei planwirtschaftlichen Organisationen eine notwendig gewordene Einschränkung der Produktion zweckmäßiger erfolgen wie bei freiem Spiel der Kräfte, zum Beispiel etwa durch die Einstellung eines Teiles der Betriebe, statt durch eine die Produktionskosten verfeuernde Einschränkung aller Betriebe.

Bei der Erörterung des Sozialisierungsproblems ist immer wieder betont worden, daß nur solche Betriebe und Wirtschaftszweige sozialisiert werden sollen, die dazu reif sind. Nach der herrschenden Auffassung ist ein Wirtschaftszweig zur Sozialisierung reif, wenn er schon in hohem Maße organisiert ist, wie zum Beispiel der Kohlenbergbau. Aber gerade in den Wirtschaftszweigen, die in diesem Sinne sozialisierungsreif sind, ist häufig schon durch die Tätigkeit der privatrechtlichen Unternehmer ein hoher Grad der Wirtschaftlichkeit erreicht. Wenn derartige Wirtschaftszweige sozialisiert werden, so mag das sehr wertvoll sein, weil dadurch der Einfluß der Arbeiterschaft und der Allgemeinheit auf das Wirtschaftsleben gestärkt

wird, es werden unter Umständen auch noch manche technische und wirtschaftliche Fortschritte erreicht werden, aber sehr groß werden die hier durch die Sozialisierung erreichbaren Ersparnisse und Ertragssteigerungen nicht mehr sein, wenn sonst im Wirtschaftsleben alles beim alten bleibt. Durch die Sozialisierung der nach dem herrschenden Sprachgebrauch dazu reifen Wirtschaftszweige würde also die Lage der Masse des Volkes nicht wesentlich gebessert werden können.

In großem Maße werden aber Güter und Arbeitskräfte heute noch in solchen Wirtschaftszweigen verschwendet, die nach der üblichen Anschauung noch nicht zur Sozialisierung reif sind. Man mag unseren Industriemagnaten nachsagen, was man will, ihnen fehlt jedenfalls nicht der Sinn für den technisch-wirtschaftlichen Fortschritt. Aber die kleineren und mittleren Unternehmer der Fertigungsindustrien wurseln häufig, entweder aus Unkenntnis oder aus Mangel an Kapital, nach veralteten Methoden und mit mangelhaften technischen Einrichtungen fort. Dazu kommt die Verschwendung von Arbeitskräften durch die Konkurrenz der einzelnen Unternehmungen, von denen oft jede einzelne eigene Reisende hält. Will man also Ersparnisse an Arbeitskräften und Material erzielen, so ist gerade in den wirklich oder vermeintlich noch nicht sozialisierungsreifen Betrieben ein organisatorisches Eingreifen der Allgemeinheit notwendig, wie das durch die planwirtschaftlichen Selbstwirtschaftskörper erfolgen soll.

Ferner kommt in Betracht, daß heute in vielen Industrien privatkapitalistische Organisationen vorhanden sind, die oft nur die Nachteile solcher kapitalistischen Verbände haben, nicht ihre Vorteile. Sie suchen die Preise hochzuhalten, aber sie bemühen sich nicht, technisch-organisatorische Fortschritte für ihren Wirtschaftszweig zu erzielen.

Natürlich wird kein Sozialdemokrat verlangen, daß wir uns darauf beschränken, die Schaffung planwirtschaftlicher Zwangsverbände zu verlangen. Möglichst gleichzeitig mit der Bildung derartiger Verbände müssen auch andere Sozialisierungsmaßnahmen durchgeführt werden. Dadurch würde zugleich der Gefahr entgegengewirkt, daß durch die Schaffung der Selbstverwaltungskörper die Macht des Unternehmertums wächst, wenn eine derartige Gefahr überhaupt besteht. Es könnte in einzelnen Wirtschaftszweigen, etwa im Kohlenbergbau, das privatkapitalistische Unternehmertum völlig ausgeschaltet werden, indem alle vorhandenen Betriebe in irgendeiner Form von der Allgemeinheit übernommen werden. Es wäre aber auch möglich, daß der Staat seinen Einfluß in den Selbstverwaltungskörpern dadurch stärker gestaltet, daß er — schon um der besseren Kontrolle halber — einen Teil der vorhandenen Betriebe in die Hand nimmt oder daß er sich durch den Erwerb von Aktien mehrerer dem Selbstverwaltungskörper ange-schlossener Betriebe einen größeren Einfluß sichert.

Es ist überhaupt merkwürdig, daß man sich bisher bei den Sozialisierungsdebatten so wenig mit der Frage beschäftigt hat, ob man nicht durch die Übernahme von Aktien der für eine Sozialisierung in Betracht kommenden Unternehmungen auf dem Weg zum Sozialismus am leichtesten vorwärts käme. Würde zum Beispiel heute das Reich oder eine von ihm zu diesem Zweck geschaffene Organisation sämtliche oder auch nur die Mehrzahl aller Kohlenbergwerksaktien und -kuxe erwerben, so wäre damit der Einfluß der Allgemeinheit auf den Kohlenbergbau sichergestellt. Man

brauchte zunächst an der Organisation und an der Leitung des Kohlenbergbaus nichts zu ändern und könnte allmählich die im Interesse einer höheren Wirtschaftlichkeit notwendigen organisatorischen Umwandlungen in der bisher üblichen Weise durch den Abschluß von Interessengemeinschaften, Fusionen usw. vornehmen. Dabei würde es vielleicht sogar genügen, wenn die große Menge der Aktien, die am Kohlenbergbau persönlich unbeteiligten Personen gehören, von der Allgemeinheit übernommen werden, während man den am Bergbau an leitender Stelle stehenden Personen ihren Besitz an Aktien oder Anteilen ganz oder teilweise lassen könnte, damit ihr persönliches Interesse am Erfolg ihrer Tätigkeit wachgehalten wird.

Genosse Dr. Landauer meint, daß die mit der Kontrolle der Selbstverwaltungskörper beauftragten Staatsorgane ihrer Aufgabe nicht gewachsen sein würden und ihren Willen gegenüber dem Widerstand der mächtigen Selbstverwaltungsorganisationen nicht durchsetzen können. Wenn er annimmt, daß Arbeiter- und Verbrauchervertreter sich von den Unternehmern ins Schlepptau nehmen ließen, so ist diese Annahme freilich gerechtfertigt. Macht sich aber, und das ist aus den oben angeführten Gründen wahrscheinlich, in den Selbstverwaltungskörpern der Gegensatz zwischen Unternehmern, Arbeitern und Verbrauchern geltend, so wird den kontrollierenden Reichsinstanzen ihre Aufgabe dadurch erleichtert. Selbstverständlich wird sich das Wirtschaftsleben nicht in kurzer Frist so vollkommen organisieren lassen, daß eine Zentralstelle nach einem einheitlichen Plan für jeden Wirtschaftszweig Umfang und Art der Produktion genau bestimmen kann. Eine derartige einheitliche Leitung unseres ganzen Wirtschaftslebens wird sich höchstens nach einer längeren Entwicklung erreichen lassen. Zunächst käme es darauf an, daß der Staat die ihm heute schon zur Beeinflussung des Wirtschaftslebens zur Verfügung stehenden Mittel, wie zum Beispiel Ein- und Ausfuhrkontrolle, Zuteilung von Kohle und Rohstoffen, Festsetzung von Höchstpreisen, Zöllen und Prämien, planmäßiger anwendete als bisher. Die gegenwärtige Wirtschaftspolitik ist ja geradezu ein Hohn auf jede Planmäßigkeit. Um das Tollste herauszugreifen: Wir lassen nahezu 500 000 Tonnen Gerste verbrauen, angeblich, damit keine Brauereiarbeiter arbeitslos werden. Den Ersatz für verbrauchte Gerste müssen wir aus dem Ausland einführen, da unser Getreide nicht zur Sicherung unserer Brotversorgung reicht. Das Reich muß zur Verbilligung des zum Ersatz für die verbrauchte Gerste eingeführten Getreides mindestens $1\frac{1}{2}$ bis 2 Milliarden zuschießen. Gleichzeitig ist aber der Wohnungsbau auf das Äußerste eingeschränkt, weil dafür keine Mittel vorhanden sind, und viele Tausende von Bauarbeitern sind arbeitslos. Für die $1\frac{1}{2}$ bis 2 Milliarden Mark könnte man aber 20 000 bis 30 000 Wohnungen bauen lassen und Tausende von Bauarbeitern bekämen Beschäftigung. Wäre bei unseren Regierungen und Volksvertretern der Sinn für eine planmäßige Wirtschaftspolitik auch nur einigermaßen vorhanden, so würden sie sich sagen, daß das deutsche Volk Wohnungen notwendiger braucht als Bier, und daß, wenn schon Arbeitslosigkeit nicht zu vermeiden ist, es besser ist, wenn Brauarbeiter feiern statt Bauarbeiter. Oder was ist es für ein Wahnsinn, daß man erst durch die Freigabe der Fleischwirtschaft für die Landwirte einen starken Anreiz zur Getreideverfütterung schafft und dann versucht, mit Gewalt den Bauern ihr Getreide wegzuholen.

Die Planwirtschaft soll kein Universalrezept zur Herbeiführung des Sozialismus sein. Wir haben uns vor der Revolution viel zu wenig mit der Frage beschäftigt, wie der Sozialismus durchgeführt werden kann, eine Unterlassung, die sich nach der Revolution als ein Nachteil für die Sozialdemokratie erwiesen und dazu geführt hat, daß man vielfach das Sozialisierungsproblem mit nichtsagenden Redensarten abzutun suchte. Andererseits muß zugegeben werden, daß auch heute niemand sagen kann, welches die beste Sozialisierungsmethode ist. Es wäre auch bei der großen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse in unserem Wirtschaftsleben sehr merkwürdig, wenn man überall dieselben Mittel anwenden könnte, um zu sozialisieren. Die Sozialisierung ist eine Sache der Praxis. Um unserem Ziel der völligen Umwandlung der kapitalistischen in eine sozialistische Gesellschaft näherzukommen, werden wir die verschiedensten Mittel benutzen müssen. Die Frage, auf welchem Wege wir am schnellsten und am weitesten vorwärtstkommen, kann nur die Erfahrung beantworten. Unsere Aufgabe ist es, darauf zu dringen, daß die Mittel, die uns überhaupt vorwärtsbringen können, zur Anwendung kommen, und deshalb brauchen wir auch die Planwirtschaft.

Karl Marx als ökonomischer Transzendentalphilosoph

Von F. Staudinger

»Weil jede wahre Philosophie die Quintessenz ihrer Zeit ist, so muß die Zeit kommen, wo die Philosophie nicht nur innerlich durch ihren Gehalt, sondern auch äußerlich durch ihre Erscheinung mit der wirklichen Welt ihrer Zeit in Berührung und Wechselwirkung tritt.« Dieser von Marx bereits 1842 in der »Rheinischen Zeitung« geäußerte, von Karl Vorländer in seinem Buch über »Marx, Engels und Lassalle als Philosophen« zitierte Satz enthält in den von mir hervorgehobenen Worten ein durchaus »transzendentes« Gepräge. Nur erst andeutungsweise freilich, aber im Wesen durchaus unzweifelhaft. Der Zusammenhangsgedanke ist da bereits ganz unzweideutig bezeichnet, und zwar der Zusammenhangsgedanke nicht eines philosophischen Systems in sich, sondern der Zusammenhang der Gedanken mit dem weitesten Gegenstand, den es überhaupt haben kann, mit der »Welt« und der »Zeit« und, da er »äußerlich« in Erscheinung treten soll, mit der Tat.

Dagegen sagt Albert Kranold in seiner Besprechung des eben genannten Buches (in Nr. 12 und 13 der Neuen Zeit): »Es ist ein vergebliches Bemühen, Marx und Engels als Sachphilosophen im Sinne eines Erkenntnistheoretikers erweisen zu wollen. Sie waren sachlich lediglich Vertreter der Sozialwissenschaft und Geschichte. . . . Es ist eine Verkennung des historischen Materialismus, wenn man in ihm bereits eine Erkenntnistheorie sieht. Marx und Engels haben nicht die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnis überhaupt gestellt, sondern lediglich die Frage nach den besonderen Bedingungen des sozialen Lebens.« Sie haben, so sagte er zuvor, »historisch-psychologisch«, nicht »philosophisch-erkenntnistheoretisch« gedacht.

Daran ist richtig, daß sie nicht erkenntnistheoretisch insofern gedacht haben, als der Gegenstand ihrer Forschung nicht die Erkenntnis als

solche gewesen ist. Immerhin sind ihrer Bestandteile genug, die daran anklängen. Für Kant selbst war übrigens die Erkenntnis ebenfalls nur in der ersten seiner drei Kritiken Gegenstand des Forschens, in der zweiten war es die Ethik, in der dritten die Teleologie und die Kunst. Aber nicht auf den Gegenstand der Betrachtung, sondern auf die Methodik, nach der er behandelt wird, kommt es an, wenn wir Kant mit Marx vergleichen. Wenn man die Sache so sieht, so muß man behaupten, daß beide durchaus nach gleicher Grundmethode vorgehen. Sicher ist auch, daß Marx ebenso wenig und ebensoviel »psychologische« Bestandteile in seiner Kritik der Ökonomie enthält wie Kant in seiner Erkenntniskritik. Aber es kommt eben auf den Gesichtspunkt an, unter dem sie behandelt werden. Wie der Schreiner das Holz unter dem technischen Gesichtspunkt betrachtet, so der Botaniker dasselbe Holz unter dem Gesichtspunkt der Naturkunde. Und so werden die verschiedenen Menschen, welche Holz, Eisen, Wolle unter dem technischen Gesichtspunkt erforschen, methodisch zusammengehören, ob auch ihr Gegenstand ganz verschieden sei, Botaniker, Geologen und Tierkundler aber in anderer Methodik zusammenzuordnen sein.

Aber um zu erkennen, daß und wie sehr Marx in der Methodik der Behandlung mit Kant in eine Linie gehört, wie sehr gerade seine wichtigsten Errungenschaften, seine Geschichtsauffassung, seine Wertlehre und vor allem sein daraus begründeter Sozialgedanke von dieser Methode beherrscht sind, muß man natürlich diese Methode in ihrem Kern und Wesen erkannt haben.

Da treten uns zunächst zwei Gesichtspunkte ausschlaggebend entgegen. Sowohl Marx wie Kant bedienen sich, und zwar beide mit vollem Bewußtsein der Tragweite ihres Verfahrens, zunächst der *abstraktiven Analyse*. Sie suchen die reinen Formen auf, welche den Erscheinungen zugrunde liegen: Kant in seiner Erkenntniskritik die reinen Formen sinnlicher Anschauung, die reinen Formen des Denkens; Marx den reinen oder absoluten Fall der Gleichheit von Angebot und Nachfrage (*»Kapital«, III a, S. 169*). Er legt sie ganz ausdrücklich seiner Wertlehre zugrunde. Und er fragt: »Warum? Um die Erscheinungen in ihrer gesetzmäßigen, ihrem Begriff entsprechenden Gestalt zu betrachten, das heißt sie zu betrachten unabhängig von dem durch die Bewegung von Nachfrage und Angebot hervorgerufenen Schein. Andererseits um die wirkliche Tendenz ihrer Bewegung aufzufinden,« den Fall zu »fixieren«, in dem die Ungleichmäßigkeiten sich ausgleichen. Und schon in der Vorrede hat er diese Methodik gekennzeichnet: »Bei der Analyse der ökonomischen Formen kann... weder das Mikroskop dienen noch chemische Reagenzien. Die Abstraktionskraft muß beides ersetzen« (*»Kapital«, 2. Auflage, S. 4*).

Aber diese Methodik ist erst die eine Seite der transzendentalen Behandlungsart, gewissermaßen nur deren notwendige Vorbedingung. Alle exakteren Wissenschaften, voran die Mathematik, müssen sich ihrer bedienen, und selbst die alltägliche Betrachtung der Dinge enthält mehr oder weniger davon, wenn auch nicht, was gerade für die transzendente Untersuchung gefordert wird, »rein«.

Worauf beruht aber das eigentlich »Transzendente«? »Transzendental« heißt »überleitend«, im Gegensatz zu »transzendent«, welches etwas bezeichnet, was jenseits der Erfahrung liegt. Wozu soll das Transzendente aber überleiten? Nun, Kants Grundfrage in der Erkenntniskritik ist: »Wie können

subjektive Bedingungen des Denkens und der Anschauung objektive Bedeutung haben?» In dieser Frage gründet Kants „A priori“, das nicht, wie Kranold richtig betont, zeitlich zu betrachten ist. Aber auch nicht bloß logisch, wie er meint. Wohl besteht das wesentlich überleitende Element bei Kant in seinen logischen Urteilen. Aber Urteile sind ihm, transzendental betrachtet, nicht bloß logische Formen, sondern »Handlungen«, Handlungen, welche die geistige Verbindung zwischen Ich und Gegenstand herstellen, und zwar so, daß der Gegenstand dadurch bestimmt wird. Um ein empirisches Beispiel zu geben: Ich sehe im Dunkel ein rundes, sich bewegendes Leuchten. »Was ist das?« frage ich. »Das ist ein Kakenauge,« sagt man mir. Mit diesem Urteil, welches den noch unbestimmten Lichtschein in den Zusammenhang der schon vorhandenen Erkenntnisse einfügt, ist für mich die empirische Erkenntnis geschaffen. Diese Gedankenbewegung, die sich bei jedem gegenständlichen Urteil wiederholt und ohne die keinerlei Erkenntnis möglich ist, ist eben in ihrer Allgemeinheit das „A priori“, das heißt: ohne solches Urteilen würde mir die Lichterscheinung nie zum Bewußtsein eines Kakenauges, würde keine Erscheinung zum Bewußtsein eines Gegenstandes werden. Es ist also ein grundlegendes, die Erfahrung bildendes Erfordernis.

Damit aber ist das objektivierende Urteil eben eine Handlung, die, vom Ich ausgehend, zum Gegenstand, und andererseits, könnte man sagen, auch, vom Gegenstand ausgehend, zum Ich überleitet. Denn ohne die Empfindung des Lichtscheins würde das Urteil nicht gefällt werden können. Diese Seite hat Kant freilich mißachtet. Das Empfinden, worin der unmittelbare lebendige Zusammenhang zwischen Ich und etwas außer mir hergestellt wird, hat er als empirisch bezeichnet, da er nur die Verschiedenheiten der Empfindungen, nicht ihre Gleichartigkeit als Vorgang sah. Dadurch wird die Empfindung gleichsam ein erratischer Block in seinem Denkgefüge,¹ und es fehlt jede Begründung dafür, daß er nachher in den Grundsätzen (4) sagt: »Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung, der Empfindung zusammenhängt, ist wirklich.« Das ist, neben dem gewöhnlichen Nichtverstehen des Transzendentalen als Vorgangs zwischen Ich und Gegenstand, der Hauptgrund, warum Kants Philosophie so viel mißkannt und mißhandelt worden ist.

Aber immerhin ist der Gedanke der Überleitung zwischen »dem stehenden und bleibenden Ich« und dessen Gegenstand als Bedingung der Erkenntnis für Kant maßgebend. Und hierauf kommt es allein an. Diesen Gedanken hatte die vorhergehende Zeit nicht zu fassen vermocht, sondern sich stets nur

¹ Das hat auch Cohen empfunden. Aber er stellt in seiner »Logik der reinen Erfahrung«, S. 389 die Empfindung als ein bloßes »Fragezeichen« hin und will S. 423 ihre Inhalte zu bloßen mathematischen Größen werden lassen. Dabei bleibt jedoch die Empfindung als — Empfinden, das heißt als transzendentaler Grundvorgang bestehen. Dessen Ergebnis könnte keine »Wirklichkeit« verbürgen, wenn sie nicht im Vorgang des Empfindens selbst schon zugrunde läge. — Umgekehrt erkennt Eugen Dieffen in seiner neuen Schrift »Materialismus oder Idealismus« zwar noch ebenso wie sein Vater Joseph Dieffen die transzendentale Lehre von Kant und sagt sie, wie es ja meist geschieht, ontologisch. Aber er erklärt doch, seines Vaters beste Gedanken herausholend, den Erfahrungsvorgang für »die einheitliche Verknüpfung Natur und Mensch, von Subjekt und Objekt, Sein und Denken« usw. (S. 28). Er denkt also selbst hier transzendental, wenn er auch diese Betrachtungsweise nicht ganz von der ontologischen scheidet.

in den Zusammenhängen der Objekte herumgetrieben und das Ich selbst als etwas sehr Merkwürdiges nur in diesen Zusammenhang einzufügen oder ihm gegenüberzustellen gewußt. Den Zusammenhang Ich - Gegenstand selbst zum Gegenstand der Behandlung gemacht zu haben, das ist die unsterbliche Leistung Kants.

Nun haben wir aber den Zusammenhang Ich-Gegenstand nicht nur in bezug auf das Erkennen, wir haben diesen Zusammenhang auch in bezug auf die beiden anderen Hauptseiten des bewußten Ichlebens, das Fühlen und das Wollen zu betrachten. Wenn diese auch nicht, wie es nach Kants Ausdrucksweise scheinen kann, besondere »Vermögen«, vielmehr nur voneinander untrennbare Seiten, wie Form, Farbe und Schwere am Körper, sind, so können sie doch ihrerseits gesondert, also abstrahiert in den Blickpunkt des Bewußtseins gehoben werden. Geschieht das nun so, daß man sie als solche herausnimmt, bloß von der Gefühls- und Willenswelt redet und ihren Zusammenhang mit Gegenständen nur beispielsweise ins Kluge faßt, so ist all solche Betrachtung »psychologisch«. Sobald man aber deren Zusammenhang mit ihren Gegenständen selbst als Gegenstand behandelt und die Bedingungen untersucht, unter denen er als solcher steht, so ist die Behandlung transzendental. In dieser Weise hat Kant bereits in seinen beiden folgenden Kritiken gewaltige Vorarbeit geleistet. Die Ethik zum Beispiel gipfelt im Zusammenhang des »guten Willens« mit dem »Reich der Zwecke«.

Aber wenn wir damit zum Wollen kommen: Wille ist nichts ohne Gewolltes. Und zwischen Willen und Gewolltes trifft, wenn der Wille kein bloßer Wunsch bleibt, als Vermittler die Tat. »In der Praxis muß der Mensch die Wahrheit, das heißt die Wirklichkeit und Macht, die Diesseitigkeit seines Denkens beweisen,« so sagt schon in den Thesen gegen Feuerbach der werdende Genius der Ökonomie. Also das Tun der Menschen ist in seinen Bedingtheiten vom Begehren bis zum beschafften Gegenstand dargestellt, oder anders ausgedrückt: aus dem Tun der Menschen müssen die Bedingtheiten zugleich des geschaffenen Zusammenhangs, der sich aus dem Tun ergibt, als auch des Wollens selbst, der zur Tat schreitet, erkannt werden.

Wo aber trifft dies gegenständliche Tun des Menschen sowohl im einzelnen wie in der menschlichen Gesellschaft zutage? Doch wohl in demjenigen Gesamtprozeß, der unsere Bedürfnisgüter beschafft, der den Willen des einzelnen einerseits bestimmt, andererseits durch diesen Willen erzeugt wird; also gerade in der Gesamtheit seiner ökonomischen Tätigkeiten. Schon in der bloßen Handhabung seines Werkzeugs bestimmt dies seine Bewegungen ebenso, wie er sie bestimmt. Dadurch aber ist der Mensch einerseits mit der Natur, andererseits mit der menschlichen Gesellschaft, der Vorwelt wie der Mitwelt, unlöslich in seiner Tätigkeit verknüpft. Das tätige Wollen also ist, mehr als die bloße Erkenntnis, von vornherein darauf angelegt, transzendental behandelt zu werden. Und so können auch die Ökonomen, welche diesen Zusammenhang verstehen wollen, nicht anders als wenigstens in gewissem Umfang transzendental zu verfahren, ob sie das wissen und so meinen oder nicht.

Aber es ist eben ein Unterschied, wie sie das tun, ob sie mehr empirisch beschreibend und historisch aneinanderreihend verfahren oder ob sie dabei

gerade jene reinen Gedankenverbindungen zugrunde legen, durch die auch diese Zusammenhänge uns als einander bedingend verständlich werden. Nur im letzteren Falle ist die Behandlung in Kants Sinne »transzendental«. Darin, daß Marx das getan hat, zeigt sich also seine transzendente Bedeutung.

Nun wirft man ihm ja vor, er habe dabei den Menschen gewissermaßen zum Werkzeug von blinden Kräften gemacht, die ihn hinter seinem Rücken regieren und seinem eigenen Willen nichts übrig lassen. Sein Verfahren laufe also darauf hinaus, die Ergebnisse der wirtschaftlichen und damit der geschichtlichen Gesamtbewegung fatalistisch zu deuten. Aber ist denn nicht in der Tat die bisherige Entwicklung mehr als die blinde Resultante von unzähligen Willenshandlungen, die sich gegenseitig aufheben oder helfen, ohne zu wissen wie? Sie stellen bisher nicht oder doch erst in allerbescheidenstem Umfang ein bewußtes Gesamtwillen dar. Aber muß das so bleiben? Hat nicht Engels vom Sprunge aus der Notwendigkeit in die Freiheit geredet? Nun, ein Sprung wird das freilich nicht sein, aber doch ein unendliches Werden zu diesem Ziel hin. »Tausend Ziele gab es bisher. Denn tausend Völker gab es. Nur die Fessel der tausend Nacken fehlt noch, es fehlt das eine Ziel. Noch hat die Menschheit kein Ziel. Aber sagt mir doch, meine Brüder: wenn der Menschheit das Ziel noch fehlt, fehlt da nicht auch — sie selber noch?« So frug Nietzsche in seinem »Zarathustra«. Da liegt der Materialismus der Geschichte! Und — die Mahnung, ihn zu überwinden! Erziehen! so ruft man ja heute in allen Tonarten. Aber erziehen zu was und durch welche Kräfte, das ist die Frage, die schon Marx stellte. Und diese Frage ist — transzendental und kann nur in transzendentaler Forschung beantwortet werden.

Gewiß, Marx hat das Wort nicht gebraucht, und man kann es entbehren oder ein anderes nehmen. Dialektik vielleicht, die das Ineinander-schlingen der Bewegungen und des Werdens in ihrer Verschlingung mehr hervorhebt, freilich aber das »Reine« der Methodik nicht anzeigt. Worauf es aber ankommt, das ist, daß diese Verschlingungen eben im Zusammenhang zwischen Willen und Gewolltem in ihren reinen Bedingtheiten klar gekennzeichnet werden. Denn wo man noch nicht klar weiß, kann man auch nicht sicher wollen.

Das Erkennen aber hat Marx jedenfalls bereits in weitem Umfang gefördert. Und zwar im vollen Bewußtsein des transzendentalen Zusammenhanges. Im Anfang des fünften Kapitels (im ersten Bande des »Kapital«) werden die transzendentalen Leitsätze mit einer Deutlichkeit verkündet, die auch den verstiegensten Idealisten befriedigen mußte. Sie werden leider weit weniger beachtet als die Sätze über den historischen Materialismus aus der Vorrede zur Kritik der politischen Ökonomie. Und doch sind erst sie der rechte, der philosophische Kommentar dazu. Da heißt es:

»Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin er seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert... um sich den Naturstoff in einer für sein eigenes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigene Natur. Er entwickelt die in ihr (der eigenen Natur) schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner

eigenen Notmäßigkeit. Wir haben es hier nicht mit den ersten instinkt-mäßigen Formen der Arbeit zu tun. . . . Wir unterstellen die Arbeit in einer Form, in der sie dem Menschen ausschließlich angehört. Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Zellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopfe gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war. Nicht daß er nur eine Formveränderung des Natürlichen bewirkt, verwirklicht er im Natürlichen zugleich seinen Zweck, den er weiß, der die Art und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt und dem er seinen Willen unterordnen muß.

»Weiß«, »als Gesetz bestimmt«, »den Willen unterordnen«. Also Erkenntnis, Wissen des Zweckes, Recht, hier rein technisches Recht, und Unterwerfung des Willens unter das Recht, das sein eigenes Gesetz ist, das ist in ihrem Keime die Ethik. Alles das in einem als Bedingung der wirtschaftlichen Arbeit. Freilich, wie diese im untersten Unterbau enthaltenen »ideologischen« Momente, die sogar Bedingungen der wirtschaftlichen Tätigkeit sind, nachher in der Gesellschaft zum Überbau werden, das hat Marx hier wie in den historischen Leitsätzen nicht deutlich ans Licht gestellt; es läßt sich zunächst nur ahnen. Deutlicher schon macht er es, wenn er, der die Warenbewegung sonst ganz objektiviert darstellt, im Anfang des zweiten Kapitels sagt: Die Waren können »nicht von selbst zu Markte gehen«, »die Warenhüter« müssen sich »zueinander als Personen verhalten, deren Wille in jenen Dingen haust, so daß der eine nur mit dem Willen des anderen die fremde Ware sich aneignet, indem er die seine veräußert«. Sie müssen sich dabei »wechselseitig als Eigentümer anerkennen. Dies Rechtsverhältnis, dessen Form der Vertrag ist, ob nun legal entwickelt oder nicht, ist ein Willensverhältnis, worin sich das ökonomische Verhältnis (der beiden tauschenden Personen in bezug auf ihre Sachen) widerspiegelt.«

Da sehen wir glatt und deutlich den transszendentalen Zusammenhang im ökonomischen Verhältnis gekennzeichnet und das Rechts- und Willensverhältnis als dessen Einbau im »Unterbau« erkannt. Später, wenn der Austausch zur gesellschaftlichen Regel geworden ist, wird es dann legal gemacht. Und dann ist es eben »Überbau«. So wären noch eine ganze Reihe von Fällen anzuführen, worin er den empirischen Schein in transszendentaler Betrachtung auflöst. Einer der drastischsten ist die Art, wie er den Fetischcharakter der Warenwelt und des Geldes dahin erklärt, daß die Menschen »die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte« ansehen.

Es ist also im Kern und Wesen genau dieselbe Methodik, die Marx für die Wirtschaftskritik und die Kant für die Erkenntniskritik und die Kritik der Ethik verwendet. Ja, wie Kant seine Werke »Kritik« benennt, so auch Marx sein »Kapital« »Kritik der politischen Ökonomie« im Untertitel. Der ich-gegenständliche Zusammenhang als Gegenstand und die analytische Abstraktion der reinen Grundformen als der Erkenntnisbedingungen gehören zusammen hier wie dort. Von diesem, nicht von irgendwelchem Ergebniss-gehaltspunkt aus hat Vorländer, ebenso wie ich, seit langen Jahren die

Sache betrachte, und wenn Vorländer in seinem letzten Werke wohl mit Absicht mehr beschreibend als kritisch erörternd verfahren ist, so hat er schwerlich seine Grundanschauung irgendwie geändert. Im Gegenteil, ich möchte glauben, daß sie sich bei ihm, ebenso wie bei mir, mit der Zeit noch mehr gefestigt hat. Wir können deshalb nur lächeln, wenn Schulze-Gävernitz oder Drill oder sonst jemand sich gegen die Zusammenstellung von Kant und Marx wie gegen einen wissenschaftlichen Frevel verwahren. Von Kranold aber, der doch eine sehr weitgehende Einsicht in die Sache zeigt, darf man hoffen, daß er leicht erkennt, aus welcher Verwechslung zweier verschiedener Gesichtspunkte sein Widerspruch erfolgt ist.

Zeitgeschichtliche Profile

Von J. Kliche

Unsere an Überraschungen und neuen Erscheinungen zweifellos reiche Zeit hat in vieler Beziehung das Unterste zu oberst gekehrt. Sie hat politisch und wirtschaftlich neues Terrain ausgewählt; sie hat ferner auch eine Anzahl Persönlichkeiten in das Licht der Öffentlichkeit gestellt, die eine mehr oder minder starke Beachtung finden und vielfach auch eine solche verdienen.

Freilich, so mancher, der sich bereits für eine historische Persönlichkeit hält, wird schon in kurzer Zeit zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsinken und im weiten Meer der Vergessenheit untergehen. Er wird, später gesehen, kaum das Prädikat »Einfagsfliege« zugebilligt erhalten, denn gerade unsere raschlebige Zeit mit ihrem hastenden, auf Sensation erpichten Charakter und mit ihren Möglichkeiten des Bluffs ermöglicht es politischen und moralischen Nullen, stolzgebläht auf dem obersten Wellenkamm einherzuschwimmen, während sie in Wirklichkeit nichts weiter sind als Abschaum, der oben schwimmt, weil er leichten Gehalts ist. Das geht eine Weile, bis ein salziger Witschsprüher kommt, der ihn in den Schlick und Schlamm des Ufers treibt, wo er hingehört. Gute Freunde oder unkritische Naturen pflegen dann in sonderbarer Verkennung der Dinge zu behaupten, daß der Betreffende »verbraucht« sei.

Freilich wird es schon in der Gegenwart dem geschulten Blick nicht allzu schwer, Persönlichkeiten von Wert von solchen ohne Gehalt zu unterscheiden. Diese Gabe besitzt sicher auch Erich Dombrowski, der in der Maske eines sprachgewaltigen deutschen Satirikers des sechzehnten Jahrhunderts nun bereits den dritten Band seiner »Köpfe« bei Oesterheld & Co. in Berlin erscheinen läßt (Johannes Fischart, »Köpfe der Gegenwart, das alte und das neue System«, 272 Seiten, Preis gebunden 25 Mark). Wenn er trotzdem in seine Sammlung, deren erster Band an dieser Stelle bereits durch Edgar Hahnwald angezeigt wurde (Neue Zeit, 37. Jahrgang, 2. Band, S. 432), manchen mit leichtem politischen oder sonstigem nicht gerade reichen geistigen Gepäck Beschwerten aufgenommen hat, so wohl weniger, weil er die Bedeutung des betreffenden Zeitgenossen überschätzte, sondern weil dieser just vorübergehend als mehr oder minder wichtig angesehener »Mann des Tages« im bunten Rampenlicht stand und sich gleich dem bekannten billigen Jakob der Jahrmärkte vor dem geduldig-staunenden Publikum »produzierte«. Das p. p. Publikum läuft ja noch immer zum Jahrmärktkaspar.

Weit entfernt von dem Treitschkeschen Gedanken, daß lediglich Männer die Geschichte machen, erkennen wir gerne an, daß für die Fischart'schen Porträts wirklich ein Interesse vorhanden ist. In kluger und geschickter Weise sind in dem vorliegenden Bande nahezu zwei Duzend Persönlichkeiten gezeichnet, die entweder

auf der Grenzschelde zwischen der alten und der neuen Zeit oder aber bereits mit beiden Beinen fest in letzterer stehen. Seien es nun Politiker wie Bernstein, Legien, Parvus, Simons, Heinze, Haubmann, Däumig, Henke, Koch, Kapp, Oeyer und Klara Zetkin; seien es Männer der Wirtschaft wie Stinnes, Rießer und der unlängst verstorbene Rudolf Mosse; seien es Wissenschaftler und Künstler wie Einstein, Spengler und Max Reinhardt — sie alle haben für den Tag eine gewisse Bedeutung erlangt. Daß Dombrowski seine Porträts in der Form verhältnismäßig originell und in der Sache mit scharfen Strichen zu zeichnen versteht, verriet schon die ersten beiden Bände, der dritte bestätigt es nur. Auch wie früher geben einzelne Biographien ein scharfgeschautes Bild eines bestimmten Zeitabschnitts. So die Kapitel »Kapp« und »Legien«. Sehr gut hat der Verfasser die Formel für Karl Legien gefunden, den er am Schluß eines vierzehn Seiten umfassenden Aufsatzes folgendermaßen charakterisiert: »Ein Heerführer, ein Taktiker, ein Praktiker, ein Einsichtiger, aber in allem doch ein Klassenkämpfer.«

Als Erich Dombrowski, der in diesem Bande seine Fischartmaske lüftet, seinerzeit in der »Weltbühne« mit der Veröffentlichung seiner politisch-literarischen Porträts begann — es sind nun schon drei Jahre her —, erregte seine Methode wegen ihres originellen Charakters in interessierten Kreisen ein gewisses Aufsehen, und doch war sie nicht ganz neu. Harden war vorangegangen, und bei Ullstein waren bereits einige Bände mit ähnlichen Biographien ausländischer Politiker und Publizisten erschienen. Ich erinnere nur an Sil Parus englische und Max Nordaus französische »Staatsmänner«, denen die Weltkriegsdiplomatie erhöhte Beachtung verschafft hatte. Dennoch fanden die Dombrowskischen Skizzen infolge ihrer plastischen Gestaltung, der Unmittelbarkeit des Stoffes und manch anderer Vorzüge eine stärkere Beachtung als die genannten Bücher. Und fast scheint es, als sollten, die Konjunktur nützend, ihnen mancherlei Nachfahren beschieden sein — Nachfahren, die vielleicht alles Zeug besitzen, die Methode etwa ebenso zu trivialisieren, wie, um ein Beispiel aus der Belletristik zu gebrauchen, die Bürgerscheibenlyriker der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Schopenhauer'sche Geschichtsromantik durch ihre Nachäffung beinahe in Verruf gebracht haben.

So fehlt beispielsweise Emil Unger's Skizzen »Politische Köpfe des sozialistischen Deutschlands« (Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer, 130 Seiten, Preis gebunden 18 Mark) jeder entschiedene Beurteilungsstandpunkt. Unger hat in 29 Skizzen die Charaktere von ebenso vielen zeitgenössischen sozialistischen Politikern aller Richtungen zu zeichnen versucht. Seine Arbeiten verraten zwar eine gewisse feuilletonistische Beweglichkeit, entbehren aber zu sehr der Tiefe, um als gute Charakterbilder angesprochen werden zu können. Der Verfasser fändelt geschwätzig mit seinem Stoff, rühmt sich in jeder einzelnen Skizze der Bekanntheit mit seinem Helden, wagt aber nicht, irgendwie zu den politischen Ansichten des Betreffenden Stellung zu nehmen. Er geht manchmal gar so weit, in dem Buche das als rühmend zu feiern, was er zur selben Zeit anderwärts verurteilt hat. So ist er beispielsweise in der Skizze über Ströbel voll des Lobes über dessen Buch »Die deutsche Revolution«. Zur selben Stunde aber ging er hin und suchte eine Partei zu gründen, die den Ströbelschen Idealen ganz fernstand. Ja, der Aufruf zu dieser (mißglückten) Gründung war nichts anderes als eine scharfe Verurteilung des Politikers Ströbel. Eine solche spekulierende, dazu reichlich schmalzige Methode hat ihre Nachteile. Zudem bleibt Unger ganz im Anekdotenhaften stecken. Der zeitgeschichtliche Wert der Dombrowskischen Arbeiten fehlt seinen Skizzen gänzlich. Unter den beigegebenen Abbildungen sind übrigens unter den Bildern von Winnig und Lensch die Namen verwechselt.

Der Erfolg, den Dombrowski einheimste, hat außer Unger noch einige andere nicht schlafen lassen, und ein Blick in verschiedene Zeitschriften lehrt, daß wohl bald weitere Bücher dieser Art auf dem Büchermarkt erscheinen werden.

Literarische Rundschau

Ferdinand Graf v. Degenfeld-Schonburg, Die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns und der deutsche Marxismus. Tübingen 1920, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis 20 Mark, dazu 75 Prozent Teuerungszuschlag.

Der Verfasser hat kurz vor dem Kriege in einem lesenswerten Buche die Lohntheorien von Smith, Ricardo, Mill und Marx behandelt, doch hat diese Arbeit in den Wirren des Weltkriegs nicht die verdiente Beachtung gefunden. In dem vorliegenden Buche behandelt er das zeitgemäße Problem der seelischen Unterlage des wirtschaftlichen Lebens, die wichtige Frage, welche seelischen Antriebe in einer zukünftigen sozialistischen Wirtschaftsweise die Tätigkeit der wirtschaftenden Personen beeinflussen oder bestimmen werden, wenn die im modernen Kapitalismus wirkenden Motive ausgeschaltet sein werden. Nicht mit Unrecht macht er den bisherigen Volkswirtschaftlern den Vorwurf, daß sie sich viel zu wenig mit den seelischen Bedingungen des Wirtschaftslebens beschäftigt und die sozialpsychischen Grundlagen der Wirtschaft vernachlässigt hätten. Besonders die Vertreter und Verkünder einer neuen Wirtschaftsweise hätten die Pflicht, eingehend und gründlich zu prüfen, ob auch der seelische Untergrund des wirtschaftlichen Zukunftsbaus genügend Tragfähigkeit besitze, um die Haltbarkeit der neuen Gesellschaft gewährleisten zu können. In dieser Beziehung habe der Marxismus bislang viel zu wenig Vorarbeit geleistet, und es bestehe die Gefahr, daß er sein Haus auf halbflorem Boden errichten werde.

Um diese Lücke auszufüllen, unterzieht sich der Verfasser der sicherlich dankenswerten Aufgabe, nach den Triebkräften zu forschen, die in den Wirtschaftssubjekten heute wirksam sind und später wirksam sein können. Zunächst untersucht er die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns in der kapitalistischen Gesellschaft, wobei er alles das berücksichtigt, was die heutigen Menschen zum Arbeiten und Wirtschaften antreibt. Er lehnt die Meinung ab, daß lediglich die Ichsucht, die Sorge für das eigene Interesse, die Handlungen der Gegenwartsmenschen beeinflussen; er findet vielmehr, daß auch die Wirsucht, die Sorge für fremde Interessen, einen starken Antrieb bilde, er unterscheidet die Motive des privatwirtschaftlichen Handelns von dem des volkswirtschaftlichen und des sozialwirtschaftlichen Handelns, er untersucht den Erwerbstrieb in seinen verschiedenen Auswirkungen und schält aus dem Tun und Lassen der einzelnen Menschen und der einzelnen Gruppen die ichsüchtigen und wirsüchtigen Keime heraus. Sodann gibt er eine eingehende Darstellung der marxistischen Motivationslehre, indem er die Schriften von Marx und Engels, von Bebel und Kautsky nach dieser Richtung hin durchforscht. Nachdem er Ballods (Atlantius) Sozialstaat, der seiner Meinung nach aus dem Rahmen des Marxismus herausfällt, einer Erörterung unterzogen hat, behandelt er die Problemstellung der Marxisten in der Revolutionszeit, denen er eine gründlichere Prüfung der Frage nach den seelischen Triebkräften in der Wirtschaft nachrühmt. Sie hätten mehr als ihre Vorgänger die Bedeutung der Menschen, der Persönlichkeiten für das Gedeihen des Wirtschaftsorganismus erkannt, und sie seien unter dem Zwange der Verhältnisse zu der Überzeugung gelangt, daß die Sozialisierung der Produktionsmittel durch eine Sozialisierung der Menschen ergänzt werden müsse. Die bisherige, vorwiegend mechanistische Auffassung des Wirtschaftslebens sei durch eine mehr organistische, sozialpsychologische Auffassung verdrängt worden.

Der eigentliche Schwerpunkt des Buches liegt in der Kritik der marxistisch-sozialistischen Motivationslehre. Hier weist der Verfasser darauf hin, daß der Marxismus von der Auffassung ausgehe, der Sozialismus sei eine unentrinnbare Notwendigkeit im Entwicklungsgang der Menschheit, er werde mit Notwendigkeit den Kapitalismus ablösen, wenn er im Schoße der Gesellschaft reif ge-

worden sei. Hieraus erklärt sich das geringe Interesse der früheren Margisten an der psychologischen Begründung der sozialistischen Wirtschaftsweise. Der Verfasser hält diese Auffassung für falsch: der Sozialismus könne wohl den Kapitalismus ablösen, es sei aber nicht unbedingt notwendig, daß er ihn ablöse. Wolle er ihn ablösen, so müsse er sich als eine höhere Form wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Entwicklung erweisen. Es sei allerdings ein marxistischer Glaubenssatz, daß eine sozialistische Wirtschaftsweise die Leistungsfähigkeit und damit die Erträge menschlicher Arbeit ungeheuer steigern werde, so daß die Gewährleistung eines menschenwürdigen Daseins für alle und eine gesicherte Existenz zu einer Selbstverständlichkeit werde, aber es erscheine zweifelhaft, ob diese gesteigerte Produktivität auch eintreten werde, wenn die bisherigen Anreize und Zwangsmittel weggefallen seien. Hier spiele die Frage nach Zwang und Freiheit, nach einer inneren Verknüpfung von Arbeit und Erfolg eine wichtige Rolle. Der Sozialismus habe einen starken Glauben an die Änderung der menschlichen Natur unter dem Einfluß der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse, aber für die Wahrheit dieses Glaubens sei bislang noch kein Beweis erbracht. Im Gegenteil bestehe die Gefahr, daß durch das Ausschalten der kapitalistischen Motive aus dem Wirtschaftsleben das Interesse der Wirtschaftssubjekte an der wirtschaftlichen Tätigkeit und damit ihre Leistung sinken werde. Der Sozialismus berücksichtige nicht genügend die innere Bedingtheit des menschlichen Tuns und Lassens durch die seelische Stimmung der Menschen. Der Verfasser gelangt im Verlauf seiner Untersuchung zu einer Ablehnung der marxistischen Zukunftspläne vom Standpunkt der Motivation aus. Damit solle kein Urteil abgegeben werden über die Möglichkeit des Sozialismus überhaupt, es solle lediglich betont werden, daß es notwendig sei, den Menschen als Persönlichkeit, als Wirtschaftssubjekt in den Mittelpunkt der Wirtschaft zu stellen. Hier habe der Sozialismus noch vieles nachzuholen.

Es ist natürlich im Rahmen einer Buchbesprechung nicht möglich, zu den Ausführungen des Verfassers Stellung zu nehmen. Dazu wäre ein neues Buch nötig. Offenbar enthält das vorliegende Werk neben manchem Falschen sehr viele richtige Gedanken. Man muß lobend hervorheben, daß es eine brennende Zeiffrage in anregender Weise erörtert, daß es dem Zweifel und der Sorge Ausdruck gibt, ob und wie weit die Massen heute seelisch reif sind zum Sozialismus und zu welcher Höhe sittlicher Reife sie künftig emporzu steigen vermögen. Uns alle drückt ja die bange Frage nach der Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens mit Rücksicht auf die kapitalistische Verseuchung der Gegenwartsmenschen. Da möge man denn nach dem Buche des Grafen Degenfeld-Schonburg greifen und sich mit ihm in ernstem Ringen auseinandersetzen.

Frank Laufenberger

Otto Braun, Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Herausgegeben von Julie Vogelstein. Berlin, Verlag von Bruno Cassirer.

Der Krieg hat die Entwicklung des jungen Deutschlands jäh aus seiner Bahn geschleudert. Die Zusammenhänge sind zerrissen. Wer mit dem Leben aus dem Niederbruch wegham, schlug andere Wege ein, als er bei geradlinigem Fortschreiten der Dinge betreten hätte; viele aber haben ihn gar nicht überlebt. Was wir in ihnen verloren haben, wird stets nur tastende Vermutung bleiben, selbst wenn wir Zeugnisse ihrer Denkart und ihres Schaffens besitzen. Selbst ein so geschlossenes Werk wie das Tagebuch des einundzwanzigjährig gefallenen Otto Braun vermag nicht endgültig Aufschluß zu geben, ob der blinde Zufall eines Granatvolltreffers hier nur einen begabten Menschen hinweggerafft hat, der wohl zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, sie aber später nicht erfüllt hätte, oder ob wir in ihm den Verlust eines Menschheitsführers, eines Philosophen, Dichters oder Staatsmanns zu beklagen haben. Die Keime zu großen Schaffensmöglichkeiten waren sicherlich vorhanden. Mit zwingender Gewalt drängen sich sogar bei der Lektüre dieser Tage-

buchblätter, Briefe und Werke (Gedichte und dramatische Szenen) Vergleiche mit der Universalität Goethes auf. Wie ein Schwamm sog der jugendlich empfängliche, leicht begeisterungsfähige Geist Otto Brauns die Eindrücke der Umgebung in sich auf, aus der Fülle des Gesehenen eigene, innere Erlebnisse formend. Ganz besonders deutlich zeigt sich diese erwähnte Ähnlichkeit in der überraschend klar ausgeprägten Veranlagung des jungen Menschen zum Staatsmann, die ihn früh zu der Beschäftigung mit Staatsproblemen drängte. Leidenschaftlicher Betätigungswille, Vaterlandsliebe und Verantwortlichkeitsgefühl für das Schicksal seines Volkes verstärkten die Voraussetzungen zu künftiger staatsmännischer Wirksamkeit. Obgleich durch Erziehung und eigenes zeit- und raumumspannendes Denken einer kosmopolitischen Weltauffassung zugeneigt, blieb doch das Fühlen des Jünglings vaterlandswärts gerichtet, und im Glauben an die Läuterung des deutschen Geistes hoffte er auf Befundung des gesamten europäischen Geistes. Fast selbstverständlich, daß dem Sohne Lili Brauns der sozialistische Staat als Ziel der Entwicklung vorschwebte und er ihm seine Kräfte leihen wollte, wenn er auch erkannte, daß er nicht als vollendetes Ideal ins Leben treten, sondern der Schauplatz wilder Kämpfe sein werde. Im Mai 1915 schreibt der noch nicht Vierzehnjährige an seine mütterliche Freundin Julie Vogelstein: »Bin ich für den sozialistischen Staat etwa deshalb, weil die Menschen glücklicher und zufriedener in ihm leben werden? Ich glaube im Gegenteil, daß dauernder Kampf in ihm sein wird und Gefahr, viel Unruhe und Tollheit, Leidenschaft und drängender Wille, die im Gegeneinander des Sichbefehdens und -jagens zu harter Form zusammenschmelzen und sterbend zu unsterblichen Bildsäulen erstarrten. Wer Bequemlichkeit sucht und Ruhe, der mag den aufgeklärten Absolutismus oder einen mäßigen Konstitutionalismus wählen, aber nicht die heiße und lodernde Esse des kommenden Staates, an dem wir bauen werden.«

Otto Braun durfte sein hochgestecktes Ziel, am neuen Deutschland mitzuschaffen, nicht erreichen. Das Schicksal schnitt seinen Lebensfaden kurz ab. Was er zwischen 19 und 21 Jahren an tief gedanklichen und schönheitsstrunkenen Tagebuchblättern, Briefen, Gedichten und dramatischen Szenen niederschrieb, ist sein einziges Vermächtnis geblieben. Er selbst ist als Kriegerfreiwilliger gefallen, ein Opfer seiner Begeisterung und Bereitschaft, mit dem Leben für die bedrohte Heimat einzustehen. J. H.

Jakob Rasquin, Herzschläge. Bekenntnisse eines Arbeiters. Gedichte. Köln, Gilsbach & Co. Preis 12 Mark.

Dieses Gedichtbuch ist im Verlag unseres rheinischen Parteiblatts in Köln erschienen. Aus dem Geleitwort, das Wilhelm Schneider-Clauß dem Bände voranschickt, erfahren wir, daß der Dichter, der zu uns in warmherzigen Strophen spricht, ein Arbeiter, und zwar ein Maurer ist. Ein Philosoph ist's im Werktagskittel, der die Welt liebt, wie sie nur ein tiefempfindender Mensch lieben kann, den der Wunsch erfüllt, daß alle, auch seine Arbeiterbrüder und Arbeiterschwestern, der Schönheit des Lebens teilhaftig werden möchten. Aber nicht nur der Schönheit schlägt sein Herz, sondern auch der Freiheit. So wird er einer von jenen Wegbahnern, die den Pfad zur Sonne weisen.

Man darf das Buch dieses neuen Arbeiterdichters nicht mit den Veröffentlichungen von Broeger, Barthel und anderen vergleichen. Dazu ist sein Inhalt zu schlicht, zu wenig artistisch. In erster Linie spricht aus ihm ein warmes, gesundes Volksempfinden, dem die Gabe eigen ist, das Gefühlte in dichterische Formen zu gießen. Das spricht sich namentlich in den Naturliedern aus. Etwas Beschaulich-Veruhfames schwingt in diesen Strophen. Zur Leidenschaftlichkeit steigert sich die Sprache erst, wenn sie sozialem Wollen, revolutionärem Erleben, freier Sehnst nach gult. Dann züngelt ein edler Jörn durch die Worte, dann wird jeder Satz zur bitteren Anklage: Ich möchte dem Feind die Bruderhände reichen, ich bin der Friede selbst und drehe — die Granaten («Hilfsdienst von gestern»). Das Kriegswüten löst in ihm Groll, Jörn und Bitterkeit aus: Da fallen Dome von Liebe und

bilden Berge Leid, nicht eines Mütterleins Schmerzen erseht die Ewigkeit (»Abbruch«). Aber die felsenfeste Hoffnung auf eine bessere Zukunft erstirbt in ihm nicht; er weiß: eine neue Welt wird kommen, kein Schwert, hier diese Hand wird sie gestalten (»Hilfsdienst von morgen«). Den habenden Brüdern aber ruft er mahnend zu: Nicht links noch rechts, die Mittelstraße zu schauen, das ist's, was ernst und tief die Zeituhr mahnt; wir haben einer Menschheit Glück zu bauen, nun geht den Weg, der diesem Ziel sich bahnt (»Es ist Zeit!«). »Dem ersten Mai«, »Der russischen Revolution«, dem Tode Bebel's gelten andere, tiefempfundene Gedichte; ein Anhang in kölnischer Mundart dürfte mehr Lokalinteresse haben.

Das hübsch ausgestattete, mit Bildern des Kölner Holzschneiders Johann Hartmann geschmückte Buch ist entschieden ein neuer Beweis für den andauernden Kulturaufstieg der deutschen Arbeiterschaft. Es ist ein Verdienst unseres Kölner Parteiverlags, diesen Gedichtband herausgebracht zu haben, dem wir einen vollen Erfolg und eine zahlreiche Leserschaft wünschen. L. L.

Walter Bagehot, *Das Herz der Weltwirtschaft, die Lombardenstraße*. Herausgegeben als viertes Heft der »Staatswissenschaftlichen Musterbücher« durch Professor J. Plenge. Essen 1920, Verlag von G. D. Baedeker.

Das im Jahre 1873 erschienene Buch von dem Engländer Bagehot gilt noch heute als das klassische Buch über den Aufbau des Geldmarkts und über die Vorgänge auf dem Geldmarkt Englands. Es bietet eine vorbildliche Schilderung der englischen Geldwirtschaft, und es ist lehrreich für jeden, der den internationalen Geldmarkt studieren will, und zwar nicht in der Form theoretischer Auseinandersetzungen, sondern als Schilderung lebendiger Vorgänge. Der Verfasser zeigt uns den Geldmarkt in anschaulicher Weise und hält trotzdem alle inneren und äußeren Zusammenhänge in einem großen Überblick einheitlich fest. Dadurch gewinnt der Leser eine tiefe volkswirtschaftliche Einsicht in das Wesen der Weltwirtschaft, er lernt gleichzeitig sehen und denken, und er bekommt auch ein besseres Verständnis für die weitere Entwicklung.

Die Überfegung, die recht lesbar ist, rührt her von Herrn stud. rer. pol. Karl Kröger und ist vom Herausgeber überarbeitet worden. Das Buch verdient empfohlen zu werden. F. L.

Th. Zell, *Der Hund vom Standpunkt des Hundes*. Berlin, Verlag der Buchhandlung Vorwärts. 68 Seiten. Preis gebunden 12 Mark.

Wer sich Aufklärung über das Wesen und die Entwicklung des ältesten menschlichen Haustiers — so kann man den Hund nennen — verschaffen will, dem wird das Zellsche Buch eine gute Fundgrube für seinen Wissensdrang sein. In kleinen, lose aneinandergereihten Skizzen wird in volkstümlicher Weise erzählt, warum der Hund bellt, weshalb er vor dem jedesmaligen Hinlegen sich um sich selbst herumdreht, aus welchem Grunde er den Platz an der Sonne und am warmen Ofen liebt. Aber den Zeit- und Ortsinn des Tieres bekommen wir Aufklärung, ebenso über die Bedeutung seines Geruchsinns. Wir hören die Gründe für die Feuchtigkeit der Hundenaase, für die Ohrengestaltung, für das Schwanzwedeln usw. Jedem Hundehalter und Tierfreund, vor allem aber tierliebenden Kindern wird das mehr als das übliche zoologische Wissen gebende Buch eine willkommene Gabe sein. Es ist freudig zu begrüßen, daß ein Parkei verlag an die Veröffentlichung eines derartigen Buches — es ist mit sehr hübschen, in Tiefdruck reproduzierten Bildfäscn ausgestattet — herangegangen ist; hoffentlich folgen dieser Erstproduktion recht bald und recht zahlreich andere Werke ähnlichen aufklärenden und in bestem Sinne volksbildenden Inhalts. In

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 20

Ausgegeben am 11. Februar 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Weltwirtschaftskrise

Von Heinrich Cunow

Die schwere Wirtschaftskrise, die seit ungefähr drei Monaten die Hauptstaaten des modernen kapitalistischen Wirtschaftsgebietes, die Vereinigten Staaten von Amerika, England und Frankreich, erfasst hat, dehnt ihren Wirkungskreis immer weiter aus. Auch aus den europäischen Kleinstaaten melden die Handelsberichte zunehmende Absatzstockungen, Preissürze, Produktionseinschränkungen, Arbeiterentlassungen.

Am schärfsten trifft die Krise nicht, wie vielleicht mancher Zeitungsleser anzunehmen geneigt ist, in den besiegten Ländern auf, sondern in den Siegerstaaten mit ausgedehnter Produktion, großen Geldreserven und hohem Valutastand, vornehmlich also in der nordamerikanischen Union und in England. Das bedeutet nicht, daß der Wohlstand jener beiden Länder nur trügerischer Schein ist und Deutschlands Wirtschaft trotz der heutigen Notlage auf sichereren Fundamenten ruht, noch, wie der französische Ministerpräsident Briand kürzlich in seiner Antrittsrede meinte, daß Deutschlands Wirtschaftskraft im ganzen weniger durch den Krieg gelitten hat als die Frankreichs, folglich also, da sonst ein himmelschreiendes Unrecht entstünde, Deutschland noch mehr geschöpft werden müsse. Die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten von Amerika am meisten, dann als nächstfolgender Staat England und erst in dritter Reihe Frankreich von der Wirtschaftskrise betroffen werden, während Deutschland bisher nur verhältnismäßig schwach davon berührt worden ist, beweist vielmehr gerade die wirtschaftliche Vollblütigkeit Amerikas und Englands; denn die heutige Weltkrise ist nicht etwa eine Folge zu geringer produktionseller Leistungsfähigkeit dieser beiden Länder, sondern im Gegenteil einer Anhäufung von Warenvorräten, welche die einheimische Konsumtionsfähigkeit jener Staaten beträchtlich übersteigt und, da infolge der Ausschaltung der mitteleuropäischen Staaten und Rußlands aus der internationalen Kaufkraft ein genügender Absatz nach auswärts nicht möglich ist, auf die aus der Kriegszeit übernommene hohe Preislage drückt. Eine solche aus einer zu starken Produktionsanspannung heraus entstandene Überfülle ist aber nur dort möglich, wo die Produktionskraft eine wesentliche Steigerung erfahren hat, nicht, wo die Produktivität, wie das in Deutschland der Fall ist, beträchtlich zurückgegangen ist. Und ferner ist klar, daß ein Staat von der Krise in anderen Ländern um so weniger berührt wird, je mehr er infolge seiner inneren wirtschaftlichen Schwäche aus dem internationalen Konkurrenzgetriebe ausgeschaltet ist und der niedrige Stand seiner Valuta die Einfuhr fremder Industrieartikel hemmt. Wäre Herrn Briands schöne Theorie richtig, dann müßte auch die Wirtschaftskraft Frankreichs größer sein als die Uncle Sams — was der Herr Ministerpräsident doch wohl selbst kaum glaubt —, und dann müßte ferner Deutsch-Osterreich

noch weit gesünder sein als Deutschland, denn es blieb bisher noch mehr als dieses von der Weltwirtschaftskrise verschont.

Schon im März und April vorigen Jahres zeigten sich in den Vereinigten Staaten die ersten Symptome einer Absatzkrise, die zu verschiedenen Preisstürzen und einer Steigerung des Markkurses gegenüber dem Dollar führten. Von Ende Januar bis Ende Mai fiel der Kurswert des Dollars von 100 bis auf 39 Mark. Ursache dieser Krise war schon damals neben allerlei amerikanischen Finanzspekulationen das Überangebot an amerikanischen Waren, vornehmlich an Rohprodukten und sogenannten Halbstoffen.

Man hatte in der Union bereits während des letzten Kriegsjahres beträchtliche Warenvorräte, besonders Rohstoffe und Lebensmittel, aufgehäuft — in der Erwartung, daß in dem von solchen Artikeln entblöhten Europa alsbald nach Beendigung des Krieges eine starke Nachfrage hervortreten werde. Nach Friedensschluß stellte sich auch tatsächlich trotz der verringerten Kaufkraft der meisten europäischen Staaten eine starke Nachfrage nach amerikanischen Erzeugnissen ein. Die Folge der verstärkten Nachfrage war zunächst eine weitere Preissteigerung der amerikanischen Erzeugnisse. Aber wenn auch der Bedarf der europäischen Staaten an manchen Rohstoffen und Lebensmitteln ein recht beträchtlicher war, so hatte doch der Krieg die Kaufkraft dieser Staaten für die amerikanischen Erzeugnisse derart beschränkt, daß der amerikanische Export bald abflaute. Zudem hatte die verstärkte Einfuhr der Kontinentalstaaten Europas, da dieser ein entsprechender Export nach Amerika nicht gegenüberstand, bald ein Sinken ihrer Valuta zur Folge, und sinkende Valuten wirken bekanntlich dem Import entgegen. So sah sich denn die amerikanische Handelswelt, wollte sie nicht auf die Mehrung ihrer Ausfuhr nach dem europäischen Kontinent verzichten, zu einem Druck auf die Preise der amerikanischen Exportwaren und zu einer Hebung des Valutastandes der für den Export vornehmlich in Betracht kommenden europäischen Kontinentalstaaten genötigt. Die Folge war, daß im Februar bis April vorigen Jahres die Preise einer Reihe amerikanischer Erzeugnisse beträchtlich zu sinken begannen und, wie schon erwähnt, der Dollarkurs auf 39 Mark herabglitt.

Eine baldige weitere Verschärfung der Krise schien fast unvermeidlich, wurde aber, wenn auch nicht abgewehrt, so doch dadurch hinausgezögert, daß nun in Amerika mannigfache Produktionseinschränkungen einsetzten und zugleich die Farmervereinigungen wie auch manche Großhandelsfirmen ihre Waren von den Märkten bis zu einer günstigen Wendung der Preiskonjunktur zurückzuhalten suchten, ein Widerstand gegen den weiteren Preisfall, bei dem sie teilweise von der Bankfinanz, der ein zu rascher Preis- und Kurssturz nachteilig erschien, durch Kreditgewährungen unterstützt wurde.

Dadurch gelang es vorläufig, eine weitere Zuspitzung der Krise zu vermeiden und sie gewissermaßen in einem latenten Zustand oder, wenn man so sagen darf, in der Schwebe zu erhalten. Lange ließ sich jedoch trotz solcher Gegenmaßnahmen der Preisfall nicht hintanhalten. Seit September schreitet drüber die Krise wieder mächtig vorwärts. Die Wiederanhäufung der Industriewarenvorräte und der Bodenprodukte drängte erneut zum Abstoß, zumal das Jahr 1920 infolge der größeren in Anbau genommenen Fläche und der günstigeren Witterung einen weit reichlicheren Ernteertrag lieferte

als die beiden Vorjahre. Nach Angaben des New Yorker Guaranty Trusts soll zum Beispiel im Jahre 1920 die Baumwollproduktion den normalen Bedarf respektive Absatz um 8 Millionen Ballen, die Weizenproduktion den Bedarf um 300 Millionen Bushel, die Produktion an Schlachthauserzeugnissen um 250 Millionen Dollar (nach dem heutigen Kursstand ungefähr 14 1/2 Milliarden Mark) übertreffen. Wohl suchten die Farmer diesem Überschuß zu wehren. Wie amerikanische Blätter berichten, sollen, um die Marktzufuhr zu verringern, beträchtliche Weizenmengen als Brennstoff verwendet worden sein. Zugleich wurde erneut versucht, namhafte Kredithilfen von den Landbanken und der Zentralbank Federal Reserve Board zu erhalten, doch hat diese Zentralbank alle Kreditgewährungen abgelehnt, die nur der Zurückhaltung der Landprodukte vom Markt dienen, und diesem Vorgehen haben sich eine Reihe kleinerer und größerer Landbanken angeschlossen. Vielsach haben sie ihre Pforten zugemacht oder ihre Zahlungen eingestellt; allein in Norddakota, wo die Lage der Farmer eine besonders bedrängte sein soll, haben nach den letzten Berichten 27 Landbanken geschlossen.

Diese Weigerung der Banken, weitere Vorschüsse auf Getreide und Baumwolle zu geben, veranlaßte umfangreiche Liquidationsverkäufe. Wie weit bereits die Preise gesunken sind, zeigt ein Vergleich der wichtigeren Börsennotierungen: Baumwolle, die noch vor einigen Monaten 40 Cent für ein amerikanisches Pfund kostete, notiert jetzt an der New Yorker Börse 15 Cent, der Weizen, der am 15. Oktober in Chicago noch 228 notierte, kostete am 27. Januar nur 164; Mais sank im gleichen Zeitraum von 124 auf 67; Schmalz von 20,8 auf 13,6 usw. Kein Wunder, daß aus den Südstaaten berichtet wird, unter den Baumwollfarmern herrsche wilde Panik, denn die Produktions- und Transportkosten hätten sich dort infolge des Krieges derart gesteigert, daß der Farmer die Baumwolle, wenn er nicht mit Verlust arbeiten wolle, kaum unter 25 bis 28 Cent pro Pfund verkaufen könne.

Noch stärker als diese landwirtschaftlichen Produkte sind in den letzten beiden Monaten die Preise mancher Halb- und Fertigfabrikate gefallen, vornehmlich von Baumwoll- und Wollfabrikaten (die Überproduktion von Wolle ist fast noch größer als die von Baumwolle), Wirtschaftsgegenständen, besseren Metallwaren, Brenn- und Leuchtmaterialien usw. Ferner sind auch die Preise für manche Roh- und Halbprodukte, wie zum Beispiel Felle, Häute, Gummi (Kautschuk), Eisen, Stahl, Kupfer, Wolle, Seide in raschem Fallen begriffen.

Das Mittel, mit dem die amerikanische Industrie der Krise zu begegnen sucht, ist, wie gewöhnlich, starke Einschränkung der Erzeugung. Solche Einschränkung aber bedeutet Arbeitslosigkeit und Lohnreduktion. Und tatsächlich haben denn auch in den letzten Monaten so massenhafte Arbeiterentlassungen stattgefunden, daß offiziell die Zahl der völlig Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten auf 3 1/2 bis 3 3/4 Millionen geschätzt wird. Hinzu kommt die große, leider nicht feststellbare Zahl jener Arbeiter, die eine verkürzte Arbeitszeit haben oder nur drei, vier Tage in der Woche arbeiten — eine Zahl, die recht beträchtlich sein muß, denn, um ihre Mitglieder nicht ganz erwerbslos werden zu lassen und dadurch vielleicht zu verlieren, ziehen die amerikanischen Gewerkschaften durchweg die

Halb- oder Dreiviertelbeschäftigung einer völligen Entlassung der überflüssigen Arbeiter vor. Zugleich werden, vornehmlich aus der Textil-, Eisen- und Stahl-, Maschinen- und Schiffbauindustrie, beträchtliche Lohnherabsetzungen gemeldet, teilweise von 30 bis 35 Prozent.

Geringer ist der Einfluß der Krise in England, wo sie vor allem die nordenglische Baumwollindustrie, weniger die Metallindustrie erfaßt hat. Immerhin ist die Arbeitslosigkeit auch in England eine recht beträchtliche. Nach den offiziellen Veröffentlichungen vom 10. Dezember betrug die Zahl der Arbeitslosen 544 000 (darunter 265 000 Kriegsteilnehmer und 131 000 Frauen), nach den neuesten Veröffentlichungen stellt sich die Gesamtziffer sogar auf 846 000. In Wirklichkeit ist die Zahl noch beträchtlich höher; denn die Statistik erfaßt nur die Personen, die auf den Arbeitsbörsen als stellungsuchend registriert sind, nicht die Arbeiter, die aus irgendwelchen Gründen den Arbeitsbörsen fernbleiben. Die Anzahl dieser Fernbleibenden wird aber von englischen Arbeiterführern, zum Beispiel von Clynes, auf mindestens eine weitere halbe Million geschätzt. Und zu diesen kommt schließlich auch in England die Masse der nicht Vollbeschäftigten und demnach auch nicht Vollentlohnten.

Weit weniger leidet Frankreich unter der Weltwirtschaftskrise. Nur in bezug auf einzelne Zweige der Metallindustrie, besonders der Roheisen- und Halbzeugindustrie, der nordfranzösischen Textilindustrie und zum Teil auch der Lyoner Seidenfabrikation kann man von einer eigentlichen Krise sprechen. Die Ursachen dieser relativ geringen Ausbreitung der Krise in Frankreich sind leicht erklärt: abgesehen von den genannten Teilgebieten der französischen Industrie finden wir dort nirgends eine wirkliche Überproduktion; eher läßt sich, wenn man Vergleiche zu früheren Zeiten zieht, eine relative Unterproduktion in einzelnen Industriezweigen konstatieren. Aberdies aber nimmt der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete manche Arbeitskräfte in Anspruch. Ferner hat der Krieg in Frankreich noch weit mehr arbeitsfähige Männer hinweggerafft als in Deutschland, und von diesen Arbeitsfähigen stehen noch heute mehr als 800 000 unter der Fahne, sind also dem Arbeitsmarkt entzogen.

Am wenigsten von den genannten Ländern hat bisher Deutschland unter der Weltkrise gelitten. Seine Arbeitslosenziffer ist in den letzten Monaten im ganzen nur wenig gestiegen, kaum mehr, als das oft auch in früheren Zeiten während der Wintermonate der Fall gewesen ist. Und die Preisrückgänge am Warenmarkt sind im Verhältnis zu denen Amerikas mäßig; auch beschränken sie sich in der Hauptsache auf Erzeugnisse der Textilindustrie und auf bestimmte Kolonial- und überseeische Bodenprodukte wie Kaffee, Tee, Reis, Sago, Maisfabrikate, Gewürze usw.

Es ist aber meines Erachtens unausbleiblich, daß die Preisstürze in Amerika und England, falls nicht eine erneute erhebliche Verschlechterung des deutschen Marktkurses eintritt, auch auf dem deutschen Warenmarkt zu einem weiteren Preisfall führen. Im Mai vorigen Jahres schien es, als wenn der deutsche Markt damals schon in die einsetzende amerikanische Wirtschaftskrise hineingezogen werden würde, wenn sich auch, wie ich in meinem Artikel »Valutastand und Preisabbau« (Neue Zeit, Heft 11 vom 11. Juni 1920, S. 246) schrieb, bereits gewisse Gegentendenzen zeigten, »die den Preisfall aufzuhalten und abzulenken, zeitweilig sogar wieder ein beträchtliches Herab-

gleiten des Marktkurses und erneute Preissteigerungen zu verursachen vermöchten. Daß solche Gegen Tendenzen auf dem deutschen wie dem amerikanischen Warenmarkt vorhanden waren, ließ sich nicht verkennen; immerhin glaubte ich, die Rückwärtsbewegung der Preise auf dem amerikanischen Markt werde stark genug sein, auch die deutschen Produzenten und Händler zu einem weiteren Preisabbau zu zwingen. Das ist nicht geschehen. Weshalb nicht, ist heute deutlich zu erkennen. Erstens kam die amerikanische Wirtschaftskrise nicht zum vollen Durchbruch, sondern es gelang, wie bereits erwähnt, sie durch Zurückhaltung der amerikanischen Produkte vom Markt vorläufig in einem latenten Zustand zu erhalten. Zweitens wirkte der allzu schnelle Aufstieg unserer Valuta lähmend auf unsere Ausfuhr zurück. Nicht nur liefen die neuen Aufträge auf deutsche Erzeugnisse weit spärlicher ein als vorher, sondern es wurden vielfach auch bereits erteilte Bestellungen von den ausländischen Importeuren kurzweg zurückgezogen. Und drittens wirkte die Beamtenbesoldungsreform, indem sie vorübergehend die Kaufkraft stärkte, anregend und belebend auf den inneren deutschen Warenumsatzmarkt. Der begonnene Preisabbau wurde dadurch gehemmt, teilweise sogar neue Preissteigerungen hervorgerufen und zugleich, da die Mittel für die Auszahlung der erhöhten Beamtengehälter durch eine vermehrte Ausgabe von Banknoten beschafft werden mußten, die Noteninflation vergrößert, das heißt die Valuta weiter verschlechtert.

Damit soll nichts gegen die Beamtenbesoldungsreform gesagt sein. Sie war eine Notwendigkeit. Aber richtig bleibt deshalb doch, daß sie im Sommer vorigen Jahres den Preisabbau gehemmt, eine neue Überschwemmung des Marktes mit Papierwerten hervorgerufen und das Wiederanziehen der Preise begünstigt hat. Treffend heißt es in dem jüngst veröffentlichten Jahresbericht der Berliner Handelskammer über die Valuta- und Preisbewegung in der zweiten Hälfte des Jahres 1920:

Auch die Preise zogen bald wieder an und vermochten einen Teil der durch den Rückschlag eingetretenen Verluste auszugleichen. Der Grund für diese Wiederbelebung lag darin, daß nach wie vor ein ungeheurer Bedarf vorhanden war, welcher durch die Monate der Zurückhaltung im Einkauf sich noch gesteigert hatte. Nachdem die Überzeugung Platz gegriffen hatte, daß ein weiterer Abbau der Preise nicht zu erwarten sei, mußten endlich Käufe getätigt werden. Einen weiteren Ansporn für die größere Kauflust bot auch die wiedereintretende sinkende Valuta; es trat die Befürchtung auf, daß eine weitere Verschlechterung des Marktkurses erhöhte Preise nach sich ziehen würde. Alle genannten Gründe riefen die Käufer auf den Markt, zumal auch die allgemeine Kaufkraft mittlerweile durch weitere Lohnaufbesserungen aufs neue angesprochen worden war.

Es war aber irrig, aus dem Wiederaufleben des Verkehrs in den letzten fünf Monaten des Jahres auf eine Stärkung unserer Wirtschaft schließen zu wollen. Das Mißverhältnis zwischen dem erarbeiteten Einkommen weiter Bevölkerungsschichten und den Preisen für Lebensmittel und Bedarfsartikel wurde immer größer. Nach wie vor stand ein ungeheurer Bedarf einer nicht genügenden Warenmenge gegenüber, deren Erwerb die Kaufkraft großer Teile der Bevölkerung überstieg. Er war demgemäß nur eine scheinbare Aufwärtsbewegung, die keine reale Grundlage hatte und an die daher keine Erwartungen geknüpft werden konnten. Das Vertrauen zur Lage mußte auch besonders dadurch erschüttert werden, daß auf den Weltmärkten eine Überwindung der im Frühjahr eingetretenen Stockung nicht wahrzunehmen war.

Ganz richtig, nur hätte die Berliner Handelskammer hinzufügen sollen, daß das »wiedereinsinkende« Sinken der Valuta hauptsächlich durch die neue Notenfut veranlaßt wurde, und diese im wesentlichen eine Folge des durch die Beamtengehaltserhöhungen hervorgerufenen vermehrten staatlichen Geldbedarfs war; und ferner hätte sie die neue Ansichung der Kaufkraft nicht nur mit den »weiteren Lohnaufbesserungen«, sondern zugleich mit der Aufbesserung der Beamtengehälter begründen sollen.

Auch heute stehen, wie um die Mitte des vorigen Jahres, der rückläufigen Preisbewegung verschiedene Gegenendenzen gegenüber. Schon die jetzige forcierte in- und ausländische Valutaspekulation in deutschen Markwerten und vor allem der drohende Versuch einer Zwangsdurchführung der kürzlich in Paris von den Vertretern der Entente an Deutschland gestellten Kriegsschadigungsforderungen bergen in sich gewisse, die Preislenkung auf dem deutschen Warenmarkt aufhaltende Gegenwirkungen. Aber die Krise greift diesmal doch zu tief in das Wirtschaftsleben der beiden größten kapitalistischen Staaten ein und hat bereits zu sehr auf die Märkte einer Reihe kleiner europäischer Staaten übergreifen, als daß sich ihre Rückwirkung auf den deutschen Warenmarkt aufheben ließe. Zweifellos wäre eine Stöckung des Preisfalls für Deutschland ein schädlicher Rückschlag; denn mag die Preislenkung auch für einzelne manche Verluste mit sich bringen, so bleiben eine weitere Preisermäßigung der zum Lebensunterhalt der großen Masse nötigen Bedarfsartikel und die Besserung unserer Valuta doch die erste Grundbedingung einer zunehmenden Gesundung des deutschen Wirtschaftslebens.

Freilich bedingt der Rückgang der Weltmarkts- und Großhandelspreise noch nicht in gleichem Maße einen Rückgang der Kleinhandelspreise, vor allem nicht in einem Staat, der, wie heute Deutschland, infolge seiner völligen finanziellen Abhängigkeit vom Belieben fremder Staaten und seiner elenden Valuta teilweise vom freien internationalen Handelsverkehr ausgeschaltet ist. Vergleicht man das Differenzverhältnis der Großhandels- zu den Kleinhandelspreisen auf dem amerikanischen und englischen Markt, so findet man, daß der Rückgang der letzteren teilweise ganz beträchtlich hinter dem der Großhandelspreise zurückgeblieben ist. Die amerikanische Preisstatistik zeigt sogar, daß verschiedene Kleinhandelspreise für allgemeine Bedarfsartikel noch gestiegen sind, nachdem bereits im Großhandel die Preise für jene Artikel erheblich gefallen waren. Dieselbe Beobachtung können wir heute in Deutschland machen. Die Kleinhändler haben teilweise für die Waren, die sie auf Lager haben, noch die alten höheren Preise bezahlt, und sie suchen nun zunächst mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nicht nur ihre früheren Ladenpreise, sondern auch ihre früheren Profitzuschläge hochzuhalten: ein Bestreben, das durch die heutige Sorglosigkeit und Leichtsinigkeit der Käufer, ohne Rücksicht auf die Preisbewegung des Großhandels einfach dem Detailhandel die geforderten Preise zu zahlen, wesentlich unterstützt wird. Namentlich gilt das von jener während des Krieges hochgekommenen, aus Kriegslieferanten, Schiebern, Lebensmittelwucherern und Valutaspekulanten bestehenden neuen, parvenühaften Bourgeoisie, die ihr Geld ebenso leicht ausgibt, wie sie es gewonnen hat.

Doch solche künstliche Hochhaltung der Kleinhandelspreise ist immer nur eine Zeitlang möglich, schließlich müssen sie sich infolge der

Konkurrenz doch den Preisen des Großhandels anpassen; und das kaufende Publikum hat es heute größtenteils selbst in der Hand, diese Anpassung zu beschleunigen, indem es sich durch die in allen Zeitungen enthaltenen Reklameanzeigen »billiger Aus- und Gelegenheitsverkäufe« nicht dazu bewegen läßt, Industriewaren einzukaufen, die es voraussichtlich infolge des »Käuferstreiks« in zwei, drei Monaten erheblich billiger wird erhalten können.

Im wesentlichen ist also die jetzige Weltwirtschaftskrise nichts anderes als die Folge einer starken Überproduktion der nordamerikanischen Union und Englands und der Unmöglichkeit, diesen Warenüberschuß infolge der Aufschaltung Rußlands aus dem internationalen Warenverkehr und der Niederhaltung der Kaufkraft der mitteleuropäischen Staaten zu lohnenden Preisen loszuwerden — trotz des großen Bedarfs, der unzweifelhaft für viele dieser Artikel in Mittel- und Osteuropa vorhanden ist. Welcher Blödsinn war es zum Beispiel nicht vom Standpunkt einer vernünftigen, auf möglichst baldige Wiederherstellung des Weltwirtschaftsverkehrs gerichteten Wirtschaftspolitik, die Friedensverhandlungen endlos hinauszuzögern, die Blockade Deutschlands noch nahezu fünf Vierteljahre über den Waffenstillstand hinaus auszudehnen, in Europa einige wirtschaftlich ganz lebensunfähige Kleinstaaten zu schaffen, die Festsetzung der deutschen Kriegsschädigungen immer wieder hinauszuschieben und Deutschland durch das Abkommen von Spaa zu Kohlenlieferungen zu zwingen, die der französischen Industrie in ihrer Rivalität gegen die amerikanische, englische, deutsche Konkurrenz nur wenig nützen, aber die deutsche Industrie niederhalten! In Amerika macht man denn auch diese Politik nicht mehr mit, läßt Wilson fallen, ignoriert seine ideologischen Weltverbesserungspläne, erkennt den Friedensvertrag von Versailles nicht an und sucht sogar in manchen Kapitalistenkreisen nach Mitteln, durch Kredithilfe und Erhöhung des Marktkurses den Absatz nach Deutschland zu fördern. So wurde zum Beispiel am 10. und 11. Dezember in Chicago auf einer Versammlung von mehreren hundert Repräsentanten großer amerikanischer Finanz- und Industrieorganisationen die Gründung eines Kreditinstituts, der »Foreign Trade Financing Corporation«, beschlossen, das sich die Unterstützung des Außenhandels, namentlich mit Deutschland, durch langfristige Kreditgewährungen zur Aufgabe machen soll, während von anderer Seite, namentlich in den Kreisen der großen Baumwollpflanzer und Getreidefarmer zum Zweck der Exportbeförderung die Wiedererrichtung der War Finance Corporation geplant wird.

In Frankreich denkt man freilich anders. Dort fürchtet man die Revanche eines politisch und wirtschaftlich wiedererstarkenden Deutschlands und sucht deshalb dessen Gesundung in jeder Weise zu hemmen. Und die Regierung Clond Georges schließt sich regelmäßig nach einigem Widerstand und gespreizten schönen Artikeln der regierungsoffiziösen Presse über die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Wiedergesundung Europas den französischen Forderungen an, wie sie auch jetzt wieder auf der interalliierten Konferenz in Paris sich den französischen Wünschen anbequemt und sogar die Forderung der Erhebung einer Steuer von 12½ Prozent ad valorem auf die deutsche Ausfuhr angenommen hat.

Unverbesserliche anglophile liberale Politiker haben daraus geschlossen, die französische Diplomatie habe sich wieder, wie schon so oft, der englischen

als überlegen erwiesen und die englischen Bedenken zu beschwichtigen verstanden. In Wirklichkeit sind es ganz andere Gründe, die die englische Regierung nach einigen Einsprüchen immer wieder zum Nachgeben bestimmen. Will England sich seinen politischen und wirtschaftlichen Einfluß auf die Entwicklung des europäischen Kontinents erhalten und Deutschlands wirtschaftliche Wiedererstarkung bis zur früheren Konkurrenz hintanhalten, dann vermag es das nur in der Vereinigung mit Frankreich — derart, daß es Frankreich in seinem politischen Machtstreben bis zu gewissem Grade unterstützt, dafür aber andererseits Frankreich bei allen beabsichtigten wichtigen Schritten an Englands Zustimmung bindet und es in Abhängigkeit von der englischen Wirtschaftsuprematie erhält. Eine solche Stellung Frankreichs bietet England zugleich den Vorteil, daß Frankreich in Rücksicht auf die englische Unterstützung in Europa seinen Widerwillen gegen die englischen Machtpläne im Orient zu unterdrücken gezwungen ist und England darauf rechnen kann, wenn es in wirtschaftliche Interessenkonflikte mit dem Imperialismus der Vereinigten Staaten von Amerika geraten sollte, an Frankreich einen gewissen Rückhalt zu haben.

Deshalb zeugt es auch von einer völligen Verkennung des Charakters der englisch-französischen Liaison, wenn von deutschen Anglomanen trotz aller üblen Erfahrungen immer wieder der Anschluß an England empfohlen wird. Selbst wenn das jetzige englische Kabinett durch ein anderes ersetzt werden sollte, würde sich an der außenpolitischen Taktik Englands wahrscheinlich wenig ändern; denn die Gründe für ihre Beibehaltung bestehen fort. Sein Interesse gebietet deshalb Deutschland, wie in der Neuen Zeit wiederholt dargelegt worden ist, die möglichst baldige Erneuerung seiner Wirtschaftsbeziehungen zu Rußland und zugleich den Anschluß an den großen Freistaat Nordamerikas, der ihm auch für die Wiedergewinnung seiner alten Position auf den meisten südamerikanischen Märkten weit nützlicher sein würde als ein Nachstrofen im Gefolge Englands.

Nochmals zur Frage der Planwirtschaft

Von Dr. Karl Landauer (München)

Zu den Ausführungen des Genossen Sachs über »Sozialisierung und Planwirtschaft« in Nr. 19 der Neuen Zeit möchte ich feststellen, daß wir im Endergebnis kaum verschiedener Meinung sind. Für Genossen Dr. Sachs ist die Planwirtschaft kein Universalrezept. In meinem Aufsatz war betont, daß die Einführung von Selbstverwaltungsorganisationen in einzelnen Industriezweigen schon im ersten Stadium der Sozialisierung durchaus zweckmäßig sein kann und für einen späteren Zeitpunkt vielleicht auch die Bedenken gegen die allseitige Durchführung des Prinzips der industriellen Selbstverwaltung wegfallen. Zur Klarstellung muß ich aber doch bemerken, daß die von Sachs verteidigte Planwirtschaft nicht diejenige ist, die wir aus den Reden und Schriften des Genossen Wissell kennen. Für Wissell handelt es sich nicht um die Bildung einzelner Selbstverwaltungskörper, sondern um eine rasche Organisation der ganzen Wirtschaft nach dem Grundsatz der staatlich beaufsichtigten Selbstverwaltung, damit der obersten Wirtschaftsbehörde die Aufstellung eines allumfassenden Wirtschaftsplans ermög-

licht wird. Seine Planwirtschaft ist in gewissem Sinne ein Universalrezept, das, nur teilweise ausgeführt, seinen besten Sinn verliert. Nur mit Rücksicht auf diese weitergehenden Pläne Wissells muß ich mich mit einigen Ausführungen des Genossen Sachs beschäftigen, denn wenn ich auch durchaus nicht angreifen will, was Sachs zu beweisen sucht, möchte ich doch vermeiden, daß aus meines Erachtens nicht zutreffenden Bemerkungen Argumente zur Entkräftung der Bedenken gegen das Wissellsche Projekt entnommen werden.

Genosse Sachs meint, wenn erst die ganze Industrie in Selbstverwaltungskörperschaften organisiert sei, so werde mit einem stärkeren Widerstand der Arbeitervertreter gegen Preiserhöhungen zu rechnen sein, auch wenn solche von den Unternehmern mit Lohnerhöhungen verknüpft würden, denn dann trete der Charakter derartiger Lohn- und Preissteigerungen als »Schraube ohne Ende« noch deutlicher als heute hervor. Aus diesem Grunde werde wohl auch die Zentralwirtschaftsbehörde, wenn sie die Interessen des Gemeinwohls zur Geltung bringen wolle, in den Arbeitervertretern schließlich bereitwillige Verbündete finden. Das sei um so sicherer zu erwarten, als die Arbeiter erkennen müßten, daß ein zu starkes Hochtreiben der Preise sie mit Erwerbslosigkeit bedrohe. Der Unternehmer könne an dem eingeschränkten Absatz bei erhöhten Preisen ebensoviel oder mehr verdienen als vorher, ein Teil der Arbeiter dagegen liege auf der Straße, wenn die Produktion verringert werden müsse.

Bei diesen Schlussfolgerungen scheint mir der geistige und seelische Zustand der Arbeiterschaft nicht zutreffend erkannt zu sein. Man darf heute im allgemeinen nicht erwarten, daß durch die Erkenntnis wirtschaftspolitischer Wirkungen die einzelnen Arbeitergruppen sich von der Verfolgung ihrer nächstliegenden Interessen in wesentlichem Umfang abhalten lassen. Das ist gewiß bedauerlich, aber begreiflich und fürs erste nicht zu ändern. Die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter steht heute vor der brutalen Tatsache, daß ihr Arbeitsverdienst zur Bestreitung der notwendigen Haushaltsausgaben nicht reicht. Dadurch aber entsteht eine Stimmung, die auch so relativ naheliegende Erwägungen wie die des Zusammenhangs zwischen Lohnerhöhung, Preissteigerung, Einschränkung des Absatzes, Arbeitslosigkeit nicht zur Geltung kommen läßt. Der Druck dieser Stimmung pflanzt sich aus den Reihen der Arbeiter auf die mit Lohnverhandlungen beauftragten oder in etwaigen Selbstverwaltungskörpern tätigen Gewerkschaftsvertreter fort. Man ist froh, wenn man durch Lohnerhöhung wenigstens eine augenblickliche Entspannung der Lage herbeiführen kann, und hat gegenüber dem Hinweis auf die wirtschaftspolitischen Folgen stets den zweifelhaften Trost bei der Hand, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eben kein anderes Arbeiten als ein solches für den Augenblick möglich sei. Solange wir mit der gegenwärtigen Notlage zu rechnen haben, werden sich die Vorgänge immer wieder in dieser Weise abspielen.

Rücksichten auf die schlimme Wirkung einer allgemeinen Preissteigerung würden die Arbeiter eines bestimmten Berufszweigs jedenfalls nur dann verhindern, den Unternehmern gegen das Versprechen einer Lohnerhöhung eine Preiserhöhung zuzugestehen, wenn sie die Sicherheit hätten, daß auch alle anderen Arbeitergruppen ebenso handeln würden. Diese Sicherheit aber ist nicht gegeben. Wo ist es denn unter den heutigen Verhältnissen

schon gelungen, die Sonderinteressen der einzelnen Berufsgruppen durch Solidarität zum Schweigen zu bringen? Vielleicht kann man ein paar seltene Ausnahmefälle finden; im ganzen aber sind die politischen und gewerkschaftlichen Zentralinstanzen der Arbeiterschaft heute nicht in der Lage, zum Beispiel einen Lohnstreik zu verhindern, von dem eine Gruppe Vorteile erhofft, auch wenn ein solcher Streik den Kampf der Gesamtarbeiterschaft noch so stark kompromittiert oder die Gesamtlage der Arbeiterklasse noch so unerwünscht beeinflusst. Was aber an Solidaritätshandlungen im politischen und gewerkschaftlichen Kampfe heute nicht zu erreichen ist, das wird gewiß nicht aus dem bloßen Gemeinschaftsgefühl der Arbeiter als Konsumenten heraus geschehen, schon weil zum Kreis der Konsumenten ja nicht nur Arbeiter, sondern auch andere soziale Schichten gehören.

Die Arbeitervertreter werden als Stützen einer preisenkenden Politik nur in Zeiten niedergehender Konjunktur in Betracht kommen, wo die Unternehmer — wie jetzt im Eisenwirtschaftsbund — nicht in der Lage sind oder zu sein glauben, für die Unterstützung ihrer Preispolitik Lohnerhöhungen versprechen zu können, oder wo die Gefahr großer Entlassungen droht und nur durch schnelle Preissenkung gemildert werden kann. Bei steigender Konjunktur dagegen, wo nicht nur die Verkuppelung von Preis- und Lohnerhöhung möglich, sondern auch die Gefahr von Arbeiterentlassung als Folge von Betriebs einschränkungen sehr gering ist, weil der Markt die Ware auch bei erhöhten Preisen aufnimmt, dürfte eine wesentliche Hemmung der Aufwärtsbewegung nicht zu erwarten sein. Das aber bedeutet, daß der Einfluß der Arbeitervertreter dort versagt, wo er nicht schon mit einer gleichgerichteten Tendenz des Marktes zusammentrifft, also gerade am nötigsten wäre.

Genosse Sachs meint weiter, daß man den Selbstverwaltungskörpern ja gar nicht überall das Recht der Preisbestimmung zuzugestehen brauche. Ob man ihnen dieses Recht formell zugesteht oder nicht, ist gleichgültig. Wird die Preisgestaltung nicht von der offiziellen Selbstverwaltungsorganisation reguliert, so wird sich eine private Vereinigung bilden, die diese Aufgabe übernimmt, der aber, da der gleiche Personenkreis in Betracht kommt, sehr wohl die Machtmittel des Selbstverwaltungskörpers dienstbar gemacht werden können, soweit es sich darum handelt, den einzelnen Unternehmer zur Disziplin gegenüber der Gesamtheit der Unternehmer zu zwingen. Darauf aber kommt es allein an. Und wenn die Selbstverwaltungskörper diesen Namen wirklich verdienen oder überhaupt etwas anderes sein sollen als die heute bestehenden privaten Syndikate, Kartelle, Ringe und sonstigen Gruppenbildungen, so müssen sie mit öffentlichen Befugnissen ausgestattet sein, die ihnen das Schicksal des einzelnen Unternehmens in die Hand geben. Gutachten hören und unverbindliche Vorschläge machen, kann auch heute schon jede Interessenvvertretung. Wenn durch solche Tätigkeit bisher keine stärkere Rationalisierung der Wirtschaft erreicht wurde, so hat das seinen Grund in der Abneigung der einzelnen Unternehmer, sich in die Angelegenheiten ihres Betriebs dreinreden zu lassen; und diese Abneigung kann nur durch Zwang überwunden werden.

Genosse Sachs schlägt ferner vor, daß die Selbstverwaltungskörperschaften mit dem Recht ausgestattet werden sollten, Obligationen auszugeben, um mit dem so beschafften Kapital stillzulegende Betriebe anzukaufen oder technische Verbesserungen durchzuführen. Dazu möchte ich bemerken,

daß schon heute die bestehenden Produzentenvereinigungen nicht behindert sind, auf diese Weise vorzugehen, denn solche Kapitalbeschaffung würde wohl auch ohne die von Sachs vorgeschlagene Solidarhaftung aller Unternehmungen des betreffenden Gewerbes kaum auf Schwierigkeiten stoßen. Aber derartige Maßnahmen liegen dem Geiste kapitalistischer Unternehmervereinigungen fern. Auch soweit sich die Trusts ähnlich betätigt haben, gingen die Handlungen nicht von einer Gemeinschaft von Unternehmern aus, sondern waren das Ergebnis des Machstrebens einzelner Personen. Die Regierung, die etwa als Aufsichtsinstanz die Selbstverwaltungskörper zu einer solchen Betätigung veranlassen wollte, würde sich in der üblen Lage des Jägers befinden, der seinen Hund zum Jagen fragen muß. Es scheint mir sehr optimistisch gedacht zu sein, wenn man glaubt, die Unternehmer selbst zu Trägern der wirtschaftlichen Rationalisierung machen zu können; denn man mag Sozialisierungspläne ausarbeiten, die noch so sehr auf die Unabhängigkeit der leitenden Persönlichkeiten eingestellt sind und den Anschauungen des Unternehmertums beträchtliche Konzessionen machen, noch lieber als selbst ein so schonendes Vorgehen ist es natürlich dem Unternehmer, wenn jede Sozialisierung und zwangsweise Rationalisierung unterbleibt. Der Unternehmer hat nun mal den Instinkt, daß allen planwirtschaftlichen Maßnahmen die Tendenz innewohnt, seine Funktion auszuschalten, und ist deshalb auch dort ihr Gegner, wo sich kein handgreiflicher wirtschaftlicher Nachteil für ihn ergibt.

Aus all diesen Gründen scheint mir das Wissellsche System unter den Bedingungen, mit denen wir nun vorerst einmal zu rechnen haben, kein Mittel rationaler sozialistischer Politik zu sein. Nicht genug unterstreichen aber kann man die Bemerkung des Genossen Sachs, daß wir uns vor dem Kriege viel zu wenig mit der Frage des Überganges zum Sozialismus beschäftigt haben und daß dies unbedingt nachgeholt werden muß. Nur sehr bedingt möchte ich jedoch dem Sage zustimmen: »Sozialisierung ist eine Sache der Praxis.« Sicherlich sind praktische Versuche notwendig, und wir werden die dabei neben Erfolgen unvermeidlich eintretenden Fehlschläge in Kauf zu nehmen haben. Daneben aber hat die theoretische Betrachtung eine wichtige Aufgabe. Sie muß soweit als möglich die Ausichten der einzelnen Methoden von vornherein prüfen, damit Experimente, die nicht wenigstens mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit Erfolg versprechen, unterbleiben. Abgesehen davon, daß angesichts der wirtschaftlichen Erschöpfung des deutschen Volkes es niemand verantworten kann, einen vermeidbaren wirtschaftlichen Fehlschlag nicht wirklich zu vermeiden, müssen wir uns immer vor Augen halten, daß jeder Mißerfolg der Sozialisierung zu einem Argument für unsere Gegner gegen den Sozialismus wird, und zwar mit um so größerer Wirkung, je größerer volkswirtschaftlicher Schaden durch ihn entsteht. Unter diesem Gesichtspunkt scheint mir eine Methode, die bei der Sozialisierung einzelner Betriebsarten beginnt, vor dem System Wissells den Vorzug zu verdienen, daß eine Umgestaltung der ganzen Volkswirtschaft bedeutet und dessen Fehlschlag jeden sozialistischen Gedanken für Jahrzehnte politisch erledigen würde.

Marx und Engels als Philosophen

Antwort auf Vorländer's und Staudinger's Kritik

Von Albert Kranold

Ich habe den Eindruck: Vorländer hat mich (im Heft 18 der Neuen Zeit) nicht verstanden. Er will jetzt in seiner Entgegnung mir gegenüber beweisen, daß Marzens Lehre der erkenntnistheoretischen Unterlage entbehre und auch selbst gar nicht eine Erkenntnistheorie sei, daß dem Marxismus vielmehr erst eine Erkenntnistheorie unterbaut werden müsse und der Kritizismus Kants dafür die gegebene Lehre sei. Mit Verlaub! Das war es ja gerade, was ich gezeigt hatte gegenüber Vorländer, der in seinem von mir besprochenen Buche den historischen Materialismus eben sehr wohl als Erkenntnistheorie aufgefaßt und behandelt (wenn er das jetzt auch bestreitet, so beweist seine Art der Kritik an dieser Lehre, wie ich ausführlich zeigte, doch das Gegenteil) und einen Gegensatz zwischen den Lehren von Kant und Marx festzustellen versucht hatte. Wenn Vorländer also nunmehr den hier zuerst genannten Standpunkt annimmt, so kann ich das nur freudig begrüßen, weil es meine Ausführungen gar nicht trifft, vielmehr gerade eine Bekehrung zu meinem Standpunkt darstellt.

Allerdings bin ich in der Führung des Beweises hierfür in einer gewissen, jedoch nicht von mir verschuldeten Verlegenheit. Sie liegt darin begründet, daß der Hauptteil meiner Untersuchungen, ein ausführlicher Aufsatz über »Kritizismus und Marxismus«, den ich gleichzeitig mit dem bereits gedruckten Aufsatz über Vorländer's Buch an die Neue Zeit schickte, bisher aber noch nicht gedruckt werden konnte. Vielleicht wird das in der Zwischenzeit bis zur Veröffentlichung dieses Nachworts noch geschehen. Sollte das der Fall sein, so kann ich nur auf jenen Aufsatz verweisen, in dem eingehend nachgewiesen wird, wie sich der Marxismus durch Vermittlung von Hegels Lehre zwanglos an den Kritizismus Kants anschließt und wie also gerade dieser die zugehörige Erkenntnistheorie des Marxismus ist.¹

Wenn Vorländer mich dann auffordert, ihm doch eine einzige Stelle aus den Schriften von Marx zu zeigen, die eine Beeinflussung durch Kant beweise, so möchte ich darauf erwidern, daß diese Aufforderung besonders deutlich die falsche Auffassung Vorländer's zeigt, als könnte man solche ideengeschichtliche Zusammenhänge durch philologisches Vergleichen von Zitaten nachweisen. Es kommt auf den Geist der Lehre an und auf den systematischen

¹ Der genannte Aufsatz des Genossen Kranold ist freilich zugleich mit seinem Artikel »Marx und Engels als Philosophen« in der Redaktion eingegangen. Um jedoch unseren Lesern nicht in schneller Aufeinanderfolge zu viele philosophische Kost zu bieten und weil anderer aktueller Stoff drängte, haben wir zunächst diesen Aufsatz zurückgestellt. Inzwischen liefen dann die beiden Artikel von Vorländer und Staudinger ein, und glaubten wir nun, zuerst diese zum Abdruck bringen zu sollen, um so Kranold Gelegenheit zu geben, beim Abdruck seines Artikels über »Marxismus und Kritizismus« zugleich unter Hinweis auf dessen Inhalt die Kritiken Vorländer's und Staudinger's beantworten zu können.

Wir lassen deshalb der obigen Antwort Kranold's in diesem Heft den ersten Teil seines Artikels folgen; den Schlußteil wird Heft 21 bringen.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

Vergleich des systematischen Gehalts der beiden Lehren. Das zu tun, habe ich mich aber in dem noch nicht gedruckten Hauptstück meiner Untersuchung besonders bemüht. Im übrigen habe ich ja vereinzelt Stellen aus Marxs Schriften, die solche Beeinflussung erkennen lassen, in meinem ersten Aufsatz bereits aufgezeigt.

Bei der Kritik meiner Ausführungen über das Verhältnis von Kants Ethik zur sozialistischen Ethik läßt Vorländer völlig außer acht, daß ich gerade darauf hinwies, daß die kritische Ethik Kants nicht rein durchgeführt ist, sondern zahlreiche Elemente einer materialen Ethik enthält, und daß ich lediglich diese materialen Bestandteile von Kants Ethik, darunter besonders die verschiedenen konkreten Fassungen des kategorischen Imperativs, zur sozialistischen Ethik in Beziehung gebracht habe, nicht aber ihre formalen Bestandteile. Was will Vorländer also? Von dem, worauf es mir ankam, spricht er gar nicht, und in dem, wovon er spricht, sind wir einer Meinung.

Zu Staudingers Entgegnung (Heft 19) auf meine Ausführungen ist ebenfalls nicht viel zu sagen. Er stimmt ja gleichfalls weitgehend mit mir überein. Ich selbst kann meine volle Zustimmung zum Beispiel zu seinen gesamten Ausführungen über die Gleichheit der Methode der Analyse der Erkenntnis durch Kant und der Analyse der kapitalistischen Wirtschaft durch Marx ausdrücken. Habe ich doch selbst bereits gezeigt, daß Marx gerade sich hierin als systematischer Denker erweise. Für die Systematik gibt es aber nur die eine grundlegende Methode der »abstraktiven Analyse«, wie Staudinger sie nennt.

Nicht zustimmen dagegen kann ich den Ausführungen Staudingers, daß das Apriori Kants nicht bloß logisch aufzufassen ist. Daß Urteile, transzendental betrachtet, nach Kant Handlungen sind, kann ich ebensowenig anerkennen wie daß das »reine« Subjekt handeln könne. Wer die Lehre so auffaßt, verfälscht sie meines Erachtens psychologisch. Die näheren Erläuterungen, die Staudinger für seine Behauptung gibt, zeigen denn auch ganz deutlich, daß er das Urteil hier als psychologischen Akt betrachtet. Die logische Form eines gedanklichen Inhalts und die psychologische Tatsache des Denkens dieses Inhalts haben aber systematisch nichts miteinander zu tun. Es ist daher auch ein Unding, sie durch die transzendente Methode in einen eigentümlichen inneren Zusammenhang bringen zu wollen. Es handelt sich hier um zwei verschiedene Betrachtungsweisen, Gesichtspunkte, solche kann man aber nicht miteinander vereinigen, man kann sie nur äußerlich miteinander verbinden. Alles, was Staudinger uns über das Urteil erzählt, ist eine psychologische Erklärung des Aktes des Urteilens, hat aber nichts zu tun mit einer abstraktiven Analyse des Urteilsinhalts. Ich muß daher diese Deutung der Lehre Kants durch Staudinger bei aller Verehrung für diesen tüchtigen Gelehrten doch als eine schwere Mißhandlung der Lehre Kants bezeichnen und glaube, in dieser Beziehung ganz mit Vorländer übereinzustimmen.

Da sich seine übrigen Darlegungen fast gar nicht mit meinen Ausführungen beschäftigen und auch sachlich nichts mit ihnen zu tun haben, beschränke ich mich auf diese Anmerkungen.

Marxismus und Kritizismus

Von Albert Kranold

I

Ich habe jüngst in einer eingehenden Besprechung des Buches von Karl Vorländer »Marx, Engels und Lassalle als Philosophen« (vergl. Neue Zeit, Heft 12 und 13) bereits darauf hingewiesen, daß der Marxismus, insbesondere die Theorie des historischen Materialismus, keineswegs einen Rückschritt hinter den Kritizismus Kants darstellt, da er keine Erkenntnistheorie gebe, sondern lediglich die besondere Methode einer Wissenschaft, da er geschichtlich, nicht philosophisch im Sinne der Erkenntnistheorie gemeint sei. Ich betonte damals auch schon, daß mich nicht nur diese negativen Gründe zu meiner Stellungnahme veranlaßten, daß ich vielmehr der Meinung sei, auch positiv ruhe der Marxismus systematisch auf dem Kritizismus Kants, er stelle nur seine weitere Ausgestaltung dar. Und zwar durch Vermittlung Hegels, als dessen Schüler sich Marx und Engels bekanntlich ihr Leben lang gefühlt haben, auch dann noch, als sie bereits ihre eigenen Wege gingen. Diese Untersuchung des positiven systematischen Verhältnisses der materialistischen Geschichtsauffassung zum Kritizismus ist die Aufgabe der nachstehenden Darlegungen.

Ich kann nun natürlich an dieser Stelle nicht in vollem Umfang das systematische Verhältnis des Marxismus zum Kritizismus untersuchen, dazu fehlt der Platz. Ich muß mich auf einige Punkte beschränken. Sie werden ausreichen, um das deutlich zu machen, was ich meine.

Es handelt sich vor allem darum, zu zeigen, wie sich die spezielle Methodik der Geschichte, die Marx und Engels schufen, in das allgemeine System der Erkenntnistheorie Kants eingliedert. Da ist zunächst folgendes zu sagen: Der logische Ort des historischen Materialismus ist zum Teil noch im Bereich der Gegenstandserkenntnis, zum anderen, wichtigeren Teil aber im Bereich der systematischen Gesamterkenntnis, deren Formprinzipien Kant in seiner Ideenlehre und deren weiterem Ausbau, der Kritik der Urteilskraft, aufzeigt, zu suchen: man muß im historischen Materialismus nämlich zwei Elemente unterscheiden. Das eine ist die Ausdehnung der Kategorie der Kausalität auf den Wahrnehmungskomplex, den wir zusammengefaßt das soziale Leben der Menschen nennen, das andere der Gedanke der Dialektik. Zuerst tut nämlich der historische Materialismus nichts anderes, als daß er die Kategorie der Kausalität für ein konstitutives Formprinzip auch derjenigen Tatsachen bezeichne, die auf dem Gebiet des sozialen Lebens liegen. Damit wurde eigentlich erst die Voraussetzung für eine wissenschaftliche Bearbeitung des sozialen Lebens geschaffen, das heißt die unzusammenhängenden Wahrnehmungen auf diesem Gebiet wurden zu geschlossenen sozialen »Gegenständen« zusammengefaßt und damit der Boden bereitet, um diese Tatsachen nun zu selbst allerdings nicht mehr gegenständlichen, sondern bloß »regulativen« Zusammenhängen zu binden durch Einordnung der einzelnen Tatsachen unter eine »Idee« im Sinne Kants. Diese Idee gibt der historische Materialismus ebenfalls in seinem zweiten Element an, es ist der Gedanke der Dialektik. Eingeschaltet sei hier, daß geistesgeschichtlich dies letztere Element das eigentlich Neue ist, das der Marxismus bringt, denn die Anwendung der Kategorie der Kausalität auf den bisher unzusammen-

hängenden Komplex von Wahrnehmungen, die den »Stoff« für das soziale Leben bilden, hatten vor ihm bereits die großen französischen Soziologen Comte und Saint-Simon, ja bereits Montesquieu vollzogen. Durch deren Lehren wurde die Geschichte schon aus einer ungeordneten Vielheit zusammenhangloser Stücke in eine gesetzmäßige Abfolge verwandelt. Das menschliche Leben erscheint seitdem ebensosehr von Gesetzen beherrscht wie die tote Natur. Damit erscheint das menschliche Leben determiniert, und so ist denn auch der historische Materialismus ein System des historischen Determinismus.¹

Dagegen ist es das unbestrittene Verdienst des Marxismus, den Gedanken der Dialektik für die weitere Gestaltung dieses Bereichs der Gesamterkenntnis fruchtbar gemacht zu haben. Darin besteht der geistesgeschichtliche Fortschritt des Marxismus. Im Bereich der durch »Ideen« geformten systematischen Einheitskenntnis spaltet sich ja die Erkenntnis, die bisher eine allgemeine Gegenstandserkenntnis war, in verschiedene Bereiche, die unter verschiedenen »Ideen« stehen und den verschiedenen Wissenschaften entsprechen, so daß also die Wissenschaften sich durch verschiedene oberste Gestaltungsprinzipien, mithin logisch voneinander unterscheiden. Auf einer höheren logischen Stufe schließen sich diese verschiedenen Bereiche der einzelnen Wissenschaften dann wieder zur Einheit der Gesamterkenntnis zusammen. Einer dieser Bereiche ist zum Beispiel die Geschichte, ein anderer die Systematik der Inhalte der Tatsachen, also zum Beispiel die theoretische Sozialwissenschaft, die ein Ausschnitt daraus ist. Ein anderer Ausschnitt daraus ist die Logik, die also den gleichen Formprinzipien untersteht wie die sozialwissenschaftliche Systematik, zum Beispiel die nationalökonomische Werklehre. Auch die sozialwissenschaftliche Systematik hat Marx ja bearbeitet, zumal in seiner Lehre vom Mehrwert, nur hat er für sie keine eingehendere methodischen Untersuchungen angestellt. Er war also sowohl systematischer wie historischer Denker. Alle diese durch besondere, nur ihm zugehörige Ideen geformten Gedankenzusammenhänge der einzelnen Wissenschaften werden dann wieder zu einem einheitlichen Zusammenhang der Gesamterkenntnis unter einer obersten Idee zusammengefaßt. Doch das gehört nicht hierher. Jedenfalls gehen alle die einzelnen Bereiche oder Wissenschaften durch den ganzen möglichen Bewußtseinsinhalt hindurch, so daß

¹ Angemerkt sei, daß damit selbstverständlich ein sozialer Fatalismus in keiner Weise begründet ist, da Determinismus und Fatalismus logisch überhaupt nichts miteinander zu tun haben. Wird doch durch den Determinismus keineswegs die Aktion des Menschen, sein Wille, ausgeschaltet oder überflüssig gemacht, sondern erfordert der Determinismus sie doch selbst. So haben denn auch Marx und Engels die Folgerung des Fatalismus aus dem historischen Materialismus stets abgelehnt. (Vergl. Vorländer, S. 26 und S. 48 und die dort zitierten Stellen aus Marx und Engels.) Wir haben auch bereits in dem vorigen Aufsatz gesehen, daß Marx und Engels mehrfach die Menschen gerade als die Triebkraft der Geschichte hinstellten. Hier sei deshalb nur noch einmal auf folgende Stelle hingewiesen: Engels, »Feuerbach«, S. 44 und S. 46. Die Menschen machen die Geschichte, aber sie sind dabei an äußere Bedingungen gebunden. »Alles, was die Menschen in Bewegung setzen, muß durch ihren Kopf hindurch; aber welche Gestalt es in diesem Kopfe annimmt, hängt sehr von den Umständen ab.« Der menschliche Wille ist also in die Kausalkette unentrinnbar eingeschlossen, aber er ist auch notwendige Bedingung des nächsten Gliedes dieser Kette. Vergl. auch Marx Adler im »Kampf«, 8. Jahrgang, 4. Heft.

sich also Geschichte nicht auf das soziale Leben der Menschen beschränkt, sondern auch die Tiere, die tote Materie usw. erfährt.

Wir müssen uns daher vor allem den Gedanken der Dialektik ansehen. Da ist zuerst zu sagen, daß auch er sich zum mindesten sachlich zwanglos an den Kritizismus anschließt, wie er geistesgeschichtlich aus ihm erwuchs. Um aber den logischen Sinn der Dialektik und ihre daraus abzuleitende methodologische Bedeutung feststellen zu können, ist es notwendig, ihren eigentlichen logischen Grundgedanken, der gleichsam wie ein Kern in einer Schale in wechselnder Weise bei den verschiedenen Denkern in eine teils psychologische, teils metaphysische Hülle gewickelt war, herauszulösen. Das gilt insbesondere von der Gestalt, die die Dialektik in Hegels Lehre angenommen hat. Die Folge ist ja bei Hegel, wie bekannt und mehrfach in der Wissenschaft hervorgehoben worden ist,² daß wir bei ihm unterscheiden müssen zwischen der Dialektik als Methode des Denkens und der dialektischen Bewegung des Seins. Letztere folgt für Hegel ohne weiteres aus der ersteren auf Grund seines Identitätsstandpunkts, der die Formen des Denkens zu Gesetzen des Seienden macht.

Ich kann mich hier nun nicht mit Hegels Identitätsphilosophie auseinandersetzen, möchte nur eines hervorheben, daß auch sie mir einen gewissen Zusammenhang mit Kants Kritizismus zu haben scheint, der von denen, die als strenge Kritizisten mit so viel Verachtung auf den in das vorkritische Stadium zurückgefallenen Hegel herabsehen, mit Unrecht übersehen wird. Denn es ist zweifellos, daß gerade nach Kants kritischer Lehre die Formen des Gedachten oder der Erkenntnis zugleich Gesetze des Seienden sind, oder besser umgekehrt, daß die obersten Gesetzmäßigkeiten des Seins lediglich Formen der Erkenntnis darstellen, die allerdings selbst nicht »sind«, sondern nur für Seiendes »gelten«. Das gilt wenigstens im Bereich der Gegenstands-erkenntnis, es gilt von den Kategorien. Freilich die Formen der Erkenntnis sind nicht Gesetze des Denkens als eines realen Prozesses, und so ist auch nach Kants Lehre nicht das Sein mit dem Denken identisch, vielmehr ist dies ein kleiner Ausschnitt des Seins, sondern das Gedachte ist mit dem Seienden identisch, oder besser, das Seiende ist das Gedachte, ist gedachtes Sein, anderes Sein gibt es nach Kant nicht. So hat Hegel allerdings kein Recht, aus Kants Lehre die Identität von Denken und Sein zu folgern — ob er es wirklich getan hat, ist eine geistesgeschichtliche Frage, die hier nicht interessiert³ —, immerhin scheint mir hier der Punkt zu liegen, wo sich beide Lehren, wenn auch nicht berühren, so doch nahekommen.

² Vergl. aus der sich speziell mit den hier angeschnittenen Fragen befassenden Literatur, zum Beispiel Max Adler: »Marxistische Probleme«, II, »Die Dialektik bei Hegel und Marx« sowie »Wegweiser«, Studien zur Geistesgeschichte des Sozialismus, Stuttgart 1914, das vorletzte Kapitel. Auch Vorländer selbst: »Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus«, »Wege zum Sozialismus«, Berlin 1920.

³ Soweit ich die geschichtlichen Zusammenhänge übersehe, scheint Hegel das allerdings nicht aus Kant gefolgert, sondern von Schelling und Fichte übernommen zu haben, doch bedürfte das auf jeden Fall einer besonderen Untersuchung. Denn es scheint mir andererseits, daß Hegel diesen Identitätsstandpunkt nicht zu allen Zeiten geteilt hat, unterschied er doch in der »Logik« von 1800 noch scharf zwischen Logik und Metaphysik und setzte erst in der »Phänomenologie« beide einander gleich. Und erst in der »Logik« von 1812 bis 1816 erscheint die Identität als eine von vornherein feststehende Tatsache. Mir scheint daher, daß Hegel sich erst im

Es scheint mir in Hegels Identitätsphilosophie mit anderen Worten lediglich diejenige nachträgliche Umbiegung des Logischen ins Psychologische vorzuliegen, deren sich auch Fichte schon bis zu einem gewissen Grade schuldig gemacht hatte und deren sich eine ältere Richtung des Neukritizismus, die sich doch gewiß fern von aller Metaphysik glaubt, seit mehr als vierzig Jahren dauernd schuldig macht. Aber wie man auch Fichte immer zubilligt, daß seine Fragestellung ursprünglich logisch war und deshalb der »wahre« Sinn seiner Wissenschaftslehre ein logischer ist, so sollte man daß auch Hegel zum mindesten für seine Dialektik zubilligen. Dafür gibt es auch einen sachlichen Grund in der Lehre Hegels von der Dialektik selbst. Er liegt darin, daß Hegel ausdrücklich lehrt, daß dialektische Fortschreiten sei kein Fortschreiten in der Zeit. Nur das logische Fortschreiten ist aber ein zeitloses Fortschreiten. Ein anderes Fortschreiten ohne Bezug auf die Zeit gibt es nicht. Daraus folgt also, daß Hegels Satz, die Dialektik stelle ein Fortschreiten im Denken dar, nicht psychologisch aufgefaßt werden darf. Er darf aber auch, unmittelbar wenigstens, nicht metaphysisch aufgefaßt werden. Man darf in diesem Falle, oder besser hier noch nicht, Hegels Begriff des Absoluten nicht metaphysisch, sondern muß es rein logisch als das Gedachte auffassen, ähnlich wie Kants reines Denken. Denn die metaphysische Auffassung hypostasiert doch gerade die Idee zu einem Gegenstand, vergegenständlicht also auch notwendig dieses reine Denken. Alles Gegenständliche erscheint aber nur in der Form der Zeit; die Zeit ist ein notwendiges Konstituens des Gegenstandes. Gegenständliches, das nicht in der Zeit geschieht, gibt es nicht. Ein absolutes Denken im metaphysischen Sinne müßte also gerade auch ein Denken in der Zeit sein. Man dürfte Hegels Standpunkt daher wohl am ehesten dadurch gerecht werden, daß man sagt: Er wollte sich nicht mit der Kantischen Fragestellung begnügen: Wie ist die Erfahrung, die als Tatsache bereits vor uns liegt, logisch möglich, wie ist sie logisch aufgebaut? eine Frage, die Hegel auch stellte, was man nicht vergessen darf, sondern er wollte darüber hinaus noch wissen, wie diese Erfahrung, diese Tatsache zustande kam, entstand. Außer der kritischen Analyse der Erfahrung wollte er also auch noch eine historisch-genetische Erklärung des Auftretens der Erfahrung geben. Und diese zweite Fragestellung verquickt mit und nicht reinlich geschieden von der ersten ergab dann sofort notwendig seine Metaphysik. Hegel ergänzte also im Grunde nur die logische Untersuchung Kants in der Richtung des Historisch-Psychologischen und vermengte dann beide Untersuchungen miteinander. Jedenfalls erweist sich, und darauf kommt es hier allein an, daß Marx und Engels sich ausschließlich an die logisch-methodologische Seite dieses Hegelschen Gedankens gehalten und die Dialektik allein als ein methodisches Prinzip genommen haben.

Hinzu kommt noch ein zweites: Hegel übersah, wie es ebenfalls die meisten älteren sogenannten Neukantianer taten — man erinnere sich nur an die fast unübersehbare Literatur zum Streit über den Charakter des »Dinges an sich« aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts —, den fundamentalen Unterschied zwischen den »Ideen« im Sinne Kants und den Kategorien, zwischen konstitutiven und regulativen Prinzipien. Die oben geschilderte

Laufe seines Lebens von Kant entscheidend entfernt und zu einem Metaphysiker entwickelt hat, daß er zuerst recht wohl Sinn für den logischen Standpunkt Kants gehabt hat.

Identität von Seiendem und Gedachtem in der Lehre Kants gilt nur für den Bereich der Gegenstandserkenntnis. Hegel dehnt sie aber auch in der oben geschilderten psychologisierenden Umformung aus auf den Bereich der durch »Ideen« geschaffenen übergegenständlichen, systematischen Gesamterkenntnis, das heißt er »ontologisiert« die Ideen, und so werden ihm aus methodischen Grundsätzen tatsächliche Beziehungen, während Kant gerade immer und immer wieder hervorhebt, daß diese »transzendentalen Ideen« keine neue Gegenstandserkenntnis schaffen, daß ein solcher Zusammenhang nicht »ist«. Speziell der Grundsatz der Dialektik, das heißt der Satz, daß jeder Inhalt oder Begriff auf seinen Gegensatz hinweist, daß der durch die Formen der Erkenntnis gegliederte Bewußtseinsinhalt aus lauter inhaltlich entgegengesetzten Einzelinhalten besteht, die wechselseitig aufeinander hinweisen, sich gegenseitig abgrenzen usw., wird ihm zu einem tatsächlichen Antagonismus.

Das ist allerdings unleugbar die Rückkehr zur Ontologie, indem die Kategorie der Realität, die nur auf kategorial Geformtes Anwendung findet, auf ideal Geformtes ausgedehnt wird. Die Kategorien gehören unauflöslich zusammen, das heißt Gegenstandserkenntnis ist nur gegeben, wenn die Wahrnehmungen von allen konstitutiven Kategorien zugleich erfaßt sind, die verschiedenen Ideen jedoch insofern nicht, als ein übergegenständlicher Systemzusammenhang sich schon sinnvoll zusammenschließt, wenn nur eine Idee die einzelnen gegenständlichen Glieder ordnet. Zum Beispiel stiftet die Idee der Dialektik den historischen Zusammenhang auch, ohne daß die Glieder dieses Zusammenhangs unter einer anderen Idee stehen, während allerdings erfordert wird, daß sie unter der Kategorie der Totalität stehen. Das gehört aber in das Gebiet der Gegenstandserkenntnis, die freilich die Voraussetzung jeder übergegenständlichen Systemeinheit ist, denn solche Einheiten sind notwendig Einheiten von Gegenständen. Die oberste letzte Systemeinheit entsteht allerdings erst, wenn alle Ideen zusammentreffen und die von den einzelnen statuierten Zusammenhänge wiederum von einer obersten Idee zusammengeschlossen werden. So ist also Hegel gewiß Metaphysiker, aber doch nicht nur, seine Lehre hat auch einen tiefen logischen Sinn, der allerdings erst herausgearbeitet werden muß. Und gerade darin bestand die Umbildung, die Marx und Engels ihr in bezug auf die Dialektik zuteil werden ließen.

Dieser logische Gedanke der Dialektik ist es nun, der nichts weiter darstellt als eine Weiterbildung eines Gedankens Kants, nämlich eine Ausgestaltung des Gedankens der Systemeinheit, der Totalität. Die Dialektik ist eine transzendente Idee, die von dem einzelnen Bedingten zum Unbedingten hinaufführt durch den Vernunftschluß. Indessen Kants Lehre gibt nur den logischen Ort für diese Idee an. Der erste, der sie positiv entwickelte, war Fichte. Er machte sie sogar zum Grundsatz seiner Wissenschaftslehre. Denn nichts anderes bedeutet sein Satz, daß das Ich das Nicht-Ich setzt, wenn es sich selbst setzt, oder daß das Nicht-Ich gesetzt ist, wenn das Ich gesetzt ist, sobald man seine Lehre nur rein logisch auffaßt. Jede Position ist danach rein logisch nur durch gleichzeitige Negation oder andersartige Position möglich. Es ist gleichsam eine Verbindung des Satzes der Identität mit dem Satz des Widerspruchs. Der Satz: A ist A bedeutet zugleich: A ist nicht B, nicht C, D, E usw. Wenn behauptet wird, der Satz des Widerspruchs sei logisch-formal gar kein selbständiger Grundsatz, sondern aus dem

Satz der Identität abgeleitet, so ist dabei der logische Gedanke der Dialektik umgekehrt schon vorausgesetzt. Diese beiden Sätze werden nun dadurch aus rein logisch-formalen Regeln zum Range von Ideen emporgehoben, sie erhalten ihren Platz in einem System der Erkenntnistheorie. Indem dann beide A und B als einander entgegengesetzt oder besser als voneinander verschieden gedacht werden, werden sie zugleich als Teile einer höheren Einheit gesetzt, und durch ihre Beziehung aufeinander wird diese höhere Einheit als Einheit des Mannigfaltigen gedacht, gestiftet.

Damit haben wir bereits den ganzen Gedanken der Dialektik vor uns. Hegel hat ihn eigentlich nur ausgestaltet und — das ist das Wesentliche und Neue an seiner Lehre — ihn angewendet. Sobald man diesen Gedanken nämlich auf die gegenständliche Welt anwendet, zugleich mit dem Gedanken der kausalen Notwendigkeit, der auf einer anderen logischen Stufe als Kategorie der Zusammenfassung der Wahrnehmungen zu Gegenständen dient, hier also in neuer Weise angewendet wird, entsteht nämlich ein besonderer übergegenständlicher Zusammenhang des Seienden, und zwar der, den wir gemeinhin als den geschichtlichen bezeichnen. Aus dem Kausalzusammenhang einzelner Merkmale wird ein Kausalzusammenhang von Gegenständen, und zwar einer besonderen Art, nämlich eine Entwicklungsreihe. Der Gedanke der Entwicklung ist es also, der hier seine logische Begründung findet. Man kann das unter Benutzung der Terminologie von Kants Kategorien-tafel, allerdings ohne Übernahme von deren Gliederung (denn meines Erachtens schließt die Kausalität die Notwendigkeit ein, so daß diese also keine Modalität, sondern eine Art der Relation bezeichnet), vielleicht auch so ausdrücken: Die Idee der Entwicklung kommt dadurch zustande, daß die Kategorien der Limitation, der Kausalität und der Allheit gleichsam auf einer anderen logischen Ebene miteinander verbunden werden. Im Bereich der Gegenstandserkenntnis dienen sie dazu, die einzelnen Wahrnehmungsinhalte zu Gegenständen, das heißt zu neuen Inhalten von anderer logischer Dignität zusammenzufügen, hier im Bereich der übergegenständlichen Einheitskenntnis dienen sie dazu, die verschiedenen Gegenstände wiederum zu einer neuen, nämlich ideellen, übergegenständlichen, nicht selbst wieder gegenständlichen Einheit zusammenzufassen, die abermals von anderer logischer Dignität ist wie die Einheit des Gegenstandes, das ist die Einheit der objektiven Apperzeption. Der logische Gedanke der Dialektik selbst aber wäre danach eine Verbindung der Kategorie der Limitation und der Totalität im Bereich der Systemeinheit oder der Vernunftkenntnis.

Es zeigt sich ferner, daß einzelne Grundsätze des Verstandes oder Kategorien zugleich als Vernunftsprinzipien im Sinne Kants verwendbar sind. Dann aber sind sie nach Kant wie alle Ideen nur von regulativem Gebrauch, das heißt sie konstituieren kein neues Sein, keinen neuen Gegenstand. (Daraus folgt übrigens, daß die Kategorien der Modalität, nämlich der Möglichkeit und des Daseins nicht diese Verwendung finden können.) Andererseits stehen die Ideen und die ideelle Systemeinheit nach Kant zur gegenständlichen Welt und zur Gegenstandserkenntnis in einem inneren logischen Zusammenhang, sie werden von ihr gefordert, die Gegenstandserkenntnis weist selbst von sich aus auf sie hin. Und zwar stellen sie das zu jedem Bedingten logisch gehörige Unbedingte dar. Jedes Bedingte weist nämlich nach Kant über sich und alles andere Bedingte hinaus auf ein Unbedingtes, das heißt

jeder Gegenstand ist ein Glied einer allerdings bloß gedachten, nicht aber selbst wieder seienden Totalität. So müssen denn auch die Idee der Entwicklung und ihre Unterideen der Dialektik und der übergegenständlichen Realität mit der Gegenstandserkenntnis in einer logischen Verbindung stehen. Und das ist tatsächlich der Fall, denn wir sehen ja, daß die Idee der Entwicklung die Zusammenfassung von konstitutiven Kategorien und deren regulative Verwendung auf die von ihnen selbst konstituierte gegenständliche Welt darstellt, ebenso die ihr logisch untergeordnete Idee der Dialektik.

Damit ist ihr logischer Sinn und ihre logische Funktion klargestellt. Der Entwicklungsgedanke, den schon Lessing und Herder, ja auch Kant bereits unbewußt konzipierten und praktisch anwendeten, erhält auf diese Weise eine feste Stelle im System der Wissenschaftslehre und wird in seiner logischen Eigenart und Struktur bestimmt.

(Schluß folgt)

Zum Entwurf eines Reichs-Jugendwohlfahrtsgesetzes

Von Henni Lehmann (Göttingen)

Die Frauen aller Parteien im Reichstag hatten gemeinsam einen Antrag eingebracht, der Vorlegung des versprochenen Reichs-Jugendwohlfahrtsgesetzes verlangte. Dieses Gesetz soll tatsächlich demnächst zur Vorlage kommen. Hoffentlich wird es nicht als Spielball politischer Leidenschaft und Berechnung, von der »Parteien Günst und Haß verwirrt«, zum Leben erstehen.

Zwei Auffassungen über Art und Umfang des Gesetzes standen sich bislang gegenüber. Die eine verlangte, daß alle auf Jugendliche, respektive Minderjährige bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen, welcher Art sie immer seien, ob strafrechtlicher oder bürgerrechtlicher Natur, ob sie dem Handelsgesetzbuch, der Reichsgewerbeordnung, dem Kinderschutzesgesetz usw. angehörten, in einem Sondergesetz zusammengefaßt werden müßten. Die andere Meinung ging dahin, daß das Gesetz nur die Form eines sogenannten Rahmengesetzes haben dürfe, das allgemeine Richtlinien aufstellt, deren Füllung nach diesen Richtlinien durch Sondergesetz zu erfolgen habe. Fraglos wird nur dieser letztere Weg gangbar sein, denn nach der ersten Methode würden gesetzliche Bestimmungen herausgerissen werden aus dem Zusammenhang der Gesetzesmaterie, in die sie gehören. Das Jugendgesetz würde also ein buntes Sammelsurium von verschiedensten Vorschriften bilden. So stellt auch der Entwurf eines Reichsjugendgesetzes, wie er im März vorigen Jahres veröffentlicht wurde, und wohl, wenn auch vielleicht mit Abänderungen, demnächst dem Reichstag zugehen wird, ein Rahmengesetz dar. Die Einzelausführung der Richtlinien wird Sache der Landesgesetzgebungen sein.

Als grundlegend für alle Ausführungen können die drei Sätze des § 1 des Entwurfes gelten:

»Jedes deutsche Kind hat ein Recht auf körperliche, geistige und sittliche Erziehung.

Das Recht und die Pflicht der Eltern zur Erziehung werden durch das Gesetz nicht berührt.

Insofern der Anspruch des Kindes auf Erziehung von der Familie nicht erfüllt wird, tritt öffentliche Jugendhilfe ein.»

Es wird manchen vielleicht vom ethischen Standpunkt aus eigenartig berühren, daß im ersten Satze nur dem deutschen Kinde das Recht auf körperliche, geistige und sittliche Erziehung zugesprochen wird, indes handelt es sich hier um einen Rechtsanspruch der Kinder an den deutschen Staat. Einen Rechtsanspruch dieser Art für Kinder, die nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, festzustellen, ist das deutsche Gesetz nicht in der Lage. Es wird bei Hilfsbedürftigkeit ausländischer

Jugendlicher in Deutschland künftig das örtlich zuständige Jugendgericht eintreten, da es im Bedarfsfall an Stelle der Ortsarmenverbände die Unterstützung der in seinem Bezirk hilfsbedürftig werdenden Minderjährigen, die nicht in besonderen Kategorien aufgeführt sind, zu übernehmen hat. Unterstützung von Ausländern aber lag nach § 60 des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz bisher bei hilfsbedürftigen Ausländern zunächst den Ortsarmenverbänden ob, in deren Bezirk die Hilfsbedürftigkeit eintrat. Zur Erstattung der Kosten ist dann der Bundesstaat verpflichtet, dem der betreffende Ortsarmenverband angehört. Wenn nicht anderweitige Kostenregelung erfolgt, dürfte dies auch künftig für die Jugendämter Giltigkeit haben.

Der vorliegende Entwurf ist in fünf Abschnitten aufgebaut.

Der erste Abschnitt — Allgemeines — enthält außer dem erwähnten § 1 nur noch einen § 2, der bestimmt, daß Träger der öffentlichen Jugendhilfe die Jugendwohlfahrtsbehörden sind, soweit nicht gesetzlich die Zuständigkeit anderer öffentlicher Körperschaften oder Einrichtungen gegeben ist, und ferner, daß die öffentliche Jugendhilfe sowohl Jugendpflege wie Jugendfürsorge umfassen soll, also die Pflege der normalen schulentlassenen Jugend und die Fürsorge für gefährdete Kinder und Jugendliche von der Geburt an bis zum vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahr.

Der zweite Abschnitt regelt die Aufgaben, Zuständigkeit und Organisation der Jugendwohlfahrtsbehörden, und zwar beginnt er mit der untersten Stufe, den örtlichen Jugendämtern, die zusammengefaßt werden sollen in Landesjugendämtern, über denen als Spitze das Reichsjugendamt steht. Aufgabe des Reichsjugendamts soll sein, für möglichst gleichmäßige Arbeit der einzelnen Jugendämter zu sorgen und alle Bestrebungen auf dem Gebiet der Jugendhilfe zu unterstützen. Auf den ersten Punkt wird starkes Gewicht zu legen sein, denn die ungleichmäßige Behandlung von Fragen, die Jugendliche angehen, stellt heute einen erheblichen Schaden dar, besonders in den häufigen Fällen, in denen Jugendliche oder Kinder nacheinander von verschiedenen Orten »befürsorgt« werden. In gewissen Fällen hat dann das Reichsjugendamt das Entscheidungsrecht bei Beschwerden oder bei Streitigkeiten über die Zuständigkeit. Es soll Richtlinien aufstellen und bei Erteilung von Reichszuschüssen zu Zwecken der Jugendwohlfahrt mitwirken. Ihm soll ein Beirat zur Seite stehen, dem Vertreter der Landesjugendämter angehören.

Die Landesjugendämter haben zunächst für den Umkreis ihrer Wirksamkeit ähnliche Aufgaben wie das Reichsjugendamt, darüber hinaus jedoch sollen sie gemeinsame Veranstaltungen und Einrichtungen schaffen für die beteiligten Jugendämter, sollen mitwirken bei der Unterbringung Jugendlicher, ebenso bei der Fürsorgeerziehung, und sollen ferner alle Einrichtungen zusammenfassen, die sich auf die Fürsorge für gefährdete und verwahrloste Jugendliche beziehen, sowie überhaupt die Aufsicht führen über Anstalten, in denen Minderjährige untergebracht sind, falls nicht landesgesetzlich anderes bestimmt wird.

In der zielbewußten und energischen Durchführung dieser letzten Bestimmung sehe ich einen wesentlichen Fortschritt gegenüber dem gegenwärtigen Zustand. Es existieren noch, besonders in den kleineren Orten — davon konnte ich mich persönlich überzeugen — Anstalten verschiedener Art, von Säuglingsheimen und Krippen angefangen, die nicht den einfachsten Anforderungen der Hygiene und Beaufsichtigung genügen. Mißstände in Fürsorgeerziehungsanstalten sind allzu bekannt. Von Zeit zu Zeit gehen Schilderungen solcher Mißstände durch die Blätter, werden verallgemeinert und haben zum Teil das weitverbreitete Mißtrauen des Volkes gegen das ganze Fürsorgegesetz geschaffen — nicht mit Recht, denn es ist fraglos ein Gesetz nötig, das den Jugendlichen vor dem Erwachsenwerden vor sich selbst schützt. Die Fürsorgegesetze sind in den verschiedenen Bundesstaaten verschieden, da die Regelung der zur Aufsicht oder Besserung jugendlicher Straffälliger in die Zuständigkeit der Landesgesetzgebungen fällt. Es ist freilich sehr fraglich, ob durch die Aufsicht der Landesjugendämter über die Fürsorgeerziehungs-

anstalten die tatsächlichen Erfolge der Fürsorgeerziehung erhöht werden. Immerhin wird gewissen sich wiederholenden Ausschweifungen vorgebeugt werden können, weil die ganze Einstellung der Jugendämter doch eine andere sein muß als die der bisher in Betracht kommenden Aufsichtsbehörden. Voraussetzung ist dann allerdings, daß die Aufsicht wirklich durch dazu kompetente Persönlichkeiten, besonders durch gut ausgebildete Fürsorgerinnen, ausgeführt wird, denn ich glaube, daß Frauen zu Jugendlichen, auch zu Knaben, Wege finden, die dem Manne meist verschlossen bleiben. Die Fühlungnahme mit den Jugendlichen muß aber einen Teil der Aufsicht bilden. Es genügt nicht, unter Führung durch die Räume hindurchzugehen und den Erklärungen der Leiter zu lauschen. Jedenfalls würde ich für wünschenswert halten, wenn schon in das Reichsgesetz eine Bestimmung käme, nach der die Ausübung der Aufsicht nur durch besonders vorgebildete Vertrauenspersonen geschehen darf.

Endlich sollen die Landesjugendämter die freie Liebestätigkeit auf dem Gebiet der Jugendwohlfahrt anregen, ihr planmäßiges Zusammenarbeiten untereinander sowie mit örtlichen und Landesjugendämtern fördern. Die gleiche Bestimmung gilt für die örtlichen Jugendämter, bei denen die Wahrung der Selbständigkeit der freien Vereinigungen besonders betont wird. Diese Aufgabe zu erfüllen, wird den Jugendämtern nicht ganz leicht werden. Bei nicht wenig Organisationen der freien Liebestätigkeit ist das eifersüchtige Bestreben vorhanden, niemand hineinsehen zu lassen in Art und Umfang ihrer Hilfstätigkeit. Insbesondere kirchliche Organisationen sind leider auf diesem Gebiet sehr mißtrauisch, was wohl der Tradition der alten autoritativen Stellung der Kirche entsprechen mag. Dennoch erschwert diese Vepflogenheit die planmäßige Wohlfahrtsarbeit sehr stark. Es herrschte oft eine Wohltätigkeitsanarchie. Gleiche Arbeit wurde von verschiedenen Vereinen übernommen; Kräfte, Zeit und Mittel verzettelt, gleiche Persönlichkeiten wurden von verschiedenen Stellen unterstützt, ohne daß die eine von der anderen wußte. Unsere gegenwärtige Finanzlage zwingt uns, mit Kräften und Mitteln haushälterisch zu sein. Aufgabe der Jugendämter wird also die Fühlungnahme und, wenn nötig, Organisation der freien Liebestätigkeit sein müssen. Die Gesetzgebung der Einzelstaaten muß hierfür den Jugendämtern gewisse Kompetenzen verleihen. Ohne diese wird die Arbeit notwendig Stückwerk bleiben.

Die eigentlich praktische Arbeit haben dann die örtlichen Jugendämter zu leisten, die Organe der Selbstverwaltung sind und mit den örtlichen Wohlfahrtsämtern vereinigt werden können. Ihnen werden zunächst einige rechtliche Funktionen übertragen. Das Jugendamt selbst soll als Gemeindevorstand fungieren. Es soll im Vormundschafswesen mitwirken, und zwar soll es in bestimmten Fällen die Amtsvormundschaft haben. Die Befugnisse des Vormundschaftsgerichts ihm gegenüber werden beschränkt, insbesondere was die Unterbringung und Vermögensverwaltung anbetrifft.

Die gesetzliche Amtsvormundschaft des Jugendamtes, die es einem seiner Mitglieder oder Beamten übertragen kann, setzt bei unehelichen Kindern mit der Geburt ein. Ferner soll es als Vormund bestellt werden für aus öffentlichen Mitteln versorgte Minderjährige, wenn die Versorgung keine vorübergehende ist, vorausgesetzt, daß diese Minderjährigen nicht unter elterlicher Gewalt stehen oder von den Eltern nicht in Vermögenssachen vertreten werden können, und zwar soll es dann auf seinen Antrag anderen etwa testamentarisch bestellten Vormündern vorgehen, ebenso den väterlichen oder mütterlichen Großvätern. Praktisch wird die Sache so sein, daß das Jugendamt den Antrag stellen wird, wenn ihm die betreffenden zunächst berufenen Personen nicht vertrauenswürdig oder nicht fähig erscheinen, die vormundschaflichen Pflichten zu erfüllen.

Es kann fraglich sein, ob nicht der entgegengesetzte Weg der zweckmäßigere wäre, denn wenn das Jugendamt sich genötigt sieht, solchen Antrag zu stellen, dann wird in der Mehrzahl der Fälle eine Vernachlässigung der Interessen der Jugendlichen schon eingetreten sein, viellecht eine vollständige Verwahrlosung. Mir würde

zweckmäßig scheinen, daß zunächst auch in solchen Fällen das Jugendamt die Amtsvormundschaft hat und berechtigt ist, sie an die in Frage kommenden in § 1776 des Bürgerlichen Gesetzbuchs genannten Personen zu übertragen. Eventuell kann es auf Antrag der Angehörigen dazu verpflichtet sein, wenn keine besonderen Bedenken vorliegen. Es ist mir überhaupt fraglich, ob nicht das Jugendamt generell zunächst als Vormund eintreten sollte, wenn eine Vormundschaft sich als notwendig erweist, auch wenn es sich um nicht aus öffentlichen Mitteln unterstützte Minderjährige handelt, um dann je nach Lage der Sache die Vormundschaft weiter zu übertragen, auf seinen Antrag oder auf Antrag der Angehörigen oder sonst Berechtigten. Einerseits scheint mir das im Interesse der Minderjährigen zu liegen, für die dann unter allen Umständen kompetente und autoritative Fürsorge vorhanden ist. Andererseits aber scheinen mir auch gewisse soziale Momente mitzusprechen. Wenn die Amtsvormundschaft einsetzt nur für Uneheliche oder für aus öffentlichen Mitteln unterstützte Minderjährige, also für zwei Kategorien, die ohnehin einer weitverbreiteten Anschauung nach als Deklassierte gelten, so wird sich ein Vorurteil erheben gegen die Amtsvormundschaft, wie es gegen die Fürsorgeerziehung zum Teil auch deswegen besteht, weil sie als Klassengesetz eingewertet wird. Das ist sie objektiv nicht. Tatsächlich liegen die Dinge aber doch so, daß die Fürsorgeerziehung wesentlich Unbemittelten gegenüber eintritt, während Begüterte meist Möglichkeiten finden, für verwahrloste Kinder und Jugendliche irgendwelche Maßregeln zu treffen, die sie dem Zwangseingriff entziehen.

Ferner wird den Jugendämtern der Schutz der Pflegekinder übertragen. Wer fremde unter vierzehn Jahre alte Kinder ganz oder teilweise in Pflege nimmt, soll die Erlaubnis des Jugendamts nachsuchen müssen; ausgenommen sind gewisse Fälle unentgeltlicher Unterbringung und der Unterbringung bei Verwandten. Auch Pflegekinder und uneheliche Kinder, die sich bei der Mutter befinden, unterstehen der Aufsicht des Jugendamts. Die uneheliche Mutter kann von dieser Aufsicht widerrechtlich befreit werden, wenn ihre Persönlichkeit die Gewähr für geeignete Pflege bietet. Letztere Bestimmung sähe ich ebenfalls lieber am entgegengesetzten Ende angefaßt, nämlich, daß die uneheliche Mutter, die ihr Kind bei sich hat, zunächst von der Aufsicht befreit ist und diese nur eintritt, wenn ihre Person nicht die nötige Gewähr für geeignete Pflege bietet.

Wesentlich ist noch die Bestimmung, nach der diese Aufsicht fortfällt bei öffentlichen Anstalten, die unter Verwaltung des Landes oder von Selbstverwaltungskörpern stehen, und fortfallen kann bei der Jugendwohlfahrt dienenden, für geeignet erklärten Vereinigungen.

Den Jugendämtern liegt auch die Jugendhilfe bei den Gerichts- und Polizeibehörden ob, und ferner haben sie mitzusprechen bei der Fürsorgeerziehung, beides gemäß reichsgesetzlicher Regelung. Wenn in hiesig nicht zu ferner Zeit unser Jugendgerichtsverfahren reichsgesetzlich in feste Bahnen gelenkt wird, wird diese Aufgabe des Jugendamtes von erheblicher Bedeutung sein.

Endlich hat das Jugendamt die Aufgabe, Einrichtungen und Veranstaltungen anzuregen, zu fördern und zu schaffen für jede Art von Minderjährigen vom Säuglingsalter an.

Zudem enthält der Entwurf eine äußerst wichtige Bestimmung, die langgehegten Wünschen der Fachkreise entspricht. Das Jugendamt soll zuständig sein für alle Minderjährigen, die in seinem Bezirk ihren gewöhnlichen Aufenthalt haben. Dadurch ist mit dem Prinzip des Unterstufungswohnortes gebrochen, das so viel Mißstände im Gefolge hat. Leider wird auch hier eine gewisse Halbheit besteht; denn wenn der Minderjährige (Uneheliche, von den Eltern entfern Untergebrachte, Vollwaisen) an einem Ort hilfsbedürftig wird, an dem er sich nur vorübergehend aufhält, so hat das dortige Jugendamt zunächst die Unterstufung zu übernehmen, kann sie dann aber von dem Jugendamt des gewöhnlichen Aufenthaltsorts zurückverlangt werden. Dieses aber kann dann die Überführung des Hilfsbedürftigen in seine unmittelbare Fürsorge fordern. Damit wird sicherlich

in einer Reihe von Fällen das gleiche Hin- und Herschieben zwischen den beteiligten Jugendämtern einsehen, wie es jetzt zwischen den Ortsarmenverbänden üblich ist. Man sollte lieber reinen Tisch machen und vielleicht den von Dr. Caspari vorgeschlagenen Weg eines Reichsvorschußsystems wählen.

Hervorgehoben muß noch werden, daß in die örtlichen Jugendämter Männer und Frauen aller Bevölkerungskreise zu berufen sind neben Vertretern der Behörden, Religionsgemeinschaften usw.

Der dritte Abschnitt regelt den Schutz der Pflegekinder, der vierte die Stellung des Jugendamts im Vormundschaftswesen. Die wichtigsten in Betracht kommenden Bestimmungen sind schon vorstehend bei Erörterung der Aufgaben des Jugendamts zur Besprechung gelangt. Abschnitt 5 behandelt die öffentliche Unterstützung hilfsbedürftiger Minderjähriger. Hier wäre noch hervorzuheben, daß nach dem Entwurf ein Drittel der ihnen durch solche öffentliche Unterstützung entstehenden Kosten durch den Staat, die Landarmenverbände oder die Bezirke mehrerer Jugendämter umfassende Selbstverwaltungskörper zu erstatten ist.

Ein Mangel des Gesetzesentwurfs scheint mir, daß er in keiner Weise Stellung zu den Strafrechtsbestimmungen nimmt, sondern alles künftiger reichsrechtlicher Regelung überläßt. Wie er eingreift in das geltende bürgerliche Recht, so hätte er auch gewisse Grundzüge für die strafrechtliche Behandlung Jugendlicher feststellen sollen. Der Entwurf gesteht dem Jugendamt Mitwirkung zu. Er sollte aussprechen, daß die Jugendlichen zur Beurteilung dem Jugendamt zuzuführen sind und dies nur in Sonderfällen sie dem Strafrichter überweisen kann. Ebenso sollten jugendliche Prostituierte völlig dem Machtbereich der Polizei entrückt und den Jugendämtern zugewiesen werden. An diesen heiklen und schwierigen Materien ist der Entwurf bedauerlicherweise vorübergegangen.

Es ist zu hoffen, daß das neue Gesetz eine neue Ara in der Behandlung hilfsbedürftiger Minderjähriger einleitet. Jedenfalls geht es von anderen ethischen und erziehlichen Grundsätzen aus als die bisher geltenden armenrechtlichen Bestimmungen. Im letzten Grunde hängt aber der Nutzen des Gesetzes von der Individualität der leitenden Persönlichkeiten ab. Wo ein gütiger, fester Mensch mit weitem Blick und Verständnis für alles Menschliche an der Spitze des Jugendamts steht, da wird das neue Gesetz ein starkes Hilfsmittel sein, Gefahren abzuwenden und zu helfen, zu stützen und zu bessern. Versagt die Persönlichkeit, dann wird das papierene Recht wenig fruchten. Man sollte über die Tür jedes Jugendamts das Wort von Nietzsche setzen, das er einem seiner Aphorismen voranstellt:

»Kein Stillstand in der Liebe.«

Literarische Rundschau

Alice Berend, *Jungfer Vinchen und die Junggesellen*. Roman. München. Verlag von A. Langen. 225 Seiten. Preis geheftet 12 Mark, gebunden 19 Mark.

Wieder ein an klugen Reflexionen reiches Buch der originellen Erzählerin, die schon mit ihren literarischen Erstlingen sich als eine selbständige, starke Könnlerin erwies. Wie in früheren Büchern stehen im Mittelpunkt etwas absonderlich gearbeitete ältere Junggesellen, denen diesmal ein gleichfalls schon bejahrtes, mannstolles Frauenzimmer die Wirtschaft führt. Aus gegenseitigen Mißverständnissen und Irrtümern entwickeln sich humorvolle Situationen, so daß man bei der Lektüre bald in eine behagliche Stimmung gerät, aus der man bis zum Schlusse nicht herauskommt. Wer aber die Berend'sche Weise kennt, der weiß, daß aus dem Lachen des Schalks leise ein ernster Unterton klingt; daß in manch einem anscheinend flüchtig hingeworfenen Wort das Nebensächliche zum Ereignis wird. — Freunden ungezwungenen Humors und eigenartiger technischer Behandlung der Fabel wird auch dieser neue Roman der Verfasserin zweifelsohne willkommen sein. Al

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 21

Ausgegeben am 18. Februar 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Pariser Konferenzbeschlüsse

Von Heinrich Cunow

Die am 29. Januar auf der Pariser Ententekonferenz beschlossenen Wiedergutmachungs- oder, wie es neuerdings in manchen Blättern heißt, Reparationsforderungen haben zunächst, als sie in Deutschland bekannt wurden, im gesamten deutschen Volke, soweit es sich einen Begriff von der Ungeheuerlichkeit der ihm zugemuteten Belastung zu machen vermag, einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Selbst in sonst ziemlich nüchtern denkenden politischen Kreisen konnte man in der stürmischen Aufwallung der inneren Empörung über den »Wahnsinn« der Pariser Beschlüsse die Ansicht hören, die Rede des Reichsministers Dr. Simons im Reichstag wäre viel zu milde ausgefallen; er hätte im Stil des früheren preussischen Finanzministers Hergt mit offenem Widerstand gegen die von den Alliierten gestellten Forderungen drohen und wie dieser verkünden sollen, das deutsche Volk sähe lieber einem Ende mit Schrecken als einem Schrecken ohne Ende entgegen. Wohl begreiflich. Immer wieder hatte nach altem Rezept die liberale und zum Teil auch unsere Parteipresse vor und während der Tagung der alliierten Konferenz in Paris von dem wachsenden Widerstand Lloyd Georges gegen die Ansprüche Frankreichs, von der Einsicht der englischen Handelskreise in die traurigen Wirtschaftsverhältnisse Deutschlands, von der zunehmenden Erkenntnis der völligen Undurchführbarkeit des Voulogner Entschädigungsplans und von der Wahrscheinlichkeit eines Auseinandergehens der Konferenzteilnehmer ohne feste Beschlüßfassungen gesprochen — so daß die Pariser Beschlüsse manchen gleich einem Blüßschlag aus heiterem Himmel trafen.

In den acht Tagen, die seitdem vergangen sind, hat sich die Entrüstung über die an Deutschland gestellten unsinnigen Forderungen wesentlich gemildert — eine Tatsache, die in der deutschen Presse deutlich zum Ausdruck kommt. Nicht weil man heute in den politisch denkenden Kreisen über die dem deutschen Volke zuge dachte Steuerlast anders denkt, auch nicht, weil man auf eine sehr wesentliche Ermäßigung dieser Forderungen durch die zum 1. März nach London berufene neue Konferenz rechnet — im ganzen ist doch die Zahl der anglophilen Optimisten, die noch immer hoffnungsfelig nach Englands Gestade starren, ziemlich unbeträchtlich —, sondern weil man bei der Nachprüfung der Pariser Beschlüsse und der Erwägung ihrer Durchführbarkeit immer mehr zu der Erkenntnis gekommen ist, daß sie einen Schlag ins Wasser bedeuten, da jeder ernstliche Versuch, sie ohne Einwilligung und Unterschrift der deutschen Reichsregierung gewaltsam durchzusetzen, zum Erweis ihrer völligen Unmöglichkeit und Nutzlosigkeit führen muß. Zwar würde solcher Versuch zunächst wohl Deutschlands Wirtschaftsleben schwer schädigen, zugleich aber auch Frankreichs Wirtschaftsgefrübe

treffen. Jedenfalls aber würde Frankreich den von ihm verfolgten nächsten Zweck, seine drückende finanzielle Lage zu erleichtern und einen wesentlichen Teil seiner starken Verschuldung an die Vereinigten Staaten dadurch loszuwerden, daß es die jetzigen amerikanischen Schuldsforderungen an Frankreich durch solche an Deutschland ersetzt, in keinem Fall erreichen. Und noch weniger würde es Frankreich gelingen, auf Grund nicht anerkannter Zwangsforderungen, ohne von der deutschen Regierung unterschriebene Bonds in Händen zu haben, die geplante große amerikanische Anleihe aufzunehmen, deren es dringend bedarf.

Es hat keinen Zweck, hier die Berechnungen zu wiederholen, die in letzter Woche bereits von manchen Tagesblättern aufgestellt sind, und nochmals im einzelnen nachzuweisen, daß die Pariser Forderungen, nach dem heutigen Wechselkurse berechnet, sich auf mehr als 3000 Milliarden Papiermark belaufen, ohne die verlangten Requisitionszvergütungen, die Kosten der fremden Besatzungsarmeen und die Ausgaben für die geplanten fremden Zollkommissionen sowie die schon heute in Deutschland tätigen Finanz-, Entwaffnungs-, Überwachungskommissionen usw. Eine solche Berechnung mag insofern ihren Wert haben, als sie uns die enorme Höhe der französisch-englischen Forderungen veranschaulicht; aber daran, daß jemals diese Forderungen in ihrer Gesamtheit realisiert werden, glaubt wohl kein Politiker, ob Sozialist, Liberaler oder Konservativer, setzt doch eine solche Realisation voraus, daß in den nächsten 42 Jahren die heutige politische Gesamtverfassung Europas sich nicht wesentlich ändert, während jede kritische Betrachtung die jetzige politische Gestaltung Europas als ein Interimistikum erweist, das keinen langen Bestand haben kann.

Betrachten wir also nur, welche Last schon für die nächsten beiden Jahre die Pariser Beschlüsse dem deutschen Volk auferlegen würden, obgleich außer den eben erwähnten Kosten für Besatzungsarmeen, fremde Kommissionen usw. vorerst nur eine Entschädigungssumme von 2 Milliarden Goldmark und eine Abgabe von $12\frac{1}{2}$ Prozent des Wertes der deutschen Ausfuhr gefordert wird. Rechnen wir die Goldmark nach dem jetzigen Dollarkurs in Papiermark um, so ergibt sich 1 Goldmark gleich 15 Papiermark. Demnach beträgt die Wiedergutmachungssumme, die für das Jahr 1921 gefordert wird, 30 Milliarden Mark. Dazu kommt die Ausfuhrabgabe, die von den meisten französischen Blättern auf 1 Milliarde, von Briand sogar auf ungefähr 1,2 Milliarden Goldmark geschätzt wird — eine Schätzung, die ein drastisches Beispiel der französischen Rechenkunst bietet. Weil nämlich in den Jahren 1912 und 1913 die damalige deutsche Ausfuhr im Spezialhandel einen Wert von 8957 bezw. 10 097 Millionen Goldmark gehabt hat, nimmt man ohne weiteres in Frankreich an, daß sich 1921 die Ausfuhr ungefähr ebenso hoch im Wert stellen, also eine $12\frac{1}{2}$ prozentige Abgabe mindestens 1 Milliarde Goldmark bringen dürfte. Aber hat denn Deutschland heute noch denselben Umfang wie 1913, steht sein Wirtschaftsgetriebe noch auf derselben Stufe der Leistungsfähigkeit, nimmt es noch dieselbe Stellung innerhalb der Weltwirtschaft ein, erhält es noch zu relativ gleich niedrigen Preisen die benötigten Rohstoffe? Alle derartige Fragen bekümmern jedoch die französischen Rechengenieß nicht; sie nehmen einfach 1 Milliarde Goldmark als Abgabenergebnis an. Das macht weitere 15 Milliarden Papiermark. Danach hätte also das Deutsche Reich im Jahre

1921 ungefähr 45 Milliarden Mark an Entschädigung (ungerechnet Besatzungskosten, Rückerstattungen usw.) zu zahlen.

Woher sollen diese Milliarden kommen? Kann diese Summe noch neben all den Steuern — die übrigens noch immer nicht entfernt die nötigsten Reichs- und Landesausgaben decken — aus der deutschen Bevölkerung herausgequetscht werden? Ungefähr 700 Mark pro Kopf der Bevölkerung! Oder können wir ohne weiteres unsere Produktion und unseren Export im gleichen Maße steigern und unsere Zahlungsbilanz um die geforderte Summe aktiv gestalten? Das würde heißen, da die deutsche Zahlungsbilanz nach der Berechnung des Reichsbankpräsidenten Hakenstein ohnehin noch um 36 Milliarden passiv ist, die Jahresausfuhr dermaßen zu heben, daß sie um 81 Milliarden Papiermark aktiv wird. Ist das möglich?

Theoretisch bietet sich nur ein Weg: erstens den deutschen Inlandskonsum noch beträchtlich weiter herabzusetzen, also vom inneren Verbrauch so viel abzuknappen, daß dadurch große Warenmengen zur Lieferung an das Ausland frei werden, und zweitens zugleich die Produktion ganz erheblich zu steigern. Läßt sich dieser Weg beschreiten und beides miteinander vereinen? Leugnen läßt sich nicht, daß in den Kreisen mancher Kriegsgewinnler und Finanzspekulanten noch immer zum Forttrott Champagner und französische Delikatessen serviert werden, aber in dem weitaus größten Teil des deutschen Volkes steht die Lebenshaltung heute tief unter dem früheren Niveau, und eine noch tiefere Herabdrückung würde sicherlich nicht die Leistungsfähigkeit und damit die zur Ausfuhr freie Warenmenge steigern. Im Gegenteil, soll der Arbeitseifer und die Arbeitsleistung gehoben werden, muß die ungenügende Ernährung breiter Volksschichten verbessert, der inländische Konsum also vermehrt werden. Zudem kann aber die Steigerung der Produktivität nur allmählich erfolgen, und zu dieser Steigerung sind außer gutgenährten Arbeitern billige Rohstoffe, Maschinen, Kohlen und Transportmittel sowie gute Absatzgelegenheiten im Ausland erforderlich. Die Rohstoffe sind bislang, bevor die jeßige Weltwirtschaftskrise zum Abstoß nötigte, auf den meisten ausländischen Rohstoffmärkten künstlich hochgehalten worden, die deutschen Maschinen wurden während des Krieges größtenteils sehr abgenutzt, die für industrielle Zwecke zur Verfügung stehende Kohlenmenge ist durch die von der Entente erzwungene Kohlenlieferung an Frankreich beträchtlich eingeschränkt worden, und die Transportkosten haben sich infolge der Ablieferung von Schiffen, Lokomotiven, Eisenbahnwagen usw. an die Entente enorm erhöht.

Unter solchen Umständen zeugt die Forderung einer schnellen und großen Produktionssteigerung von einer völligen Ignorierung aller bisherigen volkswirtschaftlichen Erfahrung. Es klang ja recht schön, als Herr Bränd in seiner sorgfältig stilisierten Kammerrede sagte, Deutschland hätte die Pflicht, seine Arbeitsleistung erheblich zu steigern, jedes Jahr neue Reichtümer zu schaffen, seine Ausfuhr somit zu erhöhen und seine Einfuhr einzuschränken. Sehr klug und weise; ist es aber dann nicht ein Unsinn, den Kohlenverbrauch der deutschen Industrie einzuschränken, die deutsche Ausfuhr durch Auferlegung einer Ausfuhrabgabe von 12½ Prozent und durch sogenannte Antidumpinggesetze zu erschweren und durch die lange Offenhaltung des bekannten Loches im Westen die Einfuhr von allerlei Luxuswaren und Delikatessen in Deutschland zu erleichtern?

Wollen Frankreich und England, daß das deutsche Volk Riesenentschädigungssummen zahlen soll, dürfen sie nicht seine Mehrproduktion und seinen Export durch die unsinnigsten Gegenmaßnahmen hindern, sondern sie müssen die deutsche Produktionskraft sich zunächst erholen und möglichst frei entwickeln lassen. Mit der Wirtschaftspolitik, die beide Mächte seit Kriegsende gegenüber Deutschland betreiben und die auch in den Pariser Beschlüssen wieder zum Ausdruck kommt, begünstigen sie lediglich die Zunahme der Notensflut, die Valutaverschlechterung und damit die Verteuerung der fremden Rohstoffe für die deutsche Industrie.

Freilich, wenn auch in ihren Konsequenzen widersinnig, hat doch die von Frankreich befolgte Wiedergutmachungspolitik ihre Gründe. Frankreich möchte Deutschlands Export steigern, zugleich aber dessen Konkurrenz abwehren und seine eigene Ausfuhr nach Deutschland erhöhen. Es möchte seine zerstörten Gebiete wieder aufbauen und doch Deutschland nur solche Materialien zu billigsten Preisen liefern lassen, die Frankreich nicht selbst in einem einigermassen zureichenden Maße produziert. Es möchte, daß es mit dem Wiederaufbau in Nordfrankreich schneller vorwärts ginge, aber es kann sich nicht entschließen, deutsche Bauarbeiter hereinzulassen, da diese den französischen Arbeitern vielleicht Arbeit wegnehmen und sie sozialistisch infizieren könnten. Es möchte möglichst viel Geld aus Deutschland herauspressen, seine Finanzen sanieren und doch diesem nicht die Möglichkeit bieten, sich finanziell zu erholen und auf dem Kontinent wieder eine wirtschaftlich starke Position zu gewinnen. Natürlich ergibt sich daraus eine Politik der seltsamsten Widersprüche.

Die französische Finanzpraxis war während des Krieges ebenso miserabel wie die deutsche. Zur Deckung der Kriegsausgaben wurde eine Anleihe nach der anderen aufgenommen. Die Folge ist, daß heute Frankreich dem Onkel Sam jenseits des Ozeans über 17 Milliarden Franken schuldet und infolge seiner schlechten Valuta zu sehr hohen Dollarrimessen für Zinsen und Tilgung gezwungen ist. Diese Forderung, die Amerika an Frankreich hat, möchte, wie schon erwähnt, die Regierung in Paris gern in eine Forderung Amerikas an Deutschland umwandeln und zugleich die Werkunterlage für die Aufnahme einer neuen großen ausländischen Anleihe, wenn möglich in New York, gewinnen.

Diesem Zwecke soll die französische Forderung dienen, daß an die Stelle der im § 232 des Versailler Friedensvertrags vorgesehenen unbestimmten veränderlichen deutschen Jahresleistungen feste Annuitäten, das heißt von der deutschen Regierung unterschriebene, also Deutschland zur Zahlung an bestimmten Terminen verpflichtende Bonds treten, und zwar sollen diese Bonds gleich für den ganzen Zeitraum von zwei- und vierzig Jahren, nach ihrer Fälligkeit in Raten geteilt, ausgeliefert werden. Aber wird Deutschland immer zahlungsfähig sein und die Termine einhalten? Und ferner: werden diese Bonds in Amerika als sicher genug angesehen werden? Daran zweifelt man in Paris. Gern möchte man deshalb ein greifbares, sicheres Pfand haben. Daher die Forderung, daß die Verwaltung der deutschen Zolleinnahmen unter französisch-englische Aufsicht gestellt wird und, falls Deutschland zahlungsunfähig werden sollte, von der Entente in eigene Hand übernommen werden kann. Deshalb ferner die Forderung, daß, damit die ausgegebenen Bonds nicht durch Aufnahme neuer

deutscher Anleihen während der Dauer der Zahlungsverpflichtung entwertet werden, das Deutsche Reich während dieser Zeit keine Anleihen ohne Genehmigung der Ententestaaten aufnehmen, also keine neuen Schuldverschreibungen ausgeben darf.

Das sind die Motive, welche die französische Regierung zu ihren Zahlungsforderungen bewegen, und von diesen Gesichtspunkten muß man die Pariser Konferenzbeschlüsse betrachten. Sie sind keineswegs, wie in einigen Blättern zu lesen ist, Produkte einer überhitzten Phantasie.

Aber wie kommt England oder vielmehr Lloyd George dazu, diese französischen Pläne zu unterstützen und sogar die Belastung der deutschen Ausfuhr mit einer 12½-prozentigen Wertabgabe gutzuheißen? Ein ansehnlicher Teil der englischen Handelsbourgeoisie und vornehmlich der Finanz ist doch, wie verschiedene Proteste beweisen, durchaus nicht mit dem französischen Zahlungsplan einverstanden, und der Kongreß der Gewerkschaften und der Arbeiterpartei hat erst jüngst wieder unter dem Eindruck der englischen Wirtschaftskrise erklärt, daß er völlige Handelsfreiheit mit Mitteleuropa und Rußland, Stabilisierung der Wechselkurse und Organisation der Kredite verlangt. Weshalb überhört Lloyd George diese Äußerungen? Hat er sich tatsächlich von dem diplomatisch gewandteren Briand einwickeln lassen?

Durchaus nicht. Wenn in letzter Zeit manche deutschen Zeitungen unter ihren englischen Pressestimmen fast ausschließlich abfällige Meinungen über die Pariser Konferenzbeschlüsse gebracht haben, so darf daraus nicht gefolgert werden, daß die ganze oder auch nur der größte Teil der englischen Bourgeoisie so denkt. Wer näher zusieht, wird finden, daß die Mißbilligungen zumeist aus Finanz- und Exportkreisen kommen. In den Kreisen der Industriellen fürchtet man die Wiedererstarkung der deutschen Konkurrenz und findet in dem 12½-prozentigen Ausfuhrzoll ein recht nützliches Mittel, den durch den niedrigen Stand der deutschen Valuta begünstigten deutschen Export vom englischen Markt fernzuhalten oder wenigstens seine Konkurrenzfähigkeit einzuschränken. Ist diese Ausfuhrabgabe auch nicht das verlangte Antidumpinggesetz, so ist doch ihre Wirkung eine ähnliche.

Die eigentliche Erklärung für Lloyd Georges Verhalten und für seine den englischen Prätexten in geschickter Weise Rechnung tragende Rede in Birmingham liegt jedoch, wie schon im vorigen Heft der Neuen Zeit kurz ausgeführt wurde, auf außenpolitischem Gebiet. Will England auf dem europäischen Kontinent auch fernerhin eine entscheidende Rolle spielen, so vermag es das nur im Bündnis mit Frankreich. Und noch mehr ist es in seiner Orientpolitik auf die Duldung und Unterstützung seines gallischen Alliierten angewiesen. Dazu kommt, daß in Kanada und Australien nicht nur die Selbstständigkeitsbestrebungen immer breiteren Boden gewinnen, sondern sich auch eine fortschreitende Annäherung beider Staaten an die nordamerikanische Union vollzieht, und daß ferner am Horizont, wenn auch vorerst nur in dunklen Umrissen, die Anzeichen eines herannahenden hartnäckigen wirtschaftlichen Rivalitätskampfes zwischen Amerika und England auftauchen, in welchem Frankreich an seiner Seite zu haben für England von größter Bedeutung sein könnte.

Vielleicht wird sich dereinst herausstellen, daß Lloyd George zu seiner Haltung auf der jüngsten Pariser Ententekonferenz durch allerlei geheime Zusicherungen der fran-

zösischen Regierung bezüglich der englischen Machtbestrebungen im Orient bestimmt worden ist. Mit Englands eigener »Einsicht« und Widerstandskraft gegen die französischen Forderungen auf der demnächst in London stattfindenden neuen Konferenz ist daher auch nur in geringem Maße zu rechnen.

Weit wichtiger ist die Stellungnahme der Vereinigten Staaten von Amerika zu den Pariser Konferenzbeschlüssen. Auch diese Macht ist durchaus geneigt, Frankreich eine hohe Kriegsschädigung zuzubilligen — schon deshalb, weil nach amerikanischer Ansicht Frankreich infolge seiner finanziellen Bedrängnis und der hohen Kosten des Wiederaufbaus seiner zerstörten Gebiete seinen Zahlungsverpflichtungen gegen Amerika nicht nachzukommen vermag, wenn es nicht hohe Kriegsschädigungen erhält. Aber Deutschland darf deshalb nicht wirtschaftlich erdrückt und der mitteleuropäische Markt nicht aus dem internationalen Wirtschaftsverkehr ausgeschaltet werden. An der Verhütung eines solchen Resultats hat auch die Union, die hohe Werte in Deutschland angelegt hat, ein hervorragendes Interesse. Deshalb müssen nach amerikanischer Ansicht die Zahlungsbedingungen so gehalten sein, daß sie Deutschland den langamen Wiederaufstieg ermöglichen. Die von Frankreich geforderte Summe gilt durchweg — wenigstens ist es das Urteil des größten Teiles der Bankfinanz, der Rohstoffproduzenten und der Großhandelskreise — als zu hoch, die 12½-prozentige Ausfuhrabgabe als eine den deutschen Warenhandel schädigende verkehrte Forderung. Vor allem aber darf die im Versailler Friedensvertrag festgesetzte Abzahlungsfrist von 30 Jahren nicht ohne weiteres auf 42 Jahre verlängert werden. Die erste Bedingung einer wirtschaftlichen Rekonvaleszenz Europas sieht man drüben in der Verringerung der enormen Heeresersatzs, das heißt in einer allgemeinen Abrüstung.

Und die nordamerikanische Union ist heute infolge ihrer finanziellen Überlegenheit ein Machtfaktor höchsten Ranges in der Wirtschaftspolitik der Ententestaaten, denn fast alle, auch England, das heute noch Amerika 867 Millionen Pfund Sterling schuldet, sind auf amerikanische Kredite und Finanzhilfe angewiesen. Wenn Amerika ernstlich will — wenn es zum Beispiel die von Deutschland geforderten Bonds für nicht akzeptabel, beziehungsweise als nicht sicher genug für die von Frankreich beabsichtigten Finanzoperationen erklärt, wird der Hauptzweck der Pariser Konferenzbeschlüsse völlig hinfällig. Das erklärt auch die Rücksicht, welche die leitende englische Presse auf die amerikanische Meinung nimmt, und die Besonnenheit, mit welcher sie die Äußerungen der hervorragenden amerikanischen Politiker und Finanzgrößen über die Pariser Abmachungen registriert. Das erklärt ferner Briands öffentlichen, halb dramatischen, halb sentimental flehenden Appell an die nordamerikanische Union.

Aus dieser Lage ergibt sich nicht, daß Deutschland, auf Amerikas Hilfe hoffend, sich einfach ablehnend gegen die Beschlüsse der Pariser Konferenz verhalten soll. Die von den konservativen Strategen empfohlene Widerstandstaktik wäre das Dümme, was das deutsche Volk tun könnte, um seine berechtigten Ansprüche auf Lebensfreiheit geltend zu machen. Es ist besiegt und hat, soweit es kann, die Kosten für den Wiederaufbau der zerstörten französischen Gebiete zu tragen. Es muß deshalb auch durch seine Vertreter der Londoner Konferenz Wiedergutmachungsvorschläge unterbreiten, die

Frankreich in seiner Finanzlage gestatten, alsbald einen Teil seiner Forderungen und Finanzpläne zu realisieren, wie schwer das auch dem Deutschen Reich in seiner heutigen Schwäche fallen mag; aber die Summe und den Zahlungsmodus, den ihm die Pariser Beschlüsse vorschreiben, kann es und braucht es nicht anzunehmen. Wenn es einig und fest entschlossen in der Abwehr der ihm zugeordneten unmöglichen Belastungen bleibt, wird die Macht der wirtschaftlichen Tatsachen die Pariser Beschlüsse zwangsläufig revidieren.

Das Fiasko der Besitzsteuern

Von Wilhelm Reil

In den letzten Wochen haben wir im Reichstag das Vorspiel der schweren Kämpfe erlebt, die dem deutschen Volke in den nächsten Monaten auf dem Gebiet der Steuerpolitik bevorstehen.

Die Reichsschuld wächst lawinenartig an. Die Papiergeldflut steigt und steigt. Der Wert der Papiermark sinkt in Intervallen tiefer und tiefer. Die Aussicht auf Erholung der deutschen Valuta wird täglich geringer. Der Fehlbetrag des Reichshaushalts nimmt unübersehbare Dimensionen an. Die Länder und Gemeinden sind gleichfalls überschuldet und können die Gelder für die allernotwendigsten Aufgaben nicht mehr beschaffen. Von den Forderungen der Entente, deren gewalttätige Eintreibung sofort zur Erstarrung des deutschen Wirtschafts- und Volkslebens führen müßte, gar nicht zu reden.

Bei diesem Stand der Dinge müßte eine gewissenhafte und weitsichtige Finanzpolitik alle Kräfte darauf verwenden, zunächst einmal die schweren Sünden, soweit als noch möglich, gutzumachen, die das alte kaiserliche Regime auf dem Gewissen hat. Diese Sünden bestanden auf steuerlichem Gebiet darin, daß während der ganzen langen Kriegszeit auf die Erhebung wirklicher Besitzsteuern verzichtet wurde, damit den für die Pflege der Annexionsgelüste maßgebenden Volkskreisen die Laune nicht verdorben werde. Die — übrigens erst im vierten Kriegsjahr zur Erhebung gelangte — Steuer vom Mehrerwerb der Erwerbsgesellschaften war keine Besitzsteuer, sondern stellte nur die Rückerstattung eines kleinen Bruchteils der Riesenprofite dar, die dem um Sein oder Nichtsein kämpfenden Deutschen Reich von den Vollblutpatrioten abgezapft wurden. Und auch diesen Bruchteil verstanden die Kriegsverdiener wieder reichlich hereinzubringen durch unbegrenzte Preisaufschläge für neue Aufträge. Auch der sogenannte »solide alte Besitz«, der keine großen Kriegsgeschäfte gemacht haben soll, bekam von den Wirkungen des Krieges herzlich wenig zu spüren. Steuern, die ihn zu treffen geeignet gewesen wären, wurden nicht eingeführt. Die einmalige kleine Vermögenssteuer von 1918 war völlig belanglos. Desto kräftiger wurden die besitzlosen Volksmassen mit Verkehrs- und Verbrauchssteuern — vom erhöhten Frachtbriefftempel bis zur allgemeinen Warenumsatz- und Kohlensteuer — erfaßt, die ihr redlich Teil zu den Preissteigerungen auf allen Gebieten des Warenverkehrs beigetragen haben.

Da mit dem Einsturz des alten Staatsgebäudes die liederliche Finanzwirtschaft ein Ende nehmen mußte, die nach Helfferichs leuchtendem Vorbild über vier Jahre betrieben worden war, indem man die ordentlichen Reichsausgaben um Milliarden kleiner, die Einnahmen um Milliarden

größer erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit waren, so blieb nur die allerschleunigste Durchführung der Besitzsteuergesetzgebung übrig. Die Grundideen dieser Gesetzgebung waren richtig; Fehler in der Einzelausgestaltung ließen sich nicht vermeiden bei der großen Eile, mit der infolge der Versäumnisse früherer Jahre gearbeitet werden mußte. Die Auswirkungen dieser Fehler hätten sich auf ein Minimum vermindern, die Schwierigkeiten der Bewältigung einer so riesenhaften Aufgabe wie die der Ordnung der zerstückelten Reichsfinanzen hätten sich überwinden lassen, wenn die politischen Richtungen, die mit den tönendsten Worten von der Notwendigkeit des Wiederaufbaus sprachen, pflichtgemäße, ehrliche Mitarbeit geleistet hätten.

Mit den ersten Anfängen des Wiederaufbaus der Steuergesetzgebung setzten aber auch schon die planmäßigen Erschwerungen dieser Arbeit durch die Rechtsparteien ein, die leider bald Erfolge zu verzeichnen hatten. Auf die starken Einflüsse der Rechten, denen die bürgerlichen Regierungsparteien glaubten Zugeständnisse machen zu müssen, war es zum Beispiel zurückzuführen, daß der Gedanke der einmaligen großen Vermögensabgabe durch Einführung des dreißigjährigen, bei landwirtschaftlichem Besitz sogar fünfzigjährigen »Reichsnotzinseszins« verunstaltet wurde. Die Sozialdemokratie hat vor dieser Verfälschung des von ihr seit Jahren vertretenen einfachen und glatten Vorschlags gewarnt. Vergebens! Und schon nach einjährigem Bestehen des Gesetzes über das Reichsnotopfer sah sich die Regierung gezwungen, die Notzinsregelung anzufassen und die sofortige Einzahlung von einem Drittel des Reichsnotopfers, mindestens jedoch von 10 Prozent des abgabepflichtigen Betrags zu fordern. Genau wie gegen das Prinzip des Reichsnotopfers, so lehnten sich aber die Kapitalistenkreise auch gegen diese Teilzahlungen auf, und wiederum nur mit weitgehenden Zugeständnissen an die einschränkenden Forderungen der Rechtsparteien und unter dem starken Druck einer Regierungskrise kam die Novelle über die Einhebung des Drittels zustande.

Die große Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auch die anderen zwei Drittel in nicht ferner Zeit eingefordert werden müssen, denn es gibt für den Reichsfinanzminister kaum ein anderes Mittel, die ungeheuren Fehlbeträge, vor denen er raslos steht, herabzudrücken, als dieses. Greller kann unsere Finanzlage nicht beleuchtet werden als durch die Tatsache, daß der auf 45 Milliarden geschätzte Ertrag des Reichsnotopfers nun statt zur Schuldenabfragung zur Deckung des brennendsten Tagesbedarfs dienen muß und auch dazu nicht ausreicht.

Die Versuche der kapitalistischen Interessenvertreter, das Reichsnotopfer durch eine recht vorteilhaft ausgestattete Zwangsanleihe zu ersetzen, werden vielleicht zu einem gewissen Erfolg führen, aber wohl kaum zu dem gewünschten. Eine Zwangsanleihe kann kommen, aber sie kann nicht an die Stelle des Reichsnotopfers, sondern nur zu diesem hinzutreten.

Der größte Mangel der Besitzsteuergesetzgebung ist der, daß sie fünf Jahre zu spät in Angriff genommen wurde. Dieser Mangel haftet dem Reichsnotopfer in erhöhtem Grade an. Ein Jahr war bereits verfloßen seit der »Staatsumwälzung«, der gewaltige wirtschaftliche Umwälzungsprozeß, der sich aus der Marktentwertung ergab, war in vollem Fluß, ehe das Gesetz über das Reichsnotopfer verabschiedet wurde. Und nun sind mehr als zwei Jahre verfloßen, die finanziellen und wirtschaftlichen Grund-

lagen sind total andere geworden, die Veranlagung des Reichsnotopfers hat aber kaum begonnen. Woran es lag, daß auch nach der Revolution noch so zögernd verfahren wurde, das hat kürzlich ein Kenner, der Landesfinanzamtspräsident Dr. Schwarz, im »Tag« erörtert. Er meinte:

Ein Hauptgrund für die Hinausschiebung des Notopfers war wohl die Furcht vor einem etwaigen Zugriff der Entente auf dessen Ertrag. Wenigstens war das eine der Hauptkampfsparolen der Kapitalistenklasse gegen die Steuer. Was ist denn nun geschehen? Unsere Verpflichtungen gegen unsere Feinde haben wir auch so erfüllen müssen. Nichts ist uns verschont geblieben. Nur wurden sie statt aus dem Notopfer aus *Rosen* gedeckt mit all den bekannten Nachteilen. Sicherlich hätte es auf die Entente einen weit günstigeren Eindruck gemacht, wenn diese Lasten aus einem wirklichen einmaligen Opfer unserer Besitzenden aufgebracht worden wären, das zugleich der ganzen Welt weit drastischer die Stärke der Friedensbedingungen zum Ausdruck gebracht hätte als *Rosens*lut und *Valuet*aelend, von denen wir sicher sein können, daß die Entente uns einen großen Teil des Geldes auf schlechte und verschwenderische Finanzwirtschaft buchen wird.

Doch nicht genug mit diesen Folgen. Viel schlimmer sind die tausend Möglichkeiten der Steuerhinterziehung, die durch die weite Hinausschiebung der Besitzbelastung eröffnet worden sind. Das gilt ebenso sehr für die Kriegsvermögenszuwachssteuer, die nach dem Vermögensstand vom 30. Juni 1919 bemessen und in der zweiten Hälfte des Jahres 1919 veranlagt werden sollte, als auch vom Reichsnotopfer, das nach dem Vermögensstand vom 31. Dezember 1919 bemessen und in den ersten auf diesen Termin folgenden Monaten veranlagt werden sollte. Die Veranlagung der Zuwachssteuer ist heute noch bei weitem nicht abgeschlossen, die des Reichsnotopfers beginnt gegenwärtig, und zwar nur die vorläufige. Der stete Kampf der Rechtsparteien gegen diese Steuern, die immer wiederkehrenden Versuche, sie auszuhöheln, hat ihre Durchführung nicht gefördert. Die Arbeitsfreudigkeit rechts gerichteter Steuerbeamten wird nicht angefeuert, wenn die Steuergesetze von den Parteiführern der Rechten dauernd als Puschwerke, die wieder aufgehoben werden müssen, bezeichnet werden. Noch weniger wird die Zahlungsbereitschaft der Pflichtigen gestärkt, wenn ihnen der alsbaldige Abbau des ganzen Besitzsteuersystems in Aussicht gestellt wird. Hat doch Helfferich in einer Reichstagsrede vom 4. November 1920 mit dürren Worten verkündet:

»Die gesamte überhegte und teilweise verhängnisvolle Steuergesetzgebung der Nationalversammlung bedarf der Revision«, denn sie bedeutet »eine völlige Zermalmung der größeren Vermögen... Diese Häufung von Steuern auf Besitz und Einkommen, die in der Welt ihresgleichen nicht hat, verlangt so bald, wie es irgend möglich ist, einen Abbau.«

Deutlicher kann ein Parteiführer nicht öffentlich bekennen, daß er sich als Anwalt des »größeren Besitzes« fühlt.

Wie es aber mit der »Zermalmung des größeren Besitzes« in Wahrheit aussieht, das veranschaulicht Professor Dr. Bühler aus Münster in einem sehr beachtenswerten Aufsatz der Zeitschrift »Recht und Wirtschaft«. Die Vermögenszuwachssteuer will den in den Kriegsjahren erzielten Vermögenszuwachs mit Steuerläsen bis zu 100 Prozent erfassen. Professor Bühler weist nun nach, daß es trotz des Satzes von 100 Prozent ein Entinnen gab, und zwar bei völlig gesetzmäßiger Erfüllung der Steuerpflicht.

Die Geldentwertung ist in der großen Mehrzahl der Fälle den Abgabepflichtigen wie ein erlösendes Wunder erschienen. In einer Minderheit der Fälle war sie freilich auch ein furchtbares Unglück der Betroffenen. Bestand ein abgabepflichtiges Vermögen zum Beispiel lediglich in Industripapieren, die am 30. Juni 1919 einen stark gestiegenen Kurswert aufwiesen, der in der Folgezeit wieder katastrophal stürzte, so war die Belastung des Besitzers eine sehr schwere. Bestand dagegen das Vermögen in Vorräten an Rohstoffen, Waren, Grundstücken, Gebäuden, die am 30. Juni und auch noch am 31. Dezember 1919 zu einem den Friedenspreisen nahekommenden Wert eingeschätzt wurden, inzwischen aber einen fünf- bis zehnfachen Nominalwert erreicht haben, so spürt der Besitzer die Belastung kaum. Professor Bühler wählt das Beispiel eines jener kleinen Sägewerke, die vor dem Kriege vielfach dem Erliegen nahe waren, aus dem Kriege aber durchweg als große Wertobjekte hervorgingen. Angenommen, der Besitzer hat sein größtenteils in Holz oder Holzwaren bestehendes Vermögen am 30. Juni 1919 durchaus richtig nach dem gemeinen Wert auf 1 Million angegeben. Bei kleinem Anfangsvermögen hätte er davon etwa 80 Prozent gleich 800 000 Mark abzugeben. Die Holzvorräte sind aber heute mindestens 4 Millionen wert, und die richtig verrechnete Zuwachsteuer von 800 000 Mark macht nicht 80 Prozent, sondern 20 Prozent des Vermögens aus. Die Reichskasse bekommt aber nicht einmal die 800 000 Papiermark, sondern 800 000 Mark in Kriegsanleihe, die einen Steuerkurs von 78 Prozent aufweist, aber zu 100 Prozent in Zahlung genommen wird. Unter dem Druck aller bürgerlichen Parteien hat sich der Reichsfinanzminister dieser Lage obendrein noch dazu verstehen müssen, den Schlußtermin für die Annahme selbstgezeichneter Kriegsanleihe zum Nennwert bei der Zahlung von Reichsnotopfern bis nach Ablauf eines Monats nach Zustellung des vorläufigen Notopfersteuerbescheids zu verschieben. Auch für nicht selbstgezeichnete, sondern gekaufte Kriegsanleihe wurde unter bestimmten Voraussetzungen eine Vergünstigung erzwungen. Die Reichskasse wird also Kriegsanleihe in reichem Maße zugeführt bekommen, aber desto weniger Bargeld. Die langfristige Anleihe, die nicht auf die Nägel brennt, wird abgebürdet, die kurzfristige schwebende Schuld infolge des Fehlens der Bareinnahmen ins Endlose vermehrt!

Besser noch als der Gewerbetreibende und der Industrielle fährt der Landwirt. Die Zugrundelegung des Ertragswerts statt des gemeinen Werts bei der Ermittlung des Werts land- und forstwirtschaftlicher Grundstücke hat dahin geführt, daß die Landwirtschaft von der Zuwachsteuer so gut wie ganz verschont geblieben ist. Professor Bühler verweist auf die Steigerung der landwirtschaftlichen Grundstückspreise und Pachten, woraus sich ergibt, mit welchen Preisverhältnissen die Landwirtschaft künftig rechnet. Er fährt fort:

Eine Steigerung der Pachten auf das Drei- bis Vierfache ist bei Erneuerungen jetzt etwas Seltenes, das Sechsz- bis Siebenfache kommt häufig vor, und das Acht- bis Zehnfache ist nichts Unerhörtes, und dasselbe gilt für die Grundstückskaufpreise. Wenn man die durchschnittliche Steigerung der neuen Pacht- und Kaufpreise und damit die Ertragsfähigkeit auf das Fünffache schätzt, greift man eher zu niedrig als zu hoch, und es wäre angesichts der Preisentwicklung für die landwirtschaftlichen Produkte auch ein Wunder, wenn es anders wäre. Nun wird man doch wohl zu-

nächst folgendes sagen müssen: wenn der Besitzer von 100 000 Mark Aktien, deren Wert nach dem Kriege auf das Dreifache gestiegen war, für einen Zuwachs von 200 000 Mark besteuert wird, so wird der Landwirt, dessen Hof in der gleichen Zeit und bei gleichen Beständen von 100 000 auf 300 000 Mark im Werte stieg, ebenso hoch besteuert werden müssen. Das Gesetz sieht aber erstaunlicherweise diese Sache ganz anders an: jener Kapitalbesitzer hat rund 80 000 Mark Vermögenszuwachsabgabe zu zahlen, der Landwirt keinen Pfennig! Auch dann nicht, wenn, was der Wahrheit meist näher kommen dürfte, sein Hof mit seinen Beständen jetzt nicht nur 300 000 Mark, sondern 500 000 oder 900 000 Mark Wert hat.

Nach ähnlichen Grundsätzen wird die Landwirtschaft und selbst der Waldbesitz mit seinen derzeitigen phantastischen Erträgen bei der Veranlagung zum Reichsnotopfer behandelt, was die bürgerlichen Parteien jedoch nicht abhält, dem Reichsfinanzminister noch weitergehende Vergünstigungen abzutrotzen, als sie schon durch den Wortlaut des Gesetzes gewährt sind!

Aus diesen Tatsachen, die hier nur angedeutet werden können, erklärt sich auch zur Genüge, daß bisher so lächerlich geringe Beträge aus den großen Kriegsabgaben eingegangen sind. Helfferich aber gibt dessenungeachtet die Parole aus: Abbau der Besitzsteuern! Und die Entente scheint bereit zu sein, die Vertreter der deutschen Besitzinteressen in der Förderung der Steuerungerechtigkeit zu unterstützen. Man munkelt, daß die erste durch die Finanzkontrolle der Entente (auf die sich die bürgerlichen Parteien bereits einrichten!) zu treffende Anordnung darin bestehen werde, daß neue Massenbelastungen vorgeschrieben werden. Sollte dieser stille Wunsch der inländischen Feinde einer wirksamen Besitzbesteuerung in Erfüllung gehen, so wird die deutsche Arbeiterschaft den Kampf sowohl gegen die eigene Kapitalistenklasse als gegen ihre ententistischen Beschützer nicht scheuen dürfen. Den Beweis, daß die bisherigen deutschen Besitzsteuern lediglich eine Fassade waren, kann sie leicht erbringen.

Marxismus und Kritizismus

Von Albert Kranold

(Schluß)

II

Zum ersten Male ist durch die im vorigen Artikel dargelegte Entwicklungsauffassung Hegels die Idee des Werdens, der Kontinuität des lebendigen Flusses entwickelt und begründet worden. In Kants Lehre liegen nur die Elemente dazu, die ich aufgezeigt habe. Ganz neu war aber die Zusammenfassung dieser Elemente in eben der neuen Idee des Werdens. So hatte Kant zwar schon die Idee der Kontinuität, der Stetigkeit eingeführt und ihr auch eine wichtige Rolle zugewiesen, aber er hatte sie selbst doch nicht eigentlich abgeleitet. Die genannten, hier als Ideen auftretenden Kategorien sind an sich selbst noch nicht diese Idee, machen sie noch nicht ohne weiteres aus, sondern das tut erst ihre durchaus originale Zusammenfassung in der Idee des Werdens. Ja ihr Gebrauch als Idee ist ein neuer und kühner Vorstoß auf dem Gebiet der Erkenntnislehre. Dagegen hat Kant die Idee der Dialektik selbst bereits angewendet. Mit ihrer Hilfe gewinnt er nämlich zum Beispiel seine einzelnen Kategorien. Denn es ist ja keineswegs zufällig, daß jede Gruppe der Kategorien aus drei Gliedern besteht, von denen sich zwei antithetisch gegenüberstehen, während die dritte die obere Einheit dar-

stellt, in der dieser Gegensatz aufgelöst wird. (Vergl. § 11 der »Kritik der reinen Vernunft«, 2. Ausgabe: Transzendente Elementarlehre, 2. Teil, 1. Abteilung, 1. Buch, 1. Hauptstück, 3. Abschnitt.) Auch seine ganze Lehre von den Antinomien der reinen Vernunft ist eine Anwendung der Idee der Dialektik. Ja, im Grunde ist die ganze transzendente Dialektik, der zweite Teil der transzendentalen Logik, eine Konzeption dieser Idee, indem hier die systematische Einheitserkenntnis dialektisch entwickelt wird. (Vergl. auch »Kritik der Urteilskraft«, den Schluß der Einleitung.)

Selbstverständlich ist dabei, daß man den Entwicklungsgedanken hier nur in einer streng wissenschaftlichen Gestalt, nicht in der wertbetonten Form des Fortschrittsgedankens, die er leider nur allzubald annahm, auffassen darf. In diesem wissenschaftlichen Entwicklungsgedanken ist zwar das Moment der Richtung enthalten, aber nicht eine Bewertung dieser Richtung. Als solcher enthält der Entwicklungsgedanke lediglich zwei Elemente, einmal den Gedanken der notwendigen Zusammengehörigkeit der Glieder einer Entwicklungsreihe, der durch die Kausalität als Idee begründet wird, und sodann den Gedanken der Veränderung, der durch die Idee der Dialektik begründet wird. Die Kausalität als Idee, nicht als Kategorie, und die Idee der Dialektik werden in der Idee der Entwicklung zusammengefaßt. Wir können denn auch mit Sinn nach der Ursache einer Erscheinung nur fragen, wenn eine Veränderung eingetreten ist. Kausalreihen sind stets Veränderungsreihen. Hier zeigt sich auch, daß die Begriffe der Evolution und der Revolution logisch zusammengehören und keine eigentlichen Gegensätze bilden. Wenn wir von einer Evolution reden, so denken wir an das Moment der notwendigen Zusammengehörigkeit in allem Sein und zwischen allem Seienden und blicken auf das Moment der Existenz des Seienden. Wenn wir von Revolution reden, achten wir nicht auf die Veränderung des Inhalts dessen, was ist, ohne uns auf den tatsächlichen Zusammenhang des Seienden zu beziehen. Alles Historische ist also zugleich revolutionär und evolutionär, weil alle Geschichte nicht nur kausal-genetische Erklärung, sondern auch systematischer inhaltlicher Vergleich ist. Geschichte enthält gerade nach Kant auch das Moment der logischen Spontaneität.

Auch das Moment der Richtung, das soeben ganz selbstverständlich als im Entwicklungsbegriff mitgedacht und eingeschlossen bezeichnet wurde, bedeutet nichts Neues, sondern gibt nur einen Gedanken wieder, der ebenfalls schon in Kants Erkenntnislehre enthalten ist. Er umschließt nämlich lediglich die Idee der Zweckmäßigkeit, allerdings ebenfalls allein in der gänzlich wertfreien Form der logischen oder objektiven Zweckmäßigkeit im Sinne Kants, des logischen Begriffs der Teleologie, wie er ihn in der »Kritik der Urteilskraft« entwickelte, also rein als Idee, als regulatives Vernunftprinzip, nicht als realer menschlicher Zweck. Und diese Idee ist nichts weiter als eine andere Wendung der Idee der Totalität, denn durch die Idee der objektiven Zweckmäßigkeit wird die ganze Entwicklungsreihe zu einer Einheit zusammengefaßt, indem jedes Glied von ihr auf das Endglied der Reihe bezogen wird. Der logische Endzweck ist nur das Unbedingte, auf das das einzelne Bedingte hinweist, das von letzterem gefordert wird.

Andererseits ist dies Moment der Richtung auch mit dem Gedanken der Dialektik ohne weiteres gegeben, in ihm enthalten. Die Position weist über sich hinaus auf die Negation ihrer selbst, diese Negation wiederum auf die

Negation der Negation und diese wieder auf die Reaffirmation oder eine Position auf höherer Stufe. In diesem Übersichthinausweisen, in dem Begriff der Grenze, der Limitation, der hierin enthalten ist, ist unmittelbar das Moment des Gerichtetseins, der Richtung gegeben. Das geht auch ganz deutlich aus der Stelle hervor, an der Hegel in der »Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften« aus dem Jahre 1817 den Gedanken der Entwicklung logisch zergliedert, nämlich dem § 81. Dort heißt es: »Die Dialektik dagegen ist dies immanente Hinausgehen, worin die Einseitigkeit und Beschränktheit der Verstandesbestimmung sich als das, was es ist, nämlich als ihre Negation darstellt. Alles Endliche ist dies, sich selbst aufzuheben. Die Dialektik ist... das Prinzip, wodurch allein immanenter Zusammenhang und Notwendigkeit in den Inhalt der Wissenschaft kommt...« Und »Fortgehen des Begriffs ist... Entwicklung, indem das Unterschiedene unmittelbar zugleich als das Identische miteinander und mit dem Ganzen gesetzt ist...« (§ 161.) Die Dialektik ist hiernach Prinzip für die Ableitung des Inhalts, also ein logisches Prinzip!

Alles das sind also nur verschiedene Wendungen eines und desselben Gedankens, verschiedene Gestalten derselben Idee, des gleichen Vernunftprinzips. Mit diesen Darlegungen ist sonach im Grunde gar nichts Neues gesagt, auf kein neues Formelement der systematischen Einheitserkenntnis hingewiesen. Es wurde nur deshalb darauf eingegangen, weil in dieser Gestalt der sachliche Zusammenhang mit der Lehre Kants, insbesondere mit dem Abschluß des Kantischen Systems in der »Kritik der Urteilskraft« mit der Dialektik besonders deutlich hervortritt. Denn man kann hiernach auch sagen, daß die Idee der Dialektik lediglich eine Ausgestaltung und Weiterbildung der Kantischen Idee der objektiven Zweckmäßigkeit darstellt und damit überhaupt mit dem Kantischen Gedanken von der reflektierenden Urteilskraft identisch ist. Aber deshalb führt die Anwendung der Idee der Dialektik durch Hegel auf das historische Material dazu, daß die Geschichte bei ihm zu einem Prozeß wird, der auf einen Endzweck zusteuert. Das ist lediglich die unmittelbare Folge des Umstandes, daß die Idee der Dialektik selbst die Idee des Endzwecks logisch in sich enthält, mit ihr zusammenfällt. Die Dialektik ist das regulative Prinzip der reflektierenden Urteilskraft, kraft dessen es nach Kants Lehre möglich ist, das Konkrete unter die Grundsätze des Verstandes zu subsumieren, zum Besonderen das Allgemeine zu finden, das heißt die getrennten Gegenstände zu einer geschlossenen, kontinuierlichen Systemeinheit zusammenzufassen.

Auch die Verbindung mit der Kausalität, die die Idee der Dialektik im Entwicklungsgedanken eingeht, finden wir bereits bei Kant. Denn auch er hat diese Idee schon auf Kausalketten angewendet.

Der Entwicklungsgedanke, der den wesentlichen Bestandteil des historischen Materialismus darstellt, ist also eine Idee im Sinne Kants, und somit gibt Kants Ideenlehre die logische Begründung des historischen Materialismus, indem sie deren logischen Ort bezeichnet. Ja in der Idee der objektiven Zweckmäßigkeit, in dem regulativen Prinzip der teleologischen Urteilskraft hat Kant unmittelbar den Gedanken der Dialektik bereits konzipiert. Der historische Materialismus gibt lediglich das besondere Einheitsprinzip für die Geschichte an. Damit ist auch systematisch aus seinem eigenen Inhalt sein methodischer Charakter erwiesen.

Freilich der historische Materialismus enthält noch mehr als bloß den Gedanken der Dialektik, er enthält noch den Satz, daß das wirtschaftliche Leben der Menschen sozusagen das Koordinatensystem bildet, auf das alle geschichtlichen Tatsachen zu beziehen sind. Dieser Satz ist aber von ganz anderer logischer Dignität wie die Idee der Dialektik, er ist lediglich ein heuristisches Prinzip, ein Hilfsgrundsatz, das heißt ein besonderer Grundsatz auf ganz anderer logischer, und zwar niedriger Stufe, er stellt eine weitere Besonderung des Entwicklungsgedankens dar, steht also zwar zur Dialektik in einem logischen Abhängigkeitsverhältnis, indem er ihr logisch untergeordnet ist, hat aber in sich ein Element aufgenommen, das ohne jede logische Beziehung zu ihr ist. Und gerade dieses Element gibt dem Satze seinen besonderen Inhalt. In gar keinem logischen Verhältnis zur Dialektik steht aber die Behauptung eines tatsächlichen Antagonismus, der sich bisher dauernd im sozialen Leben der Menschen auswirkte und die Erlebkraft des Fortschritts darstellte, nämlich die Lehre vom Klassenkampf. Diese Lehre ist kein methodischer Gesichtspunkt und überhaupt kein Bestandteil des historischen Materialismus, wie vielfach angenommen wird,⁴ sondern eine sachliche historische Behauptung, wie zum Beispiel die, daß die Reformation geistig durch den Bauernkrieg in eine andere Bahn gelenkt wurde. Sie ist vom historischen Materialismus völlig unabhängig, wie denn ja auch Kant auf ganz anderem Wege zu der gleichen Behauptung kam.

Die entscheidende Wendung machte der Gedanke der Dialektik, wie wir sahen, schon bei Hegel durch, da dieser ihn bereits auf den Tatbestand der Geschichte anwandte. Die Bedeutung dieser Tat Hegels für den Fortschritt der Erkenntnis, durch die zum ersten Male die ganze Welt als ein Prozeß, das heißt als in steter Bewegung, Veränderung, Umbildung und Entwicklung begriffen »dargestellt wurde«, war schon Marx und Engels in ihrem vollen Umfang klar.⁵ Das war auch der Grund, weshalb Marx und Engels stets eine so hohe Meinung von Hegel behielten, trotzdem sie sich später in vielen Punkten so weit von ihm entfernten. Es ist daher nun zu fragen, inwiefern dieser Gedanke im Marxismus noch eine Umgestaltung erfuhr. Die Antwort darauf muß lauten, daß der Marxismus, die methodische Bedeutung dieses Gedankens erkennend, ihn einmal aus seiner metaphysischen

⁴ Es ist deshalb ganz falsch, wenn vor allem populäre Darstellungen des historischen Materialismus nach gewöhnlich sehr knapper und oberflächlicher Darstellung der methodischen Grundsätze der marxistischen Geschichtsauffassung sehr schnell zur Darstellung und Besprechung der Klassenkampftheorie weiterellen. Diese Theorie hat an sich mit dem historischen Materialismus nichts zu tun, ist eine eigene sachliche historische Theorie, kein methodisches Prinzip der Geschichtserkenntnis. Der Klassenkampf soll ja auch überwunden werden, er ist also eine historisch bedingte Erscheinung, kein zeitlos geltendes Formelement aller Geschichtserkenntnis. Vergl. hierzu auch die neue Schrift von Alfred Braunthal: »Marx als Geschichtsphilosoph«, Berlin 1920, S. 99. Aus dem Satze von den Klassenkämpfen gehe noch nicht die Art der Abhängigkeit aller geschichtlichen Elemente von den sozialen hervor. Und S. 92/93 zeigt er, daß die Lehre von den Klassenkämpfen mit einer ganz anderen als der von Marx gelehrtten Geschichtsphilosophie und -auffassung vereinbar sei.

⁵ Vergl. zum Beispiel »Anti-Dühring«, S. 9, 7. Auflage 1910 und den Brief von Engels an Fr. Albert Lange vom 29. Februar 1885, den Vorländer zitiert (S. 48/49).

Verbrämung herauslöste, in der er bei Hegel verstrickt war,⁹ und sodann seinen Geltungsbereich beschränkte und richtigstellte. Während nämlich bei Hegel die Dialektik als eine Form oder Methode aller Erkenntnis auftritt, ist sie bei Marx und Engels nur noch die Form eines Ausschnitts aus der Erkenntnis, der zwar die gesamte gegenständliche Welt in sich einschließt, aber doch nur eine Art unter mehreren möglichen ist, die gegenständliche Welt zu einer Einheit zusammenzufassen, also nur ein Zweig der obersten System-einheit der Erkenntnis überhaupt darstellt, gleichsam nur eine Zusammenfassung auf niedrigerer logischer Stufe.

Die Dialektik wird also, konkreter gesprochen, bei Marx und Engels zu einer besonderen Form allein der Geschichtserkenntnis. Damit wird ihr im Grunde nur wieder die Stelle angewiesen, die ihr auf Grund der Ideenlehre Kants zukommt, freilich ohne daß sich Marx und Engels dessen bewußt waren. Man könnte vielleicht auch so sagen: während bei Hegel, wie übrigens auch schon bei Fichte, der Gedanke der Dialektik, soweit er bei ihm ein logisches Prinzip bildet, unberechtigterweise zum Rang einer Kategorie erhoben wurde, die jenseits der Zerspaltung der übergegenständlichen Erkenntniseinheit in verschiedene, innerlich freilich wieder zusammenhängende Gedankensysteme oder Wissenschaften aller Erkenntnis in gleicher Weise zugehört, erhält sie bei Marx und Engels ihre eigentliche Bedeutung als regulatives Prinzip des besonderen übergegenständlichen Zusammenhangs zurück, den wir Geschichte nennen. Bei Marx ist also die Dialektik nur Methode einer einzigen Wissenschaft als eines logisch bestimmten Gebildes, während sie bei Hegel auch in ihrem logisch-methodologischen Sinn allgemeine Bedingung der Erkenntnis ist.

Diese Einschränkung auf das logische Spezialgebiet der Geschichte ist es, die in den bekannten Ausführungen von Marx und Engels zum Ausdruck kommt, daß die Hegelsche Dialektik »vom Kopf wieder auf die Füße gestellt werden müsse«, da »bei Hegel die Dialektik die Selbstentwicklung des Begriffs« ist. Weiter bedeuten diese und andere ähnliche Äußerungen von Marx und Engels nichts, sie bilden lediglich eine Berichtigung des logischen Ortes der Dialektik, aber keine neue Erkenntnistheorie. Diesen Sinn erhalten diese Ausführungen wenigstens, wenn man sie in das Ganze des Systems des Marxismus eingliedert oder sie darin beläßt und dabei dessen methodischen Sinn berücksichtigt. Man muß also innerhalb der Dialektik als Methode unterscheiden zwischen der logischen Dialektik im weiteren Sinne, das ist der Dialektik des Gedankens überhaupt und der historischen Dialektik, das ist der logischen Dialektik im engeren Sinne. In Hegels Lehre sind beide Arten vertreten, in Marx' Lehre dagegen nur die historische Dialektik. Diese ist aber bei Marx ebenfalls nur eine Sonderart der logischen Dialektik. Daneben gibt es dann noch in Hegels System eine zweite historische Dialektik, die eine Dialektik des Seienden ist. Diese ist in Marx' Lehre überhaupt nicht vertreten.

Es wäre nun ganz falsch, den Sinn der dialektischen Methode darin zu sehen, daß in der Geschichte in scholastischer Weise ohne Rücksicht auf das empirische »Material« rein konstruktiv aus einem Grundbegriff eine Entwicklungsreihe lediglich durch logische Negation und Negation der Negation

⁹ Vergl. Engels' Schrift über Feuerbach, S. 44 und 50 usw.

herausgewickelt wird. Dialektik heißt nicht analytische Auswicklung eines Begriffs, sondern ist ein Gesichtspunkt für synthetische Urteile. Das folgt schon aus der Charakteristik des Denkens der Dialektik als einer Idee. Denn die Ideen schaffen zwar nicht wieder neue Gegenstandserkenntnis, sie haben aber Gegenstandserkenntnis zur Voraussetzung und haben den Sinn, Einheitsprinzip für Gegenstandserkenntnis zu sein. Diese aber ist eine neue Synthese. Das bedeutet, konkret gesprochen, wie Ernst Troeltsch sehr richtig sagt, daß »... das dialektische Geschichtsbild ... Rekonstruktion gegebener anschaulicher und konkreter Materialien zu einem Ganzen« ist, »nicht Deduktion des Geschehens und seiner Folgereihe aus der Idee«. Die Idee der Dialektik ist Leitprinzip einer Synthese, aber nicht sachlicher Obersatz für eine Analyse.⁷ Im übrigen besteht auch hier der Fortschritt, den die

⁷ Vergl. Ernst Troeltsch: »Über den Begriff einer historischen Dialektik«, »Historische Zeitschrift«, Band 119, S. 401/402. Ferner ganz ähnlich Max Adler: »Wegweiser«, »Studien zur Geistesgeschichte des Sozialismus«, Stuttgart 1914, S. 228 bis 229. Troeltsch' Aufsatz bringt im übrigen nicht viel Neues zur Erforschung der Lehre von der Dialektik bei. Das ist ihm schon deshalb nicht möglich, weil er selbst viel zu sehr Metaphysiker ist. Ich kann ihm auch nicht zustimmen, wenn er (S. 405) lehrt, daß Hegel die Dialektik an die Stelle der Kausalität gesetzt habe. Ich sehe nicht ein, wieso. Auch systematisch hat Troeltsch hier unrecht. Denn der Begriff der Entwicklung wird erst durch das Zusammen der Kausalität und der Dialektik gebildet, aber nicht durch den Begriff der Dialektik allein. Insbesondere ist es sehr wohl eine Zerstörung der Stetigkeit, eine Herausnahme der Dinge aus dem Fluß, wenn unter Zerstörung des Kausalzusammenhangs nur einzelne historische Ereignisse aus der Kausalreihe herausgehoben und zu einer neuen Reihe zusammengefaßt werden. Denn auch wenn die logischen Zwischenglieder in einer rein gedanklichen Reihe fehlen, besteht zwischen den Gliedern dieser Reihe keine Kontinuität mehr, in diesem Falle keine logische Stetigkeit. Aus diesen Einwänden gegen Troeltsch folgt außerdem, daß Troeltsch dem Marxismus unrecht tut, wenn er von ihm behauptet, daß er »das Abstrakte, Unvermittelte, Mechanistische oder rein Empirisch-Deduktive der modernen naturwissenschaftlichen Methode oder der Kausalität grundsätzlich und bewußt immer« ablehnt, und weiter ebenso den Marxisten, von denen er lehrt, daß bei ihnen die Dialektik »in den Begriff der naturwissenschaftlichen Kausalität hinüberglikt«. Gewiß: Geschichte ist nicht Kausalitätsforschung allein, aber doch auch Kausalitätsforschung. Geschichte ist Kausalitätsforschung und Vergleich der Inhalte zusammen. Sie lehrt die notwendige Zusammengehörigkeit der Tatsachen als solcher und den ewigen Fluß der Inhalte, ihre Veränderung in bestimmter Richtung. So haben auch Marx und Engels keineswegs die Kausalerklärung abgelehnt; das haben wir ja bereits gesehen. (Vergl. hierzu Troeltsch: »Die Dynamik der Geschichte nach der Geschichtsphilosophie des Positivismus«, Berlin 1919, S. 4/5.) Schließlich sei auch noch erwähnt, daß mit dieser Feststellung sich auch die Bedenken Eduard Bernsteins gegen die dialektische Methode, die er in seinem bekannten Buche »Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie«, Neue Ausgabe 1920, S. 53/54 erhebt, erledigen. Bernstein befürchtet dort, daß die Benutzung der dialektischen Methode nur allzu leicht dazu führe, daß man willkürliche und rein begriffliche Konstruktionen an die Stelle konkreter Geschichtsforschung setze, indem man rein formal einer Tatsache ihr inhaltliches Gegenteil gegenüberstelle usw. Das wäre nach dem oben Ausgeführten eine grundlegende Verkennung der dialektischen Methode, ihre Verfälschung. Wer sie so anwendet, hat sie nie verstanden, er tut in Wirklichkeit etwas ganz anderes, als sie anzuwenden. Denn eine solche leere begriffliche Konstruktion ist nur möglich, wenn man analytisch alle in einem Begriff

Lehre durch Marx erfahren hat, darin, daß er ihren eigentlichen Sinn scharf herausarbeitete. Denn gerade Marx hat im Gegensatz zu Hegel, der nicht selten Neigung zu solchen scholastischen Konstruktionen zeigt, die Geschichte wieder auf die empirische Forschung verwiesen.

Eins darf allerdings nicht übersehen werden. Marx und Engels haben, wie übrigens auch Hegel, die Dialektik als eine Methode des Denkens, nicht als eine Form des Gedachten aufgefaßt, also methodologisch-genetisch. Was für Folgen diese psychologische Umdeutung des Logischen ins Psychologische, die in jener Auffassung der Logik als eines Kanons von Normen für das faktische Denken, allerdings für ein vorerst nur gedachtes und gewolltes liegt, bei Hegel hatte, haben wir bereits gesehen. Diese Folgen sind bei Marx nicht eingetreten, er hypostasierte die Methoden des geschichtlichen Denkens, die er aufstellte, nicht zu dinglichen Erscheinungen. Wie ist das möglich? Das Geheimnis liegt auch hier wieder in der Tatsache verborgen, daß Marx sich völlig im Bereich der Geschichte als einer besonderen Wissenschaft hielt, ohne auf erkenntnistheoretische Fragen Bezug zu nehmen.

In der genetischen Auffassung der Methodologie muß nämlich, wenn sich diese Auffassung auf die Anwendung auf die wirkliche Forscherarbeit beschränkt, der erwähnte Dogmatismus nicht unbedingt versteckt sein.

Man muß zwischen mehreren Auffassungen oder Begriffen der Methodologie unterscheiden. In der einen Auffassung bezeichnet der Begriff der Methodologie nur einen Teil der reinen Logik, und zwar den, wo im Bereich der übergegenständlichen Systemeinheit sich die Erkenntnis in verschiedene Bereiche spaltet, die von verschiedenen Ideen geformt werden. Die Methodologie ist dann die Lehre von lediglich den Formprinzipien, die für die einzelnen solchen Gebiete gesondert gelten. In diesem Falle ist die Methodologie von gleicher Art wie die reine Logik, das heißt sie bildet einen Teil der Strukturanalyse des Erkenntnisinhalts. Das ist die Auffassung der Methodologie, die streng genommen allein mit dem kritischen Standpunkt Kants vereinbar ist. Eine andere Auffassung der Methodologie denkt sich die »fertige« Erkenntnis aufgelöst in einen Prozeß der Entstehung der Erkenntnis, in ein zeitliches Nacheinander also, sie konstruiert ein ideales, aber doch als wirklich oder wenigstens wirklich werden sollend gedachtes Denken oder Erkennen und sieht in der Methodologie einen Kanon von Regeln für dies Erkennen, das zur Erkenntnis führt. Diese Regeln dürfen zwar nicht verwechselt werden mit den psychologischen Gesetzen eines realen Denkens, immerhin sollen sie doch zu Gesetzen eines zukünftigen realen Denkens werden und sind als solche gedacht.

Über das Verhältnis dieser Art der Methodologie zur Logik gibt es wiederum zwei verschiedene Auffassungen. Die eine von ihnen koordiniert sie der Logik und betrachtet beide als Teile einer umfassenden Logik, die damit selbst diesen ideal-genetischen Charakter erhält. Das ist die Auffassung der Logik als einer normativen Wissenschaft. Die Methodologie spielt in

zusammengefaßten Merkmale bloß auseinanderlegt. Die echte dialektische Methode ist aber eine Methode synthetischer Erkenntnis, ein Prinzip für synthetische, nicht für analytische Urteile. Deshalb besteht diese Gefahr bei der Anwendung der echten dialektischen Methode nicht, diese ist eine Methode zwar nicht selbst von Gegenstandserkenntnis, aber doch lediglich der Zusammenfassung der Gegenstandserkenntnis.

dieser Auffassung dieselbe Rolle wie in der zuerst erwähnten, das heißt sie umfaßt nur die logisch niederen Sätze, also nur einen Teil dieses Kanons. Die oberen Sätze sind auch hier der Logik, von der man also in diesem Falle einen engeren und einen weiteren Begriff unterscheiden muß, zugewiesen. Auch in diesem Falle sind Logik und Methodologie logisch gleichgeartet, in dessen nur, weil sich der Charakter der ganzen Wissenschaft entscheidend geändert hat. Die andere Auffassung jener überhaupt zweiten Auffassung von der Methodologie subordiniert diese ideal-genetische Methodologie der Logik, diese selbst aber verbleibt in ihrem streng systematischen Charakter der überhaupt ersten Auffassung als reiner Strukturanalyse der Erkenntnis als eines Systems des Gedachten. Logik und Methodologie sind hier durchaus verschieden geartet, die Methodologie ist in diesem Falle einfach die Übertragung der Logik in eine andere Geltungsart, sie umfaßt hier den ganzen Bereich des Denkens und gibt nicht nur die unteren, sondern auch die oberen Regeln. Die Methodologie gibt hier zwar auch einen Kanon von Normen für ein gedachtes Denken ab, nicht aber die Logik selbst. Die Methodologie entspricht hier in gewisser Weise der Pädagogik, die ihren Schülern praktische Hinweise des Verhaltens gibt, die sie aus den Sätzen der reinen Ethik ableitet. Übrigens sei angemerkt, daß wie in der Pädagogik psychologische und sachliche, nämlich gesellschaftliche Elemente mit diesen ethischen eine Verbindung eingehen, auch in der praktischen Methodologie die Gesetzmäßigkeiten des realen psychischen Lebens mit jenen rein methodologischen Elementen in eine Verbindung treten.

Hegels Auffassung der Methodologie gehört nun meines Erachtens der ersten Auffassung des Verhältnisses der Methodologie zur Logik innerhalb der zweiten allgemeineren Auffassung von der Methodologie überhaupt an, das heißt er ist Anhänger der Auffassung vom normativen Charakter der Logik überhaupt. Das geht schon daraus hervor, daß er von der dialektischen Methode als von einer Methode eines erstrebten realen Denkens spricht. Diese Auffassung enthält aber in sich einen versteckten Psychologismus, der notwendig zur Metaphysik zurückführt, wie denn ja auch, wie wir sahen, seine metaphysische Identitätslehre aus einem Psychologismus erwächst. Wir haben das bereits gezeigt, eine nähere Erläuterung würde zu weit abführen.

Bei Marx dagegen bleibt diese Frage offen, weil er sich eben auf das Gebiet der Spezialwissenschaft Geschichte beschränkt, einfach praktische Methodologie dieser Einzelwissenschaft treibt, ohne die allgemeinen philosophischen Grundlagen zu erörtern. Wir bemerken lediglich, daß er die metaphysischen Konsequenzen, die Hegel gezogen hatte, nicht zieht. Wenn man daraus nun auch nicht schließen kann, daß er also die Kantische Auffassung der reinen Logik (überhaupt erste Auffassung, siehe oben) geteilt hat, so bleibt eben doch auch in dieser Beziehung sachlich die Möglichkeit, den Marxismus unmittelbar an den Kantischen Kritizismus anzuschließen, sie fügen sich logisch zwanglos aneinander.

Damit dürfte aber gezeigt sein, daß in der Lehre Marx' nichts enthalten ist, das seiner Fundamentierung durch den Kritizismus widerspricht. Der Marxismus ist vielmehr die erste Anwendung Kantischer Wissenschaftsprinzipien auf ein neues Gebiet.

Arbeitsrechtliche Literatur

Besprochen von Dr. G. Flatow

Friedrich Klees, *Der Betriebsrat, Wegweiser durch das Betriebsrätegesetz*. Berlin, Zentralverlag.

Paul Umbreit, *Das Betriebsrätegesetz*. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung.

Es ist bald ein Jahr her, daß beide Büchlein, kurze Zeit nach dem Inkrafttreten des Betriebsrätegesetzes, erschienen sind. Die Klees'sche Darstellung enthält in 30 Abschnitten eine kurze Übersicht über das Gesetz, die zur ersten Einführung in den Grundgedanken der Materie, sowohl was den Aufbau als was die Aufgaben betrifft, recht geeignet ist. Eine Lösung der vielen Streitfragen, die in der Praxis nahezu eines jeden Betriebsrats austauschen und eine Folge der Neuartigkeit des Gegenstandes wie auch des politischen Kompromißcharakters dieses Gesetzes sind, konnte und wollte der Verfasser auf den wenigen Seiten nicht geben. Wer sich mit diesen Schwierigkeiten herumzuschlagen hat, muß schon zu einem der größeren Kommentare greifen.

Das Umbreit'sche Buch enthält neben der Wiedergabe des Gesetzestextes und einer Inhaltsangabe vor allem eine historische Übersicht über die Entwicklung des Arbeiterauschuß- und des Rätegedankens. In den Schlußbemerkungen betont der Verfasser mit Recht, daß das Betriebsrätegesetz nur der Weg zu einer neuen Wirtschaftsverfassung ist, daß ihm aber Arbeit und Pflächterfüllung der Arbeitnehmer erst den Inhalt und wahren Wert geben. »Sobald sich die Arbeitnehmerschaft mit voller Willenskraft auf den Boden des Betriebsrätegesetzes stellt, ist die Zeit des Industrie feudalismus und der kapitalistischen Willkür dahin.« Hoffen wir, daß die Gewerkschaften dem Zerlegungsprozeß von links her, der auch sie bedroht, weiterhin standhalten und die Arbeitnehmerschaft nicht noch mehr als bisher durch innere Kämpfe an der Ausnutzung der ihr durch das Gesetz gegebenen Möglichkeiten gehindert werde.

Professor Dr. Walter Raschel, *Das neue Arbeitsrecht*. Berlin, Verlag Julius Springer.

Neben dem Finanz- und Wirtschaftsrecht ist es besonders das Arbeitsrecht, das nach mehrjährigem fast völligem Stillstand durch die Revolution in Bewegung geraten ist. Die Ursachen liegen zum Teil in unserer wirtschaftlichen Lage begründet, die nach dem Zusammenbruch zu energischen Eingriffen zwecks Verhütung drohender und Behebung entstandener Erwerbslosigkeit zwang, zum anderen Teil in der veränderten Stellung der Arbeiterschaft in Staat und Wirtschaft. So stehen wir denn gegenwärtig mitten in einem Um- und Neubau unseres gesamten Arbeitsrechts, dieser bisher so stiefmütterlich behandelten und erst vor kurzer Zeit von den Juristen entdeckten Rechtsmaterie, die doch für das Wohl und Wehe von Millionen Menschen von entscheidender Bedeutung ist als weite Teile des übrigen bürgerlichen Rechts. Bis das zusammenfassende, in Vorbereitung befindliche Arbeitsgesetzbuch geschaffen sein wird, dürfte noch geraume Zeit vergehen, und bis dahin werden wir wohl das gegenwärtige Chaos als unvermeidliches Übel in Kauf nehmen müssen. Jener ideale Zustand, der am 1. Januar 1900 nahezu das gesamte materielle und Prozeßrecht in einer aufeinander abgestimmten Gestaltung in Kraft treten ließ, ist für das Arbeitsrecht angesichts der wirtschaftlichen und sozialen Umwälzung, in der wir uns befinden, undurchführbar. Wir müssen heute bald hier, bald da ein neues Gebäude errichten. Das Betriebsrätegesetz war das erste Stück, ihm werden Schlichtungsordnung und Arbeitsgerichtsgesetz, sodann das Tarifrecht folgen. Daneben sind Sondergesetze, zum Beispiel für die Hausgehilfen, in Aussicht genommen. Auf dem Gebiet der Versicherung ist die Erwerbslosenversicherung und der Neubau der Sozialversicherung angekündigt. Diese stückweise Regelung erschwert die praktische Handhabung und die Übersicht über das geltende Recht und

zwingt bei der Einführung eines jeden neuen Gesetzes zur Abänderung der bisherigen Gesetze, zu Novellen und verwickelten Übergangsbestimmungen.

Um so mehr ist es zu begrüßen, wenn sich die Wissenschaft der undankbaren Aufgabe unterzieht, von Zeit zu Zeit den jeweiligen Stand der Arbeitsgesetzgebung durch eine systematische Darstellung, die allerdings bis zum Erscheinen gewöhnlich schon in wesentlichen Teilen überholt ist, festzuhalten. Das Kaskelsche Buch will ein Hilfsmittel für Studium und Praxis des neuen Arbeitsrechts sein; es will »die rechtlichen Gedanken aus der Fülle der Einzelschriften herausarbeiten und sie zu einem System vereinigen«, »die praktische Anwendung des neuen Rechts durch eine übersichtliche Zusammenstellung erleichtern« und endlich »eine systematische Vorarbeit für ein wissenschaftliches Arbeitsrecht und damit zugleich für das Arbeitsgesetzbuch« versuchen. Dieser Aufgabe wird das Buch im vollen Umfang gerecht. Es ist — das ist sein Vorzug und seine Schwäche — eine reine Darstellung des geltenden Rechts, es macht keine gesetzgeberischen Vorschläge und nimmt zu den schwierigen Problemen der neuen Arbeitsverfassung, vor allem zu den Fragen des Koalitionsrechts, des Tarifrechts, des Mitbestimmungsrechts bei Einstellungen und Entlassungen und des Obligatoriums im Schlichtungswesen keine Stellung.

Die Übertragung öffentlich-rechtlicher Aufgaben an die Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer hat zugenommen, die Fragen des Koalitionszwanges werden immer brennender, die Schaffung der weiteren Rätegesetzgebung (der vorläufige Reichswirtschaftsrat ist in dem Buche noch nicht besprochen) ist in das Stadium der öffentlichen Erörterung getreten. Sehr wünschenswert wäre bei einer Neubearbeitung die allerdings sehr mühevollen Berücksichtigung des in den Tarifverträgen sich verkörpernden lebendigen Rechts, das das gesetzliche Recht an Bedeutung weit übertrifft. Ebenso haben in der letzten Zeit die Arbeitsordnungen durch zentrale Vereinbarungen, zum Beispiel in der Metallindustrie und in der Textilindustrie, eine weit größere Bedeutung als früher gewonnen. Ausgeschlossen von der Darstellung ist das Sozialversicherungsrecht und Militärversorgungsrecht, von denen jedenfalls das erstere zum Arbeitsrecht im weiteren Sinne gehört, ferner das bisher allerdings nicht erheblich veränderte Beamtenrecht, das meines Erachtens künftig zweckmäßigerweise dem Arbeitsrecht einzugliedern sein dürfte.

Das Buch kann allen denen, die sich für den Werdegang unseres Arbeitsrechts interessieren, aufs wärmste empfohlen werden.

Siegfried Rosenfeld, Das neue Landarbeitsrecht. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung.

Für den Juristen wie für den Nationalökonom von gleichem Interesse ist die Entwicklung der Landarbeiterverhältnisse seit der Revolution. Der Landarbeiterverband, der Ende 1918 nur 25 470 Mitglieder zählte, hatte Juli 1920 bereits circa 700 000 Mitglieder. Der Tarifvertrag, den man früher für die Landwirtschaft im Hinblick auf ihre Eigenart als unmöglich bezeichnete, hat seinen siegreichen Einzug auch in das ländliche Arbeitsverhältnis gehalten und zu einem bereits recht entwickelten Vertragssystem geführt. Der Landarbeitsvertrag, der durch die Revolution (Aufruf des Rates der Volksbeauftragten vom 12. November 1918) von allen Ausnahmebestimmungen frei geworden war, untersteht seitdem im wesentlichen dem Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs mit den Abänderungen durch die vorläufige Landarbeitsordnung vom 24. Januar 1919. Das vorliegende Büchlein des Reichsbundes des Landarbeiterverbandes enthält eine gut erläuterte Darstellung der Landarbeitsordnung und der Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs über den Dienstvertrag. Seit dem Erscheinen des Heftes hat das Landarbeitsrecht durch das Betriebsrätegesetz verschiedene Neuerungen erfahren. Die alte Verordnung über Beschäftigung Schwerbeschädigter ist durch das Gesetz vom 6. April 1920 ersetzt. Eine wesentliche Veränderung wird vermutlich im Laufe dieses Jahres die Einrichtung von Arbeitsgerichten auch für die Landarbeiter bringen.

Literarische Rundschau

Karl Kumpmann, Die Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung. Tübingen 1920, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis 26 Mark und 75 Prozent Feuerungszuschlag.

Eine der brennendsten Gegenwartsfragen wird in vorliegendem Buche besprochen und, wie ich gleich hinzufügen möchte, gründlich und mit Sachkunde erörtert. Der Verfasser, der sich seit Jahren mit diesem Problem beschäftigt und bereits mehrfach dazu öffentlich Stellung genommen hat, unternimmt es, den gegenwärtigen Stand dieser Frage aufzuzeigen und ein einheitliches, scharf umrissenes Programm aufzustellen. Einleitend stellt er den Begriff, das Wesen und die Ursachen der modernen Arbeitslosigkeit fest, worauf er die Möglichkeiten untersucht, die Arbeitslosigkeit einzudämmen. Als wichtigstes Mittel hierzu erscheint ihm die Arbeitsbeschaffung und die Arbeitsvermittlung. Er spricht von der Vermehrung und Verschiebung der Arbeit sowie von der Beschäftigung und Erziehung der Arbeitslosen. Sodann behandelt er die Organisation des Arbeitsmarkts in der Gegenwart, wobei er eine Zentralisierung, Monopolisierung und Individualisierung des deutschen Arbeitsnachweiswesens fordert. Als zu erstrebendes Ziel erscheint ihm die Errichtung eines Einheitsarbeitsamts für Deutschland, das das Arbeitsnachweiswesen, die Berufsberatung, die Arbeitsbeschaffung und die Arbeitslosenversicherung in sich vereinigt. Innerhalb dieses Arbeitsamts sind natürlich besondere Ämter für die verschiedenen Zwecke zu schaffen, aber diese vier verschiedenen Sonderorganisationen müssen räumlich, persönlich und sachlich eine Einheit bilden. Das Arbeitsamt soll die große Aufgabe erfüllen, die deutsche Arbeit, unser höchstes wirtschaftliches Gut, zu leiten, zu verwerten und zu beschützen. Aber das Problem der Arbeitsversicherung verbreitet sich Kumpmann in beachtenswerten Ausführungen, wobei er nach einer Besprechung der verschiedenen Vorschläge und Projekte eine organische Verbindung zwischen Arbeitsnachweis und Arbeitslosenversicherung fordert. Er schließt seine Ausführungen mit den Sätzen: »Eine Reichsarbeitslosenversicherung gehört als wesentlicher Bestandteil in das fest umrissene Programm unserer sozialen Reichsarbeit. Wie das Werk der sozialen Versicherung, so findet auch die gesamte Arbeitslosenpolitik ihren Abschluß erst durch die Arbeitslosenversicherung. Für die deutsche Gegenwart ist gerade jetzt die Zeit gereift zum Handeln. Die Wissenschaft hat in jahrzehntelanger Arbeit die Wege geebnet. Die Praxis ist zögernd gefolgt und erst neuerdings in ein geschwinderes Tempo verfallen. Möge sie die großen noch zu lösenden Aufgaben im rechten Geiste anfassen: im Geiste eines praktischen Idealismus, der wissenschaftliche Erleuchtung verbindet mit einem warmen Herzen und einer festen, entschlossenen Hand.«

Das Kumpmannsche Buch verdient die wärmste Empfehlung, es gehört in die Hand aller Sozialpolitiker und Gewerkschaftsführer, die die überragende Bedeutung des Problems der Massenarbeitslosigkeit für Gegenwart und nächste Zukunft erkannt haben.

Franz Laufköster

E. Nestlecke, Die Gewerkschaftsbewegung. Stuttgart, Verlag von Ernst Heinrich Moritz (Inhaber Franz Mittelbach). 1. Band. 438 Seiten. Preis 14 Mark, gebunden 17 Mark.

Der Verfasser wünscht, daß sein Buch eine Lücke der Gewerkschaftsliteratur »in einer wenigstens einigermaßen befriedigenden Weise« ausfüllen möchte, nämlich dem Mangel einer zusammenfassenden Behandlung der Gewerkschaftsbewegung abzuheben, die auch die »innere« Geschichte, das Werden und Wesen der verschiedenen gewerkschaftlichen Einrichtungen berücksichtigt. Es ist ihm, soweit mir Besprechungen des Buches bisher zu Gesicht gekommen sind, wiederholt bestätigt

worden, daß sein Wunsch erfüllt worden sei. Dem kann auch ich mich anschließen. Namentlich die Kreise, die der Gewerkschaftsbewegung bis jetzt fernstanden, werden in der Schrift eine Menge von Anregungen finden, die sie dazu veranlassen dürften, die Gewerkschaften mit anderen Augen zu betrachten. Auch die alten Gewerkschafter finden darin sehr vieles zusammengefaßt, was bisher in der Gewerkschaftsliteratur zerstreut war. Deshalb ist dem Buche eine weite Verbreitung wohl zu wünschen.

Trotzdem möchte ich mich nicht in die Reihe derer stellen, die das Buch unbedingt loben. Es hat manche Mängel, die alle eine Ursache haben: es ist dem Verfasser selbst noch nicht gelungen, sich zu einer eindeutigen Stellung zu den Gewerkschaften durchzuarbeiten. Das Buch ist viel zu sehr einerseits, andererseits gerichtet. Wer die »innere« Geschichte der Gewerkschaften schreiben will, muß den Mut haben, der Kasse die Schelle umzuhängen. Er muß ganz offen sagen, daß diese innere Geschichte die Geschichte eines Leidenswegs ist, den die Gewerkschaften zu gehen hatten, und daß es die wortradikale Richtung in der sozialdemokratischen Partei war, die reichlich Dornen auf diesem Weg gestreut hat.

Natürlich weiß das auch Nestlepieke, wie es jeder weiß, der in dem einen oder anderen Lager stand; er kann mir sogar erwidern, daß auch er in seinem Buche an verschiedenen Stellen diesen Punkt berührt hat. Ganz richtig. Er hat es aber immer getan mit dem Hut in der Hand — mit einer sehr höflichen Verbeugung den sogenannten Radikalen gegenüber. Ein paar Beispiele. Seite 37 und 38 schildert er ganz richtig den Wert der Unterstützungseinrichtungen für die Gewerkschaften. Nun ist bekannt, wie außerordentlich schwer es den Gewerkschaften gefallen ist, diese Unterstützungen einzuführen. Die Leute, die das Wort »Klassenkampf« zur Phrase gemacht haben, sahen darin einen schmachlichen Verrat. Zu einer »inneren« Geschichte hätten diese Kämpfe gehört. Sie werden aber mit keinem Wort erwähnt. Dafür kommt hinterher der höfliche Knicks. Auf der Seite 38 wird nicht geleugnet, »daß der Ausbau des Unterstützungswesens bedenkliche Erscheinungen« heraufzubeschwören vermag usw. Weil sich Elemente breitmachen können, denen vor allem an den Unterstützungseinrichtungen liegt, »kann unter Umständen das Unterstützungswesen eine Gefahr für den Kampfcharakter der Gewerkschaften werden; es braucht das aber nicht, wenn gewisse Grenzen innegehalten werden« usw. Ebenso gut kann man natürlich sagen, weil es Elemente gibt, die immer mit dem Kopfe durch die Wand wollen, ist die Gewerkschaftsbewegung eine Gefahr. So kann man doch nicht argumentieren. Fest steht auf jeden Fall, daß die Gewerkschaften mit den ausgedehntesten Unterstützungseinrichtungen bisher bei Streiks noch nicht davor zurückgeschreckt sind, auch die Mittel für den Kampf zur Verfügung zu stellen, die sie zur Erfüllung ihrer anderen Verpflichtungen angesammelt hatten.

Von der Seite 410 an kommt Nestlepieke auf das Verhältnis zwischen der Partei und den Gewerkschaften zu sprechen, und auf der Seite 414 gibt er zu, daß »manche Auseinandersetzungen das Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften trübten«. Er schildert dann, wie die Gewerkschaften in diesem Kampfe die Sieger wurden. Das hätte doch den Verfasser eines Buches über die Bedeutung der Gewerkschaften befriedigen sollen. Aber nein, dann hätte doch die Verbeugung vor dem Radikalismus gefehlt. Deshalb mußte versichert werden, daß die Gewerkschaften die Partei verpfuscht hätten. So heißt es auf Seite 420: »Der steigende Einfluß der 'Gewerkschafter' in der Partei führte aber nicht nur zur wachsenden Wertschätzung der Gewerkschaftsbewegung durch die Partei, er begann auch, wie bereits angedeutet wurde, die Politik der Partei selbst zu bestimmen. Eine Richtung begann in ihr die Oberhand zu gewinnen, in der sich Auffassungen geltend machten, wie sie die gewerkschaftliche Tätigkeit ohne weiteres erklärt: eine gewisse Überschätzung des Ringens um kleine Vorteile, ein Zurückstellen des großen Endziels, des entscheidenden Kampfes um den Sturz der herrschenden Gewalten und die Aufrichtung eines ganz neuen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Systems....«

Vielleicht ist das die Unparteilichkeit des Geschichtsschreibers. Mag sein; ich denke mir diese anders. Deshalb wünsche ich dem Buche recht bald eine zweite Auflage, und dem Genossen Nestle wünsche ich, daß er sich bis dahin zur Klarheit durchgerungen hat. Sein Buch hat so viele gute Seiten, daß er sich damit sehen lassen kann auch ohne die fortwährende Rücksichtnahme auf alle möglichen Strömungen.

Hermann Müller

Dr. Kurt Albert Verlach, *Die Frau und das Genossenschaftswesen*. Jena 1918, Gustav Fischer.

Das Heftchen bietet die Niederschrift eines Vortrags, den der Verfasser im November 1918 auf dem zweiten Lehrkursus des Verbandes deutscher Hausfrauenvereine gehalten hat. Manches ist im Lichte der damaligen Zeit gesehen, und nicht alle in dem Buche ausgesprochenen Vermutungen haben sich erfüllt. So wird vorausgesetzt, daß nach dem Kriege die Volkswirtschaft die Frauenarbeit in noch erhöhtem Maße als vorher erzwingen wird, während wir tatsächlich heute überall das Bestreben erleben, die Frauen aus den Verufen wieder herauszudrängen. Wenn man jedoch von derartigen Kleinigkeiten absieht, wenn man ferner nicht zu viel erwartet von der einleitenden Schilderung der Stellung der Frau zur wirtschaftlichen Entwicklung, die kaum Neues bringt, so bleibt in der Behandlung des Hauptproblems viel sachlich Gutes und Interessantes übrig. Nicht uninteressant ist die Schilderung des mittelalterlichen Zunftwesens als einer produktiogenossenschaftlichen Organisation des gewerblichen Lebens, während die Gegenwart ausgeht vom Prinzip des Wettkampfes, der Konkurrenz. Gewinnstreben und Gemeinshaftsempfinden werden einander gegenübergestellt. Das Schema für Einteilung der Genossenschaften in Verkaufs- und Warenbezugsgenossenschaften mit entsprechenden Unterabteilungen ist wohl geeignet, dem Laien, für den der Vortrag bestimmt ist, ein übersichtliches Bild zu geben, und der Nachweis, daß gerade die Hausfrau als Vertreterin des Familienkonsums ein besonderes Interesse an der konsumgenossenschaftlichen Organisation hat, ist gut geführt. Vor allen Dingen erfreulich ist, daß Dr. Verlach sehr eindringlich die Hausfrauenvereine warnt vor Experimenten mit Großeinkäufen, bei denen ihr Verband hinter den bestehenden Organisationen, insbesondere der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine unbedingt zurückstehen müsse. Dr. Verlach weist nachdrücklich auf die Konsumvereine hin, und wenn er betont, daß man sich in den in den bürgerlichen Hausfrauenvereinen organisierten Kreisen vielfach daran klee, daß die Konsumvereine als politische, als sozialdemokratische Organisation aufgefaßt wurden, und daß bei einer Konkurrenz für die Konsumvereine die Hausfrauenvereine Gefahr laufen, zu »Damenvereinen« zu werden, so hat er sicherlich recht. An Stelle nicht angebrachter Konkurrenz für die bestehenden Konsumvereine verweist Verlach auf die englische genossenschaftliche Arbeiterinnenorganisation, die »Women's Cooperative Guild«, die unter anderem Studium und Praxis des Genossenschaftsgedankens und anderer Methoden sozialer Reform sich als Ziel setzt.

Henn Lehmann

E. F. C. Mafferman, *The New Liberalism*. London 1920, Parsons. XVI und 221 Seiten. Preis 7½ Schilling.

Der Krieg hat den alten englischen Liberalismus zu Fall gebracht. Viele seiner Führer haben mit David Lloyd George die Schwenkung nach rechts gemacht und mit den Konservativen die gegenwärtige Regierungskoalition gebildet, als deren einzigen ersichtlichen Grundsatz Mafferman treffend den Willen zum Festhalten an der Kriegsbeute bezeichnet. Andere ehemalige Liberale schlossen sich der Arbeiterpartei an, vornehmlich wohl deshalb, weil sie in deren Stärkung die einzige Möglichkeit wirkungsvollen Widerstandes gegen die nationalstische und kapitalistische Flut erblickten. Die Zahl derer, die den Glauben an den liberalen Gedanken nicht verloren, ist klein geworden. Zu ihnen gehört E. F. C. Mafferman, der im vor-

liegenden Buche neben den Zielen des Liberalismus und seinen Schicksalen in der Kriegszeit die Stellung zur auswärtigen Politik, zur Finanzpolitik, zur Sozialisierungsfrage, zur Arbeiterpartei, zur Bekämpfung der Armut, zur Landfrage und zur irischen Frage behandelt. In dem Abschnitt über Außenpolitik wird das Verhalten der Weltbeherrscher unserer Zeit entschieden verurteilt, denn deren sogenannte »Realpolitik« kommt einer offenkundigen, ja geradezu unverschämten Absage an die Prinzipien gleich, die der Sicherung des Weltfriedens und dem Völkerbundsgedanken zugrunde liegen. Der Völkerbund, meint Masterman, werde nur dann einen Erfolg bedeuten, wenn es gelinge, die Wahrung nationaler Eigenart und nationalen Selbstbestimmungsrechts in Einklang zu bringen mit internationalem Geiste, der auf Beseitigung völkertrennender Schranken und Ausbreitung des Gemeinschaftsbewußtseins gerichtet ist.

In innerpolitischer Beziehung wird Selbstregierung der Vorzug vor gutem Regiertsein gegeben, weil es für die Menschen besser sei, »nach schlimmer Erfahrung die richtige Entscheidung zu treffen, statt ohne Mitentscheidungsrecht den richtigen Weg getrieben zu werden«. Aus diesem Grunde wendet sich Masterman gegen alle Formen sozialistischer Gesellschaftsordnung, welche die Persönlichkeit zu unterdrücken drohen. Gegen den modernen englischen »Wilden Sozialismus« wendet er ein, daß er infolge zentralistisch-bureaukratischer Organisation die Konkurrenzfähigkeit der englischen Industrie auf dem Weltmarkt und damit ihre Existenzfähigkeit gefährden würde. Es ist aber nicht ausgemacht, wie eingewendet werden muß, daß bei Ausschaltung des Gewinninteresses einzelner Besitzer der Produktionsertrag einer Industrie sinkt. Das wird nicht der Fall sein, wenn eine Form der Gemeinwirtschaft gefunden wird, die das Interesse an der Leistung und zugleich wirtschaftliches Verantwortlichkeitsempfinden wachruft und erhält.

Die Ausführungen über die Arbeiterpartei und die Beziehungen zwischen ihr und dem neuen Liberalismus enthalten viel Beachtenswertes. H. Fehlinger

Paul Jech, *Der Wald*. Gedichte. Dresden, Sibyllen-Verlag. 60 Seiten. Preis geheftet 8 Mark, gebunden 11 Mark.

Jech's starke, scharfgeprägte Künstlerart ist bei früherer Gelegenheit bereits in diesen Blättern gewürdigt worden. Auch von seinem neuen Gedichtbuch kann nur Anerkennendes gesagt werden. Diese ganz in Naturentzücktsein aufgehenden Rhythmen sind durchtränkt von jenem eigenartigen Empfinden, das zur künstlerischen Persönlichkeit des Dichters gehört. In seinen Strophen webt der Geist Eichendorffs und Mörikes. Nur ist alles anders gesehen, moderner erlauscht und zeitgemäßer ausgesprochen, als wir es von jenen kennen. Es ist die Romantik der Gegenwart, die hier ihr hohes Lied des Waldes singt. Ein Stadtmüder singt es, den die Steinblöcke der Häuser zu erdrücken drohen. Ein Gottsucher beichtet hier, der nach Erlösungen lechzt, die er unter den Menschen der Städte nicht zu finden vermag. Dieses Suchen läßt ein wehes Weinen in seinen Rhythmen aufklingen, zaubert Bilder von unendlich zarten Tönungen, erschafft grüne Inseln verträumter Waldfeligkeit, in der Stein und Stamm und Tier eins werden mit der suchenden Menschensehnsucht. Hier und da blitzen expressionistische Lichter in den Jech'schen Strophen auf, Worte begegnen uns, die seltsam klingen, aber doch gut gewählt sind, Reime können, die allem Schablonenhaften in weitem Bogen aus dem Wege gehen. Eine gewaltige künstlerische Selbstsucht spricht aus jeder Zeile. Nichts Hergebrachtem und Abgebrauchtem begegnen wir. Und doch ist es die tiefe deutsche Liebe zum Walde, die hier wieder einmal aufklingt und gänzlich neue Bilder hervorzaubert, wo wir wähen, daß die alten gar nicht mehr zu vermehren und zu überbieten gewesen wären. In erster Linie dürfte Jech's Waldbliederbuch nur für einen künstlerisch geklärten und literarisch anspruchsvollen Geschmack bestimmt sein; aber es wäre zu wünschen, daß auch ein größeres Publikum das eigenartige Buch auf sich wirken lasse. E. E.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 22

Ausgegeben am 25. Februar 1921

39. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Die Arbeiterklasse und die Pariser Konferenzbeschlüsse

Von Artur Heichen

Die Floskel vom »Selbstbestimmungsrecht der Völker« spielt heute in der öffentlichen Diskussion eine große Rolle. So sehr aber auch die Anhänglichkeit der Demokratie aller Schattierungen an diese Parole aus früheren politischen Situationen heraus erklärlich und deshalb verständlich, bis zu einem gewissen Grade sogar berechtigt war, so bleibt diese Parole doch — von einem höheren historischen Standpunkt aus — eine bloße Redensart, hinter der keine lebendigen Kräfte stehen. Das »Selbstbestimmungsrecht der Völker« hätte nur in dem einen Falle in die lebende Wirklichkeit übergeführt werden können, wenn die Machtverteilung über die einzelnen Mächte- und Völkergruppen eine derartige gewesen wäre, daß ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte ihm eine reale Basis verliehen hätte. Der Weltkrieg endete aber mit einer vollkommenen Machtverschiebung. Wie die Sieger dieses »Selbstbestimmungsrecht der Völker« aufpassen, zeigte gar bald das Diktat von Versailles und neuerdings wieder der Inhalt der Pariser Beschlüsse vom 29. Januar.

In der Presse sind diese Beschlüsse so viel besprochen worden, daß wir ihre Kenntnis voraussetzen können. Uns interessieren hier nur die praktischen Konsequenzen, die sich für die deutsche Arbeiterklasse bei einer Durchführung der Pariser Beschlüsse ergeben würden. Rathenau, ein Mann, dem sicherlich niemand die fachlich-fachlichen Kenntnisse absprechen kann, stellt folgende Rechnung auf. Bei einer reinen Wertschöpfung von einer halben Goldmark in einer Arbeitsstunde ergibt sich eine gesamte Werterzeugung des Landes von 18 Milliarden im Jahre. Von diesen 18 Milliarden an Werten, die wir erzeugen, müssen wir 6 Milliarden hergeben zur Bezahlung der Einfuhr lebenswichtiger Nahrungsmittel und Rohstoffe. Es bleiben somit für unseren Verbrauch nur 12 Milliarden statt 24, wie vor dem Kriege. Diese 12 Milliarden aber sollen sich durch Zahlung der Kriegsschädigung allmählich bis zu 6 Milliarden pro Jahr verringern. Es bleiben demnach für unseren Eigenverbrauch nur 6 Milliarden gegenüber jetzt 12 und vormals 24:

Die Forderung von 6 Milliarden jährlicher Kriegsschädigung — die zwölfprozentige Ausfuhrabgabe darf nicht vergessen werden — bedeutet also folgende Alternative: Entweder es wird von uns verlangt, daß wir unseren Verbrauch auf den vierten Teil des Friedensbedarfs einschränken. Man betrachte den bescheidenen Vorkriegshaushalt einer Arbeiterfamilie — fünf Sechstel der Bevölkerung — und prüfe, ob eine Einschränkung auch nur um ein Drittel menschenwürdig und menschenmöglich ist. Oder wir werden gezwungen, unsere Arbeitszeit ohne Verbrauchserhöhung — also ohne Realloohnerhöhung — um mehrere Stunden täglich zu verlängern. Da für diese Verlängerung wesentlich nur die industrielle Ar-

beiterschaft in Betracht kommt — denn die Landwirtschaft kann nicht durch Mehrarbeit beliebig viel mehr erzeugen —, so würde der Ausgleich der Kriegsschädigung die Ausdehnung des Arbeitstags um 6 Stunden, nämlich von 8 auf 14 Stunden bedeuten. Wissen die Arbeiterschaften der Ententestaaten, was ihre Staatsmänner in ihrem Namen von der deutschen Arbeiterschaft fordern? Weiß es Amerika? Wissen es die neutralen Staaten, daß man von Deutschland nicht mehr und nicht weniger als die Fronarbeit des vierzehnstündigen Arbeitstags verlangt?

Die Zahlen beleuchten mehr als alles andere die These, die an dieser Stelle schon mehrfach erörtert worden ist, die These, daß der Ausgang des Weltkriegs die besiegten Völker in ein Ausbeutungsverhältnis zu den Siegervölkern gebracht hat. Die Struktur der Völkergesellschaft wird eine klassenmäßige: hier ausbeutende, durch die Mehrarbeit und den Minderverbrauch der anderen alimentierte herrschende Völker, dort mehrwert-schöpfende proletarische Paria-völker. Das ist die Signatur der neuesten Phase des Imperialismus.

Damit müssen aber notwendigerweise die Klassen- (nicht die politischen) Gegensätze innerhalb der besiegten Völker, da die wachsende Inflation und der Steuerdruck trotz mancher gegenteiligen Einzelercheinungen einen gewissen Wohlstandsausgleich herbeiführen, zusammenschrumpfen zugunsten einer Interessensolidarität gegenüber den Siegervölkern. Mit der allmählichen Verschiebung und Verlegung der sozialen Grenzen innerhalb der Klassen an die nationalen Grenzen zwischen den Völkern muß eben eine Ausweitung des engeren proletarischen Klasseninteresses zu einem umfassenderen allgemeinen Volksinteresse Hand in Hand gehen. Es ist aussichtslos, die tiefe Gegensätzlichkeit zwischen ausbeutenden und ausgebeuteten Völkern durch ein vermeintliches einheitliches Klasseninteresse der Arbeiterklassen aller Länder überkleistern zu wollen. Eine solche internationale Klassensolidarität der Arbeiter aller Länder ist sicherlich vorhanden, aber sie ist nicht stark genug, um die Gegensätzlichkeit der nationalen Völkerinteressen aufheben zu können. Man wird ja die Probe auf das Exempel erleben. An pathetischen Aufrufen, an Deklamationen und Protesten wird es gewiß nicht fehlen. Wo sie echt gemeint sind, dort ist die Arbeiterklasse politisch wenig einflußreich. Wo die Arbeiterklasse aber politisch einflußreich ist, dort haben solche Aufrufe und Proteste mehr deklamatorischen als realen Wert. Sie sind ein Akt international-proletarischer Höflichkeit. Diejenigen jedenfalls, die glauben, die Arbeiterschaften der Ententeländer könnten oder würden das deutsche Volk vor dem ihm zugebachten Leidensweg behüten, befinden sich meines Erachtens auf dem Holzweg. Schon die nächsten Wochen dürften diese Meinung bestätigen. Für jeden, der die Augen offen hatte, war jedenfalls der Ausgang der Londoner internationalen Gewerkschaftskonferenz bereits ein schlechtes Omen. Und daß es so ist, daß die internationale Klassensolidarität gegenwärtig nur eine historische Kraft minderen Ranges ist, ist nicht verwunderlich und leicht erklärlich. Die Ententearbeiterschaften, auf die es in diesem Zusammenhang lediglich ankommt, bewegen sich ja noch im Banne jener naturrechtlichen, ethisch-philosophischen Doktrin von Schuld und Sühne im Völkerleben, nach der ein Volk zum alleinigen Sündenbock für das Unheil des Weltkriegs erklärt wurde. Es ist nur eine gedankliche Fortsetzung dieser Auffassung, wenn der Spezialschuld des deutschen Volkes eine Spezialhaftung für

alle Kriegsschäden gegenübergestellt wird, während doch für jeden historisch-ökonomisch gerichteten Sozialisten in der Hauptsache nur eine Generalschuld des Imperialismus und demgemäß auch nur eine nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Beteiligten abzustufende Generalhaftung in Frage kommen könnte.

Aber der deutsche Sozialismus hat sich teilweise, unzeitgemäßen Eingebungen wohlmeinender Pazifisten folgend, die zu harmlos waren, um die Konsequenzen ihres Tuns überschauen zu können, auf die schiefe Bahn gleicher naturrechtlicher Auffassungen locken lassen. Um Verdrehungen vorzubeugen, muß hierzu bemerkt werden, daß die gedankliche Einstellung der Sozialdemokratie mit dem Ausfall des Friedensdikтата natürlich nichts zu tun hat. Die Friedensbedingungen sind nach den imperialistischen Bedürfnissen der Sieger, nicht nach den politischen Stimmungen der Besiegten festgesetzt. Aber die geistige Plattform der deutschen Sozialdemokratie gegenüber den Ententesozialisten wäre heute vielleicht eine andere, wenn damals ihre geistige Einstellung eine andere gewesen wäre. Jedenfalls wird es eine Hauptaufgabe der deutschen Sozialdemokratie sein, in bezug auf ihre künftige Politik jene beiden Kräfte, die internationale Klassensolidarität und die nationale Volksolidarität, genau von Fall zu Fall abzuwägen. Der Linkssozialismus will dies nicht sehen, weil er nicht die geistige Elastizität besitzt, um sich von alten überlebten Doktrinen und Utopien freizumachen. Er sieht in der internationalen Klassensolidarität die alleinseligmachende Kraft des Sozialismus, den Deus ex machina der Erlösung aus allem Elend. Kein anderer als Karl Renner hat schon vor vier Jahren in seinem Buche »Krieg, Internationale und Marxismus« das Problem *Klassensolidarität — Volksolidarität* unter dem Gesichtspunkt der Kriegsverhältnisse aufgeworfen. Heute wird dieses Problem unter dem Druck der Friedensnöte wiederum akut. Durch die Beschlüsse der Pariser Konferenz ist es erneut zur Diskussion gestellt und inzwischen durch die Politik der deutschen Mehrheitssozialdemokratie in den Parlamenten und innerhalb der Gewerkschaften im positiven Sinne beantwortet worden. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund richtet an die Arbeiter der Welt den folgenden Aufruf, den wir als interessantes Zeitdokument deshalb ungekürzt wiedergeben, weil interessanter als der Aufruf selbst das Echo sein wird, das dieser Aufruf bei der Arbeiterschaft der Ententesstaaten findet. Wir wiederholen noch einmal: der deutschen Arbeiterklasse ist nicht mit Sympathieerklärungen und Papierprotesten, sondern nur mit *Taten* gedient. Der Aufruf lautet:

Die Sklaverei, die in Afrika abgeschafft wurde, soll in Europa wieder eingeführt werden. Die europäischen Großmächte, die angeblich den Völkerbund errichten wollen, haben ihre Einführung für ein halbes Jahrhundert beschlossen. Schwarze Soldaten, die aus dem Innern Afrikas nach Europa gebracht werden, sollen dafür sorgen, daß die weißen Sklaven ihre Pflicht tun. Die Sklaverei wird eingeführt im Namen der Freiheit und Gerechtigkeit, zur höheren Ehre Gottes und der Menschlichkeit. Vier Jahre haben die Völker Europas unter dem Kriege geliebt. Vierzig Jahre sollen die Menschen, die unter der Herrschaft derer standen, denen die Gegner die Schuld am Kriege zuschieben, büßen. Ihre Kinder und Kindeskinde sollen verkommen und sterben. Sie selbst sollen wie die Arbeitstiere am Leben erhalten werden, um für die Sieger zu arbeiten. Ein Recht auf die Freuden des Lebens sollen sie nicht mehr haben. Ungefähr ebensoviel, wie das ganze deutsche Nationalvermögen vor dem Kriege ausmachte, soll im Laufe von zweiundvierzig

Jahren von den deutschen Arbeitern erzeugt und an die Sieger abgeliefert werden, erzeugt in einem Lande, dem man schon die ungeheuerlichsten Lasten auferlegte, seine Naturkräfte zum großen Teil genommen, und dem man den Absatz der Werke seiner Arbeit nach anderen Ländern unterbindet. Das deutsche Volk hat sich bereit erklärt, im Rahmen der Möglichkeit den angerichteten Schaden wieder gutzumachen. Es ist nicht bereit, zum Vorteil des internationalen Kapitalismus zugrunde zu gehen. Haß und Erbitterung werden sich in die Herzen einfrassen, auch in die Herzen derjenigen, die ihr ganzes Leben lang für internationale Verständigung und für Völkerverbrüderung gekämpft haben. Arbeiter der Welt, ihr habt das Wort!

Es ist überaus bezeichnend, daß die »Freiheit«, das Zentralorgan der U. S. P., diesen Aufruf »nicht frei von Nationalismus« findet.

Als »Sanktion« für die Ausführung der dem deutschen Volke zugemuteten Verpflichtungen fordert die Entente die Verpfändung der deutschen Zölle unter Kontrolle der Reparationskommission. Beansprucht wird ferner die Tarifhoheit, das heißt das Recht der Entente, die Einfuhrzollsätze je nach Belieben herauf oder herunter zu setzen. Überhaupt wird die gesamte Finanzhoheit in Anspruch genommen, also auch die Befugnis, direkte oder indirekte Steuern neu einzuführen und die Aufnahme von Anleihen an die Genehmigung der Entente zu binden. Namentlich nach der Seite der indirekten Steuern und der Einfuhrzölle können die Maßnahmen der Entente-finanzkontrolleure für die Lebenshaltung der breiten Massen von größter Bedeutung werden. Indirekte Steuern sind die proletarischen Massen einseitig belastende Finanzmaßnahmen.

Wenn die Wiedergutmachungen und die französischen Finanzschlampeien mit deutschen Steuer- und Zollertragnissen beglichen werden sollen, hat es die Entente in der Hand, jedes Lebensbedürfnis des deutschen Bürgers zu verfeuern. Nicht nur, daß die Souveränität des Deutschen Reiches durch Herausbröckelung der Finanzhoheit, der Zollhoheit, der Eisenbahn- und Posthoheit (denn auch um unsere Eisenbahn- und Posttarife machen sich die Ententestaatsmänner bereits ernste Kopfschmerzen!) vollkommen unterhöhlt wird — wohl um dem deutschen Volke das »Selbstbestimmungsrecht der Völker« begreiflich zu machen —, auch die Konsumfreiheit des einzelnen Staatsbürgers wird durch die Verfügung über deutsche Steuern und Zölle praktisch bedroht. Wie weit man in dieser Richtung bereits geht, zeigt der Bericht der Sachverständigen der alliierten Brüsseler Konferenz über die deutsche Staatsverwaltung und das Budget. Auf diesen Bericht stützen sich jetzt die französischen Politiker mit Vorliebe, um ihren Ruf nach mehr deutschen Steuern theoretisch zu rechtfertigen. Der Bericht sieht für Deutschland die Erhöhung der Steuern für alkoholische Getränke, Tabak, Kaffee, Tee und Zucker sowie eine Erhöhung der Kohlensteuer in Betracht. Es mag zugegeben werden, daß eine Erhöhung dieser oder jener Steuer angebracht ist und ohnehin hätte erfolgen müssen; daß aber die Festsetzung der Steuersätze nach den Bedürfnissen des französischen Budgets erfolgen soll, ist etwas Unerhörtes.

Über nicht nur der Einnahmeseite des deutschen Budgets gilt die besondere Aufmerksamkeit der Ententestaatsmänner, auch der Ausgabenseite haben sie bereits eine bemerkenswerte Beachtung gewidmet. Der Bericht der alliierten Sachverständigen zur Brüsseler Konferenz hatte sich euphemistisch dahin ausgedrückt, die deutsche Regierung übernehme »Ausgaben,

zu denen sie nicht verpflichtet sei«. Hinter diesem kleinen Passus verbirgt sich gerade für die deutsche Arbeiterklasse eine ungeheure Gefahr, eine Bedrohung der wichtigsten sozialpolitischen Errungenschaften. Vom Gesichtspunkt des manchesterlichen Liberalismus aus — und die ganze Brüsseler Konferenz, einschließlich der neutralen Fachleute wie des Stockholmer Nationalökonom Professor Gustav Cassel, stand, wie ihre Resolutionen zur Frage der öffentlichen Finanzen beweisen, unter dem Einfluß dieser Wirtschaftstheorie — gehören zu solchen Ausgaben, zu denen die Regierungen nicht »verpflichtet« sind, vornehmlich die Aufwendungen für die Erwerbslosenunterstützung, die Lebensmittelzuschüsse, die Baukostenüberfeuerungszuschüsse usw.

Alle diese Ausgaben möchte die Entente aus dem deutschen Budget gestrichen sehen. Nun ist aber die Erwerbslosenunterstützung eine Errungenschaft der Revolution, auf die in Deutschland — abgesehen von einigen kapitalistisch interessierten Kreisen — kein Mensch mehr verzichten will, weil man doch das Arbeitslosenheer unmöglich dem Hungertod preisgeben kann. Die Lebensmittelzuschüsse wurden seinerzeit auf Erzbergers Drängen eingeführt. Diese im Interesse einer vernünftigen Ernährungspolitik durchgeführte sozialpolitische Maßnahme hat segensreich gewirkt; denn obwohl die Ausgaben hierfür von strengen finanzwirtschaftlichen Gesichtspunkten aus unproduktiv sind, haben sie doch insofern genützt, als sie dazu beigetragen haben, die Arbeitsfähigkeit der deutschen Bevölkerung zu erhalten, ihre Arbeitslust und damit auch die Produktion wieder zu erhöhen. Gerade vom Standpunkt der breiten Massen liegt keine Veranlassung vor, diese Lebensmittelzuschüsse zugunsten französisch-fiskalischer Interessen fallen zu lassen. Beansprucht die Entente das Recht der Zwangsektifizierung, wie es immer mehr den Anschein gewinnt, dann kann sie diese Ausgaben, falls sie die Machtmittel dazu hat, absetzen, freiwillig darf es von uns nicht geschehen. Mit den Baukostenzuschüssen steht es ähnlich. Daß diese zur Linderung der Wohnungsnot eingeführte sozialpolitische Maßnahme nicht hat durchschlagend wirken können, liegt an der Beschränktheit der Mittel gegenüber einem unübersehbaren Bedarf.

Auch einzelnen Ausgabezweigen der deutschen Verwaltungen hat sich das »Sparauge« der Entente zugewandt. Den Stein des Anstoßes bilden die Defizite der Eisenbahnen und der Post. Den Ententestaatsmännern wären natürlich große Überschüsse lieber, die sich zugunsten der »Wiedergutmachung« verwenden ließen. Man hat insbesondere die Personalausgaben dieser staatlichen Betriebe in Augenschein genommen. Man bemängelt die verhältnismäßig zu große Zahl der Beamten, Angestellten und Arbeiter. Die Personalhypertrophie der Betriebsverwaltungen ist auch uns kein Geheimnis, aber sie hatte ihre guten Gründe. Wäre man zu umfangreichen Entlassungen geschritten, so würde sich das Arbeitslosenheer beträchtlich vergrößert haben. Die Kosten, die man am Personalaufwand erspart hätte, wären bei einer anderen Etatsposition, nämlich der Erwerbslosenfürsorge, zum großen Teil wieder aufgetaucht. Nach dem Rezept der Ententestaatsmänner würde allerdings gespart werden, denn die Ausgaben für die Erwerbslosenfürsorge sollen ja eingestellt werden! Vorläufig wird diese Forderung freilich noch vorsichtig und verschämt gestellt. So heißt es zum Beispiel in einer Ententeauslassung der letzten Tage, nur um das deutsche

Budget ins Gleichgewicht zu bringen, wären die außerordentlichen Unterstützungsforderungen so bald als möglich einzustellen, soweit dies »ohne Erregung sozialer Unruhen möglich« sei. Von dem Heere der Arbeitslosen könnte es dann leicht heißen, wie Dickens seinen vom Malthusianismus angekränkelten Bankier Scrooge sprechen läßt: »O laßt sie sterben! Sie werden die überflüssige Bevölkerung vermindern!«

Das deutsche Proletariat hat demnach an der energischsten Abwehr der neuen Forderungen das größte Interesse. Der Druck der Entente auf die Einnahmenseite des deutschen Budgets muß, wie wir sahen, zu einer enormen Verteuerung der Lebenshaltung, der Druck auf die Ausgaben Seite aber zu einer Beseitigung der wichtigsten sozialpolitischen Errungenschaften der Revolution führen. Und wer weiß denn, ob nicht schließlich die Kapitalisten aller Länder über die Köpfe der breiten Massen hinweg akkordieren, ob sich nicht schließlich auch die deutschen Kapitalisten in den Schuß größerer und mächtigerer Lehensherren flüchten und ob sich nicht schließlich über den darbedenden Massen Mitteleuropas ein internationaler Vertrufungs- und Konzentrationsprozeß in einem gigantischen Ausmaß erhebt?

Die Verwaltungsreform im Reiche

Von Dr. Th. D. Cassan

Trotz ihrer hervorragenden organisatorischen Leistungen fehlt unserer Partei noch immer das rechte Verständnis für den staatlichen Verwaltungsapparat. Es ist dies ein Erbteil aus der Zeit, in der die Partei den Klassenstaat unbedingt ablehnte. Heute, wo der Eintritt in Koalitionsministerien nur eine Zweckmäßigkeitsfrage ist, wo unsere gesamte Politik darauf gerichtet ist, den bestehenden staatlichen Apparat zu nutzen, ist dieses fehlende Interesse für die Verwaltung nicht nur ein Mangel, sondern eine Gefahr, denn in der gegenwärtigen Form läßt sich der Verwaltungsapparat für uns nur schwer nutzbar machen.

Bevor irgendwelche Reformgrundsätze aufgestellt werden können, muß man die gegenwärtigen Verhältnisse und ihre Entstehung prüfen. Die Zahl der Reichsministerien beläuft sich zurzeit auf zwölf. Die beiden Verkehrsministerien als reine Betriebsverwaltungen scheiden aus dieser Betrachtung aus, ebenso die Organisation des Reichswehrministeriums. Von den uns hier interessierenden Ministerien ist das Auswärtige Amt durch die Einführung des Regionalsystems völlig umgestaltet worden. Das jetzige Reichsministerium des Innern ist nur ein Rest des alten Reichsministeriums des Innern. Das Wirtschafts-, Ernährungs- und Arbeitsministerium haben den größten Teil seiner früheren Aufgaben übernommen. Dem Wiederaufbauministerium, praktisch das alte Kolonialministerium, sind Aufgaben aus dem Wirtschafts- und aus dem Finanzministerium zugeteilt. Das ehemalige Reichsschatzamt ist gespalten in Reichsfinanz- und Reichsschatzministerium.

Unter diesen Ministerien stehen die alten Reichsmittelbehörden mit einer Fülle von Neugründungen, die als Reichskommissariat, Reichsstelle firmieren und nur zum Teil im Etat stehen, zum Teil aus den Etatsmitteln des zuständigen Ministeriums unterhalten werden.

Die Einrichtung der neuen Ministerien und Behörden ist im wesentlichen eine Folge der Umstellung der Reichsaufgaben. Galt früher als Aufgabe des Reiches hauptsächlich die Vertretung nach außen und die allgemeine Normengebung — von der Sozialpolitik abgesehen —, so steht heute die Beeinflussung der Wirtschaft im Mittelpunkt der Reichsaufgaben. Die Kriegswirtschaft ist zwar im wesentlichen abgebaut, doch sind die Spuren der Kriegserohstoffabteilung und des Kriegsernährungsamtes noch deutlich sichtbar — und werden es wohl bleiben. Wenn wir auch die außerordentliche Vermehrung der Arbeit auf wirtschaftspolitischem Gebiet und damit eine gewisse Berechtigung der Errichtung neuer Ministerien zugeben, so fragt sich doch, ob die Arbeit unter den Ministerien richtig verteilt und ob eine Arbeitsteilung im jetzigen Umfang nötig ist. Festgestellt muß zunächst werden, daß sämtliche Reichsministerien heute mehr oder weniger Wirtschaftspolitik treiben. Daß sie diese Politik nicht immer in gleicher Richtung getrieben haben, ist bekannt und wird auch durch die Einrichtung des wirtschaftspolitischen Ausschusses des Kabinetts anerkannt. Wieweit er imstande sein wird, die Einheitslichkeit zu sichern, kann man nicht sagen, da seit seiner Errichtung die Wirtschaftspolitik im wesentlichen passiv ist. Auf jeden Fall hat sie unter der Vielfältigkeit der Wirtschaftsressorts bereits erheblich gelitten. Als erste Reformforderung ergibt sich somit eine organische Zusammenlegung der Behörden, eine Zusammenfassung aller wirtschaftspolitischen Aufgaben unter einer Leitung, so daß zwischen dem Wirtschaftsministerium und dem Finanzministerium eine rasche Verständigung ermöglicht wird. Sie müßte die Wiedervereinigung von Wirtschafts- und Ernährungsministerium, die Auflösung des Reichsschatz- und Wiederaufbauministeriums und eine Neuverteilung ihrer Aufgaben sowie eine Reorganisation der anderen Ministerien bringen. Eine solche Umgruppierung ist um so mehr berechtigt, als bisher unsystematisch nach politischen und sachlichen Tagesbedürfnissen organisiert worden ist. Sie ist ferner nötig im Interesse eines glatten Geschäftsgangs. Jede Angelegenheit wird um so rascher erledigt, je weniger Ministerien an der Erledigung beteiligt sind. Die Reibungsflächen werden durch Verteilung der zuständigen Referenten über mehrere Ministerien nur vergrößert, und der Apparat arbeitet teurer, da unverhältnismäßig mehr Arbeitskräfte mit der Angelegenheit befaßt werden. Nach einer Vereinigung der verschiedenen wirtschaftspolitischen Aufgaben werden nicht mehr die jetzt bei den verschiedenen Stellen nötigen Kräfte erforderlich sein.

In und nach dem Kriege sind so zahlreiche »Reichsmittelbehörden« entstanden, daß sich kein Mensch mehr auskennt und mit dem Suchen nach der sogenannten zuständigen Stelle unverhältnismäßig viel Arbeitskraft bei Behörden, Anwälten und Publikum vergeudet wird. Noch mehr als für die Ministerien besteht hier die Notwendigkeit, das ad hoc Gewordene organisch zusammenzufassen. Die vorhandenen Stellen spiegeln nicht nur in ihrem Aufbau und ihrem Aufgabenkreis vielfach die verschiedenen Entwicklungsstufen der Kriegswirtschaft wider, sondern zeigen auch noch oft deutlich die charakteristischen Merkmale einer Kriegsgründung. Ohne rechte Kontrolle wurde aus dem Willen gewirtschaftet; jeder organisierte nach seinem Belieben, machte sich von allen ähnlichen Stellen möglichst unabhängig und suchte seine »Zuständigkeit« möglichst auszudehnen, um »unabkömmlich« zu werden und sich für später eine Stellung zu sichern.

Die Arbeitsteilung zwischen den Zentralbehörden und diesen nachgeordneten Stellen bedarf ganz besonders der Nachprüfung. Weder Kriegsrohstoffabteilung noch Kriegsernährungsamt waren Zentralbehörden. Es gilt daher, aus dem Tätigkeitsgebiet ihrer Nachfolger die Aufgaben, die einer Zentralbehörde nicht zustehen, wieder herauszulösen, den geeigneten Stellen zuzuführen und dementsprechend die Aufgaben der Reichskommissariate usw. gründlich nachzuprüfen.

Der Hauptaufgabe einer organischen Zusammenfassung der Behörden müßte als nächste die Modernisierung der Arbeitsmethoden folgen. Der heutige Betrieb arbeitet zu langsam und ist zu teuer. Für die Arbeitsteilung zwischen Referent und Expedient und für die Verwendung der Stenotypistin im Registraturbetrieb und andere technische Fragen ist vielfach noch keine richtige Lösung gefunden. Es wird noch herumprobiert. Ein besonderes Kapitel bildet in dieser Hinsicht die Mitbeteiligung anderer Referate und das Zeichnungsrecht. Verkennt der Außenseiter vielfach die Bedeutung der Mitbeteiligung für die einheitliche Führung der Geschäfte, so fehlt den Beamten andererseits meist das Gefühl dafür, daß unwichtige Dinge vielfach unnütz Arbeitskraft und Geld verbrauchen. Um ein Beispiel zu nennen: Meldungen, die im kaufmännischen Betrieb von der bearbeitenden Stenotypistin einfach abgelegt werden, erhalten in den Ministerien den feierlichen Vermerk »V. Zu den Akten. Vln., den ... i. A.« und werden von Expedient, Referent, Korreferent und Ministerialrat »abgezeichnet«. Auch sonst kommt es vor, daß unbedeutende Angelegenheiten noch durch zehn bis zwanzig Hände gehen. Die Kanzleien halten häufig den Abgang der Reinschriften schon allein durch ihre Organisation tagelang auf. Es ist schon vorgekommen, daß Referenten mir in großem Umfang deshalb Depeschen gesandt haben, weil Briefe über eine Woche brauchten, bis sie die Kanzlei verlassen konnten.

Organische Neuordnung und Reform der Arbeitsmethoden können jedoch nur Erfolg haben, wenn mit ihnen eine geistige Umstellung der Beamtenenschaft Hand in Hand geht. Das Schlagwort von der Bürokratie liegt hier nahe, erklärt mit seiner Vielseitigkeit jedoch nichts. Die erste wesentliche Änderung, die hier nötig wäre, kann man vielleicht folgendermaßen formulieren: Der Entwicklungsgang des Beamten führt ihn dazu, im wesentlichen nach Vorschriften zu arbeiten. Die Initiative wird wenig ausgebildet. Für die Zentralbehörden und zum Teil auch für die ihnen nachgeordneten Stellen kommt es aber vor allem auf Initiative an. Wer seine Ausbildungsjahre in der Industrie, in der Presse und in Berufsvereinen zugebracht hat, wird an alle Dinge freier herangehen als der Mann, der in der Verwaltung aufgewachsen ist. Diese lebendigere Art fehlt den Zentralbehörden. Sie muß hineinkommen. Das erfordert aber einen Bruch mit dem Prinzip, die Referenten möglichst aus den Kreisen der Jurefforen zu nehmen. Ich möchte an dieser Stelle auf die allgemeine Frage der Vorbildung der Verwaltungsbeamten nicht eingehen. Das Auswärtige Amt rekrutiert sein Personal vornehmlich aus dem diplomatischen und Konsulardienst; das Reichsjustizamt aus dem Personal der Rechtspflege (und zwar besonders aus der Staatsanwaltschaft); das Finanzministerium zieht für einen großen Teil seines Personals auf die Fachleute der Verwaltung für direkte, indirekte Steuern und Zölle angewiesenen. Daneben

kommen Versicherungsspezialisten, Statistiker, Techniker und andere in Betracht. Auch Kenner der Verwaltung der Einzelstaaten und der Gemeinden werden im Reichsministerium des Innern und sonst hier und da gebraucht. Allgemeine Verwaltungsfachkenntnisse werden jedoch, wenn man den gesamten Apparat betrachtet, kaum in wesentlich stärkerem Maße benötigt, als Fachkenntnisse der verschiedenen Spezialisten. Ein recht erheblicher Teil der Beamtenschaft unserer Reichsministerien hat in erster Linie allgemeine volkswirtschaftliche Kenntnisse und Schulung nötig. Wenn diese Beamten daneben noch Spezialerfahrungen in einzelnen Industriezweigen haben, ist das sehr nützlich. Man muß sich jedoch hüten, den Fachmann zu überschätzen. Er ist nur zu leicht geneigt, die ganze Volkswirtschaft unter dem Gesichtswinkel seiner Industrie zu betrachten. Dieser Mangel des Praktikers war vor dem Krieg eines der stärksten Argumente für den Assessorismus. Man hielt den Verwaltungsbeamten für viele Stellen nicht wegen seiner besonderen Verwaltungskenntnisse, sondern wegen seiner Schulung und Art, die Interessen gegeneinander abzuwägen und danach zu urteilen, für geeigneter. Das war freilich schon vor fünfzehn Jahren nur bedingt richtig. Heute reicht die normale Schulung des Verwaltungsbeamten für viele Posten bei weitem nicht aus. Bei der jetzigen Bedeutung der wirtschaftlichen Verwaltung ist eine mangelhafte Besetzung der Stellen besonders gefährlich. Seit zwei Jahren beobachten wir andauernd den Sieg des Industrieegoismus über das Klasseninteresse der Arbeiterschaft. Zur Wahrnehmung der allgemeinen Interessen und der Klasseninteressen der Arbeiterschaft brauchen wir heute neben dem Reichstag unbedingt die Reichsverwaltung. Es hilft nichts, dieser manchem vielleicht unangenehmen Tatsache aus dem Wege zu gehen. Wir müssen daraus vielmehr die Konsequenzen für unser praktisches Handeln ziehen. Der Beamte des Obrigkeitsstaats war ein Zwitter zwischen Untergebenem und Obrigkeit. Die vergangenen zwei Jahre haben darin nur zum Teil Wandel geschaffen. Die Gewerkschaftsbewegung hat das schöne Wort aufgebracht von der »Freistellung eines Kollegen«. So wie der Gewerkschaftsbeamte ein für die Verbandsarbeit freigestelltes Verbandsmitglied ist, so muß auch der Beamte zum Volksgenossen werden, freigestellt zur Verwaltungsarbeit. Hand in Hand damit muß eine Wandlung seines Verhältnisses zur Arbeiterschaft gehen. Wie fern ihr der Verwaltungsbeamte und Richter infolge Herkunft, Bildungsgang und Siebung bei der Anstellung steht, braucht hier nicht ausgeführt zu werden.

Fassen wir die Ergebnisse zusammen. Wir brauchen: 1. Organischen Aufbau der zentralen Behörden. 2. Modernisierung ihres Geschäftsbetriebs. 3. Geistige Umstellung ihrer Beamtenschaft: mehr Initiative, mehr volkswirtschaftliche Schulung, anderes Verhältnis zu den Regierten, insbesondere zur Arbeiterschaft.

Was ist in den letzten zwei Jahren dafür geschehen? Die organische Zusammenfassung fehlt völlig. Von dem Ausschuss des Reichstags zur Vereinfachung der Verwaltung hört man nichts. Nicht einmal eine erschöpfende Übersicht über das Vorhandene ist fertiggestellt; die Pläne des Finanzministeriums und des Finanzdiktators sind der Öffentlichkeit nicht in greifbarer Form bekannt geworden, und an der Modernisierung des Geschäftsbetriebs probieren ohne Verbindung miteinander viele auf eigene Faust und vergrößern die Schwierigkeiten.

Die geistige Umstellung ist — freilich recht schwach — eingeleitet worden; es sind einige Außenleiter in die Ministerien gekommen, Nationalökonomien, Techniker, Gewerkschaftsbeamte; im ganzen fehlt es jedoch an volkswirtschaftlicher Schulung und an Fühlung mit der Arbeiterschaft. In vielen recht wichtigen Stellen herrscht völlig der alte Geist oder, richtiger gesagt, die alte Schablone.

Was ist zu tun?

Der Umbau der Behörden und die Reform ihres Geschäftsbetriebs dürfen für die Partei keine Fachfragen bleiben. Die Parteioffenlichkeit muß sich mit ihnen befassen, die Erfahrungen der Arbeiterorganisationen mit den Behörden müssen zusammengetragen werden. Dann wird es auch unmöglich werden, diese Fragen ohne Beteiligung des Reichstags als Vorfragen für die Staatsaufstellung im Schoße der Ressorts zu erledigen. Für die personelle Erneuerung der Ministerien scheint mir der Weg gegeben. Große Veränderungen verbieten sich aus finanziellen und verwaltungstechnischen Gründen. Ein Weg steht jedoch offen, sofort in leidlichem Ausmaß neue Kräfte hineinzubringen. Die sozialpolitischen Referate (Verhältnisse der Arbeiter und Angestellten) sind bisher nur in Ausnahmefällen mit Sozialpolitikern besetzt worden, meist mit Juristen, die oft durch ihre Schnelldigkeit vermeidbare Konflikte hervorrufen. Gerade gegenwärtig, wo dauernd berechnigte Forderungen abgelehnt werden müssen, ist eine derartige Besetzung der Referate völlig unangebracht. Es gehören dort Leute hin, die die Gegenseite verstehen und mit ihr umzugehen wissen. Das gleiche gilt für die Angelegenheiten der mittleren und Unterbeamten. Diese Forderungen sind nicht spezifisch sozialistisch. Was hier gefordert wird, sind nur die allernötigsten Umformungen der Verwaltung des Obrigkeitsstaats in die des demokratischen Volksstaats.

Entwicklung der Erdölindustrie

Von H. Fehlinger

Das Erdöl ist entstanden aus fettreichen Resten von Meerestieren und Pflanzen, die bei Luftabschluß nicht verwesten, sondern in bituminöse Stoffe umgewandelt wurden. Sie lassen sich nach ihrem Aggregatzustand in vier große, durch Übergänge verbundene Gruppen scheiden, das Erdgas, das flüssige Erdöl, das feste Erdpech und Erdwachs (Asphalt und Paraffin oder Ozokerit). Meist kommen in der Natur diese vier Gruppen zusammen vor; namentlich enthält das Erdöl stets gasförmige wie feste Kohlenwasserstoffe gelöst. Je nachdem unter letzteren Asphalt oder Paraffin überwiegt, unterscheidet man Asphaltöle und Paraffinöle; jene gewöhnlich schwarz und schwer, diese hell und leicht. Die Mächtigkeit der in den Meeresstiefen gebildeten, organischen Öl führenden Gesteinsschichten beträgt gewöhnlich mehrere hundert Meter und kann selbst bis auf einige tausend Meter ansteigen. Die meisten Ölregionen liegen in gefalteten Zonen der Erdkruste. Zwar gehören die reichen und ausgedehnten Ölgebiete im Innern des nordamerikanischen Kontinents größtenteils dem Tafelland an; aber die alten Golf- und Binnenmeerabsätze der Ölregionen von Galizien, von Rumänien, von Apsheron am Kaspisee, von Mesopotamien, von Birma, von Kalifornien und viele andere sind seit ihrer Entstehung gefaltet worden, und in

den höchsten Stellen der Schichtenfallen hat sich das spezifisch leichte Öl am meisten angesammelt. Ragt ein Fluß die obere Decke einer ölführenden Gesteinschicht durch, so tritt das Öl zutage, und zwar gewöhnlich in wenig ausgiebigen Quellen. Aber seit 1857 hat man gelernt, mit künstlichen Bohrlöchern von Bruchteilen eines Meters Durchmesser und bis über fünfzehnhundert Metern Tiefe die undurchlässigen Hüllschichten zu durchstechen, die die Öllager des Erdinneren bedecken und beschützen, und auf diese Art früher ungeahnte Schätze mit spielender Leichtigkeit zu heben.

Seither sind in den verschiedensten Ländern und Erdteilen Hunderte und Hunderte von Ölfeldern, Hunderttausende von Ölbohrungen entstanden. Wenn ein unterirdisches Öllager, in dem Öl und Gas unter einem bis zu hundert Atmosphären steigenden Druck hermetisch eingeschlossen sind, angebohrt wird und damit Öl und Gas urplötzlich von dem schweren auf ihnen lastenden Druck befreit werden, so geschieht im großen, was bei einem Heronsball im kleinen erfolgt. Öl und Gas drängen durch die geschaffene Öffnung ungestüm an die Erdoberfläche, und da gleichzeitig unter dem verminderten Druck die Löslichkeit des Erdgases im Erdöl sich gewaltig vermindert, entweicht der größte Teil des bisher im Erdöl gelösten Gases schäumend und sprühend. Eine gewaltige Säule von Öl, Gas und mitgerissenem Sand steigt unter betäubendem Getöse, gelegentlich bis über hundert Meter, in die Luft empor, wobei die Öl- und Sandteilchen durch das Gas zerstäubt und über die ganze Umgebung ausgestreut werden. Das ist das glänzende Schauspiel der Ölspriher, das namentlich für die Anfangsperiode aller großen Ölfelder bezeichnend ist. Je mehr Bohrungen aber auf dasselbe Öllager niedergebracht werden, desto mehr nimmt der in der Lagerstätte herrschende Druck ab und der Öl- und Gasvorrat wird immer kleiner.

Darum sind die ersten Brunnen eines Feldes gewöhnlich die größten Spritzer; später werden die Brunnen schwächer und schwächer; schließlich hört im Felde das Spritzen, ja selbst das selbsttätige ruhige Ausfließen auf; nun müssen die Bohrungen gepumpt werden. Aber auch das hat einmal ein Ende. Es kommt die Zeit, wo man selbst durch Pumpen keinen befriedigenden Ertrag mehr erzielt. Während der Ertrag einer natürlichen Ölquelle von Bruchteilen eines Liters bis auf höchstens mehrere hundert Liter im Tage steigen kann und gewöhnlich nur einige Liter beträgt, ist die größte Produktion in vierundzwanzig Stunden, die je durch eine Bohrung erzielt worden ist, fünfundzwanzigtausend Tonnen, das heißt fünfundzwanzig Millionen Kilogramm oder etwa achtfundzwanzig Millionen Liter. Das ist eine Ölmenge, die zu ihrem Transport hundert Eisenbahnzüge von je fünfundzwanzig Wagen benötigen würde. Die in den letzten sechs Jahrzehnten gewonnene Ölmenge beträgt rund siebentausend Millionen Faß oder über eine Billion Liter.

Die meisten Ölquellen enthalten auch Erdgas, und wo dieses überwiegt oder schließlich allein vorkommt, entstehen Gasbrunnen. Ebenso kommt in den Ölquellen häufig etwas Salzwasser zutage. Wo es zum vorherrschenden Element wird oder schließlich für sich allein auftritt, haben wir die Salzwasserfundstellen. Schwefelwasserstoff, der ebenfalls die Ölquellen begleiten kann, findet sich außerdem in allen Ölregionen selbständig in Form der Schwefelquellen und Schwefelthermen. Wo schwere teerähnliche Erdöle lange Zeiträume hindurch verdunsteten, entstand Asphalt. Das größte dieser

Asphaltvorkommen und damit die größte Ölfundstelle auf Erden ist der berühmte Asphaltsee von Trinidad in Westindien. Er liegt in den ölreichen, flachwelligen Tertiärschichten im Südwesten der tropischen Insel Trinidad und mißt etwa einen halben Quadratkilometer. Seine größte Tiefe ist noch nicht bestimmt, aber wahrscheinlich beträgt sie über fünfzig Meter. Der Asphalt ist im obersten halben Meter so fest, daß er in Blöcken ausgehauen werden kann und daß es möglich ist, darauf zu gehen; nach der Tiefe zu wird das Pech weicher. Die beim Aushauen der Asphaltblöcke in der Seeoberfläche entstandenen Vertiefungen schließen sich infolge der Plastizität des Asphalts in kurzem wieder; dafür sinkt dann der Seespiegel als Ganzes durch die Ausbeute langsam im Laufe der Jahre.¹

Der Verbrauch der verschiedenen Erzeugnisse der Erdölindustrie ist durch deren vielseitige Verwendungsmöglichkeit beträchtlich gesteigert worden, was zu starker Steigerung der Erdölwerke führte und Anlaß zum Auffuchen neuer Lagerstätten gab. Die Erzeugung nahm von rund 300 000 Litern im Jahre 1857 auf 94,200 Millionen Liter (501 Millionen Barrels) im Jahre 1917 zu. Seitdem ist sie noch weiter gestiegen. Im letztgenannten Jahre verteilte sich die Gesamterzeugung wie folgt:²

Länder	Millionen Barrels	In Prozenten der Gesamterzeugung
Vereinigte Staaten	335,3	67,0
Rußland	69,0	13,8
Mexiko	55,3	11,0
Niederländisch-Ostindien	12,9	2,6
Britisch-Indien	8,5	1,7
Italien	6,0	1,2
Japan und Formosa	2,9	0,6
Rumänien	2,7	0,5
Peru	2,5	0,5
Trinidad	1,6	0,3
Argentinien	1,1	0,2
Andere Länder	2,9	0,6
Zusammen	500,7	100,0

Die bedeutende Zunahme der Ölgewinnung hat große Mengen tierischer und pflanzlicher Fette ersetzt und in manchen Ländern bewirkt, daß das Abel der rückgängigen Kohlenförderung weniger fühlbar wurde als bei uns. Die weitgehende wirtschaftliche Nutzung der Erdölprodukte wurde hauptsächlich ermöglicht durch die Anwendung von Ölfeuerung für Dampfkessel und durch die Erfindung von Maschinen, die die Energie unmittelbar in Bewegung umsetzen, ganz besonders des Benzinmotors und des Dieselmotors. Die Vorteile des Antriebs für Schiffe entweder durch Ölfeuerung der Kessel oder durch Dieselmotoren sind: Raumersparnis durch kleinere Bunker und infolge des höheren Heizwertes des Öls vergrößerter Aktionsradius; ferner Ersatz allerschwerster menschlicher Arbeit, die ungezählte Opfer durch tödliche Unfälle gefordert hat, durch vereinfachte Bedienung oder völligen Weg-

¹ Blumer, Geschichte des Erdöls, Zürich 1920.

² Lidgett, Petroleum. London 1920. S. 159 f.

fall der Kessel und schließlich die leichte und schnelle Übernahme statt des sogenannten Kohlens. Diese Vorteile sind so außerordentlich, daß man in immer größerem Maßstab dazu übergegangen ist, Erdöl und dessen Erzeugnisse auf Handelsschiffen und ganz besonders in den Kriegsmarinen zu verwenden. Dieser letzt erwähnte Umstand hat einen scharfen Wettbewerb um die Ausbeutung von Erdöllagern unter jenen Nationen zur Folge, die solche von zureichender Ergiebigkeit im eigenen Lande nicht besitzen. Es ergab sich aus dieser Sachlage neben der wirtschaftlichen auch eine große politische Bedeutung der Erdölvorkommen. So wie die Seemächte früher nach Kohlenstationen strebten, ist jetzt ihre Aufmerksamkeit auf Ölstationen gerichtet. Die einzelnen Flotten legen große Vorräte an, um auf alle Fälle gesichert zu sein, und jedesmal, wenn irgendwo auf der Welt neue Funde gemacht werden, beginnt ein allgemeiner Wettlauf der Nationen und der großen Gesellschaften nach Konzessionen. So kommt eine starke nationale Tendenz in die Erdölindustrie, die neben den rein kapitalistischen Interessen der Entwicklung auf dem internationalen Petroleummarkt die Richtung gegeben hat.

Fast alle bis jetzt erschlossenen ertragreichen Erdölgebiete sind im Besitz einiger weniger kapitalkräftiger Privatunternehmer, die den Preis bilden und auch versuchen, alle neu entdeckten Vorkommen in ihren Herrschaftsbereich zu bringen. Der Umstand, daß zur Erschließung von Erdöllagern gewaltige Summen erforderlich sind, bewirkt, daß nur wenige kapitalkräftige Unternehmungen den Wettlauf aushalten. So kommt es, daß wohl in keiner Industrie der Prozeß der Trüffbildung und der Monopolisierung so weit fortgeschritten ist wie in der Erdölindustrie, eine Entwicklung, die noch keineswegs abgeschlossen ist. Ferner kommt in Betracht, daß der Verbraucher von Heizöl von vornherein dem Erzeuger gegenüber aus technischen Gründen eine ungünstige Lage hat. Man kann nicht sagen, daß der Ölpreis ausschließlich oder in der Hauptsache von Angebot und Nachfrage abhängig ist. Gewiß ist die Nachfrage infolge des stetig wachsenden Verbrauchs stark, aber es kommt noch ein Moment hinzu: der Verbraucher ist für Schiffe, die einmal für Ölfeuerung oder Motorbetrieb gebaut sind, unter allen Umständen auf Öl angewiesen. Er kann nicht zur Kohle zurückkehren, denn Schiffe mit Damptrieb können niemals mit Kohle allein auskommen. Auch die gemischte Feuerung schafft aus dieser Lage nur einen mangelhaften Ausweg. Bei fortgeschrittener Monopolisierung der Produktion muß daher der Massenverbraucher zahlen, was die großen Gesellschaften verlangen. Diese Verhältnisse zwingen die Flotten als Großverbraucher, Maßnahmen zu treffen, sich die nötigen Mengen unter allen Umständen und unter möglichst günstigen Bedingungen zu sichern. Um das zu erreichen, müssen sie entweder selbst Ölfelder erwerben oder sich einen maßgebenden Einfluß auf die Produktion sichern.³

Das weitaus größte Unternehmen der Erdölindustrie ist die vor etwa vierzig Jahren von John D. Rockefeller und seinen Gesellschaftern gegründete Standard Oil Company von New Jersey, auch der Petroleumtrust genannt. Diese Unternehmung besitzt in allen amerikanischen Erdölgebieten ausgedehnte Ländereien, ein weitreichendes Netz von Rohrleitungen, viele Raffinerien und eine Flotte von etwa 300 000 Tonnen. Da sie den Wettbewerb stark eingeschränkt hat und praktisch die Preise diktiert, wurde sie

³ Schmeer, Die türkisch-perfischen Erdölvorkommen. Hamburg 1919.

schon eine Reihe von Jahren vor dem Kriege auf Grund des amerikanischen Antitrustgesetzes angeklagt und auch schuldig befunden. Ihre wirtschaftliche Nachstellung aufzugeben, konnte sie jedoch nicht veranlaßt werden. An solcher Macht prallen Richtersprüche leicht ab. Das Kapital der Standard Oil Company von New Jersey beträgt 100 Millionen Dollar; etwa den vierfachen Betrag davon hat sie in den letzten zwölf Jahren an Dividenden ausbezahlt. In enger Verbindung mit ihr stehen die Standard Oil Company von New York (75 Millionen Dollar Kapital) und die Standard Oil Company von Kalifornien (100 Millionen Dollar Kapital).

Seit mehr als zwanzig Jahren besteht die Shell Transportation and Trading Company mit dem Sitz in London, die zuerst nur im fernen Osten tätig war. Sie vereinigte sich später mit der Niederländisch-Ostindischen Petroleumgesellschaft und hat ihren Wirkungskreis auch auf Rußland, Rumänien, Mittel- und Südamerika ausgedehnt. Das Kapital der Shell beträgt 12 Millionen Pfund Sterling, wobei aber die verschiedenen Tochtergesellschaften nicht mitberücksichtigt sind, deren eine allein, die Anglo-Saxon Petroleum Company, wieder über 8 Millionen Pfund Sterling Kapital verfügt. Im April 1919 hat die Shell-Unternehmung auch die Mexican-Eagle Oil Company, den Pearson-Konzern, unter ihren Einfluß gebracht.

Die Burmah Oil Company hat von der birmanischen Regierung weite Ölgebiete gepachtet und besitzt große Raffinerien in Rangun sowie eine ansehnliche Petroleumflotte. Dem angelegten Kapital von $3\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling stehen bisher Dividendenzahlungen im Vierundeinhalbfachen dieses Betrags gegenüber. In naher Verbindung mit der Burmah steht die Anglo-Persian Oil Company (Kapital 5 Millionen Pfund Sterling). Wegen der Wichtigkeit der persischen Ölgebiete für ihre Kriegsmarine hat sich die britische Regierung entscheidenden Einfluß auf die letztgenannte Unternehmung gesichert.

Weitaus am umfangreichsten ist die Erdölgewinnung gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von Amerika. Das dortige Geologische Amt (U. S. Geological Survey) schätzte kürzlich den Umfang der erdölführenden Gebiete der Union auf mindestens 23 000 Quadratkilometer. Am frühesten ausgebeutet wurden die pennsylvanischen Öllager, die bis 1885 98 Prozent der Gesamtproduktion lieferten; ihr höchster jemals erreichter Jahresertrag war 5 Millionen Tonnen Rohöl, doch fand seither ein Rückgang um rund 40 Prozent statt. Die Gesamtausbeute an Rohöl betrug 1918 in den Vereinigten Staaten über 40 Millionen Tonnen. Der größte Teil davon kam aus den »Mittelkontinentfeldern« der Staaten Kansas und Oklahoma, während die kalifornischen Öllager etwa 14 Millionen Tonnen lieferten.

Die Ausbeutung dieser Lager begegnete anfangs großen Schwierigkeiten, die aber mit dem Fortschritt der Tiefbohrkunst restlos behoben werden konnten. Es gibt hier Bohrungen bis nahezu 4000 Fuß Tiefe, die im Verlauf eines Monats ausgeführt wurden. Bemerkenswert sind die Summerland-Ölbrunnen in Kalifornien, die ein gutes Stück von der Küste entfernt im Meere liegen. Die Öllager an der Küste des Golfes von Mexiko, in den Staaten Texas und Louisiana haben seit achtzehn Jahren große wirtschaftliche Bedeutung erlangt. Ihr Höchstertrag in einem Jahre war bisher über 5 Millionen Tonnen. Von den einzelnen Ölbrunnen wird das Rohöl in Rohrleitungen in eine Hauptleitung befördert, die nach den an oder in der

Nähe der Küsten gelegenen Raffinerien führt. Manche dieser Leitungen sind Hunderte von Kilometern lang.

Mexiko hat gleichfalls reiche Erdöllager, doch werden sie bisher erst zum kleinsten Teile genützt. Dort würden sich möglicherweise deutschem Kapital Ausichten zur Beschäftigung bieten. Die Mächtigkeit der ölführenden Schichten am Golf von Mexiko wird auf mehrere tausend Meter geschätzt. Die Ölgewinnung belief sich 1919 auf 92 402 000 Barrels, wovon 80 700 000 Barrels (12,9 Millionen Kubikmeter) ausgeführt wurden. In den südlichen Ölsfeldern wurden 72,7 Millionen Barrels Rohöl gewonnen, in Panuco 16,8 Millionen, in Topila 1,3 Millionen usw. Die 1103 vorhandenen Petroleumquellen haben eine tägliche Produktionsmöglichkeit von 1 995 000 Barrels, die tatsächliche Produktion ist aber viel geringer. Die Ende 1919 bestandenen 113 Leitungslinien hatten eine Länge von 1430 Kilometer und eine Fassungsfähigkeit von 457 000 Kubikmeter.

Von den südamerikanischen Ländern besitzen Venezuela, Peru, Brasilien und Argentinien beträchtliche Erdölvorkommen, die gegenwärtig in der Volkswirtschaft dieser Länder noch keine bedeutende Rolle spielen und für die Weltwirtschaft vorläufig mindestens nicht in Betracht kommen.

In Argentinien hängt die Möglichkeit der industriellen Entwicklung hauptsächlich von der Ergiebigkeit der dortigen Erdölsfelder und ihrer Erschließung ab, da Kohle in größeren Mengen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vorhanden ist. Die Entwicklung der Erdölindustrie reicht in Argentinien nur bis 1907 zurück, als bei Comodoro Rivadavia im Territorium Chubut Erdöllager entdeckt wurden. Die Entwicklung, die seit jenem Jahre die Förderung aus diesen an der Küste des Atlantischen Ozeans so günstig gelegenen Quellen von Comodoro Rivadavia genommen hat, berechtigt zu großen Hoffnungen. Es gestaltete sich die Ausbeute wie folgt (in Tonnen):

1911	1926	1915	75 900
1912	6860	1916	116 000
1913	19 050	1917	130 000
1914	40 530	1918	200 000

Die Zusammensetzung des Petroleums aus Comodoro Rivadavia macht es besonders für Feuerungszwecke geeignet. Es handelt sich um ein asphaltisches Öl, dessen durchschnittliche Dichte mit 0,920 angegeben wird, das arm an flüchtigen Stoffen und praktisch frei von Schwefel und Phosphor ist. Als Leuchtöl ist dieses Petroleum weniger gut brauchbar. In den Territorien Neuquen und Rio Negro wurden gleichfalls Petroleumfelder entdeckt, welche die Ausbeute lohnend erscheinen lassen.

Das Erdöl Rußlands stammt fast ausschließlich von einem kleinen Fleck Erde auf der Halbinsel Apsheron. Von dort, von einer Fläche von fünf- und zwanzig Quadratkilometern in der Umgebung von Baku, kam nahezu ein Drittel der Weltausbeute bis zum Weltkrieg. Das ist der größte Bodenschatz, der je von Menschen gehoben, die größte Energiekonzentration, die menschlicher Ausbeute zugänglich geworden. Die Erdöllager von Baku umfassen die Bezirke Balakhany, Sabunchni, Romani und Bibi-Eibat; die drei zuerst genannten liegen auf der Hochfläche, einige Kilometer von der Stadt entfernt, Bibi-Eibat aber ist ganz nahe am Kaspisee gelegen. — Das zweitwichtigste Ölfeld Rußlands ist jenes von Grosny am Nordabhang des Kaukasus. Es ist mit der Eisenbahn von Wladikaukas durch eine Zweig-

linie verbunden. Ob diese Erdölgebiete auch künftig zu Rußland gehören werden, läßt sich in Anbetracht der bestehenden verworrenen Verhältnisse nicht mit einiger Sicherheit beurteilen. Durch die Wirren der Revolution ist zweifellos die Ölgewinnung auf einen kleinen Teil ihres früheren Umfanges gesunken.

Reich an Petroleumvorkommen ist auch der Außenrand des Karpathengebirges in seinem rumänischen wie im galizischen Abschnitt. Vom Poprad bis an den Pruth trifft an vielen Orten Erdöl aus den Schichten des Sandsteins, und in Tiefen von 500 bis 600 Meter wurden große Reservoirs angebohrt.

Petroleum bildet ferner den größten natürlichen Reichtum Rumäniens, doch befand sich die Ausbeutung bisher fast ausschließlich in Händen fremder Kapitalisten. Nun aber scheint die Regierung bemüht zu sein, sich selbst den überwiegenden Einfluß zu sichern; sie hat sämtliche Erdölbeförderungsmittel, wie Kesselwagen, Röhrenleitungen, Pumpstationen, Verladeanlagen, Verteilungseinrichtungen und anderes, mit Beschlagnahme belegt. Diese Maßnahmen haben im Lager der Entente stark verstimmt. Der Petroleumverkauf im Inland wurde durch ein königliches Dekret ebenfalls monopolisiert und einer neuen Gesellschaft übertragen, die unter Staatsaufsicht steht. Weitaus das meiste Erdöl wird im Inland vor der Ausfuhr gereinigt. Die Ausfuhr hat zugenommen, so daß die Konkurrenz des amerikanischen Petroleums im Orient nicht mehr gefürchtet werden muß wie noch vor einem Jahre. Von den in Rumänien tätigen Gesellschaften hatte die »Alstra Romana« im Juni 1920 eine Petroleumproduktion von 25 348 Tonnen (Mai 1920 37 250 Tonnen), die »Steaua Romana« von 17 840 Tonnen (18 969), die »Romana Americana« von 10 988 Tonnen (8631), die »Internationale« von 5489 Tonnen (5680) und die »Concordia« von 4264 Tonnen (5003). In San Remo wurde zwischen England und Frankreich ein Erdölabkommen geschlossen, wonach sich die beiden Länder unter anderem bezüglich des Erwerbs von Konzessionen, Aktien und anderen Interessen aus dem früheren feindlichen Besitz in Rumänien verständigen, wie auch bezüglich weiterer Konzessionserwerbungen vom rumänischen Staate.

Die galizischen Erdölfelder ergaben kurz vor dem Weltkrieg Erträge bis nahezu zwei Millionen Tonnen im Jahr, und sie zeigten trotz der schon verhältnismäßig lange dauernden Ruhung noch keine Anzeichen der Erschöpfung. Der Mittelpunkt der Ölgewinnung ist das Gebiet von Drohobycz und Borslaw am oberen Dnestr. Während des Krieges hat die galizische — ebenso wie die rumänische — Erdölindustrie schweren Schaden gelitten; gegenwärtig aber ist sie wieder in vollem Betrieb, und es ist wahrscheinlich, daß mit Hilfe von englischem und französischem Kapital eine bedeutende Steigerung der Produktion versucht werden wird.

In Asien wurde bisher das meiste Erdöl in Niederländisch-Ostindien gewonnen. Auf Sumatra sind mehrere Unternehmungen seit einer Reihe von Jahren erfolgreich tätig, von denen die Royal Dutch Company die wichtigste ist. Auf Borneo werden reiche Erdölquellen von der englischen »Shell«-Gesellschaft ausgebeutet. Ausgiebig ist die Ölgewinnung auch in Oberbirma, und es ist wahrscheinlich, daß sie stark gesteigert werden kann.

Sehr gute Zukunftsaussichten haben die Erdölvorkommen in Mesopotamien und Persien, Ländern, die nun unter britischem Einfluß stehen. Die

mesopotamische Ölzone reicht von Mossul bis in die Gegenden westlich und östlich von Bagdad. Sie greift im Osten auf persisches Gebiet über, wo es an mehreren Orten in der Nähe von Kirmanschah Ölquellen gibt. Die bedeutendste persische Ölzone liegt am Karunfluß. Einerseits reicht sie im Westen des Persischen Golfs über Koweit hinaus, andererseits setzt sie sich am Ostufer dieses Golfs bis Bender Abbas fort. Außerdem gibt es in Vorderasien eine ziemliche Anzahl vereinzelter Vorkommen, besonders bituminöser Kalke und von Asphalt in Syrien, ferner in Nordpersien eine über 600 Kilometer lange Ölzone südlich vom Kaspischen Meer. Die reichsten bekannten Ölquellen hat die Anglo-Persian Oil Company im Maidan-i-Naftunfeld östlich von Schuster aufgeschlossen. Die Ausbeutung der Petroleumlager in der Gegend des Karun kann die wirtschaftliche Lage jener Gegend in wenigen Jahren vollkommen ändern. Mohammerah und die Provinz Arabistan, vor allen Dingen die Gegenden am Karun, werden davon Vorteil ziehen und ihr Aussehen wahrscheinlich in kurzer Zeit wandeln. Im Frühjahr 1914 wurde das Kapital der Anglo-Persian Oil Company um mehrere Millionen Pfund Sterling erhöht. Die neu ausgegebenen Aktien wurden von der englischen Regierung übernommen, die damit als mitbeteiligt an den Unternehmungen der Gesellschaft auftrat. Während des Krieges war es für England von der größten Bedeutung, mit Hilfe der Brunnen und Leitungen der Anglo-Persian Oil Company die englische Flotte mit Petroleum versehen zu können.

Das soziale Experiment

Von Franz Kaufkötter

Die Revolution vom November 1918 hat das deutsche Volk im allgemeinen und das deutsche Proletariat im besonderen vor eine Aufgabe gestellt, wie sie noch niemals einem Volk oder einer Klasse gestellt worden ist. Von der Utopie zur Wissenschaft hat sich der moderne Sozialismus entwickelt, nun soll er sich entwickeln von der Wissenschaft zur Wirklichkeit. Wir Gegenwartsmenschen sind dazu bestellt, das zu vollenden, was unsere Vorfahren begonnen haben. Unsere Zeit soll die Keime zur Reife bringen, die in der Vergangenheit gepflanzt worden sind. Das ist eine überaus große, schier unlösbare Aufgabe.

Der Sozialismus als Massenerscheinung hat seine Quelle in den Klassen-gegensätzen, die eine Gesellschaft zerklüften. In den unterdrückten, verelendeten Massen entstand das Gefühl des Unwillens über die Ungerechtigkeit der Verhältnisse. Dieses Gefühl entfachte die Phantasie und setzte den Willen in Bewegung. So erwuchs aus dem Massenelend der utopistische Sozialismus; die Urform des Sozialismus, der ein glänzendes Gemälde entwarf von einer idealen Gesellschaft ohne Mängel und Fehler. Die Massen träumten von einem goldenen Zeitalter, das im Meer der Vergangenheit versunken war, und von einem Reich der Gerechtigkeit und Liebe, das aus den Nebeln der Zukunft emportauchte. Phantasiebegabte Männer von tiefem sozialem Mitgefühl gaben Schilderungen einer Gesellschaft, in der glückliche Menschen friedlich beisammenwohnten. Es waren Phantasiegebilde ohne realen Untergrund. Sie befriedigten das Gefühl und den

Willen, indem sie aus dem dürren Boden der Wirklichkeit ein Wunschland hervorzauberten; aber vor dem Richterstuhl der Kritik vermochten sie nicht standzuhalten. Eine nüchterne Prüfung zerblies sie wie Seifenblasen.

Nun trat der Verstand in seine Rechte, und der wissenschaftliche Sozialismus erschien auf der Bildfläche. Er untersuchte die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge innerhalb der Menschheit; er forschte nach den inneren Gesetzen des menschlichen Zusammenlebens; er studierte die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, und er entwarf auf der Grundlage wissenschaftlicher Untersuchungen ein Bild zukünftiger Gestaltung. Er zog alle Möglichkeiten und Notwendigkeiten in den Bereich seiner Erwägungen, auf solider Basis wollte er den Tempel der Zukunft erbauen.

Doch auch der wissenschaftliche Sozialismus leidet daran, daß er eine Theorie ist, die den Kritikern breite Angriffsflächen bietet. Zumal wenn er es mit Kritikern zu tun hat, deren Urteil durch persönliche oder durch Klasseninteressen getrübt wird. Da hört man stets von neuem wieder die Redensart: »Der Sozialismus ist ein schöner Traum, aber er wird ewig ein schöner Traum bleiben, die sozialistischen Theorien sind ein erhabener Gedankenbau, aber sie lassen sich niemals in die Praxis umsetzen!« An der Schönheit und der Wünschbarkeit des Sozialismus besteht bei ehrlichen, sozial empfindenden Menschen kein Zweifel, wohl aber an seiner Durchführbarkeit. Hier scheiden sich die Wege. Hinzu kommt noch die bekannte Tatsache, daß der Schritt von der Theorie zur Praxis eine schwierige Sache ist. Der Weg von der kapitalistischen Gegenwart in die sozialistische Zukunft, den uns die Theorie vorzeichnet, ist in der Praxis mit Fehlritten und Enttäuschungen gepflastert. Und bei jedem Fehltritt stehen die übelwollenden Kritiker am Wege. Sie höhnen über die Mißerfolge, und wie krächzende Unglücksraben prophezeien sie den Zusammenbruch der Theorie.

Der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis macht sich auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit bemerkbar. Der Theoretiker hat es verhältnismäßig leicht, einen Plan zu entwerfen, eine Skizze zu machen, Richtlinien aufzustellen, aber wenn der Praktiker an die Sache herangeht, hapert es vielfach, weil die Lücke des Objektes manchmal selbst die richtige Theorie praktisch zum Scheitern bringt. Wenn dies schon in technischen Dingen der Fall ist, bei denen es sich um lebloses Material, um Eisen, Holz und Steine handelt, um wieviel mehr muß dies der Fall sein bei den sozialen Theorien, die es mit einem lebenden Material, mit Menschen von ganz verschiedener Veranlagung, Bildung und Erziehung zu tun haben. Der soziale Theoretiker rechnet mit Durchschnittsmenschen von normaler Geistes-, Gemüts- und Willensverfassung, der soziale Praktiker stößt auf eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft durchaus verschiedengearteter Menschen. Darum scheitert auch die schönste Theorie nicht selten an der rauhen Wirklichkeit gemäß dem Dichterwort, daß im luftleeren Raum die Gedanken leicht zusammenwohnen, daß aber im engen Raum die Sachen hart aufeinanderstoßen.

So erklärt sich denn mühelos die bekannte Tatsache, daß die sozialen Praktiker die sozialen Theorien naserümpfend beiseiteschieben, indem sie ihre praktische Durchführbarkeit bezweifeln. Gerade in der Gegenwart, die Theorie in Praxis umsetzen soll, tritt dies deutlicher als je zutage. Die

Männer der Praxis, die sich auf ihre Beobachtungen und Erfahrungen stützen, behaupten mit unerbittlicher Schärfe, daß die sozialistischen Theorien praktisch wertlos seien, daß die Sozialisierung und Demokratisierung unseres wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Lebens sich nicht verwirklichen lasse. Es sei eben nicht möglich, die bewährten Formen der kapitalistischen Weltordnung durch den demokratischen Sozialismus zu ersetzen, das menschliche Zusammenleben könne heute und in absehbarer Zeit nicht auf eine neue Grundlage gestellt werden, darum müsse das Bestehende erhalten bleiben. Demgegenüber vertreten die sozialistischen Theoretiker den Standpunkt, daß sich der Sozialismus bei einigermaßen gutem Willen sehr wohl verwirklichen lasse. Hier steht Behauptung gegen Behauptung, und niemand kann entscheiden, wer recht hat. Über die Gestaltung der Zukunft kann kein Mensch mit positiver Gewißheit etwas sagen, Zufälligkeiten machen manchmal einen Strich durch die genaueste Rechnung. Und wenn wir auch von einer gewissen Gesetzmäßigkeit im geschichtlichen Geschehen sprechen, wenn wir auch neben der physikalischen Notwendigkeit eine soziale Notwendigkeit beobachten, so hängt doch die Entwicklung bisweilen auch von einem unberechenbaren, unerklärlichen Zufall ab, der sie in eine andere Richtung als die beabsichtigte treibt. Der Fatalismus, der Glaube an das blinde Walten eines unerbittlichen Schicksals, gilt heute als überwunden, man schreibt dem Willen und der Tatkraft der Menschen eine bedeutende Wirkung zu. Das gilt auch vom Sozialismus, der uns Gegenwartsmenschen nicht mehr als bloße Notwendigkeit erscheint, sondern als das Ergebnis menschlichen Erkennens, Wollens und Handelns.

Im gegenwärtigen Stadium der Entwicklung vom theoretischen zum praktischen Sozialismus ist die Frage der Durchführbarkeit der sozialistischen Theorien in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Da haben die Behauptungen Für und Wider keinen Wert, nur die Praxis kann entscheiden, wer endgültig recht hat. Es muß eben versucht werden, ob die Sache geht oder nicht. Das soziale Experiment ist das einzige Mittel, die Durchführbarkeit oder Undurchführbarkeit des Sozialismus zu erweisen; es bietet die einzige Möglichkeit, aus dem Bereich theoretischer Erörterungen auf den festen Boden praktischer Prüfungsarbeit zu gelangen.

Schon seit Jahrtausenden haben die Menschen den Willen gehabt, durch praktische Versuche zu erproben, ob sich ihre Gedanken und Ziele verwirklichen ließen. Nach dem alten Grundsatz: »Probieren geht über Studieren!« haben sie versucht, durch Gründung sozialistischer Arbeits- und Lebensgemeinschaften der Mitwelt den Beweis zu erbringen, daß der Sozialismus keine Utopie sei, sondern auf einem realen Untergrund beruhe. Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat es Menschen gegeben, die die Wahrheit ihrer Idee durch die Tat beweisen wollten. Aus der festen Überzeugung heraus, daß innerlich neue Menschen auch imstande sein müßten, die äußeren Verhältnisse zu erneuern, wollten sie die Umwelt meistern und in der alten verrotteten Gesellschaft ein neues wohnliches Haus bauen. Mehr aus dem Gefühl heraus als aus verstandesgemäßen Erwägungen sonderten sie sich ab, um der Menschheit zu zeigen, wie Menschen leben sollen und leben können, wenn sie durchglüht sind vom Feuer einer sozialistischen Überzeugung.

Neben diesen rein instinktiven, aus dem Drang zur Praxis entsprungenen Versuchen finden wir auch solche, die rein experimentell die Möglichkeit

einer Neugestaltung des menschlichen Zusammenlebens erproben wollten. Es sollte auf dem Wege des Experiments unter anderem festgestellt werden, ob eine Wirtschaftsweise möglich ist, die nicht auf der Grundlage des Privateigentums, sondern auf der des Kollektivbesitzes beruht, ob die Menschen bereit sein werden, ohne den Stachel des rein persönlichen Interesses, ohne Hungerpeitsche und Sklaventreiber, aus Gemeisinn und Solidarismus ihre Pflicht mindestens so zu erfüllen, wie sie es bislang aus Egoismus getan haben, ob also die Möglichkeit besteht, die Menschen zur Freiwilligkeit, zur Arbeitslust und Schaffensfreude, zur inneren Anteilnahme an ihrer Arbeit zu erziehen, so daß der äußere Zwang ausgeschaltet werden kann. Diese und noch andere Probleme sollten praktisch geprüft und entschieden werden. Daher der starke Drang zur Gründung sozialer Gebilde aller Art, den wir auch heute noch beobachten.

Wenn man die lange Reihe der sozialistischen Gründungen überblickt, so muß man feststellen, daß sie fast ausnahmslos gescheitert sind, woraus die Gegner des Sozialismus die übereilte Folgerung ziehen, daß der Sozialismus undurchführbar sei. Diese Folgerung ist durchaus falsch, denn es kommt bei einem Experiment, das Beweiskraft haben soll, wesentlich darauf an, ob es in der richtigen Weise, das heißt unter den richtigen Voraussetzungen und mit den richtigen Mitteln, unternommen worden ist. Da muß man denn sagen, daß die bisherigen sozialen Experimente in den allermeisten Fällen dieser Anforderung nicht entsprochen haben und deshalb keine Beweiskraft besitzen. Was die kommunistischen Siedlungen anbetrifft, so mußten sie notwendig scheitern, weil der autoritätslose, in seinem Kern anarchische Kommunismus der menschlichen Natur und den Gesetzen des menschlichen Zusammenlebens widerspricht. Auch die Versuche, den autoritativen Sozialismus zu verwirklichen, mußten scheitern, weil sich der Menschengest und der Menschenwille gegen eine dauernde Bevormundung und Gängelung sträubt und weil der Eigenwille sich immer wieder durchsetzt.

Eine eigenartige Bedeutung haben in dieser Beziehung die auf religiöser Grundlage errichteten kommunistischen Gemeinschaften. Sie haben längeren Bestand gehabt, aber auch sie sind zerfallen, wenn die seelische Hochspannung nachließ und das Feuer religiöser Begeisterung verbräut war. Alle diese Experimente haben bewiesen, daß es unmöglich ist, innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaft Menschen nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zu isolieren und sie dauernd zu einem sozialistischen Handeln zu veranlassen, während die Welt ringsum noch kapitalistisch denkt und fühlt und wirtschaftet. Ganz abgesehen von den unzureichenden materiellen Mitteln, über die die neuen Gemeinschaften verfügten. Die Wahrheit steht heute unwiderleglich fest, daß der Sozialismus nur dann möglich ist, wenn die Wirtschaftsweise und die Menschen einen entsprechenden Reifegrad erreicht haben und wenn ihm eine Form gegeben wird, die einen richtigen Ausgleich schafft zwischen eigenem Interesse und Gemeinwohl, zwischen persönlicher Freiheit und sozialer Gebundenheit. Diese Form hat ihren bislang höchsten Ausdruck gefunden im demokratischen Sozialismus, der das Mitbestimmungsrecht des einzelnen gewährleistet, aber gleichzeitig Autorität und Disziplin fordert, der die Selbstsucht nicht ertötet, sondern nur unter das Gesetz des Kollektivinteresses stellt, der nicht eine schrankenlose persönliche Freiheit gestattet, sondern lediglich eine organische Freiheit, eine Selbst-

bestimmung im Rahmen der Organisation. Diese Verbindung von Sozialismus und Individualismus zum Sozialindividualismus und von Egoismus und Altruismus zum Egoaltruismus, die nach Wissenschaft, Geschichte und Erfahrung als die moderne Verwirklichungsform des Sozialismus erscheint, hat auch experimentell ihre Feuerprobe bestanden. Soziale Gebilde, die auf dieser Grundlage aufgebaut sind, haben ihre Leistungs- und Lebensfähigkeit erwiesen. Als Beispiele seien die Genossenschaften aller Art angeführt, die das Interesse des einzelnen mit dem der Gesamtheit verknüpfen, die dem einzelnen das weitestgehende Mitbestimmungsrecht gewähren und gleichzeitig auf eine straffe organische Bindung Gewicht legen.

Das soziale Experiment erfreut sich im allgemeinen keiner sonderlichen Beliebtheit, und es gibt zahlreiche Theoretiker und Praktiker, die es rundweg ablehnen, da es wertlos sei und keinerlei Beweiskraft habe. Das menschliche Zusammenleben und Zusammenarbeiten sei so vielseitig und wechselvoll, daß ein geglücktes oder verunglücktes Experiment nichts beweisen könne. Demgegenüber lassen sich soziale Experimente anführen, die nach der positiven und negativen Seite hin manche gute Lehre gegeben haben. So stellt zum Beispiel das deutsche Sozialistengesetz den Versuch dar, durch staatliche und polizeiliche Machtmittel eine aus den Verhältnissen herausgewachsene Bewegung politischer, wirtschaftlicher und geistiger Natur zu unterdrücken. Dieser Versuch ist bekanntlich mißlungen, und denkende Staatsmänner haben daraus gelernt. Auch im Gebiet des modernen Genossenschaftswesens ist durch praktische Versuche festgestellt worden, daß rein gewerbliche und industrielle Produktionsgenossenschaften wenig lebensfähig sind, während die Verbrauchergenossenschaften, die allmählich zur Eigenproduktion übergehen, blühen und gedeihen. In Sowjet-Rußland spielt sich zurzeit der interessante Versuch ab, durch die Praxis zu ermitteln, ob sich der Übergang eines vorwiegend agrarisch wirtschaftenden Landes zur sozialistischen Wirtschaftsweise ohne kapitalistische Zwischenglieder vollziehen kann. Überhaupt werden die sozialen Experimente, die der Bolschewismus in Rußland macht, wertvolle Belehrungen geben — viel wertvollere, als alle theoretischen Erörterungen es vermögen. Hieraus ergibt sich, daß die landläufige Geringschätzung des sozialen Experiments unangebracht ist. Man braucht gerade kein Freund wilder, planloser Experimentiererei zu sein und muß doch zugestehen, daß soziale Experimente unter Umständen wertvoll sein können. Allerdings trifft es nicht in vollem Umfang zu, wenn behauptet wird, daß die experimentelle Methode, die im Gebiet der Naturwissenschaften maßgebend geworden ist, einfach auf das Gebiet der Sozialwissenschaften übertragen werden müsse — hier liegen die Verhältnisse doch wesentlich anders —, daraus folgt aber keineswegs, daß das soziale Experiment überhaupt keine Anwendung finden dürfe.

Gerade in der Gegenwart, bei der Überleitung des Sozialismus von der Theorie zur Praxis, sind wir vor die Notwendigkeit des Experimentierens gestellt. Das Problem der Sozialisierung wird sich kaum ohne praktische Versuche lösen lassen. Nur auf diese Weise wird es möglich sein, die Frage wirklich zu beantworten, ob ein bestimmtes Wirtschaftsgebiet oder ganze Wirtschaftszweige sozialisiert werden können. Man denke nur an die Sozialisierung des Kohlenbergbaus, die umstrittenste Frage, die uns augenblicklich beschäftigt. Auch das ungemein wichtige Problem der Versorgung

der Städte und Industriebezirke mit den notwendigen Lebensmitteln kann nur durch praktische Versuche gelöst werden. Nur so kann festgestellt werden, ob sich ein gemeinsames Arbeiten der Gemeinden, der Verbraucher-Genossenschaften und der Erzeugergenossenschaften erzielen lassen wird. Noch viele andere Probleme wirtschaftlicher, politischer, sozialer und kultureller Art harren der Lösung, und es wird noch zahlreicher Experimente bedürfen, um den richtigen Weg zu finden. Der Weg ins soziale Neuland, das schrittweise erobert und urbar gemacht werden muß, führt zweifellos durch ununterbrochene Versuche, die Fehlschläge und Mißgriffe mit sich bringen. Jene Schwarmgeister, die stets aufs Ganze gehen, irren sich ebenso wohl wie jene, die die soziale Krankheit nach einem einzigen Universalrezept heilen wollen.

Alles in allem genommen kann man sagen: So gefährlich auch die sozialen Experimente sind, da jeder Fehlschlag den Sozialismus in den Augen der Erfolgeanbieter und urteilsunfähigen Zeitgenossen schwer schädigt, so sind sie doch heute eine unabweißbare Notwendigkeit geworden. Wir müssen hindurch zum praktischen Sozialismus. Zugleich ist es aber unsere Pflicht, Aufklärung zu schaffen über das Wesen, die Tragweite und die Beweiskraft des sozialen Experiments. In dieser Beziehung liegt noch ein schweres Stück Arbeit vor uns. Darum muß mehr als bisher die Frage des sozialen Experiments vor den Massen erörtert werden, damit sie aus dem Nebeldunst der Illusionen und unerfüllbaren Hoffnungen auf den Boden der Tatsachen zurückgeführt werden. In den weitesten Kreisen des deutschen Volkes ist der Wille zur positiven Arbeit vorhanden, hier gilt das Wort: »Es hilft kein Maulspitzen, es muß gepiffen werden!«, aber um so notwendiger ist es, daß wir alle uns der Schwierigkeiten und Gefahren bewußt werden, die die praktische Gegenwartsarbeit mit sich bringt. Der praktische Sozialismus schließt ein ganzes Bündel von Einzelproblemen in sich, die nicht auf eine Weise gelöst werden können.

Literarische Rundschau

Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann. 5. Band: Das späte Mittelalter. Von Kurt Kaser. Gotha 1921, Verlag von Fr. Andr. Perthes A.-G. 278 Seiten. Preis gebunden 24 Mark.

Der neu erschienene 5. Band der Hartmannschen Weltgeschichte bringt den letzten Teil der Geschichte des Mittelalters. Wir sehen in sechs großen Abschnitten die Entwicklung des römisch-deutschen Reiches und der italienischen Staatenwelt sowie die der Kirche und ihrer Organisation bis zur Renaissance vor sich gehen; sodann die Bildung starker Monarchien in Westeuropa, insbesondere das hundertjährige Ringen Englands und Frankreichs um die Herrschaft auf dem Kontinent, dem das schwache Deutsche Reich tatenlos zusehen muß; ferner Geschichtsgang und Kämpfe in Mittel- und Osteuropa und die Grundlegung der habsburgischen Monarchie. Immer bleibt die Darstellung in engem Zusammenhang mit den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, die überdies zusammenhängend in zwei besonderen Abschnitten behandelt werden, in welchen der Frühkapitalismus Italiens geschildert und der Rückgang des italienischen Handels infolge der Türkenherrschaft und der ozeanischen Entdeckungsfahrten behandelt wird. Weiter lernen wir den Welt-handelsverkehr und Frühkapitalismus in Deutschland und den Niederlanden, die sozialen Bewegungen der unteren Klassen dortselbst wie überhaupt das Verhältnis

des Kapitalismus zur mittelalterlichen Wirtschaftsethik und zum Staat kennen. Alles wird in einer leichtverständlichen Sprache vorgetragen.

Freilich — die chronologische Tafel, die schon in früheren Bänden manches vermessen ließ, aber doch im letzten Band immerhin noch 16 Seiten stark war, ist diesmal ganz mangelhaft, nur anderthalb Seiten für fast dreihundert Jahre. Das ist entschieden zu wenig. Wenn man eine umfangreiche Weltgeschichte anschafft, will man nicht immer noch, wenn man eine Jahreszahl braucht, auf das Konversationslexikon oder Plösch' Auszug aus der Geschichte angewiesen sein. So gering der Einfluß der Herrscher und so stark auch der der wirtschaftlichen Zustände ist, braucht man doch in einer Weltgeschichte, die nicht bloße Kulturgeschichte ist, die Regierungszahlen der Herrscher, da diese mit dem Gange der Dinge eng verbunden sind und gewisse Abschnitte der Geschichte oft weit besser charakterisieren als willkürliche Abschnitte der Geschichtserzähler. Die Jahreszahlen der deutschen Kaiser und der hervortretendsten Fürsten der außerdeutschen Länder, auch der Osmanen und selbst die der bedeutenderen Schlachten gehören unbedingt in die Tafel. Die Ablehnung des Auswendiglernens der Zahlen in der Schule darf nicht zu deren Verachtung führen; sie sind zur Vergleichung unbedingt nötig. Auch Gutenberg und mancher andere verdienen ein Plätzchen in der Übersicht. Wir meinen, die chronologische Tafel dieses Bandes müßte auf alle Fälle durch eine umfangreichere »Zeittafel« (so heißt sie in den früheren Bänden) ersetzt werden. (Nebenbei: Matthias Corvinus, im Texte richtig geschrieben, wird in der Tafel zu Kordinus — eine unberechtigte Seßermanier, auf die der Korrektor scharf aufpassen sollte.)

Bei kritischer Vergleichung macht man übrigens die Entdeckung, daß Franz Mehrings gelobte »Deutsche Geschichte« (1. Teil), so gut alles ist, was sie enthält, doch einen großen Mangel besitzt, nämlich: daß sie die deutsche Geschichte sozusagen erst mit der Reformation beginnen läßt, während diese doch bereits mit dem elften, spätestens mit dem zwölften Jahrhundert begonnen werden muß. So fehlt in Mehrings Darstellung die Geschichte der Feudalität, der Städte (Reichs-, freie Reichs- und landesfürstliche Städte), des großen Handelsstädtebundes der Hanse (die nicht einmal erwähnt wird), der deutschen Stände (die im frühen Mittelalter keine unwichtige Rolle spielen), des Kaisertums, Landesfürstentums und der Reichsverfassung — alles Grundlagen der weiteren Entwicklung und zum Verständnis dieser nötig. Die paar gelegentlichen Notizen der Einleitung Mehrings, die sich meist mit dem zum Verständnis gleichfalls nötigen außerdeutschen und den allgemeinen kirchlichen Zuständen befaßt, können diesen Mangel leider nicht beheben.

Und dennoch ist Mehrings kleines Schriftchen für den, der deutsche Geschichte studiert, nicht zu entbehren, da es die dem wirtschaftlichen Gebiet entspringenden Grundzüge der Entwicklung mit einer Kürze und Fülle (Prägnanz) heraushebt, die den größeren Werken und selbst der vorliegenden Arbeit Kasers mangelt, weil den Verfassern über den zahllosen Einzelheiten der Überblick über das Ganze verloren geht, der Nichtsozialist aber auch jener erfrischenden Konsequenz entbehrt, die Mehring als echter Marxschüler niemals vermissen ließ. Wir können also auch dem größeren Werk gegenüber das Studium Mehrings empfehlen, ebenso wie die der einleitenden Kapitel von Karl Kautskys »Thomas More«, die gleichfalls die mittelalterlichen Sozialzustände, insbesondere auch die der Kirche, sowie ferner die Anfänge des Kapitalismus behandeln.

S o m m e r

Georg Werner, Geschäftsführer des Butab, Mitglied der Sozialisierungskommission, *Der Weg zur Sozialisierung des Kohlenbergbaus*. Berlin NW 52, Industriebeamten-Verlag G. m. b. H.

Werner tritt sehr entschieden für den Sozialisierungsvorschlag Lederer ein. Die Befürchtung, daß es nicht möglich sein würde, für einen sozialisierten Bergbau die notwendigen Führerpersönlichkeiten zu finden, teilt er nicht. Ebenso glaubt er, daß die Gefahr des Bürokratismus nicht vorliege, weil der Bergmann der

geborene Feind aller Bureaukratie sei. Sehr viel verspricht er sich davon, daß die Bergleute in weitem Umfang zur Mitwirkung bei der Leitung und Verwaltung des Bergbaus herangezogen werden. Durch Prämien, die sich nach der durchschnittlichen Leistung pro Mann und Schicht richteten, sollten Bergarbeiter und Bergangestellte an den Ergebnissen des Bergbaus interessiert werden. Es sei eine unbedingte Notwendigkeit, dem Arbeiter klarzumachen, welche Wichtigkeit der Leistung pro Mann und Schicht beizumessen sei, weil davon in erster Reihe die Selbstkosten abhängen. Bei verständigem Handinhandarbeiten lasse sich durch den Willen aller Beteiligten eine Erhöhung der Förderung pro Mann und Schicht ohne Mehrleistung des einzelnen erreichen.

Schon in den ersten Monaten nach der Sozialisierung, meint Werner, werde es gelingen, die Leistungen im Bergbau um einiges zu heben. Wenn die Ersparnisse, die im technischen und kaufmännischen Betrieb möglich seien, wirklich erzielt würden, dann sei die Sozialisierung des Bergbaus kein Experiment, das aus technischen Gründen versagen könnte. Die größte Gefahr liege darin, daß in der Arbeitnehmererschaft Leute austauschen könnten, die glauben, alles besser machen zu können. Wenn jeder Arbeiter und Angestellte bei der Sozialisierung sich darüber klar werde, um was es sich handle, so würde die Sozialisierung auch gelingen.

Mar S a c h s

Heinrich Schulz, *Der kleine Jan. Ein Jahr aus seinem Leben. Mit Zeichnungen von Traugott Schälcher.* Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 74 Seiten. Preis 9 Mark.

Es ist kein Kinderbuch, sondern ein Buch vom Kinde. Ein Buch von dem zum bewußten Leben erwachenden Kinde. Ein Vater hat es geschrieben mit offenen Augen, wachen Sinnen und einem freudigen Herzen. Eine warme Liebe hat ihm die Feder geführt, und eine prächtige, pädagogische Beobachtungsgabe hat ihm die Sätze geformt. So ist sein kleines Werk im besten Sinne des Wortes ein Buch für Eltern geworden. Tausende erleben wohl das gleiche, aber nicht alle sehen es. Es ist nicht das erste Mal, daß sich Genosse Schulz auf diesem Gebiet versucht hat. Wir besitzen von ihm bereits einige andere Bücher ähnlicher Art. Und auch jene Bücher hat die gleiche Liebe zu seinen Kindern diktiert wie dieses. Da ist nichts Gefuchtes, nichts absichtlich in eine bestimmte Beleuchtung Gerücktes. Lachende Elternfreuden und ängstliche Vatersorgen sahen und staunten, ahnten und jubelten um die ersten Schritte des sich ins Leben hineintastenden Kindes. Aus hundert kleinen Nichtigkeiten baut sich das Buch zusammen. Nichtigkeiten: gemessen an den späteren Erscheinungen des Daseins. Aber diese Nichtigkeiten sind für das Kind unendlich wertvolle Erkenntnisse; sie sind Forschungen, Erfahrungen, Unterscheidungsfähigkeiten. So sehen wir den kleinen Jan wachsen und werden. Wir lauschen seinen ersten fallenden Sprechversuchen, beobachten seine Bestrebungen, das Stehen und Gehen zu erlernen, sehen sein Urteilsvermögen über die Erscheinungen seiner Umwelt wach werden. Ein Stück menschlicher Entwicklungsgeschichte, die jedes Individuum durchlebt, ist, künstlerisch in allen Einzelheiten abgerundet, vor uns aufgerollt. In kleinen, lustigen Skizzen ist alles erzählt. Nicht lehrhaft und aufklärend in der Sprache des der Kindheit überlegenen Mannes, sondern so ganz hineinversenkt in die Verstandesfähigkeiten des zum Lebensbewußtsein erwachenden Kindes. Nur eine große und reine Liebe zum Kinde kann so schreiben. Nur eine große und reine Freude am werdenden Menschen kann so schildern. Deshalb möchten wir das hübsch ausgestattete Büchlein, das mit ansprechenden Bildern des Zeichners Traugott Schälcher geschmückt ist, in recht vielen Händen wissen. Jungen Müttern und Vätern wird es eine festliche Gabe sein, die ihnen manchen guten Dienst bei der Beobachtung und Erziehung ihrer das Säuglingsalter verlassenden Kinder liefern dürfte. L. L.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 23

Ausgegeben am 4. März 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die preußische Landtagswahl und die Parteien

Von Heinrich Cunow

Die preußischen Landtagswahlen vom 20. Februar haben den Leitern der Deutschnationalen Partei eine arge Enttäuschung bereitet; denn weder haben sie den Deutschnationalen die erhoffte Mandatsziffer eingebracht, noch die bisherige Regierungskoalition gesprengt. Auf solche Sprengung haben aber, wie das alsbald nach der Reichstagswahl im Juni vorigen Jahres einsehende Drängen der deutschnationalen Führer auf sofortige Auflösung der Preußischen Landesversammlung, die immer anmaßender auftretende Forderung einer Anpassung der preußischen Regierung an die Reichsregierung und noch mehr die selbstgefällige Provokationstaktik der deutschnationalen Fraktionsleiter in der Preußischen Landesversammlung zur Genüge bewiesen, die deutschnationalen Wahlkalkulatoren mit Sicherheit gerechnet. Man nahm ohne weiteres in den deutschnationalen Kreisen an, daß der bei der Reichstagswahl hervorgetretene »Zug nach rechts« sich inzwischen noch verstärkt hätte und der Erfolg der preußischen Landtagswahl daher ein derartiger Mandatsverlust der Sozialdemokratie sein werde, daß schließlich nur noch eine aus Deutschnationalen, Deutscher Volkspartei und Zentrum bestehende Regierungskoalition übrigbleiben würde — eine Koalition, in der die Konservativen bald als die zielbewußtesten Vertreter einer monarchistischen Restauration die Führung gewinnen würden. Und einmal in Preußen wieder zur Regierung gelangt, würde sich dann bald auch Gelegenheit dazu bieten, die Aufnahme der deutschnationalen Reichstagsfraktion in die im Reiche bestehende Regierungskoalition zu erzwingen.

Das war die schöne Kalkulation der deutschnationalen Führerschaft, die auch bei einem Teil der Deutschen Volksparteiler (der früheren Nationalliberalen) und der konservativ gerichteten Elemente der Zentrumspartei auf verständnisinnige Zustimmung stieß. Die Landtagswahl des 20. Februar hat diese Kalkulation rücksichtslos zerrissen. Zwar hat sie, wie vorauszusehen war, die Mandatsziffer der Deutschnationalen Partei und der Deutschen Volkspartei wesentlich erhöht — während die Deutschnationale Partei in der verfassungsgebenden Landesversammlung nur durch 50 Abgeordnete vertreten war, wird sie im neuen Landtag 75 Sitze einnehmen, und auch die Deutsche Volkspartei hat ihre Mandatsziffer von 21 auf 58 erhöht —, aber die erhoffte Zertrümmerung der Sozialdemokratie ist nicht gelungen. Wohl haben die drei bisherigen Regierungsparteien eine Reihe Sitze eingebüßt; die Mandatsziffer unserer Partei ist von 145 auf 114 zurückgegangen und ebenso die des Zentrums von 94 auf 81, die der Demokraten von 68 auf 26; doch immer noch haben diese drei Parteien eine sichere Mehrheit im künftigen Landtag. Da dieser jetzt im ganzen aus 428 Abgeordneten besteht, be-

trägt die absolute Mehrheit 215; die bisherige Regierungskoalition verfügt aber, wie eine Addition der obigen Mandatziffern ergibt, über 221 Stimmen, und zu diesen kommen noch 11 Mandate der Deutschhannoverschen Partei, der sogenannten »Welsen«, die, wenn auch nicht in allen, so doch in den meisten politischen Fragen mit dem Zentrum stimmen, so daß man mit einer Mehrheit von 232 Regierungsstimmen gegen 196 oppositionelle Stimmen rechnen darf.

Freilich, jenes starke Übergewicht, das die Regierungskoalition bisher hatte (es standen bislang 305 Stimmen 96 gegenüber), besitzt sie nicht mehr, und auch der Zwang, trotz aller verschiedenen Ansichten und Wünsche, sich immer wieder auf bestimmte Kompromißvorschläge zu einigen, ist nicht mehr in gleichem Maße vorhanden. Schon in der bisherigen Koalition liebte es das Zentrum, manchmal — besonders bei Schul- und Kirchenfragen — aus der Reihe zu tanzen; aber im ganzen fand es sich, wenn es auch oft mit seltener Zähigkeit um seine Spezialwünsche kämpfte, doch immer wieder zu gemeinsamer Arbeit bereit. Was sollte es auch machen? Mit den Mitgliedern der deutschnationalen und der deutsch-volksparteilichen Fraktion hätte es unter Hinzufügung der Welsen doch nur über 167 Stimmen gegen 234 Stimmen unserer Partei, der Demokraten, Unabhängigen und der Kommunisten verfügt, und selbst wenn die beiden letztgenannten Fraktionen sich von jeder Mitwirkung ausgeschlossen hätten, vermochte die sozialdemokratische Fraktion mit den Demokraten einen Regierungsblock von 211 gegen 190 Stimmen zu bilden. Das Zentrum befand sich also gewissermaßen in einer Zwangslage, ein Nichtzusammenhalten mit unserer Partei und den Demokraten bedeutete für die Zentrumsparlei Selbstauslöschung aus der Regierung. Im neuen Landtag liegt die Sache wesentlich anders. Das Zentrum ist in der Lage, mit den Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei einen konservativ-klerikal-maffliberalen Mehrheitsblock bilden zu können; da es selbst mit Einschluß der Welsen 92 Mandate erlangt hat, die Deutschnationalen 75 und die Deutsche Volkspartei 58, so würde ein solcher Block 225, unter Hinzurechnung der 4 Mittelstandsmandate über 229 gegen 199 Stimmen verfügen. Eine solche rechtsgerichtete Regierungskoalition hätte also fast dieselbe Stärke wie eine neue Koalition der bisherigen Regierungsparteien.

Es ist deshalb auch meines Erachtens völlig verkehrt, wenn in einzelnen unserer Blätter von einem Weiterarbeiten des bisherigen Regierungsblocks im alten Geleise gesprochen wird. Das Zentrum wird, auch wenn der Kompromißblock zwischen Sozialdemokratie, Demokratie und Zentrum bestehen bleibt, doch in diesem Block eine weit bessere Stellung einnehmen als bisher, und es wird — darüber sollte man sich nicht täuschen — diese Stellung nach jeder Richtung hin auszunutzen verstehen.

Unsere Partei hat den Umständen nach im Wahlkampf recht gut abgeschnitten. Sie hat zwar nicht die Stimmenzahl und dieselbe Mandatziffer erreicht wie im Februar 1919, sondern 31 Mandate verloren; aber sie hat gegenüber den am 6. Juni bei der Reichstagswahl für sie in Preußen abgegebenen Stimmen eine Zunahme zu verzeichnen, die man auf mehr als 400 000 Stimmen schätzen darf. Am 6. Juni 1920 sind in Preußen für die S. P. D. 3 262 617, am 20. Februar 1921 4 171 286 Stimmen abgegeben, also 908 669 mehr, doch sind letztere nicht einfach als Gewinn einzuschätzen; denn bei der Reichstagswahl am 6. Juni haben Ostpreußen und Schleswig-

Holstein nicht mitgestimmt. Man muß also, um zu einem einigermaßen zuverlässigen Resultat zu kommen, die jetzt bei der Landtagswahl in diesen Wahlkreisen für die Sozialdemokratie abgegebenen Stimmen von den 908 669 Stimmen abziehen. Geschieht das (in beiden Provinzen sind rund 480 000 Stimmen für die S. P. D. abgegeben), so bleibt im Vergleich zum 6. Juni ein Gewinn von ungefähr 428 000 Stimmen oder circa 13 Prozent.

Das ist sicher sehr erfreulich; aber zu jenen hellen Jubeltönen, die verschiedene unserer Parteiblätter in den letzten Tagen angestimmt haben, liegt trotzdem kein Anlaß vor. Wir sollten, wie mit so manchem Brauch aus früheren Tagen, auch mit der Angewohnheit brechen, regelmäßig unsere Erfolge zu überschätzen. Betrachten wir nicht nur die Zunahme der für unsere Partei abgegebenen Stimmen, sondern auch die Stimmenverteilung auf die verschiedenen Parteien und die in dem Wahlresultat zum Ausdruck kommende Richtung der politischen Bewegung, so weist das Gesamtergebnis der Wahl manche Züge auf, die uns wenig gefallen können. Der »Zug nach rechts« ist keineswegs, wie so oft dieser Tage zu lesen war, abgewehrt oder zurückgedrängt. Er tritt vielmehr deutlich hervor. Weniger innerhalb der Linksparteien, obgleich sich auch hier eine Zunahme der Wahlstimmen der S. P. D. auf Kosten der Unabhängigen konstatieren läßt, als bei den bürgerlichen Parteien. Während die Demokraten 40 Landtagsitze verloren haben, hat die Deutsche Volkspartei 37, die Deutschnationale Partei 25 Mandate gewonnen, und in gleichem Verhältnis hat die Stimmenzahl der letztgenannten Partei zugenommen. Wahrscheinlich wäre sogar ihr Erfolg noch größer gewesen, wenn nicht in den eigenen Reihen der Deutschnationalen die größte Uneinigkeit herrschte und ihr Führer, der frühere preußische Finanzminister Hertg, nicht in letzter Zeit fortgesetzt ohne Verständnis für die Psyche seiner eigenen Anhängerschaft die größten Mißgriffe begangen hätte. Andererseits hatte freilich diese Partei in der Entente einen politischen Zuträger ersten Ranges; denn nicht wenige der Wähler haben am 20. Februar aus Empörung über die absurden Zumutungen der Entente ihre Stimme für deutschnationale Listen abgegeben, da sie in dieser Partei die schärfste Vertreterin des deutschen Nationalbewußtseins gegenüber der Pressionspolitik von Paris und London sehen.

Auch der Zerfall der U. S. P. weckt, obgleich er aus dem ganzen Charakter dieser Partei und ihrer utopistischen Illusionspolitik durchaus erklärlich ist, große Bedenken; denn dieser Zerfall vollzieht sich nicht nur durch Absprengung ihr bisher anhängender Arbeitermassen nach links und rechts, er fördert zugleich die Abwendung großer Teile der Arbeiterschaft von der Politik — den Rückfall in jene politische Gleichgültigkeit, die sich in den Worten Luft macht: »Ach, das Wählen hat keinen Zweck; es kommt doch alles, wie es soll!« oder »Warum noch wählen; die eine Partei macht nichts, die andere auch nicht, jede schwächt nur« usw.

Im Vergleich zum 6. Juni 1920 haben die Unabhängigen 1 937 000 Stimmen verloren. Da aber, wie schon erwähnt, Schleswig-Holstein und Ostpreußen am 6. Juni nicht mitstimmten, dürfte der tatsächliche Verlust mindestens 2,2 Millionen Stimmen betragen. Davon mögen, wie sich aus den Abstimmungsziffern der Wahlkreise ergibt, ungefähr eine Million den Kommunisten und vielleicht 300 000 der S. D. P.

zugefallen sein; ungefähr 900 000 haben sich in Mühen zum Rückgezogen und nicht gewählt. Eine Tatsache, die dadurch bestätigt wird, daß gerade in jenen Wahlbezirken, die früher eine hohe Wahlbeteiligung aufwiesen und in denen die U. S. P. eine sehr hohe Stimmenzahl hatte, diesmal die Wahlbeteiligung eine sehr geringe gewesen ist. Wenigstens ist mir das aus verschiedenen Groß-Berliner Wahlbezirken von durchaus sachverständigen Beobachtern der Wahlhandlungen berichtet worden, und zwar sollen vielfach gerade Arbeiter, Angestellte, Kleinhandwerker und deren Frauen, oft trotz mehrfacher Aufforderung der Schlepper, nicht zur Abstimmung gekommen sein. Das ist eine sehr bedenkliche Folge der inaktiven, mit eingebildefen Größen arbeitenden Illusionspolitik der U. S. P.; denn diese Rückkehr der Massen zur politischen Indifferenz wird aller Erfahrung nach bald weiter zunehmen. Sie ist stets, in allen Revolutionen, das Hindernis gewesen, an dem so viele Hoffnungen, auch berechnete, zerschellen, und das den Reaktionären die Möglichkeit bot, das Gestrüßte wieder aufzurichten.

Daß solcher Rückgang der U. S. P. eintreten würde, war seit dem Spektakelkongreß von Halle vorauszusehen, wenn auch der Auflösungsprozeß schneller und gründlicher eingeseht hat, als man damals annehmen durfte. Festen, soliden Boden hat diese Partei nie unter ihren Füßen gehabt. Sie beruht einerseits auf der Konservierung alter, durch die Kriegs- und neuere Wirtschaftsentwicklung überholter Illusionen und Traditionen, andererseits auf einer Zusammenhäufung von Stimmungen und Verstimmungen. Derartige Grundlagen bieten keiner Partei festen Halt, und so erleben wir denn an der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei das seltsame Schauspiel, daß sie, die nach dem Rapp-Putsch infolge der von diesem hinterlassenen Aufspaltung der Leidenschaften bei der Reichstagswahl mehrere Millionen Wähler an die Wahlurne heranbringt, knapp vier Monate später auf das Gebot von Moskau haltlos auseinanderfällt, und weitere vier Monate später bei der preussischen Landtagswahl nur noch über den dritten Teil der Wähler verfügt, die acht Monate früher begeistert ihrem Rufe folgten. Ein trauriges, wenn auch nicht unverdientes Schicksal.

Ganz selbstverständlich wendet sich von den Fahnenflüchtigen nur der kleinste Teil nach rechts, der größte Teil wird von den ins kommunistische Lager übergegangenen mitgerissen, und ein anderer, dritter Teil verfällt der politischen Gleichgültigkeit. Dennoch bedeutet die Absplitterung kleiner und großer Partikel nach rechts und links den Beginn einer allmählichen Wiedervereinigung großer Teile der im März 1916 von der alten deutschen Sozialdemokratie Abgefallenen mit dem Hauptstamm. Zunächst schwenkt ganz naturgemäß die Masse der Enttäuschten nach links zur kommunistischen Partei ab; aber auch dort wird nicht ihres Bleibens sein, wenn in Rußland der unausbleibliche Rückschlag eintritt, die russische Unterstützung ausbleibt und die bittere Erfahrung, die Erkenntnis, allzu kritiklos utopistischen Zielen nachgejagt zu haben, in die Köpfe hämmert.

Das ist freilich ein etwas langwieriger Prozeß, und es ist begreiflich, wenn Parteigenossen mit gutem Herzen, aber mit geringem psychologischem Verständnis diesen Prozeß gern abkürzen und eine schnelle Einigung zwischen der S. P. D. und der U. S. P. herbeiführen möchten. Der bisherige Verlauf ihrer Einigungsbestrebungen sollte sie allerdings allmählich belehrt haben,

daß für die Erfüllung ihrer Wünsche noch nicht die nötigen Vorbedingungen gegeben sind; doch die Liebe macht blind. Und so holen sich die Parteiblätter, die merkwürdigerweise die jetzige Niederlage der U. S. P. für den geeignetsten Moment halten, ihr Liebeswerben um die Gunst der Unabhängigen zu erneuern, von deren Presse nur spöttische Abfertigungen.

Wie es scheint, ist die Hoffnung, bald zu einer Verständigung mit den Unabhängigen zu kommen, auch eines der Hauptmotive, welches einige Parteiblätter zu energischen Protesten gegen eine Ausdehnung der preußischen Regierungskoalition, das heißt zu einer Aufnahme der Deutschen Volkspartei in den Dreibund »Mehrheitssozialdemokratie — Demokratie — Zentrum« bewegt. Sie betrachten solche Einbeziehung der Deutschen Volkspartei als eine Schwenkung nach rechts und behaupten, daß die bisherige Regierungskoalition, wenn auch ihre Basis etwas verengert sei, die Regierungsgeschäfte in gleicher Weise fortzuführen vermöge wie in der abgelauteten Sessionsperiode. Das ist höchstens halb richtig. Selbst wenn die alte Regierungskoalition fortbesteht, wird, wie schon vorhin ausgeführt wurde, das Zentrum in dieser eine ganz andere Stellung einnehmen wie bisher; zudem erhält es die Möglichkeit, jederzeit mit den beiden rechtsstehenden Parteien zusammen eine Koalition von ungefähr gleicher Stärke zu bilden. Ferner ist mit verstärkten Angriffen von links zu rechnen, da Unabhängige und Kommunisten, die bislang zusammen nur 23 Sitze hatten, jetzt über 59 Mandate verfügen, und schließlich wird sich infolge des Vorgehens der Entente der Preussische Landtag voraussichtlich vor sehr schwierige Aufgaben gestellt sehen. Auch die Vergrößerung der Spannung zwischen Deutscher Volkspartei und Deutschnationalen und damit eine gewisse politische Isolierung der letzteren käme in Betracht. Allerdings kommt eine einfache Einbeziehung der Deutschen Volkspartei in die preußische Regierungskoalition ohne ganz bestimmte Zusicherungen und Garantien nicht in Frage. Zum mindesten dürfte die weitere Demokratisierung der preußischen Verwaltung nicht gehindert werden. Die Ministerposten in den Ministerien des Innern und der Landwirtschaft müßten also unbedingt wieder durch Sozialdemokraten besetzt werden.

Jedenfalls bedarf die Frage der Erweiterung des preußischen Regierungsblokades einer eingehenden Erörterung in der neugewählten sozialdemokratischen Landtagsfraktion unter sorgfältiger Abwägung der dafür und dagegen sprechenden Gründe; auf Grund der bloßen Annahme, eine solche Erweiterung bedeute eine Rechtsschwenkung unserer Partei und hindere die Vereinigung mit dem Reste der U. S. P., darf diese Frage nicht entschieden werden.

Französische Finanzen und Finanzpolitik

Von Artur Heichen

Frankreich hat während des Weltkriegs in finanzieller Hinsicht ebenso leichtsinnig gewirtschaftet wie Deutschland, und seine Finanzlage ist deshalb höchst bedenklich. Der Betrag, den es im Jahre 1920 aus Besteuerungen und anderen Quellen ohne Anleihen aufbrachte, setzt sich wie folgt zusammen:

	Franken
Direkte Steuern	757 000 000
Indirekte Steuern und Monopole	12 059 203 800
Kriegsgewinnsteuer	2 393 595 000
Domänen	144 131 200
Sonstige Einnahmen	583 888 000
Verkauf von Kriegsvorräten	1 649 572 000
Summa	17 587 390 000

Das Charakteristische an der französischen Finanzpolitik tritt in dieser kleinen Aufstellung klar zutage. Die Bedeutung der indirekten Steuern ist überragend, wohingegen die direkten Steuern — sogar nach dem Kriege — ganz zurücktreten. Nach sozialistischen Begriffen ein überaus reaktionäres Steuersystem, gelang doch die Einführung der Einkommensteuer erst im Jahre 1920.

Dazu wird noch der Eingang von rückständigen Steuern in folgenden Beträgen erwartet:

	Franken
Direkte Steuern	302 000 000
Einkommensteuer	1 100 000 000
Kriegsgewinnsteuer	945 000 000
Summa	2 347 000 000

Im ganzen würden sich also Staatseinnahmen von 19 934 390 000 Franken ergeben. Dem stehen gegenüber die Staatsausgaben, deren Betrag noch nicht angegeben werden kann. Die bis zum 31. Dezember 1920 bewilligten Ausgaben verteilen sich wie folgt:

	Franken
Ordinarium	23 081 500 000
Außerordentliche Ausgaben	3 926 005 000
Besonderes Budget ¹	13 494 887 000
Summa	40 502 392 000

Im besonderen Budget sind die Ausgaben für die Wiederaufbaugelände eingestellt mit einem Betrag von 9 667 000 000 Franken. Diese Summe schließt nicht ein rund 2 Millionen Franken, die vom Crédit National tatsächlich für die Wiederaufbaugelände ausgeben, aber ins Budget noch nicht eingestellt sind. Die Zahlungen, die auf besondere Rechnung (zum Beispiel Schuldzinszahlungen an auswärtige Regierungen, Zahlungen für Weizenimporte) verbucht wurden, sind bis zum 31. Dezember noch nicht veröffentlicht worden.

Das bis Ende des Jahres errechnete Defizit beläuft sich mithin auf rund 20 Milliarden Franken. Es wurden aber durch Kreditoperationen verschiedener Art aufgebracht 35 977 000 000 Franken. Darunter erbrachten die fünfprozentige Anleihe 7,7 Milliarden und die sechsprozentige 9,1 Milliarden Franken.

Die Verschuldung Frankreichs betrug nach einer Zusammenstellung des Deutschen Statistischen Reichsamts am 31. Dezember 1913 33 637 000 000 Franken, am 31. Dezember 1919 219 380 000 000 Franken.

¹ Das besondere Budget umfaßt jene Posten, deren Deckung aus deutschen Wiedergutmachungsleistungen erwartet wird und für die die laufenden Steuern nicht aufkommen sollen. Das Geld ist erforderlich für den sofortigen Bedarf der Wiederaufbaukredite, für den Unterhalt der Truppen in den besetzten Gebieten, für Pensionszahlungen usw.

Die prozentuale Steigerung beträgt 552 Prozent. Die Schuldsomme auf den Kopf der Bevölkerung stellte sich Ende 1913 auf 849,4, Ende 1919 auf 5773,4 Franken. Die prozentuale Steigerung des Schuldenstandes ist verhältnismäßig gering, verglichen mit der anderer Staaten. Sie beträgt nämlich für Deutschland 3702 Prozent, für die Vereinigten Staaten 2257 Prozent, für Großbritannien 1016 Prozent. Das erklärt sich daher, daß Frankreich schon vor dem Kriege in beträchtlichem Umfang Anleihenkredite gesucht hatte. Ferner wird der Schuldenstand auch dadurch in günstigem Sinne beeinflusst, daß die dem Lande unmittelbar oder mittelbar durch England von Amerika zugeflossenen Gelder zum vollen Werte der heimischen Währung umgerechnet sind, deren Geltung aber doch starke Einbuße erlitten hat. Am 1. Juli 1920 betrug die öffentliche Schuld Frankreichs:

	Milliarden Franken
1. Innere ewige Schuld sowie langfristige Anleihen	121,9
2. Schwebende Schuld	51,4
3. Vorschüsse der Banken	26,0
4. Äußere Schuld	34,3
Summa	233,6

Nach einer Havasmeldung von Anfang Februar dieses Jahres beträgt die innere Schuld Frankreichs 212 Milliarden Franken (gegen 199,3 Milliarden Franken pro 1. Juli 1920), in Deutschland 257 Milliarden Mark. Die auswärtige Schuld beträgt in Frankreich 35,272 Milliarden Franken (hat sich also gegen den Stand vom 1. Juli 1920 mit 34,3 Milliarden etwas erhöht), in Deutschland nur 2,5 Milliarden Mark, in Italien 113,45 Milliarden Lire und in England 155 Millionen Pfund. Der hervorstechende Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich ist also der, daß Deutschland keine nennenswerte auswärtige Staatsschuld hat, wohingegen etwa ein Siebtel der französischen Schuld auswärtige Schulden sind. Der Unterschied erklärt sich aus dem System der alliierten Kriegsführung und der Kriegsfiananzierung. Deutschland war während des Krieges auf seinen heimatischen Kapitalmarkt verwiesen, wohingegen Frankreich die Geldmärkte der Welt offen standen. Es wäre aber vollkommen falsch, aus diesen Ziffern auf eine verhältnismäßig günstige Situation Deutschlands zu schließen.

Die auswärtige Staatsverschuldung bedarf der Ergänzung durch die Ziffern der auswärtigen privaten Verschuldung. Dafür sind aber heute Ziffern nicht erhältlich. Seit Beendigung des Krieges und insbesondere seit der Zeit, als die Inflation in Deutschland besonders stark einsetzte, ist die private Verschuldung Deutschlands an das Ausland und vor allem gegenüber Amerika gewachsen. Vor allem war es die Passivität unserer Handelsbilanz sowie der Umstand, daß die hochwertigen Valuten auf deutsche Kapitalgüter eine starke Absaugkraft ausübten, die eine wachsende Verschuldung ans Ausland durch den Export von Noten, Schuldverschreibungen und Effekten sowie durch die Verlegung fremder Guthaben nach Deutschland notwendig machten. Daß sich die öffentliche innere Schuld Deutschlands durch starke Abgaben von Staats- und Kommunalanleihpapieren an Amerika allmählich teilweise auch in eine äußere Schuld umwandelt, darauf haben wir an dieser Stelle schon vor längerer Zeit in einem anderen Zusammenhang aufmerksam gemacht.

Frankreichs auswärtige Schuld beträgt, wie gesagt, etwa 35 Milliarden Franken. Der größte Gläubiger Frankreichs ist Amerika. Diesem schuldet man, wie der Abgeordnete Klotz in der französischen Kammer ausführte, etwa 16½ Milliarden Franken (das heißt fast 50 Prozent der gesamten auswärtigen Schuld). Das ist — nach dem heutigen Kursstand umgerechnet — der nicht zu unterschätzende Betrag von etwa rund 70 Milliarden Papiermark, also knapp ein Viertel der deutschen inneren Staatsschuld. Diese starke Staatsverschuldung Frankreichs an Amerika ist ein Schlüssel zum Verständnis der französischen Finanzpolitik wie auch der auswärtigen Politik Frankreichs überhaupt. Immer deutlicher wird nämlich der Zusammenhang zwischen der Reparationsfrage und der Tilgung der interalliierten Kriegsschulden. Die Politik der Alliierten und ganz besonders Frankreichs geht nämlich dahin, durch eine Abtretung der alliierten Wiedergutmachungsforderungen an Amerika kurzerhand eine ebenso radikale wie bequeme Sanierung der Ententesfinanzen herbeizuführen. Durch eine solche Abtretung hofft man überdies, Amerika, das aus dem Kreis der an der Ausschlichtung Deutschlands unmittelbar Interessierter über kurz oder lang auszubrechen droht, wieder einzufangen, indem man es durch diese Zession zum Gläubiger Deutschlands macht.

In Amerika hat man jedoch inzwischen recht heftig abgewinkt. Man verweist dort vor allem auf die Notwendigkeit starker Abrüstungen im Interesse der Staatsfinanzen. Frankreich aber weiß ganz genau, seine Raubpolitik kann nur so lange gedeihen, als es ihm gelingt, die »Alliierten« bei der Stange zu halten und amerikanische Extratouren zu verhindern. Gerade von Frankreich aus blickt man daher seit Beendigung der Pariser Konferenz erwartungsvoll nach Amerika: Was sagen die Vereinigten Staaten, was wird Herr Harding sagen? Es ist aber recht wohl möglich, daß Amerika gar nichts sagen wird. Aber was nicht ist, kann noch werden. Augenblicklich hat die Kriegs- und Siegeshypnose noch nicht so abgewirtschaftet, daß Raum für eine andere und gegensätzliche politische Mentalität der breiten Massen des amerikanischen Volkes vorhanden wäre.

Inzwischen ist jedoch die amerikanische Wirtschaftskrisis am Werk, um ohne Rücksicht auf politische Ideologien eine Dialektik eigener Art zu entfalten. Man hat den Ursachen der Krisis nachgespürt, und dabei haben die Amerikaner die schmerzliche Erfahrung machen müssen, daß die mangelnde Kaufkraft Mitteleuropas der Quell des Übels ist und Armut und Elend in Mitteleuropa Dinge sind, die auch das amerikanische Portemonnaie berühren. Wer Gelegenheit hat, die Berichte amerikanischer Banken und Großfirmen einzusehen, hat bemerken können, daß die Denkart der Amerikaner in einer Umwandlung begriffen ist. Vorerst ist es erst die Hochfinanz (Vanderlip von der National City Bank) und der Großhandel der amerikanischen Stapelprodukte (Baumwolle, Kupfer, Getreide usw.), die diese neuen Erkenntnisse zum Ausdruck bringen. Aber auch die breiten Massen können von den Stimmungen des »Umlernens« ergriffen werden, wenn Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und Lohnreduktionen immer aufs neue an die Tore klopfen. Das ist es, was Frankreich besonders fürchtet. Es zittert vor dem Moment, wo der Amerikaner aus den romantischen Wolken des Kampfes für Freiheit und Recht, wohin ihn eine verlogene Propaganda getrieben hat, in die Welt der Realitäten wirtschaftlicher Interessen herunter-

putzeln wird. Denn dann verschieben sich die politischen Machtverhältnisse, und dann könnte sich dabei auch manches andere mitverschieben. Um diesen Entwicklungen vorzugreifen, um Gegenkräfte auf den Plan zu rufen, um die Finanzinteressen Amerikas an die fiskalischen Interessen des französischen Staates und der Steuerscheuen, nur auf das Steuerzahlen der »Boches« bedachten französischen Rentner zu koppeln, will man Amerika zum Mitinteressenten an der deutschen Wiedergutmachtungsschuld machen und nebenbei, wie gesagt, seine eigenen Finanzen sanieren, soweit man diese Aufgabe nicht — dem deutschen Steuerzahler überläßt. Denn das ist der vornehmste Grundsatz der französischen Finanzpolitik geworden: die Sanierung des französischen Budgets soll auf dem Umweg über die Sanierung des deutschen Budgets erfolgen. Die Defizite des französischen Budgets sollen beglichen werden, indem man den deutschen Steuerzahler zu höheren Steuern — besonders in der Form indirekter Abgaben — zwingt.

Die Naivität, daß für die Bedürfnisse des Budgets des einen Volkes die Steuerzahler eines anderen Volkes einzustehen haben, dieser Grundsatz scheint sich in den Kleinbürgerschädeln des französischen Volkes (das Industrieproletariat kommt wegen seiner zahlenmäßigen Schwäche und wegen seiner daraus resultierenden politischen Einflußlosigkeit nicht in Frage!) unausrottbar festzusetzen. Es sind finanzpolitische Grundsätze, die einem wirtschaftlich passiven Volke von Rentnern, die bekanntlich gerne andere für sich arbeiten lassen, durchaus adäquat sind. Nirgends tritt die kapitalistische Rentnerideologie klarer zu Tage als in der Forderung der zwölfpromzentigen Abgabe auf die deutsche Ausfuhr. Man hat es in der deutschen Öffentlichkeit viel zu wenig beachtet, daß mit dieser Forderung der Grundsatz der sogenannten »Wiedergutmachtung«, das heißt des Schadenersatzes, verlassen wird. Das System der auf den Ausfuhrziffern basierenden »elastischen Jahreszahlungen«, die auf keine bestimmte Summe laufen, sondern die es nach den Absichten der Franzosen ermöglichen sollen, sich an dem wirtschaftlichen Wiederaufstieg Deutschlands zu beteiligen, bedeutet nichts anderes als die Projizierung des Rentnerideals ins große: nämlich sich ohne wirtschaftliche Gegenleistung einfach auf Grund irgendeiner Stipulierung die Früchte der Arbeit anderer für eine längere Zeitdauer anzueignen. Eine völkermäßige Organisation des Rentenbezugs!

Neue Engels-Briefe

Zum fünfzigjährigen Stiftungstag der Sozialdemokratischen Partei Dänemarks

Von Peder Nørgaard (Kopenhagen)

Vor einem halben Jahrhundert, im Jahre 1871, war es, als Louis Plø, ein junger Postbeamter, der als Offizier den nordschleswigschen Krieg von 1863/64 mitgemacht hatte, erfasst von dem Geist der sozialistischen Bewegung und angeregt durch die Pariser Kommune, in Dänemark die rote Fahne der Internationale erhob. Er brach mit seiner Vergangenheit und rief die Arbeiter zum Kampfe für die Verbesserung ihrer Lebenslage auf. Sein Ziel war, ihnen den Sozialismus verständlich zu machen. In An-

lehnung an eine deutsche Broschüre verfaßte er im Mai 1871 eine kleine Schrift »Socialistiske Blade«. Da er noch im Staatsdienst stand, trug sie nicht seinen Namen, sondern die Unterschrift »Ein Arbeiter«. Das war eine ganz andere Sprache, als sie bisher von den Arbeitern geführt worden war, die nie fordernd, sondern gleichsam mit dem Hut in der Hand ihr Anliegen geltend gemacht hatten. Hier trat plötzlich ein Arbeiter auf und *f o r d e r t e*. In scharfer Sprache verkündete er, »was wir, die Arbeiter, wünschen und was wir durchführen werden, später oder früher, mit dem Gesetz — oder ohne dasselbe«.

Diesem ersten Weckruf folgte im Juni 1871 »Socialistiske Blade II«. Bald scharten sich um Pio die Kopenhagener Arbeiter in solcher Anzahl, daß das zunächst als Wochenschrift gegründete Organ »Socialisten« in eine Tageszeitung umgewandelt werden konnte. Zugleich wurde durch Gründung einer Sektion der Internationalen Arbeiterassoziation eine Verbindung mit den Sozialisten des Auslandes geschaffen.

Vom Dezember 1871 bis Februar 1872 unternahm Louis Pio, ein hochbegabter, freilich auch herrschsüchtiger Mann, der die sozialistische Bewegung unter dem Namen eines »Stormesters« (Großmeisters) leitete, eine Auslandsreise. Längere Zeit hielt er sich in Genf auf, wo damals der alte Johann Philipp Becker der Mittelpunkt eines regen Parteilebens war. Auf der Rückreise besuchte Pio in Leipzig auch Bebel und Liebknecht und in Hamburg Geib. Er besprach mit ihnen die deutschen Parteiverhältnisse und gab ihnen den dringenden Rat, sich mit den von Hasenclever vertretenen Lassalleanern zu verständigen.

Die junge dänische Bewegung war inzwischen ziemlich stark geworden, und da mehrere Streiks erklärt worden waren, wurden Regierung und Polizei nervös. Die sozialistischen Versammlungen wurden verboten und Pio, der am 4. Mai 1872 seine Genossen aufgefordert hatte, dieses Verbot nicht zu berücksichtigen und eine Volksversammlung unter freiem Himmel abzuhalten, nebst *B r i g* und *G e l e s s* verhaftet und zu harten Gefängnisstrafen verurteilt.

* * *

Das ist in kurzer Fassung die Gründungsgeschichte der dänischen Partei. Zur Erläuterung der nachfolgenden Engels-Briefe hielt ich diese einleitenden Bemerkungen für zweckmäßig.

Während des Studiums der Entwicklungsgeschichte der Partei bin ich nämlich in dem Archiv unseres »Höchsten Gerichts« auf eine Aktenmappe gestoßen, die zwei Briefe von Engels an Pio enthielt. Der erste Brief ist vom 7. März 1872 datiert. Der zweite trägt kein Datum, doch steht außer Zweifel, daß er ein Begleitschreiben zu Aufsätzen für den »Socialisten« war und in den Monaten März oder April 1872 geschrieben worden ist. Bei einer aus Anlaß der obenerwähnten Verhaftungen vorgenommenen Haus-suchung sind diese Briefe wahrscheinlich von der Polizei beschlagnahmt worden und in den Keller des Kopenhagener »Höchsten Gerichts« gelangt.

Der erste Brief ist in deutscher Sprache geschrieben; der zweite Brief teils englisch, teils dänisch — wieder ein Beweis für die Sprachbegabung Engels, denn dieser Brief weist, abgesehen von einigen kleinen grammatikalischen Fehlern, ein tadelloses Dänisch auf.

International Working Mens Association, 33 Rathborne Place, London W. E.

Lieber Herr Pio!

7. März 1872.

Ich habe mich sehr gestreut, Ihren Brief vom 24. Februar zu erhalten, und würde Ihnen schon früher geschrieben haben, vor Empfang dieses Briefes, wenn ich eine sichere Adresse in Kopenhagen gehabt und nicht von Outine¹ gehört hätte, daß Sie auf Reisen seien. Es konnte uns nämlich nicht verborgen bleiben, daß Mottershead² seine Pflichten als Sekretär für Dänemark durchaus nicht so erfüllt, wie es geschehen sollte. Verschiedene Aufträge, die er hätte ausführen müssen, unterließ er, wie beiliegender Brief an den dänischen Föderalrat beweist. Es wäre nun aber gut, um M. von seinem Sekretariat zu entfernen, daß der dän. Föderalrat an den Generalrat (Aldr. John Hales, General Secretary, 33 Rathborne Place, W. London) schriebe und anfrage, wie es wäre, daß die Korrespondenz so lässig geführt würde. Die Sache war die: wir wollten absichtlich keinen Deutschen zum Sekretär für Dänemark machen, unsere Franzosen schreiben meistens kein Englisch, und wir wußten nicht, wie weit franz. Korrespondenz Ihnen dort konvenieren würde — so blieb uns nur die Wahl eines Engländers, da Sie uns englisch geschrieben hatten, und unter ihnen war M. der Geeignteste von denen, die nicht schon sonst Amter hatten. Wir sehen aber, es geht nicht, und müssen Mittel finden, die Korrespondenz zu beleben, damit die Sache nicht einschläft. Der frühere Sekretär Cohen³ bekümmert sich nur noch um seine unmittelbaren Kameraden, die Zigarrenarbeiter, und ist außerdem von den Belgiern auf der Konferenz i. Sept. 71 wegen seines Auftretens in Belgien während einer Mission des Generalrats in Anklagezustand versetzt. Seitdem läßt er sich nicht mehr sehen.

Einstweilen werde ich, wenn es Ihnen gefällig ist, mit Ihnen privatim korrespondieren, bis die offiziellen Verhältnisse wieder geregelt sind. Ich werde Ihnen auch jede Woche eine Nummer der »Eastern Post« schicken, worin der amtliche Bericht über die Sitzungen des Generalrats veröffentlicht wird. Die Nummer vom 24. Februar sandte ich schon. Es versteht sich, daß Sie mir dänisch schreiben; ich verstehe Ihre Sprache vollständig, da ich mich viel mit skandinavischer Literatur beschäftigt habe, und bedaure nur, daß ich Ihnen nicht dänisch antworten kann, weil ich nie Gelegenheit hatte, mich darin zu üben. Das kommt vielleicht später! Außer mir versteht Mary das Dänische, sonst aber wohl niemand im Generalrat.

Ich will mein Bestes tun, Ihnen von Zeit zu Zeit eine Korrespondenz für den Soc.⁴ zu schicken, und zwar sollen Sie, wenn möglich, heute oder morgen eine haben; ich bin leider durch das Sekretariat für Italien und Spanien und sonstige Arbeiten momentan so sehr in Anspruch genommen, daß mir fast keine Zeit übrigbleibt. Bis ich Ihnen in Spanien und Italien Korrespondenten verschaffe, besorge ich Ihnen Nachrichten und Zeitungen aus diesen Ländern. Am besten tauschen Sie den Soc. aus mit den dortigen Blättern — freilich sind es Wochenblätter und das Ihrige Tagesblatt, so daß der Kostenpunkt zu berücksichtigen bleibt.

In Genf und Leipzig werden Sie von dem Versuch einiger von Bakunin geleiteten Dissidenten, den Generalrat vor einem außerordentlichen Kongreß in Anklagezustand zu versetzen, gehört haben. Der Kern der Sache ist die Haltung der »Internat.« in politischer Beziehung. Diese Herren verlangen vollständige Enthaltung von aller politischen Aktion, namentlich von allen Wahlen, während die Internationale von Anfang an die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse als Mittel zur sozialen Emanzipation auf

¹ Ein russisches, damals in Genf lebendes Mitglied der Internationalen Arbeiterassoziation.

² Ein englisches Mitglied des Generalrats der Internationale.

³ Ebenfalls ein Mitglied des Generalrats.

⁴ »Socialisten«, das damalige dänische Parteiblatt.

die Fahne geschrieben hatte und der Generalrat dies verteidigte. Die Resolution IX der Konferenz^a brachte den Kampf zum Ausbruch, da aber die Resolutionen der Konferenz in Prinzipienfragen keine bindende Kraft haben, solange sie nicht von den Föderationen anerkannt sind, ist es von Wichtigkeit, einen Beschluß des dänischen Föderalrats, der diese Resolution anerkennt, zu haben. Aber die Sache selbst spreche ich nicht, bei einem politisch so entwickelten Volk, wie die Dänen, wäre das eine Beleidigung.

Die Anerkennung der Konferenzbeschlüsse ist übrigens schon von den meisten (Sektionen) eingelaufen, namentlich von Zürich, von der roman. Schweiz, von Deutschland, England, Holland und Amerika. In Spanien wird der im April sich versammelnde Kongreß entscheiden; in Italien geht noch alles bunt durcheinander; die Belgier haben bisher geschwiegen; in Frankreich haben die einzelnen Sektionen alle zugestimmt, eine Föderation ist dort unmöglich.

Der Versuch der Leute im Jura, die Berufung eines außerordentlichen Kongresses zu forcieren, ist übrigens glänzend gescheitert und von ihnen selbst in einem autographierten Zirkular aufgegeben (vom 3. März). Es hat ihnen zugestimmt: in Spanien eine Sektion (Palma, Majorika), in Italien eine (Turin, die jetzt umgedreht hat) und verschiedene angebliche Sektionen, die aber weder den Eintritt in die „Int.“ verlangt noch Beiträge gezahlt haben (Pisa, Bologna usw.), in London eine angebliche Sektion française de 1871, die aber wegen ihrer mit den Generalstatuten unvereinbaren Lokalstatuten nie zugelassen worden ist und sich seitdem in vier Teile gespalten hat — das war alles. Inzwischen hat der Generalrat eine Antwort gegen diese Intrigen ausgearbeitet, welche unter der Presse ist, und die ich Ihnen zuschicken werde, sobald sie fertig ist.

Ich schicke Ihnen heute per Post: 1 No. „Emancipation“ von Madrid; 1 Ex. eng. und 1 franz. Konferenzbeschlüsse; 1 Ex. eng. und 1 deutsche neue Ausgabe der Statuten. Die „Emancipation“ schicke ich Ihnen vorläufig wöchentlich mit der „Eastern Post“ und schreibe nach Madrid und Italien, daß man Ihnen Blätter zuschicken soll. Falls Sie mir bei Wiedererscheinen des „Socialisten“ von Zeit zu Zeit von interessanten Nummern 4 bis 6 Ex. zuschicken, werde ich diese gebührend verbreiten, bis Sie definitive Arrangements gemacht haben werden.

Da ich weiß, daß Mottershead (Mottershead) weder den Antrag auf Anerkennung der Konferenzbeschlüsse durch den dänischen Föderalrat gestellt noch auch den Beschluß wegen der gummierten Mitgliedermarken ausgeführt hat, nehme ich es auf mich, diese Punkte durch Sie dem dänischen Föderalrat vorzulegen. Wegen der Marken (Kon.-Beschluß IV, 1 bis 5), die viel später fertig geworden sind als erwartet, ist durch Beschluß des Generalrats der Abrechnungstermin vom 1. März (IV, 4) auf den 1. Juli verschoben worden. Ich schicke Ihnen einstweilen 500 Marken, Wert Lst. 2. 1. 10 und bitte um gef. Anzeige, ob und wie viele mehr gebraucht werden; diese Anzeige geschieht wohl am besten an Mottershead (Adr. 33 Rathborne Place) oder an Hales. Auf den Ausfall der Rigsdagswahlen bei Ihnen sind wir hier sehr gespannt — wir halten es für sehr wichtig, daß Arbeiter von der Internationale in allen Parlamenten sitzen, und daß Bebel, der bisher allein diese Ehre hatte, Unterstützung bekommt, einerlei wo. Wir glauben, Sie in Dänemark haben viele Aussicht, Leute durchzubringen, und hoffen, daß es gelingt.^b

Salut et fraternité!

Ihr

F. Engels.

Sie schreiben mir am besten wie folgt: Mr Burns, 122 Regent Park Road, N. W. London, ein Inneres Kuvert ist nicht nötig — es ist meine Wohnung — nach Rathborne Place komme ich nur einmal die Woche, und von Holborn sind wir ausgezogen.

^a Gemeint ist die Internationale Londoner Konferenz vom September 1871.

^b Pio und Geleff, die beide im Gefängnis saßen, erhielten in ihren Kopenhagener Kreisen nur 199 bezw. 26 Stimmen.

Der zweite Brief lautet:

Dear Mr. Pio!

I think, I cannot give you anything better for my first correspondence than the preceding translation of two excellent articles from the „Pensamento Social“.⁷ I have not the slightest idea, who may be the author, but they show an insight into the economical and historical conditions of the development of modern society, which I am astonished to find in a paper coming from so remote a corner of the world.

By the by, the article on organisation of agricultural production by Association from „Socialisten“, which I got inserted in the published report of the meetings of the General Council, has gone round of the Spanish, Italian and American press, and I now find it reproduced in the „Pensamento Social“. It has created great sensation and will not be without its fruit. Although with regard to the all-important question of enlisting the small peasantry and Husmaendene in the proletarian movement the Danes, owing to their local circumstances and to their great political intelligence, are now in advance of all other nations. I have told Liebknecht and other this, but unfortunately they are too lazy to learn Danish.

Mottershead har ikke assisteret i de tre sidste Møder af Generalraadet, men han har isinde, som han har ladet os sige, at nedlægge sin Embede som Sekretair for Danmark; han siger at han har for meget at gøre for at fuldbyrde sin Pligt som Sekretair.

Jeg beder Dem nu om at have den Godhed at korrespondere imidlertid med mig, og jeg paatage mig enhver Ansvarlighed, som muligt kunde træffe Dem ifølge dette, ligeoverfor Generalraadet. Vi have isinde at overdrage Sekretariatet for Danmark til en franskmænd, Medlem af Commune de Paris.

Med socialistisk Haandslag og Hilsen

F. Engels.

Jeg har oversat de portugisiske Artikler i fransk fordi dette Ediom tillader en meget bogstaveligt Oversættelse, and I have made it as literal as possible without regard to elegance or even correctness of French style.

In deutscher Übersetzung:

Lieber Herr Pio!

Ich glaube, ich kann Ihnen nichts Besseres als ersten Korrespondenzbeitrag liefern als die Übersetzung zweier vortrefflicher Artikel aus dem „Pensamento Social“. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wer der Verfasser ist; aber sie zeigen eine solche Einsicht in die wirtschaftlichen und geschichtlichen Entwicklungsbedingungen der modernen Gesellschaft, daß ich erstaunt bin, sie in einem Blatt zu finden, welches aus einem so abgelegenen Erdenwinkel kommt.

Im Vorbeigehen, der Artikel über die landwirtschaftliche Produktion durch Genossenschaften aus dem „Socialisten“, den ich in dem veröffentlichten Bericht der Generalratsversammlung unterzubringen vermochte, ging glatt durch die spanische, italienische und amerikanische Presse, und nun finde ich ihn auch im „Pensamento Social“ abgedruckt. Er hat große Sensation hervorgerufen und wird nicht ohne Erfolg bleiben. Im ganzen sind die Dänen, was die überaus wichtige Frage der Einbeziehung der Kleinbauern und Häusler in die proletarische Bewegung anbetrifft, dank ihrer besonderen Lokalverhältnisse und ihrer politischen Intelligenz allen anderen Nationen voran. Ich habe das auch Liebknecht und anderen gesagt, aber sie sind zu träge, um Dänisch zu lernen.

Mottershead hat an den drei letzten Sitzungen des Generalrats nicht teilgenommen, wie er uns mitgeteilt hat; es ist aber seine Absicht, sein Amt als Sekretär für Dänemark niederzulegen; er sagt, er habe zu viel zu tun, so daß er seine Pflicht als Sekretär nicht erfüllen kann.

⁷ „Der Soziale Gedanke“, eine portugiesische Wochenschrift.

Ich bitte Sie deshalb, die Güte zu haben, einstweilen mit mir zu korrespondieren, und übernehme ich jede Verantwortlichkeit, die Ihnen daraus möglicherweise entstehen könnte dem Generalkrat gegenüber. Wir haben die Absicht, das Sekretariat für Dänemark einem Franzosen, einem Mitglied der Pariser Kommune, zu übertragen.

Mit sozialistischem Handschlag und Gruß

Ihr

F. Engels.

Ich habe die portugiesischen Aufsätze ins Französische übersetzt, weil diese Sprache eine fast wörtliche Übersetzung erlaubt, und ich habe diese so genau wie möglich gemacht, ohne Rücksicht auf Eleganz oder auch nur Korrektheit des französischen Stils.

Die Berliner Januarunruhen im Jahre 1919

Von Heinrich Cunow

Obgleich seit der deutschen Novemberrevolution des Jahres 1918 kaum 28 Monate verflossen sind, findet der kritische Beobachter des deutschen Büchermarktes diesen nicht nur durch eine Flusenflut von allerlei parteiischen Erinnerungsschriften, aufgepußten Episodenschilderungen und sensationellen Enthüllungen überschwemmt, sondern es liegen auch bereits eine ganze Reihe Versuche vor, den Gesamtverlauf des ersten oder der beiden ersten Revolutionsjahre geschichtlich darzustellen.

Daß diese unter der Bezeichnung einer »Geschichte der deutschen Revolution« und anderen anmaßenden Titeln erschienenen oder im Erscheinen begriffenen »Geschichtswerke« vom historischen Standpunkt aus durchweg einen recht geringen Wert haben und zum Teil zu der Oafung der schlimmsten Geschichtsklitterungen gehören, ist selbstverständlich. Of scheinen sie nur geschrieben, um dem Verfasser ein Honorar und dem Verleger einen Gewinn einzutragen oder den Erzähler als großen Revolutionshelden und mit scharfem Blick begabten, alle kommenden Ereignisse vorauserkennenden Politiker hinzustellen. Aber selbst wenn man von derartigen offenen und versteckten Selbstglorifizierungen sowie den lediglich im Dienste bestimmter Parteirichtungen abgefaßten in historischem Gewand auftretenden Agitationschriften absteht und nur jene ernstesten Versuche einer Geschichtsdarstellung in Betracht zieht, die sich bemühen, aus dem Wirrwarr der Berichte, Gerüchte und Eigenbeobachtungen ein zuverlässiges Geschichtsbild zu gewinnen, ist das Urteil, zu dem man bei genauer Prüfung kommt, ein abfälliges; denn noch fehlt das geschichtliche Quellenmaterial für eine auch nur halbwegs objektive Gesamtdarstellung. Die Urkunden, die erst einen einigermaßen sicheren Einblick in das politische Getriebe zu gestatten vermögen, wie zum Beispiel die Protokolle, Berichte und Geheimverfügungen der Behörden, die Verhandlungsniederschriften der Parteivorstände und Parteiausschüsse, der Briefwechsel zwischen leitenden Persönlichkeiten, die Rechnungsausweise über die Ausgaben der Räteorganisationen und der Verwaltungsämtcr usw. — alle diese und andere wichtige Unterlagematerialien ruhen meist noch in den Archiven oder in den Aktenschränken der Behörden und der beteiligten Privatpersonen.

Daher ist der Darsteller der jüngsten Geschichtsperiode heute noch fast ausschließlich auf Zeitungsberichte, Erzählungen von Augenzeugen und umlaufende Gerüchte angewiesen — Geschichtsquellen, die natürlich in einer Zeit, wo jeder aufs stärkste an den Vorgängen interessiert ist und die poli-

tische Leidenschaft alle Gemüter beherrscht, noch unzuverlässiger sind als sonst. Zudem aber wird sich jeder Geschichtschreiber — auch jener, der sich ernstlich vornimmt, möglichst objektiv zu berichten — stets von Vorgängen, die er selbst miterlebt hat und die in ihm bestimmte parteipolitische Eindrücke und Stimmungen hinterlassen haben, in seiner Darstellung mehr beeinflussen lassen als durch viel weiter zurückliegende Ereignisse, an denen er kein eigentliches persönliches Interesse mehr hat und deren historische Bedeutung durch ihre späteren Folgen eine gewisse Korrektur erfahren hat.

Ein besseres Material zur Beurteilung der auf die Revolution des 9. November folgenden inneren Parteikämpfe und besonders der Berliner Januaraufstände, als die erwähnten Revolutionsgeschichten, bietet entschieden der jetzt erschienene Bericht des Untersuchungsausschusses der Preussischen verfassungsgebenden Landesversammlung (Drucksache Nr. 4121 A) über die »Januarunruhen 1919 in Berlin«. In kurzen, aber auf genauen Feststellungen beruhenden Mitteilungen wird dort berichtet über die Bildung der Revolutionsregierung, die Opposition des Spartakusbundes, die Entstehung der Sicherheitswehr, der Volksmarinedivision und der republikanischen Soldatenwehr, dem Zusammenstoß der Volksmarinedivision mit einer Bevölkerungsmenge vor dem Berliner Polizeipräsidium, die Fehde der Sicherheitswehr gegen den Polizeipräsidenten Eichhorn, die Heße gegen Wels und Ebert, den Einzug der Fronttruppen in Berlin, die Kämpfe der Volksmarinedivision um das Marstallgebäude am 23. und 24. Dezember 1918 usw. bis zum Abschluß der Kämpfe um das Vorwärtsgebäude.

Noch wichtiger als dieser Bericht des parlamentarischen Untersuchungsausschusses, der die Geschichte der ersten beiden Monate der Berliner Revolutionsbewegung auf 26 Großquartseiten zusammenfaßt und deshalb viele Einzelheiten unberücksichtigt lassen muß, sind die beigegebenen Aktenstücke. Sie bestehen erstens in einem Band »Niederschriften über die erhobenen Beweise zum Bericht über die Januarunruhen«, 371 Seiten Großquart umfassend, der die Aussagen der in 34 Ausschüssen vernommenen 78 Zeugen enthält, zweitens in einem »Urkundenband zum Bericht über die Januarunruhen«, 110 Seiten Großquart, mit Flugblättern der revolutionären Parteien, Zeitungsausschnitten, Aufrufen, Erlassen der Volksbeauftragten, Polizeiberichten, Bescheiden und Verfügungen der Behörden, Ankündigungen der Volksmarinedivision, Sitzungsprotokollen, Denkschriften usw. Ein sehr reichhaltiges, zum größten Teil noch völlig unbekanntes Quellenmaterial, dem noch ein dritter Teil mit Anlagen zum Urkundenband folgen soll.

Für die ersten zwei Monate der revolutionären Parteikämpfe in Berlin ist diese Sammlung von Zeugenaussagen und Aktenstücken meines Erachtens noch von größerer Bedeutung als für die große Französische Revolution die unter Aufsicht des Pariser Municipalrats erschienene »Collection de documents relatifs à l'histoire de Paris pendant la révolution française« (Sammlung von Dokumenten betreffend die Geschichte von Paris während der Französischen Revolution).

Leider behandelt der Untersuchungsbericht mit seinen Anlagen nur die Verhältnisse in Berlin und die Zeit vom 9. November 1918 bis 12. Januar 1919. Ursprünglich war, entsprechend einem Ergänzungsantrag des preussischen Landtagsabgeordneten Gronowski, geplant, den Verlauf der Unruhen

in anderen Teilen Preußens in gleicher Weise zu untersuchen, und tatsächlich wurden auch die nötigen Vorbereitungen für die Untersuchung der Unruhen in Mitteldeutschland, im Ruhrrevier und in Oberschlesien getroffen. Doch stellten sich diesen Nachforschungen von vornherein starke Widerstände entgegen, und der Kapp-Putsch sowie der Friedensvertrag türmten, namentlich in Oberschlesien, so viele neue Hindernisse auf, daß der parlamentarische Untersuchungsausschuß in seiner 37. Sitzung am 19. April 1920 beschloß, von weiteren Beweiserhebungen Abstand zu nehmen. Ein Beschluß, den die künftigen Geschichtsschreiber der jetzigen Revolutionsperiode sicherlich einst sehr bedauern werden, der aber in Anbetracht der tatsächlich vorhandenen Untersuchungsschwierigkeiten begreiflich erscheint.

* * *

Auf die einzelnen Ergebnisse der Untersuchung einzugehen, verbietet der Raum dieser Zeitschrift. Es würde dazu eine ganze Artikelserie nötig sein. Zur Charakterisierung des von dem Abgeordneten Heilmann erstatteten Berichts möchte ich mich auf einen kurzen Auszug aus dem dritten Abschnitt über »Die Volksmarinedivision und die Kämpfe des 23. und 24. Dezember 1918« beschränken, sind doch seinerzeit von der Tagespresse die abenteuerlichsten Meldungen über diese Kämpfe verbreitet worden. Nachdem der Bericht die Entstehung der Volksmarinedivision und den unheilvollen Einfluß des ehemaligen Infanterieleutnants Dorrenbach in diesem Truppenkörper geschildert hat, heißt es weiter:

Etwa gleichzeitig mit der Übernahme des Kommandos der Volksmarinedivision durch Dorrenbach spitzte sich die Frage der Beschaffung der für sie nötigen Mittel stark zu. Die Reichsregierung wünschte eine Verringerung der mit vielen Papier-soldaten überlasteten Truppe auf 600, höchstens 1500 Mann sowie die Räumung des Schlosses; sie unterstellte die Volksmarinedivision der Kommandantur, um nicht neben den drei in Berlin bereits vorhandenen Kommandostellen über die bewaffnete Macht, der Kommandantur, dem Polizeipräsidenten und dem Generalkommando beziehungsweise Kriegsministerium noch eine vierte Kommandostelle zu haben und dadurch den Wirrwarr in der Kommandoführung noch zu vergrößern. Bereits bei der Auszahlung der am 31. Dezember fälligen Dekade der Löhnung hatte die Reichsregierung Schwierigkeiten gemacht und Kommandantur wie preußisches Finanzministerium dringend angewiesen, die Räumung des Schlosses durch die Volksmarinedivision alsbald herbeizuführen; auch die Volksmarinedivision hatte sie dazu verpflichtet. Daraufhin hatten die Herren Heinig und Horn und ebenso die Kommandantur neue Verhandlungen mit der Volksmarinedivision über die Räumung der von dieser innegehabten Räume eingeleitet; dabei suchte die Kommandantur die Räumung von Schloß und Marstall zu erzielen, während das Finanzministerium zunächst befriedigt gewesen wäre, wenn die Volksmarinedivision aus dem Schlosse herausgegangen wäre. Die Kommandantur bot der Volksmarinedivision neue Räume An der Stechbahn 1 für ihre Büreaus an, doch lehnte nach längeren Verhandlungen die Volksmarinedivision die Räume als ungeeignet ab, obwohl die Kommandantur bedeutende Anstrengungen gemacht hatte, ihren Wünschen im einzelnen zu entsprechen. Währenddem entwarf der Beauftragte des Finanzministeriums Heinig einen Vertrag mit der Volksmarinedivision, worin diese sich verpflichtete, aus dem Schlosse herauszugehen, sobald ihr im Marstall geeignete weitere Räume zur Verfügung gestellt wären. Der Vertragsentwurf wurde von beiden Parteien gezeichnet, seitens des Finanzministeriums trägt er die Unterschrift: Kurt Heinig, vorbehaltlich der Zustimmung der Minister Simon und Dr. Südekum. Niedergeschrieben wurde der Entwurf von Dorrenbach, der dabei den unabhängigen

Finanzminister Hugo Simon mit dem damaligen Direktor der Reichskanzlei Dr. Simons, dem jetzigen Reichsminister des Auswärtigen, verwechselte und daher den Namen mit einem »s« am Ende schrieb. Finanzminister Simon nahm an dem Entwurf nur einige unwesentliche Änderungen vor (vergl. Urkundenband, 18. Aktenstück), und auch der Finanzminister Dr. Südekum war an sich der Annahme des Entwurfs geneigt, beide Herren wollten jedoch nicht eigenmächtig ohne Zustimmung der Kommandantur handeln; der Stadtkommandant Wels hatte Bedenken gegen den Vertrag, einmal, weil es gerade Räume im Marstall sein sollten, die der Volksmarinedivision zugewiesen werden müßten, andererseits, weil er die Ausführbarkeit eines solchen Vergleichs bezweifelte. Der Vertragsentwurf wurde also nicht vollzogen, insbesondere nicht, weil inzwischen durch das Eingreifen der Volksbeauftragten die Angelegenheit der Volksmarinedivision eine andere Wendung genommen hatte.

Die Volksbeauftragten hatten nämlich beschlossen, die Kommandantur anzuweisen, den für die Auszahlung der Löhnung in der nächsten Dekade notwendigen Betrag von 80 000 Mark erst dann herzugeben, wenn die Volksmarinedivision das Schloß geräumt und die Schlüssel auf der Kommandantur abgeliefert hätte. Um jeden Zweifel an der Meinung der Volksbeauftragten zu beheben, war dieser Beschluß von allen sechs Volksbeauftragten unterzeichnet und der Leitung der Volksmarinedivision unmittelbar zugestellt worden. Gleichzeitig erging Mitteilung an die Kommandantur, die 80 000 Mark bereitzuhalten. Das Geld wurde noch am Nachmittag des Beschlusstags von der Reichsbank abgeholt (vergl. Urkundenband, 13. Aktenstück und Niederschriftenband, S. 16 unten). Intendanturrat Dr. Bongard, der die Leitung der Kassengeschäfte in der Kommandantur hatte, sorgte dafür, daß an diesem Sonnabend, dem 21. Dezember, und am Sonntag, dem 22. Dezember, bei der Auszahlung der Summe beauftragte Beamte ständig und bis zum späten Abend in der Kommandantur anwesend war. Es erschien indessen von der Volksmarinedivision niemand, um das Geld abzuholen. Da nicht die Volksmarinedivision, wohl aber Herr Heinig der Kommandantur mitgeteilt hatte, daß die bisher zur Verfügung gestellten Räume an der Stechbahn der Volksmarinedivision nicht paßten, machte die Kommandantur neue Geschäftsräume in der Französischen Straße 32 ausfindig. Erst am 23. Dezember, zwischen 10 und 11 Uhr, erschien ein Vertreter der Volksmarinedivision, um die 80 000 Mark zu holen. Er versprach, daß das Schloß noch am gleichen Tag geräumt werde, und wurde beschieden, daß es geräumt sein müsse, ehe die Summe ausgezahlt werden dürfte. Daraufhin begaben sich die Vertreter der Volksmarinedivision mit dem Feldwebelleutnant Rohloff von der Kommandantur nach der Französischen Straße und besichtigten das Gebäude; sie wünschten nicht den leerstehenden rechten Flügel, sondern den linken Flügel zu beziehen, in dem die Feldkriegskasse Brüssel untergebracht war. Auf Anweisung der Kommandantur mußte diese sofort umziehen, und um 1 Uhr mittags waren die von den Matrosen gewünschten Räume frei; auch stellte die Kommandantur Tische und Stühle zur Bureaueinrichtung zur Verfügung. Die Mitglieder der Volksmarinedivision packten ihre Sachen im Schlosse zusammen und bereiteten den Umzug vor. (Vergl. auch Urkundenband, 12. Aktenstück.)

Drönnenbachs Fälschungen

Warum gleichwohl der Umzug nicht erfolgt ist, warum es trotz alledem zu Blutvergießen kommen mußte, ist nahezu unerklärlich. Tatsache ist, daß die Volksmarinedivision wiederholt wertvolle Tage hatte verstreichen lassen, ohne ihren Umzug im Eilvernehmen mit der Kommandantur tatkräftig zu betreiben. Tatsache ist ferner, daß die Leitung der Volksmarinedivision nicht am Schlosse klebte, sondern im Gegenteil den Wunsch hatte, so bald wie möglich herauszukommen, schon um den ewigen Angriffen gegen die Volksmarinedivision wegen der Diebstähle im Schlosse den Boden zu entziehen. Aber Äußerungen einzelner Vertreter der Volksmarinedivision auf der Kommandantur ließen erkennen, daß ihrem Bemühen um fried-

liche Verständigung und Räumung des Schlosses in der Volksmarinedivision selbst erhebliche Schwierigkeiten bereitet wurden. Dorrenbach zeigte den Matrosen den zwischen Heinig und der Volksmarinedivision vereinbarten Vertragsentwurf und behauptete, daß er die Unterschrift der beiden Minister gefunden hätte; er zeigte sogar diese »Unterschriften« den Führern der Volksmarinedivision vor — allerdings wiederum mit dem verräterischen Simons statt Simon —, und danach mußten diese annehmen, daß sie berechtigt wären, ihre Löhnung zu empfangen und im Schlosse zu bleiben, bis eben neue Bureauräume im Marstall bereitgestellt wären.. Planmäßig erweckten bei der Volksmarinedivision Dorrenbach und Albers den Eindruck, daß die Regierung gar nicht ernsthaft gewillt wäre, schroff vorzugehen, daß aber die Kommandantur der Volksmarinedivision feind sei und sie mit allen Mitteln zu schädigen suche.

Festnahme der Volksbeauftragten

In der fünften Nachmittagsstunde rief der Volksbeauftragte Barth die Kommandantur an, daß die Vertreter der Volksmarinedivision bei ihm erschienen seien und ihm die Schlüssel zum Schlosse übergeben wollten. Es muß festgestellt werden, daß tatsächlich die Räumung des Schlosses durch die Volksmarinedivision zu diesem Zeitpunkt noch nicht begonnen hatte, geschweige denn, daß sie vollendet gewesen wäre. Stadtkommandant Wels erwiderte dem Volksbeauftragten Barth, er sei bereit, daraufhin das Geld auszuzahlen, wenn ihm der Volksbeauftragte Ebert Anweisung dazu gäbe. Es hatte nämlich unter den Volksbeauftragten eine gewisse Ressorterteilung stattgefunden, bei der die militärischen Fragen dem Volksbeauftragten Ebert zugewiesen worden waren. In diesem Augenblick wurde das Telephongespräch unterbrochen, weil die Matrosen im Übermaß der Ungebuld den ordnungsmäßigen Weg verlassen hatten und mit Gewalt voringen; sie hatten die Telephonzentrale der Reichskanzlei besetzt, und die Wache der Volksmarinedivision, die zum Schutze der Volksbeauftragten im Hause der Reichskanzlei anwesend war, nahm die Volksbeauftragten fest und beraubte sie ihrer Bewegungsfreiheit. Der Führer der Matrosenabteilung in der Reichskanzlei, Junge, war bei diesem Vorgehen nicht zugegen, weil er in Dienstgeschäften sich nach dem Marstall begeben hatte, wohl aber nahm Dorrenbach persönlich an der Aktion teil und erklärte nachher, die Verantwortung dafür tragen zu wollen.

Der Anschlag auf die Volksbeauftragten war nur von kurzer Dauer. Von dem mit Hilfe einer verborgenen direkten Fernsprechleitung benachrichtigten Kriegsministerium wurden alsbald eine Anzahl regierungstreuer Truppen in Marsch gesetzt und erschienen in der Wilhelmstraße. Aber sie brauchten nicht mehr einzugreifen; die Matrosen hatten sich inzwischen von der Unrechtmäßigkeit und Unsinntigkeit ihres Vorgehens bereits überzeugt und den Volksbeauftragten die Freiheit zurückgegeben. Es wäre diesen ein leichtes gewesen, mit Hilfe der zahlenmäßig überlegenen Regierungssoldaten an den 125 Mann der Volksmarinedivision Rache zu nehmen oder sie entwaffnen und verhaften zu lassen. Die Volksbeauftragten waren über das Verhalten ihrer eigenen Wache begreiflicherweise aufs äußerste empört; mußte die Regierung doch jede Autorität in ganz Deutschland verlieren, wenn jeder aus irgendeinem Grunde zufällig unzufriedene Berliner Truppenkörper sich herausnehmen durfte, mit Gewalt gegen die Volksbeauftragten vorzugehen. Aber trotzdem waren die Volksbeauftragten nur darauf bedacht, weitere Erregung und Blutvergießen zu verhüten. Sie vermittelten daher freien Abzug der beiden bewaffneten Parteien nach verschiedenen Seiten. Die Reichskanzlei sollte zunächst ohne Wache bleiben; später wurde sie von den Regierungstruppen, den 12. Grenadieren, besetzt.

Verhaftung von Wels, Fischer und Bongard

Auch der Stadtkommandant Wels hatte auf die Kunde von dem Anschlag gegen die Volksbeauftragten sofort die Truppen alarmiert und schickte sich an, nach der Reichskanzlei zu fahren. Inzwischen traf jedoch die Meldung ein, daß der Regie-

rungslos wieder freigemacht sei. Zugleich aber hatten sich die Angehörigen der Volksmarinedivision, ungeduldig geworden und zornig über das Ausbleiben der Löhnung, die sie so kurz vor dem Weihnachtsfest besonders dringend brauchten, in großer Zahl demonstrierend vor der Kommandantur versammelt. Auch die Mannschaften der Volksmarinedivision, welche die Reichskanzlei besetzt gehalten hatten, kamen gegen die Kommandantur herangezogen. Stadtkommandant Wels und sein Adjutant Fischer kehrten mit einigen Matrosen in die Kommandantur zurück und suchten sie über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Es drangen jedoch in kurzer Zeit eine größere Zahl von Matrosen nach, und die Auseinandersetzungen nahmen bald einen lärmenden Charakter an. Währenddem fielen einige Schüsse, die zwei Angehörige der Volksmarinedivision töteten. Von den Matrosen ist nachdrücklich behauptet worden, daß diese Schüsse von der in der Neuen Wache untergebrachten Regierungstruppe aus Unteroffizieren, der sogenannten Suppe-Garde, abgegeben worden seien. Von anderer Seite wurde behauptet, daß zwei demonstrierende Abteilungen der Volksmarinedivision selber in der Dunkelheit aus Versehen aufeinander gefeuert hätten. Eine tatsächliche Feststellung darüber ist nie versucht worden und nach so langer Zeit sicherlich nicht mehr herbeizuführen; doch lag an jenem Tage in der Neuen Wache keine Suppe-Garde, sondern Eichhornische Sicherheitswehr. Jedenfalls steht fest, daß Wels, als er den Knall der Schüsse hörte, sofort aus dem Beratungszimmer auf den Balkon sprang und mit lauter Stimme rief: »Nicht schießen! Es wird verhandelt!« Dieses Eingreifen änderte ebensowenig wie die vollkommene Schuldlosigkeit von Wels an den früheren Zusammenstößen, insbesondere dem vom 6. Dezember, irgend etwas an der Stimmung der Matrosen gegen ihn; sie standen wie weite Kreise der Öffentlichkeit unter dem suggestiven Einfluß der täglich wiederholten Behauptung der »Roten Fahne«, daß Wels ein Bluthund und Mörder sei und keinen sehnlicheren Wunsch hege als den, revolutionäre Proletarier niederschießen zu lassen. Obwohl inzwischen die 80 000 Mark Löhnung ausgezahlt worden waren — die Matrosen erfuhren nichts davon —, wurden Wels, Fischer und Bongard von den Matrosen im Tumult verhaftet und unter schweren Mißhandlungen und den schlimmsten Drohungen nach dem Marstall geschleppt. Auch dort war namentlich Wels weiteren schweren Mißhandlungen ausgesetzt und wurde wiederholt mit dem Erschießen unmittelbar bedroht. Man zerrte ihn zu den Leichen der beiden gefallen Matrosen und stieß die wildesten Verwünschungen und Flüche gegen ihn aus. Vergeblich versuchten besonnene Männer in der Volksmarinedivision ihn zu schützen; sie mußten weichen, wollten sie ihr eigenes Leben nicht in Gefahr bringen.

Eine Besserung der Lage der Gefangenen wurde erst durch das Eingreifen des Kommandeurs der Matkaser, Leutnant Schulze, herbeigeführt. Dieser begab sich in das Schloß zur Leitung der Volksmarinedivision und teilte mit, daß er mit seinen »in der Nähe stehenden« 400 Matkasern sofort den Marstall stürmen werde, wenn nicht die Gefangenen alsbald freigegeben würden. Auch andere Garnisontruppen erhoben lebhaften Widerspruch gegen das Treiben der Volksmarinedivision und hielten mit ihrer Verurteilung ihres Verhaltens nicht zurück. Man einige sich schließlich einstimmig darauf, daß Fischer und Bongard sofort freigelassen werden sollten und Fischer an Stelle von Wels Stadtkommandant würde. Fischer wurde in das Schloß herübergeholt, machte der Volksmarinedivision seinerseits noch einmal die notwendigen Vorhaltungen und begab sich dann in die Kommandantur. Die Führer der Volksmarinedivision hatten fest versprochen, in Zukunft der Regierung treu zu dienen, das Leben von Wels zu schützen und ihn so bald wie möglich freizulassen.

Der Angriff des Generals Lequis

Gegen 2 Uhr nachts erschien indessen der Kommandeur der Matrosen Radtke auf der Kommandantur und teilte sehr erregt mit, er könne für das Leben von Wels nicht mehr einstehen; die Matrosen seien zu erregt, er fürchte das Schlimmste.

Fischer schickte ihn in den Marzfall mit dem Auftrag zurück, die äußersten Anstrengungen zur Befreiung von Wels zu machen. Die gleichen Mitteilungen wie gegenüber Fischer hatte Radtke auch am Fernsprecher dem Sekretär in der Reichskanzlei Walter Dehne gemacht, der sie seinerseits den drei noch anwesenden sozialdemokratischen Volksbeauftragten übermittelte — die unabhängigen Volksbeauftragten hatten in dieser Nachtstunde die Reichskanzlei bereits verlassen. Die Volksbeauftragten hatten der Volksmarinedivision zugesagt, am nächsten Tage welfer zu verhandeln; jetzt aber kamen sie schnell überein, daß sie Wels nicht im Stiche lassen dürften, und gaben dem Kriegsminister den Auftrag, Wels unter Anwendung von Machtmitteln so rasch wie möglich zu befreien. Der Kriegsminister zog darauf andererseits die Truppe des Generals Lequis nach Berlin und befahl ihr den Sturm auf den Marzfall. Die Stärke dieses Truppenkörpers, der in den radikalen Blättern wochenlang als »Armee Lequis« bezeichnet worden war, muß auch von der Regierung überschätzt worden sein, sonst wäre dieser Angriffsbefehl kaum zu verstehen. In Wahrheit verfügte General Lequis nur über 800 Mann, die er zu dem Kampfe einsetzen konnte. Es kam hinzu, daß der Angriff ohne jede vorherige Verständigung mit der Kommandantur unternommen wurde. Stadtkommandant Fischer hatte noch im Laufe der Nacht den Alarmbefehl für alle Berliner Truppen aufgehoben und sie dringend aufgefordert, in ihre Quartiere zurückzukehren; er dachte auf diese Weise vor allem die Angehörigen der Sicherheitswehr aus dem Marzfall zu entfernen, die sich besonders erregt und fanatisch gegen Wels benommen hatten. Der Angriff traf in der neunten Morgenstunde des 24. Dezember die Matrosen vollkommen überraschend. Ein auf zehn Minuten befristetes Ultimatum lehnten sie ab. Dann begann die Beschießung des Marzfalls aus einigen Geschützen, die zur Folge hatte, daß nach kurzer Zeit die Matrosen die weiße Flagge hissten und in Verhandlungen wegen der Übergabe eintraten. Wels wurde freigelassen, und die Aktion schien bereits erfolgreich beendet.

Plötzlich veränderte sich das Bild. Die Sicherheitsmannschaften aus dem Polizeipräsidium hatten die Absperrung aufgehoben, und eine große Menge von Frauen, Kindern, Kriegsbeschädigten und anderen Zivilisten drängten in den Kampfraum. Bewaffnete Arbeiter kamen den Matrosen zu Hilfe. Bald waren die Regierungstruppen umringt, so daß sie sich nicht mehr zur Wehr setzen konnten. Eine größere Anzahl von Offizieren wurde entwaffnet und gefangengenommen und, teilweise unter Mißhandlungen, nach dem Polizeipräsidium gebracht.

Friedensvermittlung

Schon im Laufe der vorhergehenden Nacht hatten die ruhigeren Leute in der Führung der Volksmarinedivision den Abgeordneten Ledebour aus seiner Wohnung in einem westlichen Vorort herbeigeholt, damit er seine Autorität für die Rettung von Wels einsetze. Ledebour hatte sich denn auch angelegentlich bemüht, die Matrosen und Sicherheitsoldaten zu bewegen, daß sie sich nicht an Wels vergrißen. Er wurde zuerst niedergeschrien, konnte sich aber später Gehör verschaffen; er hat auch durchgesehen, daß vor den Haftraum von Wels ein Posten gestellt wurde; aber die Mißhandlungen und Drohungen begannen später doch wieder und hörten erst bei Beginn des Lequis'schen Angriffs auf. Nachdem gegen Mittag des 24. Dezember die Niederlage der Regierungstruppe sicher war und diese vor einer Katastrophe stand, hat Ledebour mit den von der Regierung beauftragten Vertretern, dem Matrosen Loß vom 53er Ausschuß, dem unabhängigen Vorsitzenden des Berliner Vollzugsrats Richard Müller und dem Vorsitzenden des Zentralrats Cohen (Reuß) über die Beendigung der Kämpfe verhandelt. Die Matrosen verpflichteten sich erneut, aus dem Schlosse herauszugehen, sobald andere ihnen passende Räume gefunden wären, und die Truppen des Generals Lequis erhielten freien Abzug mit Waffen. Sie waren durch die Niederlage indessen so demoralisiert, daß die Regierung in Zukunft nicht mehr auf sie rechnen konnte.

Der Kampf um Schloß und Marktall am 24. Dezember hatte mit einer schweren Niederlage der Regierung geendet und ihre Autorität erneut stark herabgesetzt. Sie mußte den Stadtkommandanten Wels fallen lassen und gab sich mit der Wahl von Fischer gern zufrieden. Aber auch Fischers Kommandogewalt wurde stark eingeschränkt: die der Kommandantur unterstehenden Truppen sollten Garnisonbefehle in Zukunft nur dann als rechtsgültig ansehen, wenn sie von dem Kommandanten, einem Mitglied des Fünferausschusses der Soldaten und einem Vertreter des Berliner Vollzugsrats gemeinsam unterzeichnet waren. Dieser Fünferausschuß trat neben der Kommandantur als gleichberechtigte Befehlsstelle stark hervor. Als Vertreter des Vollzugsrats in militärischen Angelegenheiten amtierte allerdings ohne besondere endgültige Bestallung kein von den Soldaten gewähltes Mitglied Brutus Molkenbuhr. Die Machtverteilung war kompliziert und die Verhältnisse so unsicher, daß sie unmöglich dauernd so bleiben konnten; nach irgendeiner Richtung hin mußte eine Klärung erfolgen.

Lebenserinnerungen

Die Gepflogenheit mancher Zeitgenossen, beim Eintritt ins biblische Alter der Öffentlichkeit über den zurückgelegten Lebensweg Bericht zu erstatten, ist durch Weltkrieg und Revolution keineswegs aus dem Geleise gebracht worden. Im Gegenteil, die letzten Monate haben eine ganze Reihe von Druckerzeugnissen auf den Markt gebracht, deren Väter alle des Glaubens zu sein scheinen, daß sie die deutsche Memoirenliteratur um einige Stücke bereichern müssen. Zuweilen mag allerdings auch die Spekulation des Verlegers der Antriebe zur Abfassung der Erinnerungen einer im Vordergrund der Ereignisse stehenden politischen oder wissenschaftlichen Persönlichkeit gewesen sein. Ist doch oft an solchen Büchern ein schönes Stück Geld zu verdienen.

Aber die »Besonnte Vergangenheit« seiner sechzig Jahre plaudert der in letzter Zeit als Arzt und Psychologe vielgerühmte Berliner Chirurg Karl Ludwig Schleich in seinem so benannten Buche (Berlin, Verlag Ernst Rowohlt, 344 Seiten, Preis gebunden 50 Mark). Schleich ist mit vielen bedeutenden und interessanten Persönlichkeiten, besonders des geistigen Berlins, der letzten Jahrzehnte zusammengetroffen und weiß darüber mancherlei Nettes zu berichten. Da er seine Objekte auf allen Gebieten sucht, so sind seine Erinnerungen durchaus keine Fachimperei geworden, sondern eine Erzählung mit weitem Horizont. Allerdings versucht er das liebe Ich stark zu pouffieren. Mit Genuß liest man die Kapitel über Virchow, Ehrlich, Gottfried Keller, August Strindberg und Richard Dehmel.

Ebenfalls aus der Feder eines Mediziners stammen die »Lebenserinnerungen«, die der Verlag Friedrich Cohen in Bonn auf den Büchertisch legt. (430 Seiten, Gebunden 44 Mark.) Der unlängst verstorbene Berliner Anatom Wilhelm v. Waldeyer ist ihr Verfasser. Vierundachtzig Jahre ist der Gelehrte alt geworden, und was er da aus seinem reichbewegten Leben zu erzählen weiß, wird auch den Fesseln, der seinen politischen Anschauungen nicht immer zu folgen vermag. Vom Frauenstudium, überhaupt von der Frauenbewegung beispielsweise ist Waldeyer kein Freund. In diesem Punkte waren die Ansichten des Gelehrten äußerst rückständige. In der heutigen Frauenbewegung sieht er lediglich »Überkultur« und »Kulturrückgang«. Für ein Einfühlen in die außerhalb seiner Fachgelehrsamkeit liegenden politischen und allgemeinen Probleme aktuellen Inhalts scheint Wilhelm Waldeyer schon zu alt gewesen zu sein. Die Stationen seines wissenschaftlichen Wirkens, die er beschreibt, sind nächst der Studentenzeit Königsberg, Breslau, Straßburg und Berlin.

Gestorben ist kürzlich auch ein anderer Autor, dessen Erinnerungsbuch vorliegt. Wir meinen Wilhelm Wundts Werk »Erlebtes und Erkantes«.

(Stuttgart, Verlag Alfred Kröner. 400 Seiten. Preis 33 Mark). Die Rückschau eines bedeutenden deutschen Philosophieprofessors nach achtundachtzig Jahren. Philosophieprofessor? Der Begriff dünkt uns zu klein; nein, ein Weltweiser war der Leipziger Gelehrte. Ein Forscher und Lehrer, dem es im Bezirk der einschlägigen Wissenschaft oftmals zu eng wurde und der darum, besonders in der Zeit der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als badischer Abgeordneter und Leiter von Arbeiterbildungsvereinen mehrfach aktiv in das politische Leben eingriff. Hierbei ist Wundt auch in flüchtige Berührung mit August Bebel gekommen. Auch später hat der Gelehrte von seiner Spezialwissenschaft zur Politik Brücken gefunden. Das Buch, in dem, wie schon der Titel besagt, neben dem biographischen Abriss das Erleben und besonders das Erkennen eine bedeutende Rolle spielt, verdient viele Leser.

Schließlich als viertes Buch noch die »Lebenserinnerungen« des Jenaer Gelehrten Rudolf Eucken (Leipzig, Verlag E. F. Koehler. 130 Seiten. Preis gebunden 30 Mark). Ein in Deutschland lange Zeit wenig gewürdigter Lehrer des Idealismus und Träger des Nobelpreises hält hier Lebensrückschau. Eucken hat als junger Philosophielehrer in Basel neben Friedrich Hegel und Jakob Burckhardt gewirkt und ist bei Hodler ein und aus gegangen. Die Ehren, die die Gegenwart zu vertellen hat, traten erst im letzten Drittel seines heute fünf- undsiebzig Jahre zählenden Lebens an ihn heran. Sein Buch wird auch außerhalb seines Freundes- und Schülerkreises gelesen werden.

Vom alten Ibsen stammt das Wort: Dichten heißt Berichtstag halten über sich selbst. Die obigen Memoirenschreiber sind keine Dichter; darum halten sie auch nicht Berichtstag über sich selbst, sondern über andere. Von diesem Tun ist in den hier aufgeführten Büchern mancherlei zu merken. Al.

Literarische Rundschau

Franz J. Scheidl, Der neue Geschichtsunterricht. Wien, Verlag Karl Konegen. Preis 20 Kronen.

Wer noch in Erinnerung hat, wieviel an dem Kriegsunglück die Verheerung der Geister Schuld trug, die sich bis in die Schulen hinein erstreckte, der muß als eine der wichtigsten Aufgaben des neuen Staatswesens die Reform des Geschichtsunterrichts erkennen; denn wenn auch die Naturwissenschaften von einem beschränkteren oder freieren Standpunkt aus gelehrt, die Vorträge über Literatur mehr oder weniger »gefärbt« werden können, so ist doch kein anderer Unterrichtsgegenstand so sehr der subjektiven Darstellungsweise unterworfen wie gerade die Geschichte. Ein Leitfaden für den auf neue Zwecke und Ziele eingestellten Geschichtsunterricht ist daher zu begrüßen. Die von Scheidl herausgegebene Schrift »Der neue Geschichtsunterricht« will ein solcher Leitfaden sein. Er weist jedoch nicht allein neue Wege, sondern erhöht den Wert der Darstellung durch die gleichzeitige Aufzeigung der Fehler der alten Lehrweise.

An die Spitze seiner Forderungen stellt der Verfasser die Erweckung des Bewußtseins vom Einzelwesen und der Gesamtheit in der kindlichen Vorstellung und der Begriffe »Gesellschaft« und »Menschheit«, diese schon als Vorbereitung für eine weltbürgerliche Erziehung gedacht. Wenn aber der Blick auf das Ganze und Allgemeine gerichtet werden soll, so verurteilt sich die bisher geübte Methode selbst, die nur Kleinarbeit geleistet hat, anstatt auf die großen Zusammenhänge hinzuweisen. So dürfen zum Beispiel Kriege nie als Selbstzweck dargestellt werden, sondern nur als Erschütterungen und Veränderungen der normalen Zustände, auch soll ihrer Schilderung nicht mehr so viel Raum gewährt werden wie früher und das Hauptgewicht auf das Verständnis der Ursachen gelegt werden. Auch die Geschichte der Regenten darf nicht mehr einen so wesentlichen Bestandteil

des Unterrichts bilden. Am besten sollte aber die moderne Geschichtsdarstellung ganz ohne Werturteil auskommen und die einseitige Betrachtungsweise durch ein weitgehendes Verständnis von Geschehnissen und Persönlichkeiten ersetzen.

Auch über die Auswahl und Anordnung des Stoffes sagt Scheidl manches Beherzigenswerte. Er ist entschieden gegen die Fülle, der er die Vertiefung vorzieht. Das rasche Vorübergleiten von Bildern vor dem Auge des Kindes, so meint der Verfasser mit Recht, läßt wenige Eindrücke in ihm haften und verhindert die Bildung fester Vorstellungen im Gedächtnis. Eine wichtige Aufgabe des Geschichtslehrers ist es daher, eine sorgfame Auswahl des Stoffes zu treffen und bei Beibehaltung der chronologischen Anordnung als wesentliche Stütze der Erinnerung an Stelle der früher geübten trockenen Darstellung die lebendige Erzählung zu setzen. Als wichtige Hilfsmittel des Unterrichts erwähnt Scheidl die schmückenden Beiworte (Ludwig der Sonnenkönig, Maria die Katholische usw.), Lebens- und Fremdworte und die bildhaften Vorstellungen, die das tägliche Leben, die Straße sozusagen schafft.

Was die Begrenzung des Stoffes dem äußeren Umfang nach betrifft, so spricht sich der Verfasser gegen die maßlose Überschätzung des Altertums aus, der stets die eingehende Belehrung über die eigene Heimatkunde zum Opfer fiel; aber er ist weit davon entfernt, patriotische Geschichtsdarstellungen zu empfehlen und die Bedeutung der vorausgegangenen Zeiten gering einzuschätzen. Auch hier kommt es ihm durchaus auf die Zusammenhänge an und auf tieferes Begreifen der Entwicklung, als dies bei bloßer Schilderung des Gewordenen möglich ist. Nur auf diese Weise vermag der Lehrer in den Kindern soziales Bewußtsein, Gefühl für die Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit zum Menschtum zu erwecken und sie zu Staatsbürgern zu erziehen, zu Menschen, die nicht in alten Vorurteilen befangen sind, sondern, durch Verstehen gereift, einzugreifen vermögen, wo es um die Wahrung der folgerichtigen Entwicklung geht.

J r m a H i f t

J. S. Thomas, *When Labour Rules*. London 1920, Collins Sons, 204 Seiten.
Preis 10¹/₂ Schilling.

Einer der Führer der englischen Arbeiterpartei spricht in diesem Buche von den wirtschaftlichen und politischen Aufgaben, deren Lösung die demokratische Arbeiterbewegung erstrebt, denn es besteht darüber im Lande noch so manche falsche Meinung, und viele, in deren Eigeninteresse der Anschluß an die Partei liegt, hegen Befürchtungen für den Fall, daß die Arbeiterschaft zur Herrschaft kommt. Sie sollen aus dem Buche erfahren, was tatsächlich beabsichtigt wird und welche Mittel die Arbeiterpartei zur Durchführung der Umgestaltungen anwenden will, die sie sich zum Ziele gesetzt hat. Sie ist vor allem jeglicher Diktatur und anderer Gewaltanwendung durchaus abgeneigt. In wirtschaftlicher Beziehung erstrebt sie eine beschränkte Sozialisierung, nämlich die Verstaatlichung von Grund und Boden, der Bergwerke, des Verkehrswesens und die Municipalisierung der Brot- und Milchversorgung; doch sollen dabei wesentlich andere Grundsätze befolgt werden als die der Kriegswirtschaft. Ebenso soll der Grundsatz des Freihandels aufrechterhalten bleiben. Die Voraussetzungen erfolgreicher Sozialisierung sind allzu kurz behandelt. Ob lediglich die Begeisterung für die neue Wirtschaftsform und das Bewußtsein, für das Gemeinwohl zu arbeiten, in jenem Maße wirksam sein werden und können, wie Thomas annimmt, ist zweifelhaft. — Besondere Abschnitte behandeln die Stellung einer Arbeiterregierung zur Mittelsklasse, das Wohnungs- und Gesundheitswesen, das Erziehungswesen, die Frage des Alkoholverbotes (das als gegenwärtig nicht durchführbar betrachtet wird), die auswärtigen Beziehungen, die Kolonialpolitik, Irland, Indien, die Finanzen, den Völkerbund usw.

Das Buch kann auch dem ausländischen Leser als gute Einführung in das Arbeitsprogramm der englischen Arbeiterpartei dienen.

J. F e h l i n g e r

Notizen

Deutschlands Getreide- und Kartoffelernte. Nach den endgültigen Ergebnissen der Erntestatistik stellt sich der Ernteertrag Deutschlands an Getreide und Kartoffeln in den beiden letzten Jahren auf:

	1919	1920
	in Tonnen	
Weizen überhaupt	2 169 138	2 255 055
davon Winterweizen	1 904 814	1 895 272
- Sommerweizen	264 324	359 783
Roggen überhaupt	6 699 426	4 971 800
davon Winterroggen	6 014 235	4 869 550
- Sommerroggen	85 191	102 250
Sommergerste	1 669 861	1 790 713
Hafer	4 493 688	4 870 126
Kartoffeln	21 478 905	28 248 765

Verglichen mit den Ernteerträgen der Vorkriegszeit ergibt sich ein beträchtlicher Rückgang, selbst dann, wenn man berücksichtigt, daß Deutschland durch den Krieg einen nicht unbeträchtlichen Teil seines früheren Gebiets verloren hat. Auch wenn man diesen Flächenverlust mit in Betracht zieht, ergibt sich, daß im Jahre 1920 nur ungefähr die Hälfte jener Getreidemenge erzeugt worden ist wie in den Jahren 1912 und 1913. Es betrug nämlich in diesen Jahren der Ernteertrag an:

	1913	1912
	in Tonnen	
Weizen überhaupt	4 655 956	4 360 624
Roggen	12 222 394	11 598 289
Sommergerste	3 673 254	3 481 974
Hafer	9 713 965	8 520 183

Auch die Kartoffelernte hat im letzten Jahre nur 54 Prozent des Ertrags der Jahre 1913 und 1912 eingebracht; denn im Jahre 1920 sind nur 28,2 Millionen Tonnen, im Jahre 1913 aber 54,1 und 1912 50,2 Millionen Tonnen geerntet worden.

Die Steigerung der Nahrungsmittelpreise in England. Wenn auch nicht in gleichem Maße wie in Deutschland mit seiner miserablen Valuta, hat doch auch in England der Krieg eine beträchtliche Steigerung der Nahrungsmittelpreise hervorgerufen, wie eine jüngst vom „Economist“ veröffentlichte vergleichende Zusammenstellung der Großhandelspreise am Ende des Jahres 1913 und 1920 zeigt. Es kostete:

		Ende 1913	Ende 1920
		(in Schilling)	
Weizen, britisch	pro Quarter	31,—	86,75
Mehl, Haushalts-	- 280 Pfund	28,—	80,—
Gerste	- Quarter	25,83	72,58
Hafer	- -	18,33	42,75
Kartoffeln	- Tonne	70,—	230,—
Reis, Rangoon-	- Zentner	7,62	25,—
Rindfleisch, Ia	- 8 Pfund	5,50	13,66
Schweinefleisch	- 8 -	4,33	10,66
Falg, Rinder-	- Zentner	34,—	54,—
Speck, Ia, amerikanischer	- -	75,—	210,—
Schmalz, amerikanisches	- Elmer	58,—	158,—
Butter, argentinische	- Zentner	114,—	336,—
Kakao, Ia, Ceylon	- -	88,—	120,—
Zucker, Ia	- -	16,25	72,—
Kaffee, Ia, mittelamerikanischer	- -	86,—	120,—
Tee, Ia, Kongo	- Pfund	8,—	22,50

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 24

Ausgegeben am 11. März 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Franz Diederich †

Franz Diederich gestorben! Als der Telegraph diese Nachricht meldete, wollten wir es nicht glauben; denn wenn wir auch wußten, daß er seit einiger Zeit an Arterienverkalkung litt und auf dringendes Anraten des Arztes mit seiner Frau nach dem kleinen Kurort Polzin gefahren war, um sich dort inmitten der schönen pommerischen Tannen- und Laubwälder zu erholen, so lauteten doch die kurzen Briefe an seine Kollegen so zuversichtlich, fast könnte man sagen lebensfroh und zukunftsicher, daß wohl keiner seiner Freunde geglaubt hat, der stattliche, behäbige Mann werde aus dem gemütlichen Nest am Wupperbach nicht wieder nach Berlin zurückkehren. Tatsächlich hatte er denn auch dem »Vorwärts«, dessen Feuilleton er seit 1913 zusammen mit dem Genossen Döschner redigierte, bereits angekündigt, daß er am 1. März nach Berlin zurückkommen und wieder seine Tätigkeit aufnehmen werde. Sein unverwundlicher Optimismus, der ihn so oft über mißliche Lebensumstände hinweggetragen, hat sich jedoch in diesem Falle als grundlos erwiesen. Am 28. Februar traf aus Polzin die schmerzliche telegraphische Kunde ein, Franz Diederich sei plötzlich gestorben.

In der Arbeiterpresse, besonders in dem ersten Jahrzehnt nach dem Fall des Sozialistengesetzes, hat mancher Stellungen und Arbeiten übernehmen müssen, die seinen Gaben und Fähigkeiten, seinen Neigungen und seinem Naturell widersprachen, und so hat auch Diederich in jener Zeit als politischer Redakteur fungieren müssen — zunächst (seit 1891) bei der »Westfälischen Freien Presse« in Dortmund, der späteren »Rheinisch-Westfälischen Arbeiterzeitung«, dann 1895 bei der »Bremer Bürgerzeitung« —, eine Tätigkeit, die ihm achtzehn Monate Gefängnis eingetragen hat; doch Politiker im strengen Sinne ist Diederich wohl niemals gewesen. Er war eine Dichternatur, der politische Nüchternheit, sorgfältiges Abwägen der realen Tatsachen, vor allem aber die Vertiefung in trockene Wirtschaftsprozesse fehlte. Seine leichtbeschwingte Phantasie trug ihn auf weitausgespannten Flügeln nicht nur über eigenes Ungemach und rauhe Schicksalsschläge, an denen es ihm nicht gefehlt hat, sondern auch über mißliche politische Vorgänge hinweg. Trotzdem die Not ihn und seine zahlreiche Familie oft recht hart anfaßte, hatte er fast immer »Sonne im Herzen«, und wenn er auch mal klagte, fühlte er sich doch bald wieder obenauf und sah mit heiterem Optimismus in die Zukunft. Dazu kam eine ganz eigenartige Naturliebe, die oft geradezu in poetische Naturverehrung überging. Den Wald hörte er alte Märchenlieder singen, im Rauschen des Rohrs vermeinte er das Seufzen gequälter Herzen zu vernehmen, und phantastische Wolkengebilde wurden ihm zu seltsamen

Sagengestalten. Und doch, trotz seiner Versonnenheit, war er ein Kämpfer, der mit heißem Herzen an dem Ringen des Proletariats Anteil nahm und den es drängte, das, was seine mitfühlende Seele beim Anblick des Mühs, Sorgens, Kämpfens und Aufwärtstrebens der unteren Volksschichten in Schwelungen versetzte, in verheißungsvollen Versen auszufließen.

So ist Franz Diederich zum Dichter des Proletariats geworden, besonders nachdem er 1902 in die Redaktion der »Sächsischen Arbeiterzeitung«, jetzigen »Dresdener Volkszeitung«, als Feuilletonredakteur eingetreten und darauf 1913 diese Stellung mit der eines Feuilletonredakteurs am »Vorwärts« vertauscht hatte. Zwar ist die Zahl der von Diederich veröffentlichten kleinen Gedichtsammlungen (darunter »Hochflut« 1891, »Volksfestspiele« 1893, »Die Hämmer dröhnen« 1904, »Kriegssaft« 1917) gering. Die journalistische Tagesarbeit nahm seine Zeit sehr in Anspruch, und zudem pflegte er lange an seinen Gedichten zu feilen, bis er sich zu ihrer Veröffentlichung entschloß. Dagegen darf er für sich in Anspruch nehmen, dem werktätigen Volke seine Dichter erst nahegebracht, teilweise diese sogar erst für die Arbeiterschaft entdeckt zu haben. In erster Reihe gilt das von seiner zweibändigen Anthologie »Von unten auf«, eine Blüten Sammlung von Freiheitsdichtungen, die heute in der kleinen Bibliothek so manches Arbeiters steht.

Neben seinen mannigfaltigen anderen Arbeiten fand Diederich Zeit, das Bildungstreiben der Arbeiterschaft und vornehmlich der Arbeiterjugend tatkräftig zu unterstützen. Er war Mitarbeiter in verschiedenen Bildungsausschüssen und saß im Ausschuß der Berliner Volksbühne, der Volkshochschule und einiger anderer ähnlicher Körperschaften. Auch für die Neue Zeit hat Dr. Franz Diederich in den letzten Jahren verschiedene wertvolle Beiträge geliefert, meist literarhistorischen Inhalts.

Nun hat das tückische Schicksal auch ihn, den stämmigen Niedersachsen, hinweggerafft — in einem Alter, das sonst noch bestem Schaffen geweiht ist, würde doch Diederich, der am 2. April 1865 in Hannover geboren ist, erst im nächsten Monat sein 56. Lebensjahr erreicht haben. An seiner Bahre steht eine kränkliche Frau mit vier unerwachsenen Kindern.

Dichterlos!

Die sozialistischen Parteien in der böhmischslowakischen Republik

Von H. Fehlinger

Bis zum Herbst 1920 bestanden in der böhmischslowakischen Republik drei sozialistische Parteien: die deutsche sozialdemokratische Arbeiterpartei, die tschechoslowakische sozialdemokratische Arbeiterpartei und (in der Slowakei) die deutschmadrarische sozialdemokratische Partei. Die von einem früheren tschechischen Sozialdemokraten begründete Modratschekpartei hat zwar im Abgeordnetenhaus drei Vertreter, doch kann sie hier außer acht bleiben. Die tschechischen und die deutschen »Nationalsozialisten«, ebenso wie die deutschen »Freisozialen«, sind nichtsozialistische Parteien. Die letztgenannten haben keine parlamentarische Vertretung.

Ende September 1920 spaltete sich infolge der von Moskau ausgehenden Werbetätigkeit die tschechoslowakische Sozialdemokratie, und im Januar

1921 kam es aus dem gleichen Grunde auch zur Spaltung der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Neben den sozialdemokratischen Parteien trat die kommunistische Partei ins Leben.

Den unmittelbaren Anlaß zur Spaltung der deutsch-böhmischen Sozialdemokratie gab der im Dezember von tschechisch-kommunistischer Seite angeordnete Generalstreik, der mit einem kläglichen Mißerfolg endete. Der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie und die Gewerkschaftsvorstände erkannten die Unsinnigkeit des Generalstreikunternehmens im voraus, und sie rieten den deutschen Genossen entschieden von der Beteiligung ab, was einige Parteiführer mit stark moskowitzischen Neigungen zu Gegenkundgebungen und der Aufforderung zur Teilnahme an dem Streik veranlaßte. Als dieser zusammengebrochen war und die Gefängnisse mit seinen Opfern überfüllt waren (an 3000!), richtete sich der Groll derer, die für ihn eingetreten waren, gegen jene, die vorausgesagt hatten, was kommen werde. Eine Konferenz der Linken der deutschen Sozialdemokratie wurde am 9. und 10. Januar dieses Jahres in Reichenberg abgehalten, die folgende Entschließung annahm:

Die Konferenz der auf dem Boden der Dritten Internationale stehenden Genossen der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik verurteilt aufs schärfste den Verrat des Parteivorstandes und der Gewerkschaftsführer während des gewaltigen Kampfes des revolutionären tschechischen Proletariats und begrüßt es lebhaft, daß trotzdem die Genossen des Reichenberger und Komotauer Gebiets nicht zögerten, die deutsche Arbeiterschaft zur Betätigung international-proletarischer Solidarität aufzurufen. Wir bestehen auf der sofortigen Einberufung eines außerordentlichen Parteitags, der Klarheit darüber bringen soll, ob die gesamte Partei gewillt ist, sich unter restloser Annahme der 21 Bedingungen der Dritten Internationale anzuschließen, durch Bruch mit dem Opportunismus eine aktionsfähige Partei zu bilden und zielbewußt die Bildung einer internationalen kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei zu fördern, sowie alle diejenigen, welche zum Verrat aufforderten, aus der Partei auszuschließen und so dem revolutionären deutschen Proletariat der Tschechoslowakei das weitere Verbleiben in dieser Partei zu ermöglichen. Die letzten Ereignisse haben klar gezeigt, daß die Partei in ihrer gegenwärtigen Form und unter ihrer jetzigen Führung den großen Aufgaben nicht gewachsen ist und die rasche Schaffung einer kommunistischen internationalen Partei in der Tschechoslowakei als Sektion der Dritten Internationale eine solche Lebensnotwendigkeit des Proletariats ist, daß jedes weitere Zurückweichen und Kompromiß, das diese Gründung gefährdet, Verrat wäre. Wir fordern daher die gesamte Arbeiterschaft auf, gemeinsam mit uns den Kampf für die Einberufung des Parteitags aufzunehmen. Der Parteivorstand muß gezwungen werden, Farbe zu bekennen und Klarheit zu schaffen. Die kommunistische Partei muß geschaffen werden entweder durch unsere Partei oder ohne sie.

Der Parteivorstand hatte schon einen Tag vorher eine Sitzung des Reichsausschusses zur Erledigung der schwebenden Differenzen einberufen und die Reichenberger Kreisorganisation aufgefordert, auf einer Kreiskonferenz in Gemeinschaft mit einigen seiner Mitglieder den Konfliktgegenstand zu verhandeln. Auf die Entschließung der Reichenberger Tagung konnte der Parteivorstand nicht eingehen, und als der Reichsausschuß am 17. Januar zusammentrat, wurde mit allen gegen sieben Stimmen ein Beschluß gefaßt, in welchem die Einberufung eines außerordentlichen Parteitags abgelehnt und der Parteivorstand beauftragt wurde, jede weitere Zusammenarbeit der Infranken der Gesamtpartei mit der Reichenberger Kreisorganisation und dem

»Vorwärts« in Reichenberg zu unterlassen. Ferner erklärte der Beschluß, daß diese Parteigenossen Funktionen in den Körperschaften der Gesamtpartei nicht mehr ausüben könnten. Jene Mitglieder der Reichenberger Kreisorganisation, die bereit seien, die Parteitagsschlüsse einzuhalten, wurden aufgefordert, den Wiederaufbau der Partei im Reichenberger Bezirk in Angriff zu nehmen, und zugleich der Parteivorstand beauftragt, ihnen durch Schaffung eines neuen sozialdemokratischen Organs behilflich zu sein.

Der Reichsausschuß begründete diesen seinen Beschluß damit, daß die Reichenberger Sonderkonferenz die Entscheidung, die ein außerordentlicher Parteitag bringen könne, bereits herbeigeführt habe, da es sich auf diesem Parteitag nur um die Umwandlung der Gesamtpartei in einen Teil der zu gründenden kommunistischen Partei oder den Austritt der Reichenberger Kreisorganisation und ihren Beitritt zur kommunistischen Partei handeln könne. Die Reichenberger Kreisorganisation habe durch ihren Aufruf zur Teilnahme an dem tschechisch-kommunistischen Streik und die Einberufung einer Sonderkonferenz bewiesen, daß sie sich an die Beschlüsse des Parteivorstandes nicht halte. Sie habe wiederholt die Beschlüsse des Karlsbader Parteitags¹ gröblich verletzt, sowie durch das Bekenntnis zur kommunistischen Partei den Boden der Partei verlassen.

Eine weitere Tagung der Linken fand hierauf am 19. Januar in Reichenberg statt. Es wurde eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, die sich gegen den Parteivorstand und den Reichsausschuß wenden, und man nahm einen Aufruf an die Anhänger der Moskauer Ideen an, der zur Bildung einer neuen kommunistischen Parteiorganisation auffordert. Der erste Parteitag soll in der mit dem 13. März beginnenden Woche in Reichenberg abgehalten werden.

Ferner fand am 20. Februar 1921 in Brünn eine Versammlung von Vertretern der in Mähren und Schlesien bestehenden polnischen sozialistischen Organisationen statt, welche die Gründung einer politischen Partei unter dem Namen »Polnische Sozialdemokratische Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik« beschloß. Das Parteiprogramm spricht sich für ein radikales kompromißloses Vorgehen aus. Der Beitritt zu einer Internationale soll erst beim nächsten Parteitag beschlossen werden. Als Parteiorgane wurden bestimmt der »Robotnik Slonski« und der »Glos Robotnicki«.

Vor den Parteispaltungen gehörten von den 281 Mitgliedern des Abgeordnetenhauses 35 der deutschen Sozialdemokratie (einschließlich der deutschmadrjarischen) und 74 der tschechoslowakischen Sozialdemokratie an. Von den 142 Senatoren kamen auf die deutsche Sozialdemokratie 16 und auf die tschechoslowakische Sozialdemokratie 41. Nach der Spaltung verblieben der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei noch 32 Abgeordneten- und die 16 Senatsmandate. Ausgeschlossen sind die drei Abgeordneten Hahn, Kreibitz und Dr. Warmbrunn, die sich in Ausführung eines Beschlusses des Aktionsausschusses der deutschen Kommunisten der »Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei-Linke« angeschlossen, wie die Kommunisten vorläufig ihre Vertretung im Abgeordnetenhaus nennen. Dieser gehören nun 25 Abgeordnete an, 22 Tschechen

¹ Diese Karlsbader Beschlüsse betreffen Unterlassung der Bildung von Sondergruppen mit eigenem Programm innerhalb der Partei und Unterlassung programmatischer Vereinbarungen mit anderen Parteien.

und 3 Deutsche. Ihr Führer ist der Abgeordnete Dr. Schmeral, der früher zu den am weitesten rechts stehenden tschechischen Sozialdemokraten gehörte, aber durch eine plötzliche Erleuchtung zum Kommunismus bekehrt wurde.

Die tschechische Sozialdemokratie verfügt noch über 52 Abgeordneten- und 36 Senatorenmandate. Der Klub der kommunistischen Senatoren ist fünf Mann stark, sein Führer ist der aus dem Wiener Abgeordnetenhaus gut bekannte frühere Sozialdemokrat Hybesh.

Die parlamentarische Vertretung der Kommunisten ist also ganz bedeutend schwächer als jene der Sozialdemokraten. Aber wir würden uns einer argen Täuschung hingeben, wollten wir annehmen, daß in der Zahl der Mandate die Stärke des Anhangs der moskowitzischen Ideen zum Ausdruck kommt.

Als vor nun drei Vierteljahren die Wahlen stattfanden, hatte die Moskauer Werbetätigkeit noch bei weitem nicht so kräftig eingeseht wie seit dem Herbst. Die kommunistischen Gedanken waren in der Masse noch wenig bekannt. Noch mehr aber kommt in Betracht, daß bei Vorbereitung der Wahlen die Leistung der beiden sozialistischen Parteien Wert darauf legte, vorwiegend solche Parteigenossen als Kandidaten zu benennen, von denen fruchtbare positive Arbeit zu erwarten war. Auf deutsch-sozialdemokratischer Seite wurden nur wenige aus dem Wiener Parlament bekannte Genossen in die gesetzgebende Körperschaft der neuen Republik übernommen; der größte Teil der neuen parlamentarischen Führer ist aus der deutschen Gewerkschaftsbewegung der Sudetenländer hervorgegangen, in der sich kommunistischer Einfluß bisher weniger fühlbar gemacht hat als in den tschechischen Gewerkschaften.

Zugegeben werden muß, daß der Kommunismus in Deutschböhmen gegenwärtig einen recht starken Anhang hat. Ende Januar berichtete der kommunistische Reichenberger »Vorwärts« über eine Reihe von Bezirkskonferenzen der sozialdemokratischen Partei, die in der letzten Zeit stattgefunden haben und zumeist kommunistische Mehrheiten aufwiesen. In Reichenberg, wo zwei Vertreter der kommunistischen Partei Deutschlands anwesend waren, hat sich die Konferenz einstimmig für die Kommunisten ausgesprochen. In Morchenstern, wo die Bezirkskonferenz für die Bezirke Gablonz und Tannwald stattfand, wollte Abgeordneter Czermak im Namen des Parteivorstandes an den Verhandlungen teilnehmen, wurde jedoch von der Konferenz abgelehnt und mußte den Saal verlassen. Mit allen Stimmen gegen eine wurde dort die Schaffung der kommunistischen Partei aufgegeben. In Komotau siegte die Linke mit 58 gegen 31 Stimmen. In der Bezirkskonferenz Deutsch-Gabel stimmten von 24 Delegierten 16 für die kommunistische Partei, während sich 8 der Abstimmung enthielten. Der Bezirk Staab erklärte sich mit 36 von 51 Stimmen für die Kommunisten, 14 Delegierte enthielten sich der Abstimmung und nur einer stimmte dagegen. Die friedländische Bezirkskonferenz sprach sich einstimmig für die kommunistische Partei aus. Die Bezirkskonferenz Raaden entschied mit 85 gegen 11 Stimmen für die kommunistische Partei; 26 Delegierte enthielten sich der Abstimmung. In Brüx erlangte die Rechte eine Majorität von 36 zu 29 Stimmen.

Die Erfolge der Kommunisten bei den Delegiertenwahlen zu Parteikonferenzen sind zurückzuführen auf die auch in der böhmisch-slowakischen

Republik drohende Gefahr einer politischen Reaktion und die großen Verheißungen, die von den kommunistischen Führern gemacht werden, freilich ohne jeden Bedacht darauf, ob sie im Bereich des Möglichen liegen. Die Apostel Lenins machen sich darüber nirgends Kopfzerbrechen. Bei der tschechischen Arbeiterschaft wirkt auch die in den letzten zwei Jahrzehnten von vielen bürgerlich-nationalen Politikern mit größtem Eifer betriebene antislawische Propaganda nach, die das Heil aller Slawen von dem Zusammenschluß unter russischer Führung versprach.

Im Ostrauer Industriegebiet (Mähren und Schlesien) sowie in der Slowakei haben die Kommunisten gleichfalls nennenswerte Erfolge zu verzeichnen. Auf dem Mitte Januar in Preßburg abgehaltenen slowakischen kommunistischen Parteitag waren (nach einem Bericht des dortigen Kommunistenblattes) 242 000 Arbeiter durch 142 Delegierte vertreten. Es wurde einstimmig eine Resolution angenommen, in der sich der Parteitag mit den 21 Anschlußbedingungen der kommunistischen Internationale einverstanden erklärte.

* * *

Die deutsche sozialdemokratische Arbeiterpartei brachte bei den Parlamentswahlen von 1920 die meisten Stimmen in den Gebieten Böhmens auf, die an den Freistaat Sachsen grenzen. Von den insgesamt 689 201 Stimmen, die sie bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus erhielt, wurden abgegeben im Wahlkreis Böhmisches Leipa (zu dem unter anderen die Bezirke Teschen, Leitmeritz, Rumburg und Wernsdorf gehören) 137 364, im Wahlkreis Karlsbad 131 823, im Wahlkreis Laun (Teplitz, Komotau, Saaz, Brüx, Dux, Billin usw.) 83 316, ferner in den Wahlkreisen Pilsen 61 304, Jungbunzlau (Reichenberg, Gablonz, Friedland usw.) 59 399, Olmütz (Mähren) 57 225 und Mährisch-Ostau 40 191. In jedem der anderen Wahlkreise erlangte die deutsche Sozialdemokratie weniger als 40 000 Stimmen. Zu beachten ist, daß die tschechische Nationalversammlung, die dem ordentlichen Parlament vorausging,² bei der Wahlkreiseinteilung so verfuhr, daß die rein deutschen Gebiete auseinandergerissen und ihre Teile mit tschechischen Gebieten im Wahlkreise vereinigt wurden. Bei der Kreiseinteilung wurde zum Beispiel aus nationalen Gründen die Grenze Schlesiens beseitigt, weil es sich um ein größtenteils deutsches Land handelte, die Grenze zwischen Böhmen und Mähren ließ man jedoch bestehen, denn sie sei »geschichtlich« gegeben, und die Grenze zwischen Mähren und der Slowakei wagte man wegen der nach Selbstständigkeit strebenden Slowaken ebenfalls nicht aufzuheben. Innerhalb der Gebiete Böhmen, Mähren und Schlesien und der Slowakei wurden nun Kreise geschaffen, bei deren Zusammenstellung maßgebend war, erstens womöglich keine reindeutschen Kreise aufkommen zu lassen, zweitens der Zahl der Einwohner nach möglichst gleich große Kreise, außer dem Prager, zu bilden und vor allem drittens den Tschechen das möglichst beste Abschneiden bei den Wahlen zu ermöglichen. Weiter muß festgehalten werden, daß nicht weltbekannte deutsche Städte, wie Reichenberg, Teplitz und Troppau, wohl aber ziemlich unbekannte tschechische Orte, wie

² Die seit dem Umsturz von 1918 in Prag bis anfangs 1920 tagende Versammlung von nichtgewählten nur tschechischen Abgeordneten hielt es für gut, zunächst diesem Staat eine Verfassung zu geben und dann erst die anderen ihn bewohnenden und die Mehrheit bildenden fünf oder sechs Völker zu Worte kommen zu lassen.

Jungbunzlau, Laun und Ungarisch-Gradiſch, aus rein nationalpolitischen Gründen zu Kreisſtädten gemacht wurden.

Die Mehrheit aller abgegebenen gültigen Wählerſtimmen erhielt die deutſche ſozialdemokratiſche Arbeiterpartei in gar keinem Wahlkreis, doch fehlten ihr dazu im Kreiſe Karlsbad nur wenige Stimmen. Von den deutſchen Wählerſtimmen erhielt die deutſche Partei aber die Mehrheit in den Kreiſen Karlsbad (53,4 Prozent) und Laun (51,9 Prozent); nahezu die Mehrheit aller deutſchen Stimmen trafen auf die Partei in den Kreiſen Böhmiſch-Leipa (49,2 Prozent), Pilsen (48,7 Prozent), Ungariſch-Gradiſch (48,4 Prozent), Jungbunzlau (45,2 Prozent) und Königgrätz (43,9 Prozent). Die zur Wahl eines Abgeordneten nötige Stimmenzahl erreichte die deutſche Sozialdemokratie nicht in 4 von den 14 Wahlkreiſen der Sudetenländer: Prag, Pardubitz, Jglau, Ungariſch-Gradiſch. Die tſchechiſche Sozialdemokratie brachte es in dieſen Kreiſen auch nur auf 26 bis 30 Prozent aller tſchechiſchen Wählerſtimmen, während ſie in drei ſudetenländiſchen und vier ſlowakiſchen Kreiſen über die Hälfte bis faſt drei Viertel der tſchechiſchen Stimmen auf ſich vereinigte.

Klar ergeben die Wahlziffern, daß die deutſche Sozialdemokratie in Mähren einen weit weniger feſten Boden hat als in Böhmen, während dieſes hiñſichtlich der tſchechiſchen Sozialdemokratie nicht zutrifft. Bemerkenswert iſt, daß bei der Abgeordnetenwahl von allen deutſchen Wählern 44 Prozent, von allen tſchechiſchen Wählern aber nur 37,4 Prozent ſozialdemokratiſch ſtimmten.

In welchem Umfang es der neuen national einheitlich zu organiſierenden kommuniſtiſchen Partei gelingen wird, den ſozialdemokratiſchen Parteien Anhänger und Wählerſtimmen abzunehmen, läßt ſich nicht vorausſehen. Da innerhalb der kommuniſtiſchen Partei zweifellos die Tſchechen eine große Mehrheit bilden, iſt anzunehmen, daß ſie auch ihre Aufmerkſamkeit hauptſächlich der tſchechiſchen Bevölkerung zuwenden werden. Ferner kommt in Betracht, daß die tſchechiſche Arbeiterschaft ſeit jeher mehr emotionell und radikalen Ideen mehr zugänglich geweſen iſt als die deutſche. Die Möglichkeit, mit der im Frühjahr 1920 gerechnet wurde, nämlich daß es zu einer ſozialiſtiſchen Einigung kommen und die Regierung in die Hände der vereinigten Sozialiſten aller im Staate lebenden Sprachſtämme übergehen werde, iſt inſolge der Bildung der kommuniſtiſchen Partei völlig geſchwunden.

Koalition und Koalitionsfreiheit

Von Dr. Georg Flatau

I

Seitdem der Koalitionsgeſanke in der Arbeiterschaft Wurzel geſchlagen hat, hat die Arbeiterschaft um ein freies Koalitionsrecht gekämpft und darunter nichts anderes verſtanden als das Recht, ſich in Vereinigungen frei zuſammenzuſchließen, unbehindert durch Feſſeln des öffentlichen und privaten Rechts. Oft genug dienten Strafrecht, Zivilrecht und Verwaltungsrecht in der Vergangenheit dazu, die Organifikationen der Arbeiterschaft zu bekämpfen, und erſt im letzten Jahre des Krieges wurde jener berückſichtigte § 153 der Gewerbeordnung beſeitigt, der gewiſſe nach allgemeinem Straf-

recht straflose und im Leben täglich vorkommende Mittel des Willenszwanges unter Strafe stellte, wenn sie von Arbeitnehmern gegenüber anderen Arbeitnehmern angewandt wurden, um den Eintritt in die Organisation zu erzwingen oder den Austritt aus ihr zu hindern.

Erst die Gesetzgebung der deutschen Republik brach, nachdem bereits das Hilfsdienstgesetz durch die Anerkennung der Organisationen der Arbeitnehmer einen Anlauf in dieser Richtung genommen hatte, mit der Organisationsfeindschaft der bisherigen Gesetzgebung und machte in steigendem Maße die Organisationen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber (diese hatten bisher nie über die Feindschaft der Staatsgewalt zu klagen gehabt) zu Trägern mannigfaltiger öffentlich-rechtlicher Aufgaben auf wirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiet.

In folgenden Gesetzen spielen heute die »Organisationen« (unter verschiedener Bezeichnung) eine erhebliche Rolle: Artikel 165, Absatz 1 der Verfassung spricht von den »beiderseitigen Organisationen« der Arbeiter und Angestellten und der Unternehmer; die Verordnung vom 23. Dezember 1918 über Tarifverträge, Arbeiter- und Angestelltenausschüsse und Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten spricht in § 15, Absatz 3, Absatz 5, § 20, Absatz 1, § 23, 26 von »wirtschaftlichen Vereinigungen«, in § 1 von »Vereinigungen von Arbeitnehmern« (die allein Tarifpartei sein können); das Betriebsrätegesetz spricht in den Paragraphen 8, 31, 47, 61, Absatz 2, 78, Ziffer 2 usw. von »wirtschaftlichen Vereinigungen« (der Arbeitgeber oder der Arbeitnehmer oder der Arbeiter und Angestellten); das Gesetz über Beschäftigung Schwerbeschädigter vom 6. April 1920 handelt in seinem § 10 von den »berufenen Vertretungen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber«, die Verordnung vom 2. Dezember 1918 über Errichtung von Fachausschüssen im Bäckerei- und Konditoreigewerbe in § 3 von den »Berufsvereinigungen des Bäckerei- und Konditoreigewerbes«; der § 13 des Einkommensteuergesetzes bezeichnet in Ziffer 6 als abzugsfähig solche Beiträge, die an »Berufsverbände ohne öffentlich-rechtlichen Charakter« gezahlt sind; die Verordnung vom 8. Februar 1919 über die soziale Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenenfürsorge spricht im § 6, Absatz 3 von den »Wirtschaftsorganisationen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber«.

In dieser vermutlich noch nicht erschöpfenden Aufzählung finden wir also bereits eine ganz verschiedenartige Ausdrucksweise, ohne daß gesagt ist, ob in allen Fällen das gleiche gemeint ist und wann eine »Organisation«, »Vereinigung« usw. im Sinne der angeführten Gesetzesbestimmungen vorliegt.

Um die Schwierigkeiten zu vermehren, kommt noch folgendes hinzu. Die »Zentralarbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands« hat im Anschluß an ihre Satzung »Grundsätze über Zusammensetzung, Leitung, Zweck und Mittel der Vereinigungen, die als Arbeitnehmergewerkschaften gelten wollen«, aufgestellt, die folgendermaßen lauten:

Z u s a m m e n s e t z u n g

Eine Arbeitnehmergewerkschaft (beziehungsweise deren Sparten oder Sektionen) soll bestehen aus den Arbeitnehmern des betreffenden oder verwandten Berufs. Arbeitgeber oder deren Vertreter (Prokuristen, Direktoren) dürfen einer Arbeitnehmergewerkschaft nicht angehören. Ausnahmen sind nur dann zulässig, wenn es sich um bisherige Mitglieder der betreffenden

den Gewerkschaft handelt, die inzwischen Arbeitgebervertreter geworden sind und ihre Mitgliedschaft in der Arbeitnehmergewerkschaft nicht aufgeben wollen. Diesen außerordentlichen Mitgliedern darf weder Sitz noch Stimme in den leitenden, örtlichen, bezirklichen oder zentralen Instanzen der Arbeitnehmergewerkschaft zugestanden werden. An Abstimmungen innerhalb der Ortsgruppe, der sie angehören, dürfen sie nicht teilnehmen.

Leitung

Die Leitung der Arbeitnehmergewerkschaften liegt sowohl in der Hauptgeschäftsstelle wie auch in den Bezirks- und örtlichen Organisationen in den Händen von Arbeitnehmern. Diese Leitungen werden von den Arbeitnehmern nach dem demokratischen Wahlverfahren gewählt.

Zwecksetzung

Der Zweck einer Arbeitnehmergewerkschaft ist die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen und die Hebung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Arbeitnehmer des betreffenden Berufs.

Mittel zum Zweck

Zur Erreichung des Zweckes der Arbeitnehmergewerkschaften kommen in Betracht:

a) Verhandlungen mit den Arbeitgebern oder ihren Organisationen über die Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen und den Abschluß von kollektiven Lohn- und Arbeitsverträgen.

b) Die Arbeitsniederlegung (der Streik), wenn die Verhandlungen zu keinem annehmbaren Ergebnis führen.

Den Mitgliedern ist Streikunterstützung zu zahlen.

Die Unterstützung, die auch im Fall einer Aussperrung oder Maßregelung den Mitgliedern zu zahlen ist, muß in den Satzungen der Arbeitnehmergewerkschaft festgelegt sein.

c) Die geistige und fachliche Ausbildung der Mitglieder.

d) Rechtsschutz und Unterstützungseinrichtungen.

Die finanziellen Mittel zur Durchführung des Zweckes der Arbeitnehmergewerkschaft sind durch Beiträge der Mitglieder aufzubringen.

Eine Arbeitnehmergewerkschaft darf keine Zuwendungen materieller Art von Unternehmern oder Unternehmerorganisationen annehmen.

Auf Grund dieser Richtlinien haben die Zentralarbeitsgemeinschaft und demgemäß auch die örtlichen, bezirklichen und fachlichen Arbeitsgemeinschaften nur diejenigen Organisationen als »Gewerkschaften« anerkannt, die zu einem der drei sogenannten anerkannten Spitzenverbände gehören; dies sind, soweit hier in Betracht kommend (die Beamtenfrage bleibt unberührt), die freien Gewerkschaften (Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund und Allgemeiner freier Angestelltenbund), der Deutsche Gewerkschaftsbund (bestehend aus Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften und Gesamtverband deutscher Angestelltenvereine) und der Gewerkschaftsring (bestehend aus Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften und Gewerkschaftsbund der Angestellten).

Die Zentralarbeitsgemeinschaft stellt nun zwar — rein rechtlich betrachtet — nur eine privatrechtliche Vereinigung dar, die über Aufnahme und Ausschließung ihrer Mitglieder frei bestimmen kann. Tatsächlich hat

sie aber dadurch eine weit darüber hinausgehende öffentlich-rechtliche Bedeutung gewonnen, daß sie nicht nur von seiten der Reichsregierung in zahlreichen Fällen als beratende Körperschaft herangezogen wird, sondern auch in hohem Maße Präsentationskörperschaft für den vorläufigen Reichswirtschaftsrat sowie für die sogenannten wirtschaftlichen Selbstverwaltungskörper (Eisenwirtschaftsbund, Kohlen- und Kalirat usw.) geworden ist, so daß der Weg zur Zugehörigkeit zu diesen Körperschaften über die Zentralarbeitsgemeinschaft führt (vergl. zum Beispiel Artikel 2 der Verordnung über den vorläufigen Reichswirtschaftsrat unter III bis VI).

Nach dieser Darstellung des geltenden Rechts sei daran erinnert, daß der Entwurf der Schlichtungsordnung ebenfalls in zahlreichen Fällen von wirtschaftlichen Vereinigungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer spricht und ihnen ein Vorschlagsrecht einräumt und daß auch die weitere Rätegesetzgebung, zumindest soweit sie auf Präsentation oder Listenvorschlagsrecht der wirtschaftlichen Vereinigungen und nicht auf allgemeinen Wahlen beruhen sollte, die gleichen Probleme entstehen lassen wird.

Diese Übersicht zeigt die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage für die Durchführung der obengenannten Gesetze und Verordnungen. Wir haben zwar bereits gesetzliche Rechte, aber noch kein gesetzliches Recht der Organisationen. Daraus entstehen, wie jedermann in der Praxis unseres wirtschafts- und sozialpolitischen Lebens weiß, die größten Schwierigkeiten und Reibungsflächen. Dies sei an einigen Beispielen veranschaulicht.

Zunächst sei an die heftigen Angriffe gegen den früheren Reichsarbeitsminister Schlicke erinnert, weil er den Bund der Bäcker- und Konditorgesellen, der in der Arbeiterschaft von alters her als »gelb« gilt, als Berufsverein im Sinne der obengenannten Verordnung vom 2. Dezember 1918 »anerkannte«, da die neue, nach der Revolution abgeänderte Satzung jenes Bundes den Anforderungen, die die Zentralarbeitsgemeinschaft an den Charakter der Gewerkschaft stellt (siehe oben), der Form nach genüge. Ferner herrscht in den Betriebsräten vielfach bereits lebhafter Kampf um das Recht der Zuziehung von Vertretern solcher Organisationen zu Betriebsratsitzungen und Betriebsversammlungen, deren gewerkschaftlicher Charakter umstritten ist. In Berlin ist jüngst der Vertreter einer Organisation nicht vor dem Schlichtungsausschuß als Vertreter eines Organisationsmitglieds zugelassen worden mit der Begründung, der betreffende Verband gehöre nicht zu den obengenannten drei Spitzenverbänden. In den Kriegsbeschädigtenbeiräten ist die Frage aufgetaucht, ob außer den Mitgliedern jener angeführten drei Spitzenverbände noch sonstige Verbandsvertreter »anerkannt« werden müssen. Auch bei Tarifverträgen ist es oft zweifelhaft, wieweit ein echter Tarifvertrag im Sinne der Verordnung vom 23. Dezember 1918 mit den dort angegebenen Folgen vorliegt, wenn ein Verband den Vertrag abgeschlossen hat, dessen Charakter als Arbeitnehmervereinigung bestritten ist.

So stehen wir, wie oben betont, vor der Frage, ob den sämtlichen obengenannten Gesetzen und Verordnungen ein einheitlicher Begriff der Arbeitnehmerorganisation zugrunde liegt und wie wir diesen finden und bestimmen können.

Die Einheitlichkeit des Begriffs möchte ich bejahen. Alle obengenannten Gesetze gehen von dem Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer

aus, sie verknüpfen mit ihm gewisse wirtschaftliche und sozialpolitische Funktionen und setzen auf seiten der Organisation eben bewußt die absolute Reinheit und Einseitigkeit der Interessen und die völlige Unabhängigkeit von der anderen Seite voraus. Was nun aber den Begriff selbst angeht, so ist es zwar möglich, gewisse Merkmale der wirtschaftlichen Vereinigung aufzustellen, wie es zum Beispiel die Zentralarbeitsgemeinschaft getan hat, aber es ist nahezu unmöglich, einer Gruppe, die diese Merkmale sachungsgemäß zugrunde legt und nunmehr eine »Gewerkschaft«, ein »Berufsverein«, eine »wirtschaftliche Vereinigung« und dergleichen zu sein behauptet, solches zu widerlegen. Das erschwerte gerade die Stellungnahme Schlickes in dem oben erwähnten Falle so sehr, daß er nämlich einer den formalen, gewerkschaftlichen Anforderungen im strengsten Sinne entsprechenden Sachung gegenüberstand und sich nicht berechtigt fühlte, auf Grund der früheren Haltung des Bundes, der inzwischen ein äußerlich abweichendes Programm angenommen hatte, ihm im gegenwärtigen Augenblick mangels Nachweises des Gegensatzes zwischen Sachung und Betätigung den Charakter als Berufsverein abzusprechen. Tatsächlich liegen nun die Verhältnisse so, daß nur die obengenannten drei Spitzenverbände sich gegenseitig als »Gewerkschaften« »anerkennen«, daß es aber neben ihnen eine, wenn auch nicht sehr erhebliche Zahl von Verbänden gibt, darunter ebenfalls in einer Spitze zusammengeschlossene, die die »Anerkennung« als Gewerkschaft beanspruchen, und zwar neuerdings, nachdem allmählich jene Grundsätze der Zentralarbeitsgemeinschaft einen bedeutenden tatsächlichen Einfluß als Begriffsbestimmung einer Gewerkschaft erlangt haben, unter Hinweis auf die inzwischen erfolgte Aufnahme dieser Grundsätze in ihre Statuten. Unter diesen nicht zur Arbeitsgemeinschaft gehörigen Organisationen sind neben solchen, die von alters her als »gelb« gelten (das heißt als nicht vom Arbeitgeber unabhängig), es aber nicht mehr zu sein behaupten, auch solche, von denen das kaum gesagt wird oder werden kann, bei denen aber irgendwelche äußeren oder inneren Hemmnisse bestehen, Mitglieder eines der drei zur Arbeitsgemeinschaft gehörigen Spitzenverbände zu werden. So sind hier die auf der äußersten Linken stehenden syndikalistischen Organisationen, Arbeiterunionen, Seemannsbund, Kopf- und Handarbeiterverband usw. zu nennen, die sich jetzt regelmäßig — ergößlicherweise — über die Verletzung der vom Koalitionsrecht handelnden Artikel der von ihnen sonst so verachteten Verfassung durch die anderen Gewerkschaften beschweren.

Zum Teil spielt auch die Streikklausel in diesen Streitigkeiten um die Anerkennung als »Gewerkschaft« eine Rolle. Verlangt man zum Beispiel von einem Krankenschwesternverband, von einem Ärzteverband als Voraussetzung der gewerkschaftlichen Anerkennung oder der Tariffähigkeit unter allen Umständen die Aufnahme einer Klausel betreffend den Streik, wie dies die Richtlinien der Arbeitsgemeinschaft (siehe oben) vorschreiben? Wird diese Klausel auch für die Arbeitnehmer der Gemeindeverbände und gemeinnützige Betriebe, die zwar theoretisch (vom Standpunkt des gegenwärtigen Rechtszustandes aus mit Recht) das Streikrecht verfechten, es aber praktisch nach dem Willen der Gewerkschaften doch kaum gebrauchen sollen und wollen, auch künftig die bisherige Bedeutung haben? Man sieht ohne weiteres, in welche schwierige Fragen das Organisationsrecht hineinführt, Fragen, denen wir schon heute nicht und noch weniger in Zukunft aus-

weichen können, in je höherem Maße die Vertretungen der Arbeitnehmerschaft (im allgemeinsten Sinne des Wortes) öffentlich-rechtliche Aufgaben durch die Gesetzgebung zugewiesen erhalten.

Welche Auswege bestehen nun, um aus diesen Schwierigkeiten herauszukommen? Der Versuch, begriffliche Merkmale, wie sie die Richtlinien der Arbeitsgemeinschaft enthalten, aufzustellen und dadurch zu befriedigenden Ergebnissen zu kommen, scheint mir, da gewerkschaftliche Programme ebenso wie Gedanken zollfrei sind, so weit aussichtslos zu sein, wie die Merkmale über das rein Formale hinausgehen. Man kann wohl sagen, daß eine Arbeitnehmervereinigung nur aus Arbeitnehmern im Sinne der Krankenversicherung oder des Betriebsrätegesetzes bestehen darf — wobei nebenbei auf die Schwierigkeit der Abgrenzung des Arbeitnehmers vom Arbeitgeber hingewiesen sei —, man kann aber nicht die subjektiven Ziele der einen oder der anderen Bewegung zum allgemeinen Maßstab der Anerkennung als Gewerkschaft machen. Ein solches Beginnen schafft entweder innere Unwahrscheinlichkeit, indem jeder um Anerkennung ringende Verband jene subjektiven Merkmale in sein Programm aufnimmt, wie dies heute schon vielfach der Fall — dies führt zugleich zur Entwertung der ganzen Unterscheidung »anerkannter« und »nicht anerkannter« Organisationen —, oder aber es zwingt zum gesetzlichen Monopol für die eine oder mehrere Richtungen und nötigt jeden Arbeitnehmer, der an den öffentlich-rechtlichen Aufgaben einflußübend mitwirken will, sich diesen monopolistischen Richtungen als Mitglied anzuschließen. Das letztere Vorgehen führt aber meines Erachtens geradewegs in die Vorstellungswelt des Bolschewismus mit seiner Beschränkung des Vereinsrechts und beseitigt die dem demokratischen Gedanken entsprechende Freiheit, sich seine Vereinigung zu wählen, neue Vereinigungen mit neuen Zielen zu gründen, bestehende zu erschüttern — Möglichkeiten, auf deren Ausübung ein gut Teil menschlichen Fortschritts beruht. Welch schiefe Ebene man damit betrifft, ergibt die einfache Überlegung, daß unsere freien Gewerkschaften bei den Kommunisten heute als gelb gelten, daß früher die christlichen und Hirsch-Dunker'schen Gewerkschaften auch in unseren Reihen, solange die heutige Vernunftsehe der gewerkschaftlichen Spitzenverbände nicht bestand, oft als gelbe bezeichnet wurden.

Es bleibt also nur übrig, entweder alle Arbeitnehmervereinigungen, bei denen die Mitgliedschaft an bestimmte formale Voraussetzungen, nämlich an die irgendwie abzugrenzende Arbeitnehmereigenschaft geknüpft ist, »anzuerkennen« oder aber neben die freien Berufsvereinigungen zur Erfüllung der öffentlich-rechtlichen Aufgaben gesetzliche öffentlich-rechtliche Arbeitnehmervertretungen zu setzen.

So seltsam dieser Gedanke im ersten Augenblick auch klingen mag, namentlich für das Ohr des Gewerkschafters und Gewerkschaftsfreundes, der sofort das Problem Gewerkschaften und gesetzliche Arbeiterräte vor sich auftauchen sieht, so kommen wir doch mit dem bloßen Schweigen um das Problem schon um deswillen nicht herum, weil die Reichsverfassung in dem oft genannten Artikel 165, an dessen Schaffung unsere Genossen in erster Linie beteiligt waren, die Errichtung gesetzlicher öffentlich-rechtlicher Arbeitnehmervertretungen in Gestalt der Bezirksarbeiterräte und des Reichsarbeitsrats unter fachlicher Gliederung vorschreibt. Eine ganze Anzahl neuerer Gesetze (Betriebsrätegesetz, Entwurf der Schlichtungsordnung) sehen

denn auch bereits die Übertragung von Befugnissen, die zurzeit noch den Spitzenverbänden der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zustehen, für die Zukunft auf die gesetzlichen Räteorganisationen, sei es auf die Bezirkswirtschaftsräte, sei es auf ihre Arbeitnehmerseite — Bezirksarbeiterräte und Reichsarbeitererrat — vor. Die Väter der Verfassung mußten sich darüber klar sein, daß mit der Schaffung der gesetzlichen Berufsvertretungen¹ die Zulassung auch solcher Arbeitnehmervertreter notwendig verbunden ist, die nicht zu den heute sogenannten »anerkannten« Verbänden gehören. Denn der Liste »Schulze« für die Wahl zum Bezirksarbeiterrat kann man die Zulassung zur Wahl nicht versagen, mag sie eine »gelbe«, eine unionistische, eine christliche oder freigewerkschaftliche Liste darstellen, wenn es nur eine Arbeitnehmerliste ist.

(Schluß folgt)

Spinoza und Marx

Von Professor Dr. Ferdinand Tönnies

Von den Denkern und Gelehrten jüdischer Abstammung, die einen tiefen Einfluß auf die gesamte moderne Geistesbildung gewonnen haben, sind Spinoza und Marx offenbar die bedeutendsten; denn der Einfluß ihrer Werke wird auch kaum von Werken anderer Herkunft, die in den letzten Jahrhunderten Epoche gemacht haben, übertroffen.

Beide haben manches miteinander gemein. Sie waren in der Zeit ihres Schaffens nicht der Religion nach Juden. Baruch De Spinoza wurde als Jüngling wegen schrecklicher Irrlehren aus der Synagoge ausgestoßen, Karl Marx ist schon als Kind mit seinen Eltern evangelischer Christ geworden. Beide haben für das ethische Wesen des Christentums, wenigstens nach gewissen Richtungen hin, im Sinne des Stifters Sympathien gehegt, sind aber ihrer philosophischen Denkungsart nach weder Christen noch Juden, sondern Freidenker gewesen. Ja, Spinoza hat für die philosophische Weltanschauung so tiefe und starke Grundlagen gebaut, daß er, von seinem Jahrhundert als »Atheist« zurückgestoßen und verabscheut, noch im achtzehnten überwiegend gefürchtet, mehr von Dichtern als von Denkern Anerkennung findend, erst im neunzehnten Jahrhundert richtigem Verständnis begegnet und zur Geltung eines Propheten der Wahrheit gelangt ist.

Wenn Leibniz im letzten Grunde durchaus vom Geiste Spinozas erfasst und bestimmt war, so konnte er doch seine Philosophie nur dadurch zu fruchtbarer Entfaltung bringen, daß er ihr eine deistische, ja in dem für ein größeres Publikum bestimmten Werke der »Theodizee« sogar eine theistische Gestalt gab; und Wolff, der Leibnizens Philosophie ins System brachte und den Schulen zuführte, mußte vollends die spinozistischen Kerngedanken durch ein Wasserbad ziehen. Kant, der die Metaphysik kritisch neubegründen wollte und die vermeintlichen Beweise für das Dasein Gottes, für die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens als — zwar unvermeidliche — Trugschlüsse der reinen Vernunft auflöste und ihre Gegenstände in die Ethik verwies, sucht und findet in der »Kritik der

¹ Soweit sie — und das ist zweifellos der Sinn des Verfassungsartikels — gewählt und nicht durch Benennung seitens der Gewerkschaften (in diesem Falle würde das Problem wiederum bei dem Begriff der Benennungskörperschaft auf-tauchen) gebildet werden.

Urteilstkraft« eine Synthese, die ihn dem durch und durch synthetischen Denken Spinozas sich nähern läßt, wie denn auch auf Goethe, der sich als Spinozisten bekannte, diese Schrift einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machte.

Und hier knüpfte die deutsche spekulative Philosophie der Fichte, Schelling, Hegel an. Ihre Gedankenrichtung geht auf verschiedenen Wegen in die Alleinheit, sie ist pantheistisch und also von demselben Geiste erfüllt, der in Spinoza die klassischen Formen gewonnen hatte; auch stehen sie mehr oder weniger unter seinem Einfluß. Fichte wurde als junger Theologe stark vom Spinozismus angezogen, er nannte später Spinoza den konsequentesten Realisten, ja einen Repräsentanten des Empirismus — wenn er dem seinen »Idealismus« entgegensetzt, so ist der Gegensatz mehr scheinbar als wirklich. Und Schelling erhebt ausdrücklich die Identität von Denken und Sein zum Prinzip. Diese Grundgedanken ketten endlich Hegel an Fichtes dialektische Methode, um in der großen Trilogie von Denken, Natur, Geist einen Panlogismus zu lehren, der den Pantheismus nur insofern aufhebt, als er ihn in sich einschließt. In freieren Gestaltungen kehrt Spinoza ja auch im Denken Jacobi's, Schleiermachers, Weißes, Schopenhauers wieder. Aber an weltliterarischer Bedeutung und Wirkung übertrifft sie Hegel, der, wenn auch nicht in naturhistorischem Sinne, den Begriff der Entwicklung, der in diesem Sinne der Leitgedanke des Jahrhunderts wurde, zuerst auf das gesamte Dasein anwandte, das in seiner ewigen ehernen Gesetzmäßigkeit vor seinem geistigen Auge stand. So mangelhaft die Ausarbeitung blieb, so war doch als Absicht erreicht, was Hegel wollte: Spinoza überwinden dadurch, daß er ihn vollendet.

Auch Karl Marx ist von der Philosophie ausgegangen und ist Philosoph geblieben wie jeder, der es einmal gewesen ist. Er erfüllte seinen Geist als Jüngling mit dem Geiste des Hegelschen Systems und wurde als der Jurisprudenz Besessener von der Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie auf die Probleme der politischen Ökonomie geführt. Unter dem Einfluß Feuerbachs will er die Hegelsche Dialektik umstülpen, um den rationalen Kern in der mystischen Hülle zu entdecken. Die dialektische Methode sei, meinte er, ihrem Wesen nach kritisch und revolutionär; sie schließe in dem positiven Verständnis des Bestehenden zugleich auch das Verständnis seiner Negation, seines notwendigen Unterganges ein, fasse jede gewordene Form im Flusse der Bewegung, also auch nach ihrer vergänglichen Seite auf und lasse sich durch nichts imponieren. Aus diesen Worten spricht »ein gewaltiger Denker«, wie ihn Engels im Todesjahr des Freundes nannte; und richtig hat Marx gebliebenes Hauptwerk nur eine Anwendung seiner theoretischen Grundeinsicht genannt; es sei darin die Ausführung dessen zu sehen, was sein theoretischer Standpunkt von dem Augenblick verlange, da er nach vorausgegangener innerer Klärung mit der äußeren Wirklichkeit zusammenstieß. Dieser theoretische Standpunkt war freilich immer zugleich ein Wollen, er war erfüllt mit Werturteilen; fern blieb Marx die geometrische Betrachtung des Menschen, die Spinoza sich zum Ziele setzte. Ein unbedingter Anhänger wie Adler sieht die Eigenart des Marxschen Denktypus in der Verwirklichung des Geistes und Vergeistigung des Wirklichen. Dieser gedanklichen Beziehung gemäß sei die Theorie selbst nur die verstandene Praxis.

also unmittelbar praktisch, mithin in Anwendung auf das soziale Leben politisch. In Wahrheit sind alle großen Bücher, deren Urheber, wie Sombart von Marx sagt, unendliches Licht verbreiten, unendliches Leben wecken, im höheren Sinne immer Parteibücher, heilige Bücher, Bekenntnisbücher, Aresenale für den Kampf der Gedanken — im Glauben an die Wahrheit solcher Bücher vereinigt sich Denken und Leidenschaft.

Diese Vereinigung ist es, die in den großen Wendungen der Geschichte zugleich umgestaltend und erhaltend gewirkt hat. Nach Spinozas politischem Traktat sind Rechte die Seele des Staates. »Über Rechte können nur dann unüberwindlich werden, wenn sie zugleich durch Vernunft und durch eine gemeinsame Leidenschaft der Menschen verteidigt werden; sonst, wenn sie nämlich nur auf die Hilfe der Vernunft sich stützen, sind sie allerdings unkräftig und werden leicht überwunden (Op. posthuma, S. 351). So ist in der Tat im Kampf ums Recht die notwendige Erscheinung, daß mit Leidenschaft errungene Rechte alsbald auch mit Leidenschaft verteidigt werden; und nur, sofern in ihnen Vernunft vorhanden ist, das will sagen, sofern sie zugleich als sittlich notwendig und naturnotwendig erkannt werden, können sie dauerhaft sich behaupten. Es ist schwer, in diesen Denktypus, von dem Adler sagt, daß er seit Spinoza immer mehr zur Ausbildung rang, sich hineinzudenken; er wird immer mit dem gesunden Menschenverstand zu ringen und zu rechnen haben und muß allerdings in bestimmten Grenzen gehalten werden, um nicht, wie Kant sagen würde, »schwärmerisch« zu werden.

Wer ihn nicht begriffen hat, wird auch nicht den wahren Sinn der »materialistischen« Geschichtsauffassung nachzudenken vermögen, über deren »ärgerlichen und viel Unheil stiftenden Zusammenhang mit dem philosophischen Materialismus« Adler klagt. »Materialistisch in dem Zusammenhang des Marxschen Sprachgebrauchs bedeutet nicht mehr als empirisch« (S. 56). Und dies Empirische ist nur spinozistisch zu verstehen, das heißt als Identität von Materie und Geist, von Leib und Seele. Wie die empirische Psychologie das Gehirn und den ganzen körperlichen Organismus erforscht, um die Seele zu beschreiben, so muß die empirische Soziologie das soziale Leben in der Anatomie der Volkswirtschaft studieren, um das politische und moralische Leben zu begreifen.

Ist es bloßer Zufall, daß diese beiden großen Denker dem Judentum entsprossen sind? Man kann es doch dem Verständnis näherbringen, wenn gleich eine vollkommene »Erklärung« ausgeschlossen ist.

Das Judentum ist das merkwürdigste Beispiel einer Nationalität, die zugleich Religion ist, und eines Volkes, das sein politisches Dasein verloren, eben dadurch aber sein geistiges Dasein über die ganze Erde hin erhalten und fortgepflanzt hat. Seine Vermehrung und Verbreitung, mehr aber noch seine Zerstreuung und Heimatlosigkeit weisen den Juden zugleich auf den Verkehr und Handel und auf das Zusammenhalten im Glauben an seinen Gott als den einzigen und wahren Gott hin. Die scholastische, für die heutigen Menschen kaum genießbare Geistesbildung war ein mächtiges Mittel der zähen Erhaltung heiliger Überlieferungen und der Entfaltung scharfsinniger Denkkraft. Es ist durch den geistreichen Baseler Philosophen Joel nachgewiesen worden, daß Spinozas Studium der jüdischen Theologie große und nachhaltige Wirkungen in seinem Geiste gehabt hat. Bei Marx ist nichts dergleichen; aber er hat gern darauf hingewiesen, daß sein Vater aus

einer langen Generationsreihe von Rabbinern stammte; also ist die Kenntnis des Talmud ein Familienerbteil gewesen.

Dieselben Momente, die den Juden zum Weltbürger machen, selbst wenn er ein treuer Sohn seines Adoptiv-Vaterlandes ist, wie denn Spinoza im Gemüt ein Holländer, Marx im Gemüt ein Deutscher war, machen auch die Seele bereit zur Weltweisheit und das Gemüt zur Menschenliebe, die bei Spinoza sich vertieft in Gottesliebe, das heißt jene von Goethe bewunderte Liebe des Ewigen und Unendlichen, die keine Gegenliebe in Anspruch nimmt. Es darf wohl auch als Tatsache bezeichnet werden, daß aus dem Judentum, das allen Wissenschaften gute, ja vorzügliche Köpfe geliefert hat, gerade Philosophen in mehr als verhältnismäßiger Menge entsprossen sind. Natürlich ist dafür, wie für alle artes liberales, die Freiheit der Muße, die Vermögen und höheres Einkommen gewähren, immer eine wesentliche Bedingung gewesen; und Vermögen wie hohes Einkommen wurden durch Handel und durch alle freieren Berufe erworben, die den Juden als Fremden und Andersgläubigen immer am meisten zugänglich waren.

So ist denn auch eben diese freiere Stellung den herrschenden Religionen und anderen sozialen Mächten gegenüber für den Denker und insbesondere für den Forscher des sozialen Lebens, der dessen Umgestaltung befördert, eine begünstigende Kraft, weil sie ihnen Unbefangenheit leichter macht, also die Kritik. Auch dadurch sind der große Kritiker des Gottesbegriffs und der große Kritiker des Kapitals einander innerlich verwandt. Ferner darf mit Nachdruck betont werden, daß beide auf deutschem Boden gewachsen sind und ihre Bildung empfangen haben: ich sage auf deutschem, denn zu Spinozas Zeit waren die Niederlande ihrer Kultur nach noch ein deutsches Land, eine national-holländische Kultur war erst im Entstehen, und auch diese ist, wie die niederfränkische Sprache, doch im Grunde eine deutsche Pflanze, wenn sie auch reiche Nahrung aus Frankreich gesogen hat; so stand ja auch das Moselland und Trier stark unter französischem Einfluß, und Margens Vater war »mehr Franzose als Jude« (Wilbrandt, »Marx«, S. 9), seine Mutter stammte aus Holland. Auf diesen Zusammenhang jüdischen und deutschen Geistes hat Hermann Cohen liebevoll hingewiesen. Seine eigene Persönlichkeit lebte in und aus diesem geistigen Zusammenhang.

Man hat oft dem Judengeist eine zersetzende Wirkung nachgesagt und zur Last gelegt. Diese Zersetzung ist das Werk des wissenschaftlichen Denkens überhaupt, aber auch seine Aufgabe. Was das Denken und die Kritik »verschuldet«, ist nur die Bloßlegung der im Lebensgesetz geschehenden Zersetzung, und wenn sie bei diesem Geschäft auch Wunden schlagen muß, so kann sie doch von sich rühmen, was dem Speer des Achilleus nachgesagt wurde: Der die Wunden schlug, wird sie auch heilen.

Apothekenreform

Von D. Schulz (Hörsbach)

Im ersten Sozialisierungsprogramm der Reichsregierung waren auch die Apotheken aufgeführt. Im abgeänderten Entwurf ist dies nicht der Fall, womit jedoch nicht gesagt ist, daß man sie überhaupt aus dem Rahmen der Betriebe ausgeschaltet wissen will, die für eine Entkleidung ihrer privatwirtschaftlichen Form früher oder später in Betracht kommen können oder

sollen. Schon vor über einem halben Jahrhundert wurde der Satz geprägt: »Die Apothekenfrage ist Kaviar für das Volk«, und die Monopolstellung des Apothekers im Verein mit der gewaltigen Steigerung der Apothekenwerte macht erklärlich, daß die Forderung der Überführung des Apothekenbetriebs in ein nicht privatwirtschaftliches System mehr und mehr an Boden gewann und von den Vertretern der breiten Volksschichten, neuerdings vornehmlich der Krankenkassenorganisationen, propagiert wurde. Die Apothekenreformbestrebungen, die weit ins vergangene Jahrhundert zurückreichen, auch nur in größten Zügen in wenigen Sätzen schildern zu wollen, ist nicht möglich. Nur zusammenfassend möge festgestellt werden, daß all die Unsumme von Arbeit, die, dem Auge der breiten Öffentlichkeit entrückt, von Fachangehörigen, Medizinalbeamten, Volkswirten und namentlich von den Organisationen der Apotheker geleistet wurde — Arbeit, die auch in zahlreichen Eingaben an Regierungen und Parlamente ihren Niederschlag fand und in letzteren auch wiederholte Vorstöße auslöste —, en masse verpuffte Energie geblieben ist. Und warum? Weil die Apothekenfrage für die Regierungen des Reiches und der Bundesstaaten alles andere als Kaviar war, vielmehr eine spröde und schließlich auch undankbare Materie.

Fachleute, die sich ihr mit der notwendigen Hingabe hätten widmen können, waren weder früher in einflussreichen Regierungsstellen, noch sind sie heute dort zu finden. Bei der allgemeinen Unkenntnis der verantwortlichen Stellen und desgleichen der Parlamente war die Politik des *laissez aller* die einfachste. Wurde einmal im Parlament die Apothekenfrage angeschnitten, so war es ein ebenso bequemes wie stets wirksames Mittel, die seit Jahrzehnten mit dem Brustton der Überzeugung als notwendig geforderte Reform mit dem Hinweis auf die außerordentlichen Schwierigkeiten der Materie aus dem Wege zu schieben. So war es nicht einmal zu erreichen, daß dem allen Begriffen einer vernünftigen Wirtschaftspraxis zuwiderlaufenden, dabei bei den nicht privilegierten, sondern nur konzessionierten Apotheken in den Rechtsverhältnissen gar nicht begründeten Handel mit den Monopol- und Konkurrenzschutzwerten, gemeinhin Apothekenschacher genannt, ein Riegel vorgeschoben wurde, obwohl es eben dieser Handel ist, der die größten Schwierigkeiten für eine Reform geschaffen hat und sie fortwährend vergrößerte. Auch nach der Revolution in dieser Richtung erhobene Vorstellungen blieben wirkungslos.

Wenn man eine entschuldigende Erklärung für diesen Gleichmut anführen will, so kann man darauf hinweisen, daß, entgegen der in Laienkreisen herrschenden Ansicht, die hohen Apothekenpreise eine Rückwirkung auf die Arzneipreise nicht ausüben, daß vielmehr unter einem anderen System niedrigere Arzneipreise nicht zu erwarten wären, bei der Staats- oder Kommunalapothekendeckung aller Voraussicht nach nur höhere. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich dadurch, daß in Anbetracht der beschränkten Zahl der Apotheken die Arzneitage auf einem gewissen niedrigeren Niveau als unter anderen Verhältnissen gehalten werden kann, andererseits aber muß die Lage unter Berücksichtigung des Existenzminimums auch der kleinen und kleinsten Apotheken aufgestellt werden.¹

¹ Vergleiche mit den Arzneipreisen anderer Länder, zum Beispiel solchen mit Niederlassungsfreiheit (Schweiz, Frankreich) oder dem System des nichtkapitalisierbaren Monopol- und Konkurrenzschutzes (Schweden), zeigen, daß die Arzneien

Soll der Widersinn, einem Gewerbe Monopol- und Konkurrenzschutz zu verleihen und diesen Schutz der schrankenlosen kapitalistischen Ausbeutung zu überliefern, wie dies bei den verkäuflichen Apotheken der Fall ist, auch die jetzige Zeit überdauern? Jener Schutz, der dem Apotheker als Entgelt für die besonderen ihm auferlegten Berufspflichten gewährt und für die Allgemeinheit geschaffen wurde, um nach Möglichkeit Konflikte von dem Apotheker fernzuhalten, die eine ungebundene Konkurrenz hervorrufen könnte, ist illusorisch im eigentlichen Wesenszweck, wenn an Stelle des freien, rücksichtslosen Wettbewerbs das Zinskliententum des Apothekeninhabers tritt. Nicht, daß damit gesagt sein soll, daß die Zuverlässigkeit unserer Arzneiversorgung in bedenklichem Maße im argen läge, obgleich aus der Belastung der Apotheken mit Hypotheken hoch über den Schornstein hinaus für nicht wenige Inhaber frei gekaufter Apotheken eine bis zur Notlage gesteigerte wirtschaftliche Bedrängnis und Abhängigkeit hervor- geht; die Wirkungen wenden sich zumeist nach innen und sind: Herab- schraubung der persönlichen Bedürfnisse in Familie und Haus auf ein Mindestmaß, Einschränkung des Fachpersonals und dessen miserable Ent- lohnung, Nachwuchsskuderei, Vernachlässigung der Einrichtung und der- gleichen mehr. Aber es kann auch nicht bestritten werden, daß in vielen Apotheken ein Geschäftsbetrieb herrscht, der sich nicht gerade selten zu un- würdiger Konkurrenz bis zum Anreizertum ausgewachsen hat.

Wenn dieses Überhandnehmen des kaufmännischen — im minderen Sinne — Geschäftsprinzips vielleicht auch bisher nur vereinzelt zur direk- ten Beeinträchtigung der Zuverlässigkeit der Arzneiversorgung und zur Minderung der Betriebssicherheit durch Verwendung nicht fachmännischen Personals geführt hat, so sind solche Mißstände doch ungleich schwerer zu verurteilen als in anderen Betrieben, sowohl angesichts der Zweckbestim-

in Deutschland keineswegs teurer sind als dort. Von Interesse mag bei dieser Ge- legenheit auch die Feststellung sein, daß die Arzneipreise, wie zum Beispiel die Statistiken der Krankenkassen beweisen, der Steigerung der Preise aller Lebensbedürfnisse bei weitem nicht gefolgt sind; sie dürften im Durch- schnitt kaum mehr als auf das Fünf- bis Sechsfache gestiegen sein trotz erheblich höheren Steigens der Preise für Chemikalien, Drogen, ausländische wie inlän- dische, usw. Die Erklärung dafür liegt in dem Umstand, daß die Festsetzung der Tage durch die Regierung bei dem Apotheker jede willkürliche Steigerung und jeden Wucher ausschließt und daß die Arbeitspreise des Apothekers, nicht nur während des ganzen Krieges, sondern auch bis zum Jahre 1920 überhaupt keine Steigerung erfahren hatten! Für die Beurteilung der Aussichten einer von der Sozialisierung der Apotheken erwarteten Erniedrigung der Arzneipreise nicht ganz ohne Belang dürfte es sein, über diese Arbeitspreise kurz Näheres zu erfahren. Die durch die Arzneitage für 1920 verdoppelten Arbeitspreise für die am häufigsten vorkommenden Arbeiten betragen in ihrer jetzigen Höhe: Mischen einer einfachen Mischung 20 Pfennig, Anfertigen einer Salbe ohne Rücksicht auf die Dauer der Zeit 80 Pfennig, 50 Pillen 80 Pfennig, Salzlösungen 70 Pfennig, Abkochung, auch in Verbindung mit Salzlösungen und anderen Arbeiten 80 Pfennig, Tee- und Pulvermischungen 40 Pfennig usw., so daß sich der Durch- schnittsarbeitspreis für eine Arznei bestenfalls auf 70 bis 80 Pfennig beläuft, ohne Rücksicht auf die Dauer der Arbeit. Der Zuschlag für die Anfertigung einer Arznei während der Nacht beträgt 1 Mark auf den Tagespreis; diese Nacht- gebühr darf aber auch bei der Anfertigung mehrerer Arzneien für den gleichen Patienten insgesamt nur einmal erhoben werden!

mung der Apotheken wie auch des ihnen gewährten Monopol- und Konkurrenzschutzes. Hinzu kommt, daß im Zeitalter, das uns soziale Gerechtigkeit bringen soll, kein Raum für eine solch ungerechte Verteilung von Licht und Schatten mehr sein darf. Für den Apothekerberuf hat das Wort: »Sei im Besitze, und du wohnst im Recht« noch mehr Geltung als sonst irgendwo.

Der angestellte Apotheker gehörte schon immer zu den schlechtestbesoldeten Angestellten, dessen dienstliche Inanspruchnahme dabei weit über die anderer Berufe hinausging. Hat die neueste Zeit in dieser Hinsicht auch Wandel geschaffen, die erbärmliche Bezahlung ist geblieben, und die von jeher schon geringen Aussichten für den vermögenslosen Apotheker — wie auch für jene begüterten, die sich nicht dem »Apothekenschacher« opfern wollen —, in noch leistungsfähigen Jahren die Selbständigkeit zu erreichen, haben sich bis zur höchsten Trostlosigkeit verschlechtert. Ihnen bleibt nur die Wahl zwischen Fron im Dienste der Privilegierten ihres Standes und der Flucht aus dem Beruf.

Für eine Änderung unserer Apothekengesetzgebung sprechen hinreichende Gründe der Zweckmäßigkeit, der Vorsicht und der Gerechtigkeit. Handeln ist aber um so dringender geboten, als fast jeden Tag durch Apothekenverkäufe neue Konkurrenzschutzwerte geschaffen werden und damit die Schwierigkeiten, die zweifellos vorhanden, aber keineswegs so schwer zu überwinden sind, wie es die Regierungen bislang hinzustellen liebten, immer größer werden.

Soll und kann das Ziel einer Reform die Sozialisierung sein? Prüft man, ob die wesentlichen Voraussetzungen für eine solche gegeben sind, so wird man zu einer bejahenden Antwort kaum gelangen können; denn diese Voraussetzungen fehlen ziemlich restlos. Die Gleichartigkeit der Einrichtungen der Apotheken und der Betriebsvorschriften sind nur äußerliche, für die Sozialisierung bedeutungslose Merkmale. Mit jenen Betrieben, die in Aufbau und Art der Produktion wesensgleich sind und sich auf einen bestimmten Kreis von Erzeugnissen beschränken, haben die Apotheken nur wenig, vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit einer Sozialisierung betrachtet, vielleicht nichts gemein. Sie sind wohl bis zu einem gewissen Grade Produktionsbetriebe, im Absatz ihrer Eigenproduktion aber von einer ganz besonderen Art und in der Mannigfaltigkeit der von ihnen geführten Artikel wohl ohne Seifenstück, vielfach völlig auf die Sitten und Gebräuche der Gegend eingestellt. Muß dies schon zu grundsätzlichen Bedenken Anlaß geben, so entzieht das zu erwartende finanzielle Ergebnis den Sozialisierungsplänen völlig den Boden. Man kann dabei ganz außer Betracht lassen, daß für die Überführung der Apotheken in die öffentliche Hand mindestens eine Milliarde Mark erforderlich ist, von der über die Hälfte auf nur zinsenfressende Überwerte entfällt; der Prozentsatz kleiner und kleinster Apotheken ist auch erheblich größer, als allgemein angenommen wird. Nach der letzten Statistik in der Vorkriegszeit, vom Jahre 1909, arbeiteten 31,1 Prozent der Apotheken ohne jegliches pharmazeutisches Hilfspersonal, weitere 37,9 Prozent mit nur einer pharmazeutischen Hilfskraft, die in der überwiegenden Zahl der Fälle ein Eleve gewesen sein wird, 19,6 Prozent mit zwei und nur 11,3 Prozent mit drei oder mehr sachlichen Hilfskräften.

Die Apotheken, in denen die eigentliche Domäne des Apothekers, die Anfertigung ärztlicher Verordnungen, das wirtschaftliche Rückgrat ist, bil-

den nicht die Mehrzahl; vielmehr ist zumeist der Handverkauf nicht nur der dem Apothekenverschleiß vorbehaltenen, sondern auch der freigegebenen Arznei- und Heilmittel, ferner der Gegenstände der Krankenpflege, der kosmetischen Mittel usw. der wesentliche Rentabilitätsfaktor. Tritt an Stelle des kapitalistisch interessierten Unternehmers der kapitalistisch nicht oder ungenügend interessierte Betriebsleiter, so wird damit auch in den einwandfrei geführten Apotheken ein fühlbarer Rückschlag auf den Ertrag nicht ausbleiben können. Er wird um so größer sein, je stärker der Handverkauf ins Gewicht fiel. Weiter ist die bereits oben erwähnte Statistik noch insofern zu berücksichtigen, als in einem sozialisierten Unternehmen die Anforderungen undiskutabel sind, die an die meisten allein oder ohne Assistenten arbeitenden Apothekenvorstände bezüglich der Arbeitszeit und der Quantität wie Qualität der Arbeitsleistung heute gestellt werden. Das gilt auch für die Leiter mancher größeren und mittleren Betriebe. Aber auch von dem Apothekenpersonal wird infolge der seit langem gepflogenen Einsparung von Fachpersonal in der Regel eine Intensivität der Arbeitsleistung gefordert, die im sozialisierten Betrieb nicht verlangt werden könnte, so daß selbst bei gänzlicher allgemeiner Abschaffung des Nachdienstes und Einschränkung des Sonntagsdienstes auch in kleinen Orten eine das finanzielle Erträgnis nicht unwesentlich beeinflussende Personalvermehrung unvermeidlich sein würde, zumal der sozialisierte Apothekenbetrieb, gleich der Staats- oder Kommunalapotheke, durch eine Reihe im Privatbetrieb überflüssiger Vorschriften über Nachweisungen, Abrechnungen und dergleichen stark belastet würde.

Eine Zusammenlegung von Betrieben in größeren Orten könnte wohl die Unkosten verringern, das Manko aber nicht ausgleichen. Im allgemeinen bestehen keineswegs zu viel Arzneiversorgungsstellen. Auf dem Lande eher zu wenig.

Es gäbe einen Weg, die Sozialisierung der Apotheken als rentierendes Unternehmen durchzuführen: die Zurückverlegung des gesamten Arznei- und Heilmittelverkehrs in die Apotheken unter Ausdehnung des Monopols auf alle bereits heute dort geführten Verbandstoffe und Artikel zur Kranken- und Gesundheitspflege bei gleichzeitiger Sozialisierung auch des Drogen- und Arzneiwarengroßhandels und desjenigen Teiles der chemisch-pharmazeutischen Industrie, der sich mit der Erzeugung der auch im Apothekenlaboratorium herzustellenden Präparate befaßt; ob er möglich wäre, soll an dieser Stelle nicht weiter geprüft werden.

Es gibt bereits vereinzelt Apotheken, die von Gemeinden oder anderen öffentlichen Körperschaften erfolgreich in eigener Regie betrieben werden. In Hessen besteht, gleichfalls mit Erfolg, die verpachtete Gemeindeapotheke, zu der auch Baden in neuester Zeit übergegangen ist. Warum soll aus diesen Tatsachen nicht die Nutzenwendung gezogen werden und der Sozialisierungsgedanke, in zweckmäßige Form gekleidet, soweit als tunlich durchgeführt werden?

Ein Reformprogramm auf solcher Grundlage wäre in großen Zügen folgendes:

Träger der Bewilligung zum Betrieb einer Apotheke können sein: öffentlich-rechtliche Verbände und Apotheker; beide haben auch die Berechtigung, die Errichtung von Apotheken zu beantragen. Soll eine öffent-

liche Apotheke errichtet oder die Bewilligung zum Fortbetrieb einer Apotheke vergeben werden, so hat die zuständige Gemeinde — oder der ad hoc gegründete Gemeindeverband — sich binnen einer Frist zu erklären, ob er die Übertragung der Bewilligung zum Betrieb der Apotheke — in eigener Regie oder als verpachtetes Unternehmen — beansprucht. Im Falle der Ablehnung erfolgt Verleihung an einen Apotheker. Das Verfahren ist öffentlich. Die Übertragbarkeit der zurzeit verkäuflichen und vererblichen Apotheken erlischt nach einem Zeitraum von vierzig Jahren ohne Entschädigung. Während dieses Zeitraums hat sich die Entschuldung der Apotheken von den Überwerfen zu vollziehen. Sofern die Inhaber übertragbarer Apotheken nicht einer zum Zwecke der Entschuldung gegründeten, vom Staate in ihren Zielen geförderten Entschuldungskörperschaft beitreten, haben sie ihre Apotheken selbst zu entschulden. Bei allen Apothekenverkäufen während der vierzigjährigen Übergangszeit, die bezüglich des Verkaufspreises einer Kontrolle unterliegen, haben die zuständigen Gemeinden das Vorkaufsrecht. Das Recht der Witwen und sonstiger Hinterbliebenen zur Fortführung des Gewerbes erlischt. Sie sind durch eine vom Staate zu gründende Versorgungsanstalt sicherzustellen, der auch die allgemeine Pensions- und Hinterbliebenenversicherung der Standesgenossen zufällt.

Eine Änderung auf solcher Basis würde den Gemeinden, die von den öffentlich-rechtlichen Körperschaften in der Hauptsache in Betracht kämen, den erforderlichen Spielraum lassen, Apotheken nur dann zu betreiben, wenn das Unternehmen aussichtsreich zu sein verspricht, zumal, wenn ihnen auch in der Art des Betriebs — eigene Regie oder Pachtbetrieb — die Wahl gelassen wird. Für größere Gemeinden fällt ins Gewicht, daß es ausreicht, wenn nur eine der kommunalen Apotheken als Vollapotheke mit allen erforderlichen Einrichtungen ausgestattet ist, während die anderen nach Art der bereits jetzt vielfach bestehenden Zweigapotheken eingerichtet und betrieben werden können.

Der Übergang zu einem solchen gemischten System läßt sich ohne besondere Schwierigkeiten vollziehen; es legt den Gemeinden nicht Lasten auf, die sie nicht tragen könnten, ermöglicht ihnen vielmehr, ganz nach eigenem Ermessen und ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit, wirtschaftliches Neuland schrittweise zu befreien.

Literarische Rundschau

M. Stimming, *Deutsche Verfassungsgeschichte vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Leipzig-Berlin 1920, Verlag von B.G. Teubner.
R. Schwemer, *Vom Bund zum Reich*. Berlin-Leipzig 1920, Verlag von B.G. Teubner. Preis beider Bücher kartoniert je M. 2.80, dazu Steuerzuschlag.

Beide Bücher, die in der Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« erschienen sind, ergänzen sich gegenseitig. Stimming behandelt die Entstehung des modernen Verfassungsstaats, die französischen Einflüsse auf das deutsche Verfassungs-wesen, die Anfänge des Konstitutionalismus in Deutschland, den Versuch der Reichsgründung durch die Revolution von 1848, Preußens Übergang zum Verfassungsstaat, den Zusammenschluß der Staaten zum Norddeutschen Bund und zum Deutschen Reich, die Entwicklung der deutschen Reichsverfassung von 1871 bis 1918 und die Verfassungsentwicklung in den deutschen Einzelstaaten seit 1848. In einem

Schlußkapitel beschäftigt er sich mit dem Deutschen Reich als Republik, worin er die Bedeutung des Weltkriegs für die Verfassungsentwicklung, die Novemberrevolution von 1918, die Weimarer Nationalversammlung, die neuen Parteien und die Reichsverfassung vom 5. August 1919 eingehend erörtert. Anzuerkennen ist die sachliche Art und Weise seiner Schilderung, abgesehen von der Behauptung, daß die Revolution Deutschland hilflos seinen Feinden ausgeliefert habe.

Schöwemer knüpft an seine frühere Schrift »Die Reaktion und die neue Ara« an. Im Mittelpunkt seiner jetzigen Ausführungen steht das Wirken Bismarcks in Preußen-Deutschland, das durch die ministerielle Diktatur, durch die Blut- und Eisenpolitik hindurch, unter dem Einfluß des Deutsch-Französischen Krieges mit dem Siege des deutschen Einheitsgedankens endete. — Die handlichen Bändchen, die auch viele Literaturangaben enthalten, geben einen guten Überblick über die Entwicklung des deutschen Verfassungswesens und sind zur Orientierung sehr wohl zu gebrauchen. Der verhältnismäßig billige Preis erleichtert ihre Anschaffung.

Franz Lauffkötter

Heinrich Dieckel, Beiträge zur Geschichte des Sozialismus und Kommunismus. Herausgegeben als zweites Heft der »Staatswissenschaftlichen Musterbücher« durch Professor J. Plenge. Essen 1920, Verlag von G. D. Baedeker. Preis 10 Mark und 20 Prozent Steuerzuschlag.

In seinem Geleitwort behandelt der Herausgeber die Stellung des vorliegenden Buches im Plan der Sammlung von Musterbüchern zum Studium der Staatswissenschaft. Es soll einen Beitrag liefern zur vergleichenden Ideenlehre, die neben der vergleichenden Gesellschaftslehre und der vergleichenden Wirtschaftstheorie an den Anfang der staatswissenschaftlichen Ausbildung gehöre, es soll dem Zwecke dienen, die tiefsten sozialgeistigen Fragen unserer Zeit zu klären, um dadurch einen neuen Willen zu erzeugen, den eine organisatorische Gesellschaft wie die heutige nicht entbehren könne. Hier erscheint ihm eine gründliche wissenschaftliche Auseinandersetzung über Sozialismus und Kommunismus als eine der wichtigsten Aufgaben. Plenge weist auf Lorenz v. Stein hin, der neben den durch seine wissenschaftliche Fundamentierung gekennzeichneten Sozialismus den Kommunismus gesetzt habe als eine primitivere, in das stürmische Gefühl des nichts als gleichmachenden, gestaltlosen Erneuerungswillens zurückgestaute Ideenbildung, die alles Bestehende verneine um der Gleichheit willen. Demgegenüber erblickt Dieckel den Gegensatz zwischen Sozialismus und Kommunismus nicht im gedanklichen Aufbau beider Ideenformen, sondern in der Grundnorm: der Sozialismus ist für ihn starrer Anti-Individualismus, der Wille zum Sozialprinzip, der Kommunismus ist ein in der Rücksichtslosigkeit seiner Gleichheitsforderung übersteigter Individualismus. Plenge selbst will die Auffassungen von Stein und von Dieckel in einer Synthese vereinigen. Er nennt den Sozialismus ein Ideensystem von hoher Wissenschaftlichkeit, das uns die unverrückbare Lebensgewißheit gibt, daß der einzelne als dienendes Glied im Ganzen steht, aber auch nur durch höchste Steigerung seiner freien Einzelleistung dem Ganzen dienen kann.

Der Kommunismus ist hingegen eine soziale Verimpfung, ein soziales Kindischwerden, das sich am dumpfen Gefühl der Ungleichheit der Menschen berauscht, der Gleichheitskommunismus ist ein geistiges Mißgebilde fanatischer Doktrinaire des Individualismus, der Gemeinschaftskommunismus beruht auf einer Überspannung des Gefühls und auf einer Ausschaltung des Intellekts bei der Einstellung auf das menschliche Zusammenleben. Aus dieser Erweiterung des Gefühls zur Alliebe und Allgemeinschaft erklärt sich der Zauber, den der Kommunismus in Zeiten starker sozialer Spannung auf religiöse Gemüter, auf Künstler und auf eine phantastervolle Jugend ausübt.

Die in dem vorliegenden Buche veröffentlichten Abhandlungen Dieckels beschäftigen sich mit den Ekklesiastischen (dem Welberstaat) des griechischen Dichters Aristophanes und mit der Politeia Platos sowie mit der Utopia

des Thomas Morus. Der Verfasser gibt eine grundlegende Zergliederung dieser hervorragenden Werke und schält in interessanter Weise den Gegensatz zwischen sozialistischer und kommunistischer Gesellschafts- und Wirtschaftsgestaltung heraus. Als Anhang wird eine Rede Diehels abgedruckt über »Das neunzehnte Jahrhundert und das Programm des Liberalismus«, die am 27. Januar 1900 an der Universität Bonn gehalten worden ist, aber noch heute manche Anregung bietet. Der Redner erbringt darin den Nachweis, daß die formale Gleichberechtigung, die der Liberalismus gefordert habe, nach der sozialen Seite hin ergänzt werden müsse. Dies könne nur geschehen durch die Mitwirkung der organisierten Arbeiterschaft mit dem Ziele der Ersetzung des sozialen Absolutismus des Unternehmertums durch den sozialen Konstitutionalismus, durch die Teilung der wirtschaftlichen Macht zwischen Unternehmertum und Arbeitnehmerschaft. Wenn seine Hoffnung, daß aus der Anerkennung der sozialen Gleichberechtigung der Arbeit seitens des Kapitals der soziale Friede ersprießen werde, auch nicht erfüllt worden ist, so ist doch sein Wille zu loben. Aberhaupt müßen die Diehelschen Auffassungen und Ausführungen gerade heute noch sehr zeitgemäß an, und der Herausgeber verdient den wärmsten Dank dafür, daß er sie uns wieder zugänglich gemacht hat.

Franz Laufköffer

Notizen

Die neueste Entwicklung des Hamburger Seeschiffsverkehrs. Der Wiederaufbau einer leistungsfähigen deutschen Handelsflotte ist für Deutschland, das sich in den kommenden Jahren noch weit mehr als früher auf den Export von Fertigfabrikaten angewiesen sehen wird, eine höchst wichtige Lebensfrage. Zwar hat der Schiffsverkehr in den großen deutschen Häfen sich in jüngster Zeit beträchtlich vermehrt, in Hamburg dermaßen, daß der Gesamtschiffsverkehr zurzeit fast die Hälfte der letzten Friedensjahre beträgt; aber an diesem wieder auslebenden Verkehr hat die deutsche Kauffahrteiflotte nur einen geringen Anteil, wenigstens was den Verkehr mit fernern Häfen anbelangt. Zum größten Teil beschränkt sich heute noch der deutsche Schiffsverkehr auf Küstenschiffe, und die diesen Verkehr vermittelnden deutschen Schiffe sind, da die großen Schiffe abgeliefert werden mußten, beträchtlich kleiner als früher. Eine Tatsache, die deutlich darin zum Ausdruck kommt, daß die im Jahre 1920 in den Hamburger Hafen eingelaufenen deutschen Schiffe im Durchschnitt nur 348 Netto-Registertonnen Raumgehalt hatten, im Jahre 1913 dagegen 796 Tonnen.

Nach der jüngst veröffentlichten Statistik hat sich der einkommende und ausgehende Seeschiffsverkehr des Hamburger Hafens in den Jahren 1913, 1919 und 1920 folgendermaßen gestellt (der Raumgehalt der Schiffe ist in Netto-Registertonnen angegeben):

Angekommen sind:

1913		1919		1920	
Schiffe	In 1000 Registertonnen	Schiffe	In 1000 Registertonnen	Schiffe	In 1000 Registertonnen
16427	14242	2838	1570	4808	4486

Abgegangen sind:

1913		1919		1920	
Schiffe	In 1000 Registertonnen	Schiffe	In 1000 Registertonnen	Schiffe	In 1000 Registertonnen
17985	14496	3310	1477	5097	4353

Zu bemerken ist hierbei, daß die Zahlen für 1913 sich einschließlich des Hochseefischereiverkehrs, die Zahlen für 1919 und 1920 ohne diesen Verkehr verstehen, da zur Zeit der statistischen Aufnahme die betreffenden Zahlen für die beiden Jahre noch nicht feststanden.

Nach dieser Aufstellung hat im letzten Jahre der Schiffsverkehr Hamburgs, dem Raumgehalt nach betrachtet, fast schon ein Drittel desjenigen des Jahres 1913 be-

tragen. Und zwar zeigt sich, daß während des letzten Jahres die Beladung der Schiffe im Vergleich zum Jahre 1919 beträchtlich zugenommen hat. Im Jahre 1919 brachten die Schiffe zwar durchweg Waren der verschiedensten Art, verließen aber, da Deutschland noch wenig auszuführen hatte, den Hamburger Hafen vielfach nur mit einer Driftel- oder Viertelladung. Während 1919 die eingehenden Schiffe im Durchschnitt zu 84 Prozent beladen waren, hatten die ausgehenden Schiffe nur eine Ladung von 38 Prozent. Im Jahre 1920 hat sich dieses Verhältnis bedeutend gebessert. Die eingehenden Schiffe waren durchschnittlich zu 82, die auslaufenden zu 74 Prozent beladen. In welchem Maße an diesem Verkehr die deutsche und die wichtigeren fremden Flaggen beteiligt waren, veranschaulicht folgende Aufstellung:

Angelommen:	1913		1920	
	Schiffe	Raumgehalt in 1000 Netto- Registertonnen	Schiffe	Raumgehalt in 1000 Netto- Registertonnen
Deutsche Flagge	10341	8637	2919	1059
Britische Flagge	3501	4096	614	952
Norwegische Flagge	593	405	201	212
Niederländische Flagge	776	382	315	454
Schwedische Flagge	354	164	28	51
Dänische Flagge	530	158	111	98
Französische Flagge	132	120	97	172
Vereinigte Staaten Flagge	1	3	276	1038
Japanische Flagge	—	—	48	173
Abgegangen:				
Deutsche Flagge	11523	8782	3243	1076
Britische Flagge	3524	4114	604	891
Norwegische Flagge	611	417	186	198
Niederländische Flagge	918	397	302	498
Schwedische Flagge	420	179	27	51
Dänische Flagge	631	188	118	101
Französische Flagge	129	112	99	166
Vereinigte Staaten Flagge	1	3	273	1021
Japanische Flagge	—	—	97	91

Schon ein flüchtiger Vergleich zeigt, wie sich infolge des Krieges die Verkehrsverhältnisse völlig geändert haben. Den größten Anteil am Verkehr hat noch die deutsche Flagge; aber die deutschen Schiffe sind meist Küstenfahrer, die ja häufiger ankommen und abfahren als die großen von fernen überseeischen Häfen kommenden Dampfer und daher auch mehrfach in der Statistik erscheinen.

Welcher Unterschied hat sich aber zwischen dem englischen und amerikanischen Schiffsverkehr im Hamburger Hafen entwickelt! 1913 kam nach der deutschen Flagge als erste, alle fremden Flaggen weit überragend, die britische. Im Jahre 1920 steht sie dagegen unter den fremden Handelsflotten an zweiter Stelle, weit überholt von der Dampferflotte der Vereinigten Staaten von Amerika, zwar nicht der Schiffszahl, wohl aber dem Raumgehalt und der Leistungsfähigkeit nach. Und auch unter den übrigen Schifffahrtsländern hat sich die Reihenfolge verschoben. Nach der britischen Handelsflotte folgten 1913 aufeinander: Norwegen, Niederlande, Schweden, Dänemark, Frankreich, Belgien, Spanien. Im Jahre 1920 war hingegen die Reihenfolge: Niederlande, Norwegen, Frankreich, Dänemark, Spanien, Belgien, Schweden. Als neue Seemacht aber erscheint gleich hinter Norwegen, noch vor Frankreich, das Land der aufgehenden Sonne, Japan, dessen Handelsflotte 1913 noch Hamburg überhaupt nicht anlief.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 25

Ausgegeben am 18. März 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zwangsmaßnahmen und Friedensbruch

Von Heinrich Cunow

Fast scheint es, als gehörten Befangenheit in Illusionen, Hoffnungs- und Gefühlseligkeit zu den unverwundlichen, allen bitteren Erfahrungen des politischen Lebens trotgenden Eigenschaften des deutschen Volkscharakters. Wie viele schöne Illusionen sind nicht seit dem Sturz des wilhelminischen Regimes zusammengebrochen, und doch haben alle Enttäuschungen nicht vermocht, unser Volk, und zwar in erster Linie gerade jene Volkssteile, die die Anhänger der sogenannten Linksparteien bilden, von dem Wust der durch die letzten Entwicklungsjahre überholten traditionellen Illusionen zu befreien. Obgleich seit den kritischen Tagen des Herbstes 1918 erst ungefähr zweieinhalb Jahre verflossen sind — ein ganz winziger Zeitraum im Werden und Verfall der Völker —, ist doch bereits eine recht stattliche Reihe von Hoffnungen und Einbildungen von der Macht der sich rücksichtslos durchsetzenden geschichtlichen Entwicklung abgetan worden: das seltsame Hoffen auf die Mäßigung und die Unterstützung der deutschen demokratischen Regenerationsbestrebungen durch die sogenannten westlichen demokratischen Mächte, der Glaube an eine demnächstige sozialistische Weltrevolution, das Vertrauen auf Wilson mit seinen vierzehn Punkten und auf den neu errichteten Völker-, richtiger Staatenbund, die Erwartung einer baldigen Erstarkung der Arbeiterparteien Westeuropas und Einsetzung ihrer Kräfte für eine humane Lösung der Kriegskonflikte, der schöne Traum von der Vernichtung des Imperialismus und dem Anbruch einer neuen »Ara des ewigen Friedens«, die Hoffnung auf das baldige Wiederaufblühen der alten Internationale und ihr machtvolles Eingreifen in die Geschichte der europäischen Völker. Über alle diese schönen Hoffnungen und Wünsche und noch ein Duzend andere, die hier aufzuzählen keinen Zweck hat, ist der sich nicht nach schönen Wünschen, sondern gemäß der gegebenen Entwicklungsbedingungen vollziehende »Geschichtsprozeß« pietätslos hinweggeschritten. Doch die Illusionsfähigkeit der deutschen Linksparteien, von den Liberalen bis zu den Kommunisten, hat er nur vorübergehend getrübt. Kaum mußte eine Illusion zu Grabe getragen werden, so erstand schon an ihrer Stelle eine neue, und zwar keineswegs immer besser begründete.

Vielleicht wird eine spätere Geschichtsepöche, die auf die heutige mit kritischen Blicken zurückschaut, die jetzige Geschichtsperiode eine »Zeit der schönen Illusionen« nennen — gerade wie wir heute im Rückblick auf vergangene Zeiten von einer Periode des religiösen Fanatismus, der Romantik, des Gefühlüberschwangs usw. sprechen.

So haben wir denn auch erlebt, daß vor jeder Entente- oder Völkerbundskonferenz, die bisher stattgefunden hat, regelmäßig in der Presse der deutschen Linksparteien die schönsten Erwartungen auf eine Milderung des

Verfaller Friedensvertrags, auf wachsende Einsicht der Entente in die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Neuorganisation Mitteleuropas, auf Wiederherstellung der alten Wirtschaftsbeziehungen und einstweilige Hinausschiebung der Kriegsentschädigungsforderungen austauschten — und daß diese Erwartungen ebenso regelmäßig getäuscht wurden, in San Remo wie in Spaa, Genf, Brüssel, Paris. Doch wurde dadurch die Einsicht in die von den leitenden Mächten der Entente befolgte Politik recht wenig gefördert. Kaum war die erste Enttäuschung vorüber, so wurden auch schon mit Eifer wieder jene Stimmen der Auslandspresse gesammelt (oft die Stimmen politisch ganz einflußloser Pressorgane), die mit diesem oder jenem Teil der Konferenzbeschlüsse nicht ganz einverstanden waren, oder es wurden sorgfältig alle kritischen Äußerungen auswärtiger Parlamentarier und Regierungsmänner registriert, mochten diese auch rein taktische Bedeutung haben; und nun wurde darauf wieder die Hoffnung gegründet, daß sicherlich bei der bevorstehenden nächsten Ententekonferenz die Entscheidung in einem für Deutschland weit günstigeren Sinne ausfallen werde, indemal doch die englischen und französischen Staatsmänner sich kaum dauernd der Einsicht verschließen könnten, daß das ausgefogene Deutschland den Verfaller Friedensvertrag beim besten Willen nicht zu erfüllen vermöge.

Betrachten wir uns nur einmal ohne parteipolitische Befangenheit das Vorspiel in einem großen Teil der deutschen linksparteilichen Presse vor der letzten Pariser Ententekonferenz. Schon vor der Konferenz prophezeiten manche Blätter, Lloyd George vermöge den Forderungen der französischen Blätter, wenn er sich nicht in schärfsten Gegensatz zu den englischen Handelsinteressen setzen wolle, in keinem Fall zuzustimmen, und demnach werde sicherlich, wenn Frankreich nicht seine Forderungen ganz wesentlich einschränke, die Pariser Konferenz ohne feste Beschlüsse wie das Hornberger Schießen verlaufen. Und diese Ansicht gewann noch mehr an Bestimmtheit, als zunächst nach Beginn der Konferenz aus Paris gemeldet wurde, Lloyd George leiste den französischen Ansprüchen wachsenden Widerstand. Nun war es für manche Blätter ganz gewiß, die Pariser Konferenz werde ergebnislos auseinandergehen.

Als dann am 29. Januar die Pariser Konferenz mit voller Zustimmung des englischen Premierministers die bekannten Wiedergutmachungsbeschlüsse faßte, zeigten sich dieselben deutschen Blätter äußerst betroffen. Dieses Ergebnis der Pariser Verhandlungen entsprach so wenig ihrer Vorstellung von der wirtschaftspolitischen Einsicht des englischen Regierungsleiters und der Richtung seiner Politik, daß unbedingt in Paris irgendwelche besonderen Einflüsse im Spiel gewesen sein mußten. Und richtig, bald hatte man herausgefunden, daß der gutmütige Lloyd George von dem intriganten Briand überrascht und dupiert worden sei. Eine geradezu kindliche Vorstellung von dem alle Register der diplomatisch-parlamentarischen Demagogie beherrschenden englischen Premier, der mit gleichem Geschick die Töne halbversteckter Ironie wie die wohlwollender Herzlichkeit, ehrlicher Biederkeit und kalter Frostigkeit anzuschlagen weiß, und der während des Krieges zur Genüge gezeigt hat, daß er sich selbst durch ihm sehr unbequeme Gegenströmungen nicht aus dem politischen Gleichgewicht bringen läßt. Doch in die übliche Vertrauenseligkeit gegenüber England — dieselbe Vertrauenseligkeit, die uns in der Vorkriegszeit in den mannigfachsten Variationen

immer wieder die Ansicht bescherte, ein Krieg zwischen England und Deutschland sei ganz unmöglich, da beide ja dieselben Handelsinteressen hätten und im wertvollsten Austauschverkehr miteinander ständen — paßte nun mal die Auffassung von der Ueberrumpelung Lloyd Georges durch die schlauen Pariser Staatsmänner trefflich hinein, ließ sie doch die Hoffnung offen, daß Herr Lloyd George auf der angesehenen Londoner Konferenz, wenn er sich aus dem Bann Briands befreit hätte, wesentlich anders über Deutschlands Zahlungsfähigkeit und die Nützlichkeit einer Durchführung der Pariser Konferenzbeschlüsse für Englands Wirtschaftsleben denken könne.

Merkwürdig, auf die Idee, daß das Eingehen Lloyd Georges auf die französischen Forderungen — ganz abgesehen davon, daß die zwölfsprozentige Ausfuhrabgabe dem Streben weiter englischer Industriekreise nach Sicherung ihrer Absatzmärkte vor der deutschen Konkurrenz entgegenkommt — außenpolitischen Motiven entspringen und die Folge einer Verständigung der englischen und französischen Regierungen über die Richtlinien ihrer beiderseitigen Orientpolitik sein könne, scheinen nur sehr wenige deutsche Politiker gekommen zu sein. Eine Betrachtung des jetzigen Verhaltens Lloyd Georges unter diesem Gesichtspunkt habe ich, was unsere Parteipresse anbetrifft, nur im »Hamburger Echo« gefunden; und doch liegt diese Vermutung, wenn man sich die neueste Stellungnahme der offiziellen Pariser Pressorgane zur Orientfrage betrachtet, sehr nahe. Inzwischen ist sie durch einen Bericht des Pariser »Intransigeant« über eine Unterredung eines seiner Mitarbeiter mit Briand fast zur Gewißheit geworden; denn nach diesem Bericht hat Briand erklärt, daß jetzt eine günstige Entwicklung der französischen Politik im Orient angebahnt und der Friede in Kleinasien gesichert sei.

Ich habe deshalb auch bereits in Nr. 21 der Neuen Zeit gegenüber den damals erneut hervortretenden Hoffnungen auf einen Umfall des englischen Kabinettspräsidenten betont, mit Englands Widerstandskraft gegen die französischen Forderungen auf der in London stattfindenden Konferenz sei nur in sehr geringem Maße zu rechnen. Doch kaum war die Einladung der englischen an die deutsche Regierung erfolgt, in London durch ihre Vertreter ihre Abänderungsvorschläge zu den Pariser Beschlüssen vorzulegen, als sofort auch schon von neuem in der deutschen Presse die seltsamsten Erwartungen einer gründlichen Abänderung der Pariser Beschlüsse auftauchten. Selbst als vor Beginn der Londoner Konferenz Briand mit den Marschällen Foch und Wilson nach Lloyd Georges Landsitz Chequers fuhr, um dort, wie Pariser Zeitungen sich ausdrückten, die »Gedankengemeinschaft« zwischen Frankreich und England zu festigen, Lloyd George gleich in der ersten Sitzung die deutschen Finanzvorschläge als nicht geeignet zur Erwägung zurückwies und die Entente ihr niedliches Ultimatum stellte, hörte die Hoffnung auf eine baldige Verständigung zwischen Deutschland und der Entente nicht auf.

Die plötzliche Besetzung von Düsseldorf, Duisburg, Ruhrort, Hamborn durch englische, französische und belgische Truppen, die Verhängung des Belagerungszustandes über die neubesetzten Gebiete, die bereits getroffenen Maßnahmen zur Errichtung von Zollschranken am Rhein und die von London aus ergangene Verfügung der Beschlagnahme sämtlicher Zolleingänge zeigen, wie unberechtigt diese Hoffnung auf die Vermittlertätigkeit

und die Politik des englischen Kabinetts gewesen ist. Was nun? Bereits regen sich in deutschen Blättern schon wieder allerlei Hoffnungen darauf, daß die Ententeregierungen schnell die Verfehltheit ihrer Zwangsmaßnahmen einsehen und diese aufheben würden. Auch diese Erwartungen sind meiner Ansicht nach unbegründet und überdies taktisch insofern verfehlt, als sie das Lesepublikum dazu veranlassen könnten, die Gewalttaten der Entente allzu leicht zu nehmen. Viel richtiger wäre, diesem Publikum den ganzen Ernst der Lage vor Augen zu führen und es auf weitere Zwangsmaßnahmen der Entente vorzubereiten. Denn weit wahrscheinlicher als eine baldige Zurücknahme der ergriffenen Repressionsmaßnahmen ist, daß, wenn England und Frankreich ihre Erwartung auf die deutsche Nachgiebigkeit getäuscht finden, sie ihren Druck auf das deutsche Wirtschaftsleben zu verstärken suchen werden und zu neuen »Sanktionen«, richtiger neuen Gewalttätigkeiten greifen, vielleicht zur Blockade der Elb- und Wesermündungen.

Die Frage, ob solche Maßnahmen dem Versailler Friedensvertrag widersprechen, wird das englische Kabinett wenig quälen. Auch die jetzige Besetzung rechtsrheinischer Städte und die Zolltrennung der besetzten Gebiete vom übrigen Deutschland bedeutet einen offenkundigen Bruch des Friedensvertrags. Nach diesem darf die Entente erst nach dem 1. Mai 1921 zu solchen Repressionsmaßnahmen greifen, und auch dann nur, wenn vorher die Wiedergutmachungskommission die Höhe der Wiedergutmachungssumme endgültig festgesetzt hat. Und zur Errichtung von Zollschranken zwischen dem besetzten und unbesetzten Gebiet ist die Entente nur dann berechtigt, wenn dieses im wirtschaftlichen Interesse der besetzten Gebiete durchaus geboten ist, nicht aber zu dem Zweck, den Ententestaaten Einnahmen irgendwelcher Art zu verschaffen. Scheuen aber die englischen und französischen Regierungen, weil ihnen das zur Durchsetzung ihrer Forderungen nützlich erschien, jetzt nicht vor einem offenen Vertragsbruch zurück, so werden sie auch um die Vermeidung weiterer Vertragsverletzungen kaum ernstlich besorgt sein. Nach ihrer Meinung verpflichtet der Friedensvertrag nur uns, nicht auch sie.

Freilich, wenn die deutsche Reichsregierung einigermaßen geschickt verfährt, das deutsche Volk sich durch die Gewaltakte der Entente nicht zu unbedachten Gegenhandlungen provozieren läßt und fest in der eingenommenen Haltung gegenüber den englisch-französischen Deuteforderungen verharrt, werden weder England noch Frankreich den von ihnen mit ihren sogenannten »Sanktionen« verfolgten Zweck erreichen. Weder erhält Frankreich dadurch die erwünschte Gelegenheit, einen wesentlichen Teil der Schuldforderungen Amerikas an den französischen Staat in Forderungen Amerikas an das Deutsche Reich umzuwandeln und eine neue große Staatsanleihe auf dem New Yorker Markt aufzunehmen, noch vermögen England und Frankreich beträchtliche Steuersummen und Zollerträge aus Deutschland herauszupressen, vorausgesetzt, daß dieses ernste passive Resistenz leistet. Andererseits aber stellt der Unterhalt der neuen Besatzungstruppen auch neue Anforderungen an die Staatskassen Englands, Frankreichs und Belgiens, und ferner trifft die Zollsperrre und die Erhebung einer Abgabe von 50 Prozent auf die in die Ententestaaten eingehenden Waren deutscher Herkunft nicht nur Deutschland, sondern auch den eigenen Handel dieser Länder, vor allem

Englands selbst, das sich zurzeit in einer ernsten Wirtschaftskrise befindet. Außerdem werden die mannigfachen Scherereien, die den neutralen Staaten aus solchen Maßnahmen erwachsen, dort sicherlich Verstimmung gegen Englands Vorgehen hervorrufen. Selbst wenn England und Frankreich die Bezeichnung auf das Ruhrrevier ausdehnen sollten, um die Kohlenproduktion dieses Gebiets in die Hand zu bekommen, würde davon nicht nur Deutschland, sondern auch Frankreich schweren Schaden haben; denn ohne willige Beugung der deutschen Bergarbeiter unter das französische Joch gibt es keine Kohlenförderung, vor allem nicht zu erträglichen Preisen. Die jetzige, auf dem Weltmarkt herrschende Kohlenkrise würde also noch gesteigert.

Tatsächlich betrachten denn auch ersichtlich die englische und die französische Regierung ihre Zwangsmaßnahmen selbst als *Einschüchterungsversuch*, in gewissem Sinne darf man sagen als *Bluff*. Besonders in Frankreich scheint man anzunehmen, die deutsche Reichsregierung werde sich verblüffen lassen — und zudem werde wieder, wie vor dem Versailler Friedensvertrag, in der Anhängerschaft der Unabhängigen und der Kommunistischen Partei jener ungekürzte Wille zur unbedingten Nachgiebigkeit gegen die Ententeforderungen zum Durchbruch kommen, der damals den deutschen Friedensunterhändlern jede Rückendeckung nahm und sie zur Annahme der absurdesten Vertragsbestimmungen zwang. Diesmal erstreckt sich freilich der Wille, die Pariser Konferenzbeschlüsse abzulehnen, von der äußersten Rechten bis zu den Kommunisten. Aber wird dieser Wille standhalten, wenn die Wirtschaftslage sich infolge der feindlichen Zwangsmaßnahmen verschlechtert und die Entente es unternimmt, Zwiespalt zu säen, indem sie den Mißerfolg der Londoner Verhandlungen den deutschen Unterhändlern in London zuschiebt und einzelne unter den Zwangsmaßnahmen besonders leidende deutsche Interessentenkreise zur Opposition aufzustacheln sucht? Es kommt innerhalb der politischen Parteien ja nicht nur darauf an, den Willen zum Widerstand zu befeuern, sondern auch die eigene Taktik so einzurichten, daß die Position der Reichsregierung gegenüber dem englisch-französischen Einschüchterungs- und Zwangsversuch nicht durch allerhand Quisquilien geschwächt wird. In dieser Hinsicht vermag ich gewisse Befürchtungen bezüglich der U. S. P. und der Kommunisten nicht zu unterdrücken. Diese Parteien stecken nun mal bis über die Ohren in Illusionen und vermögen sich schwer in gegebene Situationen zu finden. Die von Herrn Breitscheid am 5. März im Reichstag ohne jedes Verständnis für die augenblickliche Lage und die Tricks der englischen Kabinettpolitik gehaltene Rede läßt leider einfältige Quertreibereien befürchten.

Regierungsbildung in Preußen und die Sozialdemokratie

Von Bernhard Kaufch

Es ist im Hinblick auf frühere Methoden der Regierungsbildung und die Haltung, die der größte Teil der Parteipresse einnimmt, nicht möglich, das preußische Regierungsproblem allein unter faktischen Gesichtspunkten zu behandeln. Es gibt keinen Sozialdemokraten, der nicht den stärksten politischen Einfluß der eigenen Partei erstrebte und auf Grund des preußischen Wahlergebnisses den Fortbestand der bisherigen Koalition als die günstigste

Lösung der Regierungsfrage betrachtete. Es ist aber keineswegs gewiß, daß sich dieses Ziel auch erreichen lassen wird.

Bis zur Stunde, in der diese Zeilen geschrieben werden, liegt die Ablehnung einer Koalition mit der Deutschen Volkspartei und die Bereitschaft, die alte Koalition fortzusetzen, lediglich von der sozialdemokratischen Fraktion vor, ein Beschluß, der als Grundlage für die beginnenden Verhandlungen selbstverständlich und natürlich ist. Andererseits aber ist bereits deutlich zu erkennen, daß das Zentrum seine jetzige günstige Lage voll auszunützen gedenkt. In der versammelten Landesversammlung hätte es trotz seiner 94 Mandate eine Regierungsbildung aus Sozialdemokraten und Demokraten nicht zu verhindern vermocht. Seine jetzigen 83 Mandate gestatten ihm aber eine Regierungsbildung mit den beiden Rechtsparteien gegen die gesamte Linke. Wenn das Zentrum sich auch wegen seiner starken Arbeitergefolgschaft vorläufig vor einer Koalition allein mit den Rechtsparteien wohlweislich hütet und den Deutschnationalen eine deutliche Absage erteilt hat, so darf man doch nicht die Stärke seiner parlamentarischen Position unterschätzen. Die Erweiterung der preussischen Regierungskoalition durch die Deutsche Volkspartei würde das bisherige sozialdemokratische Übergewicht auf die Seite des Zentrums verlegen, und es ist nicht anzunehmen, daß es auf diesen Vorteil verzichten wird.

Unter diesen Umständen war es ein Fehler, daß der größte Teil der Parteipresse den Widerstand gegen die Erweiterung der Regierungsbasis nach rechts nicht lediglich von faktischen Gesichtspunkten zur Einwirkung auf die Verhandlungsgegner aus behandelte, sondern im Zusammenhang mit dem Antrag 234 des Kasseler Parteitags, der sich jedoch nur auf die Regierungsbildung im Reich bezog und mit Recht bereits einmal von einer Landtagsfraktion nicht beachtet wurde, feierlichst zur Prinzipienfrage erhob. Hier soll es nur ein Entweder—Oder geben! Entweder Fortbestand der bisherigen Koalition oder Austritt aus der Regierung! Da immerhin die Möglichkeit besteht, daß auch die preussische Landtagsfraktion entsprechend dieser Haltung der Parteipresse zu endgültigen Beschlüssen gelangt, die sowohl für die Partei wie für die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Preußen und im Reich von den verhängnisvollsten Folgen sein würden, ist es dringend notwendig, die Frage zu erörtern, bis zu welcher Grenze wir dem Zwang zur Koalitionspolitik folgen dürfen und folgen müssen.

Aber das Problem der Erweiterung der preussischen Koalition durch die Deutsche Volkspartei ist bei manchen Parteigenossen eine nicht geringe Verwirrung dadurch entstanden, daß es mit dem deutschnationalen Schwindel einer Einheitsfront von Westarp bis Scheidemann in einen Topf geworfen wurde. Mit den Deutschnationalen in einer Regierung zu sitzen, hieße für uns den Staatswagen gleichzeitig vorn und hinten bespannen. Eine Regierungskoalition ist nur von solchen Parteien möglich, die sich über die nächsten dringenden Bedürfnisse des Staates zu verständigen vermögen. Ist das aber erreicht, dann kommt es nicht auf die letzten Ziele der einzelnen Parteien an, sondern lediglich auf die Frage, ob sie eine Wegstrecke lang gemeinsam gehen können und wollen. Zutreffend führt Genosse Scheidemann in seinem bekannten Artikel im »Berliner Achtuhrabendblatt« aus: »Ich bin der Meinung, daß man, solange Koalitionsregierungen in Betracht

kommen, eine solche nur auf Grund eines bestimmten Mindestprogramms bilden kann, daß also das Programm das Entscheidende ist, nicht aber die Frage nach dem Namen der Parteien.»

Entscheidend ist also nicht, mit wem, sondern zu welchem Zweck wir eine Koalition bilden. Der Hauptzweck der Regierungstätigkeit in dem Verwaltungsstaat Preußen ist es, einen möglichst großen Einfluß auf seine Verwaltung auszuüben. Auf die Ministerien des Innern, des Kultus und wenn möglich auch der Justiz müssen wir den Hauptwert legen. In dem oben angeführten Artikel sagt Scheidemann über die Bedeutung der Regierungstätigkeit gerade in Preußen:

Wichtiger für die Republik und auch für die S. P. D. als die Beteiligung der Sozialdemokraten an der Reichsregierung ist ihre Teilnahme an der Regierung in Preußen. Im Reichstag schlechte Gesetze zu bekämpfen, ist die S. P. D. imstande auch ohne Anteilnahme an der Regierung; aber gute Reichsgesetze auch ernstlich zur Durchführung zu bringen, wird erheblich erleichtert, wenn wir an der preußischen Regierung beteiligt sind.

Die große Ausräucherung der Reaktion muß in Preußen beginnen. Wie dreist die alten Veräckenstöcke und Gamaschenknöpfe sich hier noch betätigen, schreit direkt zum Himmel. Für einen Minister des Innern muß es direkt eine Lust sein zu leben, wenn er mit den erforderlichen Vollmachten ausgerüstet wird, Fenster und Türen zu öffnen, um gründlich zu lüften und um rücksichtslos hinauszuwerfen, was sich nicht loyal in den Dienst der Republik stellt.

Wie aber sollen wir die Reaktion austräuchern, wenn wir uns in eine Politik des »Entweder — Oder«, des Alles oder Nichts verbeissen und dadurch die geheimsten Wünsche der Reaktion, die uns selbst hinausdrängeln möchte, begünstigen? Eine grundsätzliche Ablehnung der Koalition mit der Deutschen Volkspartei auch auf die Gefahr des Austritts aus der Regierung wäre nur zu rechtfertigen, wenn von dieser Partei die Anerkennung der bestehenden Staatsgrundlagen, die dafür notwendigen Sicherungen und eine Verständigung über die nächsten politischen Aufgaben nicht zu erreichen wären. Wer aber ehrlich auf dem Boden der parlamentarischen Demokratie steht, dem erscheint jeder Verzicht auf einen möglichen politischen Einfluß als direkter Verrat an den Wählermassen und den eigenen politischen Grundsätzen. Unter dem militär-absolutistischen Regime des kaiserlichen Deutschland mußte die Opposition der ganze Inhalt unserer Politik sein, weil eine positive politische Betätigung nicht denkbar war. Beim parlamentarischen Regime ist die oppositionelle drohende Geste auch da, wo die direkte Ausübung politischer Macht möglich ist, eine — Du mm h e i t! Das haben wir den Unabhängigen oft genug gesagt. Aber ist es von Ledebour zu Schiffer wirklich so sehr viel näher als von Otto Braun zu Stresemann?

Konkurrenzrücksichten nach links brauchen uns an einer konsequenten politischen Haltung nicht zu hindern. Wie wenig kennen doch die Parteigenossen die U. S. P., die da glaubten, diese Partei nach ihrer Wahlniederlage mit Haut und Haaren verschlucken zu können! Darüber sind wir uns ja alle einig, daß die Unabhängige Partei keine wirkliche Existenzgrundlage hat und nur ein vorübergehendes Kriegs- und Revolutionsgebilde ist, das notwendig absterben muß. Die ganze »Politik« der U. S. P. bestand bisher lediglich darin, unentwegt Verrat zu brüllen, weil wir positive politische Arbeit im Interesse des werktätigen Volkes leisteten; und sie wird ihre liebliche Beschäftigung fortsetzen, ganz gleich, ob wir »nur« mit dem Zentrum und den

Demokraten oder auch mit der Deutschen Volkspartei zusammenwirken. Erreichen werden die Unabhängigen auf die Dauer in beiden Fällen nichts. Die große Masse der deutschen Arbeiter wird immer da stehen, wo praktische Arbeit geleistet wird, und nicht mitmachen, wo man lediglich schreiend und gestikulierend hinter dem Staatswagen einherläuft, wie das übrigens auch bei der Arbeiterschaft aller modernen demokratischen Kulturländer der Fall ist. Also lassen wir den Unabhängigen ihr Vergnügen. Unser stärkstes Argument ihnen gegenüber wird es immer bleiben, daß sie große Schädlinge der Arbeiterschaft sind, weil sie einen Teil von ihr politisch ausschalten und damit das Gewicht der bürgerlichen Parteien verstärken.

Wenn es also auch in unserem Parteiinteresse liegt, die bisherige preussische Koalition fortbestehen zu lassen, so brauchen wir ihre Erweiterung durch die Deutsche Volkspartei doch keineswegs zu scheuen. Den rein parteipolitischen Verlusten stehen immerhin einige staatspolitische Vorteile gegenüber, die nicht unterschätzt werden dürfen. Es wird öfter darauf hingewiesen, daß zwischen der Deutschen Volkspartei und den Deutschnationalen gar kein so erheblicher Unterschied bestände und daß der, der mit der Deutschen Volkspartei in eine Koalition ginge, dann gleich auch in die »nationale Einheitsfront« der »Kreuzzeitung« eintreten könnte. Nun ist es gewiß richtig, daß der rechte Flügel der Deutschen Volkspartei sich von den Deutschnationalen kaum unterscheidet, bewußt auf einen geschlossenen Rechtsblock im Reich und in Preußen hinarbeitet und nichts sehnlicher erstrebt als die dauernde politische Ausschaltung der Sozialdemokratie und die Wiederherstellung der politischen Machtverhältnisse des kaiserlichen Deutschland. Dieser Richtung klingt das krasserfüllte »N i e m a l s« wie Musik in den Ohren. Es wird aber meist übersehen, daß der linke Flügel der Deutschen Volkspartei in einer derartigen Entwicklung ein Unglück für Deutschland erblickt und unter Ausschaltung des deutschnationalen Elements eine Koalition mit der Sozialdemokratie erstrebt. Auf diesen Unterschied kommt es an! Mitten im Wahlkampf schrieb zum Beispiel Georg Kleinow, Mitglied des Zentralvorstandes der Deutschen Volkspartei, im »Reichsbürgerrat« vom 1. Februar einen Artikel, in dem es heißt:

Nicht zu unterschätzen ist die Tatsache der Übernahme der Regierungsgewalt in den schwarzen Novembertagen von 1918 durch Ebert, Noske und Scheidemann und ihre engeren Freunde, im Gegensatz zu den Radikalen, die dem Feinde geholfen hatten, das deutsche Volk zu zermürben. Es war diese mutige Tat der deutschen Sozialdemokratischen Partei, die sie moralisch befähigte, die künftige Entwicklung des deutschen Volkes so maßgebend zu beeinflussen, wie es in den letzten zwei Jahren geschehen ist.

Auch als Nichtsozialdemokraten dürfen, ja müssen wir diese Tatsache im Wahlkampf anerkennen, wenn auch mancher Parteistrategie mißbilligend das Haupt schütteln sollte.

Abgesehen von der abwegigen Bemerkung über die Zermürbung des deutschen Volkes, die Ludendorff und alle Gegner des rechtzeitigen Verständigungsfriedens auf dem Gewissen haben, zeigt sich hier eine Gedankenrichtung, an der wir nicht achlos vorübergehen sollten. Die größte politische Borniertheit des kaiserlichen Regimes war es, die sozialdemokratischen Volkskreise wegen ihrer politischen und sozialen Grundanschauungen politisch dauernd auszuschalten und moralisch zu ächten und damit in Millionen wert-

vollster Deutscher eine erbitterte Staatsfeindschaft großzuziehen. Sollen wir denselben Fehler nach der anderen Seite jetzt denen gegenüber begehen, die zu positiver politischer Arbeit auf dem Boden des republikanisch-demokratischen Deutschland bereit sind? Das würde den Anpassungsprozeß an die modernen Staatsformen bei jenen wesentlichen Schichten des Bürgertums hemmen, mit denen ökonomisch und politisch gerechnet werden muß, und eine vergiftete Atmosphäre schaffen, die nicht nur dem Staatsganzen, sondern auch der Partei zum Schaden gereichen würde. Wenn gegenwärtig in der Deutschen Volkspartei der Einfluß jener engstirnigen Bezirksvereinsdemagogen, die dem deutschen Volke am liebsten wieder die kaiserliche Pickelhaube aufstülpen möchten, gegenüber den staatsmännischen und weiterblickenden Elementen überwiegt, so ist das eine erklärliche Folge der bisherigen Oppositionsstellung dieser Partei. Die Koalitionspolitik mit uns würde die reaktionären Elemente sofort erheblich schwächen, wie das beim Zentrum der Fall war, dessen rechter aristokratisch-klerikaler Flügel in seiner Feindschaft gegen den Sozialismus und die Republik gewiß in nichts dem der Deutschen Volkspartei nachsteht. Nach den Wahlen vom 19. Januar 1921 war bekanntlich ein großer Teil der Parteigenossen in Erinnerung an den gehässigen Wahlkampf des Zentrums lebhaft dagegen, mit dieser Partei in eine Koalition zu gehen. Die Herstellung einer möglichst breiten parlamentarischen Grundlage hat sich aber als richtig und heilsam erwiesen. Wir sind zwar nicht so optimistisch, zu hoffen, daß uns die Deutsche Volkspartei einen zweifeln Erzberger bescheren wird, aber ein politisches Zusammenarbeiten mit uns würde immerhin erhebliche Teile noch widerstrebender Elemente auch innerlich auf den Boden der demokratisch-republikanischen Staatsgrundlagen herüberziehen.

Auf den hohen Wert der Homogenität der Regierungen im Reich und in dem größten Bundesstaat hat Noske hingewiesen:

Ein Gegensatz zwischen preußischer Politik und Reichspolitik, der auf manchen Gebieten in letzter Zeit scharf in die Erscheinung getreten ist, darf nicht mehr lange fortbestehen, wenn nicht schwerer Schaden entstehen soll. Es geht auch nicht an, daß preußische und Reichsminister öffentlich scharfe Auseinandersetzungen haben oder daß der hohe Beamte eines Reichsministeriums den preußischen Ministerpräsidenten in der Presse mit schärfsten Ausdrücken attackiert. Dabei kommt der Regierungsapparat total in Unordnung. Da die Reichsregierung die meisten Gesetze nur beschließen lassen und Anordnungen erteilen kann, zur Durchführung jedoch des großen preußischen Verwaltungsapparats bedarf, muß nachdrücklichst eine möglichst weitgehende Übereinstimmung der Anschauungen der regierenden Männer im Reich und in Preußen angestrebt werden.

Es darf ferner nicht übersehen werden, daß die Herstellung gleicher Mehrheitsverhältnisse im Reich und in Preußen eine größere Stabilität auch in die übrigen Landtage, Provinziallandtage, Kreistage und Kommunalvertretungen, wo es zurzeit noch sehr verworren zugeht, hineintragen würde.

Immer wieder, solange uns das Ergebnis der Wahlen nicht paßt, mit der großen Abrechnung bei den nächsten Wahlen zu drohen, ließe letzten Endes auf den unabhängigen Standpunkt des Alles oder Nichts hinaus, den wir mit Recht ablehnen. Wir sollten doch eingestehen, daß die politische Spekulation, die uns im vorigen Sommer zum Austritt aus der Reichsregierung bewegte, fehlgeschlagen ist. Sie hat nicht einmal in Preußen zu

einer Linksmehrheit einschließlich der Demokraten geführt, und noch weniger werden sich im Reiche günstigere Mehrheitsverhältnisse für uns erzielen lassen, zumal die Hauptwahlhelfer der Rechten, die Al-liierten, fortwirken werden, die sogar nicht wenige Arbeiter in das Lager der Reaktion treiben, worüber man in der Provinz schon sehr lehrreiche Beobachtungen machen kann.

Manche Parteigenossen glauben die bürgerlichen Parteien einschüchtern zu können, indem sie mit der »schärfsten Opposition« drohen. Meinen sie etwa eine Neuauflage unserer heldenhaften Reichstagsopposition in Preußen? Einzelne werden deutlicher. So schreibt die »Frankfurter Volksstimme«:

Die Gefahr besteht, daß die Volksrechte abgeschafft, die demokratischen Er-rungenschaften der Revolution beseitigt werden, wenn die Sozialdemokratie aus der Regierung verschwinde. Wir müssen aber sowieso ständig bereit sein, Re-publik und Demokratie mit Generalstreik und Gewalt zu verteidigen.

Glaubt jemand im Ernst, Demokraten, Zentrum und Deutsche Volks-partei würden jemals so fürcht regieren, daß es uns gelingen könnte, den Acheron gegen sie aufzurühren! Man soll sich vor großen Gestein hüten, wenn nichts Bedrohliches dahinter steckt. Es ist verständlich, daß, nachdem der poli-tische Zusammenbruch im November 1918 unserer Partei vorübergehend eine übersülle politischer Macht in den Schoß schüttelte, bei vielen von uns noch eine Überschätzung der eigenen Kräfte nachwirkt; es gilt aber mit klarem Blick die Dinge abzuschätzen, sonst könnte es eines Tages ein böses Er-wachen geben:

Im Jahre 1904 sagte Jaurès in Amsterdam über die politische Einfluß-losigkeit der deutschen Sozialdemokratie:

O, ich weiß sehr wohl, ihr habt eine große Partei aufgebaut, die wir alle be-wundern, ihr erkämpft Siege im Wahlkampf, über die wir uns alle freuen, aber wenn es zu der großen Entscheidung kommt, dann entweicht euch das, denn ihr habt weder die revolutionäre Aktion noch die parlamentarische Politik.

Es scheint, daß manche unter uns noch immer nicht aus der Haut von 1904 heraus können.

Was unserer Partei in erster Linie not tut, ist, daß wir die Mentalität der kaiserlich-deutschen Oppositionszeit abstreifen und die Massen unserer Anhänger zu staatspolitischem Denken erziehen. Eine wirk-lich positiv gerichtete Staatspolitik, die sich zähe an alle erreichten Macht-positionen klammert, ist auch vom rein parteipolitischen Interessensstandpunkt aus das klügste. Der Rückfall in die Oppositionsgewohnheiten der Vor-novemberzeit, in denen sich anscheinend manche von uns am wohlsten fühlen, brächte uns nicht allein den Verlust der Massen von Angestellten, Intellek-tuellen und Beamten, die zu uns stießen, als wir die deutsche Zentral- und Regierungspartei geworden waren, auch große und wertvollste Teile der in-dustriellen Arbeiterschaft würden uns den Rücken kehren.

Auf dem Kasseler Parteitag führte Genosse Heilmann aus: »Genosse Fellsch hat mit Recht betont, daß das Ausscheiden der Sozialdemokratie aus der Regierung und die Überlassung der Regierungsgewalt an die bür-gerlichen Parteien das Interesse des arbeitenden Volkes schwer schädigt. Das muß uns in Zukunft dazu führen, nicht so leicht »Heraus aus der Re-gie-rung!« zu rufen.« Als aber unmittelbar nach den Landtagswahlen zuerst in der Parteipresse die Ansicht auftauchte, daß eine Selbstauschaltung

der Partei vermieden und, selbst wenn es nicht anders zu machen sein sollte, selbst mit der Volkspartei positive politische Arbeit geleistet werden müßte, da meinte ein Mitarbeiter der »Sozialen Korrespondenz«, derartige Ansichten seien sehr spärlich in unserer Partei. Heute wird jener Genosse wohl zu der Erkenntnis gelangt sein, daß der Teil der Partei, der ein Zusammengehen mit der Deutschen Volkspartei unter bestimmten Bedingungen und Sicherungen als das kleinere Übel ansieht gegenüber dem Verlust unserer preußischen Machtpositionen, bedeutend größer ist, als es die Gegner dieser Auffassung anfangs hinzustellen beliebten.

Koalition und Koalitionsfreiheit

Von Dr. Georg Glawow

(Schluß)

II

Im ersten Artikel haben wir von dem Kampf der Verbände um die Beteiligung an öffentlich-rechtlichen Aufgaben im allgemeinen gesprochen, deshalb sei noch kurz auf ein sehr wichtiges Gebiet hingewiesen, das heute zwar der Form nach noch privater Natur, in Wirklichkeit aber mitten in der Umwälzung zum öffentlichen Recht begriffen ist, das ist der Tarifvertrag, bei dem das Problem der Anerkennung nicht nur für die bereits gestreifte Frage der Tariffähigkeit der vertragsschließenden Arbeitnehmervereinigung vorhanden ist, sondern für eine in der Praxis mindestens gleich wichtige Frage, die in den Tarifverhandlungen allerorten sich täglich bemerkbar macht, ob nämlich ein an einer Verhandlung beteiligter Verband andere Verbände und welche zulassen muß, »mit wem er sich zusammen an den Verhandlungstisch setzt«.

Der Praktiker der Tarifverhandlungen weiß, zu welchen geradezu unleidlichen Zuständen der Kampf der Verbände untereinander geführt hat, sowohl der einzelnen Richtungen gegeneinander als auch — was gegenwärtig sehr häufig ist — der durch die Zentralarbeitsgemeinschaft verbundenen Richtungen gegen die Außenseiter rechts und links. Immer wieder drängt sich demjenigen, der nicht als Partei an diesen Streitigkeiten interessiert ist und sieht, welchen Vorteil das Arbeitgebertum aus diesen Kämpfen der Arbeitnehmerverbände untereinander um die gegenseitige Zulassung zieht, wie es hier Richtung gegen Richtung ausspielen und sich für Arbeitskämpfe die nötige Uneinigkeit unter der Arbeitnehmerschaft sichern kann, die Frage auf, ob es keine Möglichkeit geben sollte, die Tariffstreitigkeiten, die ja längst nicht mehr privatrechtliche Streitigkeiten sind, sondern dem öffentlichen Recht angehören, auch öffentlich-rechtlichen Organen zur Lösung zu übertragen. Das Mittel dazu ist dasjenige, welches Professor Brentano bereits im Jahre 1905 in den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik empfohlen hat² und welches auch unser verstorbener Genosse Dr. Hugo Heinemann in den Verhandlungen der Gesellschaft für soziale Reform im Januar 1919 (vergl. Neue Zeit, 37. Jahrgang, 1. Band, S. 457 und 492/94) als den einzigen Aus-

² »Schriften des Vereins für Sozialpolitik«, 116. Band, S. 135; ebenso »Soziale Praxis« 1920, Nr. 23/24. Nach den Mitteilungen Brentanos in letzteren Aufträgen stimmten einem seine Vorschläge enthaltenden privaten Gesetzentwurf von 1918 die Genossen Legien, Schlicke, Bauer, Leipart usw. zu.

weg aus den der Zerklüftung der Arbeitnehmerorganisationen entspringenden Konflikten bezeichnet hat: die Übertragung des Tarifabschlusses an öffentlich-rechtliche Vertretungen der Arbeitnehmerschaft, die durch Mehrheitsbeschluß die Arbeitsbedingungen für die von ihnen vertretenen Arbeitnehmer festzusetzen haben. Die Gegenwart ist vielleicht noch nicht völlig reif für die Übertragung dieses bisher privatrechtlichen Aufgabenkreises auf öffentlich-rechtliche Organe, die Entwicklung wird sich aber kraft der inneren Logik der Tatsachen vollziehen. Die Ansätze dazu liegen in dem heutigen System der Allgemeinverbindlicherklärung von Tarifverträgen mit »überwiegender Bedeutung«, bei dem schon jetzt die Arbeitsbedingungen der faktisch, wenn auch nicht rechtlich festgestellten Mehrheit der Arbeitnehmer für die Gesamtheit der Berufsgruppe durch öffentlich-rechtlichen Akt (Erklärung des Reichsarbeitsministeriums) maßgebend gemacht werden; ein weiterer Ansatz liegt in der Schaffung der gesetzlichen Betriebsvertretungen, der Betriebsräte usw., denen das Gesetz die Vollmacht gibt, Arbeitsbedingungen für die Gesamtheit der von ihnen vertretenen Arbeitnehmer — ohne Rücksicht auf die »Richtung« — zu vereinbaren, also auf der untersten Stufe im Betrieb zu regeln, was darüber hinaus — im Beruf oder in der Industrie — nach den obigen Darlegungen von einer öffentlich-rechtlichen Vertretung höherer Ordnung zu regeln wäre. Wir können diese Ausführungen nicht abschließen, ohne auf die schon gestreifte, hier dank der historischen Entwicklung besonders naheliegende Frage einzugehen, was dann aus den Gewerkschaften wird, ob sie etwa durch solche Regelung ihre Existenzberechtigung verlieren würden. Die Frage möchten wir verneinen, im Gegenteil werden die Gewerkschaften dann als kraftvolle Richtungen in den öffentlich-rechtlichen wirtschaftlichen Vertretungen miteinander ringen, und die jeweilige Mehrheit wird ohne den Streit um die Zulassung, ohne die Schwierigkeiten, die sich jetzt leicht aus dem Nebeneinanderbestehen mehrerer Tarife für gleiche Betriebe ergeben, ohne das Verfahren der Allgemeinverbindlicherklärung mit der schwierigen Prüfung der »überwiegenden Bedeutung« und ohne die Abhängigkeit der Allgemeinverbindlicherklärung vom Ministerium und damit der politischen Konstellation ihren Willen der gesamten Arbeitnehmerschaft kraft des Gesetzes aufzwingen können. Die Gewerkschaften werden genau so fortbestehen, auch wenn ihnen das Tarifrecht aus der Hand genommen ist, wie sie fortbestehen werden, wenn die in der nächsten Zukunft zu schaffenden Bezirksarbeiterräte ihnen den heutigen unmittelbaren Einfluß auf die oben genannten öffentlich-rechtlichen Körperschaften nehmen werden, wie sie fortbestanden haben trotz Ausbaus der öffentlich-rechtlichen Sozialversicherung, wie sie auch die Erwerbslosenversicherung überdauern werden.

Ein weiteres damit zusammenhängendes Problem, das hier nur erwähnt sei, ist die Zukunft des Streiks in einer öffentlich-rechtlich geregelten Arbeitsverfassung, ein Problem, das wiederum mit der Entwicklung des Schlichtungswesens in Gesamtschlichtungen untrennbar zusammenhängt.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieses Aufsatzes all die Fragen, die mit der beginnenden organisierten Wirtschaft zusammenhängen, zu erschöpfen. Zweck dieser Zeilen ist nur, Anregungen zu einer Diskussion über Fragen zu geben, die heute gleichsam in der Luft liegen, die aber dringend der gründlichen Prüfung und Erörterung bedürfen. Nur der Ausgangspunkt dieses Aufsatzes, die Frage der Koalitionsfreiheit, sei noch einer Betrachtung unter-

jogen, weil diese aufs innigste mit dem Problem des Berufsvereinsrechts und Tarifsrechts in der Gegenwart und nächsten Zukunft zusammenhängt.

Seit der Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung ist der Zwang zum Beitritt und die Hinderung am Austritt aus einer Koalition straflos, soweit keine nach allgemeinem Strafrecht unzulässigen Zwangsmittel angewendet werden. Straflos ist auch jetzt, wie früher, der Zwang zum Austritt oder die Hinderung zum Beitritt zu einer Koalition; das Koalitionsrecht des einzelnen Arbeitnehmers, das ist das Recht, sich zu koalieren, ist also gegen Eingriffe Dritter nicht strafrechtlich geschützt. Nur ein zivilrechtlicher Schutz ist durch Artikel 159, Absatz 2, der Reichsverfassung geschaffen worden, der wie folgt lautet: »Die Vereinigungsfreiheit zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen ist für jedermann und für alle Berufe gewährleistet. Alle Abreden und Maßnahmen, welche diese Freiheit einzuschränken oder zu behindern suchen, sind rechtswidrig.«

Es soll an dieser Stelle nicht das ganze Problem des Koalitionsrechts nach geltendem Recht, sondern nur eine Teilfrage, die besonders eng mit dem Tarifsrecht und dem Berufsvereinsrecht zusammenhängt, betrachtet werden, nämlich die Zulässigkeit des Organisationszwangs im Tarifvertrag in der Weise, daß der Arbeitgeber tariflich gezwungen ist, nur organisierte Arbeitnehmer einzustellen beziehungsweise unorganisierte, falls sie sich nicht innerhalb einer gewissen Frist organisieren, zu entlassen. Das Verlangen, den Organisationszwang tariflich festzulegen, ist in den beiden Jahren nach der Revolution vielfach mit großer Schärfe hervorgetreten aus dem begreiflichen Gefühl der Arbeiter heraus, zu verhindern, daß nichtorganisierte Arbeitnehmer, die an sich rechtlich ohnehin keine Ansprüche auf tarifliche Behandlung haben, doch tatsächlich im wesentlichen die gleichen Arbeitsbedingungen wie die Organisierten genießen, obwohl sie weder materiell noch moralisch durch Zugehörigkeit zur Organisation etwas zur Erringung der tariflichen Arbeitsbedingungen geleistet haben. Der Organisationszwang kann in mehreren Formen vorkommen, er kann sich richten: 1. entweder gegen Unorganisierte zugunsten der Organisationsangehörigkeit im allgemeinen, 2. sowohl gegen Unorganisierte als auch gegen die an dem zufälligen Tarifvertrag nichtbeteiligten Andersorganisierten zugunsten nur der Mitglieder der tarifvertragschließenden Organisation.

In der Praxis pflegt in den Verträgen begreiflicherweise nicht gesagt zu werden, wann jemand als »organisiert« zu gelten hat, das heißt die oben erörterte Hauptfrage des Begriffs der »Organisation« bleibt ungeklärt; zum Teil wird allerdings die Zugehörigkeit zu einem in der Arbeitsgemeinschaft vertretenen oder doch zulassungsfähigen Verbands (einige freie Gewerkschaften gehören bekanntlich nicht mehr zur Arbeitsgemeinschaft, bei diesen entscheidet nicht die Zugehörigkeit, sondern die Zulassungsfähigkeit zu ihr) stillschweigend als »das« Merkmal der Organisationsangehörigkeit vorausgesetzt. Diese Abgrenzung richtet sich nicht etwa nur gegen die gelben Verbände, sondern auch zum Beispiel gegen die syndikalistischen, die nach ihrem Programm gewiß nicht als »wirtschaftsfriedlich« gelten können.

Es ist nun die Frage aufgetaucht, ob derartige Verträge mit der einen oder der anderen Form von Organisationszwang einen Verstoß gegen Artikel 159, Absatz 2 enthalten, ob mit anderen Worten dieser Vertrag eine Maßnahme darstellt, welche die »Vereinigungsfreiheit... (siehe oben)... ein-

zuschränken oder zu behindern sucht». Die Frage ist vielfach bejaht worden, nicht nur von gewerkschaftsfeindlichen Unternehmerverbänden (übrigens gibt es heute Unternehmerverbände, die den Organisationszwang gern hinnehmen, weil er ihnen größere Stetigkeit der Lohnverhältnisse garantiert als die Zügellosigkeit der Unorganisierten), sondern auch von amtlichen Stellen. So hat der preußische Handelsminister in einem Runderlaß vom 26. April 1920, veröffentlicht im Mitteilungsblatt des Schlichtungsausschusses Groß-Berlin Nr. 24 vom 30. Juni 1920, erklärt: »Ich trete der Auffassung bei, daß Bestimmungen in Tarifverträgen, wonach unorganisierte Arbeiter oder Angehörige bestimmter Berufsvereinigungen von der Beschäftigung in den Betrieben, für welche der Tarifvertrag gelten soll, ausgeschlossen werden, gegen die durch Artikel 124 der Verfassung des Deutschen Reiches gewährleistete Koalitionsfreiheit verstoßen und deshalb ungültig sind.... Ich ersuche Sie, die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, welche derartige Bestimmungen im Tarifvertrag vereinbart haben, darauf hinzuweisen und auf eine Beseitigung dieser Bestimmung hinzuwirken.«

Diese Rechtsauffassung, die gewöhnlich nicht mit Artikel 124, sondern mit Artikel 159 der Verfassung begründet wird, geht stillschweigend und, als wäre es selbstverständlich, davon aus, daß Vereinigungsfreiheit und Koalitionsfreiheit, welche die Verfassung gewährleistet, nicht nur das Recht, sich zu vereinigen, sondern auch das Recht, einer Vereinigung fernzubleiben, in sich schließen. Diese Auffassung ist aber irrig.

Die genannten Begriffe der Verfassung können nur historisch richtig verstanden werden. Die Koalitionsfreiheit ist, wie hier nicht ausführlich bewiesen zu werden braucht, nicht die Freiheit der Nichtvereinigung. Ein Blick auf die Geschichte der Koalitionsfreiheit von der Zeit ihrer ersten gesetzlichen Festlegung in der alten Gewerbeordnung von 1867 an bis zu dem Regierungsentwurf und den Beratungen des Verfassungsausschusses der Nationalversammlung in seiner 18. und 34. Sitzung beweist mit aller wünschenswerten Klarheit, daß niemand durch den Schuß der Koalitionsfreiheit die der Koalition Fernbleibenden schützen wollte, die früher durch § 153 der Gewerbeordnung einen bevorzugten Schuß gegen den sogenannten Mißbrauch eben der Koalitionsfreiheit genossen und sich jetzt keines anderen Schutzes gegen Willenszwang mehr erfreuen als jeder sonstige Staatsbürger. Folgt man aber dieser Beweisführung, so folgt daraus wiederum, daß die Abreden, die Artikel 159 der Reichsverfassung für nichtig erklärt, nur Maßnahmen sein können, die die Freiheit, sich einer Koalition anzuschließen, aber nicht die Freiheit, der Koalition fernzubleiben, betreffen. Aber diese Grenze des durch Artikel 159 bezweckten Schutzes würde aber die Auffassung des preußischen Handelsministeriums hinausführen.

Der hier vertretene Gedankengang, demzufolge Koalitionszwang zulässig, soweit er sich gegen die Nichtorganisierten, aber unzulässig ist, soweit er sich gegen Andersorganisierte richtet, schließt den Kreis, der zu Beginn dieses Aufsatzes mit der Erörterung des Koalitionsbegriffs begann, nur bleibt auch hier die Streitfrage offen, welche Verbandszugehörigkeit ausreicht, um dem Tarifierfordernis des Organisiertseins zu genügen. So hängt die Frage der Zulässigkeit und Zweckmäßigkeit des Koalitionszwanges aufs engste mit der Lösung des Berufsvereinsrechts zusammen und kann letzten Endes nur gelöst werden auf dem Wege, den wir für die Lösung der

Schwierigkeiten des Berufsvereins und Tarifrechts zur Erörterung gestellt haben, durch die allgemeine Übersführung ins öffentliche Recht, wobei dann der Begriff des »organisierten« Arbeiters im heutigen Sinne des Wortes für das Tarifrecht verschwindet, genau wie er demnächst für die aus der Räteorganisation hervorgehenden öffentlich-rechtlichen Körperschaften verschwinden wird (siehe oben).

Was wir hier für das Gebiet des Arbeitsvertrags in Umrissen angedeutet haben, ist nur ein Ausschnitt aus dem weit größeren Gebiet des allgemeinen Organisationsrechts und Organisationszwanges. Je mehr unsere Wirtschaft auf den Organisationen aufgebaut wird, desto aktueller und bedeutsamer werden diese Fragen. Überall taucht hierbei der Gegensatz zwischen dem Verband und dem Außenseiter auf. Was aber das Organisationsrecht der Arbeiter von dem Organisationsrecht der übrigen Wirtschaft scheidet, ist die Tatsache, daß im Arbeitsvertrag nicht eine von Menschen zu trennende Ware, sondern die Persönlichkeit selbst in fremde Dienste tritt. Dadurch erklärt sich die Schwierigkeit, ohne gesetzlichen Zwang an die Stelle der Bleibheit der Verbände eine einzige Organisation, wie sie das Unternehmertum besitzt, zu setzen, daraus aber auch die Notwendigkeit, zwar der Verschiedenheit der Weltanschauung Rechnung zu tragen und die Minderheiten gegen Unterdrückung zu schützen, andererseits aber Rechtsformen zu schaffen, die es der Minderheit verwehren, den Willen der Mehrheit in den reinen Fragen der Wirtschafts- und Sozialpolitik zu durchkreuzen. Da es auf dem Wege des »Monopols« für bestimmte »freie« Berufsvereine (das wäre ein Widerspruch in sich selbst) nicht möglich ist, so bleibt nur der Weg der öffentlich-rechtlichen Berufsvertretungen für öffentlich-rechtliche Aufgaben.

Ein niederdeutscher Dramatiker

Von Joseph Kliche

Der niederdeutschen Erzählung haben zwei starke Könner auf diesem Gebiet, Fritz Reuter und John Brinkmann, eine breite Gasse gebahnt. Beide gelten gemeinhin als die Klassiker des Niederdeutschen, soweit sich dieses in epischer Kunstform und in neuzeitlichem Gewand bewegt.

Unter wesentlich ungünstigerem Stern stand von Anfang an das Drama. Schon die Tatsache, daß diese Kunstgattung weniger als Lektüre, sondern in erster Linie als Bühnenwerk in Frage kommt, also erst wieder Mittelspersonen benötigt, um wirken zu können, war ihrer Entwicklung hinderlich. War es doch von jeher schwer, gute Darsteller zu finden, denen Wesen und Form des Niederdeutschen derartig blutselig war, daß sie zu einer verinnerlichten Wiedergabe der Dichtung sich eigneten. Was so an plattdeutschen Gelegenheitsarbeiten hier und dort aufgeführt wurde, war zumeist sehr minderen Gehalts. Es ragte nur selten über das fache Niveau der ehemaligen berühmten hochdeutschen Kaisergeburtstags-Einakter hinaus.

Als erster niederdeutscher Bühnenautor tieferen Gehalts ist der vor fünfundsiebenzig Jahren gestorbene Hamburger Fritz Stavenhagen anzusprechen. Ein Dichter, dem es mit seinem Schaffen heiliger Ernst war und der Stoff und Form in gediegener Weise zu meistern verstand. Seine vor zwei Jahrzehnten erschienenen Arbeiten »Der Lotse«, »Der dütsche Michel« und vor allem sein reifstes Werk »Mutter Mews« verraten einen scharfen Seelenzergliederer, der in seinen Charakterstudien

nicht ohne Ibsenschen Einfluß geblieben ist. Klar und kraftvoll stehen die einzelnen Typen dieser Frauentragödie vor uns. Bewegte Szenen greifen zwingend in das Gemüt des Zuschauers. Stavenhagen ist als ein bei Lebzeiten wenig Gewürdigter in proletarischer Not mit bitterem Gefühl, kaum dreißigjährig, gestorben. Vielleicht ging mit ihm einer von uns, der im Gebiet der niederdeutschen Mundart nicht nur ein Verursener, sondern ein Auserwählter war; denn sein Drama »Mutter News« war eigentlich erst der Ausgangspunkt eines Schaffens, aus dem ein wirklich großes wichtiges Drama, eine schwere, ernste Schicksalstragödie erstehen konnte. So scheint heute das genannte Werk, dessen sich seinerzeit die Berliner Freie Volksbühne annahm, mehr von historischem Wert. Entstanden in der Spätepöche der naturalistischen Literatur, ging in ihm ein Niederdeutscher daran, parallel dem Schaffen der damaligen zeitgenössischen Vorbilder, den bühnenteils gewordenen Stoff in streng naturalistischer Gewandung in plattdeutscher Sprache zu meistern. Das war entschieden eine Tat.

Nach Stavenhagen kam wieder eine Epoche des Halben und Matten. Zweit- und Drittklassige tummelten ihre Klepper, ohne indes etwas von wirklichem literarischem Wert der Öffentlichkeit übergeben zu können. Einen gewissen Fortschritt — nicht in der Produktion, aber in der Vermittlung literarischer Kost plattdeutschen Charakters und somit auch einen Anreiz zum Schaffen — stellte die in Hamburg gegründete Stavenhagen-Gesellschaft dar. Diese Organisation bezeichnete als ihre Aufgabe, »die niederdeutsche Literatur auf dramatischem Gebiet durch Veranstaltung von Vorlesungen, Sammlungen, Aufführungen und auf jede andere Weise zu fördern und zu ihrer Beachtung und Verbreitung gegenüber den bestehenden Theaterunternehmungen wirksam beizutragen«. Nächst der Stavenhagen-Gesellschaft bildete sich die Gesellschaft für dramatische Kunst, geleitet von Dr. Richard Ohnsorg. Dieser Name verdient Beachtung. Dr. Ohnsorg gelang es, eine Schauspielerguppe heranzubilden, die geeignet war, das plattdeutsche Bühnenstück darstellerisch zu meistern. Und nun ergab sich die alte Wechselwirkung, die wir vielfach in der Entwicklung beobachten: die Möglichkeit der künstlerisch gediegenen Aufführung hatte die Tatsache des dichterischen Schaffens zur Folge. Sie bildete einen neuen Anreiz zur Gestaltung plattdeutscher Dramen.

Somit war der Weg frei für ein Talent, das in aller Stille gereift war und das aus der gleichen sozialen Schicht stammte wie Stavenhagen: Hermann Boshdorf. Boshdorf ist 1877 als Sohn eines Briefträgers geboren, kam zehn Jahre später nach Hamburg und besuchte hier die Volksschule. Er trat später in den Postdienst und brachte es bis zum Assistenten. Seine ersten der Öffentlichkeit unterbreiteten Arbeiten waren kleine Novellen und Gedichte balladenhaften Charakters. Sie sind später in mehreren Bändchen gesammelt und im Verlag von A. Hermes in Hamburg verlegt worden.

Wenn auch unter diesen kleinen Arbeiten manches Gute enthalten ist — von besonderem Wert, geschweige gar epochalen Charakters sind sie nicht. Hätte ihr Verfasser sich nur auf diesem Gebiet betätigt, er würde heute aus dem Kreise einer Anzahl ähnlich Schaffender kaum herausragen. Denn was den heute Vierundvierzigjährigen für den niederdeutschen Sprachbezirk von starker Bedeutung und für die Literaturgeschichte reif werden ließ, das sind nicht seine Novellen und Balladen, sondern seine Dramen.

Als Dramatiker ist Boshdorf heute das stärkste Talent im Sprach- und Schaffensbezirk des Niederdeutschen. Ja, er scheint berufen, das von Stavenhagen Begonnene fortzuführen und zu vollenden. Seine drei bisher vorliegenden Bühnenwerke verraten alle, daß hinter ihnen eine starke schöpferische Kraft steht — einer, der den Stoff und die Form zu meistern versteht. Gleich sein erstes Werk, das vor drei Jahren erschienene Drama »Fährkrog« bezeugte dieses. Das dramatische Geschehen rollt sich hier folgendermaßen ab: Im Fährkrog kehrt spät abends ein Gast ein, der infolge starken Sturmes die Überfahrt über den Strom scheut. Er

will übernachten und am anderen Morgen sich übersehen lassen. Da er — ein Auswanderer — über eine gefüllte Geldtasche verfügt, beschließen das Wirtspaar und der Knecht des Kruges, ihn auszuplündern. Der Wirt versucht ihn durch schweren Brog zu betäuben, das Weib arbeitet mit sexuellen Lockungen, und der Knecht greift letzten Endes zur Gewalt. Der junge Landmann aber ist durch ein im Krüge dienendes Mädchen gewarnt und widersteht allen Lockungen, Verführungen und Angriffen durch Vorsicht und Festigkeit. Er geht schließlich am anderen Morgen mit dem des Dienstes in diesem Hause überdrüssigen jungen Mädchen unverseht davon.

So einfach, ja so banal die Fabel aussieht, so ist doch das Werk tiefen Gehalts. Der Dichter hat nämlich nicht nur den einfachen Konflikt gestaltet — er hat das Vorkommnis im Krüge symbolisch mit der Erdenwanderschaft des Menschen in Verbindung gebracht. Der Mensch ist ein Gast auf der Erde und wird von den verschiedensten Mächten bedroht. Seine reine Seele aber warnt und rettet ihn aus der dräuenden Not, »aus des Daseins graußiger Unsicherheit«. In dieser Verührung mit dem Faustmotiv sind die einzelnen Vorgänge sehr beziehungsreich gestaltet. Das menschliche Erleben ist in wichtigen Symbolgestalten verkörpert und das Ganze schließlich noch durch einen den Schlüssel zu der mystischen Symbolik bildenden Prolog durchleuchtet. Die Handlung selbst bewegt sich in naturalistischem Milieu. Drei Akte in einem schmucklosen Wirtzraum, ohne jede überflüssige Konversation. Und doch strömt das Stück von packenden dramatischen Momenten und starken Eindruck erzwingenden Szenen.

Abseits aller symbolisierenden Mystik entwickelt sich das ein Jahr später entstandene fünfaktige Drama »Bahnmeeſter Dod«. Eine Tragödie in einem Bahnwärterhaus. Die Frau betrügt ihren Mann mit dem Bahnmeister. Heimlich empfängt sie dessen Besuche. Als der Ehemann gelegentlich aus des betrunkenen prahlerischen Bahnmeisters Mund diese Schandtat erfährt, stößt er den Schuldigen abends in den Fluß. Mit dieser Tatsache hebt das Stück an; und nun entwickelt sich mit Ibsenscher Schärfe der seelische Konflikt im Gewissen des Bahnwärters. Analog der Figur der Bäuerin in Schönherr's »Weibsteufel« belügt die Wärtersfrau den Mann, sie habe ernsthaft mit dem Geföteten nichts gehabt, der Mord, dessen Geständnis sie nach und nach erlangt, sei also ohne Grund verübt. An diesem Zwiespalt geht der Mann zugrunde. Während das Weib mit einem neuen Liebhaber Zusammenkünfte verabredet, wirft der von der Verzweiflung gepackte Ehemann sich in seiner Gewissensnot vor die Maschine des heranbrausenden Zuges. Bahnmeeſter Dod hat gerichtet.

Die knapp und mit zwingender Konsequenz gearbeitete Tragödie gibt ein düsteres Bild menschlichen Lebens. In Aufbau und Durchführung hat sie mit Schönherr'scher und Strindberg'scher Gestaltungskunst zweifelsohne manches gemein — knapper Personenkreis, raffinierte, von sexuellen Motiven geleitete ungebändigte Weibsnatur, tragisches Ende des betrogenen Ehemannes. Doch ist Wögdorf von den altväterlichen Requiſiten der Technik noch nicht ganz freigekommen. So, wenn spukhaft das Bild des ertränkten Bahnmeisters von der Wand fällt oder, Vanges kündend, die Uhr stehenbleibt. Hier beides Vorkommnisse, die eine entsprechende Bedeutung haben. Was dem Drama besonderen Wert verleiht, das ist die glänzende Zeichnung der einzelnen Charaktere. In diesem Punkte hat der Autor seinen »Fährkrog« übertroffen.

Schließlich hat Hermann Wögdorf sich auch auf dem Gebiet der Komödie versucht. In seinem »Kramer Kra« durchleben zwei dem Hamburger Kleinbürgertum entlehnte Philister allerlei Unfug, um zuletzt von einer schlauen Weibsperson abgeführt zu werden. An einer der Brennpunkte des lustigen Schwankes stark unterstreichenden Drastik ist in dem Stück kein Mangel, ebenso wenig an trockenem Humor, lustigem Bilderreichtum und urwüchsigem Hamburger Volkstum. Dennoch ist die bunte Sache mit ihrer verschlungenen Handlung lediglich eine Komödie, nicht ein Lustspiel von literarischen Qualitäten.

Als Dramatiker ist Voßdorf noch jung. Die bislang von ihm auf diesem Gebiet vorliegenden Proben lassen jedoch sehr deutlich erkennen, daß in ihm eine äußerst bedeutende schöpferische Kraft steckt, daß hier einer schafft, der Größeres geben kann. Fest im niederdeutschen Wesen wurzelnd, die Sprache meisternd und die künstlerische Form beherrschend, scheint dieser Hamburger berufen, das Stavenhagensche Ideal der Vollenendung entgegenzuführen. Inwieweit ihm dieses gelingen wird, darüber wird man später besser urteilen können; heute jedenfalls ist Hermann Voßdorf im niederdeutschen Sprach- und Bühnenbezirk der unbestrittene Mann des Tages.

Die von Dr. Ohnsorg geleitete Wandertruppe ist zurzeit die einzige Darstellertruppe, die das niederdeutsche Schauspiel in vollendeter Weise zu interpretieren vermag. Die in den letzten Jahren gepflegten regelmäßigen Gastspiele in allen größeren Städten Nordwestdeutschlands und nicht zuletzt der auf der vorjährigen Kieler Herbstwoche für Kunst und Wissenschaft aufgeführte Zyklus Voßdorfscher Dramen gaben hiervon gute Proben. Zwischen dem Schaffen des letzteren und der für das niederdeutsche Drama von geschichtlicher Bedeutung gewordenen Ohnsorgschen Truppe besteht eine starke Wechselwirkung.

Neuere Schriften über Friedrich Engels

Von Heinrich Cunow

Ernst Drahn, Friedrich Engels. Ein Lebensbild zu seinem hundertsten Geburtstag. Wien 1920, Arbeiterbuchhandlung. 51 Seiten. Preis gebettet M. 5.20.

Ernst Drahn, Friedrich-Engels-Brevier. Wien 1920, Arbeiterbuchhandlung. 214 Seiten. Preis gebettet 10 Mark.

Friedrich Engels' politisches Vermächtnis. Aus unveröffentlichten Briefen. Herausgegeben vom Exekutivkomitee der Kommunistischen Jugendinternationale. Berlin, Kommissionsverlag der Jungen Garde. 30 Seiten. Preis 8 Mark.

Der hundertjährige Geburtstag unseres Vorkämpfers Friedrich Engels am 28. November vorigen Jahres hat einige sozialistische und kommunistische Schriftsteller veranlaßt, sich mit der Abfassung sogenannter Gedenk-, richtiger Gelegenheitschriften über Engels zu beschäftigen. Die oben angezeigten drei Schriften gehören zu den Ergebnissen dieses Arbeitsdranges. Die beste der drei Schriften ist wohl die kleine Broschüre Ernst Drahns, die er als »Lebensbild« unseres Altmeisters bezeichnet. Sie enthält auf 46 Seiten eine sich in der Hauptsache auf die Forschungen Dr. Gustav Mayers und den von Bebel und Bernstein herausgegebenen Marx-Engels'schen Briefwechsel stützende Schilderung des Lebensgangs von Engels. Freilich eine eingehende Würdigung der Engels'schen wissenschaftlichen und politischen Leistungen bietet das kleine Heft nicht, wohl aber schildert es in anschaulicher, sympathischer Weise das Bildungstreben des jugendlichen Engels, seine Studien in England und sein späteres Freundschaftsverhältnis zu Marx. Angehängt ist der Schrift eine umfassende Bibliographie, in die auch die wichtigeren Zeitungs- und Zeitschriftenartikel aus Engels' Feder mit aufgenommen sind.

Das ebenfalls von Drahn herausgegebene Engels-Brevier enthält als Einführungsartikel dasselbe Lebensbild wie die eben besprochene Schrift, daneben aber nicht, wie der Titel vermuten läßt, charakteristische Auszüge aus Engels' Schriften, sondern einen Wiederabdruck älterer Engels'scher Aufsätze und Artikel, zum Beispiel seines 1844 in den »Deutsch-Französischen Jahrbüchern« veröffentlichten Aufsatzes über die Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie, seines 1848 in der »Neuen Rheinischen Zeitung« erschienenen Artikels über die Pariser Junischlacht, der im August 1859 in der Londoner Wochenzeitung »Das Volk« abgedruckt

beiden Referate über die kurz vorher erschienene Marx'sche Schrift »Zur Kritik der politischen Ökonomie«, ferner der beiden bekannten, in den »Sozialistischen Monatsheften« enthaltenen Engels'schen Briefe über die materialistische Geschichtsauffassung.

Nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl dieser Wiederabdrücke vorgenommen wurde, ist nicht recht verständlich; denn neben heute noch sehr Wertvollem findet man ziemlich Minderwertiges, während andererseits Artikel fehlen, die gerade heute ein besonderes Interesse haben, wie zum Beispiel der indirekt gegen die bolschewistische Entwicklungsauffassung gerichtete, zuerst 1875 im Leipziger »Volksstaat« veröffentlichte, dann als besondere Broschüre erschienene Aufsatz »Soziales aus Rußland«.

Eine recht seltsame Leistung ist die an dritter Stelle angezeigte Schrift »Friedrich Engels' politisches Vermächtnis. Aus unveröffentlichten Briefen«. Sie bietet eine Reihe Auszüge aus angeblich bisher ungedruckten Engels'schen Briefen — herausgerissen aus dem Zusammenhang, ohne Angabe des Adressaten und der Umstände, unter denen sie geschrieben sind. Die Gründe, die den unbekannten Herausgeber dazu bestimmt haben, die Empfänger nicht zu nennen und nicht den vollen Text der betreffenden Briefe wiederzugeben, bestehen nach dem Vorwort darin, daß erstens der Abdruck des vollen Textes zu viel kosten würde, und zweitens manche intimen Äußerungen eine Bedeutung gewinnen könnten, die Engels nicht beabsichtigt habe. Eine ziemlich einfältige Ausrede. Mir scheint es weit zutreffender, daß man alle näheren Angaben über Empfänger, Ort, Umstände usw. weggelassen hat, um erstens den Anschein zu erwecken, als handle es sich um ganz neue, bislang noch nirgends veröffentlichte Briefe, und zweitens, um eine Nachprüfung ihres Inhalts zu verhüten.

Tatsächlich handelt es sich, wie sich bei näherem Zusehen zeigt, zumeist um Briefe, die Engels an Bebel geschrieben hat und die von letzterem auch teilweise in die drei Bände seiner Lebenserinnerungen aufgenommen sind, teils um einige von Bebel zurückgelegte Engels'sche Briefe, die Bebel wahrscheinlich als nicht zur Aufnahme geeignet befunden hat. Wie diese letzterwähnten Briefe (oder Abschriften von ihnen) in die Hände des Herausgebers geraten sind, entzieht sich meiner Kenntnis.

Noch das ist im ganzen nebensächlich. Wichtiger erscheint mir, daß der Herausgeber die von ihm publizierten Briefstellen nicht nur zum Zwecke der kommunistischen Agitation aus dem Zusammenhang herausgerissen, sondern auch ganze Sätze, ohne dies durch Punkte anzudeuten, aus dem Text herausgelassen, weit voneinander entfernte Äußerungen zusammengefügt und ihm nicht passend erscheinende Worte nach Belieben verändert hat.

Dafür nur ein Beispiel. S. 10 seiner Schrift gibt der Verfasser einen Auszug aus einem Engels'schen Briefe vom 11. Oktober 1875. Diesen Brief hat bereits Bebel im zweiten Band seiner unter dem Titel »Aus meinem Leben« erschienenen Denkwürdigkeiten veröffentlicht (S. 336 ff.), aber nicht im Auszug, sondern im vollen Text. Was zeigt sich nun bei genauem Vergleich? Zunächst hat der Verfasser des Engels'schen Vermächtnisses die von Engels gebrauchten Worte: »den Lassalleschen Sätzen und Stichworten« kurzweg in »Lassallesche Phrasen und Stichworte« geändert, dann den Satz über die Einigungsbestrebungen zwischen Lassalleanern und Eisenachern nach seinem Ermessen umgestellt, darauf mehrere Sätze ausgelassen und dafür den Engels'schen Satz über das von den Lassalleanern errichtete »kaudinsche Joch«, nachdem er diesen etwas zugespitzt hatte, angehängt. Weiter hat er das Wort »demokratische Forderungen« in »vulgärdemokratische Forderungen« umgeändert, und schließlich gibt er den Engels'schen Absatz: »4. aus allgemeinen Sätzen, meist dem Kommunistischen Manifest und den Statuten der Internationale entlehnt, die aber so umredigiert sind, daß sie entweder total Falsches enthalten oder aber reinen Blödsinn, wie Marx das in dem Ihnen bekannten Aufsatz im einzelnen nachgewiesen«, in folgender Fassung wieder:

„Eine Anzahl kommunistisch sein sollender Sätze, die dem Manifest entlehnt, aber so umredigiert, daß sie bei Licht betrachtet samt und sonders haarsträubenden Widsinn enthalten.“

Es braucht nicht erst nachgewiesen zu werden, daß durch solches Verstellen, Ändern und Zerstückeln die Briefauszüge der von der kommunistischen Internationale in Massen verbreiteten Schrift jede politische Beweiskraft einbüßen. Wo in der Agitation kommunistische Redner sich auf diese frisierten Engels-Briefe berufen, sollten unsere Genossen nicht verfehlen, die skrupellose Masche aufzudecken.

Literarische Rundschau

Dr. H. Behnken und Dr. W. Genzmer, *Valuta-Elend und Friedensvertrag*. Leipzig, Verlag von Felix Meiner.

Die Verfasser berechnen, wie sich die deutsche Zahlungsbilanz von 1913 durch die Bedingungen des Friedensvertrags verändern würde, wenn Deutschland innerhalb seiner verengerten Grenzen über seine unverminderte wirtschaftliche Kraft verfügte. Dabei kommen sie zu dem Schlusse, daß die deutsche Zahlungsbilanz ein Passivsaldo von 3,2 Milliarden Goldmark ergeben würde, während sich die Zahlungsbilanz vor dem Kriege ausglich, und doch ist noch nichts für die Entschädigung eingestellt, die Deutschland auf Grund des Versailler Vertrags zu leisten hat. Selbstverständlich muß daher die Passivität der Zahlungsbilanz in Wirklichkeit noch größer sein. Behnken und Genzmer glauben nicht, daß sich die Passivität der deutschen Zahlungsbilanz durch eine Beschränkung der Einfuhr wesentlich vermindern lasse, weil die deutsche Einfuhr vor dem Kriege zu 74 Prozent aus Rohstoffen, Nahrungsmitteln und lebenden Tieren bestanden hat und das Ausland sich schwerlich darauf einlassen würde, daß Deutschland nur Rohstoffe einführe. Die Steigerung unserer Ausfuhr aber ist besonders durch den Kohlenmangel erschwert. Es bleibe Deutschland nichts anderes übrig, als möglichst viel Einfuhr mit eigenem Papiergeld zu bezahlen. Aber die Milliarden Papiergeld im Ausland stellten eine ungeheure Gefahr für das deutsche Volk dar. Gelingen es durch einen Staatsbankrott oder durch Devaluation, den Wert der Mark so zu heben, daß sie wieder dieselbe Höhe erreichte wie vor dem Kriege, so würde doch infolge der Passivität der deutschen Zahlungsbilanz die deutsche Valuta recht bald wieder sinken. Ohne vollständige Beseitigung der Bedingungen des Versailler Vertrags könne der Passivsaldo der Zahlungsbilanz und deshalb die deutsche Valutanot nicht beseitigt werden. Von dem freiwilligen Entgegenkommen der Entente könne aber die Revision des Friedensvertrags nicht erwartet werden.

Der Friedensvertrag von Versailles wird allerdings kaum jemals deswegen revidiert werden, weil man im Ententelager einsieht, daß man Deutschland unrecht getan hat. Eher kann darauf gerechnet werden, daß einzelne Bestimmungen revidiert werden, weil der ganzen Welt, wie ja auch die gegenwärtige Krise zeigt, aus der Aufrechterhaltung des Versailler Vertrags schwere wirtschaftliche Schäden erwachsen. Nicht ganz zutreffend dürfte sein, daß sich durch Einfuhrbeschränkung unsere Handelsbilanz nicht verbessern ließe. Der Versuch, uns überflüssige ausländische Waren vom Leibe zu halten, ist mit genügender Energie noch gar nicht gemacht worden. Es genügt freilich nicht, daß man die Einfuhr bestimmter ausländischer Waren verhindert, sondern unsere ganze Wirtschaftspolitik muß so gestaltet werden, daß unser Einfuhrbedarf möglichst niedrig ist. Die Einfuhr von Nahrungsmitteln läßt sich sicherlich stark beschränken, wenn wir durch reichliche Düngung den Ertrag unseres Bodens erhöhen und dafür sorgen, daß von den in Deutschland erzeugten Nahrungsmitteln nicht zu viel verfüttert und möglichst nichts verbraucht und verbrannt wird.

M. G.

H. Freimark, *Die Revolution als psychische Massenerscheinung*. München 1920, Bergmann. 110 Seiten.

Freimark geht dem Aufsteigen des revolutionären Geistes im Kriege nach. Dieser hatte den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts wieder zu Denkformen gebracht, wie sie vergangenen Entwicklungsperioden eigen gewesen waren. Der einzelne »dachte gar nicht mehr, die Masse dachte in ihm. Durch die Masse gedeckt, beteiligte sich der einzelne an Unternehmungen, die er sonst nie in seinem Leben gewagt haben würde, und es regten sich Triebe, die er vordem nicht einmal im Traume verspürt hatte«. Das erklärt unter anderem das Wankendwerden der Moralbegriffe, die als Regulative des Bewußtseins im Traume nicht vorhanden sind. Die Einfügung in die Masse, wie sie der Krieg erforderte, drückte den Bewußtseinszustand des einzelnen herab und beseitigte auch so manche Hemmungen. Deshalb konnten Leute, die sich sonst nicht einmal eine Stecknadel widerrechtlich angeeignet hätten, bedenkenlos an Handlungen teilnehmen, die mehr oder minder schwer gegen die normalen Rechtsbegriffe verstießen. Nichtteilnahme hätte als Auflehnung gegen die Masse gegolten. »Sind aber die Schranken des Bewußtseins erst einmal durchbrochen, dann vollziehen sich oftmals derartige Verwandlungen, daß der einzelne sich kaum wiedererkennt, soweit er überhaupt in der Lage ist, sie mit seinem früheren Verhalten zu vergleichen. Denn auch das ist charakteristisch, daß der einzelne an die Handlungen, die er in der Masse begeht, sich nur selten vollbewußt erinnern kann.« Je aktiver die Masse ist, desto weiter geht der Schwund des persönlichen Bewußtseins. Die Etappe war ebenso wie die Front von Massenempfindungen und Massenwillen beherrscht. Freimark trifft wohl das Richtige, wenn er meint, ohne die seelisch umwandelnde Gewalt des Krieges würden die Massen nicht an eine bewaffnete Erhebung gedacht haben. Im Kriege wurden die zerstörerischen Instinkte gepflegt, alle Leidenschaften entfesselt und die mühsam eingepprägten Begriffe von der Heiligkeit des Lebens ins Wanken gebracht. Als der Krieg zu Ende war, konnte nicht erwartet werden, daß die große Mehrzahl der Menschen ihre neuerworbenen Talente Widersachern in der Heimat gegenüber bezwingen würden, nur weil diese Landsleute sind. Die geistige Einstellung auf die Gewalt, die in der Revolution zutage tritt, war keineswegs deren Erzeugnis, sie ist durch das Kriegsgeschehen bedingt gewesen. Das Vorhandensein einer solchen Geistesverfassung brauchte nicht unbedingt die Revolution als Ergebnis zu haben, sonstige Umstände hätten sie auch zu anderem Auswirken bringen können. Die Lösung von der Selbstbestimmung, die im Kriege ausgegeben worden war, wurde überall von den Massen aufgegriffen, aber gerade in Rußland, Deutschland und Österreich mußte diese Idee ihre sprengende Kraft entfalten, weil hier die herrschenden Kreise der Befestigung des ganzen Volkes an der Regierungsgewalt abgeneigt entgegenstanden. Auch eine Reihe anderer Einflüsse auf das Seelenleben, die durch die Kriegsverhältnisse ausgelöst wurden, erwähnt der Verfasser mehr oder minder ausführlich.

Der Radikalismus in der Revolution, meint Freimark, entstand dadurch, daß die Führer der Sozialdemokratie sich durchaus nicht anfeuernd betätigten; dieser fehlende Schwung rief erst die radikalen Außenseiter herbei. Überall wurde der Umschwung von wenigen Leuten herbeigeführt, die nicht selten bis dahin eifrige Verfechter des alten Regimes waren. Für die Erscheinung, daß die Behörden, die Inhaber der Gewalt, nach dem Auftreten der ersten Zeichen der Revolution keinen Zugriff in großem Stile machten, gibt Freimark keine Erklärung, obzwar er ihre Bedeutung hervorhebt.

Aber den Fortschritt der Revolution, ihre Begleitererscheinungen (spiritualistische Strömungen, kriminelle Neigungen, Antisemitismus usw.) sowie über die Führer der Revolution sagt der Verfasser manches, was bemerkenswert und anregend ist — womit nicht gesagt sein soll, daß ich allem zustimmen möchte.

H. Gehlinger

Martin Wenz, Friedrich Naumann. Ein Lebensbild. Berlin, Buchverlag Hilfe. 160 Seiten. Preis gebunden 12 Mark.

Politische Geschichte wird wach, wenn man den Inhalt dieser biographischen Schrift an sich vorüberziehen läßt — politische Geschichte des wilhelminischen Zeitabschnitts, beginnend mit den Tagen Stumms und Stöckers und endend mit den Weimarmochen der Deutschen Nationalversammlung. Die beiden ersten Jahrzehnte dieses Zeitabschnitts — wie weit liegt ihr Geschehen heute hinter uns!

Mit der Treue eines alten Freundes und Gefährten hat der Verfasser ein liebevolles Bild der häuslichen und politischen Entwicklungsjahre Friedrich Naumanns gezeichnet. Wohl gemerkt, ein Freund schrieb dieses Buch. Es ist daher auch weit mehr eine Freundesstat als eine kritische Wertung der sozialen und politischen Lebensarbeit Naumanns geworden. Vor dem Blick des objektiven Beurteilers, geschweige gar des politischen Gegners, glänzt nicht jedes Tun und Lassen des ehemaligen Pfarrers in der herrlichen Gloriole, in der Wenz alles erstrahlen sieht, und über die politische Bedeutung Friedrich Naumanns sind die Meinungen durchaus nicht gleich. Gewiß, ein Mensch von edlen Absichten, ein Philanthrop, den auch der Sozialdemokrat achtete; aber schließlich doch einer, der Grenzpfade in ihrer ganzen Nüchternheit und ihre Ruganwendung auf die Tagespolitik haben einem Friedrich Naumann doch zumeist ferngelegen. Er war ein Gläubiger, ein Schwärmer, aber kein Realpolitiker; und deshalb sind ihm auch Enttäuschungen mannigfacher Art, von seiner nationalsozialen Periode und Vereinsgründung an über die Bülow-Block-Politik hinweg bis zu seinen mitteleuropäischen Schwärmereien, nicht erspart geblieben.

Der große Heerbann aber, den er besonders in der liberalen Jugend hatte? Je nun, politische Jugend mit frommen Idealen, nicht aber ausgestattet mit durchdringendem Blick in das Wesen der historischen Vorgänge. Die rohen Grundtendenzen der kapitalistischen Wirtschaft und die aus dieser resultierenden politischen Strömungen fordern entschieden stärkere Beschwörungen, als ein Naumann sie übte — und darum: ein Politiker großen Formats war der uns allen in freundlicher Erinnerung bleibende Wenzsche Held nicht. Deshalb soll nicht bestritten werden, daß seine in vielen Schriften propagierten Ideen manches Gute bewirkt haben.

Von solchen kritischen Erwägungen ist das Buch Wenzs in jeder Beziehung frei. Der Verfasser sieht in Friedrich Naumann den guten, idealen Menschen und den deutschen Politiker großen Stils. Selbst dort, wo manche politischen Gefolgsmänner Naumanns bescheidene Einwendung haben dürften — selbst dort sucht Wenz mit mancherlei Argumenten, wenn auch nicht gerade solchen von überzeugender Schlagkraft, uns Naumanns Tun und Haltung als unbedingt richtig zu suggerieren. Wie gesagt, der große Nekrolog eines Freundes, aber kein politisches Buch.

J. Klische

Paul Diels, Die Slawen. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 740.) Leipzig 1920, B. G. Teubner. 141 Seiten. Preis kartoniert M. 2.80 plus Lenerungszuschlag.

Dies kleine Buch unterrichtet über die Geschichte der slawischen Stämme, die Ausdehnung ihres Siedlungsgebiets und dessen Veränderungen, Volkszahl, Sprache, Schrift, Religion, Literatur, Kunst, Musik und Wissenschaft. Berücksichtigt sind nach Möglichkeit die Lebensäußerungen, die sich einem geschichtlichen Rahmen einfügen und die somit das Werden der slawischen Völker veranschaulichen (zum Teil

auch erklären) helfen; Dinge, die wir nur aus der Gegenwart kennen, wie zum Beispiel Sitten und Gebräuche, gehören nicht dazu. Ein Schlußkapitel befaßt sich mit dem Panlawismus, dem tatsächliche Grundlagen nicht zuerkannt werden. Geschichte und Kulturgeschichte haben die slawischen Völker auf recht verschiedenen Wegen geführt. Sie gestatten nicht, die Slawenwelt zu einer Gesamtheit zusammenzufassen. Immerhin hat ein Zusammengehörigkeitsgefühl stets bestanden, und es hat zu gewissen Zeiten bestimmend in die Geistesgeschichte und durch sie auch in die politische Geschichte eingegriffen. Es ist zu wünschen, daß die Tatsachen, die Diels hier so klar aufzeigt, künftig im öffentlichen Leben Deutschlands besser gewürdigt werden. Daß es in der Vergangenheit nicht geschah, trägt viel Schuld an den Sehnsüchten der jüngsten Vergangenheit. S. Fehlinger

Francis James, *Dichter Ländlich*. Deutsche Ausgabe von Claire Goll. Basel und Leipzig, Rhein-Verlag. Preis 16 Mark.

Ein Franzose hat dieses Buch geschrieben, das halb wie eine Erzählung, halb wie ein Tagebuch anmutet. Man muß das vorher sagen, denn wer das Buch liest, wird an die verfeinerte Art deutscher Neuromantiker denken. Vielleicht an Lönz, vielleicht auch an Ludwig Finkh. Denn in einer ganz eigentümlichen Weise wirkt das Buch deutsch: in seiner behäbigen Beschaulichkeit, in seinem innigen Naturempfinden und in seinem leicht spöttelnden Humor. Eine Fülle lachender Sonne ist über das Buch gebreitet, ein warmherziges Gernleben, eine köstliche Naivität und eine große Reinheit des Empfindens. Ein lieber, helläugiger Glaube an das Gute im Menschen und an das Schöne in der Natur umsonnt alle Einzelheiten der geschilderten Idylle. Man könnte die Art des Volksmärchens als Vergleich heranziehen, wenn man diese Aufzeichnungen irgendwie klassifizieren wollte. Der Dichter selbst spricht einmal von seiner »Hirten- und Jägerseele«. Damit porträtiert er sich am treffendsten. Es ist nicht der großstädtische Naturschwärmer, der mit so unendlicher, liebevoller Hingabe allen Regungen der Natur lauscht, sondern der in der Natur aufgewachsene, in ihr lebende, sie verstehende, sich selbst als ein Teil von ihr betrachtende Mensch. Dabei bekommt die kleinbürgerliche »Gesellschaft« des Provinznestes, in dem die mäßig bewegte Handlung spielt, manchen Nadelstich zu spüren. Aber auch diese leise Satire bleibt immer lebenswürdig, lächelnd, verjöhnlich. Eine zarte und tiefe Kultur spricht aus jeder Zeile des Buches: eine reine Freude an der Natur, am Heim, an Kindern und an Tieren. Lächelnd legt man das Ganze aus der Hand: man fühlt sich erhöht und bereichert; die Sonne, die in den Episoden des Buches eingesponnen ist, wärmt und glänzt und erfüllt das Herz des Lesers mit Heiterkeit. Es ist eines der wenigen Bücher der Gegenwart, denen bleibender Wert beschieden sein dürfte. R

Notizen

Bolschewismus und amerikanischer Kapitalismus. Die Moskauer bolschewistische Regierung hat bekanntlich in den letzten Jahren, um ihre Finanzlage aufzubessern, große Landesteile des russischen Reiches fremden Kapitalistengruppen zur Ausbeute ausgeliefert. Besonders Aufsehen hat der von ihr am 22. Oktober vorigen Jahres mit dem amerikanischen Vanderlip-Syndikat abgeschlossene Vertrag erregt, durch den sie an diese Vereinigung auf sechzig Jahre die Halbinsel Kamtschatka nebst dem nördlich gelegenen anschließenden Teil Nordostsibiriens bis zur Beringstraße verpachtet. Über die Einzelheiten dieses Vertrags war jedoch zunächst aus der Tagespresse wenig Zuverlässiges zu erfahren. In seiner Nr. 51 gibt neuerdings der vom Hamburgischen Weltwirtschaftsarchiv (Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts) herausgegebene »Wirtschaftsdienst« folgenden Aufschluß:

»Dem Syndikat gehören an Washington E. Vanderlip, Barnet, Harry Chandler, Satorp Le Philipps, Fishburn, Edward L. Doherty, Gibbon, Jayne, Whittier, Edward und Braun. Das Syndikat pachtet auf einen Zeitraum von sechzig Jahren ein Gebiet östlich des 160. Längengrads im Nordosten Sibiriens einschließlich der Halbinsel Kamtschatka und der dazu gehörigen Insel im Umfang von 400 000 Quadratmeilen. Das Syndikat erwirbt hiermit das ausschließliche Recht der Kohle- und Öl-gewinnung und der Fischerei. Es handelt sich um ein nur sehr schwach besiedeltes Gebiet, das viermal so groß ist wie Deutschland. Auf der Halbinsel Kamtschatka befinden sich Petroleumquellen und Salpeterlager von größter Ergiebigkeit sowie Steinkohlenlager in der Nähe der Küste, die gute Häfen besitzt. Unabsehbare Wälder und ein großer Reichtum von Fischen in den Flüssen wie im Ochotskischen und Beringsmeer erhöhen den Wert des Landes. Die Pachtung soll mit dem 1. April 1921 in Kraft treten. Dasselbe Syndikat erwirbt auch ein Pacht- und Kaufrecht auf das Küstengelände in Seaffle. Das Syndikat wird Rußlands finanzieller Vertreter in Amerika sein und russische Ankäufe bis zu 300 000 000 Dollar finanzieren.

Da Amerika seit einigen Jahrzehnten im Besitz des früher russischen Alaskagebiets ist, so war eine Pachtung Kamtschatkas naheliegend. Rußland hat es bisher nicht verstanden, die in diesen Gebieten liegenden Reichtümer auszunutzen. Eine Verpachtung kam um so mehr in Frage, als russischerseits auf Jahrzehnte hinaus an eine Ausbeutung der Bodenschätze des Landes ja doch nicht gedacht werden kann. Da die russische Regierung schon seit geraumer Zeit an die Vergebung von wirtschaftlichen Konzessionen gedacht hat, so kann dieser Vertrag niemandem erstaunen. Die Amerikaner taten das, was das Klügste ist: sie sicherten sich eine Konzession, die in Rußland nicht als 'Ausbeutung' und 'Ausverkauf' betrachtet werden kann — und taten dies zu einem Zeitpunkt, wo die Russen keine großen Forderungen stellen konnten.

Es ist anzunehmen, daß sich das internationale Kapital schon bald noch weitere Konzessionen in Rußland sichern wird, zumal die vom Räte der Volkskommissare ausgearbeiteten Bedingungen große Vorteile bieten. Diese lauten folgendermaßen:

»Den Konzessionären wird ein im Kontrakt bezeichneter Teil des Produzierten zur Verfügung gestellt mit dem Rechte der Ausfuhr desselben ins Ausland.

In den Fällen, wo der Unternehmer technische Verbesserungen in weitem Maßstab vornimmt, werden den Konzessionären besondere Vorrechte in der Fabrikation von Maschinen, in der Form von besonderen Kontrakten, großen Bestellungen usw. bewilligt.

Entsprechend dem Charakter und den Bedingungen der Unternehmen werden den Konzessionären langfristige Termine bewilligt, um ihnen einen möglichst vollen Entgelt des auf sich genommenen Risikos und der von ihnen getragenen Kosten bei der Ausführung der technischen Einrichtungen der ihnen bewilligten Konzessionen sicherzustellen.

Die Regelung der russischen föderativen Sowjetrepublik garantiert, daß das Eigentum der Konzessionäre, welches in diesen Unternehmen investiert wird, weder einer Nationalisierung, noch einer Konfiskation, noch einer Requisition unterliegt.

Den Konzessionären wird das Recht gegeben, auf dem Territorium der Räte-republik Arbeiter und Angestellte unter Beobachtung der Gesetze, welche die Arbeitsbedingungen regulieren, oder auf Grund besonderer Kontrakte, welche die Ausführung der gesetzlichen Bestimmungen über die Normen der Arbeit, des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter sicherstellen, in ihre Dienste aufzunehmen.

Die Fassung des letzten Paragraphen ist unklar — jedenfalls wird es in jedem Einzelfall eingehender Verhandlungen mit der Sowjetregierung bedürfen, da auf 'gesetzliche Bestimmungen' derselben kein Verlaß denkbar ist.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 26

Ausgegeben am 25. März 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Zerschlagung des Bolschewismus

Von Heinrich Cunow

Nichts zeigt mehr die Ausschaltung Rußlands aus dem internationalen Verkehrsgetriebe als die steigende Flut unkontrollierbarer, einander direkt widersprechender Meldungen über die inneren Kämpfe, die zurzeit in verschiedenen Gegenden Rußlands zwischen den aufständischen Gegnern des bolschewistischen Regiments und der bolschewistischen roten Armee ausgefochten werden. Während nach einigen über Finnland eingelaufenen Berichten die Aufständischen nicht nur Kronstadt, sondern auch Petersburg besetzt halten, alle Angriffe der roten Armee abgeschlagen haben und durch Übertritte bolschewistischer Truppen — in einzelnen Nachrichten wird von einem Übergehen ganzer Regimenter zu den Insurgenten gesprochen — beträchtlich an Kräften gewonnen haben sollen, behaupten andere Meldungen, daß es der Moskauer Regierung, besonders der Energie Trozkis, nach Heranziehung weiterer roter Truppenkörper gelungen sei, den Aufstand in Petersburg völlig zu unterdrücken und sich der Forts von Kronstadt zu bemächtigen. Noch widerspruchsvoller ist, was über Straßenkämpfe in Moskau, über angebliche oder tatsächliche Bauernrevolten in den südlich von Moskau gelegenen Gouvernements, den Anschluß des Kavalleriekorps Budjennis an die aufständischen Bauern und die Besetzung von Orel gemeldet wird.

Wer alle diese Meldungen vergleicht, um daraus nach Abzug des anscheinend Falschen und Übertriebenen einen Einblick in den Stand und die Ausbreitung der antibolschewistischen Bewegung zu gewinnen, erkennt bald, daß das nicht möglich ist. Einen einigermaßen sicheren Rückschluß auf die tatsächliche Kampflage in Rußland läßt dieses Nachrichtengemengsel nicht zu. Nur so viel ergibt sich mit aller Deutlichkeit, daß die bolschewistische Herrschaft, mag sie auch diesmal noch über ihre aufständischen Gegner triumphieren, mit innerer Notwendigkeit ihrem Ende entgegenreißt.

Wenn auch die soziale Zusammensetzung der russischen Bevölkerung: das Überwiegen des Kleinbauernturns,¹ das Fehlen einer selbstbewußten, auf jahrhundertelange bürgerliche Überlieferungen zurückblickenden aktiven Bourgeoisie, die naiv-politische Rückständigkeit der russischen Arbeiterschaft und die innerhalb der russischen Intellektuellenkreise vorherrschende oppositionell-revolutionäre Geistesrichtung, den Bolschewisten günstige Vorbedingungen für die Aufrichtung ihres terroristischen Regiments geliefert haben mag, so ist es doch eine erstaunliche geschichtliche Tatsache, daß eine verhältnismäßig kleine, keineswegs populäre politische Partei ein Riesen-

¹ Nach der russischen Statistik betrug 1910 die Anzahl der landwirtschaftlichen Betriebe mit nur einer Kuh fast 61 Prozent der Gesamtbetriebe, der Wirtschaften mit nur einem Pferd 60,2 Prozent.

reich zu regieren und ihre Herrschaft gegen alle Anfechtungen von innen wie von außen bald $3\frac{1}{2}$ Jahre hindurch aufrechtzuerhalten vermocht hat. An Verleumdungen und an inneren Widersachern wie an allerlei von der Entente unterstützten äußeren Bedrohungen und hartnäckigen Kämpfen hat es dem russischen Bolschewismus in diesen Jahren sicherlich nicht gefehlt, und wenn er alle diese Schwierigkeiten überwunden, Hunger und Seuchen gekroßt und dennoch nicht nur eine ansehnliche politische, sondern in gewisser Hinsicht auch eine bedeutsame moralische Macht zu entfalten vermocht hat, so ist das eine Leistung, die meiner Ansicht nach auch der bewundernd anerkennen muß, der die politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen der russischen bolschewistischen Führer für verkehrt und unter den heutigen Wirtschaftsverhältnissen für undurchführbar hält. Unzweifelhaft steckt eine eigenartige Tatkraft im russischen Bolschewismus — womit nicht gesagt sein soll, daß solche Kraft auch den Ablegern des Bolschewismus in anderen europäischen Staaten, den kommunistischen Parteien in Deutschland, Österreich, Italien, Frankreich eignet. Diese einem starren, von Zweifeln wenig angekränkelten Schicksalsglauben und festen seelischen Willen entspringende Kraft zeigt sich nicht nur in der rücksichtslosen Energie, mit der die bolschewistische Führung innere Widerstände niederzuhalten, Unterordnung und Disziplin zu erzwingen vermocht und immer wieder gefährlicher Situationen Herr zu werden gewußt hat, sondern noch mehr darin, wie sie Intellektuellenkreise, die noch vor einigen Jahren ihren Anschauungen fernstanden, völlig in ihren geistigen Bann gezogen hat, und doch andererseits wieder, wo ihr das um der Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft willen nötig erschien, alte Zielsetzungen fallen lassen und durch neue Aufgabenformulierungen ersetzen konnte.

Während die antibolschewistische Agitation und die verschiedenen Bemühungen, die Gegner des Moskauer Regiments zu Gegenstößen zu sammeln, bisher eine gewisse Zersahrenheit, ein Verlieren in allerlei Zukunftspläne und damit ein Steckenbleiben in sektiererischen Sonderbestrebungen aufwies, zeigte sich in der bolschewistischen Führung eine einheitliche Geschlossenheit, eine vielleicht teilweise erzwungene, aber doch im ganzen vorhandene Funktionsdisziplin, die dem Bolschewismus eine nicht zu unterschätzende politische Überlegenheit gegenüber seinen inneren politischen Widersachern verlieh. Fast schien es, als sollte die bolschewistische Partei, wenn auch gelegentlich Rivalitätsstreitigkeiten zwischen den oberen Führern auftauchten, von jenem Schicksal verschont bleiben, dem bisher noch alle großen Parteien verfallen sind, sobald sie in einer Revolution zu terroristischer Herrschaft gelangten: dem Schicksal der inneren Spaltung durch Herausbildung neuer Parteirichtungen in ihrem eigenen Schoße.

Doch das schien nur so; auch im russischen Bolschewismus gibt es heute Richtungsstreitigkeiten, die zu Spaltungen zu führen drohen; wenigstens ist die alte Einheitlichkeit nicht mehr vorhanden. Einzelne Teilgruppen suchen den Weg zum kommunistischen Ideal in ganz verschiedenen Richtungen, und damit hat sich ein gegenseitiges Mißtrauen in die Reihen der bolschewistischen Führer eingeschlichen, das die Tatkraft lähmt.

Bürgerliche Blätter fassen den neuerdings im russischen Bolschewismus hervortretenden Richtungsstreit gewöhnlich kurzweg als einen Rivalitätsstreit zwischen Lenin und Trotski auf, von denen jeder gern der erste sein

und eine Art Cromwell-Rolle spielen möchte. Das ist in neuer Aufmachung die bekannte alberne historische Fabel, Robespierre hätte deshalb Danton und Camille Desmoulin hinrichten lassen, weil seine Eitelkeit sich durch ihre Beliebtheit im französischen Volke verletzt fühlte. In Wirklichkeit liegt denn doch der nicht abzuleugnende Gegensatz zwischen Trozki und Lenin wie auch zwischen diesem und Schlapnikow, dem Führer der sogenannten Arbeiteropposition, auf anderem Gebiet.

Es ist nur zu begreiflich, daß, seitdem die zunehmende Einengung des Nahrungsspielraums der russischen Bevölkerung immer deutlicher hervortritt, die industrielle Produktion trotz der fast allgemein in den staatlichen Betrieben eingeführten zwölfstündigen Arbeitszeit ständig zurückgeht und die Bauern sich immer mehr darauf kaprizieren, nur das anzubauen, was ihren eigenen Bedürfnissen entspricht, an die bolschewistischen Führer immer dringlicher die Frage herantritt: Wie kann der völlige wirtschaftliche Zusammenbruch vermieden, die industrielle und landwirtschaftliche Erzeugung vermehrt, den städtischen Arbeitern, Angestellten und Gelehrten eine einigermaßen ausreichende Nahrungsmenge gesichert und die steigende Unzufriedenheit dieser Kreise abgewehrt werden?

Trozki ist, unterstützt von Bucharin, Rakowski, Pjatakow, Larin, Scholnikow und anderen Linkskommunisten, bei der Betrachtung dieser Frage zu der Folgerung gekommen, daß nur eine noch strengere Durchführung des kommunistischen Arbeitssystems zu helfen vermag. Die Fabriken wie die landwirtschaftlichen Betriebe müssen seiner Ansicht nach unter strengere Aufsicht gestellt, die noch selbständigen Wirtschaftsorganisationen ebenfalls verstaatlicht, die Bauern zur Hergabe ihrer Überschutzerzeugung an die notleidenden Städte gezwungen und die Gesetze gegen Schleichhandel und Lebensmittelmucher verschärft werden. Überhaupt sei dringend nötig, daß das Wirtschaftsgetriebe energischer diszipliniert und zentralisiert werde. Ein Ziel, das nur dann zu erreichen sei, wenn die Wahl der Aufsichtsfunktionäre usw. durch die Arbeiter aufhöre — die Arbeiter wählen nämlich vielfach solche Personen, die fünf gerade sein lassen — und an die Stelle dieser Funktionäre von den politischen Sowjetbehörden ernannte Personen treten. Zum Zweck einer solchen Vermehrung der Produktion will Trozki die Gewerkschaften anspannen und diese, die größten teils nicht kommunistisch gesinnt sind, politisieren, das heißt unter die Kontrolle der politischen Organisationen stellen. Ferner soll auf die Bauern ein Produktionszwang ausgeübt, die Bestellung der Felder für eine »Staatsdienstpflicht« erklärt und die Bauern energisch gehalten werden, von den nötigsten Lebensmitteln bestimmte Mengen anzubauen und abzuliefern. Zudem bekämpft Trozki die Verpachtung großer Landstrecken an fremde kapitalistische Ausbeutungsgesellschaften als anti-kommunistisch.

Eine wesentlich andere Stellung nimmt Lenin mit seiner engeren Gefolgschaft, darunter vornehmlich Sinowjew und Nogin, ein. Sie erstreben ebenfalls eine Vermehrung der Produktion, glauben aber, daß diese nicht durch schärferen Zwang und größere Zentralisation, sondern weit besser durch Rückkehr zu einer gemäßigten »Erzeugungsdemokratie« zu erreichen ist. Deshalb wünschen sie einen Abbau des sogenannten militärischen Organisationsystems, Mäßigung der Diktatur, Übertragung wirtschaft-

licher Funktionen an die Gewerkschaften als Repräsentanten des Arbeiterwillens, Handelsanknüpfung mit ausländischen Kapitalgesellschaften und Überlassung von Land- und Bergbaurechten an derartige Vereinigungen, falls solche Konzessionen geeignet scheinen, die russische Wirtschaft wieder zu beleben und den russischen Arbeitern gutbezahlte Arbeit zu verschaffen.

Neben diesen beiden Hauptrichtungen des Bolschewismus haben sich noch verschiedene kleinere Neben- und Zwischenrichtungen gebildet, wie zum Beispiel eine syndikalistisch-halbanarchistische Richtung, sodann die den Arbeitszwang verwerfende und die Rückkehr zu demokratischen Einrichtungen fordernde Schlapnikowsche Arbeiteroppositionsguppe sowie ferner die Sapronowsche gewerkschaftliche Gruppe, die die Ansicht vertritt, der russische Arbeiter sei noch nicht reif für das kommunistische Arbeitssystem, deshalb müsse die Trozkische Militarisierung und Bürokratisierung abgeschafft und die Wirtschaftsverwaltung den freien Verbänden der Gewerkschaften und Genossenschaften übertragen werden.

Schon heute stehen diese Gruppen in der bolschewistischen Gesamtpartei einander schroff gegenüber. Der Bolschewismus fällt nicht den Vertretern zaristischer Restaurationsversuche zum Opfer, er beginnt sich selbst in n e r l i c h a u f z u l ö s e n u n d z u z e r s e h e n. Was alle äußeren Angriffe und Eingriffe der Entente nicht vermochten, das bewirkt nun der innere Zwiespalt. Der Bolschewismus geht in Rußland dem Chaos entgegen.

Neben diese die Aktionskraft des Bolschewismus lähmende innere Zersetzung tritt, wenigstens in den städtischen Gemeinwesen, eine fast von Monat zu Monat zunehmende Verengerung des Nahrungsspielraums. Trotz allen Drucks und aller diktatorischen Verfügungen bleibt die Produktionsleistung und damit auch die verfügbare Nahrungsmenge hinter dem dringendsten Bedarf zurück. Durch Hunger und Not getrieben, greift immer wieder, bald hier, bald dort, ein Teil der darbenenden Bevölkerung zu Puffchen und Aufständen oder verläßt die Städte und sucht in den bäuerlichen Gegenden Zuflucht. Vor allem gilt das von Petersburg und Moskau, in minderm Umfang aber auch von anderen größeren, einstiegwerbereichen Städten Rußlands. Recht instruktiv sind in dieser Hinsicht verschiedene jüngst von der Petersburger »Iswestija« (Nr. 29) veröffentlichte statistische Zahlen. Danach ist seit dem 1. Februar 1917 die Bevölkerung Moskaus auf 1 015 000 Köpfe gesunken, um 49½ Prozent, während die Einwohnerzahl Petersburgs sogar auf 706 800 Köpfe zurückgegangen ist und nur noch u n g e f ä h r 29 Prozent der Bevölkerungszahl des Jahres 1913 ausmacht. Der größere Teil, der noch einige Beziehungen zum flachen Lande hatte, ist abgewandert, ein anderer Teil durch Hunger und Seuchen hinweggerafft. Nach den russischen »Nachrichten für Gesundheitspflege« (Iswestija Sdrawooschranenija) hat 1920 in Moskau die Sterblichkeitsziffer das Zweieinhalbfache der Vorkriegszeit betragen. Besonders fallen Kinder dem Tode zum Opfer. Im Jahre 1913 kamen auf 10 000 Einwohner Moskaus 81 Todesfälle von Kindern unter 16 Jahren; während des Krieges ist diese Todesziffer allmählich immer höher gestiegen, bis sie 1920 die Zahl 400 erreicht hat.

Lehrreich ist auch die Statistik der von den einzelnen Gouvernements abgelieferten Getreidemengen im Verhältnis zu der von der Regierung nach dem aufgestellten Produktions- und Ablieferungsprogramm eingeforderten Getreidemasse. Kein einziges Gouvernement hat die Ablieferungsverpflichtung

lungen erfüllt, die ihm von der bolschewistischen Regierung auferlegt waren. Selbst die unter strengster Aufsicht stehenden Gouvernements haben nur ungefähr ein Viertel der Erntemenge abgeliefert, die sie abliefern sollten. Im einzelnen ergab sich (nach der »Prawda«, Nr. 271) folgendes Resultat:

Es haben ihre Ablieferungspflichten erfüllt:

Die mittleren Gouvernements	zu 25,2 Prozent
Die getreidebedürftigen Gouvernements	- 20,3 -
Sibirien	- 14,3 -
Die europäischen Gouvernements	- 12,4 -
Die getreidereichsten Gouvernements	- 11,1 -
Der Norden des Kaukasus	- 5,2 -

Je entfernter die Gouvernements von der Moskauer Zentralregierung liegen, je geringer der Druck der lokalen Sowjetverwaltung ist und je nachlässiger die Requisitionen betrieben werden, desto geringer ist auch im Verhältnis zur Getreideerzeugung die Ablieferungsmenge, teils weil der Bauer einen wesentlichen Teil seiner Ernte in den Schleichhandel abschiebt, teils weil er jetzt vielfach nur so viel Getreide anbaut, als er selbst im Haushalt gebraucht, und den übrigen Teil seines Bodens entweder brachliegen läßt oder mit Flachs, Hanf, Baumwolle, Ölfrüchten, Viehfutter usw. bebaud, deren er in eigener Wirtschaft bedarf und die er selbst verarbeiten kann. Tatsächlich ist ein wesentlicher Teil der russischen Bauern unter dem Druck der Umstände dahin gelangt, manche Erzeugnisse, die er vor dem Krieg einkaufte, wieder in primitiver Weise selbst herzustellen oder von bäuerlichen Nachbarn, die sich auf deren Herstellung verstehen, gegen andere Produkte einzutauschen: eine Rückkehr zur alten Eigenbedarfswirtschaft, die wesentlich dadurch gefördert worden ist, daß ein großer Teil der früher in städtischen Industrie- und Handwerksbetrieben beschäftigten Arbeiter aufs Land zurückgekehrt ist und nun die erlernten Fertigkeiten dort zu verwenden sucht.

Auch die jüngsten Aufstände in Petersburg, Moskau, Kronstadt usw. sind in der Hauptsache Hungeraufstände, verursacht durch das Versagen der Nahrungsmittelbeschaffung. Schon im November vorigen Jahres trat in den großen Städten Rußlands eine plötzliche Verschärfung der Lebensmittelkrise ein, die durch den Mangel an Heizmitteln und die immer mehr hervortretende Unzulänglichkeit des Eisenbahntransportdienstes bis zur Unerträglichkeit gesteigert wurde. Da es auf den Eisenbahnstationen an Kohlen und Holz — die meisten russischen Lokomotiven werden aus Mangel an Kohlen mit Holz geheizt — fehlte, mußte eine Bahn nach der anderen den Betrieb einstellen. Bereits Mitte Februar dieses Jahres befanden sich 31 Bahnstrecken im Europäischen Rußland außer Betrieb, selbst eine für den Transportdienst so wichtige Bahnlinie wie die Strecke Syzran-Kaschk, die den Hauptverkehr des Europäischen Rußlands mit Sibirien und dem Ural vermittelt, mußte ihren Betrieb einstellen. Die Folge war, daß die Versorgung der Hauptstädte mit den nötigsten Lebensmitteln fast völlig stockte und die Sowjetregierung sich genötigt sah, die ohnehin äußerst karg bemessenen Nahrungsmittelrationen noch mehr herabzusetzen. Die Brotration wurde zum Beispiel zunächst auf ein Drittel herabgesetzt, dann, als dies einen wilden Sturm der Entrüstung hervorrief, wieder auf die Hälfte des früheren Quantums erhöht.

Es geht mit der bolschewistischen Herrschaft in Rußland zur Neige. Sie hat abgewirkt; doch glaube ich nicht, daß die jetzigen lokalen Aufstände,

selbst wenn sich die Aufständischen in einzelnen Gegenden und Ortschaften noch einige Zeit gegen die herangeführten bolschewistischen Truppen halten sollten, schon das Ende der bolschewistischen Sowjetdiktatur bedeuten. Noch ist die Sowjetmacht nicht gebrochen. Sie wird voraussichtlich erst dann von der Weltbühne verschwinden, wenn der jetzt noch im ganzen passive Widerstand der Bauern zum offenen Angriff übergeht — bisher war das erst in wenigen Gouvernements der Fall — und die Zwistigkeiten innerhalb der politischen Führerschaft auf die rote Armee übergreifen.

Was aber dann? Voraussichtlich zunächst ein chaotisches Durch- und Nebeneinander; ein Kampf der verschiedensten Parteirichtungen gegeneinander mit einem Gefolge wechselnder lokaler Revolutionen und Gegenrevolutionen. Keine der auf die künftige Staatsherrschaft in Rußland spekulierenden Parteien ist imstande, das Erbe des Bolschewismus zu übernehmen. Am wenigsten die in Paris und anderen Vergnügungsorten Westeuropas sitzenden Emigranten, die von einer Wiederherstellung des zaristischen Regimes träumen. Selbst wenn sie in ihrem Herrschaftsstreben durch französische Truppenexpeditionen unterstützt werden sollten, müssen ihre Restaurationsprojekte an dem Widerstand der russischen Arbeiterschaft und der Bauernschaft scheitern, die in keinem Falle die von ihr geraubten Bodenteile der Kloster- und Herrngüter freiwillig zurückgibt. Ebenso wenig sind aber auch die bürgerlich-industriellen und die antibolschewistischen sozialistischen Parteigruppen infolge ihrer Schwäche imstande, die Herrschaft zu übernehmen und gegenüber dem Widerstand der anderen Parteien zu behaupten. Die sogenannten Sozial- oder Sozialistenrevolutionäre besaßen wohl einst in der Bauernschaft und in dem städtischen Kleingewerbe einen beträchtlichen Anhang, aber sie haben diesen unter dem Sowjetregiment mehr und mehr eingebüßt, und die gewissen intellektuellen Kreise der deutschen Unabhängigen wesenstverwandten Menschewiki sind viel zu sehr eine Partei der Illusionen, der theoretischen Bedenken und schönen Spekulationen, als daß sie sich im chaotischen Gewoge eine dauerhafte Machtposition zu erobern vermöchten. Möglich ist meines Erachtens nach dem Sturz des bolschewistischen Regiments in Rußland nur eine mit den Gewerkschaften und vor allem mit den Genossenschaften verbündete Bauerndemokratie.

Ausfuhrabgabe und Handelsbilanz

Von Artur Heichen

Zwei Bestrebungen sind es, die in dem von der Entente geforderten deutschen Ausfuhrzoll von 12 Prozent sich getroffen haben. Es ist einmal das Bestreben Frankreichs, seine Finanzen mit deutschen Wiedergutmachungssummen zu sanieren, und es sind ferner die in allen Ländern mit hochwertiger Valuta bestehenden Antidumpingbestrebungen. Ein Land kann aber auf die Dauer Kriegsschädigungen, Wiedergutmachungen usw., wie sie der Friedensvertrag vorsieht, nur aus den Überschüssen der Produktion und des Exports bezahlen. Substanzwerte anzugreifen (wir erinnern an die Zeit des deutschen Ausverkaufs, des Noteneports usw.), ist ein Aus Hilfsmittel, das auf die Dauer unfehlbar zum Ruin führen muß. Auch die Ausfuhrabgabe, sie mag technisch konstruiert sein wie sie will, kann Deutschland

nur aus den Überschüssen seines Exports bezahlen. Denn alle die anderen Einnahmen aus dem internationalen Fracht- und Nachrichtenverkehr, aus dem Versicherungsgeschäft, den Kapitalanlagen im Ausland usw. hat ja Deutschland fast restlos verloren, seitdem es seine Flotte, seinen Auslandsbesitz, seine Überseekabel, seine Kolonien hat abtreten müssen. Zahlungsbilanz und Handelsbilanz sind daher in Deutschland heute fast identisch! Wie es mit den Überschüssen steht, weiß die Welt. Unsere Handelsbilanz ist passiv bis zu 6 Milliarden Papiermark monatlich.

Nach der von der Reichsregierung in Beantwortung der Fragen der Entente gegebenen Darstellung ergibt sich folgendes Bild der Passivität der deutschen Handelsbilanz (in Milliarden Papiermark):

	1919	Januar bis Juni 1920
Einfuhr	32,651	80,000
Ausfuhr	9,974	25,600
Einfuhrüberschuß	22,677	34,400

Für 1919 und die erste Hälfte des Jahres 1920 stellt sich also ein Gesamteinfuhrüberschuß von 57,077 Milliarden Papiermark heraus. Nun hat nach der Denkschrift der Reichsregierung für Spaa in den Jahren 1914 bis 1919 die Einfuhr 31,8 Milliarden Mark, die Ausfuhr 16,5 Milliarden Mark betragen. Für diese Jahre ergibt sich also ein Einfuhrüberschuß von 15,3 Milliarden Mark. Dazu kommt die Einfuhr der ehemaligen Bundesgenossen Deutschlands auf deutsche Kosten mit 5 bis 6 Milliarden Mark, ferner die wilde Einfuhr über das besetzte Gebiet im Jahre 1918. Dadurch erhöht sich der Einfuhrüberschuß noch einmal um 22,5 Milliarden Mark, ergibt also für die Jahre 1914 bis Juni 1920 80,577 Milliarden Mark. Die Denkschrift für Spaa gibt an, es seien seit Juni 1914 etwa $4\frac{1}{2}$ Milliarden Mark durch Goldabgabe und 5,6 Milliarden Mark durch Wertpapierverkäufe gedeckt worden. Dadurch würde sich die Verschuldung an das Ausland um 10 Milliarden Mark auf 70,6 Milliarden Mark ermäßigen. Nach der Denkschrift für Spaa befanden sich 21 Milliarden Papiermark im Ausland. Die kürzlich von der Reichsregierung gegebene Darstellung drückt sich vorsichtiger aus: nach dieser Schätzung entfällt von der Gesamtsumme von 70 Milliarden Mark weniger als die Hälfte auf im Inland gedecktes Papiergeld, der größere Teil auf Kredite. Ferner ist bei der Betrachtung der Handelsbilanz noch zu berücksichtigen, daß die Werte für den Import keine vollgültige sachliche Gegenleistung für den Export darstellen. Das ergibt sich aus der Tatsache des deutschen Ausverkaufs und der Exportverschleuderung. Diese bewirken nämlich, daß wir Exportwerte unter dem Weltmarktpreis hergeben, sie also nicht zu Weltmarktpreisen bezahlt bekommen. Beim Import aber sind wir nicht in der Lage, unter Weltmarktpreis zu kaufen. Selbst wenn die Handelsbilanz balancieren sollte, so würde doch der Sachwert der Importe den Sachwert der Exporte nicht decken, weil diese zum Teil verschleudert worden sind.

Um allein die Ausfuhrabgabe tragen zu können, müßte die Handelsbilanz im Betrag der Ausfuhrabgabe, also mit 12 Prozent aktiv werden, oder aber das deutsche Volk bezahlt sie mit einer weiteren Einschränkung seiner Lebenshaltung in gleichem Ausmaß. Nun wird der Wirtschaftsüberschuß aber nicht allein durch die Ausfuhrabgabe, sondern auch durch die »Wiedergutmachungen« im engeren Sinne aufs stärkste in Anspruch ge-

nommen. Diese Substanzleistungen an Kohle, Chemikalien, Vieh, Holz usw. erfolgen bekanntlich nach dem Friedensvertrag zu den niedrigen deutschen Inlandspreisen. Die Erhebung der Ausfuhrabgabe einerseits und die Einziehung der deutschen Substanzwerte aus dem Friedensvertrag andererseits stehen in Konkurrenz miteinander, weil sie beide gemeinsam nur ein Objekt haben, eben den deutschen Exportüberschuß. Und aus der gleichen Quelle müssen auch die eigentlichen Wiedergutmachungsannuitäten gezahlt werden! Die großen Kohlen-, Chemikalien- und sonstigen Rohstoffexporte kommen also für die Bildung vollwertiger Exporterträge nur höchst beschränkt in Frage, weil sie weit unter den Weltmarktpreisen hergegeben werden.

Ergeben sich dennoch Exportüberschüsse, so werden sie — bevor noch eine Anrechnung auf die großen Jahresannuitäten stattfindet — durch die Ausfuhrabgabe von 12 Prozent beansprucht. Da man die Rohstoffe wie Kohlen, Chemikalien, Holz teilweise mit Beschlagnahme belegt, könnten Exportüberschüsse nur durch die Forcierung der Ausfuhr von Fertigfabrikaten erzielt werden. Diese Tatsache hat man in Frankreich so gut wie in Deutschland erkannt. So erklärte Briand vor der französischen Kammer: Man könne nicht aus dem Auge verlieren, daß Deutschland, damit es zahlen könne, sich jedes Jahr Reichtümer schaffen müsse, indem es seine Ausfuhr erhöhe und seine Einfuhr auf das Allernotwendigste beschränke. Es werde dies nur tun können auf Kosten des Handels und der Industrie der Alliierten. Das sei die seltsame und schmerzliche Konsequenz der Tatsachen, aber Deutschland werde diese paradoxe Lage so bald als möglich auszugleichen haben.

Erstens ist eine solche Forcierung der Fabrikateausfuhr äußerst schwierig; zumal, wenn die Kohlen und sonstigen Rohstoffe, die zu einer Steigerung der Fertigwarenerzeugung unentbehrlich sind, in so großem Umfang fortgenommen werden. Zweitens sträubt man sich auf Seiten der Entente gerade aus Konkurrenzgründen gegen eine zu starke Erhöhung der deutschen Ausfuhr von Fabrikaten. Die Ausfuhrabgabe stellt ja die neueste Form der Dumpingabwehr dar; sie soll verhindern, daß Deutschland auf Grund seiner unterwertigen Valuta den Weltmarkt mit seinen Fertigfabrikaten überschwemmt. Ganz folgerichtig schreibt in diesem Sinne die französische »Liberté«, durch die Exportsteuer sei der französischen Industrie die Möglichkeit wiedergegeben, sich zu entwickeln. Die notwendige Folge der Erhebung des Ausfuhrzolls wird also der Rückgang der Ausfuhr von deutschen Fertigerzeugnissen sein. Damit aber vermindert sich der Exportüberschuß und der Überschuß der deutschen Produktion überhaupt — und damit das Objekt, das beide, Ausfuhrzoll sowohl wie Wiedergutmachungen, in Anspruch nehmen.

Sowohl die Entente als auch die neutrale Welt wird bei einer Durchführung der Pariser Beschlüsse mit einem ungeheuren Exportdrang Deutschlands zu rechnen haben, das ja eben kraft der Immanenz der Dinge die Erzielung eines größtmöglichen Exportüberschusses anstreben muß. Die natürliche Konsequenz der Dinge wird sein, daß die Fertigungsindustrie sowohl der Ententeländer als auch der neutralen Länder im Interesse ihrer Selbsterhaltung, und deshalb von ihrem Standpunkt aus auch ganz mit Recht, nach einer weiteren Abwehr des deutschen Dumpingexports und nach einer Verstärkung der Sicherungen rufen werden. Dem Bestreben

Deutschlands auf eine Erzielung großer Exportüberschüsse werden also die protektionistischen Tendenzen der Handelspolitik aller bedrohten Länder mit verstärkter Wucht entgegentreten und daher die Bemühungen Deutschlands wenigstens zum Teil von vornherein illusorisch machen.

Herr Loucheur hat in den Kammerberatungen einiges darüber gesagt, wie er sich die praktische Eintreibung der Wiedergutmachungssumme denkt. Er meinte, daß sich die deutsche Ausfuhr in einigen Jahren bis auf 20 oder 25 Milliarden Goldmark steigern lasse, so daß die deutsche Zahlungsbilanz mit 12 bis 13 Milliarden Goldmark aktiv werden könne. Aus diesem Überschuß könnten dann mit Leichtigkeit 4 bis 8 Milliarden jährlicher Abgaben an festen Annuitäten und Ausfuhrzöllen gezahlt werden. Herr Doumer, der Finanzkollege Loucheurs, hat eine andere Rechnung aufgemacht. Er meinte, die deutsche Ausfuhr könne auf 17 Milliarden Goldmark gesteigert, die Einfuhr auf 5 Milliarden niedergehalten und auf solche Weise ein Ausfuhrüberschuß von 12 Milliarden Mark erzielt werden.

Dem ist folgendes entgegenzustellen: Deutschland hatte vor dem Kriege einen Außenhandel, der sich mit rund 10 Milliarden Goldmark in der Einfuhr und rund 10 Milliarden Goldmark in der Ausfuhr ziemlich genau ausglich. Deutschland hat aber heute kein anderes Zahlungsmittel als seine Warenausfuhr. Und diese Warenausfuhr beträgt monatlich vielleicht 5, im Jahre also vielleicht 60 Milliarden in Papiergeld, das sind etwa 4 bis 5 Milliarden in Gold. Beinahe soviel soll aber Deutschland an fester und beweglicher Annuität schon vom 1. Mai 1923 ab allein an Entschädigung bezahlen, also unentgeltlich hingeben. Das heißt mit anderen Worten: Deutschland muß binnen jetzt und zwei Jahren seine Ausfuhr verdoppeln, wenn die jetzige Inlandsversorgung einigermaßen aufrechterhalten und daneben die Kriegsentuschädigung gezahlt werden soll. In genauen Ziffern ausgedrückt hatte Deutschland im letzten Friedensjahr eine Rekordausfuhr von 10,096 Milliarden Mark; vier Jahre vorher hatte sie noch keine 6,6 Milliarden, selbst 1910 noch nicht 7,5 Milliarden Goldmark betragen. Inzwischen ist nicht nur die Kaufkraft der Welt unsagbar zurückgegangen, sondern auch die deutsche Ausfuhrfähigkeit hat infolge des Verlustes für die Ausfuhr so wichtiger Gebiete wie Elsaß-Lothringen, Saarrevier, Luxemburg, Posen und Westpreußen eine sehr beträchtliche Einbuße erlitten.

Deutschlands wirtschaftliche Produktivkraft steht aber ferner um weit mehr als 25 v o m H u n d e r t tiefer als vor dem Kriege. Es ist daher schon überaus optimistisch, anzunehmen, die Ausfuhr würde in einigen Jahren die Ziffer von 1910, also 7,5 Milliarden, wieder erreichen. Dann würde der zwölfsprozentige Ausfuhrzoll 0,9 Milliarden Goldmark betragen. Da aber die deutsche Ausfuhr unter der Wirkung des Zolls zusammenschrumpfen wird, so dürfte dieser bestenfalls 0,6 bis 0,7 Milliarden Goldmark erbringen, wohingegen die Franzosen auf 1 bis 2 Milliarden rechnen. Ferner besteht ein unlösbarer Zusammenhang von Einfuhr und Ausfuhr, der eine so starke Einfuhrbeschränkung bei gleichzeitiger Ausfuhrerhöhung, wie Frankreich dies wünscht und hofft, einfach unmöglich macht. In der ersten Sitzung des Pariser Entenferats hob kein anderer als Lloyd George selbst hervor, daß ein Veredlungsland wie Deutschland seinen Export nur dann erheblich steigern könne, wenn es auch seinen Import an Rohstoffen usw. entsprechend

erhöhe. Der deutsche Export ist abhängig vom Import, und die Franzosen sollen uns einmal das Kunststück vormachen, wie man mit einer Gesamteinfuhr von 5 Milliarden Mark das Dreieinhalbfache dieses Wertes bei der deutschen Rohmaterialiennot an Exportgütern schaffen kann. Überdies schneidet sich Frankreich mit seiner Forderung nach größter Einschränkung des deutschen Imports ins eigene Fleisch, denn Frankreich liefert dem Weltmarkt in der Hauptsache für uns entbehrliche Güter des Luxusverbrauchs, so daß es — ebenso wie auch andere Länder, die nicht unbedingt lebensnotwendige Güter produzieren — auf die Dauer aus dem Exportgeschäft nach Deutschland so ziemlich ausscheiden müßte.

Nun zur Frage der technischen Regelung und Durchführung der Ausfuhrabgabe. Wie die Tage erhoben werden soll, darüber ist man sich in der Entente durchaus noch nicht klar. Anfänglich verlautete, daß die Tage von 12 Prozent unterschiedslos auf alle Waren gelegt und vom deutschen Exporteur erhoben werden sollte, der seinerseits zusehen sollte, wie er zu seinem Rechte käme. Später hieß es, die zwölfsprozentige Ausfuhrtage solle von der Gesamtheit der deutschen Ausfuhr erhoben werden laut Ausweis der Außenhandelsstatistik. Diese soll gewissermaßen den Index der Bewegung des Wohlstandes und der Zahlungsfähigkeit abgeben, nach welchem Frankreich ja den Anspruch erhebt, an dem Wiederaufstieg des deutschen Wirtschaftslebens ökonomisch beteiligt zu werden. Die Geeignetheit einer solchen Indexziffer als Barometer der Wirtschaftsbesserung ist zu bezweifeln, man denke beispielsweise an das komplizierte Problem des Veredelungsverkehrs. Wie Deutschland diese Summen aufbringen soll, ob durch eine Belastung der Ausfuhr oder durch sonstige innere Steuern, das ist — nach der neuesten französischen authentischen Interpretation — seine interne Angelegenheit. In dieser Variation wäre die Ausfuhrabgabe in der Tat nicht ganz so bedenklich wie in der Form einer allgemeinen und gleichmäßigen Abgabe von 12 Prozent, die von allen einzelnen Exporten erhoben werden müßte. Einmal braucht die Kontrolle der Entente über die deutsche Ausfuhr nicht so tief eingreifend zu sein wie bei einer technischen Ausfuhrabgabe, ferner könnte Deutschland, wenn es überhaupt zur Aufbringung der geforderten variablen Summe einen Ausfuhrabgabentarif einführen würde, diesen nach den Bedürfnissen seines Exports, nach der Tragfähigkeit der einzelnen Waren und Warengruppen staffeln. Wie aber auch die technische Ausgestaltung sein mag, die Exportabgabe würde aus den deutschen Exportüberschüssen gezahlt werden müssen. Wenn dies aber nicht möglich ist, dann wird der Inflationsprozeß (der Staat muß ja die Exporteure für die 12 Prozent der abzuliefernden Devisen entschädigen!) ein gigantisches Ausmaß nehmen. Allerdings kann unter Umständen auch ein Teil der Abgabe in Gestalt höherer Preise auf die Käufer der deutschen Exportgüter — das können Angehörige der Ententestaaten oder können Neutrale sein! — abgewälzt werden. Wer letzten Endes die Abgabe zu tragen hätte, das ist begreiflicherweise ein verwickeltes, von der jeweiligen Marktgestaltung abhängiges Problem. Wo Ausfuhrtagen bisher Anwendung fanden, geschah dies ja unter sehr einfachen Verhältnissen; meist wurde irgendeine wichtige, vielbegehrte Ausfuhrware zum Finanzobjekt gestempelt, wie es Chile mit dem Salpeter, Brasilien mit dem Kaffee, Mexiko mit dem Erdöl, Argentinien mit dem Getreide tat. Über derartige Monopolprodukte verfügt aber

Deutschland nur mehr in sehr geringem Umfang. Sein Kartellmonopol ist mit der Abtretung Elsaß-Lothringens durchbrochen, und auch sein Monopol der Teerfarbstoffe weist mannigfache Lücken auf. Etwas ganz anderes aber ist es, das feinmaschige Netz der Exportorganisation eines modernen europäischen Industriestaats in das Schema einer zwölfsprozentigen Ausfuhrabgabe zu pressen!

Philosophie und Philosophiegeschichte

Von Karl Vorländer

Immanuel Kant macht sich am Anfang seiner Prolegomena über diejenigen Gelehrten lustig, »denen die Geschichte der Philosophie (der alten sowohl als neuen) selbst ihre Philosophie ist«, und die der Meinung sind, daß »nichts gesagt werden könne, was nicht schon sonst gesagt worden ist«, daß, um mit dem seligen Ben Akiba zu reden, »alles schon dagewesen ist«. Ihnen sagt der kritische Philosoph etwas von oben herab, wie es sonst gar nicht seine Art ist: »Sie müssen warten, bis diejenigen, die aus den Quellen der Vernunft selbst zu schöpfen bemüht sind, ihre Sachen werden ausgemacht haben, und alsdann wird an ihnen die Reihe sein, von dem Geschehenen der Welt Nachricht zu geben.« Die großen Philosophen sind denn auch in der Regel nicht zugleich Historiker der Philosophie gewesen: weder Plato, Descartes und Spinoza, noch Leibniz, Kant und Fichte. Wohl dagegen Aristoteles (teilweise) und Hegel, obgleich doch auch nur nebenbei. Andererseits hat Friedrich Albert Lange, der von einem Philosophen zuvörderst strenge logische Schulung, sodann ernste Beschäftigung mit den positiven Wissenschaften und erst in dritter oder vierter Linie ein eingehendes Studium der Geschichte der Philosophie verlangte, selbst eine der vortrefflichsten historischen Darstellungen der Philosophie geschrieben, die weit mehr als eine bloße »Geschichte des Materialismus« bietet und auch heute, nach vierund-einhalb Jahrzehnten, noch zu den besten Einführungen in das philosophische und (in ihrem letzten Abschnitt) auch in das sozialistische Denken zählt.

Freilich, eine Geschichte der Philosophie darf kein Namen- und Zahlenregister sein, auch sich nicht damit abgeben, alle Denker in allerlei Schulsächer und -ismen (Rationalismus, Empirismus, Skeptizismus, Mystizismus usw.) zu pressen. Wer eine Geschichte der philosophischen Entwicklung zu schreiben unternimmt, muß vor allen Dingen selbst Philosoph sein, das heißt philosophisch zu denken verstehen. Und er braucht sich auch seiner Persönlichkeit keineswegs zu entschlagen. Ohne das würde nur ein farb- und blutloses Machwerk entstehen. Zu verlangen ist bloß, daß er hinsichtlich der Darstellung der Tatsachen reinste Sachlichkeit walten läßt und sie, soweit nur irgend möglich, nach den Grundsätzen historisch-kritischer Methode zu erforschen bemüht ist. Ebenso wie der Lehrer in Literatur und Geschichte, besonders in der heute so hoch notwendigen Staatsbürgerkunde, ja sagen wir geradezu im politischen Unterricht, von der Volks- bis zur Universität und Volkshochschule mit seiner persönlichen Gesinnung durchaus nicht ängstlich hinter dem Berge zu halten braucht: wenn er nur auch die gegenteilige Ansicht, soweit sie mit Gründen sich, bei sich selbst und bei seinen Zuhörern zur Geltung kommen läßt. Denn ich bin nicht der Meinung, die der leider der Wissen-

schaft und dem Lande jüngst zu früh entriessene Staatswissenschaftler Marx Weber in seinem neulich hier angezeigten Vortrag »Wissenschaft als Beruf« vertritt, daß der Professor nicht als Führer, sondern »nur als Lehrer auf das Katheder gestellt« ist. Freilich müßte dann die nur durch ihr Alter geheiligte Universitätsstube irgendwie modifiziert werden, wonach der Student, wie der Gläubige in der Kirche, schlechtweg zum Schweigen verurteilt ist (denn das Trampeln und Scharren wird wohl keiner für eine besonders hohe Kulturerrungenschaft halten!), während doch jeder vernünftige Gymnasial- oder Volksschullehrer mindestens dem älteren Schüler Gelegenheit zu verständiger Gegenrede gibt.

Doch, um zu unserem eigentlichen Thema wieder zurückzukehren, hat sich r i s c h betrachtet haben die Philosophie in erster Linie auch unsere großen Theoretiker Marx und Engels. Ja sogar unter einem ganz speziellen Gesichtswinkel: dem der »materialistischen« Geschichtsauffassung. Das läßt sich vielleicht am besten klar machen an einem so hervorragenden Beispiel wie Kant. Von Marx wenigstens wird der Begründer des Kritizismus nirgends nach seiner eigentlichen Leistung, das heißt als Begründer eines neuen Systems in Erkenntnistheorie, Ethik und Ästhetik gewürdigt, sondern fast stets, mindestens an den bedeutsamsten Stellen, wo von ihm die Rede ist, nur nach seiner geschichtlichen, durch die sozialen und politischen Zustände seiner Zeit bedingten Stellung. So wird seine Philosophie schon 1842 von dem jungen Marx mit sicherem Griff als »die deutsche Theorie der Französischen Revolution« bezeichnet. Ich weiß nicht, ob er durch irgendeine Wendung Hegels zu diesem Diktum angeregt worden ist. Wie sehr sein Wort jedenfalls, mehr als Marx es selbst geahnt haben mag, auf Kants politische Anschauungen bis in die Einzelheiten (zum Beispiel bezüglich des Stimmrechts) zutrifft, habe ich an anderem Orte gezeigt.¹ Oder wenn es in der bekanntlich erst in Bernsteins »Dokumenten des Sozialismus« zum Teil abgedruckten² »Deutschen Ideologie« von 1845/46 heißt: »Der Zustand Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts spiegelt sich vollständig ab in Kants Kritik der praktischen Vernunft.« Im Gegensatz nämlich zu der französischen Bourgeoisie, die sich zur Herrschaft aufschwang und das europäische Festland eroberte (was freilich erst nach 1788 geschah!), und der englischen, welche »die Industrie revolutionierte und sich Indien politisch und die ganze andere Welt kommerziell unterwarf«, habe das deutsche Bürgertum es eben nur zu — Kants »gutem Willen« gebracht. Dieser gute Wille der Kantischen Ethik entspreche ganz »der Ohnmacht, Bedrücktheit und Misere« des seit den Tagen der Reformation und der Hanse zu elender Zersplitterung und Interesselosigkeit herabgesunkenen deutschen Kleinbürgertums, dessen »kleinliche Interessen nie fähig waren, sich zu gemeinschaftlichen, nationalen Interessen einer Klasse zu entwickeln, und die deshalb fortwährend von den Bourgeois aller anderen Nationen exploitiert wurden«.

Man könnte auf diese Weise — es wäre denkbar! — eine Entwicklungsgeschichte der Philosophie rein vom ö k o n o m i s c h e n Gesichtspunkt aus

¹ »Kant und Marx«, S. 32 f. Tübingen 1911. »Kants Stellung zur Französischen Revolution«, 1912. »Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus«, S. 19 bis 23. Berlin 1920.

² Wie ich seinerzeit (1911) zuerst in meinem »Kant und Marx« (S. 51 f.) festgestellt habe.

entwerfen. Man könnte beispielsweise zeigen, wie und weshalb die griechische Philosophie auf dem Boden der griechischen Kolonien entstehen mußte, weshalb Platos Idealstaat im Halbkommunismus stecken, weshalb Morus' Utopie eben — eine Utopie blieb, inwiefern Heraklits, Aristoteles', Hobbes', Rousseaus Philosophie mit den gesellschaftlich-politischen Zuständen ihrer Zeit zusammenhängt. Warum haben aber Marx und Engels nur die ersten Ansätze dazu gemacht, warum sind ausgebreitetere Versuche, wie sie Stillich oder Eleutheropulos unternommen haben, von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen? Daß, wie man wohl gesagt hat, die Verbindungsfäden zwischen dem ökonomischen Unterbau und dem philosophischen Teil des ideologischen Überbaus zu fein und verwickelt seien, um zu durchsichtiger Klarheit gebracht werden zu können, kann doch im Ernst nicht Stich halten. Der Hauptgrund liegt tiefer. Nicht bloß, daß in unserem obigen Beispiel die ganze Macht und Fülle der Kantischen Ethik durch die, wie wir einmal annehmen wollen, gelungene Entdeckung ihrer wirtschaftlich-politischen Unterlagen auch nicht im entferntesten getroffen wird: nein, selbst gesagt, daß es wirklich gelänge, auch zu dem mathematischen, naturwissenschaftlichen, logischen, ethischen, ästhetischen usw. Philosophieren alle wirtschaftlichen Entstehungsbedingungen aufzufinden, so wäre damit eben doch nur eine Seite, nämlich ihre zeitgeschichtliche Entstehung erklärt, dagegen über ihren inneren systematischen Zusammenhang, über ihren erkenntnistheoretischen, ihren philosophischen Wert nichts ausgesagt.

Das haben denn auch so gute Marxisten wie Paul Lafargue, Antonio Labriola und H. Cunow längst anerkannt. Sie haben, ähnlich dem späteren Engels in den bekannten Äußerungen aus seinen letzten Lebensjahren, wie ich schon in meinem Wiener Vortrag über »Marx und Kant« (1904) konstatieren konnte, bei den verschiedensten Gelegenheiten aufs bestimmteste erklärt, daß der historische Materialismus durchaus nicht behaupte, alle Dinge im Himmel und auf Erden, so zum Beispiel die Philosophie in ihrem gesamten Umfang, unmittelbar oder auch nur mittelbar aus rein wirtschaftlichen Momenten ableiten zu können oder zu wollen, sondern lediglich zu zeigen versucht, wie auch sie — im letzten Falle die praktische, das heißt Moral-, Rechts- und Staatsphilosophie — mit den sozialwirtschaftlichen Zuständen und der gesellschaftlichen Entwicklung der Menschheit zusammenhänge. Jammersehade, daß Marx selbst über seinen ökonomischen Arbeiten nicht dazu gekommen ist, seinen langgehegten Plan einer »Geschichte der Philosophie« auszuführen.

Wenn er daneben auch noch, wie Lafargue bezeugt, eine »Logik« oder, wie er selbst 1876 an Josef Diezgen schreibt, eine »Dialektik« ohne die »mystische Form« der Hegelschen schreiben wollte, wenn auch Engels in seinem »Anti-Dühring« neben der formalen Logik wenigstens noch eine »Dialektik« als »Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs- und Entwicklungsgeetzen der Natur, der Menschengesellschaft und des Denkens« gelten lassen will, so haben beide damit grundsätzlich anerkannt, daß die Philosophie, mindestens in einzelnen Teilen, auch heute noch ein Daseinsrecht besitzt. Nun ist der hervorgehobene Gedanke von Engels, daß die »ganze natürliche, geschichtliche und geistige Welt« ein »ewiger Prozeß«, das heißt »in steter Bewegung, Veränderung, Umbildung und Entwicklung begriffen ist«, zwar eine unentbehrliche philosophische Idee von ungeheurer Frucht-

barkeit, aber doch nur eine Seite der Philosophie. Schon das Dasein der formalen Logik beweist, daß es neben dem »Alles fließt« Heraklits doch sozusagen »zeitlose« Wahrheiten gibt, mit denen die Wissenschaft, zum Beispiel auch die Mathematik und mathematische Naturwissenschaft, steht und fällt. So gibt es denn eine »Philosophie als Wissenschaft«, wie Kant sie erstrebt hat, die nichts anderes als die Voraussetzungen und Bedingungen aller Wissenschaften kritisch untersuchen und festsetzen will. Und eine Geschichte der Philosophie hat unserer Ansicht nach gerade diesem Gedanken als leitendem Faden in dem Labyrinth der geistesgeschichtlichen Entwicklung nachzugehen. Daß sie daneben die Entwicklung der Philosophie nicht bloß als solche »Prinzipienlehre der Wissenschaft«, sondern auch als die von Aufbauversuchen einer vernunftgemäßen Weltanschauung verfolgt ist, insbesondere für eine Volksgeschichte der Philosophie, selbstverständlich. In diesem Sinne wird denn auch unser eigener, gegenwärtig in Ausarbeitung begriffener Versuch einer solchen Darstellung gehalten sein.

Heute möchten wir diesen grundsätzlichen Ausführungen eine Anzeige verschiedener bedeutsamer philosophiegeschichtlicher Erzeugnisse jüngster Zeit anschließen.

Zunächst ist der erste Teil von Friedrich Überwegs altbekanntem und bewährtem »Grundriß der Geschichte der Philosophie« in neuer, elfter Auflage (Berlin 1920, E. S. Mittler & Sohn) erschienen. Jeder, der in dem letztverfloßenen halben Jahrhundert auf deutschen Hochschulen Geschichte der Philosophie studiert hat, kennt mindestens vom Hörensagen, wer in ihr gearbeitet hat, aus eigener Erfahrung den »Überweg«. Wer nach geistvoller oder auch nur stärkerer persönlicher Farbe tragender Darstellung begehrt, wird allerdings dabei nicht auf seine Kosten kommen. Schon F. A. Lange hat in dem letzten Abschnitt seiner »Geschichte des Materialismus« gezeigt, daß der Überweg der mit Recht geschätzten Lehrbücher — er hat außer seiner Philosophiegeschichte eine für damalige Zeiten sehr brauchbare Logik geschrieben — ein ganz anderer war als der leibhaftige Überweg mit seiner zuletzt materialistisch gewordenen Weltanschauung. Aber gerade durch seine Objektivität und trockene Sachlichkeit hat sich der Überwegsche Grundriß von jeher vortrefflich zu dem geeignet, was er eigentlich ist und sein will: ein nahezu unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch für den auf philosophiegeschichtlichem Gebiet wirklich Arbeitenden, insbesondere auch Lehrenden. Dazu paßt seine, auch in den neuesten Auflagen beibehaltene Eigenart: die Verbindung von klarer, kurzgefaßter Hervorhebung des Wichtigsten im großgedruckten Haupttext mit den bei jeder neuen Auflage umfassender gewordenen, jetzt schon längst zur Hauptsache gewordenen Einzelausführungen des kleingedruckten Nebentextes, die durch ihre zahlreich beigebrachten Zitate aus den Schriften der betreffenden Philosophen dem Leser die Bildung eines eigenen Urteils ermöglichen sollen; ungerechnet die seit der zehnten Auflage in einen besonderen Anhang verwiesene Bibliographie.

Schon längst war die Arbeit über die Schultern eines einzelnen Mannes — nach Überwegs frühem Tode (1871) erst R. Reicke, dann M. Heinze — hinausgewachsen. Mit gutem Grunde hat daher der Verlag seit einem Dutzend Jahren die Riesenaufgabe auf verschiedene Gelehrte verteilt. So ist der erste, die Philosophie des Altertums behandelnde Band (10. Auflage 1909)

denn in 11. Auflage jetzt von Professor Karl Praechter in Halle neu herausgegeben worden. Schon gegenüber der vorhergehenden Auflage, erst recht natürlich gegenüber den früheren, ist sozusagen ein ganz neues Buch daraus geworden. Nicht bloß dem Umfang nach, der allein von der vorigen, auch schon stark erweiterten Ausgabe ab auf beinahe das Doppelte gestiegen ist und ein volles Tausend Seiten umfaßt: XX und 696 Textseiten, 244 enggedruckte Seiten bibliographischen Anhangs und 56 Seiten Philosophen- und Literatoren-Register. Sondern auch inhaltlich. Dies im einzelnen auszuführen, würde in eine Fachzeitschrift gehören. So möge denn hier der kurze Hinweis genügen, daß der Hauptteil der Neuarbeit auf Plato und die spätgriechische sogenannte »hellenistische« Zeit fällt, von den Stoikern an bis zu den Ausläufern des Neuplatonismus und der antiken Philosophie überhaupt. Der Verfasser ist nicht Philosoph, sondern klassischer Philologe; das kommt vielleicht der trockenen Sachlichkeit, die gerade den Hauptcharakter des Überweg bilden soll, zugute. Der infolge der langen Kriegsdauer über fünf Jahre sich hinziehende Druck hatte manche kleine Ungleichmäßigkeiten in Außerlichkeiten, namentlich auch hinsichtlich der Literaturnachträge, zur Folge, doch wirken sie im allgemeinen nicht störend.

Neben dem Text verdient besondere Anerkennung die Zusammentragung der gewaltigen Bibliographie. Daß darin Einzelheiten ergänzungs- und verbesserungsbedürftig sind, ist unvermeidlich. So fehlt, um ein dem Sozialisten auffallendes Faktum zu erwähnen, sowohl bei Demokrit wie bei Epikur die Angabe von Karl Marx' freilich erst von F. Mehring herausgegebener und nicht vollständig vorliegender Doktordissertation. Auch möchten wir bitten, im Interesse der meisten Leser, die sonst einer verwirrenden Masse bibliographischen, meist nur chronologisch geordneten Materials gegenüberstehen — bei Plato sind es zum Beispiel volle 42, bei Aristoteles 25 enggedruckte große Seiten! —, die hervorragenderen Erscheinungen, wie es im alten Überweg geschah, durch größeren Druck hervorzuheben, obgleich dabei, wie wir zugeben müssen, eine gewisse Subjektivität des Urteils unvermeidlich ist.

An Gesamtdarstellungen der Philosophie des Altertums von kleinerem Umfang fehlt es zwar nicht. Es gibt solche unter anderen von Paul Deussen, W. Windelband, E. Zeller (der kurze »Grundriß«), abgesehen von der meinen in meiner Gesamtgeschichte der Philosophie. Aber da die drei genannten Gelehrten bereits gestorben sind, so kommt die neue Geschichte der antiken Philosophie von E. v. Uster (Berlin und Leipzig 1920, Verlag wissenschaftlicher Verleger, VI und 274 Seiten, Preis geheftet 20, gebunden 29 Mark) zu ihrem Zweck durchaus nicht ungelegen. Ansehend aus Universitätsvorlesungen entstanden, ist das Buch nach dem ausdrücklichen Geständnis des Verfassers (außerordentlichen Professors in München, jetzt, soviel uns bekannt, ordentlichen Professors in Gießen) »als Leitfaden für Studierende gedacht«. Es beruht auf eingehendem Quellenstudium, der Verfasser ist mit der einschlägigen Literatur gut vertraut und hat sich auch um eine klare und lesbare Darstellung bemüht. Den akademischen Ton verleugnet es freilich nicht. Es ist wohl auch gar nicht für weitere, nichtakademische Kreise berechnet. Sonst würde es zum Beispiel kulturgeschichtlich so interessante Gestalten wie den alten Zyniker Diogenes neben dem philosophisch freilich wichtigeren Antisthenes und neben seinen verhältnismäßig

unwichtigen Namensvettern Diogenes von Apollonia und von Babylon wenigstens genannt, auch des Dichters Horaz oder der philosophischen Märtyrerin Hypatia gedacht haben, während andererseits die Anfänge der christlichen Philosophie, freilich in sehr summarischer Darstellung (S. 217 bis 222), schon hineingezogen werden.

Auch für die Geschichte der Staatsphilosophie scheint v. Aster weniger Interesse zu besitzen; die interessanten Lehren des ersten Utopisten Phaleas von Chalkedon oder des Lykophron sind übergangen, Platos »Staat« ziemlich stiefmütterlich behandelt. Bei Plato vermischen wir überhaupt eine packende Gesamtschilderung; statt dessen wird nur der Gedankengang der einzelnen Dialoge wiedergegeben. Lukrez, der einzige römische Philosoph von Bedeutung, wenn auch kein originaler Denker, erhält nur drei Zeilen (S. 171), während die ältere und mittlere Stoa sowie die mittlere Akademie und der Neupythagoreismus im Verhältnis zu ihrer philosophischen Bedeutung unseres Erachtens viel zu ausführlich abgehandelt werden und die »Mythik und Theosophie« des ausgehenden Altertums mehr Platz als Plato, ungefähr doppelt soviel als Aristoteles beansprucht. Trotz alledem stellt das Buch eine aner kennenswerte wissenschaftliche Leistung dar, deren Wert wir durch unsere kritischen Bemerkungen keineswegs heruntersetzen wollen. — Es sei bei dieser Gelegenheit übrigens noch auf das in demselben Verlag erschienene dreibändige Werk von Theodor Gomperz, »Griechische Denker« (1896 bis 1909, jetzt zum Teil schon in dritter Auflage) hingewiesen, das in glänzender Sprache ein äußerst lebensvolles, wenn auch öfters stark subjektives Bild der griechischen Philosophen bis Aristoteles einschließ lich entwirft.

Die griechische Philosophie ist deshalb auch für den heute Philosophie-renden noch so wertvoll, weil sie, recht betrieben, den sie Studierenden bereits in alle philosophischen Hauptprobleme der Gegenwart einführt; nur weit einfacher und klarer und darum für den Anfänger leichter, als die Philosophie der neueren Zeit es vermag. Trotzdem wird bei den meisten unserer Leser, stofflich mindestens, doch wohl mehr Interesse ein mir kürzlich zugegangenes deutsch geschriebenes Buch des Norwegers Harald A. Schjelderup erregen, das sich »Hauptlinien der Entwicklung der Philosophie von Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart« (Kristiania 1920, VI und 278 Seiten) betitelt und vor allem das Verhältnis dieser neuesten Philosophie zur Naturwissenschaft schildert. Demgemäß kommt zunächst die Entwicklung vom Materialismus Vogt-Büchners zur Energetik Ostwalds, dann der »induktive Idealismus« von Fehner, Lotze, Wundt und Hartmann, darauf der Positivismus in seinen mannigfachen Gestalten, von seiner Begründung durch Comte, Mill und Laas über Spencer, Mach, Avenarius und die Pragmatisten bis zu Helmholz, F. A. Lange und Vaihinger, und schließlich Cunau und Nietzsche, zur Darstellung, woran sich zu guter Letzt der freilich nur sehr kurz behandelte Neuvitalismus Orieschs und Reinke's, der Neuidealismus Euckens und Münsterbergs — der »Neukritizismus« wird leider kaum berührt — und endlich die Neuro-mantik von James und Bergson schließt. Gewiß ist die Behandlung etwas ungleichmäßig, auch die Arbeit des anscheinend noch jungen Denkers 1916 bereits im wesentlichen abgeschlossen, aber die Darstellung klar, der Standpunkt modern und vorurteilslos. Merkwürdig ist, daß der Verfasser in

seiner Literaturübersicht so wertlose philosophiegeschichtliche Darstellungen wie die des Fernerslebener Pastors O. Siebert oder des »Theosophen« Rudolf Steiner nennt, nicht aber meine doch in Deutschland einigermaßen bekannte Geschichte der Philosophie, von der — ein erfreuliches Zeichen für das wiederbeginnende philosophische Studium — in den letzten einundvierzig Jahren die starke fünfte Auflage vergriffen wurde.

Nur kurz erwähnt sei, daß in dem tiefdringenden Werke des Neukantianers (Marburger Richtung) Ernst Cassirer, dem seit der Revolution endlich die längst verdiente Professur (in Hamburg) zuteil geworden ist, »Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit«, jetzt der dritte Band erschienen ist, der die neukantischen Systeme von Jacobi und Fichte über Schelling und Hegel bis zu Herbart und Schopenhauer behandelt. Schade, daß der scharfsinnige Verfasser in allzu großer Bescheidenheit von der Fortführung seiner Darstellung bis zur Gegenwart absehen zu müssen erklärt.

Auf eine sehr gute Idee ist der Verlag Felix Meiner (Leipzig) in jüngster Zeit gekommen, indem er eine — mir vorläufig erst in den Aushängenbogen bekannt gewordene — Philosophie in Selbstdarstellungen herauszugeben sich anschickte. Die acht Philosophen der Gegenwart, die zunächst — eine zweite Reihe wird bald hinzukommen — ihren eigenen philosophischen Entwicklungsgang bald mehr, bald weniger geist- und lebensvoll schildern, sind: Paul Barth (Leipzig), Erich Becher (München), Hans Driesch (Köln), Karl Joël (Basel), A. Meinong (Graz), Paul Ratorp (Marburg), Johannes Rehmke (Greifswald), Johannes Volkelt (Leipzig). Natürlich sind die Beiträge, zwar nicht quantitativ — der Durchschnitt beträgt angemessenerweise etwa anderthalb Druckbogen und wird nur von Meinong bedeutend überschritten —, wohl aber Stil, Anlage und Form nach, der Eigenart der betreffenden Denkerpersönlichkeit entsprechend, im einzelnen recht verschieden. Mir waren sie alle interessant.

Eine noch originellere, obwohl in Platos Dialogen und auch in der neuzeitlichen Philosophie bis in die Zeit der Romantik hinein öfters angewandte Form der Darstellung hat der uns bisher literarisch nicht bekannte Waldemar Meurer gewählt, indem er im gleichen Verlag die schwierige und etwas auffallende Frage: »Ist Wissenschaft überhaupt möglich?« (IX und 279 Seiten, Preis geheftet 25 Mark, gebunden 40 Mark) in Gestalt eines zwanglosen, allerdings über zweiundeinhalbhundert Seiten sich ausdehnenden Abendgesprächs über alle möglichen Gegenwartsphilosophen und -philosophien in der Wohnung eines Münchener Privatdozenten und Wundtschülers erörtern läßt, um mit der Erhebung des Irrationalen zum »Grund der Wissenschaftlichkeit«, also letzten Endes mit der Verneinung der Titelfrage zu enden.

Blicken wir auf die besprochenen Neuerscheinungen zurück, so scheint mir aus ihnen und manchen anderen literarischen Erscheinungen der Zeit doch wenigstens die eine erfreuliche Tatsache hervorzugehen, daß neben dem lauten Gezänk der politischen Parteien und trotz aller wirtschaftlicher und geistiger Nöte, in die der Kriegsausgang nicht Deutschland allein, aber nächst Rußland und Österreich am stärksten verstrickt hat, die stille Arbeit der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie und ihrer Geschichte, wieder im Wachsen begriffen ist. Möge sie ihrer Aufgabe eingedenk sein: nicht bloß

nach Hegel das Leben »grau in grau« nachzumalen und als »Eule der Minerva erst in der eintretenden Dämmerung ihren Flug zu beginnen«, sondern die leuchtende Fackel der Vernunftserkenntnis und der sittlichen Selbstbestimmung dem einzelnen wie den Völkern voranzutragen in dem Bewußtsein, daß ihre Sache die Sache der Menschheit ist.

Der erste deutsche Frauenroman

Von Anna Blos

Der erste deutsche Frauenroman erschien im Jahre 1771. Er heißt »Die Geschichte des Fräuleins v. Sternheim«, und Wieland gab ihn heraus, vermutlich, weil es damals noch nicht Sitte war, daß Frauen unter ihrem Namen etwas veröffentlichten. Die eigentliche Verfasserin ist aber Sophie Laroché. Der Roman kam denn auch im gleichen Jahre heraus, in dem Goethe von Wezlar schied, das Herz erfüllt von seiner unglücklichen Liebe zu Charlotte Buff, die er später als Werthers Lotte unsterblich machte. Sein Freund Merck hatte ihm empfohlen, das gastliche Haus des Geheimrats v. Laroché im Lahntal aufzusuchen. Dort fand er eine so freundliche Aufnahme, daß er noch nach vierzig Jahren in »Wahrheit und Dichtung« begeistert von der Familie Laroché erzählt: »Mit der Mutter verband mich mein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Witsinn, mit den Töchtern meine Jugend.«

Die älteste dieser Töchter, Maximiliane, half dem unglücklich Liebenden die Erinnerung an Charlotte Buff zu überwinden: »So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanz der beiden Himmelslichter.« Sie heiratete später den Frankfurter Kaufmann Brentano, und ihre Tochter Bettina meldete sich fünfunddreißig Jahre nach diesem Besuch im Lahntal bei Goethe in Weimar mit den Worten an: »Bettina Brentano, Maximilianes Tochter, Sophie Larochés Enkelin, wünscht Dich zu sehen.«

Frau v. Laroché war als Dichterin gefeiert. In ihrem literarischen Salon gingen die Größen des geistigen Lebens der damaligen Zeit aus und ein, vor allem Wieland. Hier war auch der Mittelpunkt der deutschen Rousseaugemeinde. Manche Gedanken Rousseaus finden sich in dem Roman von Sophie Laroché wieder.

Über das traurige Schicksal der Romanheldin vergossen viele Menschen der damaligen Zeit Tränen des Mitleids, so auch Herder und seine Braut Karoline Flachsland. Goethe sagte von dem Buche: »Die Herren Kritiker irren sich, wenn sie glauben, es ist ein Buch — es ist eine Menschenseele.«

Uns erscheint der Roman allzu überschwenglich. Aber noch heute ist interessant, daß das Fräulein v. Sternheim, das um seiner Tugenden so viel leiden mußte, Trost suchte in sozialer Tätigkeit, Verbesserung des Unterrichts, Unterweisung armer Kinder. Ebenso zeigt der Roman in der Vorurteilslosigkeit in bezug auf Standesvorurteile große Hinneigung zu Rousseau, und so paßte er so recht in die Zeit vor und während der französischen Revolution, die auch in Deutschland viele Gemüter in Aufruhr versetzte.

Der Roman ist in der damals besonders beliebten Briefform gehalten. »Allen tugendhaften Müttern, allen liebenswürdigen jungen Töchtern unserer Nation«, schreibt der Herausgeber, »will ich ein Geschenk mit einem Werk machen, welches mir geschickt scheint, Weisheit und Tugend, die einzigen großen Vorzüge der Menschheit, die einzigen Quellen einer wahren Glückseligkeit, unter ihrem Geschlecht, und selbst unter dem meinigen, zu befördern.«

Das Fräulein v. Sternheim hatte Eltern, die bei ihrer Eheschließung auf Schwierigkeiten stießen. Die Mutter war von altem, der Vater von neuem Adel.

Die Schwester der Mutter sah darin ein Hindernis für ihre eigene künftige Ehe und empörte sich, daß »wegen des elenden Kerls die ältere Schwester verschleudert wird«.

Das junge Paar bemüht sich, auf seinem Gute soziale Einrichtungen zu schaffen, die für die damalige Zeit etwas ganz Neues bedeuteten. In dem Armenhaus sind ein Lehrer und ein Arzt angestellt. Es wird Arbeit verrichtet, die wieder den In-sassen zugute kommt. Genaue Vorschriften für die Zimmerausstattung und -einteilung, für das Essen, für die Hausordnung sind gegeben. Auch ein Findelhaus wird eingerichtet für arme verlassene Kinder.

Sophie, die Heldin des Romans, erhält eine sehr sorgfältige Erziehung. Sie wird sehr jung Waise. Natürlich war sie, wie die meisten Romanheldinnen der damaligen Zeit, sehr schön und tugendhaft. Immer trat sie für die Armen ein im Gegensatz zu ihrer Umgebung an dem kleinen deutschen Hof, zu dem das Schicksal sie führt. Dort werden die Untertanen als Hunde bezeichnet, die man in Furcht und Unterwürfigkeit erhalten müsse, um die Abgaben alle Jahre richtig einzutreiben, damit man in seinem standesgemäßen Auftreten nicht gestört würde. Unerschrocken trat sie den Vorurteilen des Adels entgegen. Als ihr zum Vorwurf gemacht wurde, sie spräche, als ob sie die Enkelin eines Professors wäre, antwortete sie: »Es wäre mir lieber, durch meine Gesinnungen den Beweis zu geben, daß ich von edelgedenkten Seelen abstamme, als wenn ein schöner Name allein die Erinnerung gäbe, daß ich aus einem ehemals edlen Blute entsprossen sei.«

Sophies Leiden begann, als am Hofe sich alles mit ihren Verwandten verbündete, um sie zur Geliebten des Fürsten zu machen. Um dieser Schmach zu entgehen, ließ sich Sophie von einem englischen Lord überreden, sich heimlich mit ihm trauen zu lassen. Daß es sich nur um eine Scheintrauung handelte, wußte sie nicht. Merkwürdig ist überhaupt die große Vorliebe für England, die durch ihre Abstammung von einer englischen Großmutter erklärt wird.

Als Sophie sich von ihrem vermeintlichen Gatten verlassen sah, suchte sie Trost in nützlicher Tätigkeit. Sie nahm eine Stellung als Gesellschafterin an bei einer reichen Dame, die sie bewog, ihr Geld nutzbringend anzulegen. Sie ging von dem Grundsatze ihrer eigenen Erziehung aus, daß Tugend und Geschicklichkeit das einzige wahre Glück und Gutes tun die einzige wahre Freude eines edlen Herzens sei. Dann gründete sie eine Schule für Mädchen, die diesen eine Berufsausbildung geben sollte. Sie teilte ihre Schülerinnen nach Anlage von Geist und Herzen in Klassen: Sanfte und gutherzige Geschöpfe bildete sie zu Kindergärtnerinnen; solche, die Anlage zu Wiß und geschickte Finger hatten, sollten Kammerjungfern werden; nachdenkende und fleißige Mädchen Köchinnen und Haushälterinnen. Die letzte Klasse diente zur Ausbildung von Haus-, Küchen- und Gartenmägden. Wackere und wohlbedenkende arme Witwen oder begabte ledige Personen sollten den verschiedenen Unterricht übernehmen. Alle Wohltaten sucht Sophie durch Anhalten zur Arbeit gleichzeitig erzieherisch zu gestalten. Sie antwortete auf die Frage, warum sie nicht lieber Hofmeisterin junger Frauenzimmer würde: »Die Großen und Mittleren haben mündlichen und schriftlichen Unterricht neben allen Vorteilen des Reichtums und Ansehens; und die geringe, so nützliche Klasse bekommt kaum den Abfall des Überflusses von Kenntnissen und Wohlergehen.«

Einer Freundin, die Frauenzimmer, das heißt Mädchen höherer Stände erziehen will, gibt Sophie ebenfalls pädagogische Grundgedanken für weibliche Ausbildung. Die jungen Mädchen sollen keine Gelehrten werden, sondern zu jeder häuslichen Tugend angehalten werden. Sie sollen aber eine einfache Kenntnis erhalten von der Luft, die sie atmen, von der Erde, die sie betreten, von den Pflanzen und Tieren, von welchen sie ernährt und gekleidet werden. Auch einen Auszug der Historie sollen sie erhalten, »damit sie nicht ganz fremd dastehen und Langeweile haben, wenn Männer sich in ihrer Gegenwart davon unterhalten und damit sie sehen, daß Tugend und Laster beständig einen Kreislauf durch das ganze mensch-

liche Geschlecht gemacht haben«. Die Mädchen sollen auch jedes Wort, das eine Wissenschaft bezeichnet, verstehen, zum Beispiel was Philosophie, was Mathematik sei. »Von der Bedeutung des Ausdrucks ‚edle Seele‘, von jeder wohlthätigen Tugend geben Sie ihnen den vollkommensten Begriff teils durch Beschreibung, teils und am meisten durch Beispiele von Personen, welche diese oder jene Tugend auf eine vorzügliche Art ausgeübt haben.« Das Romanlesen soll man den jungen Mädchen nicht verbieten, aber möglichst solche herausuchen, in denen Personen nach edlen Grundsätzen handeln. Zur Stillung der Neugierde junger Personen beiderlei Geschlechts werden Reisebeschreibungen empfohlen, wo von der Naturgeschichte und den Sitten des Landes viel vorkommt, weil dadurch nützliche Wissenschaft in ihnen ausgebreitet würde. Außerdem sollten moralische Gemälde von Tugenden aller Stände gesammelt werden, damit in jeder Standesklasse Beispiele aufgestellt werden könnten. »Ein vorzüglicher Platz in einer öffentlichen Versammlung, ein besonderes Stück Kleidung könnte den Wert der Belohnung erhalten, wie es die alten großen Kenner des menschlichen Herzens gemacht haben.«

Das Schicksal führte schließlich Sophie nach England, wo sie unter dem Namen einer Madame Leidens eine Stellung fand, in der sie auf einem großen Gut wieder ihre philanthropischen Bestrebungen in die Wirklichkeit zu übertragen suchte. Dort wurde sie von ihrem einstigen vermeintlichen Vassen entdeckt, der sich inzwischen vermählt hatte. Um sich vor ihrer Anklage zu schützen, ließ er Sophie in die Einöde des schottischen Gebirges entführen. Hier wurde sie endlich von dem Manne, dem ihre Liebe immer gegolten hatte, ebenfalls einem englischen Lord, und der früher an ihr gezweifelt hatte, gefunden. Damit beginnt die glückliche Zeit ihres Lebens. Sie kann mit dem Mann ihrer Liebe in schöner Häuslichkeit, in sorglosem Dasein all ihre guten und edlen Gedanken verwirklichen. »Sie begnügt sich nicht damit, gut zu denken,« heißt es, »alle ihre Gesinnungen müssen Handlungen werden.«

Der Roman schließt mit den Worten: »Wieviel Segen, wie viele Belohnung verdienen die, welche uns den Beweis geben, daß alles, was die Moral fordert, möglich sei, und daß diese Abungen den Genuß der Freuden des Lebens nicht

Der sehr sentimental und weitschweifig geschriebene Roman mit seiner tugend-

Lebens sind.«
 führen, sondern sie veredeln und bestätigen und wahres Glück zu allen Zufällen des harten Heldin hat für unsere Zeit nur noch historisches Interesse. Immerhin ist es bemerkenswert, daß dieser erste deutsche Frauenroman keineswegs ausschließlich eine gefühlselige Liebesgeschichte ist, sondern daß die Verfasserin sich mit ihren sozialen und pädagogischen Grundsätzen auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen sucht. Insofern ist der Roman des Fräuleins v. Sternheim von Sophie Larocke ein Beitrag zur Frauenfrage um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert, denn damals begannen die Frauen sich von ihren ausschließlich häuslichen Interessen den allgemein menschlichen Interessen zuzuwenden.

Literarische Rundschau

Dr. L. Pohle, *Die Wohnungsfrage*. Zwei Bände (Sammlung Göschen). Berlin. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.

Die beiden Bändchen enthalten eine kurze Darstellung der wichtigsten Probleme des Wohnungswesens. Die Vorherrschaft der Mietkasernen in den deutschen Großstädten führt Pohle darauf zurück, daß der Deutsche bei der Anlage von Siedlungen stets Anschluß an schon vorhandene Ortschaften suche, während zum Beispiel der Engländer sich nicht scheue, Wohnungskolonien auf freiem Felde anzulegen. Dazu käme dann noch, daß im Ausland die Bauvorschriften vielfach nicht so streng seien wie in Deutschland und dadurch der Bau von kleinen Häusern erleichtert

werde. Viele der Anklagen, die gegen die Mietkaserne erhoben werden, sind nach Pohles Anschauung unberechtigt. Er ist der Meinung, daß sich in der Mietkaserne die Baukosten für eine gleich große Wohnung billiger stellen als in einem kleinen Hause.

Die Berechnungen, auf die er sich beruft, sind deshalb nicht beweiskräftig, weil sich daraus nicht ersehen läßt, ob die baulichen Erleichterungen, die in bezug auf Mauerstärke usw. beim Kleinhaus zugelassen werden, genügend beachtet sind. Zugugeben ist, daß auch Mietkasernen so eingerichtet werden können, daß die darin befindlichen Wohnungen allen hygienischen Anforderungen genügen. Aber nach der Ansicht moderner Hygieniker besteht, wie Pohle auch selbst erwähnt, der gesundheitliche Hauptnachteil des Lebens in der Stadt in der Entwöhnung des Menschen von der Bewegung im Freien. Zweifellos werden die Inhaber von Stadtwohnungen und besonders die Frauen und Kinder desto mehr ins Freie kommen, je weniger Mühe sie das kostet, und beim Kleinhaus ist es nicht nur sehr viel leichter, ins Freie zu gelangen wie bei einem vielgeschossigen Hause, sondern es kann auch im Sommer sehr leicht ein Teil der Hausarbeit im Freien erledigt werden.

Den Anschuldigungen, die gegen das private Bauunternehmertum erhoben werden, sucht Pohle mit dem Hinweis zu begegnen, daß der Wohnungsbedarf zum großen Teil durch private Bauunternehmer gedeckt worden sei, während nur ein kleiner Teil der vorhandenen Wohnungen von gemeinnützigen Organisationen errichtet wurde. Vergleicht man die Zahl der gemeinnützigen Bauvereinigungen gehörenden mit der Gesamtzahl aller vorhandenen Wohnungen, so erhält man jedoch ein falsches Bild von der Bedeutung des gemeinnützigen Wohnungsbaus, weil die gemeinnützige Bautätigkeit erst in den letzten Jahren einen größeren Aufschwung genommen hat. Will man ihrer Bedeutung gerecht werden, so muß man feststellen, wie groß der Anteil der von gemeinnützigen Organisationen errichteten Wohnungen an der Zahl der in den letzten Jahren neu erbauten Wohnungen ist. Nach Pohles Anschauung ist es jetzt die Hauptaufgabe der Wohnungspolitik, die private Bautätigkeit wieder in Gang zu bringen, was seiner Ansicht nach nur möglich ist, wenn die Anpassung der Mietpreise an den gesunkenen Geldwert nicht gehindert wird. Professor Pohle übersieht, daß es trotz der so stark gestiegenen Baukosten zur Besehung der Bautätigkeit vollkommen genügt, wenn die Mieter der alten Wohnungen mit zum Tragen der Mehrkosten der neuen Wohnungen herangezogen würden, was noch lange nicht einer Anpassung der alten Mieten an den Geldwert von heute notwendig machte.

In dem zweiten Bändchen beschäftigt sich Pohle mit dem Zusammenhang zwischen Mieten und Bodenpreise, wobei er sich gegen die Anschauung wendet, daß die Bodenspekulation die Bodenpreise verteuere. Um die Richtigkeit seiner Ansicht zu belegen, gibt er eine Berechnung über die Selbstkosten einer Terraingesellschaft wieder, aber gerade diese Berechnung zeigt, wie schädlich das bisher herrschende System der Landerschließung ist. Aus dem von Pohle herangezogenen Beispiel geht nämlich hervor, daß die Selbstkosten einer Terraingesellschaft deshalb zu hoch sind, weil diese für den Boden schon mehr als den landwirtschaftlichen Wert bezahlt, dann das Land mehrere Jahre ungenützt liegen läßt und deshalb Zinsen zuschreiben muß. Bei einer gemeinwirtschaftlichen Regelung der Bodenerschließung, die allerdings ein weitgehendes Enteignungsrecht der Gemeinden voraussetzt, brauchte man auch für Land, das zum Wohnungsbau diene, nur einen dem landwirtschaftlichen Wert des Bodens entsprechenden Preis zu zahlen und das Land erst dann zu erwerben, wenn wirklich gebaut werden soll, so daß Zinsverluste vermieden werden können.

Pohle bestreitet dann weiter den monopolistischen Charakter des Wohnungsbodens. Aber in der Nähe einer größeren Siedlung ist Land, das praktisch für den Wohnungsbau in Betracht kommt, nur beschränkt vorhanden. Die Bodenbesitzer stimmen auch ohne Vereinbarung darin überein, daß sie ihr Land nur zu einem

den landwirtschaftlichen Wert übersteigenden Preis abgeben wollen, und sie sind meist in der Lage, mit dem Verkauf ihres Landes so lange zu warten, bis sie ihr Ziel erreicht haben. Daß demnach Pöhle für eine radikale Wohnungsreform, wie wir sie vom sozialistischen Standpunkt aus fordern müssen, nichts übrig hat, braucht kaum gesagt zu werden. Die Aussichten für die künftige Entwicklung der Wohnungszustände in Deutschland hält Pöhle — leider mit Recht — für sehr schlecht; freilich würden sich unsere Wohnungsverhältnisse nicht verbessern, sondern noch verschlimmern, wenn, wie Pöhle es für notwendig hält, die Zwangswirtschaft im Wohnungswesen beseitigt würde.

Max Sachs

Dr. John Schikowski, Sitten- und Charakterbilder aus der Französischen Revolution. Berlin 1920, Buchhandlung Vorwärts. Preis kartoniert 9 Mark.

Die vierzehn fein ziselierten Essays, die uns Schikowski — gewissermaßen als Nebenerzeugnis seiner in Paris betriebenen Kunststudien — darbietet, haben weder in der Arbeiterschaft noch in der sogenannten revolutionären Intelligenz die Aufnahme gefunden, die sie verdienen; und doch tritt in diesen vom hellen Feuerfchein der Französischen Revolution beleuchteten Skizzen deutlicher als in so manchen wortreichen Kulturschilderungen jener Zeit das eigenartige, farbenreiche Pariser Milieu der Revolutionszeit hervor. Aus der bunten Masse der revolutionären Handlungen, Episoden und Charaktere hat Schikowski sich solche als Objekt seiner Darstellung ausgewählt, die ihm als typisch für die in der Revolution zum Durchbruch drängenden Kräfte und Gegenkräfte erschienen. Er will in seinen Charakterbildern die Träger bestimmter einander widersprechender politischer Strömungen und Tendenzen der Revolutionsbewegung zeichnen. Das ist ihm auch in den meisten seiner leicht hingeworfenen, aber von gründlichen Geschichtsstudien zeugenden Skizzen gelungen. Vor allem läßt sich seinen Charakterzeichnungen nachrühmen, daß sie historisch wahr sind. Während die Helden der in letzter Zeit an manchen deutschen Theatern aufgeführten Revolutionschauspiele, wie Georg Büchners und Romain Rollands »Danton«, der historischen Wahrheit völlig widersprechen und teils als idealisierte Phantasiegestalten, teils als Karikaturen bezeichnet werden müssen, halten Schikowskis Charakterzeichnungen von Mirabeau, Camille Desmoulin, Danton, Robespierre und von den Damen Roland und Tallien der kritischen Nachprüfung durchaus stand. Nur das Bild Camille Desmoulins, des Lieblings unserer geistreichelnden Feuilleton-Geschichtsschreiber, scheint mir noch immer zu sehr geschmeichelt zu sein. Ebenso zeugen die kurzen Schilderungen der »Jeunesse dorée« (der Muscadins) sowie des Pariser Sitten- und Kunstlebens während der Revolutionsjahre von gründlicher Vertiefung in die Pariser Lokalgeschichte der Revolutionsperiode.

Aber gerade diese Ungeschminktheit, die nicht beschönigt und verkleistert, liebt nun mal das große Lesepublikum nicht, vor allem nicht das heutige, in dem wir wieder einen gewissen Zug zur Romantik (oft zur naivsten Kinoromantik) und zum Mystizismus wahrnehmen. Man will die Revolutionshelden im Staatskleid in großer Pose auf der Rednertribüne oder tief in Gedanken versunken am mächtigen Diplomatentisch sehen, nicht, wie Schikowski sie teilweise zeigt, in Nachthemd und Unterhose.

Heinrich Cuno

Bernard Shaw, Die Geliebte Shakespeares und andere Essays. (Europäische Bücher.) Zürich, Verlag Max Rascher.

Der von Siegfried Trebitsch ins Deutsche übersetzte jüngste Shaw-Band der bekannten »Europäischen Bücher« enthält eine Sammlung mehrerer geistvoller Essays, die teils von dem Verfasser vor großen Zuhörerkreisen gesprochen, teils jetzt erst für die Veröffentlichung in Buchform bestimmt wurden. Die Themen, die Shaw diesmal wählt, sind untereinander ganz verschieden und sehr vielfältig, immer aber

von diesem genialen Satiriker und Meister des Stils in eine Form gebracht, die ihm Sympathien für seine Ausführungen schafft, auch wenn sich die eigenen Ansichten nicht damit decken.

In der Titelnovelle der vorliegenden Sammlung tritt Shaw den irrigen Legenden gegenüber, die sich an die Geliebte Shakespeares knüpften und den Dichter selbst als sentimentalien Liebhaber lächerlich zu machen geeignet waren, geht aber bei dieser Gelegenheit weit über den Rahmen seiner engeren Stoffwahl hinaus und schildert im geraden Gegensatz zu dem kleinlichen und an gebrochenem Herzen leidenden Alltagsmenschen, wie ihn der Schriftsteller Harris darzustellen sucht, den Dichter als überragende Persönlichkeit, der England verpflichtet wäre, die verdiente Ehre zu erweisen und ihr ein Nationaltheater als weithin in die Jahrhunderte sichtbares Monument zu errichten.

Der an die Spitze gesetzten literarischen Skizze steht als letzte der Sammlung ein literarischer Essay über Eugen Brieux gegenüber, dessen hervorragende Bedeutung für die französische und englische Bühne Shaw durch die Aufrollung des gesamten Werkes Brieux' darlegt. Zweck seiner Ausführungen sei, fügt der Verfasser ironisch hinzu, seinen Zeitgenossen die Scham zu ersparen, wenn sie einmal im Himmel als selige Geister nach Brieux gefragt würden, von diesem Revolutionär der Bühne nichts zu wissen. Denn tatsächlich sind »Les avariés«, »Maternité« und die »Schiffbrüchigen« umstürzlerische Stücke auf dem Boden des Theaters, beschaffen, eine neue Epoche des Theaterwesens heraufzubringen.

Zwischen den beiden literarischen Skizzen stehen einige sehr geistvolle Plaudereien. Eine davon über den Wert der Kunst als Handelsware, das heißt als Einnahmequelle, ganz unabhängig von der in ihr selbst ruhenden Bedeutung. Ganz frei heraus wird die nackte Wahrheit verkündet, daß sich der Künstler verkaufen müsse, wenn er seine Fähigkeiten nutzbringend verwenden will. Ferner enthält das Buch zwei Essays über die Gleichheit der Einkommen und über das Töten als Sport. Dabei weist Shaw nach, daß das ganze Steuersystem in England eine Aufteilung des gesamten Volkseinkommens im Sinne der Vereinheitlichung der Einzeleinkommen bedeute und daß auch die Altersvorsorgungsgebühr von 5 Schilling die Woche für alle Menschen über 70 Jahre und ohne festes Einkommen, ohne Unterschied von Geschlecht, Rang usw., bereits ein Schritt auf diesem Wege sei. Besonders packend aber sind seine Ausführungen, wo er über die beschränkte Wahl des Lebensgefährten oder der Lebensgefährtin spricht, die ja letzten Endes nur eine Einkommensfrage, eine Klassenwahl statt einer Liebeswahl sei.

J. H.

Auguste Supper, *Der Weg nach Dingsda*. Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Preis gebunden 16 Mark.

Das neue Buch der bekannten süddeutschen Erzählerin ist wieder reich an innerem Gehalt. Anspruchslose Geschichten sind es zumelst: Schicksale des sogenannten kleinen Mannes, der sich hart und schwer durch die Nöte des Alltags ringen muß. Derartige geistige Kost wird vielfach geboten, aber selten mit so viel lächelnder Menschenliebe und mit einem so starken sittlichen Ernst, wie sie Auguste Supper zu vergeben hat. Dieses sonnige Verstehen und Sichversenken in alle Wunderlichkeiten des Lebens macht ihre Geschichten so lieb und lesenswert. Der innere Gehalt dieser Schilderungen zwingt selbst den oberflächlichen Leser zur Nachdenklichkeit. So eng umgrenzt auch die Welt der Supperschen Schilderungen auf den ersten Blick erscheint, das darin verankerte Geschehen und Erleben wächst — ähnlich wie bei Rosegger — sich zu Allgemeingültigem aus, das deshalb so typisch wirkt, weil es in der Gegenwart wurzelt und in der Symbolik der fein durchgearbeiteten Gestalten und Bilder so überzeugend wirkt. Die persönliche Beschaulichkeit der Dichterin läßt das ihr eigene Fünkchen Humor, das sie hier und da geschickt anzubringen versteht, niemals erlöschen. Und so umsonst eine stille, behagliche

Lebensfreude die meisten Episoden ihrer neuen Erzählungen. Die oft etwas übermäßig breit wirkende Ausführlichkeit ihrer Vortragsart wird durch eine schöne, edelgeformte Sprache ausgeglichen. Man empfindet Freude und Genuß beim Lesen. Und da die Geschichten meist in den Kreisen von Bauern und ländlichen Werk-tätigen spielen, werden sie auch den städtischen Arbeiter interessieren. Die Höhe des Anschaffungspreises dürfte das Buch freilich eher den Bibliotheken als dem Privatbesitz zugänglich machen.

Theodor Thomas, Die verjüngte Frau. Neue lustige Geschichten. Berlin, Verlag Vorwärts. 120 Seiten. Preis 8 Mark.

Wieder ein lustiges Buch unseres Frankfurter Humoristen. Wieder das Leben mit lachenden Augen geschaut! Jungmädelsgeschichten und Geschichten von verheirateten Frauen in buntem Durcheinander. Eine Skizze »Die verjüngte Frau« hat dem Buche den Titel und die Umschlagszeichnung gegeben. Es dreht sich jedoch nicht immer ausschließlich um die Frau, die Mannsleute erscheinen auch auf der Bildfläche. Fast immer aber sind sie in ein gewisses Verhältnis zur Frau gestellt: bald in ein harmloses, bald in ein weniger harmloses, bald in ein durch einen regel-rechten Trauring legitimiertes. Wenn der Herr der Schöpfung solo auftritt, wird Thomas gewöhnlich »politisch«; das glückt ihm nicht immer, denn dann kommt er ins Konstruieren seiner Typen. Wo er sie aber lebensecht erschaut abkonterfeit, da muß man über die gelungene Art seiner Darstellung immer lachen. Manches wirkt da — namentlich in diesen Tagen der Preußenwahl — recht aktuell (»Der Mann mit den sieben Stimmen«); im sozialistischen Sinne aufklärend gehalten sind die Skizzen »Arme, kleine Valuta« und »Die sozialisierte Familie«; fein heraus-gemeißelt ist »Hände«; wohl ein Stück eigener Jugenderinnerung ist in »Die neue Mutter« festgehalten; anderes hätte besser fortbleiben können, wie zum Beispiel »Kohlendrama in Sprichwörtern«. Seine Stoffe und Vorbilder holt sich Thomas her, wo er sie findet: die Lebensmittelpnot muß herhalten, die Kleidungsmisere, der ganze Jammer unserer Zeit. Frisch angepackt ist dabei alles, nur etwas allzu oberflächlich gearbeitet; einige mäßig feilende Striche hätten gar manche Unfertigkeit leicht beseitigen können; auch das fehlende Inhaltsverzeichnis dürfte von manchem vermißt werden. Aber seinen Zweck erfüllt das Buch darum dennoch; wer sich eine vergnügte Stunde schaffen will, soll es lesen, und wer sie auch anderen wünscht, soll es weiter empfehlen.

L. L.

Notizen

Anwachsen des amerikanischen Schifffahrtskapitals. Seit die Vereinigten Staaten von Amerika begonnen haben, ihre kleine Handelsflotte in schneller Folge immer weiter auszubauen, hat sich natürlich auch das in Schifffahrtsunternehmungen, Werften, Schiffsspeichern usw. angelegte Kapital riesig vermehrt. Um welche Summen das in derartigen Unternehmungen investierte Kapital seit Kriegsbeginn gewachsen ist, zeigt folgende dem »Journal of Commerce« entnommene statistische Aufstellung:

Jahr	Dollar	Jahr	Dollar
1914 (August-Dezember)	1844000	1918	120353000
1915	37062000	1919	323613000
1916	69466000	1920	585448000
1917	271503000	Zusammen 1409289000	

Bei diesen Investitionen handelt es sich lediglich um Privatkapital. Dazu treten die Aufwendungen der Regierung für den Bau neuer Schiffe usw., die sich auf über 3 Milliarden Dollar belaufen.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Die Zerkleinerung des Bolschewismus. Von Heint. Cunow.

Ausfuhrabgabe und Handelsbilanz. Von Artur Heichen.

Philosophie und Philosophiegeschichte.

Von Karl Vorländer.

Der erste deutsche Frauenroman. Von Anna Bloß.

Literarische Rundschau: Dr. L. Pohle, Die Wohnungsfrage. ♦ Dr. John Schitowski, Sitten- und Charakterbilder aus der Französischen Revolution. ♦ Bernard Shaw, Die Geliebte Shakespeares und andere Essays. Auguste Supper, Der Weg nach Dingsda. ♦ Theodor Thomas, Die verjüngte Frau.

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 25 Pf., vierteljährlich 16 Mark 25 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von S. H. W. Diez Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs vom 1. April 1921 ab zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen. Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.—

An unsere Leser!

Mit dem 1. April 1921 tritt eine Erhöhung des Bezugspreises der Neuen Zeit ein. Das einzelne Heft kostet von da ab

1 Mark 50 Pf.

bei Vierteljahrsbezug 19 Mark 50 Pf.

Unsere Erwartung, daß das Steigen der Herstellungskosten ein Ende nehmen werde, ist getäuscht worden. Wir hätten bereits am 1. Januar dieses Jahres den Zuschlag auf 50 Pf. erhöhen sollen und müssen das nun nachholen, obgleich auch dadurch bei weitem die Kosten nicht gedeckt werden. Wir bitten unsere Leser, die Erhöhung des Bezugspreises als etwas Unabwendbares zu betrachten und uns mit der Gewinnung neuer Abonnenten tatkräftig zu unterstützen.

Hochachtungsvoll

Der Verlag der Neuen Zeit

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Elfas, Dr. M., Zurück zur Goldwährung. München, J. Schweizer. 16 S.

Engler, W., Wohnungsgenossenschaften gegen Wohnungsnot. Berlin, Vorwärtsverlag. 22 S.

Harkort, Fr., Bemerkungen über die Hindernisse der Zivilisation und Emanzipation der unteren Klassen. Fortsetzung der „Bemerkungen über die preussische Volksschule“. Nach der Originalausgabe (Ebersfeld 1844) mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. F. Ziehen. Frankfurt a. M., Moriz Diesterweg. 99 S. Geh. M. 3.80 und 100 Prozent Zuschlag.

Hiersemann, Karl, Katalog Nr. 481: Zeitschriften, Periodica. Katalog Nr. 487: Manuskripte vom Mittelalter bis zum sechzehnten Jahrhundert. Einzel-Miniaturen, orientalische Manuskripte und Malereien. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung Hiersemann.

Hoppe, Karl, Das Erwachen. Revolutionäre Dichtungen. (Anthologie.) Leipzig, Otto Zöphel. 190 S. Geh. 6 M., geb. 10 M.

Hue, Otto, Die Sozialisierung der Kohlenwirtschaft. Berlin, Vorwärtsverlag. 23 S. Geh. 1 M.

Verlag von J. S. W. Diez Nachf. G.m.b.H. Stuttgart

Soeben ist erschienen:

Rasse und Judentum

Von

Karl Rautsky

Zweite,
durchgesehene und vermehrte
Auflage

Preis 8 Mark

★ ★ ★

Rautsky wendet sich in seiner jetzt vorliegenden Schrift ganz besonders gegen die Rassentheorie in Verbindung mit dem Antisemitismus. Er schreibt darüber in seiner Vorrede:

„Dringender als je ist es notwendig, den Proletariern aller Länder zu zeigen, daß die kriegerischen Gegensätze der Staaten auf keinem unwiderstehlichen Faktor beruhen, weder auf dem natürlichen der Rasse, noch auf dem ökonomischen der wachsenden Imperien. Je mehr die Arbeiterschaft sich von Schlagworten abwendet, desto mehr wird sie erkennen, daß die heutigen Gegensätze der Staaten nur auf Gegensätzen kleiner Eliten beruhen, die mächtig sind bloß dadurch, daß die arbeitenden Massen sich von ihnen nachführen lassen.

Das Proletariat aller Länder den nationalistischen Schlagworten gegenüber kritisch zu stimmen, es gegen sie immun zu machen, es zu befähigen, die Internationalität aus einem unklar empfundenen Gefühl zu einer klar erkannten Idee zu erheben, gehört zu den dringendsten Aufgaben der Zeit. Möge es meiner Schrift gelingen, zu ihrer Lösung beizutragen.“

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Soeben sind in neuen Auflagen erschienen:

Charles Fourier

Sein Leben und seine Theorien

Von A. Bebel

Mit einem Porträt Fouriers und einer Abbildung
des Phalanstères

Vierte Auflage

Internationale Bibliothek Band 6 ♦ Preis gebunden 14 Mark

Aus Leben und Wissenschaft

**Gesammelte Vorträge und Aufsätze
von Professor Dr. A. Dodel**

Erster Teil

Leben und Tod

Siebte Auflage

Internationale Bibliothek Band 26a ♦ Preis gebunden 14 Mark

Zweiter Teil

**Bauer, Arbeiter, Wissenschaftler. ♦ Konrad Deubler, ein Bauern-
philosoph. ♦ Vom Weib. ♦ Über die ältere Natur-Verachtung
und die neuere Natur-Betrachtung**

Sechste Auflage

Internationale Bibliothek Band 26b ♦ Preis gebunden 14 Mark





UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 085659123